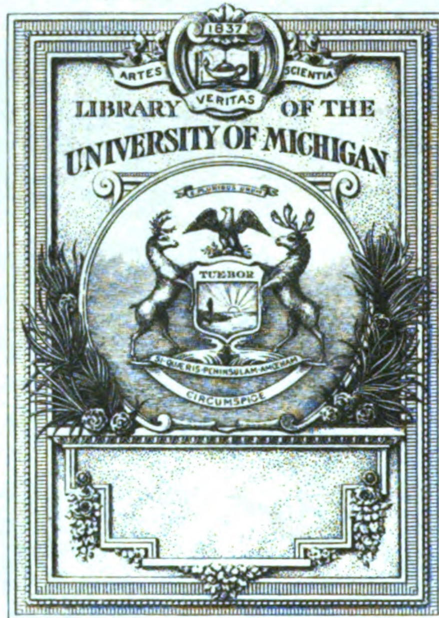


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Westermanns Monatshefte



69. Jahrgang. 138. Band. 1. und 2. Teil

März 1925 bis August 1925

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Verzeichnis der Mitarbeiter

Inhalt des hundertachtunddreißigsten Bandes

1. und 2. Teil. März 1925 bis August 1925

Beiträge nach der Reihenfolge

Beiträge nach dem Abc

Literarische Rundschau

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

Kunstblätter und Einschaltbilder

März

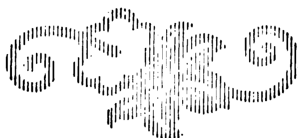
April

Mai

Juni

Juli

August



Westermanns Monatshefte



März 1925

69. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus



Hermann Groeber: Mädchen mit Tomaten

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1924

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 823 März 1925

Könige

Erzählung von Otto Pietsch



Hast du den fremden Vogel gehört, Rostane? Er sang wieder diese Nacht.«

»Ich hörte ihn. Es war heiß. Ich schlief lange nicht.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Noch niemals.«

»Wunderbare Federn hat er, rote, grüne, gelbe. Um den Kopf einen Wedel aus goldenen Daunen, wie eine Königstiara. Seine Augen sind braun, mit goldenen Funken in der Tiefe. Wie die deinen, Rostane.«

»Sahst du ihn?«

»Wenn ich seine Stimme höre, sehe ich ihn genau.«

Die Kinder schwiegen. Aus den Büschen in der Tiefe des Gartens, über dem rot und groß die scheidende Sonne stand, kamen plötzlich schwellende, schluchzende Laute, ähnlich dem Sang einer Nachtigall.

»Wir wollen ihn suchen,« sagte der Knabe geheimnisvoll.

Die Kinder stiegen von der Terrasse vor dem Palast die roten Marmorstufen hinab in den Garten. Die Kieskristalle glänzten auf den breiten Wegen zwischen den geometrischen Figuren der Rasenplätze und der üppigen Blumenbeete. Sie kamen zu einem Rosengang. »Hier ist es schön,« sagte der Knabe, verweilend. »Wie die Rosen leuchten! Komm, wir setzen uns auf die Rasenbank!«

»Und der Vogel?«

»Wir werden ihn nicht finden. Er wird schweigen, wenn wir nahen. Hier kommt sein Lied zu uns.«

Das Mädchen blickte enttäuscht.

»Ich erzähl' dir von ihm, Rostane,« sagte der Knabe. »Von seinem fernen Heimatland, von seiner Traurigkeit, alles, was er in seinem Liede singt.«

Des Mädchens Augen erglänzten sanft ...

Zwischen zwei Säulen auf einem der Söller des Palastes stand König Manoah. Die Strahlen der Sonne fielen auf sein braunes Gesicht und auf das kunstvolle, von dünnen, goldbeschlagenen Riemen durchzogene Geflecht seines dunklen Bartes, der in länglichem Viereck bis zum Halssaum des dunkelgrünen Seidenhembes reichte. Seine Blicke waren den Kindern gefolgt. Er hatte ihr Gespräch gehört. »Er ist, wie seine Mutter war,« sprach er leise. »Der zaubernde Traum. Die große Sehnsucht. Das schnelle Ermatten.« Die Gazellengestalt der Gestorbenen stand vor ihm, Glück eines Jahres, bis sie ihm die Zwillingssöhne in den Schoß gelegt, auf daß dieses neue Glück alle ihm noch beschiedene Lebenszeit fülle.

Ein ungestümes Laufen klang auf dem Kies. »Hyza! Rostane! Wo seid ihr?« Der König sah den andern seiner Söhne. Mit federnden Knien eilte er, das Antlitz glühend von Hitze und Eifer.

Rostane antwortete mit einem hellen Schrei.

Der Knabe nahm seinen Lauf dem Klange nach quer über die Rasenflächen und die Beete, die Blumen niedertretend, wo sie auf seiner Bahn waren. Der Aufseher der Gärten, von fern zusehend, schüttelte traurig den Kopf. »Kommt!« rief der Knabe, bei den beiden angelangt, Atem schöpfend. »Meine Burg ist gebaut!«

»Wir werden die Burg morgen sehen, Radamah!« sagte Hyra. »Es ist schön hier. Hör' den Vogel!«

Die Äderchen an den Schläfen des Glühenden schwollen. »Ihr müßt sie gleich sehen. Von früh an, da wir aufhörten, uns zu üben im Pfeilschießen, hab' ich gebaut. Den Vogel erleg' ich.« Er löste ein Katapult, griff in ein Säckchen, das ihm prall vom Gürtelleder hing, und schnellte einen Stein in die Richtung des Vogelsangs.

Der König sah von der Höhe seines Söllers Rostanes Antlitz erschreckt. Sie erhob sich von der Rasenbank. Radamah ergriff sie am Handgelenk wie eine Beute. Ungestüm eilte er. Hyra lief auf des Mädchens andrer Seite, ein wenig zurückbleibend. Des Königs Blick folgte den dreien, bis sie hinter dem Palast verschwanden.

König Manoah stand tief nachdenklich. Oft suchten diese Gedanken beim Anblick der Spiele der Kinder ihn jetzt auf: War Rostane, des geliebten Freundes einziges Kind, das Vermächtnis des Entthronten und Vernichteten an ihn, den Jugendgespielen, die Sonne seines Palastes, war sie Glück oder Unglück seines Hauses? Schuf sie, das Mädchen, die Brücke zwischen diesen fern voneinander weichenden Knabenseelen? Oder war sie bestimmt, zwischen die dem gleichen Mutterschoße zur gleichen Stunde Entstiegenen Trennung zu setzen auf immerdar?

Der König verließ den Söller. Unter seinen Schuhen aus weichstem Saffianleder blieb sein Tritt über die dicken Teppiche der Innengemächer des Palastes unhörbar. Er trat hinaus auf einen andern Balkon, von dem aus er das Spiel der Kinder wieder vor seinen Augen hatte.

Die drei waren bei der Umhegung des Palastgartens angelangt. In bronzenen, vierkantigen Stangen, von querlaufenden Stäben geschnitten, so daß sie kleine, offene Quadrate bildete, erhob sie sich auf einem Unterbau aus weißem Marmor. Durch die Quadrate schimmerte das perlmuttergraue Pflaster des Vorhofs, der, mit vielerlei Gebäuden besetzt, fern durch eine hohe Mauer von glasierten Ziegeln abgeschlossen war.

In der Nähe des bronzenen Gitterwerks stand die Burg des Radamah, ein kniehoher, viereckiger Wall aus Lehm, mit Zinnen aus bunten Backsteinen.

»Hundert Unbesiegbare des Königs verteidigen die Burg,« rief Radamah. »Ich belagere sie und werde sie erobern.«

Katzenhaft sprang der Knabe gegen den Wall an. Er focht vor ihm, mit den Händen um sich schlagend, gegen Unsichtbare, wich kämpfend zurück, brach ungestüm von neuem vor. Der König sah Rostanes Augen hell leuchten, im Bann der Anmut und Geschmeidigkeit Radamahs.

Plötzlich wich Radamah mit raschen Schritten zurück. Er hielt inne. »Zu viele sind ihrer!« sagte er. »Hundert Unbesiegbare des Königs! Die besten Streiter der Welt! Und die Burg ist ungeheuer stark.«

»Du m u ß t sie nehmen!« feuerte das Mädchen an, glühend.

»Ich m u ß sie nehmen.«

Der Knabe stand stumm, wie wenn er neuen Atem schöpfte. Plötzlich strahlten seine Augen. Er eilte auf das Mädchen zu, ergriff sie bei der Hand, zog sie ungestüm mit sich zur Burg und über den Wall hinein. Mit gewaltigem Satz sprang er zurück. »Du, Rostane,« rief er hell, »bist in der Burg gefangen. Jetzt w e r d e ich sie nehmen.« Er wich fünfzig Schritt zurück.

»Tausend Unbesiegbare des Königs sind nun hinter der Mauer!« schrie er zu den beiden. »Du bist ihr Führer, Hyra. Verteidige Rostane! Ich habe nur hundert Männer der Berge. Jetzt kommen wir heran.«

Hyra blieb abseits, den Mund schmerzlich verzogen.

Mit einem festen Schreiten, wie dröhnend in Waffen, kam Radamah daher. Schon zehn Schritt vor der Burg begann der Kampf. Er warf seinen Körper nach rechts, nach links, vorwärts, rückwärts, das Auge blitzend immer auf Rostane gerichtet, die lächelnd auf ihn schaute. Auf Hyra achtete er nicht mehr. »Fünfhundert Gefallene sind es jetzt und vierhundert Gefangene!« scholl sein Ruf. »Neunzig Männer der Berge sind tot. Jetzt kommt der letzte Kampf.«

Er sprang über den Wall. »Ich habe dich erobert, Rostane!«

Helles Pferdegewieher klang. Der Knabe ließ Rostanes Hände und lauschte. »Die Hengste kommen!« rief er freudig. »Der Stallmeister hat mir gesagt, daß sie heute noch kommen werden.«

Über den weiten Vorhof nahte ein langer Zug Pferde, je zwei und zwei. Zwischen jedem Paar ging ein brauner, mit dünnem Wollhemd bekleideter Mann, die jungen, edlen Tiere, deren einige sich bäumten, an kurzen Halftern haltend. Sie schritten den langgestreckten Stallungen zu.

Radamah stand an einem der Bronzequadrate. Mit glänzenden Augen sah er die wundervollen Tiere. »Kommt!« rief er. »Wir sehen zu, wie sie an die Krippen gebracht werden. Kommt!« Er lief, ohne sich umzuwenden, das Gitter entlang bis zum Ausgang.

Rostane schickte sich an, zu folgen. Sie fühlte ihre Hand leise von Hyras Hand ergriffen. Noch schmerzlicher war sein Antlitz, wie wenn Weinen ausbrechen wollte. Sie blieb stehen. Sanft drückte sie seine Finger.

In diesem Augenblick begann fern der Vogel wieder zu schlagen. Die beiden Kinder wandten sich, der gleichen Empfindung folgend, und schritten langsam dem Klange zu, Hand in Hand. Die Sonne war untergegangen. Auf dem türkisenfarbenen Himmel stand blaß die Sichel des halben Mondes.

»Hörst du, wie er schluchzt?« fragte der Knabe.

»Ja,« sagte das Mädchen.

»Kennst du seinen Kummer?«

»Erzähl' es mir.«

»Einmal, als er zurückkam zum Nest, fand er sein Weibchen nicht. Seitdem erfreut ihn das Licht der Sonne nicht mehr, und er klagt und ruft nach ihr den Abend und die ganze Nacht.«

»Warum war sie nicht im Nest?«

»Jemand hatte sie geraubt. Oder sie hatte sich verirrt und nicht mehr zurückgefunden. Oder sie war gestorben.«

Der Garten lag nach kurzer Dämmerung unter dem samtenen Fittich der Nacht. Der Schein des halben Mondes glitzerte auf den kleinen Blättern der Rosenranken. Rostane sah an Hyras Wimpern zwei Tränen, wie kleine Kristalle.

Sie blieb stehen. Sie umschlang mit beiden Armen den Nacken des Knaben, zog sein Antlitz zu ihrem, und die Kristalle an seinen Wimpern schmolzen von dem warmen Hauch ihrer Lippen.

König Manoah fühlte, daß sein Körper siech wurde und zum Grabe welkte.

Zwei Dinge bekümmerten sein Herz: welchem seiner Söhne sollte er Rostane geben, die herrlich Erblühte? Denn beide waren vor ihn hingetreten und hatten gesprochen: »Gib mir Rostane zum Weibe!« Und wie sollte er das Reich teilen unter sie?

Eins war zugleich das andre. Denn es stand bei König Manoah fest, daß die Länder der Ebene mit der Fülle ihrer Gaben derjenige der beiden erhalten müsse, der Rostane erhielt, und der andre über die Stämme der Berge herrsche, die karg lebten von den kargen Früchten ihrer schmalen Täler.

Eines Tags ließ König Manoah Rostane vor sein Antlitz kommen.

Er ruhte auf einem mit buntem Teppich bedeckten Lager unter einem Baldachin. Sein Bart, weiß wie die Wolle seiner besten Hochlandschafe, lag in Zöpfen geflochten auf dem Brokat seines Gewandes. Sein blaues Auge grüßte Rostane, die sich tief ihm neigte.

»Ich will mein Haus bestellen, ehe ich sterbe,« sagte der König. »Prinz Radamah und Prinz Hyra bitten beide um deine Hand, Rostane. Wen wählst du?«

Auf Rostanes Antlitz sank Traurigkeit. »Entscheide du, Vater,« sprach sie. »Wie die Sitte des Landes es befiehlt.«

»Beide Söhne sind meinem Herzen gleich nah. Deshalb will ich, daß du *dein* Herz fragest. *Dein* Mund spreche.«

»Gib mich deinem Sohn Hyra,« sprach Rostane leise.

Hyra herrschte über Manoahs Länder der Ebene, die das Reich des dritten Stromes bildeten. Gerechtigkeit und Milde waren seiner Herrschaft Zeichen. Radamah herrschte über Manoahs Länder der Berge.

Im ersten Jahre scholl die Kunde zu den Ohren des Königs Hyra und der Königin Rostane, daß König Radamah die beiden andern Könige der Berge besiegt und zu Vasallen gemacht habe. Er allein war König über das ganze Bergland.

Im zweiten Jahre scholl die Kunde zu Hyra und Rostane, daß Radamah, mit seinen Bergvölkern in die Ebene steigend, den König über das Reich des ersten Stromes in offener Schlacht besiegt hatte. Auf seinem Streitwagen voran den Seinen kämpfend, hatte König Radamah mit einem Pfeile seines Köchers den König in der Schar seiner Unbesiegbaren erreicht. Am Halse hatte er ihn verwundet. Am neunten Tage nach der Verwundung war der König gestorben. Radamah setzte den einen der Bergkönige in den Palast des Besiegten, daß er das Reich des ersten Stromes für ihn verwalte.

Im dritten Jahre scholl die Kunde zu Hyra und Rostane, daß Radamah den König über das Reich des zweiten Stromes mit Krieg überzogen und besiegt hatte. Von seinem Streitwagen hatte er mit einem Pfeile seines Köchers den König in der Schar seiner Unbesiegbaren erreicht. Am Ohr hatte er ihn verwundet. Am neunten Tage nach der Verwundung war der König gestorben. Radamah setzte den andern der Bergkönige in den Palast des Besiegten, daß er das Reich des zweiten Stromes für ihn verwalte.

Im ersten, zweiten und dritten Jahre wuchs im Reiche des Königs Hyra mit jedem Monat der Ruf seiner Gerechtigkeit und seiner Milde. Und jeder Mann im Volke pries den König und pries sich selbst, daß er dieses guten Königs Untertan war. Wenn aber König Hyra am Abend ausruhte vom Königswerk seines Tages, stieg er mit seinem Weibe Rostane auf das höchste Dach seines Palastes, das zu einem Garten gestaltet war, schlug die Harfe und hörte dem Harfenspiel Rostanes zu, lehrte sie neue Gänge und Hymnen und rührte abermals die Saiten, wenn die Königin vor ihm tanzte.

Alljährlich im Frühlingsmonat begab König Hyra sich in die heilige Stadt seines Landes. Er verweilte vom Werden des Mondes bis zu seinem Vergehen, mit seinen Priestern den Wandel der Gestirne beschauend und den Willen der Götter erkundend, auf daß er sein Volk weise lenke.

Als er im vierten Jahre im heiligen Götterhause seiner heiligen Stadt saß, inmitten seiner Priester, wurde, drei Tage ehe der Mond voll war, ein Bote vor ihn geführt. Er warf sich in den Staub vor den König und reichte ihm einen Brief dar.

Hyra erkannte das Siegel Radamahs.

Er las: »König Hyra und mein Bruder! Kehre zurück in deine Hauptstadt und zu deinen Kriegern.

Meine Leute steigen die Berge herab. Am dritten Tage nach dem vollen Mond werden wir an der Grenze deines Reiches stehen, um es zu erobern. Versammle dein Heer, auf daß es für dich kämpfe. König Radamah.«

König Hyxa erschrak. Er verließ eilends die heilige Stadt und begab sich in seine Hauptstadt. Er umgürtete sich mit seinen zwei Schwertern, Bogen und Köcher, bestieg seinen Streitwagen und zog inmitten seiner Unbesiegbaren an die Grenze seines Landes, die gegen die Berge liegt.

Er fand das Heer Radamahs in voller Aufstellung, seiner harrend, König Radamah auf seinem hohen Streitwagen herausragend aus den Reihen seiner Leute.

Der Kampf begann um Mittag, als die Sonne im Scheitel stand, keinem der Heere einen Vorteil gebend. Nach zwei Stunden war er entschieden. Das Heer Hyxas floh in aufgelösten Reihen, den König mit sich führend. Ein Pfeil aus dem Köcher des Königs Radamah, von seiner eignen Hand gegen den Bruder geschnellt, hatte ihm die Wange gestreift. Nur ein paar Blutstropfen waren geflossen.

Das Heer des Königs Radamah verfolgte die Fliehenden nicht. Aber es schnitt sie von den Wegen zu der Hauptstadt ab. Nach der heiligen Stadt, auf der den Bergen entgegengesetzten Seite des Reiches, brachten die Fliehenden ihren König.

König Radamah aber rückte mit seinem Heere vor die Hauptstadt und schloß sie ein. —

Drei Stunden, nachdem die Sonne des ersten Tages ihre Bahn vollendet hatte, die Lichter in den Zelten erloschen waren und nur der leichte Sandalenschritt der Wachen hie und da in den Zeltgassen leise klang, verließ ein Mann das Königszelt. Sein Antlitz war mit einem Zipfel des Mantels vermummt. Wo Wachen ihm entgegentraten, gab er das Losungswort. Er schritt, an dem letzten Posten vorbei, gegen die Stadt hin, deren gestreckte, zinnengekrönte Mauer ein Stück herausschnitt aus der Himmelstrift der Sterne.

Dieser Mann war König Radamah.

Er stieg in eine Schlucht hinab und kam zu einem Gestrüpp hoher und dichter Dornen.

Er fand seinen Weg ohne Schwanken und hob an der Wurzel eines Dornstrauchs einen breiten Stein aus der lehmigen Schluchtwand.

Es war ein geheimer Gang, der mitten in den Königspalast führte, für den Fall großer Not vor vielen Geschlechtern errichtet, stets nur dem König und dessen erwachsenen Söhnen kundgetan.

Eine Viertelstunde darauf scholl der Tritt von König Radamahs Fuß auf den marmornen Treppen und in den Gängen des Palastes, die von Teerfackeln, in bronzenen Ringen steckend, spärlich erhellt waren. Er nahm seinen Weg zu den Zimmern der Königin.

Zwei ihrer Frauen wachten. Sie erschraken, als sie König Radamah erkannten.

Er gab der einen zwei zusammengelegte versiegelte Tontäfelchen. »Der Königin!« befahl er.

Trotz der Tiefe der Nacht schlief Rostane nicht. Vor einer Stunde erst hatte sie einen Boten abgesandt mit einem Brief an König Hyxa. Die Stadt war von den Zelten der Feinde nur lose umringt. Es würde ihm gelingen, im Dunkel der Nacht ihre Kette zu durchschleichen. Es war schon der zweite Brief an den Gemahl. Als die Kunde von der verlorenen Schlacht und der Flucht zu ihr gebracht war, hatte sie ihm den ersten Brief in die Priesterstadt geschickt. Jede Nacht sollte er von ihr Kunde haben, bis er, an der Spitze eines neuen Heeres, zu ihrer und der Hauptstadt Befreiung im Rücken seiner Feinde erscheinen werde.

Nun lag Rostane in einem losen Gewande auf ihrem Ruhebett, mit ihren Gedanken bei Hyxa. Alle drei siebenarmigen goldenen Leuchter an der Längswand des Gemaches aus rötlichem Marmor brannten mit flackernden Flammen.

Die Sklavin reichte ihr die Täfelchen. Sie erkannte Radamahs Siegel, erhob sich erschreckt und las: »Königin Rostane und meine Schwester! Sechs Nächte werden vergehen, bis König Radamah in deine Stadt einzieht. Radamah liebt die einsamen Nächte nicht. Auch du wirst den Schlaf nicht finden. Laß uns die Stunden dieser Nächte verplaudern. König Radamah.«

Rostane fühlte ihr Herz leise beben.

Radamah trat ein.

»Du wagst viel, Radamah!« rief Rostane mit erglühten Wangen und blitzenden Augen. »Dein Leben ist in meiner Hand.«

Radamah schaute sich um im Gemach. Ein Schelm war in seinen Augen. »Seit wann führen Frauen ein Schwert?« fragte er.

»Die Wachen sind wach. Wenn ich den Gong rühren lasse in der großen Halle, werden alle Sklaven meines Palastes hier zur Stelle sein. Mehr denn hundert!« Schärfer noch blitzten ihre Augen.

König Radamah aber lachte. Er lachte das fröhliche, unbekümmerte, große Lachen eines Knaben. Er lachte so herzlich, daß aus dem Winkel des einen seiner strahlenden blauen Augen ein Tränlein sich löste und eine schmale Furche über seine Wange zog. Er lachte über den guten Scherz Rostanes, daß Königin Rostane ihre Sklaven zusammenrufen wollte, damit sie mit ihren Sklavenhänden den König Radamah ergriffen, der ohne Waffen und ohne den Schutz seiner Leute nächtens in die feindliche Stadt und in den Palast und vor das Antlitz der Königin getreten war. Vor diesem hellen Knabenlachen erbebte das Herz Rostanes abermals leise.

»Leichtfertig bist du, Radamah,« sagte sie, »dein Heer nächtlich allein zu lassen. Sei auf der Hut, daß nicht König Hyxa in deine Zelte breche.«

Das Lachen Radamahs verstummte. Ernst strahlten seine Augen auf Rostane. »Du irrst,

Rostane,« sprach er. »Hyza wird nicht in meine Zelte brechen. Hyza ist ein dem Tode verfallener Mann.«

Rostane erschrak jäh. »Dein Pfeil streifte kaum seine Wange.«

»Blutstropfen flossen. König Melkar wurde von meinem Pfeil am Halse gestreift und König Syrta am Ohr. Sie starben beide am neunten Tage. Es war heute der dritte Sonnenuntergang nach der Schlacht. Beim neunten Sonnenuntergang, in sechs Tagen, wird König Hyza sterben.«

Der flackernde Schein der einundzwanzig Flammen beleuchtete ein todblasses Antlitz.

»Alle sind wir den Göttern verfallen, Rostane. In welcher Gestalt der Tod uns naht, das allein ist Gnade oder Strafe. An das Lager Hyzas wird er sanft treten, als Bote aus dem Traumland des Glücks. Hyza weiß nicht, daß der dunkle Fittich schon über ihm ist. Voll ist seine Seele zu dieser Stunde von allen Quellwassern des Lebens, und wird es von Tag zu Tag mehr sein, bis zum letzten Sonnenuntergang. Höre, Rostane! Eine seltene Pflanze wächst in den Schlünden meiner Berge. Nur jedes dritte Jahr blüht sie, zur Herbstzeit, wenn überall die Früchte reifen, mit einer kleinen, dunkelvioletten Sternblüte. Im winzigen Kelch der kleinen Blüte ist ein Saft verborgen, der seltsame Kraft hat. Ein wenig davon in das Blut macht den Körper starr, aber füllt die Seele mit jedem Rausch. Neun Tage braucht die Starre, von den Füßen wachsend, das Herz zu lähmen und den Geist in Nacht zu tauchen. Bis dahin sind Herz und Hirn des Sterbenden eine Wohnung alles Glücks. Erhöht ist jede seiner Kräfte. Ströme hundertfachen Lebens durchfluten ihn. Schmerz kann nicht nahen. In der Stunde seines Todes ist alles, was er begehrt, sein eigen.«

Der König schwieg und richtete sein strahlendes Auge auf Rostane.

»Hundert der seltenen Blüten sind nötig, um einen Tropfen des Giftes zu gewinnen,« fuhr er fort, »eines Tropfens bedarf es für die zwei Schneiden einer Pfeilspitze. Drei dieser Pfeile besaß ich. Ich allein, der König. Der erste streifte König Melkars Hals, der zweite das Ohr König Syrtas. Ich bekriegte sie, weil ihre Reiche meine Morgengabe sein sollen an dich, Rostane. Auf Hyzas Wange richtete ich den letzten Pfeil. Er durfte sein Ziel nicht verfehlen.«

»So zieh ein in die Stadt und nimm deine Beute,« hauchte Rostane.

»Ich begehre nicht das Weib meines Bruders, solange mein Bruder unter der Sonne atmet.«

»Warum sandtest du deinen Pfeil nicht in sein Herz?« Ihre Augen schimmerten feucht gegen ihn. Schmerz und Groll schürzten ihre Lippen.

»König Hyza, der Traumselige, soll sterben, wie die Könige Melkar und Syrta gestorben sind, in Rausch und Glück. Und ein andres noch, Rostane. Höre: die drei Reiche der drei Ströme sind die eine Eroberung. Die andre Eroberung ist das Herz Rostanes. Sechs Nächte sind mir gegeben. In jeder dieser Nächte werde ich zu dir kommen, Rostane, und wir werden plaudern bis nahe an die Morgenröte.«

Zum drittenmal erbebte das Herz der Königin Rostane. Sie trat an eine von bronzenem Arm herabhängende metallene Scheibe und rührte den Schlegel.

Eine der Dienerinnen trat ein.

»Bringe Wein und Früchte für König Rabamah!« befahl Rostane.

In dieser ersten Nacht erzählte König Rabamah, hingelehnt in seinen Baldachinsitz gegenüber dem Baldachinsitz der Königin, vom Krieg und der Unterwerfung der beiden Bergkönige. »Wahrlich, nicht lockend zur Eroberung war das Land des Königs, der herrschte über die Bergstämme zu meiner Rechten,« sprach er und lachte. »Karger noch sind seine Täler als die Täler meines Landes. Nichts war dort zu holen an Wein, an Früchten und an Öl, und wenig Erze wachsen in den Bergschächten. Aber von einem seltenen Tier hörte ich, das der König sein eigen nannte, einem gezähmten Adler. Von den Schultern des Königs flog er auf zum Kampf mit den wilden Vögeln der Lüfte, und oft ritt der König hinauf zu den höchsten Schroffen seiner Berge, um dem Kampfe des starken Tieres mit dem Falkengezücht, den Geiern und den edlen Tieren seiner eignen Art zuzuschauen. Diesen Vogel zu besitzen gelüstete es mich, und darum überzog ich den König der Berge mit Krieg und bezwang ihn. Wahrlich« — König Rabamah lachte wieder —, »dem Tiere galt die Eroberung. Das karge Land nahm ich dazu.«

»Was tatest du mit dem Adler?« fragte Rostane. »Ist er bei dir in deinem Zelt?«

»Der oberste meiner Feldherren bewunderte das Tier. Ich schenkte es ihm.«

Königin Rostane neigte sinnend das Haupt.

Und König Rabamah erzählte die Geschichte seines Kriegszuges gegen den zweiten der Bergkönige. »Wahrlich, nicht lockend zu Eroberung war das Land des Königs, der herrschte über die Bergstämme zu meiner Linken,« sprach der König und lachte. »Karger noch sind seine Täler als die des andern Bergkönigs, und weniger noch ist zu holen an Wein, Öl und Honig, und keine Erze wachsen im Innern der Berge. Aber von einem seltenen Stein hörte ich, den der König sein eigen nannte. Ein Bergkristall war es, durchsichtig klar wie das Wasser der reinsten Bergquelle. Doch nur in den Stunden um Mittag glänzte der Stein von weißem Glanz. In der Stunde des Sonnenaufgangs schimmerte er rötlich, auch wenn die Sonne ihr Antlitz hinter Wolken barg. Und in der Stunde des Sonnenuntergangs hatte er einen violetten Schein. Der König trug diesen Stein im Diadem seiner Stirn, und eine Furcht ging von ihm aus und fiel auf alle, die vor des Königs

Angesicht traten. Diesen Stein zu besitzen gelüstete es mich, und darum überzog ich auch diesen König mit Krieg und bezwang ihn. Wahrlich« — König Radamah lachte wieder —, »dem Stein galt die Eroberung. Das Land nahm ich dazu.«

»Was tatest du mit dem Stein?« fragte Rostane.

»Der oberste meiner Priester bewunderte ihn. Der Blick eines Gottes sei einmal über ihn hingestreift, wähnte er, und lebe fort in ihm. Ich schenkte ihm den Stein.«

Abermals neigte Königin Rostane das Haupt in tiefem Sinnen.

»Doch die Morgenröte ist nicht mehr fern,« sagte Radamah. Er erhob sich von seinem Sitz unter dem Baldachin und neigte sich vor Rostane. »In der dritten Stunde nach Sonnenuntergang stehe ich wieder vor dir,« sprach er und verließ das Gemach. —

Ehe König Radamah in der zweiten Nacht kam, sandte Rostane ihren Brief an ihren Gemahl Hyra, wie sie die Nächte vorher getan hatte und wie sie im ersten ihrer Briefe versprochen hatte, allnächtlich zu tun. Und abermals schrieb Rostane am Ende dieses Briefes die Sätze wie am Ende der andern: »Verzage nicht, Hyra, mein Gemahl. Du Morgentau meiner Seele. Mit jedem Atemzuge lebt mein Herz mit deinem Bilde, bis zur Stunde, die mich dir wieder vereint.« Doch sie erschrak. Denn da sie es schrieb, sah sie Hyras helles Antlitz mit den blauen Träumeraugen nicht so deutlich wie noch am Abend vorher.

Um die dritte Stunde der Nacht stand König Radamah im Gemach Rostanes.

Hingelehnt in seinen Baldachinsitz gegenüber dem Baldachinsitz der Königin, erzählte er ihr in dieser zweiten Nacht von seinem Kriegszug gegen den König des Reiches des ersten Stromes und von seiner Eroberung dieses Reiches. »Wahrlich,« sprach er, »diesmal ging es um das Land. Denn reich ist die Ebene des ersten Stromes an Früchten der Felder, an süßem Wein, an Honig und an Wachs, und viele Webstühle, schimmernde Seide und köstliches Linnen bereitend, stehen in den Häusern. Es ist ein Land, würdig zum Stück einer Morgengabe für Königin Rostane.« Und von König Melkar erzählte er, der einen Freund gehabt hatte, von ihm geliebt über alles. Von einem fernen Land gegen Sonnenuntergang war der Freund gekommen. Und er saß dem König zunächst bei Tische, schlief in seinem Gemach, und nach seinem Rat lenkte der König das Reich. Aber eines Tags war ein Zorn über den Freund gefallen gegen König Melkar, und er verließ den Palast des Königs und kehrte zurück zu seinem fernen Heimatlande. Seit diesem Tage sank Trauer auf das Herz des Königs. Er berührte wenig von den Speisen seines Tisches, schlief viele Stunden der Nächte nicht, und selbst das Licht der Sonne war ihm dunkel. »Da ritzte seinen Hals mein Pfeil. Und von Stund an zog eine Freude in sein Herz und machte sein Antlitz hell. Und wie die Starre seines Körpers von Tag zu Tag wuchs, wurde der Glanz seiner Augen von Tag zu Tag leuchtender. Und als er am neunten Tage, zur Stunde des Sonnenuntergangs, starb, hauchten seine Lippen: ‚Kamst du endlich, Myrron, du Glück meiner Seele!'«

Über Radamahs Erzählen war es nahe an die Morgenröte geworden. Er neigte sich vor Rostane und ging.

Rostane aber saß noch lange, bis schon die Morgensonne in das Gemach schien, ihren dunklen Scheitel küssend, und die einundzwanzig Flammen nur gelbe Flecke waren in dem hellen Licht des Himmelsgestirns. Sie dachte an König Radamahs Erzählung, an das Gift der Pfeilspitze, und daß König Hyra nun verklärt von ihr träume. Denn jeder seiner Briefe, den ihr Bote, von Hyra zurückkehrend, ihr überbracht hatte, war erfüllt gewesen von diesem tiefen Glück, wie Radamah es von König Melkar ihr verkündet hatte. —

Um die dritte Stunde der nächsten Nacht stand König Radamah wieder im Gemach Rostanes.

Er erzählte ihr in dieser dritten Nacht von seinem Kriegszug gegen den König des Reiches des zweiten Stromes und von seiner Eroberung dieses Reiches. »Wahrlich,« sprach er, »auch diesmal ging es um das Land. Denn weiter, als das Auge reicht, dehnt sich die feuchte, warme Erde der Reisfelder, und von den Buckeln seiner welligen Randberge ragen zahllos die schlanken Stämme der Zedern, Bauholz für die Paläste der Könige und für die Masten der Schiffe jener Völker, die gegen das Meer hin wohnen. Ein Land ist es, würdig zum Stück einer Morgengabe für Königin Rostane.« Und von König Syrta erzählte er, dessen Herz mit den Göttern lebte und dessen Geist über die Bahnen der ewigen Gestirne der nächtlichen Himmelsflur sicherer fuhr als sein Wagen über die Wege in seinem Reich. »Vom höchsten Turm seines Palastes, aus seiner Zwiesprach mit den Göttern, holte ihn mein Kriegsruf. Am Ohr ritzte ihn mein Pfeil, und er lag von Stund an siech auf seinem Ruhebett in seinem Palast. Doch sein Antlitz leuchtete verklärt. ‚Was trauert ihr?' sprach er am ersten Tage. ‚Ich stehe im ersten der Vorhöfe des Himmels, und ein Glanz aus den Gefilden der Seligen strömt bis hierher.' Am zweiten Tage durchschritt er den zweiten Vorhof und am dritten Tage den dritten Vorhof. Und vom vierten bis sechsten Tage durchschritt er die Gefilde der Seligen, und er war selig mit den Seligen der einen Seligkeit und war selig mit den Seligen der zwei Seligkeiten und war selig mit den Seligen der drei Seligkeiten. Am siebenten Tage leuchtete sein Antlitz wie ein Stern. ‚Ich bin eingetreten in den Saal der sechzig kleinen Götter,' sprach er. ‚Aber die Maßen froh macht es, zu wandeln im Licht ihrer Stirnen. Und schon

sehe ich durch die erzene Tür einen Glanz brechen aus dem Saal der drei großen Götter.' Am achten Tage leuchtete sein Antlitz wie die Sonne. ‚Ich bin eingetreten in den Saal der drei großen Götter,' flüsterte er. ‚Aber die Maßen stark macht es, zu atmen den Odem ihres Mundes. Und schon sehe ich durch die goldene Tür einen Glanz brechen aus dem Saal des höchsten Gottes.' Am neunten Tage aber leuchtete sein Antlitz von jenem Licht, das im Grunde der Welt sitzt, das das Antlitz des höchsten Gottes selbst ist, von dem die Sonne und die Monde und alle Sterne ihren Glanz empfangen. Ein Licht war es, wie es nie zuvor auf einem menschlichen Antlitz gefunden war. ‚Ich stehe im Glanze des Antlitzes des höchsten Gottes,' hauchte König Syrta um die Stunde des Sonnenuntergangs und verschied.«

König Radamah schwieg, im Sinnen über diesen Tod des Königs Syrta, von dem der Kämmerer des Königs ihm berichtet hatte.

»Siehe, Rostane,« begann Radamah wieder, »zu dem Reiche des ersten Stromes und dem Reiche des zweiten Stromes habe ich nun das Reich des dritten Stromes gewonnen, das Reich Hyras, das Erbe unsers Vaters, des Königs Manoah. Die ganze Ebene ist nun mein. Fortan wird es nicht mehr heißen: die Reiche des ersten, des zweiten und des dritten Stromes, sondern: das Reich der drei Ströme. Und alle Länder der Berge sind mein dazu. Alles das bringe ich dir als Morgengabe, wenn — dein Herz mein wird, Rostane. Drei Nächte sind es noch bis zum Sterben Hyras.«

Als der König dieses sprach, war es nicht mehr fern von der Morgenröte. Er neigte sich vor Rostane und ging. —

Um die dritte Stunde der nächsten Nacht stand König Radamah wieder im Gemach Rostanes.

Aber in dieser vierten Nacht wußte er nichts mehr zu erzählen. Denn alles, was er getan und erlebt hatte, seit er aus dem Palast und aus der Gemeinschaft Rostanes gegangen war, nach dem Sterben Manoahs, hatte er in den drei ersten Nächten erzählt.

Rostane aber fühlte, daß es an ihr war, die letzten drei Nächte den König zu unterhalten. Daher sprach sie, als die Dienerin Wein und Früchte neben König Radamah gestellt hatte: »Du hast nun alles erzählt, Radamah, bis zu deinem Einzuge in Hyras Reich, und hast mich gut unterhalten, so daß die Nächte mir kurz waren. Es ziemt sich, daß ich dir Gleiches tue. Ich werde diese Nacht, die Stunden bis zur Morgenröte, vor dir die Harfe schlagen.«

Sie trat an die metallene Scheibe und rührte den Schlegel. »Die Königsharfe!« befahl sie der Dienerin.

Zusammen mit der Gefährtin brachte diese den hohen, goldenen Rahmen, bespannt mit silbernen Saiten. Sie stellten die Harfe vor die Königin, die auf einem Stuhle saß mit schlanken Füßen, gegenüber dem Baldachinsitz Radamahs.

»Neu ist dieses Saitenspiel,« sagte Rostane. »Nicht sahst du es vorher im Palast unsers Vaters Manoah, und nirgendwo sonst wird dein Auge es sehen. Denn Hyra hat es erfunden. Sieben Saiten fügte er den Saiten der alten Spiele hinzu, länger gedehnte und kürzere, und ordnete den Klang zwischen dem goldenen Rahmen anders als bisher. Nur vor Hyras und meinen Ohren haben diese Saiten geklungen. Er spielte herrlich auf seiner Harfe und lehrte seine Kunst auch mich.«

Ihre Finger griffen in die Saiten. Erst tönten sie leise, schwollen an, wurden wieder leise, wie der Sinn der Weise es forderte, in der neuen Ordnung der Klänge, die König Hyra gefunden hatte. Und nach und nach erglühten die Wangen Rostanes. Denn sie fühlte, daß sie noch niemals so schön die Harfe geschlagen hatte wie in dieser Nacht vor den Ohren des Königs Radamah.

Radamah hatte erst mit Wohlgefallen auf die weißen Finger Rostanes gesehen, über den silbernen Saiten, und auf ihre schlanken Handgelenke und die edle Form ihrer Arme, die, zu den längsten der Saiten sich reckend, aus den weiten Ärmeln ihres Gewandes hervorkamen. Dann aber war von dem Klange der Saiten eine Müdigkeit auf ihn gefallen. Seine Augen schlossen sich, und er sah die Königsharfe und Rostane nicht mehr. An einem leisen Schnarchen, das in den Saitenklang tönte, merkte Rostane, daß Radamah schlief.

Und während Rostane ihr Harfenlied leise ausklingen ließ, kam eine Trauer über sie und darauf eine Freude. Denn klar und deutlich sah sie plötzlich Hyras Bild, das helle Antlitz mit den blauen Träumeraugen, das mit jedem dieser Abende mehr und mehr verblaßt war, so daß über dem Schreiben ihrer Briefe an ihn ein Erschrecken sie befallen und beim Einritzen jenes Satzes in den Ton, der jeden ihrer Briefe schloß: »Mit jedem Atemzuge lebt mein Herz mit deinem Bilde«, ihre Hand leise gebebt hatte. Nun waren plötzlich jene Nächte ganz bei ihr, da sie mit ihm gesessen unter den Palmbäumen und den Blütensträuchern des höchsten Daches des Palastes, im Glanz des Mondes und unter dem Wandel der Myriaden Sterne, wo von den Fingern Hyras der Saitenklang in die Nacht geschmolzen war und leise Lieder von seinen Lippen getönt hatten, Liebeslieder zu ihrem, Rostanes, Preise und heilige Hymnen zur Ehre der Götter. Und so nahe waren ihr die blauen Träumeraugen Hyras, daß sie der blauen Augen Radamahs, dieser Augen des fröhlichen Knabenlachens, des männlichen Ergreifens und des königlichen Gebietens, vergaß und ihr Herz, das von einem schweren und dunklen Bangen heimgesucht war, leicht und hell wurde. Leise griff sie von neuem in die Saiten, und sie spielte, auf Radamah blickend, dessen Lippen im Schlafe sich ein wenig voneinandergetan hatten,

während das leise Schnarchen zwischen ihnen hervorging, die schönsten Weisen, die Hyra gefunden hatte. Doch sie spielte sie, als ob Hyra es war, der ihr gegenüber saß, und nicht Radamah.

Plötzlich taten die strahlenden Augen Radamahs sich auf. Tief erschrak Rostane. Denn der Glanz seiner blauen Augen verlöschte im selbigen Augenblick den Glanz der blauen Augen Hyras.

Radamah erhob sich. »Hab' ich geschlafen, Rostane?« Er lachte. »Verzeih! Doch die Ohren des Kriegers, gewöhnt an das Schwirren der Pfeile, taugen nicht für die weichen Klänge der Harfe. Es ist nahe zur Morgenröte. Sinne auf andre Unterhaltung für die nächste Nacht.«

Radamah neigte sich vor Rostane und ging. —

Um die dritte Stunde der nächsten Nacht saß König Radamah wieder auf seinem Baldachinsitz im Gemach Rostanes.

»Zur Laute möchte ich diese fünfte Nacht dir singen, Radamah,« sagte Rostane, »wenn dein Ohr nach meinem Liede gelüstet. Doch in Schlaf wird es wieder dich wiegen, wie mein Harfenspiel die Nacht vorher.«

»Ein andres ist es mit deinem Harfenspiel, Rostane, ein andres mit deinem Singen,« sagte König Radamah. »Bei deinem Liede höre ich über dem Klang deiner Laute den Klang deiner Stimme. Er wird den Schlaf scheuchen.«

Rostane griff in die Saiten und begann mit einer leisen Stimme, die ein wenig bebte, ein schlichtes Lied, wie es die Mädchen im Frühling singen. Sie sah am Glanz der Augen Radamahs, daß er Wohlgefallen hatte an ihrem Liede. Und sie griff stärker in die Saiten, und mit jedem Liede nahm ihre Stimme zu an Fülle und Weichheit und Glanz. Sie sah Radamahs Augen leuchten zu ihrem Singen. Die Lieder sang sie, die König Hyra gesungen, Lieder der Liebe und auch Hymnen an die Götter. Doch weit mehr wählte sie von den Liedern der Liebe. Und ihre Wangen erglühten bei diesem Singen; denn sie fühlte, daß sie noch niemals so schön gesungen hatte wie jetzt. Und noch von einem andern glühten ihre Wangen: von dem Rausch und dem Feuer, der Sehnsucht und der Klage der Liebeslieder Hyras. Denn das alles strömte nun im Blute ihres eignen Herzens, und sie fühlte, wie diese Flut hinüberströmte zu König Radamah und sich hinbreitete vor sein Herz.

»Herrlich hast du gesungen, Rostane,« sprach Radamah, als es gegen die Morgenröte ging. »Schöner als die Drossel singt am Tage und die Nachtigall in der Nacht. Schöner selbst als der Schwan, der nur einmal singt vor seinem Sterben. Habe Dank, Rostane. Deine Stimme wird forttönen in meinem Ohr alle Stunden dieses Tages und noch am Abend, bis ich wieder vor dir stehe in der dritten Stunde nach dem Sinken der Sonne.«

Damit erhob sich König Radamah, neigte sein Haupt vor Rostane und ging. —

Am Abend vor der sechsten Nacht aber, der letzten mit Radamah, als Rostane den Brief schrieb an ihren Gemahl Hyra, war eine große Unruhe in ihrem Herzen. Und diese Unruhe wuchs bei ihrem Schreiben, bis sie zu jenem Satze kam, welcher der letzte war aller ihrer Briefe an Hyra: »Mit jedem Atemzuge lebt mein Herz mit deinem Bilde«; denn sie erkannte, daß Hyras Bild ausgelöscht war in ihrem Herzen. Eine Lüge aber zu schreiben, konnte Königin Rostane nicht nahe kommen, die in einem Lande aufgewachsen war, in dem es selbst für die Geringsten im Volke die eine Vorschrift gab, welche über allen Vorschriften war, jene: die Wahrheit zu sprechen an jedem Ort und zu jeder Stunde. Auch dieses: den Brief dieser Nacht ihrem Gemahl schuldig bleiben, mochte sie nicht. Denn sie wollte ihr Versprechen halten, und auch dieses Schuldigbleiben wäre halbe Lüge gewesen. Sie hielt inne in ihrem Schreiben und versank in Sinnen. Dann ließ sie dem Boten sagen, daß er sich bereit halte, diese Nacht erst in der Stunde vor der Morgenröte mit dem Briefe an Hyra zu gehen.

Königin Rostane wollte, daß das Bild Hyras in ihrem Herzen wieder leuchte, auf daß sie den Brief an den Gemahl schreiben könne, wie sie allnächtlich getan hatte, so auch noch diese letzte Nacht vor seinem Sterben. Damit aber das Bild Hyras wieder leuchtete, mußte das Bild Radamahs dunkel werden in ihrem Herzen. Deshalb beschloß Königin Rostane, König Radamah in Versuchung zu führen in dieser Nacht.

Sie rüstete ihr Gemach zu seinem Empfang. Ambra ließ sie schütten in goldene Schalen und köstlichen Weihrauch, und entzündete diese zur Flamme, so daß ein schweres und betäubendes Gedüft war im Marmorgemach der Königin mit den einundzwanzig Lichtern auf den drei goldenen Leuchtern. Und vom feurigsten Wein ließ sie bringen, der in den Schläuchen der Keller des Palastes lag, und ihn in goldene Kannen füllen. Und ihre drei besten Flötenspielerinnen ließ sie kommen und hieß sie sich niedersetzen in der Nische zumitten der Längswand ihres Gemaches gegenüber den Leuchtern, hinter dem Vorhang, der so dick war, daß kein Lichtstrahl hindurchdrang, aber von so lockerem Gewebe, daß jeder Ton dahinter wie im Gemach selbst klang. Und an die eine schmale Wand des Gemaches ließ sie ein Ruhebett stellen, bedeckt mit den köstlichsten Teppichen.

Ihren Körper schmückte Königin Rostane an diesem Abend mit erlesenem Schmuck. Goldene Spangen tat sie um ihre Arme und Handgelenke und um die schlanken Gelenke ihrer Füße. Durch ihr schwarzes Haar, das wie eine Krone um ihr Haupt war, zog sie Schnüre von Perlen, und auch über ihre Stirn spannte sie eine Perlenschnur, und in der Mitte blitzte ein großer Diamant. Eng um ihre Glieder legte sie ein seidenes Gewand von der Farbe der Blätter der Wasser-



Edmund Steppes: Waldfrühling

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1924

rosen, um die Hüften festgehalten von einem Gürtel aus schuppiger Schlangenhaut. Ihren Hals aber, der weiß war wie die schneeigen Blüten des Birnbaums im Mondlicht, ließ sie ohne Schmuck.

Als alles bereitet war und König Radamah in der dritten Stunde nach dem Sinken der Sonne vor ihr stand, sagte Rostane mit einem seltsamen Lächeln um ihre Lippen, die rot waren und von edelstem Schwung, wie die Lippen eines Cherubs: »Die Knaben unsers Landes werden frühzeitig gelehrt, gut mit Pfeilen zu schießen, damit die Männer ihre Ziele nicht verfehlen. Du weißt es, Radamah, und bist selbst ein guter Pfeilschütze. Doch auch die Frauen können Köcher mit Pfeilen tragen. Die erste Nacht rührte ich das Saitenspiel. Du schliefest ein darüber, Radamah. Der Pfeil ging fehl. Die zweite Nacht sang ich vor dir. Der Pfeil traf dein Ohr, und ich las in deinem Angesicht, daß er dein Herz berührte. Heute werde ich ihn zu deinem Auge senden, und ins Innerste deines Herzens soll er treffen. Denn diese Nacht werde ich vor dir tanzen, Radamah!«

Sie lud den König mit der Hand auf seinen Baldachinsitz und goß ihm aus der goldenen Kanne von dem feurigen Wein in die goldene Schale. »Trinke mir zu, Radamah, auf daß mein erster Tanz wohl gelinge!«

König Radamah trank.

Sie klatschte in die Hände. Hinter dem Vorhang hauchte hervor das sanfte Spiel der Flötenbläserinnen. Rostane wiegte sich nach dem Takt der süßen Melodie. In einem kleinen Kreise tanzte sie, nicht weniger als sieben Schritt und nicht mehr als neun Schritt entfernt vom Baldachin Radamahs. Sanftes Gleiten war ihr Tanzen. Ihre Arme griffen in die Luft, geschmeidig wie spielende Schlangen. Ihre Augen leuchteten von einem Feuer, das fast gleich war dem Feuer des Diamanten auf ihrer Stirn. So tanzte Rostane, bis die Flötenweise verstummte.

»Wie gefiel dir mein erster Tanz, Radamah?« fragte sie, vor den König tretend.

»Leichtfüßig tanztest du und voll Anmut, wie Rehe über die Waldwiesen schreiten.«

»Trinke mir Dank, Radamah!« rief sie. Und sie füllte aus der goldenen Kanne die Schale des Königs bis zum Rande.

König Radamah trank.

»Freue dich auf meinen zweiten Tanz!« sagte Rostane und eilte in das Gemach hinter der Tür der einen Schmalwand.

Nicht lange hatte Radamah zu warten, bis sie wieder vor ihm stand. Ein seidenes Gewand, rot wie die Beeren der Eberesche, deckte nun ihre Glieder. Um die Hüften schlang sich ein Gürtel aus der schuppigen Haut der Alligatoren.

»Trinke mir zu, Radamah,« rief sie, »auf daß mein zweiter Tanz wohl gelinge!«

König Radamah trank.

Sie klatschte in die Hände. Hinter dem Vorhang hervor tönte eine feurige Weise. Doch nur zwei Flöten klangen. Die dritte Spielerin hatte ein Tamburin ergriffen und schlug es klirrend im Takt. Wieder tanzte Rostane im kleinen Kreise, nicht weiter als neun Schritt vom Baldachin des Königs. Doch wildbewegte Gebärde war dieses Tanzen, und ihre Arme zuckten in die Luft wie flackernde Flammen. Nur ein Drittel von der Zeit des ersten Tanzes tanzte sie und endete mit einem wirbelnden Drehen.

Ihre Augen leuchteten von einem Feuer, das so hell war wie das Feuer des Diamanten auf ihrer Stirn, als sie jetzt vor den König trat und fragte: »Wie gefiel dir mein zweiter Tanz, Radamah?«

»Voll Glut war dein Tanzen, Rostane, wie ein Sturmwind, der mittags über die Wüste fährt,« sagte Radamah.

»So soll mein Tanzen sein!« sagte Rostane. »Glutenwind, der die Kehle trocknet und durstig macht nach Labe.« Seltsames Lächeln war um ihre Lippen, und ihre Augen blitzten. »Trinke mir Dank, Radamah!« Abermals füllte sie seine Schale.

Der König trank.

»Freue dich auf meinen dritten Tanz!« sagte Rostane.

Wieder eilte sie in das Nebengemach.

Länger hatte König Radamah diesmal zu warten, bis sie wieder vor ihm stand. Farbige Schleier waren um sie geschlungen, übereinander, gleich wie Ringe, einer um das Haupt und über das Antlitz, einer um den Hals, einer um die Schultern, einer über die obere Wölbung ihrer Brüste, einer über die untere Wölbung, einer um den Leib, einer um ihre Lenden und ihre Schenkel. »Ich will vor dir tanzen den Tanz der sieben Schleier, der auch heißt der Tanz der sieben Farben des Regenbogens,« rief Rostane unter dem obersten Schleier hervor. »Trinke mir zu, tief aus deiner Schale, Radamah, damit mein dritter Tanz wohl gelinge!«

König Radamah trank.

Sie klatschte in die Hände. Nur eine der Flöten tönte hinter dem Vorhang hervor, neben dieser das Tamburin, und neben diesem der Klang des Zymbals. Und Rostane tanzte den Tanz des ersten Schleiers, mit Wiegen in den Hüften und mit sanftem Drehen. Als er zu Ende war, Flöte und Zymbal schwiegen und nur das Fell des Tamburins von dem leisen Trommeln der Finger der Spielerin schwirrte, hob Rostane den roten Schleier von Kopf und Gesicht. Und ihr weißes Antlitz leuchtete auf Radamah, mit der Krone des schwarzen, perlendurchflochtenen Haares über der demantgeschmückten Stirn.

Und Zymbal und Flöte setzten ein zum Tanz des zweiten Schleiers. In den Hüften wiegte sich die Königin und drehte sich, daß die goldenen

Spangen an ihren schmalen Enkeln leise klirrten. Und als Zymbal und Flöte schwiegen und nur der Klang des Tamburins schwirrte, hob sie den Schleier von der Farbe der Orange, und ihr weißer, schlanker Hals leuchtete gegen König Radamah, wie das Mondlicht leuchtet auf den schneeigen Blüten des Birnbaums.

Und Zymbal und Flöte setzten ein zum Tanz des dritten Schleiers. In den Hüften wiegte sich die Königin und schritt dreimal vor gegen Sonnenaufgang und kehrte dreimal zurück zum Mittelpunkt des Kreises, in dem sie tanzte. Und als Zymbal und Flöte schwiegen, hob sie den gelben Schleier von ihren Schultern. Und herrlich gerundet sah Radamah die Schultern Rostanes, wie Pfühle, auf denen die Häupter von Göttern ruhen.

Und Zymbal und Flöte setzten ein zum Tanz des vierten Schleiers. In den Hüften wiegte sich die Königin und schritt dreimal vor gegen Sonnenuntergang und kehrte dreimal zurück in die Mitte des Kreises. Und als Zymbal und Flöte schwiegen, hob sie den grünen Schleier von der oberen Wölbung ihrer Brüste. Und wundervoll sah Radamah ihrer Brüste Rundung, wie die Rundung der Granatäpfel ist am Granatapfelbaum im Herzen des Paradieses.

Und Zymbal und Flöte setzten ein zum Tanz des fünften Schleiers. In den Hüften wiegte sich die Königin und schritt dreimal vor gegen Mittag und kehrte dreimal zurück in die Mitte des Kreises. Und als Zymbal und Flöte schwiegen, hob sie den Schleier von der Farbe des Himmels am Mittag von der unteren Wölbung ihrer Brüste. Und die Halbkugeln ihrer Brüste mit den leuchtenden Rubinen auf ihren Gipfeln enthüllten sich dem Auge König Radamahs, und sie waren von herrlichem Ebenmaß, wie die Halbkugel der oberen Himmelsfeste und die Halbkugel der unteren Himmelsfeste, zwischen denen die Sonne und alle Sterne ihren Reigen ziehen, und leuchteten weiß wie diese, die leuchten vom weißen Glanze aller Himmel.

Und Zymbal und Flöte setzten ein zum Tanz des sechsten Schleiers. In den Hüften wiegte sich die Königin und schritt dreimal vor gegen Mitternacht und kehrte dreimal zurück in die Mitte des Kreises. Und als Zymbal und Flöte schwiegen, hob sie den Schleier von der Farbe des tiefstrahlenden Meeres. Und vor dem Auge König Radamahs enthüllte sich ihr schillernder Leib und zu Mitten des Leibes die dunkle Narbe ihres Nabels, Zeichen des Geheimnisses alles Lebens, das aus dem Dunklen kommt und ins Dunkle mündet.

Und Zymbal und Flöte setzten ein zum Tanz des siebenten Schleiers. In den Hüften wiegte sich die Königin und schritt einmal gegen Morgen, einmal gegen Abend, einmal gegen Mittag und einmal gegen Mitternacht. Und als sie zum viertenmal im Mittelpunkt des Kreises stand, das Antlitz gegen Radamah, und Zymbal, Flöte und Tamburin laut tönten in einer bestrickenden Weise, hob sie den violetten Schleier von ihren Lenden und von ihren Schenkeln. Ohne Bewegung stand sie während dreier Takte der Tanzmelodie. Und ihr Leib, der nun alle Schleier von sich getan hatte, leuchtete wie das Licht der Sonne, das eine Vermählung ist und eine liebende Umarmung der sieben Farben, deren jede den eignen Glanz hingibt in das eine weiße Licht. Beim vierten Takt der Tanzweise schritt die Königin vor auf der Morgenlinie gegen den Bogen des Kreises. Dreimal umschritt sie den Kreis, dreimal vor Radamahs Auge enthüllend alle Herrlichkeit der vier Seiten ihres leuchtenden Leibes.

Dann schwieg das Zymbal und dann die Flöte und dann das Tamburin. Rostane war wieder angelangt im Mittelpunkt des Kreises. Sie breitete die Arme aus und schritt langsam gegen Radamah, und ihre Augen leuchteten nun doppelt so hell wie der Diamant auf ihrer Stirn.

König Radamah aber erhob sich von seinem Sitz unter dem Baldachin und wich drei kleine Schritte zurück vor der Königin. Und diese Worte gingen aus seinem Munde: »Verschwenderisch schenktest du vorweg, Rostane. Mit königlichen Händen. Würdig sollst du König Radamah finden so reichen Gebens. Ferne sei mir, daß ich antaste, was meines Bruders ist, solange er atmet unter der Sonne. Höre, Rostane! Beim nächsten Sonnenuntergang stirbt Hyxa, dein Gemahl und mein Bruder. Dein H e r z zu erobern, kam ich. Schließt dein Herz seine Pforten auf, Rostane, mir, Radamah, dem im Lichte der Sonne Atmenden, und wendet sich ab von Hyxa, dem zu den Schatten Gesunkenen, so werde ich einziehen in deine Hauptstadt mit meinen Kriegern. Vom ersten Sonnenaufgang nach Hyxas Sterben bis zum Sonnenuntergang warte ich vor der Stadt auf deine Boten. Bleiben die Pforten deines Herzens zu, so kehre ich um mit meinem Heere. Rostane herrsche allein in ihrem Lande oder reiche ihre Hand einem andern. Unangefochten von Radamah werden ihres Reiches Grenzen sein fortan, und wenn ihr Ruf klingt zu Radamah, wird König Radamah als Schützer neben sie treten gegen jeden Feind.«

Vor dieser Rede des Königs Radamah erbebte das Herz Rostanes bis in die Festen seiner Tiefe.

König Radamah aber neigte sich vor Rostane, die hüllenlos war, und ging. —

Allein in ihrem Gemach war Rostane; denn die Flötenspielerinnen hatten Befehl, mit dem letzten Klange hinter das Türchen der Nische zu weichen. Die Stunde war es vor der Morgenröte.

Sie tat ihr Gewand an, setzte sich nieder vor den Tisch der Tontäfelchen und schrieb an ihren Gemahl den Brief dieser Nacht. Drei Sätze nur ritzte sie mit ihrem goldenen Griffel in den weichen Ton, und diese Sätze lauteten: »Nicht dich liebe ich, König. Ich liebe deinen Bruder. Ich habe

heute und immerdar nur deinen Bruder geliebt.« Auf die äußere Seite des obersten Täfelchens schrieb sie: »An König Hyxa«, legte die Täfelchen aufeinander und siegelte sie mit ihrem Siegel.

An die metallene Scheibe trat sie und rührte den Schlegel.

»Für den Boten an König Hyxa, auf daß er eilig aufbreche,« befahl sie der Dienerin. —

Da es aber schon nahe gegen die Morgenröte war, als der Bote diesmal den Palast verließ, traf es sich, daß die Sonne gerade über den Horizont blickte, als er zwischen den Zelten schlich. Die Wachen entdeckten ihn, ergriffen ihn und führten ihn zum Zelte des Königs, das auf der andern Seite der Stadt lag.

König Radamah aber hatte für alle diese Tage Befehl gegeben, daß man seinen Schlaf nicht störe, bis die Sonne im Scheitel stünde.

Nach dem Aufstehen erfrischte König Radamah seinen Körper durch ein Bad. So wurde es eine Stunde nach Mittag, bis Rostanes Bote vor ihm stand.

Als der König Ausgang und Ziel seiner Sendung vernommen und den Brief mit Rostanes Siegel in seiner Hand gesehen hatte, entließ er ihn, auf daß er Rostanes Befehl ausführe. Zwei Hauptleute gab er ihm mit zum Geleit durch die Zelte bis auf die andre Seite der Stadt und ließ den Posten dort verkünden, daß man den Boten bei seiner Rückkehr frei hindurch und in die Stadt lasse.

Über all diesem war es zwei Stunden geworden vor Sonnenuntergang. Drei Stunden hatte der Bote zu gehen bis zur heiligen Stadt. So geschah es, daß König Hyxa verschieden war, als der Bote anlangte, und den Brief Rostanes nicht mehr empfing.

Der Bote fand die Priester in Trauer um das Bett des Königs versammelt. König Hyxa aber lag da, wie wenn er schliefe und ein wunderbarer Traum sein Antlitz verkläre. Schluchzend sank der Bote nieder am Bette seines Königs; denn er liebte seinen Herrn und war der Getreueste unter den Getreuen in Hyxas Palast.

Als er zurückkehrte in die Hauptstadt, trug er einen Brief des obersten Priesters an Königin Rostane.

Nun ihm freier Durchzug durch die Zelte gewährt war von König Radamah, machte er den Weg zurück zur Hauptstadt nicht auf seinen Füßen, sondern auf dem Rücken eines schnellen Hengstes.

So kam es, daß Rostane schon um die dritte Stunde nach Sonnenuntergang die beiden Briefe in Händen hielt, jenen, den sie an Hyxa geschrieben, und den Brief des Oberpriesters. Es war die Stunde, da in den sechs Nächten vorher König Radamah vor ihr Antlitz getreten war.

Sie las den Brief des obersten Priesters: »Königin Rostane! König Hyxa ist tot. Er starb an diesem Tage, zur Stunde des Sonnenuntergangs. Eine Starre hatte seinen Körper ergriffen, beginnend bei den Füßen, in den ersten drei Tagen sich ausbreitend bis zu den Knien, in den zweiten bis zu den Hüften und in den dritten wachsend zum Herzen und zum Haupte und das Leben von ihm nehmend. Wie die Starre seines Körpers wuchs, so wuchs auch eine Glückseligkeit in seiner Seele. Von dir, Königin, flüsterten seine Lippen zu allen Stunden an allen diesen Tagen. Heute um Sonnenuntergang, als sie schon starr waren, hauchte sein Atem in mein Ohr, das ich zu seinem Munde neigte, die Worte: ‚Bist du da, Rostane? Du säumtest lange. Komm in meine Umarmung! Zum Garten des Paradieses heben die Wonnen deines Leibes.' Und der verklärte Glanz, der aus seinen Augen strahlte, leuchtet noch zur Stunde von König Hyxas totem Antlitz.«

In tiefem Sinnen saß lange die Königin.

Dann aber erhob sie sich und rührte die metallene Scheibe.

»Man schlage den Gong in der großen Halle!« befahl sie der Dienerin, »daß es laut töne durch die Gänge und die Zimmer. Alle, die da wohnen im königlichen Hause und in den Häusern der Gärten, die hohen Diener und die geringen Diener, sollen sich versammeln im Saal der Widderköpfe. Alle Fackeln im Saale entzündet und den Teer in den Pfannen! Einen Boten schickt zum Feldherrn, der als Wächter sitzt auf der Mauer der Stadt, daß auch er komme. Mich aber schmücket mit dem Gewande der großen Feste. Um Mitternacht will ich treten unter meine Diener in den Saal der Widderköpfe.«

Hurtig eilte die Dienerin. Und bald hallte das tiefe Summen des großen Gongs, der nur selten geschlagen wurde, bei großer Trauer und bei großer Freude, durch alle Gänge und in alle Zimmer, die Schlafenden weckend aus ihrem Schlummer.

Im Saal der Widderköpfe, der so heißt nach den geschnitzten Kapitellen der hohen Säulen aus Zedernholz, in Gestalt von Widderköpfen, die auf ihren Hörnern die Decke tragen, brannten mit rötlichem Flackern alle Fackeln und der Teer in den Pfannen. Alle, die wohnten im Palaste und in den Häusern der Gärten, waren versammelt, die hohen Diener und die geringen Diener. Und genau um die Stunde der Mitternacht tat sich die Pforte auf, die in die königlichen Gemächer führt, und Königin Rostane trat hervor. Sie war angetan mit dem Gewande der großen Feste. Der Mantel von dunkelblauer Seide, bestickt mit silbernen Sternen, gleich dem sternenübersäten Himmel der Nacht, floß mit breitem Strome von ihren Schultern, getragen von zwölf Knaben aus den edelsten Geschlechtern des Landes, die immer im Palast des Königs wohnen und in der Gemeinschaft des Königs sind, damit sie üben die Kunst des Pfeilschießens und die Tugend, die Wahrheit zu sprechen. Der Treppe schritt Königin Rostane zu im

Kranze der Knaben, auf deren höchster Stufe der goldene Thron stand König Hyras. Sie trat hin zu Hyras Thron und wandte ihr Antlitz auf die Versammelten. Die zwölf Knaben ordneten sich im Kreise um sie, wie die zwölf Sternbilder des Tierkreises geordnet sind um das Antlitz der Sonne. Weiß war ihr Gesicht, und ihre Augen glänzten seltsam im flackernden Feuer der Fackeln und der Teerpfannen. Auf ihrer Stirn sahen die Versammelten ein Band von dunklen Perlen mit einem ovalen Stein in der Mitte, der milchig schimmerte und gleichsam in Starre, wie das Weiße eines toten Menschenauges. Auf den schwarzen Haaren ihres Hauptes aber trug sie nicht das Diadem der Königin, sondern das alte Diadem der Könige des Reiches des dritten Stromes.

Und Königin Rostane sprach: »Vernehmet, was ich euch verkünde. König Hyra ist tot. Er starb um die Stunde des letzten Sonnenunterganges in der heiligen Stadt.«

Rostane schwieg. Die Versammelten aber knieten nieder und beugten ihre Stirnen auf die Erde in die Richtung gen Osten, dorthin, wo der Thron stand.

»Vernehmet weiter!« sprach Rostane. Sie erhoben sich auf ihre Füße und horchten auf die weitere Rede der Königin. »Kein Sohn König Hyras wächst heran im Palast. So bin ich, Gemahl König Hyras, nach göttlichem und königlichem Recht Königin und Herrscherin über euch.«

Sie streckten die Hände gegen sie und jauchzten: »Heil unsre Königin!«

Königin Rostane setzte sich nieder auf den Thron. »Mein Feldherr, Verteidiger meiner Hauptstadt, trete vor!« befahl sie.

Der Feldherr trat an die unterste Stufe des Thrones, beugte die Knie, berührte mit der Stirn die Thronstufe und erhob sich, gewärtig des Befehls der Königin.

»Das Glück von euch allen begehrt Königin Rostane,« sprach sie. »Aufgeben will ich den Widerstand gegen König Radamah, dem niemand widersteht. Beim Scheinen der Morgenröte schicke die drei edelsten Jünglinge deines Heeres hinaus zum Zelte des Königs. Auf den besten Hengsten sollen sie reiten. In ihren besten Kleidern. Um die Stunde des Sonnenaufgangs sollen sie vor seinem Angesicht stehen und ihm künden, daß die Tore meiner Hauptstadt offen sind seinem Einzug.« Sie wandte sich zu einem der Knaben, nahm aus seiner Hand ein Kästchen. »Dieses Kästchen aus Mandelholz sollen sie übergeben an den König. Es enthält den Schlüssel, der die Reihe öffnet zu meinen Zimmern. Im Gemach, das der König kennt, werde ich seiner warten.«

Der Feldherr stieg die Stufen hinauf, empfing das Kästchen aus der Hand der Königin und verließ eilends den Saal.

»Der Aufseher meiner Gärten trete vor!« befahl Rostane.

Der Aufseher der Gärten trat an die unterste Stufe des Thrones, beugte die Knie, berührte mit der Stirn die Thronstufe und erhob sich, gewärtig des Befehls der Königin.

»Sammle um dich die Hundertschaften der Sklaven,« sprach Rostane. »Laß Palmenzweige abhacken und Rankengewächse und Blütenbüsche, während Fackeln euch leuchten. Pfähle ramme ein zu seiten der Straßen vom nördlichen Tor, durch das König Radamah einziehen wird auf seinem Wagen, bis zu meinem Palast, und schmücke sie mit Girlanden und Blütenzweigen, auf daß er die Stadt festlich finde zu seinem Empfang. Sechs Stunden sind es bis Sonnenaufgang. Nütze sie gut!«

Der Aufseher der Gärten neigte sich tief, trat zurück von den Stufen des Thrones und verließ eilends den Saal.

»Meine Kämmerin trete vor!« befahl Rostane.

Die Kämmerin trat an die unterste Stufe des Thrones, beugte die Knie, berührte mit der Stirn die Thronstufe und erhob sich, gewärtig des Befehls der Königin.

»Kleide zwölf mal zwölf Jungfrauen in weiße Kleider und gib ihnen Palmenzweige in ihre Hände. Und zwölf der besten Flötenbläserinnen wähle aus, auf daß diese alle voranschreiten dem Wagen König Radamahs auf seinem Wege vom nördlichen Tor bis zum Palast. Sechs Stunden hast du. Nütze sie gut.«

Die Kämmerin neigte sich tief, trat zurück von den Stufen des Thrones und verließ eilends den Saal.

»Nun löschet das Feuer der Fackeln und das auf den Teerpfannen,« befahl die Königin, »und jeder lege sich auf sein Lager, zu ruhen bis zum Morgen. Denn ich will, daß bei Sonnenaufgang alle wach und auf den Straßen seien, vor den Häusern, zum Empfange König Radamahs.«

Sie stand auf vom Thron, stieg die Treppe hinab, ihren entfalteten Mantel mit den silbernen Sternen von den zwölf Knaben umkränzt, und verließ den Saal der Widderköpfe durch die Tür zu den königlichen Gemächern. —

An ihrem Tisch der Tontäfelchen saß Rostane, nachdem ihre Frauen ihr den Mantel von den Schultern und das Diadem aus den Haaren genommen hatten. Durch eine seitliche Tür war sie in ihre Zimmer zurückgekehrt; denn den Schlüssel zur Haupttür trugen die Boten, die der Feldherr an Radamah entsenden sollte beim Scheinen der Morgenröte.

Sie ergriff ihren Brief an König Hyra, den er nicht gelesen hatte, weil er zu spät zu ihm gekommen war, und betrachtete ihn sinnend.

Dann löste sie das Siegel, kratzte mit dem kantigen Ende ihres Griffels von der äußeren Seite des Täfelchens die Worte: »An König

Hyra« fort, bis der Ton glatt war, und ritzte mit der Spitze ihres goldenen Griffels die andre Schrift hinein: »An König Radamah«.

Als Königin Rostane solches tat, log Königin Rostane. Sie, über deren Lippen und aus deren Griffel niemals eine Unwahrheit gegangen war, zu keiner Stunde und an keinem Orte, sie log jetzt. Aus List log sie. Aus List, eingegeben von Liebe. Sie hatte an Radamahs Erzählungen von dem gezähmten Adler und von dem farbenwechselnden Kristall gedacht, die zu erobern es ihn gelüstet hatte, und die er verschenkte, sobald sie erobert waren. Und auch an den Tag ihrer kindlichen Spiele hatte sie gedacht, da sie in der Mitte der Burg Radamahs gestanden und Radamah sie zusammen mit der Burg erobert hatte und dann, seiner Eroberung vergessend, zu den jungen Hengsten gelaufen war. Sie log, weil sie König Radamah liebte und weil sie, königlich, sich selber liebte. —

Im Glanz der Morgensonne und unter dem Jauchzen des Volkes fuhr König Radamah auf seinem Streitwagen ein in Rostanes Hauptstadt.

Doch mit Ungeduld sah er auf den Schritt der zwölf Flötenbläserinnen und der zwölf mal zwölf weißgekleideten Jungfrauen, die, Palmen schwingend, seinem Wagen voranzogen; denn sie hemmten den Tritt seiner Pferde, und es verlangte ihn, schnell zum Palast und vor das Angesicht Rostanes zu kommen.

Endlich stand er in der Halle. Allein durchschritt er die Gänge zu den Gemächern der Königin. Ein Gewand hatte er angetan aus Weiß und Gold, und seine blauen Augen leuchteten wie der über die Stadt gespannte, von Sonne durchleuchtete Morgenhimmel.

Er erbrach Rostanes Siegel an dem Kästchen aus Mandelholz und schloß auf mit dem Schlüssel die Tür des ersten Vorgemachs.

Er durchschritt das erste Vorgemach und das zweite Vorgemach und das dritte Vorgemach und trat ein in das Gemach der Königin, das im Palast auch hieß das Gemach der drei goldenen Leuchter.

Rostane lag ausgestreckt auf einem Ruhebett. Es war jenes, das die Königin hatte aufstellen lassen in der Nacht, da sie Radamah in Versuchung führte. Wunderbar schimmerte die Weiße ihres Körpers ihm entgegen. Denn unverhüllt war ihr Körper, wie König Radamah ihn in der letzten Nacht gesehen, nachdem sie den Tanz des siebenten Schleiers vor ihm getanzt hatte.

So und nicht anders hatte König Radamah erwartet, von Königin Rostane empfangen zu werden. Hatte sie ihm doch Boten gesandt schon bei Sonnenaufgang, zum Zeichen, daß ihr Herz erobert war, und König Hyra atmete nicht mehr unter dem Licht der Sonne. Um solchen Empfanges willen aber war seine Sehnsucht ungestüm vorausgeeilt dem Schritt seiner Rosse.

Er trat an das Ruhebett, fast erschreckt von der Herrlichkeit dieses Leibes, obwohl er diese Herrlichkeit von Rostanes Tanzen kannte. Sie hatte die Augen geschlossen, wie wenn sie schliefe.

»Scherzest du mit mir zum Empfange, daß ich dich wecke mit einem Kuß?« rief der König und lachte. »Oder schliefest du wirklich ein im Warten auf Radamah, den Eroberer nicht nur der Länder, sondern auch der Herzen?«

Rostane antwortete nicht.

Nun erst sah der Übermütige auf ihrer Stirn das Perlenband. Doch es war nicht jenes, das sie in der Nacht ihres Tanzens getragen hatte, mit dem funkelnden Diamant in der Mitte, sondern in der Mitte dieses Bandes sah er einen ovalen Stein von milchigem Glanz und gleichsam in Starre, wie das Weiße eines toten Menschenauges. Und jäh erschrak König Radamah.

Genauer sah er auf die Liegende. Und nun gewahrte er unter der linken ihrer Brüste einen kleinen Tropfen angetrockneten Blutes. Er streckte die Hand aus und berührte den schneeigen Hügel. Kalt fühlte er Rostanes Haut an seinen warmen Fingern.

Bei diesem Hingreifen hatte König Radamah wohl auch ein wenig an den Teppich gerührt, der das Ruhebett deckte. Denn ein Rascheln vernahm er, und unter den Falten des Teppichs hervor schoß ein Schlänglein und ringelte hurtig über den blanken Estrich davon zum Baldachinsitz der Königin. Er erkannte an der kupferfarbenen Haut, daß es eine jener giftigsten Nattern war, deren Biß in weniger als einer Stunde zum Tode führt.

Nun sah er in den Fingern der rechten Hand Rostanes ein Schreibtäfelchen, gesiegelt mit ihrem Siegel. Sanft löste er es. In dem gelblichen Ton der äußeren Seite las er die Worte, von Rostanes Hand geritzt: »An König Radamah«. Er erbrach das Siegel, tat die Täfelchen voneinander und las: »Nicht dich liebe ich, König. Ich liebe deinen Bruder. Ich habe heute und immerdar nur deinen Bruder geliebt.«

Der König sank in tiefes Sinnen. »Fürwahr, Rostane,« sprachen seine Lippen, »Wahrheit ist deine Schrift und deine Kunde. Denn außer mit deinem Siegel besiegeltest du sie mit deinem Leben.«

Und er sann weiter. Wie dies zu verstehen sei, da sie ihm doch ihre Boten gesandt hatte. Und er begriff: gesagt hatte er ihr, daß er abziehen wolle, wenn er ihr Herz nicht erobere. Sie aber wollte, daß er über Manoahs Reich herrschen solle, während sie selbst zu Hyra wich in das Reich der Toten.

»Es soll werden nach deinem Willen, Rostane,« flüsterten seine Lippen. Und nun geschah, was nie ein Auge gesehen hatte und auch jetzt kein Auge sah, es seien denn die listigen Äuglein des Schlängleins unter dem Baldachinsitz der Kö-

nigin hervor: aus dem einen der Augenwinkel König Radamahs rann eine Träne und tropfte nieder auf die Brust Rostanes, dicht neben die Stelle, an der das Schlänglein seinen Zahn in ihr schimmerndes Fleisch gestochen hatte. —

Noch ehe die Sonne im Scheitel stand, berief König Radamah in den Palast die Priesterinnen, die den Opferdienst haben für die Toten und zu denen auch jene gehören, welche die Körper der Königinnen einbalsamieren, auf daß sie die Jahrtausende überdauern. Ihnen übergab er den Leichnam Rostanes.

Bevor sie aber eintraten in das Gemach, suchte er unter dem Baldachinsitz Rostanes nach dem Schlänglein, und er faßte es an der Kehle unter dem Maul, daß es ihn nicht verletze, und vorsichtig faßte er es, damit nicht er dem Tiere, das von dem Blute der Königin Rostane getrunken hatte, ein Leides tue. Und er setzte es in ein hohes Glas, das er auf jenem Tischchen fand, auf dem Rostane ihm den Wein kredenzt hatte bei ihrem Tanzen. Sie selbst mußte das Glas hierhergetragen haben aus dem Aquarium in ihrem Garten; denn der gläserne Deckel lag daneben, der mit feinen Löchern durchstochen war, damit das Schlänglein atmen könne. —

Radamah nahm Wohnung in den Zimmern des Königs Manoah, und Palast und Stadt Manoahs waren es, in denen er fortan hofhielt.

An Kriegszüge dachte Radamah nicht für die kommenden Jahre. Er dachte an ein Totenhaus, das er für Rostane bauen wollte, herrlich, wie es nirgends auf Erden zu finden war.

Ein Baumeister von großer Kunstfertigkeit wohnte in der Hauptstadt des Landes des ersten Stromes, die jetzt seine Stadt war. Diesen Meister ließ König Radamah vor sich kommen. Und er schuf einen Grundriß für das Totenhaus der Königin Rostane und ein Bild von der Kammer. Und gleich einer Wohnung der Götter dünkte König Radamah das Totenhaus für Rostane. Drei Jahre würde es währen, sprach der Meister, bis es fertig stünde zwischen den Büschen der Tiefe des Gartens. Die zwölf besten Steinmetzen sollten wirken am Bau und die zwölf besten jener, welche Gold zu bearbeiten wissen und Silber und Erze zum Kleiden der Dächer, der Wölbungen und der Säulen, und zwölf von den andern, die aus bunten, glänzenden Steinchen Schmuck und Zierat der Wände zu bereiten wissen. Und wiewohl dieser Baumeister ein Sklave war — denn König Melkar hatte ihn erbeutet auf einem seiner Kriegszüge —, saß König Radamah mit ihm zu Tische an allen Tagen, außer an jenen, da ein fremder Herrscher oder edle Gesandte fremder Herrscher bei ihm zu Gaste waren, und König Radamah fragte viel und ließ sich erzählen von den Wundern des Totenhauses Rostanes.

An jedem Tage fütterte König Radamah mit eignen Händen das Schlänglein, das vom Blute Rostanes getrunken hatte und das er in seinem Schlafgemach hielt in einem gläsernen Käfig. Und die Äuglein des zahm gewordenen Tierleins blinzelten listig gegen den König, wenn er zu dem Glase trat.

Am Ende des dritten Jahres stand das Totenhaus Rostanes fertig, mit einer großen goldenen Kuppel über seiner Mitte und vier kleinen goldenen Kuppeln über seinen Ecken. Und das Innere leuchtete von vielerlei Marmor, Elfenbein, Gold und Silber und von den Ornamenten Tausender farbiger Steinchen, gleichwie eine Halle der Götter. Und der goldene Sarkophag mit dem Leichnam der Königin Rostane ward hineingetragen auf den Schultern von zwölf Priestern in das Totenhaus.

An diesem Tage schenkte König Radamah dem Baumeister die schönste der Frauen seines Frauenhauses, die seine Lieblingsbuhle gewesen war bis zu diesem Tage. Aber die Freiheit schenkte er ihm nicht, auf daß nicht der Baumeister in andre Länder wiche, an die Höfe andrer Könige, und seine Hände, welche die Wohnung geformt hatten für den Sarg Rostanes, wirkten für andre.

Und an diesem Tage setzte sich der König zu Tisch mit dem Baumeister und den dreimal zwölf Werkleuten und aß von den Speisen, die jenen gereicht wurden, und trank von dem Wein, den jene tranken, und beschenkte sie mit kostbaren Geschenken und nahm sie in den Dienst seines Hauses.

Das Schlänglein setzte er hinüber in das Totenhaus, zu dem nur er den Schlüssel trug, und ließ es dort frei spielen auf dem marmornen Estrich.

Und jeden Morgen und jeden Abend besuchte er das Haus Rostanes, die er nicht erobert hatte, wie er wähnte, und fütterte das Schlänglein, das sich aufrichtete bei seinem Kommen und ihm entgegenzüngelte, indes seine Äuglein listig blinzelten, mit seiner eignen Hand.

Und als König Radamah zum Sterben kam und verschieden war, fand sein Kämmerer eine Tontafel, beschrieben mit der Schrift des Königs. Vielerlei hatte König Radamah darin bestimmt und geordnet, wie es fortan sein sollte in dem Reiche der drei Ströme und in den Ländern der Berge. Und auch diese Bestimmung hatte er in den Ton geritzt, daß der Sarkophag mit dem Leichnam König Hyras gebracht werde aus der heiligen Stadt in das Totenhaus Rostanes und aufgestellt neben dem Sarkophag der Königin. Denn ihn allein hatte sie geliebt, wie König Radamah wähnte, und hatte ihn so geliebt, daß sie ihm gefolgt war in das Reich der Schatten. Für sich selbst aber bestimmte er den Bau eines schlichten Totenhauses, auf der andern Seite des Gartens, fern von Königin Rostane, deren Herz er nicht erobert hatte, wie er wähnte.

Wenn es köstlich gewesen ist

Vom Leben und von der Wärme einer Mutter

Von Helene Voigt-Diederichs

Rund um das Herrenhaus

An das Haus lehnte sich rückwärts ein weiter Garten, einer dieser alten schleswigschen Gutsgärten, die wie Bauminseln sind inmitten welliger Fruchtfelder. Während der grünen Jahreszeit verschlucken die Massen des Laubes Mauern und Dächer, kaum daß ein fester Riß von roten Giebeln, ein grauer Strohdachfirst hindurchschneidet. Im Winter lichtet sich die Undurchdringlichkeit. Die ewigen Winde spielen oder stürmen freier hinein, Herrenhaus und Ställe steigen mit klaren Wänden, überwuchtet von Linden, Pappeln und Eschen, deren Zweige locker in den frostklaren oder wolkentrüben Himmel greifen. Auf alten braunen Teichen und Hausgräben schwimmt buntes Laub, sinkt, fault am Grunde. Hier und da dunkelt eine Edeltanne, scharf springt ihr Nadelwipfel vor, läßt unter sich den Wald von weicheren Kronen, die kurzen dicken Schornsteine des Wohngebäudes.

Nein, nicht nur Häuser, Stämme und Astwerk trug die Bauminsel im Herzen des Gutes, das dem Vater und der Mutter gehörte; es blieb auch Raum für Gemüseland und die weiten, duftenden, ein wenig verwilderten Grasplätze, deren einzige Pflege darin bestand, daß sie ein paarmal im Jahre gemäht wurden; plötzlich lagen dann verstreute Beete von Maiglöckchen, Astern, Rosen oder Georginen klar vor aller Augen.

Gleich hinter dem Saal rundet sich der allerköstlichste Blumenrasen. Im Frühling, mit den Schneeglöckchen zugleich, prangen die breiten Farbenseen der Krokus, bottergolden und lila und silberweiß. Kaum sind sie verströmt, spitzt sich aus frischen Grasbüscheln die lockerblütige Vogelmilch. Und dann, gegen Pfingsten, schlägt das Hyazinthenwunder seine Augen auf, spielt amethysten im Sonnenschein oder barrt lilablau im Schatten der Linden, wird kühler und fester gegen Abend oder verbleicht im Dämmern — in einer von diesen späten Junistunden: weiß ist die Luft wie die gegen den Wind gestrichenen Blätter der Pappeln, die weißen Mauern geistern, blind spiegeln die weißen Fenster des Daches zum weißen Himmel hinauf ...

Solange die Mutter die kleinen Kinder und die große Mädchenwirtschaft im Hause hatte, kam sie wenig in den Garten. Am ehesten noch an einem lauen Sommerabend stieg sie mit dem Vater, vorbei an Immergrünbeet und Mühlsteintisch, die drei Steinstufen zur »Bastion« hinauf und saß, von den größeren Kindern ummauert, auf der Bank, die mit Dach und Rückenwand von Weißdorn frei gegen Westen stand, ein wenig erhoben über die Breite der sanftbewegten, grünburchschnittenen Felder. Fern aus Lindengewirr leuchtete gerade noch ein Stück vom roten Kirchengiebel, jenseits der Schlei stieg das grüne Land Angeln hügelan. Der Vater freute sich still am Fest des Sonnenunterganges, und die Mutter sagte vielleicht: »Nein, wie wunderbar! Wenn man dieses gemalt sähe, fände man es unnatürlich!« Die Kinder vergnügten sich damit, in dem feurigen Gewölk Schwäne, Walfische und Löwen zu entdecken und gelinde auch einander streitig zu machen.

Es gab noch andre Rastplätze, vor allem die weiße Bank, im Halbkreis um den Tisch mit seiner regengrünen Marmorplatte gefügt. Im Hintergrunde reckte eine ungeheure Pappel ihre plumpen Äste halb in den Garten hinein, halb über das Feld hinaus. An dieser Stelle baute in späteren Jahren, als längst die Pappel vom Sturm zerbrochen war, einer der Söhne eine Hütte aus Schilf für die Mutter, worüber sie sehr glücklich war, über die Hütte wie über die zierliche Arbeit ihres Kindes. Niemals züngelten die treuen Augen so stolz, diesen Stolz sogleich bescheiden selber dämpfend, als wenn sie sich freuten über eines Sohnes Werk.

Selten war ein Sommertag, an dem die Blätter der Buchenwände nicht flirrten im Wind. Öfters gab es totenstille Mondennächte, schattenblau mit ganz wenig Kringeln und Schleifen von Licht. Die Mutter liebte den klaren, sicheren Tag und hatte doch neun Kinder geboren, die die Mondennächte liebten. Dichter verweben sich die Kronen der alten Apfelstämme, lautlos beginnt der schlanke Cäsarbaum, dem schon das Gras des Alters aus den Astlöchern wächst, zu tanzen mit seinem Nachbarn, dem Gravensteiner ... Schloß Gravenstein, dies war die Kinderheimat der Großmutter Voigt, der geborenen Ebeling, deren Vater als Hausverweser dort gesessen hatte.

Die Arbeit im Garten leitete der Vater. Meist nahm er einen geschickten Tagelöhner zu Hilfe, in früheren Zeiten die alte geschwätzige Lena Blaas, die auf dem Heimweg in ihren Katen breitbeinig zu schwanken pflegte, neben der mit Gemüse oder Beeren gefüllten Tasche, die sie, unter ihre Röcke gebunden, behutsam heimtrug. Der Vater maß gern selber die Beete aus, trat die Wege und zog die Erbsenrillen. Dann wurde wohl ein schweifendes Kind aufgegriffen und verpflichtet, sorgfältig Perle

neben Perle zu legen — welcher Auftrag, da er vom Vater kam, zwar von Ehrfurcht umwittert, aber unerhört langweilig war. Wäre die Mutter zugegen gewesen, so hätte sie sicher erlaubt, die Arbeit ein klein wenig schlanker zu machen.

Die Sämereien wurden verwahrt in kleinen festen Leinenbeuteln, auf die mit Tinte eine runde Zahl geschrieben war, hundert oder gar vierhundert. Die stammten aus der Zeit, da auf dem Kieler Umschlag die Zinsen der Grundschuld in harten Talern bezahlt werden mußten. Heutzutage füllte der Vater seine Börse mit Gold für diesen schlimmen zwölften Januar, und wenn die Mutter dies wahrnahm und bescheiden fragte, warum er so sorgenvoll in die Landeshauptstadt führe, bekam sie gerade nur die schwere Antwort: »Marie, das verstehst du nicht!« Dann grämte sie sich seinetwegen mehr, als wenn sie klar über die Tatsachen Bescheid gewußt hätte.

Der Vater liebte vor allen Blumen die frühen Aurikeln mit ihren verschwiegen glühenden Wachsfarben. Im Sommer erquickten ihn die würzigen Levkoien, deren Lila zwischen dem des Abendgewölkes und dem des persischen Flieders lag. Die Mutter freute sich an den sanften, nachdenklichen Stiefmütterchen; diese waren zu der Zeit, da sie noch Pensees genannt wurden, auch ihrer Mutter Lieblinge gewesen. Sehr beglückte sie im Mai die Üppigkeit des weiß geplusterten doppelten Kirschbaumes. Freilich konnte sie nicht unterlassen, nebenbei ein wenig zu den benachbarten Birken hinzuschielen — ob da nicht etwa gelichtet werden mußte. Ganz im geheimen war ihr der Garten von jeher zu überwachsen und überaltert, aber sie schonte die Gefühle ihres Mannes und ihrer Kinder zu sehr, als daß sie anders als mit einem Nebenblick darüber geredet hätte.

Viele Jahre später, als der Vater längst keinen von den Bäumen mehr sah, die er gleich lebenden Wesen geliebt hatte, als die dichtstehenden, gedrängten Weißbuchen rings um den Garten in ihrem Lufthunger so himmelan getrieben waren, daß bis in die hohe Vormittagssonne ihre Schatten auf dem Kern von Gemüseland lagen und sich aufs neue senkten schon am frühen Nachmittag von Südwesten her — ja, da sollte denn nun wirklich gelichtet werden. Aber im Familienrat war keine Einigung zu erzielen. Der eine hing an der verkümmerten Esche, in die der Vater als Bräutigam den Namen der Mutter eingeschnitten, der andre an der Buche, die von dem Bruder, bevor er nach Amerika ging, noch so sorgsam aufgestutzt war, und schließlich war es wohl gar die Mutter selbst, die diesen oder jenen Baum so reizend herangewachsen fand. Kam dann der Winter, so vertröstete man sich: »Ach, im Sommer, da kann man besser sehen, was zu dicht steht!« Und im Sommer, wenn alle Stämme lebten, ja, wer hätte da das Herz zu einem kalten Todesurteil gehabt?

Über den Gebüschen von Schneebeeren und Blasenstrauch gab es eine Fülle merkwürdiger Baumgeschöpfe. Da war die alte Akazie, die, eingehüllt vom lockigen Efeu, mitten im Winter sozusagen in vollem Laube stand. Es gab die Stechpalme, die aus kriechendem Dickicht sich zu einem Baum erhoben hatte, es gab im Schutze der Edeltanne den weitverzweigten Strauch von Rhododendron, den roten Dendron, der zart lila blühte, seinem Namen zum Trotz. Ganz früh im Jahre, manchmal am Karfreitag schon, taten sich die ersten Knospen der japanischen Quitte auf, rot wie die Blutstropfen, die von Christi Haupt quollen. Das auffälligste Wesen war der uralte Walnußbaum, der bald über seiner Wurzel schon, silbergrau und dunkelmoosig, sich in schwere Äste teilte. An dieser Stelle hatten die Kinder sich eine geräumige Familienstube eingerichtet, gerade einen Meter hoch über dem Erdboden; hier wußte die Mutter sie unbekümmert spielen. Natürlich hatte auch jeder Apfelbaum zu seinem besonderen Namen sein besonderes Gesicht. Da waren Melonenstämme, voller Knorren und Knubben, neben gewundenem Pigeon, da waren Kellerbaum und Backhausbirne, nicht zu vergessen der köstliche Frühreife mit den Früchten voller Saft und Süße, zur gesegneten Zeit des Hochsommers jedes Gartenpilgers Ziel.

Wie gesagt, solange der Vater den Garten verwaltete, kam die Mutter kaum so weit, Hand anzulegen. Höchstens daß sie einmal mit ihren Mädchen die Stiege zwischen den Rasen von Unkraut säuberte. Harken tat sie immer selbst; niemand anders hätte verstanden, die Graswurzeln so zu schütteln, daß sie keine Erde mit wegnahmen. Freilich, an Lust zu größeren Taten fehlte es nicht. So blickte sie gewissermaßen mit Neid aus dem Fenster, wenn in Maikäferjahren die Tagelöhner früh vor Sonnenaufgang in den Garten zogen. Da wurden Laken unter die Bäume gebreitet, ein Mann kletterte in die Zweige hinauf und schüttelte; die taustarren Schädlinge plumpsten herab wie reifes Obst. Ganze Säcke voll wurden an einem einzigen Morgen geerntet, und es war eine rechte Last, all das Geziefer in der Meierei mit kochendem Wasser zu vernichten.

Hinterm Pferdestall lag ein sonniger, freier, gegen die großen Stürme von Norden und Nordwest geschützter Gemüsegarten. Hier an der Gitterwand blühten im April die lieblichen Pfirsichbäume, und der Vater hegte seine Beete mit Spargeln, die er, den schweren Boden durchlässiger zu machen, mit Meeressand düngen ließ und am liebsten selber stach; allenfalls noch die Mutter ward dazu ermächtigt.



Edmund Steppes: Brüderlein und Schwesterlein

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1924

Zwischen Gemüseland und Feld streckte sich außer der Bleiche, über der vom Dornknick her die Birkenstämme leuchteten, der dunkle Teich mit dem zierlichen Entenhaus, das später ans Land versetzt ward, mitten in die Brennesselwildnis des Weidenhofes, der alle paar Jahre geschlagen ward und die schmiegsamen Bänder für die Butterdrittel hergab. Auf der Bleiche hatte die Mutter oft genug zu tun, schnell einmal ward sie über Haar und Stirn gestreichelt von einem Kind, das nach Moos, weißen Veilchen oder kleinen roten Erdbeeren suchte oder grabenab und grabenauf durchs Kleiloch zur Koppel huschte.

Aufs Feld kam die Mutter selber selten hinaus, höchstens nachmittags einmal am Arm des Vaters. »Vater und Mutter sind zu Felde!« hieß es dann. Das war eine feierliche Sache, sozusagen ein öffentliches Auftreten wie bei Weihnachten oder Erntebier. Arm in Arm schritten die Eltern zwischen dem Weidevieh oder den aufgehockten Garben hindurch, vorbei an den Pflügern, die mit ihren Gespannen in der frischen Erde ackerten, umstöbert von Möwen und Krähen. Manchmal auch lenkte der Vater seinen Schritt zur Brache, wo die Tagelöhner mit Hacken und Schaufeln einen dieser rätselhaft im Boden hochwachsenden Granitfindlinge bloßgelegt hatten und mit schweren Brecheisen aus seiner Grube zu wälzen suchten. Die Kinder, die sich gern an die Mutter hängten, sobald sie diese erblickten, hielten sich entfernt. Sie wußten schon, der Vater liebte das Getöse der Mitläufer nicht. Sie kniffen die Augen ein und blickten gegen Sonnenuntergang, bis die ganze Luft von losen, grün und rot durcheinanderwogenden Bällen erfüllt war. Es war wunderschön, wenn Vater und Mutter Seite an Seite zu Felde gingen!

Aufmerksam betrachtete die Mutter das grüne Land mit seinen von Scheuerpfählen gekrönten Hügeln, seinen dunklen Moorgründen, seinen umbuschten Mergelkulen. Sie lernte unterscheiden, ob die Saaten gut oder schlecht standen, ob die Brache schön mürbe oder der Himmel allen Ernstes gewitterdrohend sei. Merkwürdigerweise hatte sie, die helläugig Wache, für Tiere nicht den rechten Blick; lachend bekannte sie, daß alle Kühe gleich aussähen, und daß sie unter den Pferden gerade nur den Schimmel und die beiden Schwarzen mit Sicherheit herausfände.

Mit dem Federvieh hatte die Mutter mancherlei Mühe, besonders zur Zeit der jungen Küken, die in Gestalt von Katzen, Krähen und Ratten viele Feinde hatten, außerdem mit Vorliebe in den Wassernäpfen ertranken. Sorglich gepflegt wurden die Glucken während der Brütezeit; sah die Mutter, daß einer der Kamm bleich wurde, streute sie ihr eine Sonderhand voll Gerste hin. Die Kinder beklagten ein totes Hühnchen, begruben es unter Vergißmeinnichthügeln und pflanzten Kreuze darauf, ja, es wurde als ein großes Glück betrachtet, so einen kleinen gefiederten Leichnam aufzutreiben. Die Mutter liebte dieses wehleidige Spiel nicht übermäßig, aber sie fand doch keinen Grund, es zu verbieten. Immerhin lag eine gewisse Ablehnung auf ihrem Gesicht, wenn sie an den geschmückten Kükenfriedhof geführt wurde. Es gab Dinge, an die von Rechts wegen spielenderweise nicht gerührt werden durfte.

Wenn die Hühner gar zu freizügig wurden, ihre Eier legten überall, wo es ihnen paßte, in Krippen, auf Heuböden oder Holzplätzen, hieß es wohl strenge: »Morgen früh werden sie nicht herausgelassen!« Dann zog die Mutter mit dem entschlossensten ihrer Mädchen, das Hiebe von Krallen, Schnäbeln oder Flügeln nicht scheute, in den Stall. Zuerst wurden die Hähne gepackt und zum Schott hinausgestubbst. Dann kamen die Hennen an die Reihe. Eine nach der andern wurde gefangen und mit sicherem Griff getastet, das heißt, es wurde an ihrem federigen Unterteil gefühlt, ob heute ein Ei fällig sei. Bestätigte sich dieses, blieb das Huhn bis Mittag eingesperrt, das ungesegnete ward zu den Hähnen hinausbefördert. Gewaltig gockelnd empfingen diese, was Stück bei Stück aus dem flatternden, kreischenden Weiberreich entkam.

Scheunen und Ställe waren des Vaters Reich. Im Sommer standen sie so leer, daß von den gestampften oder gepflasterten Dielen bis hoch hinauf zu den spinnwebtrüben Fensteraugen im Strohfirst sich der Raum fast kirchengewaltig dehnte. getragen vom Gerippe des schweren, altersdunklen Gebälks. In der kalten Jahreszeit waren sie gefüllt mit Heu, Korn und rasselndem, schnarchendem, schnuppernden, stummem oder behaglich prustendem Getier, das mit seinen winterlich rauhen Leibern die Ställe halb wärmte, halb feuchtete; man trat hinein wie in eine dampfgeheizte Stube. Abends, wenn alles zur Ruhe war, machte der Vater noch mit der Laterne seine Runde; es konnte vorkommen, daß ein Tier sich in seiner Kette verstrickt hatte oder daß Geburten zu erwarten waren. Hin und wieder ward dann die Mutter aufgefordert, ein schönes Kalb oder eine gesegnete Ferkelsau zu bewundern.

Zuweilen aber geschah es, daß die Mutter als Nothelferin in den Stall geholt ward. Vielleicht mußte einem Pferde der Brei von Kolikpulver zwischen die widerspenstigen Zähne gestrichen werden, oder eine Kuh war fieberverdächtig und wurde mit Glaubersalz getränkt. Kranke Schweine gab es kaum; war wirklich eins krank, legte es sich ohne viel Federlesens auf die Seite und starb. Manchmal wurde eins von mörderischen Gelüsten heimgesucht, indem

es eine Henne überfiel, die ahnungslos im Troge pickte. Gierig schlossen sich die Stallgefährten an, der Unglücksvogel wurde nicht etwa getötet, sondern bei lebendigem Leibe verzehrt. Hatten die schamlosen Rüssel die Federn abgeschmatzt, war die Beute sicher; das nackte Gespenst schrie erbärmlich und konnte von Glück sagen, wenn jemand seine Not vernahm und Stiele von Besen und Forken dem bösen Gehudel wehrten.

Im Laufe der Jahre, als die kleinen Kinder allmählich selbständig wurden, wuchs der Arbeitsdrang der Mutter über die Mauern des Hauses unaufhaltsam hinaus. Tagelang führte sie die Horden der distelstechenden Frauen durch die junilichten Saaten, mit heller Stimme und hellem Blicke achtend, daß keins der Stachelkräuter übersehen ward. Immer wichtiger und gewissermaßen ausruhsamer wurde ihr auch die Gartenarbeit. Wenn sie abends oder feiertäglich hindurchschritt, erfaßte sie freudig, was alles noch ungetan sei. Zeitig im Frühjahr fing sie schon an, die Gebüsche auszuharken, und kam gern heim mit einer Schürze voll von trockenem windgebrochenem Holz für den großen Kessel in der Meierei — obgleich Holz genug aus den Knicks geschlagen ward.

Es war nicht nur Arbeit, was die Mutter lockte, sondern auch dies fleißige Mit-ihren-Gedanken-allein-sein. Nichtsdestoweniger wartete sie insgeheim darauf, daß ein Kind sich zur Hilfe anböte, und sie hielt es nahe zu sich, damit man ordentlich miteinander reden könnte. Jätend, lockernd oder Ranken abkneifend kniete sie an den Beeten entlang. Erntezeit war ihr köstlich, vor allem liebte sie die Beete mit Stangenbohnen, und ihre Augen und die runden warmen Hände kosten pflückend den grünen Segen. Auch die gelben Gurken löste sie fast andächtig aus dem wuchernden Blattwerk. »Nein, was alles aus der gleichen Erde gedeiht,« lobte sie, »Kartoffeln, Erdbeeren, Sonnenblumen ...!« Freilich, auf der Höhe des Sommers gab es einen Tag, an dem sie den Garten nicht liebte. Das war, wenn die roten Trauben der Johannisbeeren reinlich gepflückt waren und nun die Büsche leer und ein wenig auseinandergezerrt standen, verunziert durch weiße Fäden und Fetzen von Gardinen, die sich zum Schutz gegen Drosselfraß darüber spannten. »Jetzt ist die schönste Zeit vorbei!« sagte die Mutter und spürte stark, daß nach den aufschwellenden Monaten vorherbstliche Stille hereinklang.

Die Mutter mochte sich aufhalten, wo sie wollte, immer witterte man, an welchem Ort sie zu finden sei. Es war nahezu unmöglich, daß man sie etwa in der Dachkammer gesucht hätte, wenn sie außerhalb des Hauses war. Ja, trat man nur aus der Tür, überflog es einen, ob sie im nahen Gemüseland oder hinten im großen Garten weilte. Man lief bis zur Ecke bei der Friedenseiche und sah dann schon fern zwischen dem Grün ihr blaues Kleid leuchten und das helle Gesicht, das in der Sonne nicht braun, sondern rosig ward. Und man vernahm, fast schon ehe sie es rief, ihr freudiges »Ja?« Sie hatte es nur zu gern, wenn jemand gelaufen kam und fragen oder erzählen oder Rat haben wollte.

Dann strich ihr wohl eins der Kinder über das geliebte Haar — immer noch Kinder, auch dann, als dieses Haar längst silbern geworden war —, sann auf eine Neckerei, und wenn es Glück hatte und etwa ein Kohlweißling eierträchtig des Weges flog, führte es blinzelnd mit Lästermund einen ihrer kleinen wohlbekannten Sprüche an: »Tötet ihn, es sind alles Weibchen!« Und beredete die Lächelnde, es für heute genug sein zu lassen mit der Arbeit.

Lag zwischen den Beeten ein vergessenes Gerät, so war ein andres kleines Flügelwort am Platze: »Nimm was in die Hand, liebes Kind!« Ja, und schritt man dann Arm in Arm feierabendlässig dem Hause zu und blickte die Mutter schweifenden Auges über Gebüsche und Laubkronen hinauf, so stahl ihr wohl der Begleiter mit zärtlichem Spott und sogar mit ihrem eigensten ganz kleinen sonnenlüsternen Seufzer das Wort vom Munde: »Kinder, es muß gelichtet werden!«

Das Glück

Du hättest früher kommen sollen,
Als noch der Glaube jubelnd nach dir rief,
Da Furcht und Zweifel noch im Grunde schlief,
Von Lust und Mut die Sinne überquollen.

Wie sehnt' ich mich, der Jugend Glut zu kühlen,
Nach deinem Märchenangesicht.
Oh einen Tag nur ganz dich zu erfühlen!
Doch damals kamst du nicht.

Ein Wild bin ich — der Jäger waren viele . . .
Und nun ich wanke, reichst du mir die Hand.
Im Jubel nicht — stumm führst du mich zum Ziele.
Die Abendglocken klingen über Land.

Ich aber lausche noch dem dumpfen Grollen,
Verstürmter Jahre Not und Widerhall —
Mein herbstlich Glück, im leisen Blätterfall,
Du hättest früher kommen sollen.

Paul Ilg



Steffeck und seine Schüler. 1853

Obere Reihe: Pinkert, E. Hildebrand, Huth, Brendel, Unbekannter, Plüddemann
Sitzend: Ockel, Göbel. Steffeck, Schauß, Behmer

Albert Brendel

Von Walther Unus

Wer aus dem Schaffen unsrer Tage auf die bürgerliche Kunst des 19. Jahrhunderts zurücksieht, gerät gleichsam in eine längst dahingeschwundene Welt. Wie still und ernstlich zufrieden mit der Schöpfung lebten diese Menschen alle! Wo Probleme auftauchten, wurden sie als Einzelfälle angesehen, bedacht und behandelt, das Gesamtleben geriet durch sie nicht ins Wanken, wurde auch nicht in Frage gestellt. Und all das war gestern noch. Hauptvertreter dieser Kultur sind kaum ein Menschenalter tot.

Es hatte eine Weile gedauert, bis das nach der großen Revolution überall wenigstens der Gesinnung nach zur Herrschaft gelangte Bürgertum seine Malerei — die es doch auch haben mußte — fand. Es geschah eigentlich erst durch die Schule von Barbizon. Sie übernahm die Errungenschaften des einzigen vorhergegangenen Bürgertums Europas, der Holländer, und führte sie selbständig weiter. Was Holland erst recht geschaffen: Landschaft, Tierbild, Stilleben, übte aufs neue seine Reize auf die dem Dasein gegenüber ähnlich eingestellten Seelen. Die drei Jahrzehnte von 1840 bis 70 sehen die jungen Maler aller Länder in den Waldwinkel Frankreichs ziehen. Aber neben den Namen der großen Franzosen wird zu selten der eines Deutschen genannt, der sich ihnen ebenbürtig an die Seite stellt und der lange Jahrzehnte, bis zum Kriege von 1870, ihr gern gesehener Genosse war: Albert Brendel.

Brendel ist zwar niemals ganz vergessen worden; auch nach seinem Tode nicht. Nannte man die Meister des deutschen Tierbildes, so war sein Name gewiß einer der ersten. Man dachte an seine Schafbilder, vielleicht auch, daß er lange in Barbizon gelebt hatte und schließlich Professor in Weimar geworden war. Das war aber alles, und es war viel zu wenig. Denn Albert Brendel hat vier Jahrzehnte lang ernsthaft geschaffen und die ganze Zeit über warmen Beifall und einen ruhigen Ruhm genossen. Aber wohl aus der Geräuschlosigkeit dieses Ruhms ist unsre geringe Kenntnis dieses Meisters zu erklären. Mehrere Gründe wirkten hier zusammen.

Brendelsche Bilder kamen nicht allzu häufig auf den Kunstmarkt: die Besitzer lieben sie und trennen sich nicht leicht von ihnen. Zu seinen Lebzeiten waren große Ausstellungen Einzelner wenig üblich,

so daß der allzu bescheidene Mann nie den ganzen Reichtum seines Gesamtschaffens gezeigt hat, nie vor allem den Vorrat aus den für jeden Künstler so wichtigen Entwicklungsjahren. In der Mitte seines Lebens hatte sich seine Produktion, besonders durch den langen Aufenthalt in zwei Ländern, sehr zerstreut. Auch beschränkte sich das Interesse an bildender Kunst damals auf viel kleinere Kreise als heute.

Heinrich Albert Brendel wurde am 7. Juni 1827 in Berlin geboren. Sein Elternhaus stand sogar im Mittelpunkt der damaligen Stadt, in der Klosterstraße; es war das schöne, heute noch den Reiz seiner Barockfassade zeigende Gebäude Nr. 68 an der Parochialkirche. Hier betrieb sein Vater ein ansehnliches Speditions- und Kommissionsgeschäft. Behaglich lebte die Familie innerhalb des vormärzlichen gebildeten Berlins; die Sommer wurden auf einer ländlichen Besitzung in Pankow verbracht, das damals viele wohlhabende Berliner in der guten Jahreszeit beherbergte. Die Begabung des Knaben zeigte sich sehr früh, und zwar bezeichnenderweise sofort auf dem Gebiete, das den Hauptinhalt seines späteren Schaffens bilden sollte: der Haustierdarstellung. Nachdem er sich in den ersten Jahren damit begnügt hatte, Stall- und Remisentüren sowie den Zahltisch im Kontor des Vaters zu bemalen, ging er bald zu Bleistift und Tuschkasten über. »Wenn ich bedenke,« schreibt er 1870 in dem Lebenslauf, den er der Berliner Akademie bei seiner Ernennung zum Mitglied einreichte, »wie ich von klein auf so große Liebe zu allen möglichen Haustieren hatte, so kann ich wohl sagen, daß sich in dieser Hinsicht mein Geschmack wenig verändert hat; selbst die Motive, welche ich in der Kinderschule bei Berndt in der Poststraße zur großen Freude des Schreiblehrers Strahlendorff damals zeichnete, male ich heute noch.«

Der Berliner Landschafter Wilhelm Schirmer, der im Hause des Vaters wohnte, wurde auf den Knaben aufmerksam. Dessen Schüler August Behrendt (1819—86) hatte ihm ein Stück Malleinwand geschenkt, Ölfarben entwendete er den in der elterlichen Wohnung gerade beschäftigten Stubenmalern und »schuf das Bildnis eines Schimmels«, wodurch Schirmer bewogen wurde, den Jungen Mittwoch- und Sonnabendnachmittag zu unterrichten. Die Sonntage und die Ferien durfte er ohnehin zum Malen benutzen. Seine schwächlicher gewordene Gesundheit nötigte die Eltern, ihn aus der Schule zu nehmen und nur noch im Hause unterrichten zu lassen. Schon 1844 brachte ihn Schirmer auf die Akademie; gleichzeitig zeichnete er bei Professor Herbig nach Gips. Wesentlich ersprießlicher für ihn waren einige Reisen an die Ostsee, die er mit den Eltern machte. Auch dort malte er vor allem Viehzeug und Landschaft, doch reizte ihn auch das Meer außerordentlich, eine Passion, die während seines ganzen Lebens immer wieder auftauchte.



Studie zu dem Bilde »Sizilianische Ochsengespanne« (bei Catania Steine transportierend). 1853



Skizze aus Boileux (Öl). Um 1860

Dies mag dann die Veranlassung gegeben haben, daß man ihn 1845 zum Professor Wilhelm Krause brachte, dessen Lieblingsschüler er bald wurde. Von Krause ging die Mär, daß er sich seine ersten Erfolge als Seemaler geholt habe, ehe er das Meer gesehen hätte, was man damals in Berlin als besonderen Triumph ansah und mit Schillers Alpenschilderung im »Tell« in Parallele setzen wollte. Wenn Krausesche Bilder heute auftauchen, machen sie durch eine gewisse trockene Süßlichkeit keine gute Figur; seine früheren Bilder müssen einfacher gewesen sein, denn Brendel notiert einmal, daß Krause sich damals in einer Übergangsperiode vom Guten zum Schlechten befunden habe, jedenfalls mußte er mit der von Krause aufgestellten Lasiermanier manches machen, was sich von seiner Naturanschauung doch weit entfernte. Er blieb anderthalb Jahre bei ihm. Im März 1847 half er einmal in Franz Krügers Werkstatt und verdiente dort sein erstes Geld — zwei Louisdor. Im Sommer dieses Jahres machte er mit dem Vater eine Reise nach Schweden; im folgenden erschien er zum erstenmal, und zwar als »Schüler des Herrn Professor Krause«, mit mehreren Bildern auf der Akademieausstellung. Das Abendbild der »Schären vor Gotenburg« ist zwar nicht kräftig genug, aber sehr sorgfältig gezeichnet, von einer sympathischen Beherrschtheit der Stimmung und erstaunlich geschlossen in der Komposition.

Der Einundzwanzigjährige trat nun aufs neue in die Königliche Akademie ein, um sie regelrecht zu durchlaufen. Natürlich zog ihn die Tierklasse besonders an, wenngleich das, was man von des damaligen Lehrers Paul Bürde Kunst zu sehen bekommt, uns wirklich nicht sonderlich lebendig und ganz unmalerisch anmutet. Immerhin durfte er nach dem lebenden Modell malen, und Bürde verschaffte ihm eine Empfehlung an den Landstallmeister in Neustadt an der Dosse. Im dortigen Gestüt machte er, nun schon mit einem gewissen Können ausgestattet, Studien und ergriff mit Leidenschaft die Gelegenheit, das zu malen, was ihm nach seinem eignen Zeugnis scheinbar angeboren war. Erstaunlicherweise setzte er sofort, und also noch vor seiner ersten Pariser Schule, den Pinsel breit an und fand für Tiere, Ställe, Atmosphäre jene Töne und Striche, die er später nur verfeinern, aber im ganzen beibehalten sollte. Wenigstens in den Studien findet er sie; in die Bilder kommt oft leicht noch etwas Glattes und sichtlich Berechnetes, was uns erkältet. Drei Monate bei Julius Schrader, der damals gerade aus Italien zurückgekehrt und zum Lehrer berufen war, werden ihn in dieser Beziehung auch nicht gefördert haben.

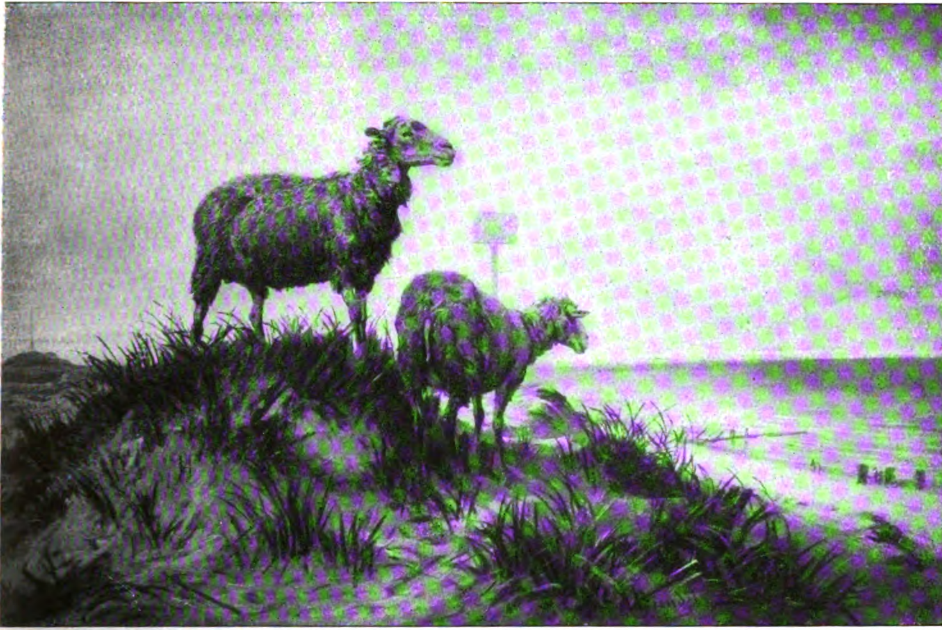
Allerdings war Schrader gerade in dieser Zeit auf der Höhe seiner Kraft und versprach nach den ersten Leistungen schöne und farbige Werke zu liefern. Erst als er sich infolge überreichlicher Aufträge entschiedener dem Bildnis zuwandte, verlor er mehr und mehr an künstlerischer Kraft,

wurde flau und ledern. Nützlicher für Brendel war gewiß das Studium bei Prof. Gurlt auf der Tierarzneischule. Er malte schon zu jener Zeit mit besonderer Liebe Pferdeporträte und hat diesem edlen Geschöpf zeitlebens eine ebenso große Liebe bewahrt wie den übrigen vierbeinigen Geschöpfen, derentwegen er berühmt wurde. Eine ganze Reihe seiner hervorragenden Schöpfungen — bis zu dem großen typenreichen »Pferdemarkt in Buttstedt« — beschäftigen sich denn auch mit Pferden. Den Grund zu diesen Kenntnissen legten die Berliner Studienjahre. Aber was ihm die Heimatstadt künstlerisch beibringen konnte, das kannte er nun auch. Er sehnte sich hinaus.



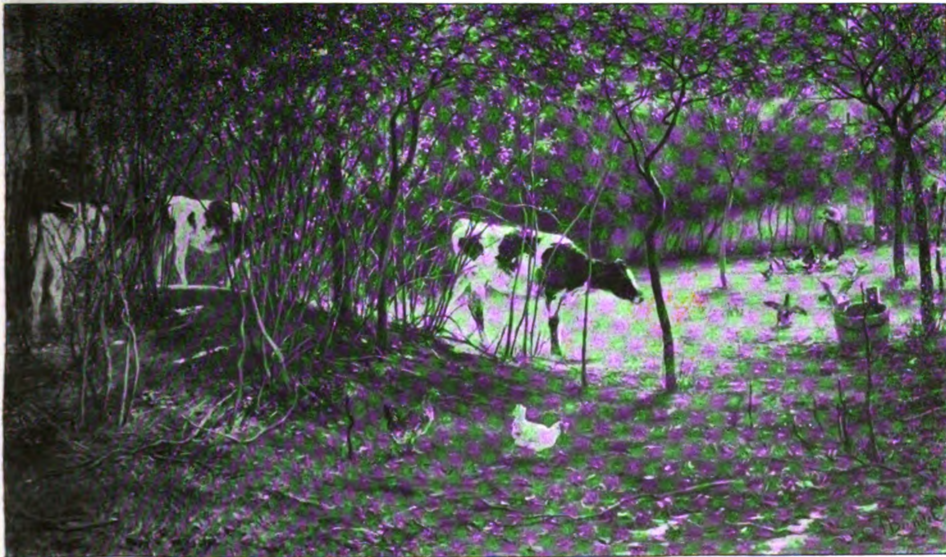
Buttstedter Pferdemarkt (Ausschnitt). 1884

Und so begannen Brendels Wanderjahre. In Berlin pfiffen es damals die Spatzen von den Dächern, daß man nur in Paris das Malen lernen könnte. Ende Juli 1851 brach er dahin auf. In Le Havre kaufte er sich, um nicht ganz ohne lebendes Wesen in Paris einzuziehen, einen Papagei und, an seinem Ziel angelangt, auch bald einen Hund. Nun begann die schwierige Suche nach einem Lehrer. Zuerst ging er zu Isabey, an den er Empfehlungen von Eduard Hildebrandt und Charles Hoguet in der Tasche hatte. Isabey nahm keine Atelierschüler mehr an, beriet ihn aber in höchst verständiger und freundschaftlicher Weise. Die ihm angebotene Atelierkorrektur konnte Brendel nicht dienen, da er, der Berliner Anschauung folgend, ständig und streng beaufsichtigt zu werden wünschte. Er dachte an Le Poittevin, dessen Vielseitigkeit, wohl auch dessen Tiermalerei ihn lockte; an ihn hätte er durch Krüger Empfehlungen bekommen können. Inzwischen machte sich bereits die Pariser Atmosphäre bei ihm bemerkbar. Er erstaunte selbst über die Kühnheit, mit der er bei seinen Studien leuchtende Farben aufzusetzen wagte, sah aber ein, daß er vor allem Figuren malen müsse. So entschied er sich für Couture. Ende November 1851 trat er dort ein, genoß das bunte internationale Treiben der zahlreichen Mitschüler, mit denen er bald freundschaftlich bekannt wurde. Bei einem Diner der Schüler zu Ehren des Meisters wünschte Couture von allen Ausländern die Nationallieder zu hören, und Brendel, obgleich ohne Stimme, sang tapfer das Preußenlied und dann »Heil dir im Siegerkranz«, das fast der ganze Tisch mitsang. Die französische »einfachere« Malweise interessierte ihn sehr, er schimpfte weidlich auf die deutsche Schule, er bedauerte, nicht schon längst nach Paris gegangen zu sein. Hatte er doch schon auf der Hinreise in Brüssel den dort



Schafe in den Dünen (Öl). Aus den achtziger Jahren

ausgestellten Albrecht Achilles gegen die französischen Bilder »wie Weißbiersuppe« aussehend gefunden. Trotzdem er in seiner Arbeit sichtbare Fortschritte feststellte, hatte er des Figurenmalens bald genug und fing an, nebenher seine alten Tierlieblinge zu skizzieren. Als Couture es entdeckte, war er durchaus nicht ungehalten, sondern empfahl ihn an den Tiermaler Palizzi. Die Bilder dieses völlig französierten Neapolitaners, die in Deutschland selten sind, werden in Paris noch heute mit Recht hochgeschätzt, aber seiner breiten, etwas flockigen Malweise war der junge Brendel nach drei Monaten überdrüssig. Schon plante er für den Sommer mit einem französischen Studienkollegen eine Reise nach Südfrankreich, als er aus Berlin hörte, sein Bruder Eduard werde ihn von Paris abholen, mit ihm zusammen nach Italien gehen und ihn alsdann mit nach Hause nehmen.



Jungvieh (Öl)

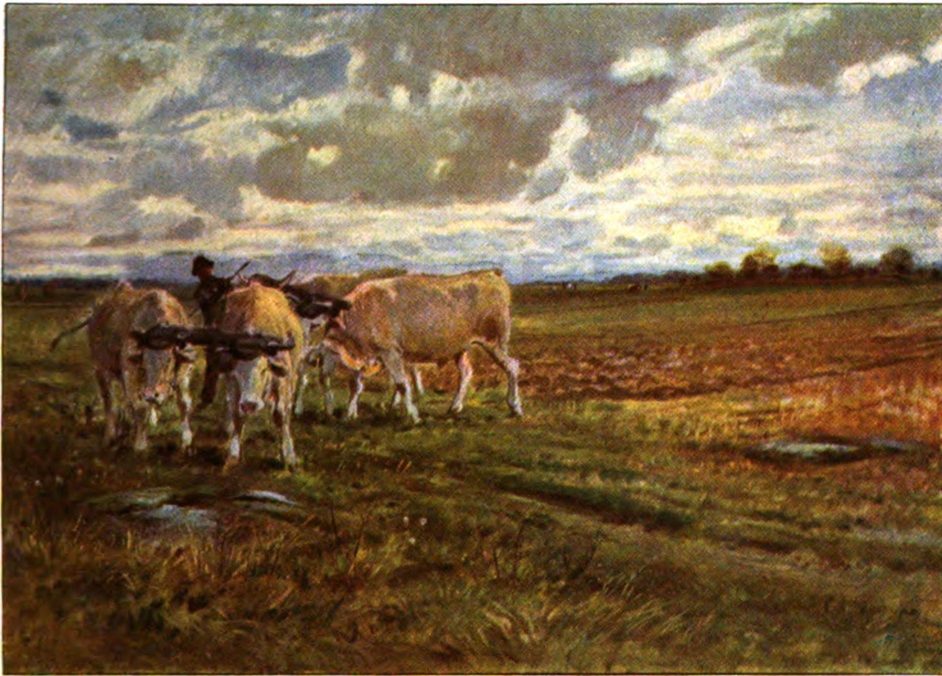
Albert war über den Vorschlag durchaus nicht entzückt. Die eigenartige, der Kunstproduktion so beispiellos förderliche Atmosphäre von Paris hatte es ihm wie vielen andern angetan, und so wehrte er sich besonders gegen den letzten Paragraphen des Reisevorschlags; freilich vergeblich. Er nahm also zu Anfang Mai seinen Bruder in Empfang, verpackte die fertigen Bilder für Berlin, wo sie 1854 auf der Ausstellung erschienen, und reiste im Juni mit ihm südwärts. Die beiden waren ein sehr ungleiches Gespann. Eduard war der Typus vollendeter Korrektheit und Trockenheit; er absolvierte die vorgeschriebenen Sehenswürdigkeiten, ohne je ein Wort der Ergriffenheit zu finden. Albert spottet sogar über den Bruder, »der in jede Kirche kraucht«. Doch auch er erwähnt die einzelnen Kunstwerke kaum — Florenz bildet eine Ausnahme. Dafür ist er aber von einer wahren Schaffenswut ergriffen und erlebt schaffend vom ersten Augenblick an die veränderte Welt der Straßen und Gebäude, der Vegetation und der Tiere. Am 3. Juli sind die Reisenden schon in Rom, wo sich Albert zum erstenmal zur ruhigen Arbeit sammelte. Er malte viel in der Campagna, trotz der enormen Hitze. Er hatte sich völlig in die veränderte Welt hineingesehen und packte mit der fröhlichen Unbefangenheit und Festigkeit der Jugend seine Motive, isolierte sie und holte die charakteristische Form wieder heraus. Die Campagna, Cavalcatori, Ochsen, Büffel lieferten ihm die Unterlagen zu späteren Bildern.

Noch nahm er längere Aufenthalte in Neapel, Amalfi und in Sizilien. Die meisten seiner zahlreichen Arbeiten aus dieser Zeit vermeiden die brennenden Farben des Südens. Er empfand wohl den hohen malerischen Kontrastreiz des ungebrochenen Blaus zu hellen Bauwerken, aber wichtiger erschien ihm selbst diese Landschaft unter bewölktem Himmel. Es ist tief zu beklagen, daß er seine große Begabung für die reine Landschaftsmalerei später nicht mehr gepflegt hat. Die Blätter aus dem südlichen Italien, sorgfältig ausgeführte und abgerundete Studien, bestehen durchaus neben den besten seiner Zeit. Daß die Tierstudien dabei nicht vernachlässigt wurden, versteht sich von selbst; besonders beachtenswert ist seine schon damals ganz hervorragende Geschicklichkeit, Landschaft und Staffage zur geschlossenen Einheit zu bringen.

Die Rückreise wurde fast zu schnell erledigt. Die Brüder fuhren mit dem Dampfer nach Genua und über Mailand, Venedig und Wien nach Hause, wo sie am 11. Dezember anlangten. Wohlwollend stellt Eduard dem Bruder das Zeugnis aus, daß er sehr fleißig gewesen sei; aber auch Albert konnte mit dem künstlerischen Ergebnis wohl zufrieden sein. In den ersten Monaten und auch noch in Neapel bevorzugte er zartere Farben und weiche Pinselführungen, ja emailhaft schimmernde Töne bringt er noch durch Lasur hervor. In den Campagna-Studien und besonders in den Landschaften der Neapeler Gegend und der sizilianischen Gebirge um den Ätna malt er mit größtem Schwung alla prima. Die Grundlagen, die er damals besaß, hätten vollkommen genügt, ihm einen Rang unter den deutschen Italien-Malern zu sichern.



Vor Borkum (Aquarell)



Weiße Ochsen, pflügend (Öl). 1893

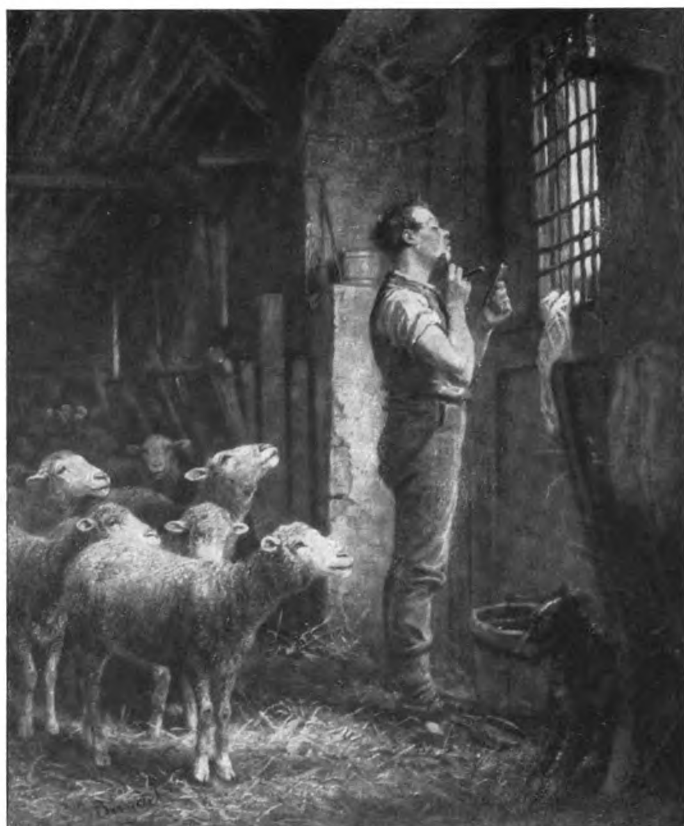
Natürlich waren es nur Studien und Skizzen auf Papier oder wenig grundierter Pappe, die er in der Eile fertigen konnte, doch wirken sie für unser allzu stark auf das Skizzenhafte eingestelltes Auge und bei Brendels großer Selbstschulung, alles bildmäßig abzurunden, heute wie Bilder. In diesen Blättern ist auch die organische Erscheinung der Bäume und Büsche schon ganz bewältigt, für die Brendel stets sorgfältigste Beobachtung übrighatte, ebenso die Luftstimmung. Jedoch ist auch in den schönsten und größten dieser Blätter öfters ein gedeckter Himmel zu finden, und bezeichnenderweise hat der Meister niemals später ausgesprochene Sehnsucht nach Italien gehabt — die Reise blieb eine fruchtbare Studienfahrt und eine angenehme Erinnerung, nicht mehr. Er hat den Süden nicht wiedergesehen.

Seine künstlerische Erziehung war von den Berliner Anfängen her eine mehr zeichnerische, gegen die sich seine Begabung von je energisch wehrte. Um der malerischen Lehre willen war er nach Paris gegangen. Aber wie er es schon bei der Abreise befürchtet, kam er so schnell nicht wieder dorthin zurück. Drei Monate arbeitete er in Steffecks Atelier, vollendete einige Bilder nach den italienischen Studien und schnürte erst im September 1854 zum zweitenmal sein Bündel für Paris.

Diesmal kam er nicht als lehrersuchender Jüngling mehr. Er wußte, daß er ein bestimmtes Ziel vor sich hatte, eins, das er nur hier erreichen konnte. Er ahnte wohl, daß ihn dieser Boden nicht leicht wieder loslassen würde. Bald zog es ihn in die Umgebung von Paris, die schon so vielen Malern eine zweite Heimat geworden war; später kaufte er sich sogar in Barbizon ein Häuschen, um ganz in dieser Luft bleiben zu können. Noch lebten die Veteranen der »intimen Landschaft«, teilweise fest dort angesiedelt; unter ihrem Schutz war inzwischen eine ganze Schar von Jüngern aufgewachsen, viele von ihnen den Älteren nicht nachstehend. Hier war eine Vereinigung der guten und tüchtigen Eigenschaften der französischen Kunst: ruhige, logische Kraft und geistige Belebtheit, natürliche Frische, bewegliche Eleganz, solide Tradition. Brendel verkehrte mit ihnen allen, dem Vater Corot, Millet, Diaz, Ziem, den Daubignys, und schon vor seinen ersten Bildern stand der alte Troyon und fand die Schafe »d'une vérité étonnante«.

Noch im ersten Jahre seines Aufenthalts starb ihm in Berlin die Mutter, und kurze Zeit darauf verlor sein Vater sein ganzes Vermögen. Es war ein heftiger Schlag für den jungen Maler, als er sich bewußt wurde, nun ganz auf eignen Füßen stehen zu müssen; aber er vervielfachte seine Anstrengungen und errang schon 1857 die erste seiner Pariser Medaillen mit dem »Inneren eines Schafstalls«.

So durfte er in Paris mitzählen und dort auf Liebhaber rechnen; auch die Beziehungen zu deutschen Freunden wurden mit der Zeit immer leb-

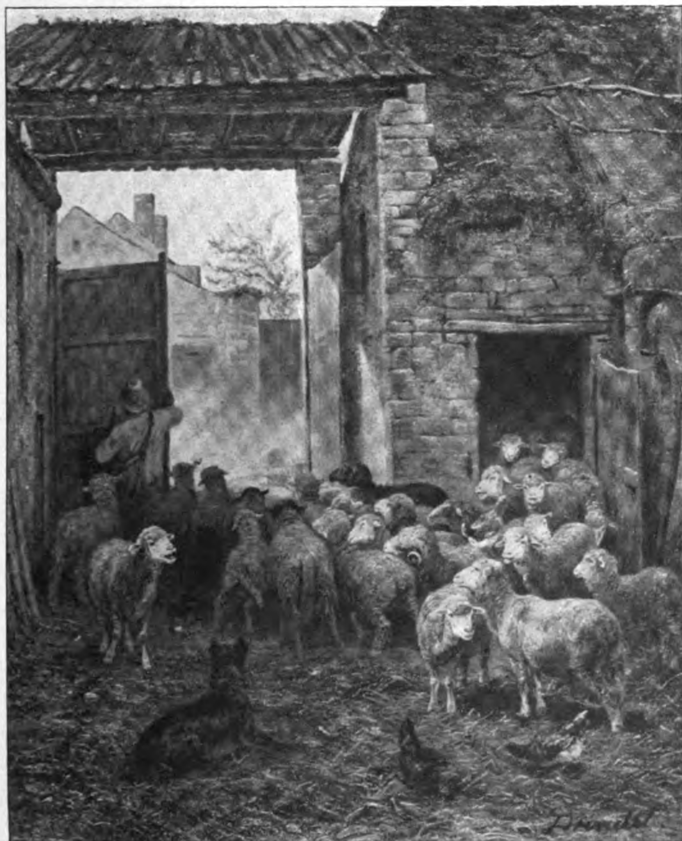


Bei der Sonntagstoilette (Besitzer: Familie v. Borsig)

hafter. Jetzt, da er etwas vorzuweisen hatte, nahm er die ihm schon längst nahegelegten Beziehungen zu der Berlin-Pariser Bankierfamilie Schickler auf, die ihm Gelegenheit gaben, ein paar Pferdeporträte zu malen. Außerdem war der Verkehr deutscher Künstler und Kunstfreunde in Paris in jenen Jahren besonders rege. Knaus, Henneberg, sein späterer Schwager Ferdinand Schauß, Behmer, Ravené, in dessen Galerie noch heute ein schöner Brendel aus jener Zeit hängt und der damals seine französischen Bilder kaufte, Louis Sachse und verschiedene andre waren häufige und gerngesehene Gäste in Paris und auf dem Lande. Es waren glückliche Jahre, so glücklich, daß Brendel später, trotzdem es ihm nie schlecht ging, immer mit leiser Sehnsucht an sie zurückdachte. Kritik und Publikum begegneten seinen Werken in Frankreich und Deutschland mit gleicher Sympathie, die sich oft zu wahrem Verständnis für das Wesentliche vertiefte und sich zu unverhohlener Bewunderung erhöhte. Alle diese Bilder, die Herden auf der Weide und im Stall, auf den weiten Ebenen und den sanften Hügeln, in allen Jahreszeiten und unter allen Himmeln, Schafe mit Hirten und Hunden, Pferde und Rindvieh und Hühner, sie waren beinahe vierzig Jahre lang die Freude aller, der Kenner und der Laien; sie wanderten in die Wohnungen und haben sich bis heute nur selten aus ihnen gelöst, denn sie haben dort eine Lebensaufgabe gehabt und erfüllen sie heute noch wie ehemals. Dem Meister hat es oft weh getan, daß Publikum und Kritik immer wieder Tiere, besonders natürlich Schafe von ihm heischten, gern hätte er der Sehnsucht nach der reinen Landschaft ausgiebiger nachgegeben als in den kleinen Bildern, die er vor ihr mit Leidenschaft malte; aber

wir Nachlebenden nehmen gern jedes Bild von ihm in Empfang, wenn es auftaucht. Es ist darum schwierig genug, sein Werk zu übersehen. Seine Bilder gehörten zu den wenigen, die man auf den großen Ausstellungen mit der bestimmten Erwartung eines Genusses suchte, besonders regelmäßig natürlich in Berlin und Paris. Der Luxembourg und einige französische Provinzmuseen erwarben Bilder von ihm, und allenthalben erhielt er die damals üblichen Medaillen.

Erst der Krieg von 1870 machte diesem fruchtbaren Doppelleben in beiden Ländern ein Ende: Brendel kehrte in die Heimat zurück, zunächst nach Berlin, wo er seit 1863 ein Atelier besaß, dann, im April 1875, siedelte er nach Weimar über, als Professor an die von Carl Alexander mit vieler Liebe betreute Kunstschule. Weimar hatte schon damals den Ruf eines Intrigennestes. Aber die erhabene Vergangenheit und das persönliche Bemühen des liebenswürdigen Landesherrn hatten so starke Anziehungskraft, daß nur wenige einem Ruf dahin widerstanden: im Laufe der Jahrzehnte sehen wir eine fast unübersehbare Reihe bedeutender Männer ihren Einzug in die Stadt halten — aber nur wenige von ihnen bleiben. Für die bildende Kunst ist Weimar nie eine Löwenhöhle gewesen: die Fußspuren, die hineinführen, führen auch schnell wieder hinaus. Die Überlieferungen drücken, Hof und Stadt sind zu klein und zu kleinlich, und es fehlt die unbedingte geistige Autorität, die die auseinanderstrebenden Kräfte zu einer starken Einheit, zu einem Ziel zusammenzwingt. So kommt es nur in der Musik zu einer einigermaßen fruchtbaren Pflege. In der Literatur und auch in den bildenden Künsten müssen sich ihre Führer zwischen kampf-, zank- und klatscherfüllten Strecken



Schafherde, den Stall verlassend. 1857. (Galerie Ravené in Berlin)

ihre Oasen erobern. Solch eine Oase wurde Albert Brendels Wirken. Der ruhige, humorvolle, persönlich nur allzu bescheidene Mann blieb seiner Wahlheimat treu. Als er den Ruf annahm, war er sich wohl bewußt, daß er auf vieles, was er in Paris und auch noch in Berlin gehabt hatte, schweigend verzichten müßte; er wußte auch, daß er an einen Platz ging, wo Leute, denen man es kaum zutraute, Minen legen und ungestraft springen lassen durften, ein Spiel, dem er weder gewachsen war noch gewachsen sein wollte.

Natürlich war er nicht blind gegen die Ränke, die man rings um ihn mit so vieler Mühe spann, und in die so mancher fiel, was dann dies fortwährende Kommen und Gehen zur Folge hatte. Er ging völlig unbeirrt seinen Weg, seiner Kunst lebend und dem Glück seiner Familie. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß sich angenehme gesellschaftliche Beziehungen anknüpften, besonders zum Hof und zu einigen Kollegen, wie dem Schillerenkel Ludwig von Gleichen-Rußwurm u. a. Sein Schwager Ferdinand Schauß war ebenfalls eine Zeitlang als Professor dort; Anfang der achtziger Jahre kam auch Max Thedy aus der Diez-Löfftz-Schule, deren Lehren er in einem reichen Lebenswerk weiterführte. Übrigens war er mit einer Schwester Brendels vermählt. So konnte sich der Meister im ganzen recht heimisch fühlen, wenngleich das Wissen von größeren und freieren Verhältnissen, besser gesagt von einer frischeren künstlerischen Luft ihn nie verließ und er mehrmals die Gelegenheit ergriff, Frankreich wiederzusehen. Zwar sein Bild im Luxembourg fand er — der Prussien, wie es damals, immerhin noch liebens-



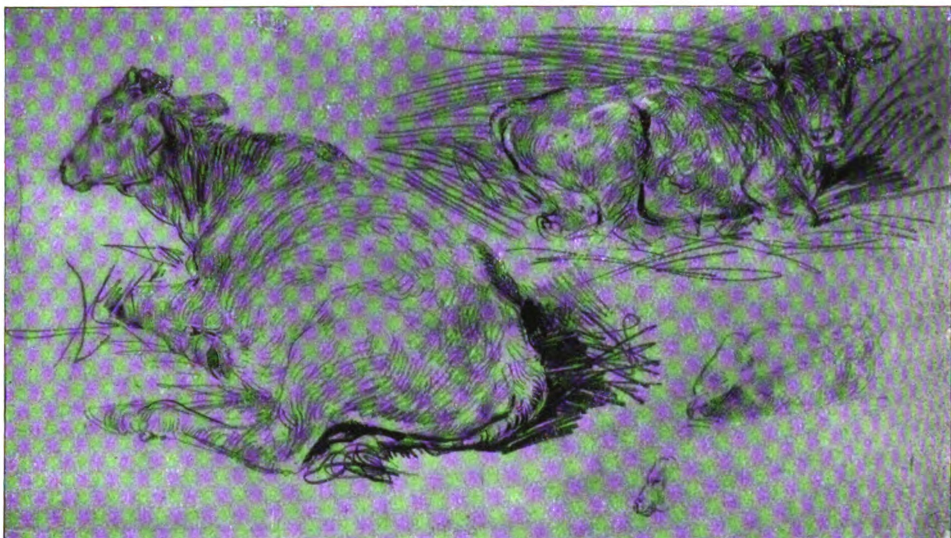
Französischer Hirte (Aquarell). 1869



Ziegenhirtin (Öl). Um 1860

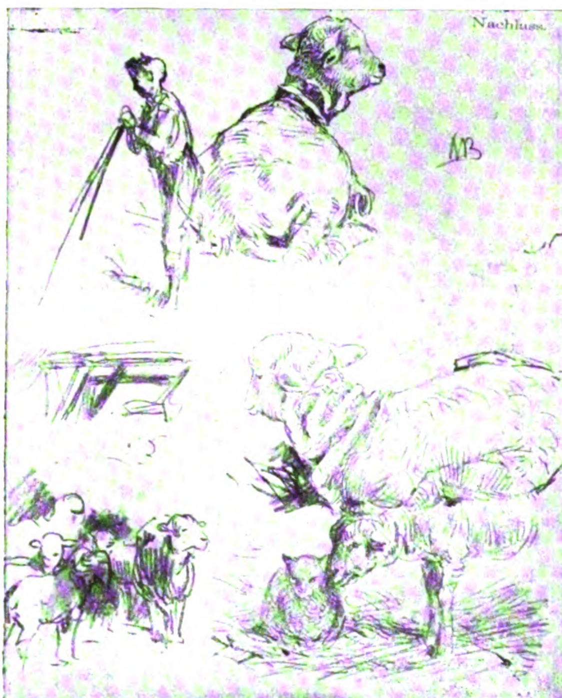
würdiger als Boche, hieß — nicht wieder, doch antwortete man ihm höflich, der Präsident habe es zum Schmuck seiner Zimmer ins Elysée befohlen. Wohl aber freute er sich der lebendigen französischen Malerei, deren Überlegenheit er stets anerkannte; er gab auch zu, daß sie, was die realistische Richtung anlangte, noch weiter vorgeschritten war. Jährliche Sommerfahrten mit seiner Familie hielten seine Arbeitskraft frisch: hier kamen auch öfters die alten Neigungen zur Meeresdarstellung wieder zum Vorschein, die jahrzehntelang vergessen schienen, und überhaupt die Freude an der Landschaft, die er nun mit der ganzen meisterlichen Ruhe seines reifen Könnens und Temperaments malte.

Seine Maltechnik behielt er bei. Die schöne breite Pinselführung hatte er ja schon als junger Mann geahnt, hatte als geborener Kolorist zur Zeichenkunst die gesunde Farbigkeit hinzugefügt. Seine Bilder waren immer harmonisch gestimmt. Man findet heitere, in denen braune, rötliche Töne gegen das Grün stehen, und die an Troyon erinnern; graue, blausilberne, wo unter bedecktem Himmel etwa weichwollige Schafherden von blaublusigen Hirten bewacht werden, goldig leuchtende, wenn Sonne in die Ställe strahlt. In der Wei-



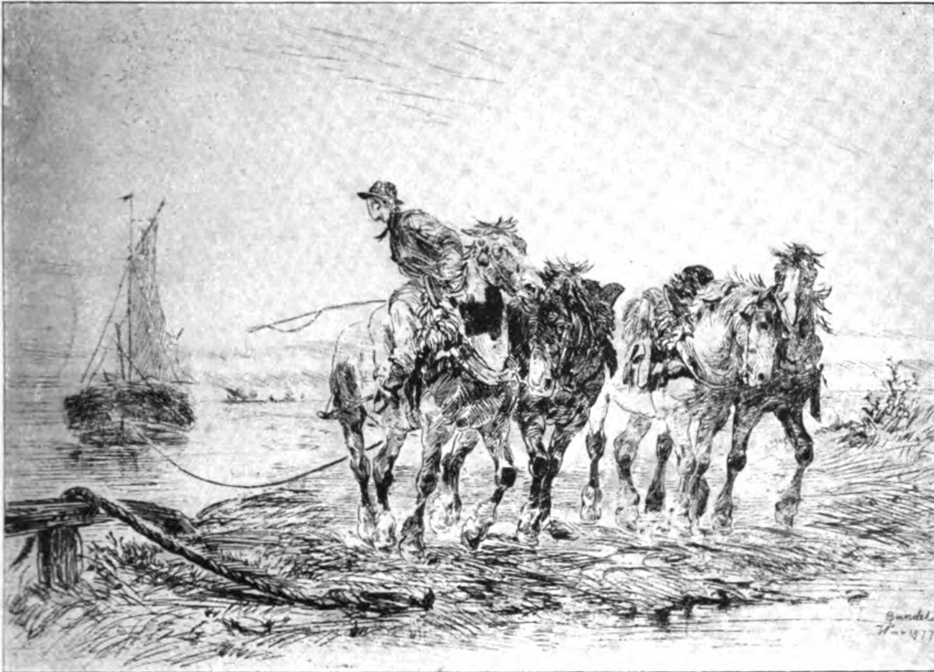
Tierstudie (Rötel)

marer Zeit sind die Bilder manchmal von einem tieferen Braun. Doch stammt das völlig pleinairistische große Bild »Ochsengespann« aus dem Jahre 1893, ein Zeichen, daß er schon alle Reize ungehemmten Sonnenlichts darstellen konnte, als eben eine junge Generation diese Forderung schlagwortartig auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Wie früher zwischen Paris und Berlin, so teilte Brendel jetzt seine Tätigkeit zwischen Weimar und seiner Vaterstadt, deren Akademiemitglied er seit langem war. Es ist bezeichnend, daß die verschiedenen Malweisen, denen er von seiner Jugend bis in sein Alter huldigte, in einem festen und organischen Zusammenhang stehen, so daß nirgends an der Einheit der Persönlichkeit gezweifelt werden kann, die hinter den Bildern steht. Daher die Ruhe, die Stille, das Klassische, was ihnen innewohnt und unfehlbar seine Wirkung übt.



Studien aus Barbizon (Rötel)

Als Lehrer hatte Brendel durch seine lange und ernste Arbeit eine zu strenge Auffassung von der Kunst, um sich's leicht zu machen. Durch seine Reisen und Erfahrungen war er zudem wohl den meisten seiner Kollegen an Überblick weit überlegen. So war einer seiner Glaubenssätze, daß jeder Maler, gleichgültig, welchen Stoff er bevorzugte, den Akt nicht vergessen dürfe. Wir besitzen noch aus seinen späten Jahren ausgezeichnete Aktstudien. Als das berühmt gewordene Urteil Reuleaux' über die deutsche Industrie: »Billig und schlecht« in Deutschland alle Gemüter aufregte und Brendel von vielen Industriellen hörte, sie wären gezwungen, Schund zu liefern, um konkurrenzfähig zu bleiben, erklärte er die Scheußlichkeit der Hausgreuel ausführlich an Hand konkreter Beispiele und knüpfte daran die Meinung, daß man, wenn es durchaus nicht anders ginge, doch wenigstens anstatt billig, schlecht und geschmacklos: billig, schlecht und geschmack*voll* liefern könnte.



Stromauf (Radierung)

Die kurze Periode, da er gezwungenermaßen die Direktion der Kunstschule übernahm (1882/83), brachte ihn übrigens in einen ernsten Konflikt mit den Studierenden. Es war eine gewaltige Bummelei eingerissen, es wurde so gut wie gar nicht mehr gearbeitet. Brendels Veröffentlichung neuer Statuten erregte unter den jungen Genies einen Sturm der Empörung; man brachte ihm Katzen-



Hundestudie (Rötel)



Begegnung (Öl). Aus den siebziger Jahren

musiken, beschmierte sein Wohnhaus mit Schmähinschriften, man warf ihm sogar die Fensterscheiben ein. Er konnte es nicht hindern, daß einige Rädelsführer bestraft wurden. Doch blieb dies Zwischenspiel natürlich ohne Folgen für seine ersprießliche Lehrtätigkeit.

Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Gründung der Gesellschaft für Radierkunst in Weimar. Schon in Paris, wo es ja an Anregung auch in dieser Beziehung nicht fehlte und die Malerradierung schon seit längerer Zeit wieder aufgelebt war, hatte er sich dieser Technik vollkommen bemächtigt; nun in Weimar betätigte er sie in »Blättern eigner Erfindung« meisterlich weiter, leider ohne gleichwertige Mitstrebende — Gleichen-Rußwurm, Buchholtz und Thedy ausgenommen — zu finden und vorläufig überhaupt ohne recht hörbares Echo in Deutschland, wo es erst geraume Zeit später auf diesem Felde blühen sollte.

Mitten aus voller Schaffensfreude riß ihn am 28. Mai 1895 der Tod. Die deutsche Kunst verlor in ihm einen ihrer Würdigsten und Ernstesten und einen ihrer besten Könner. Das war damals von solcher Bedeutung wie augenblicklich wieder: er stand ganz in seiner Zeit, ganz auf dem Boden des Realismus; aber der Realismus, wie er ihn vertrat, bedeutete einen ganzen Mann. Diese Anhänglichkeit an die Erscheinung hieß zugleich Offenbarung tiefster Menschlichkeit reiner und reifer Harmonie, darum sind solche Werke gültig und wichtig für alle Epochen, in denen der Mensch das Spiegelbild seines Empfindens in der sichtbaren Welt sucht, in der er sein Leben verbringt und die mit seinem eignen Wesen tausendfältig verbunden ist. Brendel war nicht nur ein Kenner der Tierseele in seinen Schafen und Lämmern, Kühen und Pferden, ein Erleber der Landschaft — all dies war zusammengehalten von der unwiderstehlichen Einheit unsers ganzen Erdendaseins. Er war nicht nur ein Meistermaler von größtem Können und gepflegtestem Geschmack, dessen Werke neben allen Besten bestehen, — er stand fest genug in diesem Leben —, er brauchte darum weder Abenteuer noch Träume, um etwas von der ewigen Heimat des Menschen sichtbar zu machen.



Der Friede einer andern Welt

Roman von Heinrich Federer

VII (Schluß)

Schon am Gründonnerstag ging die leise, dann immer wildere Sage durchs Dorf, Pfarrer Carolus habe den allbeliebten Geiger mit dem Geld seiner »Kasse ohne Kontrolle« (wie die Cornelianer das betitelten) geschmiert und über die Grenze geschickt. Siebentausend Franken, die von Rechts wegen der Lustiger Kirche gehörten und aus Lustiger Hosensäcken kämen, seien nach Zürich gewandert, nur um den fröhlichen Schül loszuwerden. Habe der lose Zeisig doch beim Abschied laut genug geprahlt, mit seinem Giebelbogen stürze er jetzt den Turmbau von Babel.

An diesem Donnerstag, wo man sich aufs Osterlamm vorbereiten sollte, entstand in mancher Stube ein böses Mißtrauen gegen den Pfarrer und entlud sich mehr als ein Krach zwischen Eheherrn und pfarrgetreuer Gattin wegen heimlich gestifteten Fünflibern.

Die Männer kränkten sich über die eigenmächtige Faust Carls, die man überall zu spüren bekam. Sie hatten alle den Schül gern gehabt. Fromme Dörfer mögen recht wohl wenigstens einen lockeren Gesellen in ihrem Weichbild leiden. Er ist ihr Ventil für manche Ausgelassenheit und dann wieder ihr bequemer Sündenbock. Und den spediert man so mir nichts dir nichts davon!

Indessen feierte man den Gründonnerstag.

Die Glocken verstummten. Die schwarzen Tücher des Karfreitags kamen, die Orgel schwieg, des Heilands Tod und Grab ward gefeiert, des alten Jeremias unsterbliche Klagen erfüllten die Kirche. Die ganze Nacht ward vor dem Allerheiligsten gebetet. Am Karsamstagmorgen ward das Taufwasser gesegnet und das heilige Feuer entzündet, der Osterstier trampelte bekränzt und lebensfroh und von der Schuljugend umtanzt durchs Dorf hinunter. Alles bereitete sich auf die Auferstehungsfeier am Abend mit erwachenden Glocken und Orgelsängen vor, mit Alleluja, weißgekleideten Kindern und mit erleichterten, österlich beglückten Seelen.

Diese Tage haben für den Pfarrer noch mehr als für alle andern etwas wundervoll Herbes und Heiliges. Er macht selbst eine Art Erneuerung von der Bangigkeit und vom Judaskuß des Donnerstags zu den Martern des Freitags und zur Grabesstille des Samstags durch, um dann am Osterfest in verjüngter Apostelkraft mit seinem Meister aufzuerstehen.

Aber Carolus litt dabei noch seine eigne, ganz persönliche Karwoche. Wie bitter traf ihn das schnöde, herzlose Geschwätz, ihn, der die Selbstlosigkeit selbst war! Am Karsamstagabend vor der Auferstehungsfeier erwog er noch einmal alles Für und Gegen. Erst hinterdrein war ihm wie ein Stein die Frage in den Nacken gefallen, ob er denn die unterzeichneten Verträge mit dem Baumeister Forni, die Dutzend eingegangenen Bestellungen, die auf Zeit und Zahl genau bezeichneten Arbeiten und Löhne, was sich allein schon in die dreitausend Franken verrechnete, ob er das alles nur so wie Tabak ins nächste Jahr verschleppen könne.

Und doch, was ist denn eigentlich anders geworden? Die siebentausend Franken sind doch noch da, das heißt unten im geld- und menschenverschlingenden Zürich liegen sie unangetastet, und die Zinsen ziehen wir wie von der Bank. Nur daß wir diese Summe für fünf Jahre nicht verwerten können. Wieviel Kredit man auf diese Hinterlage bekäme, das hing leider völlig vom Geiger und seinem Leichtsinn ab.

Doch über zweitausend Franken lagen noch in der Kasse. Wenn man nicht baut, werden wenige da weiterstiften. Auch die besten Geber riechen und schmecken ihr Almosen gern. Erst mit dem Bauen kommt neuer Gebensappetit.

Es riß Carl aus seinem qualvollen Hin und Her zur Kirche hinüber. Solche Gottesdienste, die mit der Dämmerung beginnen und im Sternenlicht endigen, besitzen einen besonderen Zauber. Aber der köstlichste ist diese Karsamstagfeier. Die prachtvollen Kirchenfahnen wehen, so ganz andre Fahnen als alle übrigen Banner, das hohe Silberkreuz bewegt sich, die Statuen Sankt Martins und Sankt Ambrosius' und einer seide- und schleierumwehten Madonna werden hoch über die Köpfe gehoben, Fackelträger erscheinen, die Ratsherren in ihren langen faltigen Mänteln wie die Senatoren Roms, die Vereine, die Schulkinder, die Erstkommunikanten mit weißen Kränzen im Haar, alles ordnet sich zur Prozession.

Jetzt lüftet sich auch der samtgestickte Baldachin. Das Betgemurmel durch die mächtige Kirche hinunter, so vielstimmig und tief wie das Meer, stockt plötzlich mit einem Amen, der Pfarrer, in wunderbarer Majestät gekleidet, nur daß ihm alle Stücke zu klein sind, steigt auf die Höhe des Altars. Totenstille! Er hebt die Arme, er blickt in die Höhe, er singt mit seinem ergreifenden Baß: Christus ist erstanden, Alleluja! Und in diesem Augenblick geht der Himmel auf, es lodert von Licht, es hallt und widerhallt von Orgel und Volksgesang, es funkelt von allen stillen und lauten Schönheiten der Prozession, die durch die Gänge der Kirche schreitet, als möchte sie am liebsten mit dem emporschwebenden Osterhelden auch in die Höhe fliegen. Und über dem Dache toben die fünf Glocken geradezu vor Jubel: wieder reden, oh, von Gottes Liebe reden zu dürfen!

Und wie glücklich ist erst der Pfarrer! Mit welcher seligen Hoheit schreitet er unter dem Baldachin, das heiligste Sakrament in den Händen. In diesen Minuten denkt er an nichts als ans Ewige. Diese Feier ist sozusagen die Schwelle des Himmels. Die störrigsten Männer stehen wie Kinder da. Mütter heben kleine Kinder auf den Arm und zeigen: Schau da, schau dort, siehst die Madonna, blick auf, das Allerheiligste! Und kein Säugling tut einen Laut. Sie öffnen Mund und Augen und sperren das Näschen auf und möchten diesen ganzen Himmel verschlucken. Der Johannes trägt die Osterkerze, der Sigi schwingt das Fähnlein Mariens.

Dorli hält das Band der Madonna. Ach, wie kindlich es dreinblickt, genau wie das Weihnachtslämmchen am Knie der Muttergottes. Nur das Mili ist nicht da. Es sieht bei der Peregrina und bei Eusebius nach dem Nötigsten.

Die Leute in den Bänken haben ihre Kerzlein angezündet. Es ist eine uralte Lust, recht hübsch geformtes Wachs zu tragen. Da sieht Carl, neben der Marianne vorbeischreitend, wie sie als Kerze einen schlanken Turm mit hohem Helmputz in der Hand hält, einen Turm mit Fensterchen und dem Kreuzgipfel. Beinahe hält er im Schritt inne. Ja, ja, schwört er im Entzücken des Augenblicks, ich baue! Ich baue sofort! Das ist ein Zeichen. Der Turm, der Turm sei ein Stück Auferstehung für uns alle.

Aber vor dem Pfarrhof wartete die Marianne. Was ist los? dachte Carl und fühlte etwas Gutes voraus.

»Hochwürden,« sagte die Kleine mit großer Gebärde, den Turm aus Wachs fest umklammernd, »ein Wort! Ich sehe Euch, wie Ihr den Turm ausbauen möchtet, und wie bald so, bald anders etwas dazwischenkommt und Ihr darunter leidet. Da hab' ich mit Eusebi gesprochen ... oder wenn Ihr wollt, mit dem hochwürdigen Herrn Kaplan.« Wunderlich rümpfte sich ihr lachendes Haselnußköpflein.

»Laßt, laßt!« bat Carl rasch.

»Aber der Eusebi wollte nichts davon wissen und meint, ich solle das ganz allein verantworten. Also das ist's, seht: der Turm soll höher werden und wenigstens unsern Blick und so nach und nach auch unsre Herzen etwas höher emporziehen. Das mein' ich so fest wie Ihr. Und für den Herrgott darf's schon was kosten. Wieviel Geld versaufen unsre Männer über die Ostern nur fürs Magenkitzeln. Und da ... kurz und gut ... hab' ich ein Sparkassabüchlein, viertausendsechshundertdrei Franken. Und damit macht einstweilen, was Ihr wollt. Ihr zahlt mir bloß den jährlichen Zins und gebt's zurück, wenn Ihr zuviel in die Kasse kriegt oder einen Teil oder gar nichts, wie's eben kommt, wenn ich nur mein Lebtag den Zins hab'. — Das ist, Hochwürden, mein Osterei, und der Eusebi ... Pardon, der hochwürdige Herr Bruder ...«

Carl konnte nur noch mit der Hand flehend abbitten.

»... wird seiner Zeit auch noch seinen Stumpen leisten, wartet nur. Er ist so schrecklich langweilig, wenn's an etwas Neues geht. Aber mir gefällt das Neue. Jeder Tag ist doch etwas Neues, und heißt es denn nicht, Gottes Güte sei ewig neu? Gute Nacht, Hochwürden ... und fröhliche Ostern!« Damit war sie im Dunkel auch schon verhuscht.

Welch ein gescheites, welch ein ganz unnennbar gescheites Weiblein ist das! dachte Carl überselig. Jawohl, eine Haselnuß, und immer spürt man das Harte. Aber dann springt auf einmal die Schale auf und hüpft so ein goldener Kern heraus. O Gott, wie dank ich dir! Jetzt ist alle Not vorbei. Der Turm steht auf.

Eine Stunde darauf, es war schon tiefe Nacht, bewirtete Carl noch mit Wein und Kuchen die sechs Männer, welche das Gerüst vom Ambrosiusbild am Portal weggeschafft hatten. Es fiel ihm in seinem Jubel nicht auf, wie verlegen die Männer taten.

Späte Ostern, schöne Ostern. Die Amseln sind eben eingezogen, die Veilchen duften ums Dorf, die Gartenbäume öffnen tausendfach ihre grünen Augen, das junge Gras lacht wie ein keckes Mädchengesicht, die Bäche schäumen vom Schnee auf den Höhen, und schon probieren am warmen Mittag die Buben barfuß zu gehen. Selbst die bange Karwoche konnte nicht beständig den schwarzen Schleier vorhalten und weinen. Dann und wann lüftete ihn ein fröhlicher Windstoß und stahl ihr ein Lächeln vom Antlitz.

Am Ostermorgen ging Cornelius voll Heiterkeit zum Gottesdienst. Er lächelte auf dem ganzen Weg. Denn er hatte drei Ostereier für Cecili versteckt, und zwar so gut, daß sie auch nicht eins findet, ohne sein langsames, neckisches Nachhelfen. Auf einem Ei stand »Neugier«, auf dem zweiten »sucht«, auf dem dritten »und findet nicht«. Dieser Nasenstüber gehört ihr.

Er griff nach der Brotrinde im Sack und den Pfefferminzen. Alles hübsch beisammen! Eine gewisse Auferstehungsfreude durchschauerte ihn. Was starb da nicht seit letzten Ostern um ihn herum und lag unterm Boden! Und er, der tiefe Achtziger, schritt noch über die auflebende Erde mit ebenso auflebender Fröhlichkeit wie ein Frühlingsmensch. Gut ist Gott! Aber Gott ist auch maßvolles, solides, akkurates Leben! Tut Gott das seine und Corneli das seine, dann stolpre ich noch munter in die Neunzig hinein.

Vor dem Portal scheint eine Volksversammlung zu tagen. Aha, das vielbesprochene Am-

brosiusbild! Sehen wir mal, was der Bursche kann! Er hätte den Götti freilich einmal begrüßen dürfen, der Fant!

Corneli nähert sich. Man schaut ihn eigentümlich an, einige lächeln, andre argwöhnen, andre fragen mit den so ungenierten Dörfleraugen. Was haben sie?

Man rückt breit auseinander. Jemand flüstert Corneli, jemand Carl. Einer sagt: Papst und Kaiser. Der Ambrosi, flüstert es dawider, war nur Bischof.

Noch immer ahnungslos, hebt er das rechte kleine, glänzendschwarze Auge und versteht alles. Da ist die Kirchentür, da steht der Pfarrer, da will der Ammann hinein, da stößt man ihn weg, so verewigt man eine schlechte Tat, an der Stirn der Kirche, so ... so ... so ... am Osterheiligtag!

»Helft! Hebt ihn! Er fällt!« schreit es durcheinander. »Dem Ammann wird übel!« Vier, fünf Männer halten den Riesen. Indessen fangen die Glocken an, ihr Auferstehungslied zu spielen.

»'s ist nichts!« brökelt Corneli hervor. »Hätt' ich nur den Stock mitgenommen! ... Ich bin noch nüchtern ... wißt!«

»Ah, Ihr wolltet kommunizieren?« hieß es. »Nein, trinkt das Schlücklein da, Magenbitter. Man hat's aus der Ilge gebracht ... So! Ganz echtes!«

»Ja,« versucht Corneli zu scherzen, »das hat den Teufel! « Er verzieht den zahnlosen Mund wie ein Kind bei Medizin. Aber es belebt! »Was kostet das?« — »Nachher, gut! Nachher.« Er findet die Westentasche nicht.

Er wollte in die Kirche, aber trotz allem Hochmut und Eigensinn ging es nicht allein. Man mußte den Greis auf seinen Stuhl führen. Da saß er, wischte sich die Stirn trocken und fühlte sich rasch gehoben.

Plötzlich rauschte ein prachtvoller weißer Chorrock um ihn. Er sah auf. Der Pfarrer stand da und neigte sich mit wahrhaften Bruderaugen zu ihm nieder. In der Sakristei hatte man geschrien, der Corneli sei vor der Kirche in Ohnmacht gefallen. Rasch nahm Carl das Krankenöl und zog die Stola an und lief in guten Treuen herzu. Nicht der leiseste Verdacht wegen dem Bilde kam ihn an.

Corneli starrte einen Augenblick entsetzt an ihm empor. Dann machte er mit der kleinen, geballten, schneeweißen Hand ein gebieterisches: Weg! Weg da! und schloß die Augen. Viele sahen dieses gewaltige Zurückweisen und fühlten, jetzt sei Corneli es, der den Pfarrer sozusagen aus der Kirche weise.

Es war eine niederschmetternde Geste. Aber Carl in seinem Osterjubel merkte ihren schweren Sinn nicht. Er faßte sie auf wie damals, als ihm der Ammann den Arm entzog. Greisenhafter Dünkel! Carl raffte sich daher im Augenblick zusammen, betete leise: »Heut, o Gott, will ich nichts, gar nichts übelnehmen!« und sagte dann laut: »Ihr habt Euch schon erholt. Es freut mich, daß ich nicht nötig bin, und ich wünsch' Euch glückselige Ostern.«

Hab's gesehen, hab's gelesen, Euren Osterspruch überm Portal, wollte Corneli erwidern. Doch nein, man war ja in der Kirche.

Die kühle, wohlige Kirchenluft erfrischte ihn. Er suchte das Ambrosiusbild zu vergessen und zu beten. Aber da sang Carolus so hell am Altar: »Der Herr sei mit euch!« Oh, er sang immer von Gott, vom Himmel, vom Frieden ... und er selbst! Er selbst!

Ach, Corneli wollte nichts denken als an Jesus, den Auferstandenen. Jesus, deine Stimme, nur deine, keine andre laß mich hören! — Doch da sang Carolus wieder gewaltig das Credo, ich glaube! — Pfarrer, Pfarrer, eine Frage: An was glaubst du? An Macht und Pracht, an Kommando und Herrschaft glaubst du, an dein Rechthaben immer und an das Nachgebenmüssen der andern. Das glaubst du und betest doch daneben von Geduld und Kreuz und Demut und Liebe! Pfarrer Carl Bischof, glaubst du wirklich an die Liebe?

Die Orgel brauste, der Kirchenchor jubelte ein Alleluja nach dem andern, der Weihrauch wirbelte hoch, und im Kerzenschein flimmerten Seide, Silber und Gold vom Altar, wo die hohe Messe sich wunderbar vollzog.

Jetzt sang ein Knabensolo mit ungebrochener Stimme und Begeisterung: So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn für uns dahingab.

Die Liebe! widerhallte es in Cornelis altem Kopf, und plötzlich rieselte ein Erkennen wie kalter Schauder über ihn. Die Liebe! Und glaube ich daran? Hab' ich mehr davon als er, der dort so falsch singt. Was tat ich denn Liebes? Wem? Cecili und ich kratzen zusammen bis in die Achtzig, für wen? Der dort am Altar tut es doch für einen äußeren Schein von Gottesverehrung, ja für den irdischen Glanz Gottes. Für sich will er keinen Rappen. Er hat auch immer leere Taschen. Und ich? Kinder hab' ich nicht, Verwandte nur von fern und vermögliche. Für wen sammle ich also meine Liebe? Für mich, so ist es, nur für mich ...

Der Sigrist nesselte und klotterte mit dem Sammelbeutel neben ihm. Das Kirchenopfer! Schlaf' ich denn? dachte Corneli. Er griff in die Weste und warf seinen gewohnten Zweibätzler hinein. Battist Töß rechts, ein gewöhnlicher Sticker, hielt einen silbernen Halbfränkler bereit, wurde rot, als er Cornelis Aug' begegnete, und flüsterte mitten in einem Vaterunser demütig zum Ammann: »Ich dacht' halt, es sei heut Heiligtag! Nichts für ungut!«

Für diesen Töß sind fünfzig Rappen, was für mich fünfhundert Franken, plagte sich Corneli. Aber ich gab zwanzig Rappen. Bin ich, bin ich eigentlich geizig?

Dona nobis pacem! flehte nun der Chor vierstimmig von der Empore herab. Gib uns den Frieden! Den Frieden nicht des Geldes, noch des Glänzens und Regierens, dona nobis pacem, gib uns den Frieden einer andern Welt!

Corneli war zu alt und zu klug geworden, um nicht von Zeit zu Zeit an die Torheit seines Geldscharrens zu denken. Mit dem Verstand war er längst kein richtiger Geizhals mehr. Er hätte jetzt das Geld rollen lassen. Aber er war ein Gewohnheitstier des Geldzusammenlesens geworden, wie die Biene eine Zusammenträgerin des Honigs ist, ob sie mag oder nicht. Er konnte nicht einmal Geld zu seinem eignen Behagen ausgeben, etwa zu einer Kutschenfahrt durchs Toggenburg oder zu einem wertvollen Buch oder bequemen Möbel. Er fühlte das peinlich, probierte öfters kleine »Verschwendungen« und fiel immer wieder rasch ins alte metallische Phlegma zurück.

Dem Pfarrer steht es nicht zu, mich zu foppen, aber das Bild hat vielleicht gar nicht so unrecht, dachte Corneli. Er könnte doch einmal an der Himmelspforte abgewiesen werden wie der Kaiser vorm Kirchentor, nicht wegen herzlosem Mord, aber wegen vielleicht noch herzloserem Geiz.

Herr, laß mich aus dem Gelde auferstehen, stammelte Cornelius drei-, viermal und fiel in eine neue Ohnmacht. Er kam erst vor der Kirche am frischen Osterwind zu sich und ließ sich langsam heimwärts geleiten. An der Straßenkreuzung versuchte er es allein. Es ging.

»Dieses Schandbild!« lärmte Cecili voll Zorn und Tränen und schenkte ihm Kaffee ein. »Und daß dein Göttibub solches malt! Ist er so dumm oder so schlecht?«

»Dumm, entsetzlich dumm.«

»Dem wollen wir die Hörner schon abstoßen. Künd' ihm einfach die zweitausendeinhundert Franken für die Stickmaschine.«

»Damit würden wir auch den braven Heli und das Mili strafen. Nein, aber die Kutteln will ich ihm gehörig waschen. Scheint's, hat er ein miserables Zeugnis heimgebracht. Lass' er das Gekünstel und geh' er zur Stickerzeichnung, der Tropf! Aber wie, findige Cecili, noch kein einziges Osterei gefunden?«

Sie schüttelte verdrossen mit dem Haarwisch.

»So such' in der Kammer, dort sind alle drei. Es steht ein Spezialspruch für dich darauf. Such' nochmals, ich leg' mich ein wenig in den Stuhl.«

Sobald Corneli allein war, zog er geräuschlos fünfhundert Franken aus dem oberen Fach seines Kastens und steckte sie rasch wie ein Dieb zu sich. Er wußte noch nicht genau, was damit beginnen; jedenfalls etwas zur »Auferstehung aus dem Gelde«. Dann verschwand die Stube, das Geld, alles vor seinen Sinnen, und er sank, halb Ohnmacht, halb Schlaf, mit dem Kopfe ins Stuhlkissen.

Cecili, nach nutzlosem Suchen, fand ihn so, rückte ihn bequemer zurecht und griff, da sie dabei etwas knistern hörte, in die Rocktasche. Sieh, sieh, fünfhundert Franken! Was will er damit? Gott, er wird mir weich wie ein Kind. Und sie nahm das Sümmlein und steckte es wieder in die gleiche Schublade. Dieses Osterei wenigstens, Schatz, Lieber, hast du nicht gut versteckt. Jetzt frisch daran, nun find' ich auch die andern.

Das Lorli sah vom Schemel zum Heli empor, der hoch auf seinem Sitzbrett die Maschine mit der einen Hand in tosendem Auf und Ab hielt, während die andre auf der Vorlage nachzeichnend herumstach, auf daß mit allen Arten von Stichen und Punkten das genaue Bild in hundert Wiederholungen durch das Gewebe ziehe.

Das bleiche Mädchen mit den großen dunklen Augen, in denen so viel Kindlichkeit neben etwas Sonderbarem, Uraltem lag, liebte diesen Schemel. Es strickte, nähte, flickte da und bot dem stummen Heli stumme Gesellschaft. Er hatte sich zuerst daran gewöhnen müssen wie an eine Katze, die uns immer an den Füßen liegt. Nach und nach war ihm ohne diese Katze beim Arbeiten nicht mehr wohl. Ja, aus der Katze war für ihn ein Menschlein geworden, ein taubstummes zwar, ach, aber doch so ein feines, zierliches, warmes Menschlein mit Augen, wie er noch keine aus einem Gesicht hatte leuchten sehen.

Mit dem Instinkt eines Wesens, das einst viel Unruhe hatte essen müssen und daran schier verdorben war, fand Lorli im Tälerhause flink diesen stillsten, friedlichsten Platz, wohin es nach allen Geschäften oben in der Wohnung, so hurtig es nur konnte, zurückkehrte. Welch eine fromme Einsamkeit und welche Selbstgenüge lag auf dem unschönen Gesicht des Jünglings und machte es so viel anziehender als die meisten, oh, auch als des Johannes bildhübsches Antlitz! Wie gut verstand sie seine Worte vom Mund zu lesen! Er sprach so langsam mit ihr, und seine kleinen Augen redeten so gescheit, ach was, gescheit — so innig zu jedem Wort, daß es für sie keine Kunst mehr, wohl aber ein wahres Entzücken war, ihn reden zu sehen. Sie stand dann vom Schemel auf, um ihm besser auf den Mund zu sehen, und trat ganz nahe an ihn und nickte nach jedem Satze.

Aber es war nichts dabei als gesunde Kameradschaft. Erst als Heli immer dringlicher erzählte, was er alles so für sich sehe, im dunkel-



Wilhelm Fritz: Der Klein-Glockner

sten Loch noch sehe, und was er daraus ersinne, und wie dann glaublich nichts mehr fehle als ein Stift oder Pinsel, um das Gesicht darzustellen, erst da begann ein wärmeres Interesse gegenseitig zu werden; gegenseitig, denn Heli ersah sofort auf dem Gesichtlein Lorlis, wie tief sie ihn begriff. Waren sie nicht beide Schicksalsgenossen, die ihr Bestes für sich behalten mußten, wo sie es so gern aussäten?

Einmal saß Johannes kühl und froh wie immer bei ihnen. Er sollte nun bald nach München abreisen. Aber nicht für die Akademie, sondern zu einem berühmten Freskomaler trug er Empfehlungen in der Tasche. Heli bat ihn mit gefalteten Händen noch um eine Stickereizeichnung und schilderte ihm das Bild Zug um Zug: Tannen, ein prachtvoller Kuhkopf reibt sich am Genadel, ein Kälblein schmiegt sich an, fern durchs Geäst ein toggenburgisches Alphüttendach und Kaffeerauch in Kringeln darob.

Sieben-, achtmal versuchte Johannes diesen Vorwurf aufs Papier zu bringen, änderte wieder nach Helis Zusätzen, so daß nach und nach etwas Artiges entstand. Nur das Hüttlein wollte noch nicht recht in den Raum passen.

Fieberhaft hatte Lorli zugesehen, es bebte mit allen Fingern, nahm endlich den Karton, deutete hin und her, strich leise mit dem Stift an, wie die Dinge anders gestellt sein müßten, und während Johannes hochweise nichts begriff, ging dem Heli die Idee Lorlis klar auf, und das Muster ward jetzt auch räumlich und vom Standpunkt des Gewebes aus einer Bettdraperie ganz ausgezeichnet gelöst. Nun machten die Brüder erstaunte Komplimente, aber Lorli entwischte, und erst als Johannes weggegangen, kehrte sie mit einer Mappe zurück und bot Heli Blatt um Blatt. Bei ihrer guten Pflegemutter, die Zeichnungsunterricht in einer Klosterschule gegeben, hatte sie täglich teils aus eignem Genuß, teils um die Wohltäterin zu erfreuen, sich im Zeichnen geübt und ein großes Geschick und für die kurzen drei Jahre auch einen großen Fortschritt bewiesen.

Da gab es aus Lorlis Ferien in Engelberg nun auch Tannen und gehörntes Vieh und rauchende Berghäuschen in der Mappe. Weil es dunkelte, traten die zwei unter das hohe Fensterchen, hielten, ohne etwas zu denken, die Köpfe beim Beschauen zusammen, schlugen sich den Arm um und verglichen das eine und andre, und Heli fand, wieviel mehr Kuh und Tanne und Alpe das von Lorli als das von Heli gezeichnete sei.

Es kamen Lämmchen, die zur Hütte trabten, Bäche, die sich aus dem Wald ergossen, auch steife Köpfe und geschmacklose Ornamente. In einem kleineren Hefte wilderte es von jungen Einfällen. Das war jedenfalls Lorlis geheimes Skizzenheft. Sie ließ ungern darin blättern. Plötzlich stieß Heli auf einen Kopf, fast knabenhaft noch im Profil, von griechischer Eleganz und Klarheit, aber mit einer ungestümen, frech aufgeworfenen Lippe. Lorli errötete und wollte das Heft wegnehmen. Aber Heli hielt es fest wie ein Mann und blätterte herrisch weiter und traf immer wieder auf dieses zauberische Gesicht, wo Edles und Schwüles gefährlich ineinanderflossen.

Von da an waren sie befreundeter als je. Lorli zeichnete wieder. Vom sicheren mechanischen Strich des Johannes war nichts in ihr. Sie zögerte und zauderte und lebte mühsam mit. Aber in jedem Zug atmete etwas und redete etwas, das es bei Johannes nicht gab. Sie übte sich nun, wie nur hitzige Mädchen von siebzehn Jahren es können, um sicherer im Nachbilden und Formen zu werden. Das waren die schönsten Nachmittagsstunden, wenn Heli ein Weilchen sein Getöse unterbrach, vom Bett niedersprang und zu ihr auf einen zweiten Schemel saß, um ihrem Stift zu folgen, ihm den Weg anzugeben und die Seitensprünge, und wie sie zusammen an der Skizze verbesserten, ihr dies, ihm jenes Passendere einfiel, und Heli oft noch im Moment, wo das Ganze wie eine geöffnete Blüte im Licht stand, durch einen kleinen gemütvollen Einfall ihr noch jenen Duft und jenes seelische Aroma gab, wodurch die Blume eigentlich erst Blume wird.

Seltsam war nur, daß diese hübschen, in Einzelheiten wohl noch ungeschickten Bildchen absolut nicht in den Geist der Stickmaschine paßten. In alte Kalender, in Märchenbücher, an die Wand einer behaglichen Winterstube gehörte das. Aber fürs Industrielle war es zu duftig, zu frei, zu seelenhaft. Die Nüchternheit des Johannes fehlte.

»Wir bringen auch das noch fertig,« ermutigte Heli, »nur Geduld! Aber unser Herz wollen wir dabei nicht verkaufen.«

Und so lebten sie tiefer ineinander als Mili je mit Johannes. Immer glänzte ein feiner Schweiß auf dem denkseligen Gesicht des Heli, und Lorli wischte ihn mit ihrem feinen städtischen Tüchlein ab, wie der Helibär auch dazu brummte. Das war die einzige Liebkosung, wenn man so will. Sie drückten sich nie die Hand, boten sich nie die Wange, dachten an keinen Kuß, da ihre Seelen sich täglich viel feiner küßten, als die feinsten Lippen vermöchten.

»Hier ist es so still wie in einem Wald,« sagte Mili, wenn es einmal aus seiner Geschäftigkeit heraus in diesen Frieden hinunterstieg. »Und die zwei Drosseln pfeifen nicht einmal, wie's doch im tiefsten Wald sein müßte,« log sie fröhlich hinzu. Denn nur zu gut wußte sie, wie es hier unten geheimnisvoll konzertierte.

Nein, die zwei Leutchen ließen sich von nie-

mand beunruhigen, und die wilden Gerüchte vom Dorfe her trafen sie nicht anders, als ob es sich um einen Kampf im hintersten Asien handelte. Freilich, dann und wann tauchte der Name Carolus aus diesen fernen Staubwolken auf, und Lorli horchte mit mitleidvollem Herzen auf. Denn es bewunderte diesen prachtvollen Mann, der ihm die goldene Gastlichkeit seines Kinderglaubens wieder erschlossen hatte. Aber es sah mit seinem seltsamen, fast weissagenden Blick nichts Glückliches an ihm, der ihm doch das Glück gezeigt, nichts Friedliches, der ihm doch den Frieden gewiesen hatte, sondern etwas Düsteres, Tragisches über diesem königlichen Krauskopf, und darum wurde es immer seltsam traurig, wenn es nur das Wort Carolus hörte.

»Laß ihn doch machen,« scherzte dann Heli behaglich. »Der ist groß genug. Der haut sich schon allein durch. Der würde dich gehörig abkanzeln, wenn er dein Mitleid merkte.«

Aber wie gewisse überempfindliche Menschen selbst hinter dem Ofen noch den Wind, der draußen tobt, in den umpolsterten Gliedern fühlen, so spürte Lorli, ohne auch nur etwas Sicheres zu vernehmen oder zu verstehen, den furchtbaren reißenden Rhythmus, in dem sich die Ereignisse um den tapferen Pfarrer abspielten und zur Krisis drängten, in ihrem Inneren leise mitschwingen. Und wie man dann durch die doppelten Scheiben in den Tumult hinausäugt und die armen Wanderer unterwegs bedauert, aber sich dann noch enger an den Ofen drückt, so seufzte Lorli dann und wann für seinen vergötterten Helden, aber schmiegte sich dann doppelt innig an Helis Sitz und war doppelt froh, daß dieser kein Held war.

So bauten die beiden unbewußt in diesem alten Webkeller an einem Bau des gemeinsamen Glückes, während seit Wochen drunten im Dorf am Turm der Sprach- und Seelenverwirrung gemauert und gezimmert wurde. Zwischen Kalkgruben, Sandhaufen, Beigen von gutem Granit und Hölzern und Brettern sah man den Pfarrer fröhlich wandeln, sich den langen Rock beschmieren und mit Gesell und Meister hoffnungsfroh plaudern. Der Bauherr Forni war ein Italiener, der alles zu machen verstand, Brücken, Fabriken, Dämme, Kaminschlöte, Mietkasernen und Straßen durch felsiges Gelände. Warum sollte er nicht auch einen Kirchturm strecken können? Er hatte dem Pfarrer einst in Gons den Friedhof tüchtig renoviert und eine wackere Totenkapelle an den Turm angegliedert. Seitdem besaß er Carls volles Vertrauen. Bis im Herbst wollte er das Werk hier unter Dach und Fach haben, nur bedang er sich vom Pfarrer gute Arbeiter aus. Er selbst brachte nur zwei mit. Denn Carl wollte den Verdienst am Turm vor allem seinen Pfarrkindern zuhalten. Es hatten sich viele vor Ostern gemeldet. Denn Burschen, die ein bißchen schreinern und pflastern können, gibt es in jedem Dorfe mehr als genug. Als nun aber ernstlich begonnen wurde, zogen sich die solideren Elemente zurück. Was sich da noch feilbot und einstellen ließ, war niederen Schlages. Aber Carl in seiner gehobenen Stimmung sah nur noch Gipfel und Zinnen und nichts von dem, was dunkel und böse in den Tiefen herumschlich. Er ahnte nicht, daß eine Menge seiner Parteigänger schon durch die Übergabe des heimatlichen Baues an einen wildfremden Italiener statt an den Kirchgenossen und Zimmermeister Weibel sich empört von ihm wandten.

Die angelobten Fuhren von Holz und Stein wurden pünktlich geleistet. Aber über das Versprochene hinaus gab es keinen Span noch Kiesel. Jedoch auch das bemerkte Carl nicht. Und ebenso wenig schwante ihm das Geringste, daß die überwiegende Männerwelt der Gemeinde seit dem erfeilschten Fortgang des Schül und noch mehr seit dem enthüllten Ambrosiusbild und den Ohnmachten des alten Dorfhauptes sich von Carls Eigenmächtigkeiten ein für allemal abgekehrt hatte. Was viele in Angst und Bettschwäche unterschrieben hatten, je nun, das war geschrieben. Sie wollten den Turm nicht hindern, aber auch nicht den kleinen Finger für ihn rühren. Zu mächtig hatte es auf sie gewirkt, wie der riesige Ammann vor dem Portalbild zusammenbrach. Ach, daß diesem verdienten Achtziger nun an der Schwelle der Ewigkeit die letzten Tage noch so verbittert und versauert wurden und gerade von dort, von wo sie versüßt werden sollten, das machte jetzt bei gründlichem Überlegen immer böseres Blut.

Von dem allem wußte Carl nichts. Er hatte den Corneli zwei Wochen lang nie mehr in der Kirche gesehen. Das war für alle so ungewöhnlich, wie wenn plötzlich ein Altar oder die Kanzel gefehlt hätte. Aber Carl dachte, das sei die Folge jenes Schwächeanfalls am Ostertag.

Pünktlich mit dem ersten Beilschlag am Werk war der Protest des Ammanns im Namen »einer geregelten Kirchenverwaltung« erschienen. Ein kurzes, ruhiges, würdiges Wort, womit die Eigenmächtigkeit eines solchen Verfahrens als verfassungswidrig bezeichnet und alle Verantwortung auf den Urheber geworfen wird. Auch dem Bischof, der übrigens nach Rom gepilgert war, wurde der Protest übersandt. Dann ging er durch einige Zeitungen, mit boshaften Ausfällen gegen die pfäffische Herrschsucht glossiert.

Man hatte den alten Helm vom Turm genommen. Das mußte jedes Kind voraussehen, daß sonst nicht weitergebaut werden könnte. Aber trotzdem, als nun das liebe graue Spitzdach mit dem Silberkreuz abgedeckt, das Gerippe entblößt und die noch so starken Schrägbalken — oh, wie sie lange widerstanden! — abgehoben

wurden, da dünkte es die zarteren Dörfler schier eine Entweihung. Die stärkeren griffen an den Stangen und Latten herum und sagten: Herrgott, wie schad' um das alte Werk! Seht, welche Balken, alles eichen, fester als Eisen! Das hätt' noch Jahrhunderte gebauert.

Das frische Material war gewiß nicht so gut. Aber das neue Stockwerk rückte um so rascher in die Höhe. Nur klagten die Maurer, das Gerüst sei zu lose und unsicher gebaut, so recht für die Welschen, die wie Katzen durch das Stangenwerk klettern. Sie aber bekämen fast Schwindel und könnten an manchen Stellen nicht fröhlich zugreifen.

Umgekehrt behauptete Meister Forni, die Hiesigen arbeiten schlecht und faul, ein einziger ausgenommen, der Matthias Minz, der ihm wirklich prächtige Bretter, nur etwas zu leichte, schmale, fast sargmäßige schneide. Mehrmals habe er den Kalk dieser Faulenzer ausgeschüttet und sie das Gemauerte wieder abbrocken lassen, so lästerlich schlecht sei da gewerkt worden. Carl mahnte zur Geduld, schärfte den Einheimischen gewissenhafte Leistung ein und fand, daß es trotz diesen kleinen Unebenheiten famos ins Blaue emporrücke. Er sah hell ins Kommende.

In dieser Stimmung ließ er sich eines Abends mitten unter den Arbeitern am Portal zum Vespertrunk nieder. Er hatte ein Faß dicken, halbschäumenden Barbera bekommen und bot jetzt einige Liter des lombardischen Saftes herum.

Der schwere, süffige Trunk löste die Zungen, und Lienhard, der Straßenmeistersohn und schlaue Feldmesser, ward durch das kameradschaftliche Gebaren des Priesters verwegen und meinte verschmitzt zum Pfarrer: »Ihr habt den Corneli aber ordentlich an Nas' und Ohr genommen.« Zugleich zeigte er auf das Ambrosiusbild über ihnen an der Portalfront.

Der Pfarrer verstand keinen Deut, bis der Feldmesser zudringlicher meinte: »Das da oben seid doch Ihr und der andre ist der Corneli. Bei Gott, das ist ein Trumpf-As, und doch möcht' ich's nicht ausgespielt haben ...«

Jetzt ging ein dunkler Schatten über die kneipende Gesellschaft, am dunkelsten über das Antlitz Carls. Es wurde fast violett.

»Ihr habt einen ganzen Liter Barbera im Kopf, sonst könntet Ihr nicht solchen Unsinn plappern,« zog der Pfarrer los. »Packt Euch an die Arbeit!«

»Todklar weiß ich, was ich sag'. Den Corneli habt Ihr da oben gestraft!«

Carl erhob sich und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Immer zuversichtlicher ward der Arbeiter. »So sagt,« schrie er, »sagt uns ins Gesicht, ob Ihr nicht an Euch und den Corneli gedacht habt, als Ihr das Bild bestellt habt. Saget doch, Herr Pfarrer!«

Carl wurde noch dunkler, die zwei Schaufeln gruben sich heftig in die Unterlippe, er schwieg.

»Seht, Ihr schweigt,« triumphierte der Halbtrunkene. »Alle seht ihr, wie unser Pfarrer schweigt. Aber auch, wenn Ihr sprächet, gälte es nichts. Denn den Corneli hat dieses Bild zu Ostern fast getötet. Dreimal ist er von Sinnen geworden. Eure Schuld ist's nicht, wenn er noch lebt und wieder in die Kirche geht.«

Der Pfarrer stand da und meinte, eine Lawine gehe über ihn, eine Lawine von Scham, Not und Bitterkeit. Das Kraushaar sträubte sich stachlig auf, und der Schweiß rieselte allenthalben daraus hervor. Einst ja, aber längst nicht mehr, hatte er dem Fresko diesen rachsüchtigen Sinn gegeben. Aber eben, einmal doch.

Und Corneli hat nur diesen einen Sinn verstanden und behalten. Er konnte nicht anders. Also daher jene Ohnmacht zu Ostern, daher jenes furchtbare »Zurück!« Daher die zwei Wochen Fernbleiben von der täglich besuchten Kirche. An allem war ich schuldig. In der Tat, wenn Corneli nicht mehr aus seinem Entsetzen erwachte, was bei seinen Jahren so nahe lag, wäre ich der Mörder dieses Greises, wenn nicht der vorsätzliche, so durchaus der roh fahrlässige Mörder. Gott im Himmel, wohin gerat' ich!

Nochmals erhob er die Hand und deutete der Gruppe, sie solle zur Arbeit zurückkehren. Dann verschwand er wortlos in der Kirche.

Im Dorfe aber lief es wie Feuer herum, daß der Pfarrer auf das freche Maul des Lienhard nichts zu entgegnen wußte, daß er sich nicht reinigen konnte, daß er verstummte und wie das böse Gewissen wegschlich. Und die Männer fühlten sich nun in ihrer strengen Ablehnung der pfarrherrlichen Willkür aufs frömmste gerechtfertigt, kamen sich sozusagen als Richter ihres bisherigen Richters vor, und der Kamm ihrer Selbstgerechtigkeit schwoll ihnen hoch über das Gehirn hinaus. Vergessen war alles Große, was Carl in kurzer Zeit an ihnen, ihren Kindern und Kranken und Verängstigten getan. Sie sahen nur Anmaßung und Streitlust und geistlichen Luxus und bedauerten, daß gerade sie, die tugendhaften Lustiger, diesen und keinen andern Pfarrer bekommen hatten.

Der Unmut über das Herrentum dieses Priesters und die Widersetzlichkeit gegen seine Überhebungen wuchsen unbewußt wie Gras und erreichten nach und nach eine tiefe Rebellion der Geister. Carolus wurde plötzlich wieder wie ein Fremder im Dorfe empfunden. Alle früheren, längst vergessenen Mißhelligkeiten mit ihm traten jetzt blutfrisch und gewaltig aufgebauscht wieder in Erinnerung. Es war übergenug. Man müßte an den Bischof gelangen. So kann es nicht weitergehen.

In der Tat, die Luft um den Pfarrer war wie von Elektrizität geladen. Nur ein Fünklein, und eine furchtbare Entladung konnte folgen.

Als kurz nach jenem Vespertrunk Eduard Forni vier Arbeiter, darunter jenes Großmaul Lienhard, davonjagte, weil sie so miserabel mittaten, als wollten sie mit dem Turm nur ihren Spott treiben, da entstand im Nu eine drohende Gärung im Dorfe. Einige Dutzend Männer rückten vor die Kirche. Der Forni sah sich genötigt, die italienischen Ersatzmänner, die bereits mit roten Schärpen und Polentakesseln eingerückt waren, sofort heimzuschicken und die entlassenen Gesellen wieder einzustellen, wollte er nicht einen ernsten Skandal gefährden. Er selbst war mehr als einmal auf dem Punkt, den ganzen Bau mit Verlust aufzugeben. Nur die Rücksicht auf seinen treuen Patron ließ ihn beharren. Aber das neue Stockwerk über den Glocken freute ihn nicht, so elegant es von unten aussah. Stein, Sand, Kalk, Zement, alles schien ihm nur so hingehubelt. Einzig das Holz- und Sparrenwerk war solid, weil eigenhändig von ihm und dem Matthias ausgeführt. Ungern wie auf etwas Unsicheres baute er nun den zweitletzten Stock auf und hob inzwischen schon die alte Glockenstube in das vollendete neue Geschoß, zehn Meter über das bisherige.

Man behauptet heute noch, Carolus sei erst durch die Katastrophe, die wir nun rasch schildern müssen, aus dem Gleise seiner bisherigen energischen Wehrhaftigkeit geworfen worden. Das ist nicht wahr. Eusebius weiß das besser. Als an jenem Abend Carl aus der Kirche trat, da war er gewiß schon nicht mehr der muntere, kraftstrotzende, selbstgewisse Mann von früher. Er gab nichts auf, sah täglich dem Bau nach, kletterte trotz Schwindel und Herzklopfen noch oft in die unteren Gerüste empor, tröstete und ermutigte den Forni und verteilte große Trinkgelder unter die Werkleute. Aber er brannte nicht mehr dabei wie früher, seine Stirn leuchtete nicht mehr sonnig, und die rosenblätterige Lippe blutete nicht mehr vor Eifer. Es geschah alles ernst, streng, ruhig, amtgemäß, ohne Schwingen und Schweben.

Dem Ammann, das stand fest, mußte eine Genugtuung werden. Aber wie, ohne Chorrock und Stola in den Staub zu ziehen? Das, was über Carls Person stand, das Priesteramt und die Priesterautorität, durften dabei nicht verunglimpft werden. Nicht der Priester, der Mensch in Carl mußte büßen. Am liebsten wäre er im ersten Sturm seines Herzens zum Corneli hinuntermarschiert, hätte sich tief vor ihm hingekniet, ihm alles herzlich und herzhaft bekannt und ihn um ein mildes Gericht gebeten. Ja, er hätte sich nicht gescheut, das Fresko zu übertünchen und auf so reuigem Grunde ein gütigeres Bild hinmalen zu lassen.

Aber das geht nicht, widersprach Eusebi und streichelte dem Riesen, der wie zur Beichte vor ihm kniete, die verstrubelten und verschwitzten Krausen wie einst dem wilden Buben glatt. Dann streifte er lächelnd den Ärmel auf, zeigte auf einen matten Fleck und sagte: »Weißt du noch, damals? Begeisterung soll nie weh, immer wohl tun!«

Wie ein Knabe schluchzte Carl in die Knie des unvergleichlichen Lehrers hinein.

»Auch jetzt mußt du die Begeisterung zügeln, darfst nicht schon wieder ins Gegenteil übertreiben. Ein Missetäter bist du nicht. Es nützte auch keinen Deut, dem Ammann in die Stube zu rumpeln. Er würde dir vielleicht nicht einmal öffnen oder dich nicht ausreden lassen, dir den Rücken kehren und nun seinerseits ein Unrecht tun. Mit Gefühlsüberschwang erreichst du bei diesem nüchternen Realitätenrechner gerade das Gegenteil von dem, was du so heiß möchtest. Überlegen wir einmal ruhig, was das Beste wäre.«

Wie unvergeßlich blieb dem Eusebius zeitlebens die Pause, die nun eintrat. Voll Gläubigkeit, beinahe schon wieder mit einem blauen Lächeln seiner Augen guckte Carl in der gemütlichen Stube herum. Das Pendel der leierförmigen Barockuhr tickte heiser hin und her; im großen Bauch eines Kristallglases schwammen elegant die Goldfische herum, und der Spruch auf dem Ofen: Wärme dich und wärme! tönte so verschmitzt wie nur je. In der anstoßenden Küche hörte man ein seltsames Hüsteln und Schneuzen und Hinundherfegen. Eusebi kannte das. Seine Marianne wollte das Weinen verheben. Hatte sie doch den von ihr heimlich vergötterten Mann immer langsamer ans Haus kommen sehen, mit einem Antlitz wie Zerstörung, und sogleich vieles verstanden. Aufs Servierbrett stellte sie nacheinander ein Gläschen Enzian, ein Gläschen Magenbitter, eine Kanne dampfenden Kaffee, ein Becherlein Burgunder. Alles und jedes wollte sie anbieten und ließ am Ende doch alles stehen. Da mußte ein andrer Spiritus helfen.

Carl hatte sich an den Tisch gesetzt und bemerkte erstaunt einen ungeöffneten Brief mit dem Stempel der bischöflichen Kanzlei. Fragend stupfte er Eusebi, der still in seine Brille hineinstarrte. »Tu ihn nur auf!« flüsterte Eusebi. »Ich hab' schon mehrere solcher Papiere und weiß den Text auswendig. Es wird heißen: überred' den Carolus fürs Marienbergerstift!« — Carl riß auf und las laut: »Hochwürden! Unser zur Zeit in Rom weilende Hwst. Bischof hat Ihrem H. H. Pfarrer Carl Bischof die Beichtigerstelle auf Mariaberg angeboten. Seine Gnaden fanden es der Überlegung wert, ob Ihr Prinzipal aus den immer widrigeren Verwicklungen in Lustigern, woran seine Methode doch

nicht ganz schuldlos ist, sich nicht am ehesten durch Übernahme dieses ruhigen, nervenstärkenden Postens ...«

Hm, nervenstärkend! Beide Geistliche mußten lächeln.

»... nervenstärkenden Postens, der auch seinem Temperament für eine Weile überaus zuträglich wäre, loslösen ...«

»Kanzleistil!« seufzte Eusebius schalkhaft hinein. »Hat der Satz noch keinen Schwanz?« — Aber Carl machte mißmutig ein Pst! Diese Zeilen duldeten keine Witze.

»... loslösen und das Schlichten der verworrenen Garns einer neutralen, kühlen Hand überlassen sollte.

H. H. Pfarrer hat einen ausweichenden ...« — »Das ist nicht richtig, einen abschlägigen,« verbesserte Carl ruhig — »um nicht zu sagen abschlägigen Bescheid erteilt ...« — »Ah so, jetzt sagt er's auch,« lispelte Carl und schlug sich reuig auf den Mund.

»Aber inzwischen haben sich die Verhältnisse in der Pfarrei verschlimmert, Proteste und Beschwerden laufen bei uns ein. Wir sind über die Lage von beiden Seiten genau unterrichtet, und Reverendissimus befahl uns, es während seiner Abwesenheit nicht zum Äußersten kommen zu lassen, sondern mit seiner Vollmacht im Notfall energisch vorzugehen. Sie möchten wir nun noch vor weiteren Schritten um Ihr Urteil bitten und zugleich, wenn Ihr Gewissen damit einig geht, Sie ersuchen, beim Pfarrer in Ihrer klugen, liebevollen Art einzuwirken, daß er es über sich bringt, einen stillen Abschied zu nehmen und zu günstiger Stunde, ohne jegliches Aufsehen, ins Frauenkloster zu reisen, dessen Pfründe wir hierzu einstweilen noch offenhalten. In dieser Entsagung und unfeierlichen Verabschiedung möge der lb. Pfarrer eine geeignete Buße für seine zu laute, zu herrische Pastoration sehen!«

»Schau, schau,« bemerkte Carl erbleichend, »bei Nacht und Nebel soll ich verschwinden!«

»So schreibt nur einer in der Pfalz,« spaßte Eusebi. »Wirst sehen, das ist unser künftiger Bischof. Aber gib einmal acht: Würdest du mit Stab und Mitra nicht den gleichen Stil und Stecken gegen uns Priesterlein wenden?«

Carl umarmte seinen alten Freund. »Oh, wie du mich kennst, besser als ich mich selbst!«

»Ja, Gott schütze uns vor deinem Krummstab! Da würden wir böse gekrümmt,« scherzte Eusebi weiter.

Mühsamer las Carl: »Das unbestritten viele Gute, das Ihr Prinzipal unter Einsatz seiner ganzen Person dem Dorfe erwies, aber unter sotanen Umständen sich nicht entsprechend auswirken konnte, wird um so reichere Früchte tragen, je gehorsamer und demütiger er sich in unsern Vorschlag fügt. — Sie, Hochwürden, wiewohl wir gut wissen, wie alt und gebrechlich Sie sind und wie unlieb diese Verfügung Ihnen ist, müßten vorläufig als Verweser amtieren, da Sie uns trotzdem zur Zeit als die passendste Persönlichkeit erscheinen. Wir geben Ihnen einen jungen, rüstigen Kaplan zum Gehilfen ...«

»Ich gratuliere!« sagte Carl mit zitternder Stimme zu Eusebius. »Herr Pfarrer von Lustigern!«

Aber der erhob sich entsetzt. Seine ganze Figur mit den fuchtelnden Armen, den fliehenden Füßen, der von der Nase gerissenen Brille und dem aufgeblähten Vogelnest war ein einziger Protest.

»Es ist das Beste!« brachte Carl hervor. »Und doch, und doch, so sollte keiner fortgehen, der so guten Willens war wie ich.«

»Nein, niemals, du gehst nicht weg, Carl,« entschied Eusebi. »Hast du irgendwo an dir und andern etwas zu verbessern, so hier. Ein Heiliger in den Tannen und Mauern von Mariaberg nützt uns zehnmal weniger, als wenn der nämliche hier im Dorf um Vollkommenheit ringt.«

Carl atmete auf. Ach, trotz allem, wie ungern ginge er weg! So schwer, ja es schien ihm plötzlich so unmöglich, wie man einen Atemzug nicht vollenden soll. Er hatte ja so unendlich viel Klarheit und Selbsterkenntnis und Liebe an diesem einen Abend gewonnen! Ihn dünkte, er müsse es in ununterbrochener Segensfülle über seine so lieben, bösen und wieder lieben Schäflein ausgießen.

»Weißt du, was ich nach St. Gallen schreibe: Carl Bischof sitzt, mit Verlaub und Respekt gesagt, auf seinem Pfarrstuhl fest und läßt den widrigen Wind abflauen, denn es ist wirklich nur wetterwendischer Wind. Hingegen bittet Eusebius Nuß hiermit um die stille Sinekure. Er ist halb blind, halb taub, gichtisch und möchte die paar Atemzüge, die ihm noch bleiben, in so einem sorglosen frommen Hause tun, unter einigen interessanten, leider noch nicht ganz bereinigten historischen Dokumenten ...«

Mitten im Dunkel dieser Stunde mußten die beiden einander erquickend ins Gesicht lachen.

Gottlob, die Herren lachen! sagte sich Marianne, schob das Häubchen zurecht und trug mit einer wortlosen Verbeugung das üppige Trinkbrett auf. Dann verschwand sie mit unsichtbar gleitenden Pantoffeln und gespreiztem Rock wie eine schwebende kleine stumme Glocke.

»Nein, bleiben wir ernst,« bat Carl und schluckte vom Magenbitter. »Du sagst, die ganze Mannschaft der Pfarrei sei gegen mich.«

»Ja, aber die Frauen, die in solchen Dingen feiner fühlen, sind im stillen alle für dich und die Kinder auch. Und was heißt dann noch, die Männer seien gegen dich? Die Männer ohne Frauen und Kinder! Jetzt meint Lustigern,

dein Weggang sei das Bessere, nach vier Wochen wird es schwören, dein Hierbleiben sei noch besser. Denn inzwischen hatte es Zeit, seinen Verstand zu reinigen. Ein Tag lehrt eben den andern. Nicht nur hier, auf der ganzen Welt ist das Männervolk so. Ich habe nicht umsonst fünfzig Jahre den Charakter in der Geschichte studiert. Immer ist die Menschheit in Hosen so gewesen. Aber die Frauen nicht. Die stillen, guten, echten Frauen in den Stuben nicht! Sie sind die leise, aber feste Politik der Welt. Und darum sag' ich, was bedeutet es viel, wenn die Männer einen Augenblick deine Gegner sind?«

So beschloß Carl, zu bleiben. Aber am nächsten Sonntag würde er von der Kanzel dem Cornelius öffentliche taktvolle Genugtuung leisten. Eusebius nahm ihm das Gelöbnis ab, daß er diesen wichtigen Passus der Predigt ihm vorher zeige und allenfalls korrigieren lasse und dann ohne ein Mehr oder Weniger wortwörtlich so ins Volk hinunterschicke. Später wolle man dann auch über »die Kasse ohne Kontrolle« mitsammen etwas Geschicktes ausmachen. Jetzt nicht, nicht alles auf einmal! Und die Antwort in die Pfalz einstweilen stunden, bis man mit Tatsachen erwidern könne.

Wohl zuckte es in Carl einigemal rebellisch auf, als ducke er sich unnötig, mache sich zu gering, raube sich selbstmörderisch Recht und Freiheit. Aber dann dachte er an den zitternd an der Tür pochenden, an den todbleich zusammenbrechenden Corneli, an sein schreckliches: Weg! Zurück! Und beugte sich sogleich wieder zum Schemel der Demut nieder.

Am Sonntag darauf stritten zwei heimliche Brautpaare unter den Haustüren miteinander auf ganz seltsame Weise.

Das eine stand auf der holprigen Schwelle des Tälerhauses, und Heli, viel schmucker als ehedem gekleidet, sagte zu Lorli: »Jetzt gehen wir wieder so in die Kirche? Sag', wie soll ich ich da beten können? Wenn mir immer dieser hübsche Teufel in deiner Mappe in den Sinn kommt, wo man doch wie ein Engel tun sollte!«

Er zitterte über die ganze breite Gestalt. Da steifte Lorli ihre Schultern, nahm ihn an der Hand und führte ihn in den Stickkeller zurück. Einmal mußte es ja sein. So nahm sie Papier und Stift, lehnte sich an ihn und erzählte kurz, oft nur mit Mienen und Gesten, dabei aber immer enger an ihn geschmiegt, das Folgende:

Er wisse schon, wie sie als Kind herumgeworfen worden, eine Waise und ohne sich mit Worten und Horchen wehren zu können. Wieviel Wüstes habe sie gesehen, als sie es noch gar nicht verstand! Ach, und dann habe man sie in alle möglichen Häuser verdingt zu allerlei Diensten; und da habe sie sich extra blöd gestellt und oft weder gewaschen noch gekämmt, weil sie früh sah, wie man ihre Mädchenschaft, so unreif sie war, schon verderben wollte. Man habe sie geküßt und liebkost, vielmals. Aber Schlimmeres habe sie doch immer verhindern können, da sie wie eine Eidechse wegschlüpfen oder, wenn man ihr den Weg versperrte, grunzen konnte wie ein ungeheures Schwein. Ob er's hören wollte?

Da wurde er furchtbar neugierig, aber sagte doch: »Ein andermal, Schatz!«

Dann habe sie fünfzehnjährig einen Posten bekommen als Kammerjungfer. Gerade weil sie stumm und taub war, habe man sie andern vorgezogen. Und allen sei sie häßlich vorgekommen.

»Oh! oh!« machte Heli.

Sie habe eine Art, die Stirn zu knoten und Mund und Nase herunterzuziehen, daß jeder Zierbengel davonlaufe. Ob er's mal sehen wolle?

Wieder packte ihn eine gräßliche Neugier, wie denn das sei, oder ob sie jetzt lüge, und wieder überwand er sich und sagte: »Später einmal recht gern!«

Aber in jenem noblen Hause, wo es im übrigen recht flott und leicht zuging, sei jener Jüngling im hintersten Zimmer krank gelegen, den sie später vor Heimweh so oft aus dem Gedächtnis abgezeichnet habe. Er trug eine scheußliche Wunde am Knie, litt oft furchtbar, aber verbiß den Schmerz großartig, war nie stolz mit ihr wie die andern, sondern zeigte großes Interesse an ihr, hatte Mitleid mit ihrem Übel und zwang sie geradezu, besser schreiben und lesen zu lernen, unterhielt sich den ganzen Tag mit ihr, sagte, sie habe einen sehr gescheiten tiefen Kopf, und gab ihr wundervolle Märchen zu lesen, und sie meinte, ihr Leben sei jetzt selber eins.

Er sagte zuerst, sie habe eine Hand zum Zeichnen und ein famoses Gefühl, was und wie sie etwas schildern sollte. Er zeichnete selbst gar fein. Obwohl sie ihn nicht reden hören konnte, merkte sie doch aus allem, daß er eine ganz andre, schönere Sprache besitze, als sie bisher kannte. Ja, er habe ihr das Lesen vom Munde beigebracht. — Jetzt wurde Lorli rot, denn sie wußte, wie doppelsinnig das klang und auch wahrhaft doppelsinnig sich ergeben hatte. Rasch schilderte sie weiter, wie er zehnmal das gleiche Wort aussprach, und sie, der er es vorher aufs Papier notiert hatte, nun Buchstaben für Buchstaben von der Lippe abnehmen mußte. Das ging bald von den einfachen zu den schwierigeren Wörtern. Er hatte eine scharf geschwungene, herrische Oberlippe, aber die Unterlippe hing sanft hinunter wie beim Pfarrer, wie ein Rosenblatt, nur viel bleicher.

Heli knurrte und rutschte ein wenig auf dem Sitz. Sie klebte sich noch heimeliger an ihn, daß sie fast nicht mehr schreiben konnte.

Immer habe sie diesen armen blassen Mund, der fast keine Speisen mehr aufnahm, betrachten, bewundern, zuletzt innig, innig lieben müssen. Es wäre anders unmöglich gewesen Und mit dem Munde liebte sie auch das andre, vor allem die Augen, die wie weiches Harz leuchteten, und die Stirn voll Schatten und den ganzen edlen Menschen. »Ja, Heli, ich darf nicht lügen, sonst hat das Beichten keinen Sinn. Ich liebte diesen Jungen wie Himmel und Erde zusammen. Er war mir schier ein Gott. Du wirst noch sehen, wie ich lieben kann. Alles mußt du wissen. Aber rutsche und bocke nicht so herum, oder ich schweige! Das ist ja alles vorbei.

Täglich mußte ich ihm die Wunde am Knie säubern. Alle andern ekelte der Eiter, nicht einmal die Mutter vermochte zuzusehen. Aber nach und nach tat ich's sogar gern, und der Kranke sagte, selbst der Arzt mache es nicht so gut. Dann, beim Auswaschen und Verbinden, sah ich, wie furchtbar er litt. Aber er lächelte eigen und sagte: ,Nur weiter, 's tut gut so!'«

So gewannen sie sich nach und nach über alles lieb. Er fing an sie zu küssen und lange, lange an seiner weißen und doch so heißen Wange zu halten. Und sie dachte, so möchte sie es immer haben. Sie fühlte nichts Unerlaubtes dabei. Sie hatte auf der ganzen Welt nur ihn.

»Ach, Heli, noch heute weiß ich nicht, soll ich mich darüber schämen oder stolz sein. Verzeih mir, Heli, aber ihn hab' ich fast zu Tode geliebt.«

»Weiter, weiter!« verlangte der Jüngling.

»Nichts weiter. Wir blieben so. Aber eines Abends griff der Brand plötzlich um sich, noch in der Nacht mußte der Arme in die Klinik. Das Bein wurde abgesägt, und er starb noch, bevor er's wußte, am Herzschlag. Ich starb fast mit.«

Sie mußte eine Pause machen, auch Heli war aufs tiefste erschüttert.

Aber dann war sie abgehärtet oder verweichlicht, wie soll sie's nennen? Sie fürchtete die Männer nicht mehr, und das war ihr Unheil. Aber was konnte sie anfangen? Um nicht zu verhungern, mußte sie vieles dulden. Zweimal entlief sie einem garstigen Hause, aber einmal fiel sie der Gewalt anheim ... ja, einmal ... Sie barg das Gesicht in Helis Ärmel. — In kein reinliches Haus dürfe sie ihren Schmutz tragen. Auch in Helis nicht? Oder ... »Ach ... ich möchte doch so rein, o so rein sein wie dein herrliches Mili ...« Mit brennenden Augen hing sie an ihm ...

»Du liebe, liebe ... Gans!« konnte er nur sagen. Er mußte sich mit einem groben Wort schirmen. Er hätte lieber etwas Feineres gesagt. Dafür küßte er sie nun und liebkoste sie, und gar nicht ungeschickt, obwohl es sein erster Versuch im Leben war. Und er half ihr Haar und Gewändlein glätten, und leicht, als ginge es auf silbernen Rädlein, eilten die zwei zur Kirche. Aber kurz vor dem Tore fragte sie: »Und für wie alt hältst du mich?« Und sie zitterte wie beim ganzen Geständnis nie.

»Siebzehn doch nach allem,« sagte er.

Da steifte sie nochmals wie zu einem Todessprung ihr niedliches Figürchen und versetzte: »Zwanzig! Und jetzt läufst du weg! O Gott!«

Oh, über solche Töchen! Wenn nicht die vielen Kirchgänger gewesen wären, er hätte sie nochmals umfangen und ihr zwanzig Küsse hintereinander gegeben. So aber sagte er nur ein zweites Mal: »Gans!« — — —

Ganz anders war der Streit auf der untersten Haustreppe in der Ilge, wo das Mili bei der Bas' Ida Nachtwache gehalten hatte.

»Diesmal gehen wir miteinander in die Kirche,« gebot Sigi ungestüm. »Arm in Arm. Man soll wissen, daß wir verlobt sind.«

Aber Mili sträubte sich, so sehr ihre ganze Seele ja, ja sagte. Ihr Stirnhaar flog golden auf, sie blies leise in den Flaum der Oberlippe und beharrte dabei, es sei ihr noch unmöglich. — Ob sie sich denn schäme? — Torheit, stolzieren würde sie mit ihm. — »Nun also denn!« schrie er wütend. — Es sei etwas in ihr, das dagegen stehe, sie wisse nicht, was, vielleicht weil die Mutter drinnen so schwerkrank liege und mit ihrem Irre-Reden aus ihm, dem Mili selber, den Sinn fast verrückt habe. Immer wieder habe sie vom Turm gefabelt; er falle auf euer Haus und töte. »Entsetzlich war das zu hören. Und immer wieder wollte sie Sigi sagen und konnt' es nicht recht. Immer schien es, sie sehe dich stürzen zusammen mit dem Turm. Mir krachten die Ohren vom Gerede.«

Einen Augenblick stutzte Sigi, und die Augen verschwammen ihm im Schwindel, so daß er rasch nach der Lehne tastete. Was war nur das? Ein Sturzgefühl wie damals am Fenstergesimse, als er dem Johannes oben am Zifferblatt zusah, fuhr ihm schaudernd die Beine hinauf. Aber er ermunterte sich sogleich, stülpte das Pagodendächlein trotzig auf und sagte, jedes Wort mit seinen gepreßten gelben Zähnen markierend: »Nun erst recht müssen wir zusammen gehen, bevor der Turm umfällt und uns mausetot tötet. Die Leute müssen uns wenigstens einmal als Brautpaar gesehen haben.«

Da legte Mili beide Hände auf ihre Brust. Das tat sie nur, wenn ihr dringend schwer war. »Sigi,« flehte sie, »um Gottes willen, nur heute noch nicht. Laß mich so, für mich allein, bitte, bitte! ... Oder noch besser, ich bleibe bei der Mutter.« Und hastig schlang sie den Arm um ihn, drückte ihm, sehe es, wer es wolle, einen tiefen Kuß auf die rechte, in die Stirn hinaufgezückte Braue und verhuschte hinter der Tür des Krankenzimmers.

Sie ist noch nicht mein, fuhr es Sigi geheimnisvoll durch den Kopf. Da spukt etwas herum. Herrgott, was ist es denn? ... Und er fuhr sich über die Stirn, als wäre er in ein Spinneß geraten.

Dann strich er den hübschen Haarscheitel zurecht, zupfte die Krawatte glatt, besah die Bügelfalten und glänzenden Schuhspitzen und ging langsam in die Kirche. Darf man beten, betete er, um eine baldige Heirat, zu dir, o Gott? Oder ist das etwas zu Kleines für deine Majestät? Wenn man darf, so gib mir das Mili rasch oder sonst laß mich noch rascher von deiner bitteren Welt abfahren!

Als nun der Kaplan das Evangelium falsch und heiser wie immer gesungen hatte, schritt Carolus in Chorrock und Stola, das Birett in der Hand, feierlich auf die Kanzel. Es war etwas Geläutertes, Helles über seinem tiefroten Apfelgesicht. Er hatte diesen Morgen früh eine ungewöhnlich große Schar Frauen und Halbwüchsige um seinen Beichtstuhl getroffen, und was er da unter dem heiligen Siegel der Verschwiegenheit vernahm, machte ihn noch viel milder und demütiger, als er an diesem Morgen ohnehin war. Ach, wie begriff er alles, alles, diesen Argwohn, diese Unruhe, diese Zanklust und Rechthaberei, diese Mißverständnisse und Gehässigkeiten, auch gegen ihn, ja, gegen ihn ganz besonders!

Die vielen Weiber und Kinder hatten ohne Zweifel ihrem Seelsorger in seiner Kümmernis diese heimliche sakramentale Freude bereiten wollen. Einigen Müttern hing ein Tautropfen reinsten Mitleids an den Wimpern, etliche Kinder hatten jenes junge wunderbare Lächeln auf den Lippen, als er ihnen die Hostie reichte, jenes himmlische Lächeln, das beschwört: alles sei schön und lieb und gut, und nach dem Herrgott sei der herrliche blauäugige Riese da vor ihnen in seinem weißen Chorhemd, mit der goldfunkelnden Stola und dem prachtvollen Kelch und mit seiner so vertrauten Stimme, auch wenn sie Latein redet, der beste und schönste und liebste aller Menschen.

Nein, ich bin nicht verlassen, dachte Carl. Diese Kinder ahnen schon mein Leid, und diese Frauen verstehen auch mein Verschulden. Gut ist deine Welt und Menschheit, o heiliger Gott, geschaffen.

Aber auch einige ergraute Männer und Sigi waren zum Altar getreten; dieser Sigi, der jetzt täglich zu Carl ins Pfarrhaus kam, seine schlechten Witze losbrannte und wider Willen im weiteren Gespräch unter viel Trübem und Eitlem ganze Blöcke seines tiefsten, heimlichsten Goldgrundes emporschaffte. Sobald er's dann so rein auffunkeln sah, ward er unwirsch und schüttete den Streusand neuer Spöttereien darüber. Aber es war nur Sand. Wohl dutzendmal im Tage heischte er vom Pfarrer, er solle es doch nicht so ernst nehmen. Was habe denn so ein Stürmchen auf sich? Kurz, dieser Jüngling war in wenigen Tagen Carls sonderbarer, neckender, widerspruchsvoller und im Grunde doch erquicklicher Freund geworden.

Carl stand jetzt hoch auf der Kanzel und bemerkte sofort vorn in der Bank Sigi mit dem eleganten Haarschnitt und tadellosen Rock und neben ihm als das Gegenspiel den Matthias Minz, den »billigen« Sargmacher und Brettermeister am Turm. Er hatte Augen so schwarz wie seine Särge und stand auch im schwarzen Kleid so steif und düster in der Bank wie ein aufgestellter Totenbaum. Aber er schien auch so treu und dunkelgütig zu sein wie der Sarg, dieses bei aller Härte so gastliche Haus aller.

Der Corneli ragte wie ein Schneegipfel in den Voralpen aus allem Volk heraus. Kalt und fromm stand er da und betete.

Nachdem Carl vom Guten Hirten und von seinen folgsamen und verirrten Schafen gesprochen, lenkte er über, es gebe nur einen wirklich Guten Hirten. Alle andern, seine Unterhirten, seien fehlerhaft. Dann fuhr er mit einer plötzlich veränderten, leiseren, aber noch bestimmteren Stimme fort: »Ich bin wahrhaft keiner von den besseren Hirten. Doch ich möchte es gern sein. Aber da hab' ich schon einen Fehler begangen, als ich in die Pfarrei kam. Ich meinte, ich könne alles allein machen. Ich meinte so, weil ich in meinem früheren Sprengel sozusagen mußte alles allein machen. Aber das ist keine Entschuldigung, und mein erstes hier hätte sein sollen, euch anzugehen, daß ihr mir helft, ein besserer Hirte zu werden, wie ich euch helfe, bessere Schafe zu werden.«

Jetzt paßte alles auf, man stupfte sogar die Schläfer, daß sie aufhorchten; da töne es sonderbar von der Kanzel.

»Das also habe ich unterlassen,« rief der majestätische Baß von der Höhe. »Ich glaubte immer, ich könne vieles allein machen, was man eigentlich doch nur miteinander recht gut machen kann. So ging es mir mit diesem Gotteshause. Mich verzehrte fast die Sehnsucht, Gott dem Herrn sein irdisches Heim recht würdig zu gestalten, vor allem ihm einen höheren Turm zu geben und damit unser Heimweh nach jenen Höhen auszusprechen, wo allein der wahre Friede ist. Und wieder glaubte ich, das besser allein zu schaffen. Ich wußte, daß ihr in euren vielen nüchternen Tagessorgen es weit schwieriger habt, diesem Gedanken zu folgen. Aber darum hätte ich es doch nicht allein besorgen, nicht gegen euch erzwingen sollen. Ich mußte geduldig warten, warten, warten, bis ich euch nach und nach mit dem gleichen Weine der Begeisterung erfüllt und mitgerissen hätte. Das war wieder mein Fehler.



Peter Hirsch: Bildnis des Kardinals Faulhaber

Wenn ich nun einem oder vielen von euch damit weh getan habe, so bitte ich alle diese von diesem heiligen Platze aus, der weder Lüge noch List leidet, verzeiht mir! Es geschah ohne bösen Willen. Und wenn einer unter euch ist, gegen den ich besonders hart schien, weil ich ihn als unbelehrbaren Gegner betrachtete, so bitte ich diesen lieben Bruder noch ganz besonders um Verzeihung.

Und endlich, meine Brüder, wenn ich mit dem Ambrosiusbilde über der Kirchentür schuld an einer unfreundlichen oder sogar kränkenden Auslegung bin, so bitte ich vor allem den, der am meisten darunter litt, es mir nicht nachtragen zu wollen. Eins ist ja wahr, ich wollte mit diesem Bilde alle warnen, die der Kirche zu nahe treten. Aber es wäre ein Irrtum gewesen, euch und eure Führer, die der Kirche so treue Kinder geblieben sind, mir darunter vorzustellen. Wenn je ein solch schwarzer Gedanke mich beschlich, er ist längst wie ein giftiges Insekt und für immer verscheucht. In diesem Fresko am Eingang sehe ich von heute an nichts andres als die Bruderliebe zwischen geistlich und weltlich, den Händedruck zwischen Hirt und Herde, wie ja auch Ambrosius und Theodosius die zärtlichsten Freunde geblieben sind.«

Cornelius traute zuerst seinen Ohren nicht. Aber wahrhaft, so scholl es: »Den, der am meisten darunter litt ...« Eine Hitzwelle überschwemmte ihn von Kopf bis zu Fuß. Diese laute, deutliche Abbitte kitzelte ihm das kühle Herz unendlich wohlig. Scham, Triumph, Rührung wollten ihn überwältigen und machten seine Lippen zucken.

Aber wird er Wort halten? »Den, der am meisten darunter litt«, solches ist flink gesagt. Aber sagt er auch etwas vom Gutmachen? Ruft er die Kirchenräte zu sich? Liefert er ihnen jene schwere unkontrollierbare Geldkatze aus? Hört er mit dem Turmbau auf? Keine Silbe davon. Wir sollen verzeihen, und er soll weitersündigen! O ja, es wird im alten Takt weitergespielt.

Links und rechts sah Carl indessen doch die Männer vom Wehen seiner Rede erfaßt.

Inzwischen aber hatte er, ermutigt von diesem Wald von windgebeugten Köpfen tief unter ihm, gegen alle Verabredung mit Eusebi sich von seinem seelsorgerlichen Herzen fortreißen lassen und fuhr nun im Stegreif fort: »Nun aber, ihr lieben Pfarrkinder, wenn der Vater sich vor euch wegen seiner Schwachheit neiget, so neiget auch ihr euch in eurer Schwachheit vor ihm! Gegen wen von euch habe ich denn eigentlich gesündigt? Wo hab' ich mit Wissen etwas verübt, was euch verletzen oder schädigen sollte? Gegen einen einzigen von euch bin ich schuldig, und schuldig nicht in der Art eines Feindes, sondern eines ehrlichen Gegners. Aber jetzt lasset mich eure Ehrlichkeit gegen Gottes Sonne halten und ihre Fäden prüfen. Sind das ehrliche Gegner, die gestern schimpften, ich hätte das Geld für den Turm verschleudert, und heute alles täten, um den Bau zu hindern? Was wird diese Sorte morgen probieren?« Die ganze Bedrängnis und Bitterkeit, die sich seit Wochen in diesem schönen apfelfrischen Haupte angesammelt hatte, entlud sich jetzt.

Bravo, bravo! schrie Sigis Herz. Das ist der alte Haudegen. Den brauchen die Spießer hier. Und Sigi suchte die auflodernden Augen des Pfarrers mit seinen heißen grünen Blicken zu treffen und noch wilder zu entfachen. Aber der Kaplan wand sich auf seinem Samtstühlchen vor Leib hin und her und betete leise: Piano, Carl, piano! O Gott, hilf, er reißt wieder alles nieder! — Nur der Matthias lächelte still und düster bald den hitzigen Pfarrer oben, bald den noch hitzigeren Sigi an. Dieses dunkle starre Lächeln schien zu fragen: Wozu diese komische Aufregung? Ich sarg' euch doch einmal wie stumme, steife Puppen in meine sechs Bretter hinein.

»Seien wir ehrlich, Freunde!« rief Carolus gewaltig. »Nichts ist ehrlicher als Gott, und nichts Unehrliches läßt er zu sich. Von heute an sei darum die Ehrlichkeit unsre Losung. Ehrlichkeit im Glauben und Leben, Ehrlichkeit in jedem Gedanken und Wort, aber auch im Widerwort, in der Kritik, in der Gegnerschaft, Ehrlichkeit immer und überall! Nie tut diese schöne heilige Ehrlichkeit weh, sondern sie macht das Kranke gesund, das Gesunde heilig, das Heilige selig. Diese scheinbar so kalte, aber im Grunde so heißblütige Tugend, die ja nichts andres ist als die Sancta et Pia Justitia des Evangeliums, möge uns zu einer aufrichtigen, treuen Familie zusammenschweißen und über den holprigen Erdenpfad dereinst zum ewigen Vater führen. Amen!«

Den Männern geschah, als hätte man sie ein Weilchen über die Backen gestreichelt und ihnen dann eine heillose Maulschelle versetzt. Waren sie hart in die Kirche gekommen, noch viel härter gingen sie hinaus. Nun leugnet er uns noch die Ehrlichkeit ab, grollte es dumpf, stempelt uns zu Lügnern und Diebsseelen! — Ehrlich! Warum will er dann eine Geldkasse ohne Kontrolle? Warum scheut er alles öffentliche Hantieren mit dem Kirchenrat? Ehrlich, leicht gesagt, schwer getan!

Nun gut, wenn morgen keine Zuber am Turm auf und nieder gezogen werden, keine Schaufeln klatschen, kein lebendiges Bein im Gerüst herumklettert, wenn morgen der Pfarrer seine Gelder in unsre öffentliche Kirchenkasse schüttet und dem Corneli die Rechnungen und Verträge des Turmbaues sauber auf den Tisch legt: dann wollen wir dem Appenzeller wieder glauben, sonst ... bei Gott, geht es so nicht mehr. — —

Aber am Montag lief es rege seilauf, seilab, die Kalkgrube dampfte, die Steinblöcke klirrten, Matthias' Säge kratzte schaurig durchs Bretterholz, und die Befehle Fornis, halb deutsch, halb welsch, polterten gröber als sonst durch das Gestänge und Gemäuer. Auch rollten keine Goldstücke aus dem Pfarrhof. Nichts, gar nichts schien sich trotz der pompösen Predigt geändert zu haben, und die dumpfe Gärung wuchs und suchte wie ein wildes Schluchtwasser nach dem donnernden Ausgang.

Und wie in solchen gewitterschwangeren Zeiten Krähen und andres finsteres Gevögel nahe fliegt und uns mit seinem Krächzen fast den Kopf streift, so zogen jetzt eine Menge Gerüchte herum, wovon ein jedes die Unruhe mehrte und die Spannung der Gemüter noch steigerte. So hieß es, der Geiger Schül sei vom Chef wegen seinem Schlendrian von heute auf morgen aufs Pflaster gesetzt worden. Die Siria sei nachts im Dorfe gewesen, habe umsonst am Pfarrhof gepocht, sei dann ihrem geliebten Vagabunden ins Elend nachgerannt. Fast die volle Hinterlage sei an den Pfarrer zurückgegangen. Der schwimme jetzt im Fett, während jene zwei Unseligen seinethalben im Staub und Laster verkommen. So etwas! Und da werden Himmel und Hölle gegen einen schlichten kleinen Dorftanz geläutet! Und weiter: der Bischof habe Carl mehrmals geboten, vom Posten abzutreten. Aber Carl sage jedesmal: Nein! Und so einer will Gehorsam! Und die Ilgenwirtin schreie in ihrer Verrücktheit von nichts als vom Turm. Der Turm habe ihren Geist verstört. Aber auch mit dem blitzblanken Sigi soll es im Kopf hapern. Und fragt man, woher all diese Grausamkeiten, so zeigen hundert Finger zum Pfarrhaus, wo Carolus in dicken Büchern liest, den Rosenkranz betet und von all dem nichts zu wissen scheint.

Man mähte das erste Gras, dieses grünste der Welt, von der Thur zu den Vorbergen hinauf. Die Maurer verlangten Urlaub. Diesmal hatten sie recht. Keine Sense und keine Heugabel durfte in dieser Gnadenfrist der Junisonne feiern. Denn Mutter Erde wartet nicht, sie will rasch bedient sein, oder sie rächt sich.

Aber da Meister Edoardo Forni sich nur im toten Stein, nicht im wachsenden und reifenden Leben der Natur auskannte, so verweigerte er barsch die Unterbrechung der Arbeit am Turm. Da nahmen sich die Lustiger Gesellen den Urlaub selbst, und diese Niederlage des Baumeisters war auch eine Niederlage des Pfarrers. Denn er wollte vermitteln, als es schon zu spät war. Doch begriff er die Mähder wohl, beschwichtigte den Italiener, der in dieser heißen, trockenen Zeit am liebsten gebaut hätte, und bildete sich ein, das Ganze habe höchstens eine Spitze gegen Forni, nicht gegen ihn.

Hoch und reich fiel das Gras in langen Schwaden. Als nun das meiste verstreut am Boden lag und in der erstickenden Schwüle des Nachmittags wunderbar durch die lachende Landschaft zu weihräuchern begann, sammelte sich von Wilda herauf mit unheimlicher Eile ein rostfarbiges, dann immer dunkleres Gewölke, deckte auf einmal halbnächtig das Tal, und plötzlich toste der ganze Himmel. Ein Wirbelwind nur fünf Vaterunser lang schlug die Lüfte mit Millionen Fittichen wie von ungeheuren Vögeln und schien die Erde sozusagen von der Erde wegzufegen. Es splitterte und ächzte im Kirchturm und auf Dutzend Dorfdächern. Dann nach einem fiebrigen Flackern und Krachen aus allen Höhen ergoß sich ein Wolkenbruch so unvorbereitet über die Gegend, daß groß und klein entsetzt unter Dach floh und das halbdürre Heu dem Zorn des Unwetters überlassen mußte.

Man setzte sich zum Vespern in die Küchen statt unter einen Baum und guckte fleißig durch die Scheiben, da ein so jähes Gewitter auch jäh verpufft und ein kurzes Bad dem Heu wenig Futterkraft entzieht. Aber der Himmel ward nach und nach eintönig katzengrau, und der augenblickliche Wutanfall siechte in einen gehässigen dauerhaften Landregen über. Schonungslos flutete es die ganze Nacht und den nächsten Tag herunter, hellte dann am dritten Vormittag auf Augenblicke gen Osten auf, so daß alles mit Rechen und Zinken hinauslief und die verwässerte Mahd umwandte. Aber sie roch schon ein bißchen nach Fäulnis. Indes nach einer Stunde schlug der Wind um, es brach aufs neue los, und diesmal regnete es nun von einem Tag in den andern ein zartes, silbernes, schleierhaft feines Geriesel, warm und schmackhaft, aber so alles bis ins Eingeweide durchdringend, daß drei Viertel der Heuernte zugrunde gingen. Das war ein Landesunglück so gut, als verpestete eine Seuche die Viehställe.

In tiefer Verdrossenheit saß man in den Stuben und tobte gegen alles, was an dieser Plage keine Schuld hatte. Das einzige Lächeln in dieser Trübsal kam von einem unerwarteten Orte. Cornelius setzte im Bezirk eine amtliche Kollekte und von der Kantonskasse eine Notspende durch. Zugleich fügte er aus der eignen Truhe dreitausend Franken für die sechs am meisten betroffenen, hilflosesten Familien hinzu. In diesen Tagen hätte man ihn trotz seiner zweihundert Pfund Leibesgewicht nicht nur im Bezirk, sondern im ganzen Kanton auf den Achseln lobpreisend herumgetragen.

Aber dieses Unwetter brachte noch ein andres Unheil. Jener Wirbelwind hatte in einem Stoß das Schutzdach weggeblasen, das die Maurer, ehe sie vor dem gefährlich nahen Blitzen aus dem Turm wichen, an die obersten Stangen befestigt hatten. Bretter, Pfähle, Leitern warf es

auseinander und fuhr mit groben Fäusten ins lockere Mauerwerk. Dann goß es in den unfertigen, lotterigen, nun halb aufgebrochenen Neubau und in die Kalk- und Sandhaufen ebenso verderblich wie den Bauern ins Heu. Allerdings deckte Forni mit seinen beiden Getreuen nach und nach das oberste Fachwerk wieder notdürftig zu. Aber es war zu spät, und nun erschreckend klar, welch geringes Material man verwendet und welch noch viel schlechtere Hand damit gewerkt hatte.

Nach und nach sickerte das Wasser in den Unterbau hinunter, der Mörtel fiel wie Papierfetzen aus dem Gestein, die Blöcke zerbröckelten oder kollerten aus der Pflasterung, schräg über dem Zifferblatt gähnte eine armdicke Spalte auf, die Glockenstube stand voll Wasser, und richtige Bächlein rannen die Turmtreppe hinab. Dem Forni sträubte sich das Haar, als er nach acht Regentagen das heillose Unwesen genauer besah. Und doch ließ sich in diesem steten Regnen, auch wenn die Werkleute sich nicht so entschieden geweigert hätten, einstweilen nichts Tunliches unternehmen. Behutsam stieg der Meister, die schwarzen Brauen zu einer einzigen Gewitterwolke zusammengezogen, die Stieglein hinunter und wollte dem Pfarrer die ganze Geschichte vor die Füße werfen. Trug der doch auch sein Teil Schuld. Laie und ungestüm, wie er war, hatte Carl auf Treu und Glauben das meiste Material selbst bestellt und war natürlich von allen Seiten angeschwindelt worden.

Aber da schritt Carolus eben so weltverloren zufrieden mit einem Paten, einer Patin und der säuglingtragenden Hebamme vom Taufbrunnen her aus der Sakristei, lächelte sich so seelenheiter in das Kind hinein und grüßte zum Forni hinüber so herzlich, daß der barsche, rumpelige Italiener es nicht wagte, in diesen Paradiesesfrieden zu fallen, und den Bericht auf morgen verschob.

Am folgenden Morgen aber musterte er nochmals alles gründlich. Es schien ihm minder schlimm als am gestrigen grauen Abend, obwohl das Regenwasser ganze Lachen bildete und in kleinen Stürzen von Brett zu Brett niederplätscherte und selbst die Turmtreppe zusammen mit Steinchen und Kalkgeriesel herunterplätscherte. Auch war die oberste Mauer einwärtsgebogen, und dann und wann kollerte ein gehöriger Block aus den zerfressenen Gesimsen und blieb glücklicherweise zwischen den Stämmen stecken. Forni war ein zwerghaftes, dürres, federleichtes Männchen und achtete es wenig, daß die Böden manchmal unter seinen Sohlen so merkwürdig nachgaben. An den Hügelrändern guckten lange Streifen des lang entbehrten blauen Himmels hervor, und ein starker Wind tummelte sich in den Zinnen. Es gibt gutes Wetter, dachte der Italiener, und morgen können wir wie neu an die Sache. Denn ich reiße alles herunter, was nicht ganz solid gemauert ist. Er bestellte die zehn Lustiger Arbeiter auf den nächsten Vormittag.

Aber in der Nacht erwachte er von einem ungeheuerlichen Weltlärm. Wolkenbruchartig prasselte es wieder nieder. Der Wind pfiff, das Gerüst stöhnte, und der blecherne Hahn auf der Ilge, wo Forni sein Quartier hatte, kreischte in seinen rostigen Gelenken hin und her. Türen gingen auf und zu, und die ganze Nacht ging es im Gasthof treppauf, treppab. Am Morgen sah Lustigern wie ein Schlachtfeld aus. Dächer waren halb abgedeckt, Ziegel über alle Wege gesät, die Fensterläden aus den Angeln, Scheiben zerschlagen, die Geranienstöcke — oh, wie lieben die Lustiger die Geranien! — lagen in Scherben auf der Gasse, die Gärten waren verwüstet, alle Weglein lagen voller Äste und zerblätterter Dahlien, mächtige Tümpel hatten sich zwischen den Gräbern des Friedhofs gebildet, und das Bächlein zwischen Pfarrer und Kaplan war einige Stunden hindurch ein Riese geworden, hatte Häge und Büsche verschlissen und verschlammt und unter Cornelis Gehöfte die breiten schönen Wiesen über dem Turtobel in einen sumpfigen See verwandelt. Am Fuße des Turmes lag ein Wirrsal von Stein, Sand, Kalk und zerspellten Hölzern. Das mußte doch alles von da oben herabgekommen sein.

Immer mehr Volk strömte frühmorgens auf den Platz und besah die Schäden und gaffte zum Turm empor und wartete, bis der Meister Forni mit seinen zehn murrenden Gesellen kam und langsam und umsichtig in das schwierige Gebäu emporstieg. Zuhinterst ging Matthias, durch die Zähne pfeifend.

In dieser Sturmnacht, die im ganzen Schweizerland ein übles Andenken hat, etwa um die Zwei, hatten zwei Männer eilends an der Pfarrhausschelle gerissen, in Lederjacken und Mützen, und Carolus heftig gebeten, ins Altersasyl zu kommen. Jene alte Frau, die ihre Zimmerschwester so gütig das rote Kissen gegen ein noch röteres tauschen ließ, nicht sieben, siebenmal siebenmal im Tage, habe bei diesem Föhndruck eine Herzschwäche bekommen und verlange dringend nach den Sakramenten. Der Pfarrer solle entschuldigen, sie hätten ja dieses grausame Unwetter nicht gemacht und auch die Herzschwäche der Alten nicht verursacht, meinte der eine naiv; der andre schwieg. Carl schrieb der Peregrina einen Zettel auf den Küchentisch und marschierte dann, das Allerheiligste im Brustbeutel, einen wachstuchenen Mantel und eine solche Kapuze über sich werfend, den beinahe lebensgefährlichen Weg durch Wald und Höhen empor zu Eugen Votts einsamer Anstalt. Es krachte in den Buchenkronen und toste in allen weiten Lüften und riß, sobald man in eine Wiesen-

lichtung kam, einen fast rückwärts zu Boden. Man mußte durch neugeborene Bäche waten und durch Gruben waten, ohne einen Schritt vor sich zu sehen. Denn die Laterne des Vordermannes blendete mehr, als sie klärte. Kein Tier, kein Vogel war hörbar. Die Männer versuchten kein Wort. Der Wind hätte ihnen Laut und Atem verschlungen. Carolus betete zum Herrn der Stürme, den er doch so gütigstill an seiner Brust fühlte, daß er nicht nur die Lüfte, sondern auch die Herzen reinige und überall Frieden mache. Er hatte nicht lange, aber gut geschlafen, glaubte sich frischer als je und hatte seit Wochen, nachdem er alle Sorge auf den Herrn geworfen, eine köstliche Sammlung und Gelassenheit des Herzens genossen.

Jetzt nach so viel Stuben- und Buchgeruch tat dem Riesen dieser Sturm, der die andern fast wie die Bäume zur Erde bog, innig wohl und füllte seine Lungen mit der alten Tapferkeit.

Erst im Flur des Verpflegungsheims, als man die Überkleider wegwarf, erkannte Carl den jungen Dott als einen der Begleiter und schüttelte ihm stumm dankend die Hand, weil er, der Andersgläubige oder vielleicht im Sinne Carls sogar Ungläubige, so viel Ehrfurcht vor dem Seelenbedürfnis der Sterbenden bewiesen habe. Aber gleich meldete die Zimmermagd, sie glaube, die Greisin sei verschieden. Sie glaube, schalt Carl, was heißt das? Und er lief mit Eugen ins Krankenzimmer. In der Tat war es schwer zu sagen, ob diese leise lächelnde, noch immer rotbackige Greisin tot sei oder nur schlafe. Man hielt ihr den Spiegel vor den Mund; Atem, Puls, Wärme des Leibes war nicht mehr wahrnehmbar. Nein, diese lächelte nicht mehr ins Diesseits zurück, die lächelte geradeswegs ins bessere Jenseits hinein.

Es blieb Carl nichts übrig, als niederzuknien und zum Schöpfer und Vollender aller Seelen für diese eine, dem Staub entwichene zu beten. Aber dem Pfarrer schien im Anblick dieses heiteren, fast lustigen Totenbildes, es sei nötiger, für die Lebenden um dieses Lächeln zu beten, und da auch Eugen neben ihn niederkniete und die Magd und der Hausknecht, von denen ein jedes etwas andres in andrer Weise glaubte, so sprach nun der Pfarrer jenes großartigste und allgemeinste aller Gebete vor: das Vaterunser. Und wenn je ein Gottvater in den Höhen war und seinen schönsten Namen auf den Tiefen gnädig aufnahm, muß es in dieser Nachtstunde gewesen sein, in diesem fernen, wind- und waldumbrausten toggenburgischen Altersheim.

Carl und Eugen saßen nachher in der unteren Stube beisammen. Carl mußte lächeln. Inzwischen waren auch die Sofas, die Tischteppiche, Lichtschirme rot geworden, und um die weiße Teetasse, die der Doktor phil. bot, aber Carl wegen der heiligen Messe abschlug, ging ein dreifacher purpurroter Streifen und ward in roten Buchstaben versprochen:

Vom Morgenrot zum Abendbrot
Schlag' ich allen Kummer tot!

Die beiden plauderten vom Sterben, vom Zufriedensein, vom Sichhineindenken in den Sinn der andern, der gegnerischen, vom Glück, das man nicht im eigenbrötlerischen Fürsichalleinsein suchen soll. Sie plauderten vom Begreifen aller Bosheiten und waren einzig gegen die Selbstgerechten böse, aber auch diese könne man schließlich begreifen und ihnen verzeihen.

So hielt Eugen den Pfarrer, sooft er aufstehen und heimgehen wollte, auf dem Stuhl zurück, da es ja ein Unding sei, bei diesem Sturm vor Tag auch nur hundert Schritt zu wagen.

Nach und nach jedoch, beim leisen gleichtönigen Reden Eugens fiel er mit dem Haupte auf die Rücklehne und schlief ein. Eugen legte eine rote Plüschdecke über seine Knie und hätte ihn bis in den längsten Tag hinein schlafen lassen, so mächtig und zugleich so kindlich schlummerte dieser Riese im Stuhl. Aber als das Tosen draußen gegen sieben Uhr aufhörte und die Sonne voll Unschuld über seine Füße spielte, erwachte Carl gerade von dieser auffallenden Ruhe, er, der Sturmvertraute.

Er erschrak und lief, so rasch es ging, gegen Lustigern zu. Es war zum Staunen, welche Furchen das Wasser durch das Gehölz gezogen, was für Baumkolosse mit zerschmetterten Armen über den Weg lagen und wie zerschunden und zerfetzt die schönsten Eichen dastanden. Ihn brannte nach dem Ausblick ins Dorf hinunter. Als er nun wieder einen gewaltigen Stamm umging, der vom Waldrand über das Sträßchen in die Wiese hinausgestürzt war, die Rinde aufgerissen, die Krone geknickt, das Laub schon blaß und kraftlos, da befiel ihn plötzlich ein Bangen für seinen Turm, ein Bangen, wie er es noch nie empfunden hatte. Er rannte vorwärts, schnob, zerriß sich den Mantel und ward von den Stiefeln bis hoch ins Gewand hinauf mit Kot bespritzt, bis er endlich aufatmend ins Dorf hinunterblickte und den Turm mit dem Gerüst wie immer dastehen sah. Ja, in diesem frischgewaschenen Morgenlicht lachte er ihm munter wie noch nie entgegen. Ihm schien, man arbeite sogar, er entdeckte etwas von Formen und Bewegungen im Gerüst und freute sich darob kindlich.

Langsam und beruhigt schritt er nun weiter. Er war getröstet und gelangte fröhlich in die obere Dorfgasse hinab.

Inzwischen war Meister Forni unter Brummen und Ächzen mit seinen Mannen durch ein wahres Getrümmer und nasses Geschiebsel in die Glockenstube gelangt; die halbe Decke war eingesunken, drum hatte es so sonderbar matt geläutet, diese Zungen hatten zuviel Wasser geleppt. Von da ins obere halbfertige Stockwerk

zu steigen war eine gefährliche Arbeit. Es ging leichter durchs Gerüst empor, obwohl auch hier vieles aus den Schrauben gerissen und zerfetzt war und jeder Fußtritt auf dem glitschigen Bretterboden höchste Vorsicht erheischte.

Wär' doch da alles zum Teufel, fluchten die Arbeiter insgeheim. Ruhig, mit seinem schwarzen Lächeln auf dem hölzernen Gesicht und überaus sicher sprang nur Matthias Minz über die Laden. Der Grimm des Forni über all die Pfuscherei von Mensch und Element schwoll immer höher an, je deutlicher sich der ganze trostlose Ruin enthüllte. Tränen sprangen wie kleine harte Kristalle aus seinen Südlandaugen. »Nix ist solido, alles futsch, bestia maladetta; viel slimm als neu maggen! O diavoli voi, o ladroni, alles da capo!« schrie er zu den Lustigern, die sich mit beiden Händen im Gestänge haltend ins Gerüst hinausschwammen. Maladetti voi! Das Heillose war, daß vom Wasser und Unrat auch der alte Turm bis tief hinunter beschädigt war. Kurz, man stand da, wo zu Anfang, nein, noch viel weiter zurück: man hatte eine Ruine abzutragen, bevor man wieder aufbauen durfte.

Das überwältigte den Italiener. Er überlegte in dieser wütenden Sekunde nicht, wieviel Schuld die Unvernunft der Natur, wieviel die Untauglichkeit des Pfarrers als Geschäftsmann, der Betrug der Lieferanten und seine eigne Schwäche, sich immer wieder überreden und einschläfern zu lassen, an dieser Zerstörung schuld trug. Er dachte auch nicht an die viel verhängnisvolleren Folgen für Pfarrer und Dorf, er sah nur die Zerstörung selbst, wie eine persönliche Arbeit, die ihn ohnehin nie gefreut, ihm Tag und Nacht verbittert hatte. Er sprang klein und behend wie ein Gespenstermännchen ins wacklige Gerüst hinaus, er mußte sich Luft machen. Und da der nächste der Feldmesser Lienhard war, sein giftigster Geselle, der ein schadenfrohes Grinsen schlecht verhielt, da blitzte die nervige Hand des Italieners auf und klatschte links und rechts eine ungeheure Ohrfeige um den verblüfften Kerl. Lienhard schwankte, ließ die Stützen fahren und wäre unfehlbar das Brett hinaus in die Tiefe geglitten, wenn ihn nicht fünf, sechs Hände noch gepackt und aufgerissen hätten.

Jetzt ging da oben, wo man dem Himmel so viel näher zu sein glaubt, eine wahre Hölle los. Die Lustiger streiften die Ärmel auf und rotteten sich, so gut es auf diesem schwanken Fechtboden ging, gegen den Meister drohend zusammen. Lienhard stürzte sich wie eine Wildkatze auf den kleinen Forni, beutelte ihn an der Gurgel hin und her und schlug ihm mit der Faust wie mit einem Hammer auf den Schädel. Die beiden Italiener entzogen ihnen ihren kleinen Edoardo mit Not, griffen instinktiv nach dem Gürtel, wo kein Messer steckte, fletschten die prachtvollen Zähne, aber mußten sich begnügen, mit grandiosen Flüchen den bewußtlosen Meister in die Mauern hineinzuschaffen.

Doch eh das völlig erreicht war, fiel der Haufen neuerdings über die Italiener, das ganze Gerüst bebte, und sicher, hätte sich nicht jeder ums eigne Leben oft mit beiden Armen an den Latten halten müssen, es wäre zu einer mörderischen Rauferei gekommen.

»Ich weiß, was ich tue; weg mit dem Schwindel!« schrie Lienhard, riß ein Brett los, das nur noch lose an einer Schraube hing, und schleuderte es hinunter. Gleich antworteten aus der Tiefe grelle Rufe, man stob auseinander. Wieder platzte ein Brett nieder, ein Balken folgte; jetzt flogen Hämmer, Beile, Sägen hinunter, Kübel voll Wasser, Steinblöcke. Wie Besoffene hantierten die Wilden da oben, als hackten sie in einem Baume die Äste weg, schüttelten und rüttelten und sähen nicht, wie sie sich selbst den Boden unter den Füßen wegzogen.

Der Kaplan las eben die Halbachtuhr-Messe. Er hörte bei seinem schwachen Gehör dennoch etwas Ungewohntes vor der Kirche, und beim Lavabo, wo ihm der Meßknabe die Hände mit Wasser begoß, lispelte er: »Was ist los? Ruf den Sigrist!«

Der Bub im weißen Röcklein, längst wie auf Dornen, flog hinaus, auch die wenigen Kirchgänger liefen zu den Türen. Als Eusebi sich zum Orate Fratres! — Betet, Brüder! — gegen das Volk wandte, lispelte noch eine alte Frau halblaut aus ihrem großbedruckten Andachtsbuche; aber hinten in seinem Ammannstuhle stand auch noch der gewaltige Cornelius, ließ nichts vom Gejohle da draußen an sich kommen und antwortete sehr deutlich das Suscipiat Dominus — der Herr nehme dein Opfer an!

Der Haufe um den Turm vergrößerte sich. Sigi schlief nach seiner Gewohnheit tief in den Tag und erwachte erst jetzt vom Rumor, sah zu den Scheiben hinaus, verstand, tat ein paar Schritte wie ein junger Tiger auf und nieder, zog dann ruhig die Festtagskleider an, kämmte sich sorgfältig, salbte das Haar, spritzte sich Kölnisch Wasser auf die Hände, besah kritisch die Bügelfalten der Hose, schob dann etwas Dunkles in die Tasche und eilte schön und kühn wie ein Siegesjüngling hinunter ins Gedränge, das, in die Hunderte gewachsen, von den verschiedensten Empfindungen wie von sieben Winden hin und her gepeitscht wurde. Man lärmte empor: »Seid ihr alle toll geworden? Pfarrer! Polizei! Corneli!« Andre schrien: »Gottes Gericht!« und bekreuzten sich. Frauen beteten und flohen, Kinder weinten und schoben sich näher. Dann befahlen welche: »Man steige hinauf und werfe die Buben hinunter!« — »Was nützt das alles?« Und dann stockte allen wieder vor starrer Verblüffung die Zunge, und sie staunten, wie das

nur plötzlich im stillen, frommen Dorfe zu solchem Aufruhr kommen konnte.

In dieses Chaos gebot ein wohlbekannter mächtiger Baß plötzlich: »Liebe Leute, machet Platz! Im Namen Gottes, was geschieht denn da?« Mit langen Schritten marschierte Carolus in den Trubel, riß die blauen Augen auf und würgte am Verstehen. Ihm war, er sei aus allen seligen Himmeln gefallen. Weit wichen die Dörfler auseinander. Wie sah ihr Seelsorger aus, übernächtig, ohne Hut, das Haar voll Tannadeln, den Stecken zerschält, bis hoch hinauf von Kot überspritzt, im wüsten zerfetzten Regenmantel.

Mit einem Gemurmel des tiefsten Unwillens empfing ihn der Haufen.

Der Pfarrer äugte in diesen Regen von Steinen, Scheitern und Werkzeug, in dieses höllische Getobe empor, und einen Moment mußte er sich breitsohlig auf beiden gewaltigen genagelten Schuhen verspreizen, um den Stand vor dem Andrang des Blutes nicht zu verlieren.

Hat er geträumt die Wochen bis heute? Da wird ja sein Werk, seiner Tage Schweiß und Fröhlichkeit bübisch zerstört. Wo ist der Forni? Wo ist noch Überlegung da oben? Wie entsetzlich arbeiten sie! Das sind nicht Regierende, das sind Regierte, sie müssen, sie können nicht anders, sie stehen unter höherer Macht. So grausig es scheint, es sind Gottes ureigne Hände, die da oben wirken. Dennoch, ich liebe, ich küsse diese deine Hände, ich ergebe mich drein, o Gott! geht es ihm durchs Herz. Aber er fühlt in dieser Minute etwas wie einen Bruch langsam, langsam durch seinen Körper, noch mehr, durch sein ganzes Wesen gehen.

Neugierig, böse, verwundert, schadenfroh, auch mitleidig da und dort blickte alles auf Carolus, wie er gebannt dastand, bis unter das Haar erbleichte und wie verzaubert in den Greuel dort oben sah, wo plötzlich zwei Beine in die Luft hinaus zappelten, aber noch rasch hereingezerrt wurden. Da endlich öffnete er seine violette Lippe und rief: »Kann denn niemand den armen Menschen dort oben helfen? Sie morden sich ja selbst!«

Da legte sich eine Hand auf Carls Arm. Eigi stand mit fiebrig leuchtenden Augen da. Wie Smaragde blühten sie. Schmuck, das Haar dunkel aufleuchtend, mit schneeweißen Manschetten und blanken Schuhen stand er und sagte ruhig zum Pfarrer: »Einen Augenblick Geduld, ich renne hinauf.«

Das war schneller gesagt als getan. Aber der behende Bursche mit seinen elastischen Muskeln wand sich wie eine Katze empor und begegnete dem bewußtlos hinuntergetragenen Forni. »Attenzione!« keuchten die Italiener. Was Attenzione? Jetzt tu' ich einmal etwas Famoses. Eigi schwang sich über die Glocken empor und sprang plötzlich wie ein gezücktes Schwert in die Raserei dieser Menschen, die mit jedem Wurf und Krach toller wurden, lachten, sangen und geiferten.

»Was macht ihr Esel?« zischte Eigi sie an, und das Pagodendach der Oberlippe schwellte auf und färbte sich blau, während seine Finger zu zittern begannen. Er hielt beide Hände an den Mund und schrie so laut, daß man es unten hörte: »Ihr sägt euch ja den Ast ab, auf dem ihr sitzet, in ein paar Minuten fliegt ihr hinunter.«

»Was geht das dich an! Wart', wir wollen dir einmal deine hübschen Höslein striegeln!«

Aber Eigi sprang zornweiß bis zum Rande der Bretter hinaus, von unten sahen ihn alle, und sagte: »Schimpft, prahlt, aber morgen wollt ihr doch auch noch leben, oder? Seht da unten! Der Corneli ... er winkt ... der Polizist! Wollt ihr gleich aufhören, oder noch heut ins Zuchthaus, he? ... Ihr lacht euch ja selber aus!« Mit einem unwiderstehlichen Spott funkelte er sie an.

Die Worte Corneli, Zuchthaus taten einen Augenblick ihre Wirkung. Aber der Rausch war zu mächtig und überflutete ihre Versuche, zu überlegen. »Was macht uns der Balg weis?« wütete Lienhard, einen Knüppel in der Hand. »So ein Büblein will ich schon zum Schweigen bringen.«

Er näherte sich vorsichtig zum Eigi hinaus. Dieser wich zurück, so weit er noch konnte, immer bleicher das Gesicht, immer fahler das Kindsmäulchen. Dann aber stand er still, raffte seine ganze Seele zusammen und kommandierte: »Zurück! Oder ...!« Mit der einen Hand umkrampfte er einen Balken, mit der andern schnellte er einen Revolver aus der Brust und zielte dem Verfolger mit gezogenem Lauf geradeswegs aufs Herz. Aber die zwei grünen Funken im Auge Eigis loderten jetzt furchtbarer als jeder noch so tödliche Funken, der in der Waffe schlummern mochte. »Zurück!« schrie er heiser ... Schaum trat über die Lippen ... »Eins, zwei ... ich schieße ... dr ..«

Das war zu reell. Lienhard stellte rasch Schuh für Schuh hinter sich, die andern horchten, duckten sich, krochen gegen die Mauern. Es wurde auf einmal still. Nur der Sargmacher stand ruhig neben dem Turmloch und schaute zu. Da sah er, wie dem Eigi plötzlich der Revolver entfiel, er kreideweiß ward, die Augen verdrehte, das Knie einzog und den Griff der Stange mit einem unartikulierten Schrei losließ. Matthias sprang hinaus, aber schon war der Junge über den Rand geglitten und schoß wie ein gestürzter schöner Engel ins Leere hinunter. Oben und unten ein entsetzlicher Schrei, das Aufschlagen eines weichen Körpers, und am Fenster der Ilge

eine Mutter, die aufs Gesimse klettern und hinunterspringen wollte. Eine tödliche Stille entstand. Auf einmal waren alle Leidenschaften zu Eis erstarrt.

»Tragt den jungen Mann weg!« tönte jetzt Cornelis Stimme unendlich beruhigend. Der Ammann war zur Leiche getreten und prüfte den Toten aufmerksam. Nie sagte er zu einem Menschen unter dreißig Jahren Mann. Alle spürten die Ehre dieses Wortes ergreifend.

»Ich war in der Kirche, wußte nichts, hätte auch nichts verhindern können,« fuhr er dünn und hart fort. »Gott weiß die ... den Schuldigen!«

Alle, alle schauten wie unter einem inneren Befehl zum Pfarrer, der gegenüber stand, steil, ohne Hut, verdreckt und zerfetzt, fast wie ein gewaltiger Bettler oder Übeltäter, aber nicht imstande, sich vom Fleck zu bewegen. Als ihn die hundert und hundert Augen so schwer grüßten, senkte er das Haupt.

»Im Namen der Gerechtigkeit gebiete ich,« schloß Corneli feierlich, »daß alle Arbeiter dort oben, die gefrevelt haben, mit Handschellen ins Spritzenhaus gelegt werden, bis die Bezirksmannschaft da ist. Diesem jungen Manne wollen wir übermorgen ein stattliches Begräbnis geben. Er hat große Unehre und Untat verhütet. Ich bitte alle, in die Kirche zu kommen und mit mir fünf Vaterunser für seine etwas stürmische Seele zu beten.«

Alles ging mit Corneli. Der Ammann war Pfarrer. Carolus stand da wie versteint. Eben trug man den Forni ins Pfarrhaus.

Endlich ermannte sich Carl, trat durchs Hauptportal in die Kirche, schritt durch das Volk zum Chor, zog an den Stufen den Mantel aus und wandte sich im schimmernden Priesterrock mit dem Sakrament gegen das Volk. Und auf einmal erfuhren alle, daß der Pfarrer in dieser furchtbaren Nacht jedenfalls weit, vielleicht nach Rindeln, zu einem Sterbenden gegangen und eben heimgekehrt war. Sie sahen ihn plötzlich, wie er überhaupt hundertmal so ging und kam, zu jeder Zeit, auf jeden Ruf, an jedes Bett. Ein merkwürdiges Gefühl rieselte durch dieses arme, geplagte, seiner Sinne nicht mehr mächtige Volk.

Der Pfarrer hob das Allerheiligste hoch und segnete seine untreuen Pfarrkinder mit rührender Innigkeit. Er wußte, es geschah zum letztenmal.

In der Sakristei zog Eusebius gerade sein Meßkleid aus. Er wußte alles durch den Mesner. Ein Auge voll Erbarmung traf den Prinzipal, während dieser sich in schwarze Seide warf, um die Totenmesse für den lieben Verunglückten zu lesen, von dem er beinahe noch glaubte, es sei bloß einer von Sigis Späßen, daß er nicht mehr lebe, witzle und die Brauen zu einem voreilig tiefsinnigen Spruch in die Stirn hinauf zacke. Nach der Messe sagten sich die priesterlichen Freunde kein andres Wort als »Salve, Frater, lebewohl, Bruder!«, und im Ton dieser zwei Worte lag mehr als nur die Ahnung, sich nie mehr in Lustigern zu sehen. Es tönte wie in eine nahe Ewigkeit hinein. —

Cornelius ordnete mit knabenhafter Frische das Nötige. Das erste Verhör wurde abgenommen, und mit Ausnahme des Matthias, der vielen trotz seiner Wortlosigkeit als der unheimlichste von der Bande erschien, diese nach dem Hauptort in Haft gebracht. Um den Turm ward eine Schutzwache aufgestellt, das kantonale Bauamt telegraphisch herberufen, und mit dieser Depesche schnellte eine andre durch die singenden Drähte über die Toggenburgerwiesen zum Hauptort, flog in die bischöfliche Kanzlei und sprach: »Ich nehme unverzüglich und dankbar die Beichtigerstelle an, reise morgen früh hin und halte mich zur Verantwortung gehorsam bereit. Carolus Bischof.«

Den ganzen Tag beschäftigte sich der Pfarrer mit seinen Papieren und Büchern. Zwar das Pfarramtliche glänzte in saubersten Ordnung, so daß man nur die Deckel zu öffnen brauchte. Auch der Hausrat und sogar die Bibliothek schuf Carl keine Sorge. Das würden die Fuhrleute schon recht ordnen. Er wollte auch nirgends Abschiedsbesuche machen. Seine Seele machte freilich tausende. Aber bis weit über Mitternacht saß er am Pult und rechnete und zählte und schrieb, die naßäugige, todtraurige Peregrina hart neben sich, deren weiße Haaresfülle in wilder Verzweiflung auseinanderflatterte. Sie strickte ihm noch an einem Paar Socken, weil es oben im Klösterlein so kalte Gänge und Zimmer habe und die armen Nonnen so spärlich heizen.

Carl füllte Bogen auf Bogen mit einem sonnenklaren Bericht, was er von jeder Hand, zur präzisen Zeit an Franken und Rappen für die Kasse ohne Kontrolle erhalten habe, was und wozu davon verausgabt wurde, was somit übrigbleibe. Es war mit dem zurückgesandten Geld aus Zürich aufs letzte Kupfer genau das, was er in Lustigern empfangen hatte. Diese Summe lag also noch unverletzt in der Kasse. Der kleine Verlust wegen Schül und der große am Turm bis heute waren durch Mariannens großmütige Summe, die Eusebius ebenso großmütig aus seinem Säckel verdoppelte, nicht nur ersetzt, sones blieben noch beinahe fünftausend Franken Guthaben, um entweder den alten Turm herzustellen oder das Werk fortzusetzen. Für letzteren Fall verpflichteten sich Eusebius und Carolus gemeinsam, die von Forni berechneten weiteren Kosten von achttausend Franken entweder aus Eignem oder durch freiwillige Spenden aufzubringen. Carl hatte den düsteren Nachsatz hinzugeschrieben: »Eventuell bürgt für den ganzen Rest meine Lebensversicherung.«

Er wollte noch ein Abschiedswort an seine Pfarrkinder schreiben, aber er war zu müde und schlief auf dem Lehnstuhl wie vergangene Nacht ein. Um vier Uhr früh feierte er am Ambrosiusaltar ohne Glockenklang die letzte Messe.

Niemand war da als Peregrina und zwei gescheite, ahnungsvolle Mädchenseelen, die schlau durch die Sakristei hereingedrungen: Mili und Lorli. Sie empfingen den Segen und küßten dem verehrten Hirten die Hand, aber blieben stumm, bis Carl das Mili bat, zu sagen, was es sichtlich auf dem Herzen trage.

»Nie«, bekannte sie nun leise, »habe ich geglaubt, Sigis Weib werden zu dürfen, und dennoch hab' ich's immer unendlich gehofft. Sie allein, Herr Pfarrer, wußten die Wahrheit,« fuhr die Jungfer mit ihrem erbleichten Antlitz und ihrem vom Schrecken noch immer starren Blicke fort. »Ich muß dem Johannes die Mutter und Schwester sein, so ist es.«

»Und du wirst bei diesem Opfer glücklich werden. Ich werde es bald auch,« bemerkte Carl sanft. Und nach einer Weile fügte er bei: »Grüße mir den Ammann Corneli und sag' ihm, daß ich als sein stiller Freund weggehe. Schau' mir ins Gesicht, sehe ich etwa anders aus? Und dem Johannes sag', daß mir gestern die Augen aufgingen und ich zum erstenmal seine Bilder recht gesehen und keine Seele gefunden habe. Sag' ihm, wir zwei seien auf dem Holzweg gewesen und müßten jetzt absoluti anders marschieren. Er solle nach Herzenslust zeichnen und malen, aber sein Brot und seine Hausehre soll er nach dem Rate seines Paten mit Musterzeichnen verdienen. — Und das Lorli da! Das gute! Bald wird es Hochzeit feiern. Brennt also doch noch ein helles Kerzlein unter so vielen Totenlichtern. Die nicht reden noch hören, fahren doch am sichersten.« Seine Stimme hatte etwas Feierliches, Flüsterndes, Gedrängtes wie eines Sterbenden, der seinen letzten Willen bekundet.

Dann wandte er sich nochmals zum Mili und bat: »Nimm dich, du große, starke Frau, der Siria an! Sie kommt sicher einmal hier zur Ruhe. So eine Liebe kann nicht in Unruhe verderben. — Da nimm, 's ist wenig, etwas Erspartes,« sagte er leiser, »das schicke ihnen!«

Dann setzte sich Carl im Pfarrhause ans Pult und schrieb folgenden kurzen Abschied:

Meine Schäflein, euer Hirte geht weg. Er hat euch hüten wollen in allen Treuen, aber hat sich selbst zuwenig gehütet. Verzeiht ihm, was zu verzeihen, entschuldigt, was zu entschuldigen ist, und richtet nicht zu hart, wo er unrecht hat. Mit Liebe gehe ich weg. Alle lieb' ich euch mehr als je, und ich bitte dringlich, daß ihr auch mir noch einen Rest eurer Liebe schenkt. Ich kann einen solchen Schutzengel gut brauchen, sei es hier, sei es dort.

Meine Bücher und Rechnungen liegen offen. Seht nach, ob ein Rappen fehlt!

Und wenn ihr bald einen neuen sanften und klugen Hirten habt und im Sonnenschein an seinem Stabe schreitet, so vergeßt, ich bitt' euch um Gottes Erbarmen willen, vergeßt den andern so wenig sanften und so wenig klugen, aber gewiß nie bösen Hirten nicht ganz, sondern schickt ihm ein starkes, warmes Toggenburgergebet in seine Dunkelheit nach! Gott segne eure Kinder! Lebet wohl in unserm Herrn Jesus Christus, bei dem wir uns einst mit dem Kusse des Friedens wiedergrüßen wollen.

Nach diesen bittersüßen Zeilen ersuchte ihn Marianne zum zehntenmal, doch eine Tasse Milchkaffee zu nehmen. Er sei ja bleich wie ein Leintuch und habe eiskalte Hände.

Ihr zulieb, aber mit innerem Widerwillen nahm er ein Weniges. »Es ist Zeit,« sagte er dann hastig, »bald öffnen die Frühaufsteher von Lustigern die Fenster. Ich brauche keinen Begleiter bis zum Batzler Bahnhof. Diese Reisetasche, Stock und Schirm trag' ich ganz bequem. Der Eusebi verzeih', daß ich als kleiner Lügner weggehe. Er meint, ich wandre erst um die Sechse aus. Was soll ich dem Greis eine Stunde Schlaf stehlen?«

Er blickte noch vom Küchenfenster über den Friedhof und schien die Gräber seines kurzen Jahres zu zählen und auch diesen Toten Ade zu sagen. »Vierzig müssen es sein,« meinte er, »und ich bekomme nur neunundbreißig.«

»Es sind neunundbreißig, Hochwürden, nicht vierzig, glaub' ich,« wandte Marianne ein. Sie wußte es sehr sicher.

»Nicht vierzig?« fragte er wie verwirrt. »Und immer meinte ich diese runde Zahl.«

Nun mußte er auch von der Tante, dieser furchtsam liebenden, weichen, alten Mutter seiner Pfarrjahre, Abschied nehmen. »Du gehst nun, sobald es Tag läutet, mit den Pfarrhausschlüsseln zum Mesner und bittest ihn, dich zum Kaplan zu begleiten, als Zeugen, daß ich ihm nach bischöflichem Wunsch das verwaiste Amt übergeben habe.«

»Aber wie soll ich ... hier ... ohne Euch ... ohne ...« — endlich brach das Blut durch — »ohne dich, lieber, liebster Carli ...?«

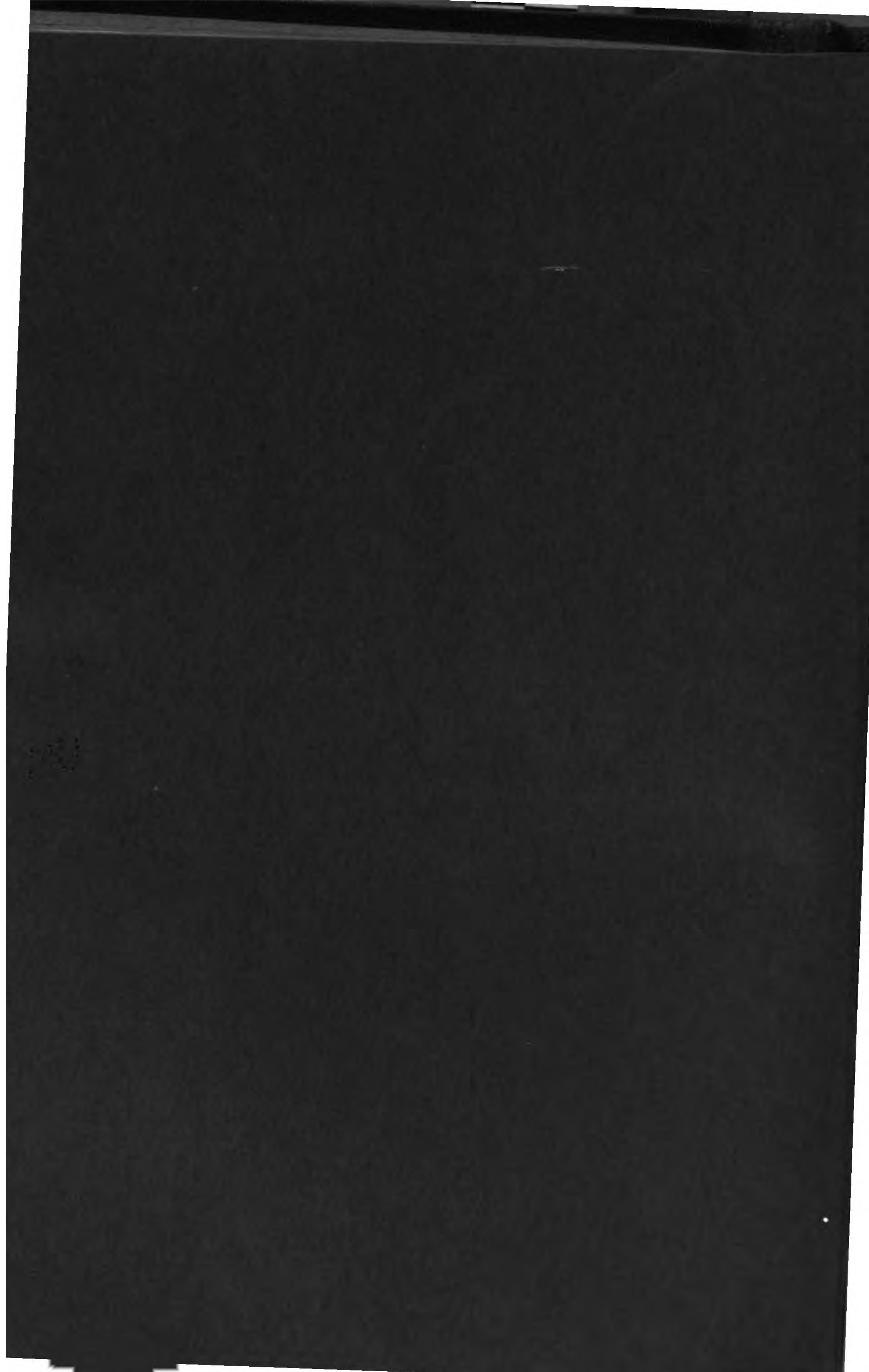
»O Tantchen,« scherzte er, »deine Kammer im Kaplanenhause ist schon bereitet. Schön bekommst du's dort, viel schöner als beim ewig lärmenden Carli, Clamor dem Zweiten!« Er mußte lachen. »Ihr zwei, du und der Haselnußkopf, helft einander kochen und ein bißchen die Leute verhecheln und ...«

»Oh, Hochwürden spaßen noch ...«

»Und dann aber wieder tröstlich beten und Gutes tun. Und die Nonnen auf dem Berge sind nicht aus Stein. Ab und zu ein Besüchlein



Detlef Sammann: Meeresbrandung im Stillen Ozean



ist schon gestattet. Du mußt mir doch noch von den Lustigern«, sagte er gegen alle seine Überzeugung lächelnd, »ein paar lustige brave Stücklein erzählen ... Aber jetzt muß ich weg, es naht den Fünfen. Bei Nacht und Nebel, so will es der Brief. Schon bin ich unfolgsam.«

Eine Überraschung gab es an der Hauspforte. Da wartete der Matthias und erbot sich ohne weiteres, dem Pfarrer das Gepäck bis zur Station zu tragen. Weit! machte er, und mühsam! und zeigte mit dem Arm übers Dorf und die ferne Schlucht zu den jenseitigen Batzener Höhen. Daher war Carolus fast genau vor einem Jahre in diese Pfarrei gekommen. Jetzt floh er sozusagen.

Nun, der redet und stört ja nicht, dachte Carl und gab ihm seine Habseligkeiten.

Sie gingen still und jedes Geräusch vermeidend die von der Nacht feuchten Wege, an den weißverhängten Dorffenstern vorbei. Von der Ilgenstube, wo Sigi aufgebahrt lag, sah man Kerzenlichter in die Scheiben spielen. Carl schlug schwer atmend ein Kreuz. Dann führte ihr Umweg sie an der Kammerseite des Ammannhauses vorbei. Auch da waren die Fenster noch dicht verhängt. Eine schier unbezwingliche Lust wandelte den Pfarrer an, ans Fenster zu klopfen und zu rufen: Freund Corneli, alter, guter, harter Mann, der du mir gestern, wo mich die Not von allen Seiten überschwemmt hat, nicht einen Blick gegönnt hast, gönne mir jetzt — ich weiche ja! — wenigstens ein christliches Guten Morgen! ... oder vielleicht besser ... Guten Abend! Es sieht bei mir viel abendlicher aus als bei dir ...

Aber Matthias machte »Pst!« und drängte vorwärts. Man kam an der Villa Zellwigs vorbei. Wahrlich, dort standen schon Vater und Sohn vor dem Stall und sattelten ein Pferd. Sie bemerkten Carl, stutzten, zogen sogleich tief die Mützen und blieben mit geneigten Köpfen fast ehrfürchtig stehen. Diese taktvolle Art von zweien, die nie seine Schäflein gewesen und die doch auch Augen und Ohren und ein Urteil über ihn gehabt, zwangen Carl die erste Träne aus den Augen.

Jetzt aber sprang Hugo herzu und fragte voll Anstand: »Darf ich den Herrn Pfarrer vielleicht zur Station Batzen fahren? Der Einspänner ist sogleich angespannt.« Als er die Tränen Carls, seine verzogene Lippe und sein Kopfschütteln sah, machte er eine tiefe Verbeugung und zog sich schweigend zurück.

Man erreichte den Notkershügel. Weihnachten, Mond und Sterne, jener Schreiner, Türme ... und meine brutale Auslegung, mein Turmfieber ...

Aber gleich wandte er sich auf die obere Seite der Straße zu Matthias' Waldhütte. Wahrhaft, da sind sie wieder, sechs Bretter, alle schwarz angestrichen. Ein Gruseln überlief Carl. »Für den Sigi?« fragte er beklommen.

Mit seinem schwärzlichen Lächeln sagte Matthias kurz: »Hat schon seinen!« — »Wozu dann?« forderte Carl und bebte vor der Antwort. — »Man weiß doch nie, was bis Abend geschieht. Da sorg' ich vor,« erklärte Matthias.

»Hast du an mich gedacht?«

Der große vierschrötige Kerl grinste und zeigte die breiten weißen Zähne.

Fast fürchtete sich Carl mit diesem Menschen neben ihm. Sie stiegen das Tobel hinunter. Carl erinnerte sich von Schritt zu Schritt an jedes Wort mit den Gonser Ratsherren. Unter der Brücke tobte die Thur mit den geschwollenen schmutzigen Gebirgswassern vorbei.

Dann ging es steil jenseits empor. »Es pressiert!« warnte der schattige Kamerad, als wär's der Tod selber. »Der Zug fährt vor sechs ab.«

Carl keuchte empor. Das Herz tat ihm weh. Er mußte den Kragen aufknöpfen und spürte eine bleierne Mattigkeit vom Kopf durch den Körper hinunter in die Riesenschuhe rieseln. Er schwitzte und fror dennoch. Als man aus der Schlucht gestiegen, mußte er immer wieder, so sehr er sich vor dem Kameraden schämte, zurückblicken, wo auf der jenseitigen fernen Terrasse Lustigern im grauen Morgen lag, und den Kirchturm mit dem Gerüst betrachten. Wie eine Ruine sah er von hier aus oder wie ein Gespenst oder eine Sage.

»Rasch, rasch!« rief Matthias. »Da pfeift die Lokomotive schon zur Abfahrt.« — Wie der mich wegjagt, in die Ferne, in den Tod! dachte Carl und verdoppelte sein Rennen. Er fühlte seine Füße und ungeheuerlichen Schuhe nicht mehr. Jetzt war ihm, es gehe von selbst, wie eine Maschine, die nicht er, sondern ein Fremder bewegt.

Alles war ihm in diesem Augenblick entsetzlich gleichgültig, das Laufen, das Zuspätkommen, die Ermattung, Lustigern im Rücken, das Bergkloster vor sich, der schattige Mann an seiner Seite, Leben, Sterben, alles. Er sah nichts mehr und dachte nichts mehr als: Friede, o Gott, dein Friede!

Das wegen seiner Langsamkeit berühmte Bähnlein, vom Volk als der gute Hirt, das Bügeleisen, die schlafende Schnecke verspottet, hatte sich schon in Bewegung gesetzt. Als es den riesigen Mann daherstürmen sah, stoppte es mit der Gutmütigkeit solcher Landbähnchen. Man winkte dem Pfarrer, nur nicht zu springen. Er verstand es umgekehrt, raste heran, klomm die zwei eisernen Tritte empor, nahm vom Fenster aus die Tasche in Empfang, warf sich auf den Sitz, dankte und nickte dem Matthias noch einmal und schloß die Augen. Friede, Friede ...

Aber noch war Matthias mit seinem Fünffränkler Trinkgeld nicht zehn Schritt weg, so stoppte die Eisenbahn nach zehn, fünfzehn Rad-

runden wieder. Jemand hatte die Notbremse gezogen. Die wenigen Reisenden steckten die Köpfe aus den Fenstern. Carls Abteil öffnete sich, man schrie heraus, fuchtelte mit den Armen und winkte Hilfe herbei. Der Bahnhofsvorstand kam. Träger wurden geholt. Carl war am Herzschlag verschieden.

Vier Männer trugen den gewaltigen Toten aus dem Wagen und legten ihn vorläufig, bis man wußte, wo dieser Ruhelose sein Grab habe, ins Wartezimmer und schloß dort ab. Da noch kein Telegraphenbureau offen stand, trug Matthias in ruhigem Schritt die Botschaft selbst nach Lustigern. Es ward ein schreckhaftes Erwachen und Aufstehen, als Nachbar zu Nachbar die Kunde herübertrug. Viele sagten noch lange nachher, wie sie bei diesem Bericht gefroren hätten und am liebsten unter die warme Decke zurückgekrochen wären. Und wenn es wieder klopfte, meinten sie, der Tote stehe selber vor der Tür.

Und so kam es, daß die Lustiger den Pfarrer Carl Bischof zum zweiten Male ins Dorf holten.

Als der riesenhafte Sarg am Eigidihaus ankam, fingen die Schulkinder ein unermeßliches Weinen an.

Cornelius stand bolzgerade und hart neben Eusebi wie beim Einzug des Pfarrers. Er sagte zornig zu den Lehrern: »So laßt sie doch nicht so unvernünftig schreien!« Aber es zuckte und würgte etwas in ihm, was, ach so gern, wie diese jungen, rücksichtslosen Kehlen in die Welt hinausgeschrien hätte: Versöhnung, Freundschaft, Friede. Friede einer andern Welt!

Dem funktionierenden Eusebi in seinen Priesterkleidern merkte man die Rührung am wenigsten an. Ein Historiker kann sich trocken und nüchtern geben wie altes Papier, aber der Text darinnen ist oft der leidenschaftlichste. — Der Kaplan segnete die Leiche ein, warf ihr die Schollen ins Grab nach, wie gestern dem Eigi. Er hielt keine Leichenrede. Der Tote hatte selbst gesprochen: Seid jetzt zufrieden mit mir. Ich war euch im Wege. Nun bin ich nicht bloß aus Lustigern, ich bin aus der Welt gegangen. Betet für mich und seid wieder gut!

Nach dem Begräbnis wartete Cornelius an der Friedhofstiege auf Eusebi, wechselte mit ihm ein paar kühle Worte und sagte dann mit einem Versuch, zu spaßen: »Wann spielen wir den nächsten Jaß?«

»Den, lieber Corneli, spielt mit dem dort,« sagte Eusebius ernst und deutete zum Grabe Carls. »Ich für mich habe ausgejaßt.« — Der Kaplan wußte, daß der Ammann mit jener Frage nur seine Gefühle meistern wollte. Aber er konnte trotzdem nicht anders antworten.

Als ein frischer, morgenrötlicher Kaplan eingerückt und die beiden alten Jungfern Marianne und Peregrina, die sich wie Milchschwestern verstanden, in Eugens Altersasyl mit roten Vorhängen, Kisten und Pantoffeln prächtig untergebracht waren, zog eines Morgens in der gleichen menschenleeren Frühe Eusebius allein mit Stock und Seitentasche zur Station Latzen und fuhr ins Kloster Marienberg, wo er noch an die zwanzig Jahre — er ist als hoher Neunziger gestorben, man lebt gesund unter Mutter Historia — als der kühle, kluge Gewissensrat der siebenunddreißig Klosterfrauen waltete, von ihnen über alles verehrt und verhätschelt. Solange Marianne und Peregrina lebten, erschien er ab und zu für ein warmes Plauderstündlein. Daran zehrten die Jungfern Köchinnen dann viele Wochen lang. Bei dieser Gelegenheit besuchte er dann auch die Gräber zu Lustigern und nahm bei Corneli und Cecili den Imbiß, und da war es, wo er sich einmal zu einem Jaß verführen ließ. Ein einziges Mal! Er hat ihn zur Strafe auch gründlich verloren. Um drei Franken gerupft, verließ er das Haus und sah noch lange die rotbackige Cecili vom Fenster aus lachen.

Als er starb, lagen noch viele unvollendete historische Untersuchungen auf dem Tischchen an seinem Kopfende. Aber die größte historische Untersuchung, an der die Menschheit seit ihrem ersten Lallen laboriert, hatte nun auch er gelöst, das unsterbliche Rätsel des Sterbens.

Ich trage tausend Wunder in der Hand

Schon geht die Dämmerung auf leisen Schuh'n
Durch alle Täler, die tagmüde ruhn.
Und selbst der See, der eben noch gelacht,
Hat seine blauen Augen zugemacht.

Hier oben aber steh' ich armer Wicht,
Vergoldet von dem letzten Abendlicht.
Die Wolken rings wie Riesenrosen blühn,
Und alle Berge wie Rubine glühn.

Und alle Gipfel blicken nach mir hin,
Der ich so selig wie ein Lichtgott bin.
Ich trage tausend Wunder in der Hand
Und schütt' sie trunken übers Erdenland!

Fritz Kudnig



Kalifornischer Frühling

Kalifornien in Bildern von Detlef Sammann

Von Prof. Dr. Karl G. Rendtorff (Stanford University, California)

Vor reichlich zehn Jahren lernte ich Detlef Sammann kennen. Das war am Stillen Ozean in dem kleinen kalifornischen Dörfchen Carmel, das gerade damals anfing, wegen seiner einzigartigen landschaftlichen Reize der Sammelpunkt amerikanischer Maler zu werden.

Beide Deutsche, beide sogar Holsteiner, fanden wir uns rasch zusammen, und es entwickelte sich eine Freundschaft, die mir wertvoll und lieb geworden ist. Hatte ich Sammann zunächst als Landsmann und vornehm denkenden Menschen schätzen gelernt, so war es doch bald der Künstler in ihm, der mich mehr und mehr fesselte. Ich begleitete ihn häufig auf seinen Wanderungen, die uns durch die Kiefern- und Zypressenwälder, über die Klippen der schroffen Felsenküste oder die schneeweißen Dünen am Rande des Meeres führten und uns immer neue Reize der wundervollen Gegend zeigten.

Aber wie anders war unser beider Verhältnis zu diesen Naturschönheiten! Während ich nur rein genießend vor dem ewig wechselnden Schauspiel stand, konnte er, der Künstler, aus den wechselnden Eindrücken den geeigneten Augenblick herausgreifen, ihm Gestaltung verleihen und ihn so verewigen. Ja, sein Künstlerauge sah Schönheiten der Farben und Formen, die meinen Laienaugen ganz entgangen waren. Lange Jahre schon hatte ich am Stillen Ozean gelebt und glaubte in der kalifornischen Natur heimisch zu sein, aber erst durch den Künstler schien sich mir das Verständnis für ihr wirkliches Wesen zu erschließen.

Nun bedarf gerade die kalifornische Natur des Dolmetschers. Der Fremde, ob nun Europäer oder Amerikaner aus den östlichen Staaten des Landes, besonders aber der Nordländer wird der kalifornischen Landschaft zunächst wohl verständnislos gegenüberstehen.

Steht er zum ersten Male an dem schroffen Ufer des Stillen Ozeans, so wölbt sich über ihm ein wolkenloser Himmel; unablässig wälzt das tiefblaue Meer seine schaumgekrönten Wogen gegen die nackten, in rötlichen Farben leuchtenden Felsen; bis in die weite Ferne erstrecken sich grellweiße Dünen, auf denen tiefviolette Schatten liegen; eine fremdartige Vegetation umgibt ihn; wenig oder nichts von menschlicher Kultur. Alles dies wirkt überwältigend und befremdend auf den Neuling. Ihm ist, als brause eine wilde, gewaltige Musik auf ihn ein, schmetternde Fanfaren, schrille Dur-Akkorde — überwältigend, fast brutal.

Bedeckt sich aber der Himmel, so ist alle Farbenpracht verschwunden. Der Himmel ist grau, das Meer liegt bleiern, der Fels ist leblos geworden; ihrer Farben beraubt, erscheinen Pflanzen, Bäume und Blumen noch fremder.

Der Grund für die auffallende Farblosigkeit der kalifornischen Landschaft, sobald die Sonne nicht glutvoll über ihr liegt, ist mir erst während meines letzten Aufenthalts in Deutschland klar geworden. Er liegt in dem Fehlen des Laubholzes mit seinem satten und frischen Grün. In Deutschland verfällt selbst an trüben Tagen, ja sogar bei starkem Regenguß die Landschaft niemals in solche hoffnungslose Farblosigkeit, wie wir sie an der kalifornischen Küste gewohnt sind; nur an der Westküste Schleswig-Holsteins, wo ja auch das Laubholz fehlt, habe ich ähnliches gesehen.

Zwischen diesen Extremen liegen nun freilich tausend andre feine Übergangsstimmungen, in denen Formen hervortreten oder sich verwischen, Farben aufleuchten oder verschwinden, die immer neue Überraschungen und Reize bieten, aber nur für den, der zu sehen gelernt hat und sich lange und willig dieser Natur hingegeben hat.

Und doch sind es gerade diese Extreme, die in der Mehrzahl der kalifornischen Bilder zur Darstellung kommen. Kalifornien ist ein ganz junges Land und hat aus sich selbst heraus bis jetzt nur verschwindend wenige Künstler hervorgebracht. Von Heimatkunst kann man dort noch nicht sprechen. Was man in neuerer Zeit in immer wachsender Masse an kalifornischen Landschaften geschaffen hat, ist durchweg die Arbeit von Fremden, Zugewanderten. Und diesen entgeht das Intime der Landschaft, die Seele des Landes, wenn ich mich so ausdrücken darf. Im Rausch der ersten Begeisterung fühlen sie sich durch das Ungewöhnliche der neuen Motive gereizt, gerade das Bizarre und Sensationelle zieht sie an. So entstehen die kalifornischen »Ideallandschaften«, wie man sie heute in Masse auf den Ausstellungen sieht.

Ganz anders Sammann. Er ist für mich nicht nur der große Landschafter, mir ist er der beste Dolmetscher einer Gegend geworden, die mir selbst eine zweite Heimat ist.

Detlef Sammann stammt aus altfriesischem Bauerngeschlecht. Mit erstaunlicher Zähigkeit und Zielsicherheit hat er sich seinen Weg gebahnt. Im Jahre 1857 geboren, trat er schon früh in Altona als Maler in die Lehre. Dann ging er nach Dresden, wo er als Dekorationsmaler anregende Tätigkeit fand. Der Drang, sich selbständig zu machen, trieb ihn 1881 nach Neuyork. Tüchtig in seinem Fach, tüchtig nicht minder als Geschäftsmann, kam er hier rasch vorwärts. Aber das genügte ihm nicht. Bald führte das Streben nach künstlerischer Ausbildung ihn nach Dresden zurück. Wieder in Neuyork, fand er hier ein reiches Feld für eine lohnende, aber auch aufreibende Tätigkeit; als Dekorationsmaler hat er



Der Zahn der Zeit



Brandung in der Abendsonne

damals alles ausgeführt, was ihm in den Weg kam. Das milde Klima des südlichen Kaliforniens zog ihn dann nach dem Westen. In Los Angeles und später in San Franzisko gründete er eine große Firma, deren geschäftliche wie künstlerische Leitung ganz auf seinen Schultern ruhte.

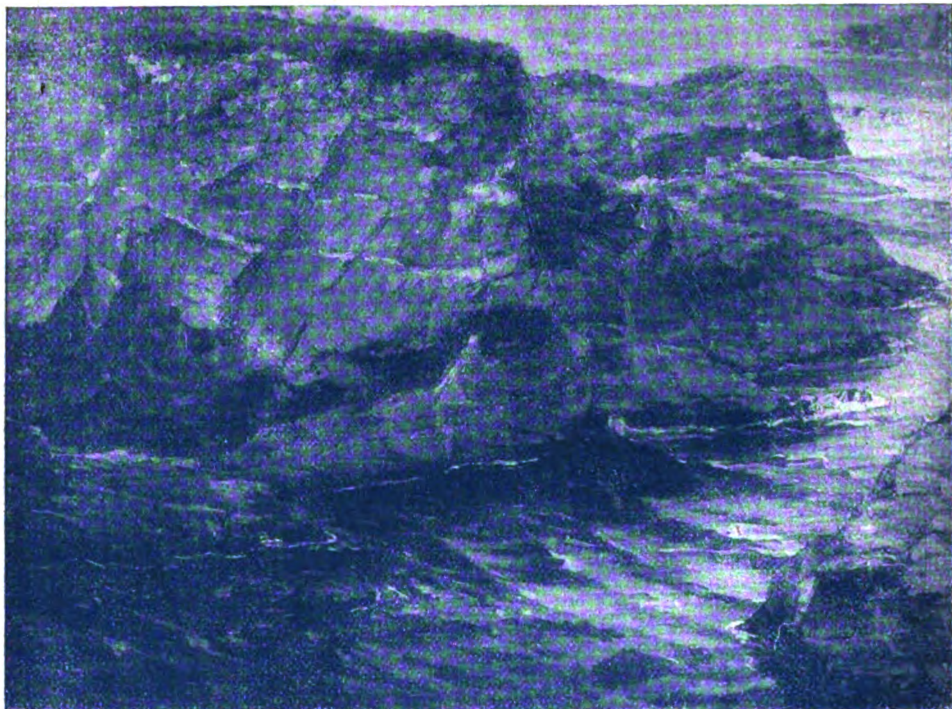
Das war zu viel selbst für Sammanns kräftige Natur. Er mußte sich von den Geschäften zurückziehen, und nun nahm sein Leben eine neue Wendung. Auf das Gewerbe folgte die Kunst, aus dem Dekorationsmaler wurde der Landschafter. Wandte er sich der Landschaft zunächst nur deshalb zu, weil er den Aufenthalt in der freien Natur brauchte, so fühlte er doch bald, daß er hier nun endlich sein eignes Gebiet gefunden habe. Aber wiederum empfand er auch den Mangel an der nötigen Vorbildung. Wieder zog es ihn nach Dresden, und noch heute gedenkt er gern der Förderung, die er hier bei zweijährigem Studium namentlich durch Professor Ritter erhielt.

Nun folgten Jahre reichen Schaffens in Kalifornien. Sammann ließ sich in Carmel nieder, und wo hätte er wohl einen schöneren Punkt finden können! Die Landschaft dort bietet alles, was ein Künstlerherz erfreuen und ein Künstlerauge entzücken kann: das unendliche, ewige Meer; eine weite Bucht mit lang sich hinstreckendem schneeweißem Strande; mächtige Dünenketten; schroffe Steilküsten; ernste Kiefernwaldungen, noch nie von Menschenhand berührt; eigentümliche Zypressen mit gespensterhaften, abenteuerlichen Formen, Bäume, deren jeder seinen eignen Charakter hat. In das Land hinein sanfte Hügel, dahinter hoch aufgetürmte Bergketten; Lichteffekte von unbeschreiblicher Großartigkeit. Dazu ein Klima, bei dem der Maler das ganze Jahr hindurch im Freien arbeiten kann.

Hier also baute sich Sammann mitten im Walde und doch unmittelbar am Meer ein freundliches Haus. Hier fand er Sammlung und Ruhe. Hier konnte er sich ganz in die wundervolle Natur einleben, ihr ihre geheimsten Reize ablauschen.

Und diese behagliche Stimmung, diese Ruhe ist es, die uns aus Sammanns kalifornischen Bildern so wohltuend entgegenströmt. Das liegt wohl tief in Sammanns festem, nordischem Charakter begründet, gefördert und begünstigt ist es aber auch dadurch, daß er in diesen Jahren seines Schaffens fern von der Weltstadt, fern von der Theorie, ganz auf sich angewiesen und ohne materielle Sorgen nur seiner Kunst leben konnte.

In der Stille dieses Waldfriedens hat Sammann auch während der Kriegsjahre gelebt. Im Jahre 1921 brach er dann alle Brücken in seiner zweiten Heimat ab. Unwiderstehlich zog es ihn nach Deutschland zurück, wo er sich nun im Weißen Hirsch bei Dresden sein Heim begründet hat.



Bedeckte Morgenstimmung

Eine Ausstellung seiner Bilder, die er kürzlich in Dresden veranstaltete, hat ihm so reiche Anerkennung gebracht, daß die »Monatshefte« sich entschlossen haben, wenigstens einige dieser Bilder ihren Lesern zu zeigen.

Der »Kalifornische Frühling« kann den Nordländer schwerlich ohne weiteres ansprechen. Er sieht nur eine unter weitem Himmel hingelagerte sanfte Hügelkette und davor ein weites, mit Blumen bedecktes Feld. Wer aber Land und Klima kennt, der weiß, daß sich hier eben ein holdes Wunder vollzogen hat. Diese Hügel mit ihrem schimmernden Grün, dies Feld mit seiner strotzenden Blumenpracht lagen vielleicht noch vor wenigen Tagen braun und tot da. Keine Spur von Vegetation, nicht das geringste Hälmchen Gras versprach, daß dieser starre Boden jemals etwas Lebendiges, etwas Grünes hervorbringen werde. Selbst dem Einheimischen steigen wohl während der monatelangen Sommerhitze, wo kaum je ein Tropfen Regen vom Himmel fällt und alle Bäche, selbst ganze Flüsse austrocknen, bange Zweifel auf. Da dreht sich plötzlich der Wind. Monatelang hat er ständig aus Westen oder Nordwest geweht, plötzlich kommt er aus Südost. Also Regen! Leichte Wölkchen ziehen am Himmel auf. Sie verdichten sich. Die Sonne verschwindet. Es wird kühl. Ein sanfter, unendlich wohltuender Regen rieselt herab auf das durstige Erdreich, das in der langen Zeit der Dürre so hart und trocken geworden ist, daß es zuerst den Segen gar nicht aufzunehmen vermag. Wie vom harten Felsgestein läuft das Wasser ab. Erst bei anhaltendem Regen beginnt es einzusickern, und plötzlich, über Nacht, zeigt die Landschaft ein andres Bild. Das tote Erdreich ist erwacht, kleine Hälmchen dringen hervor, bald bedeckt ein grüner Teppich den Boden, so kostbar, daß man kaum den Fuß auf dieses zarte Wachstum zu setzen wagt. Auf dem Talboden aber, wo sich die Feuchtigkeit ansammeln kann, stehen Blumen zu Tausenden, zu Millionen: kalifornischer Mohn, blaue, weiße und gelbe Lupinen und viele andre — wer kennt ihre Namen? Der Himmel zeigt nicht länger das harte, tiefe Blau der trockenen Jahreszeit, sondern eine zarte und helle Bläue, die noch weiteren Regen verspricht.

Das ist der kalifornische Frühling. Anders ist er als der, den die deutschen Dichter feiern. Anders auch als der Frühling im östlichen Amerika. Aber in seiner Weise unbeschreiblich schön.

Die Felsenküste Carmels hat schon Millionen Jahre dem Ansturm der Fluten getrotzt. Immer wieder schleudert das Meer seine Wogen gegen die Felsen. Immer wieder sind sie daran zerschellt. Ernst und stark steht das Gestein da und scheint sich nicht um die Wellen zu kümmern, mögen sie im hellen Sonnenschein seinen Fuß leise plätschernd umspielen oder, vom Sturm gepeitscht, ihn in wilder Brandung wütend umtosen. Und

doch — unermüdlich und unerbittlich ist das ewige Meer. Langsam, aber stetig frißt es sich in das Gestein und zermürbt es. Selbst der harte Granit wird wieder in die Bestandteile aufgelöst, aus denen er zur Urzeit entstanden ist.

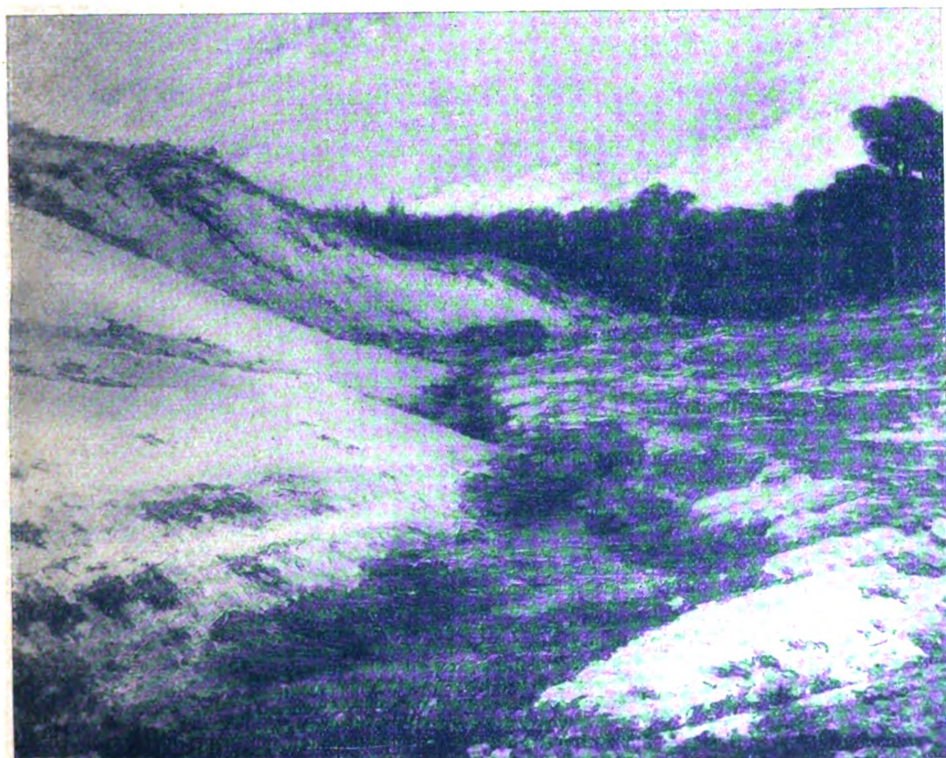
So stellt Sammann den Vorgang auf seinem Bilde »Der Zahn der Zeit« dar.

Da ist kein heftiger Anprall der Wogen, kein tosendes Stürmen und Pressen. Langsam ansteigend, treibt das Wasser herein in die kleine Felsenbucht. Es plätschert über das Geröll und schlägt leise, beinahe liebkosend gegen den Fuß des Felsens. Langsam abfallend, zieht es sich dann zurück. Rhythmisch wiederholt sich der Vorgang. Minute auf Minute, Jahr auf Jahr. An einer anscheinend geschützten Ecke, aber da, wo das Wasser sich fängt und gleichsam aus dem Hinterhalt arbeiten kann, hat der Fels nachgeben müssen. Tiefer und tiefer wühlt sich das Wasser ein. Der trotzige Fels wird einmal ganz vom Festlande losgelöst sein. Das Wasser wird ihn ganz umfluten und, losgelöst von seinen Brüdern, ist er unrettbar der Zerstörung preisgegeben.

Auch das Bild »Brandung in der Abendsonne« nimmt sich den Streit zwischen Fels und Meer zum Vorwurf. Hier aber ist offener, wütender Kampf. Die Woge braust und zerstäubt im Schaum an dem steil aufsteigenden Felsen. Den ganzen Tag hat das Kampfspiel gedauert, und auch jetzt, wo die Abendsonne sinkt, zeigt sich kein Ermüden bei der Welle, kein Nachgeben bei dem Stein. Unparteiisch wirft die Sonne ihre Strahlen über beide Kämpfer. Die Stirn des Felsens glüht in ihrem Licht. Im Schaum der Woge fangen sich die Sonnenstrahlen.

In dem Bilde »Meeresbrandung« (s. das farbige Einschaltbild) spielt das Meer die Hauptrolle, die Felsen treten an Bedeutung zurück. Weithin, bis in die Unendlichkeit erstreckt sich das Meer. Eine schaumgekrönte Woge rollt heran, leichter Schaum zeigt sich weiter hinaus, und wir wissen, daß sich dort Woge an Woge und wieder Woge an Woge reiht. Wohl erfaßt das der Menschengeist, nicht aber das Menschenauge. Das läßt sich gern genügen an dem Teil der Unendlichkeit, den Sammanns Bild bringt. Hier herrscht eine fröhliche Stimmung. Das Meer trägt heute sein grünlich schimmerndes Gewand. Die leichtsinnig tanzenden Wogen ziehen durchsichtige Schleier von leichtem Schaum hinter sich her. Mögen sie auch an den Steinen hinauflaufen, heute meinen sie es nicht ernst, heute spielen sie nur, und das scheinen die ruhig hingestreckten Steine auch zu empfinden.

Wer eine solche Stimmung selbst erlebt hat, wird Sammanns Bild sofort erfassen. Er fühlt den warmen Sonnenschein, er hört das Rauschen



Dünen an der kalifornischen Küste



Am Stillen Ozean

des steigenden und fallenden Wassers, er wartet darauf, daß die mächtige durchsichtige Woge noch etwas höher steigt und dann sich bricht.

In dem Bilde »Bedeckte Morgenstimmung« bietet Sammann eine feine, rein lyrische Stimmung. Hier ist kein Angriff und kein Widerstreben, auch nicht das helle Jauchzen der Wellen im Sonnenlicht. Der Tag ist nicht trübe, aber die Sonnenstrahlen fallen durch einen leichten Nebelschleier, der das Licht dämpft und der Landschaft etwas Träumerisch-Versonnenes verleiht.

In der »Dünenlandschaft« haben wir dem Meere den Rücken gekehrt. Zur Linken türmen sich mächtige Dünen auf, die der Wind hier langsam angehäuft hat. Der Sand ist feinkörnig und erscheint oft so erstaunlich weiß, daß die unbewachsene Düne ganz wie Schnee aussieht. Im Hintergrunde erhebt sich im wirkungsvollen Kontrast der dunkle, ernste Kiefernwald. Vom Walde her aber fließt ein kleines Wässerchen. Mühsam schiebt es sich am Fuße der Düne durch den Sand dem Meere zu und verschenkt seine Lebenskraft an die Pflanzen, die es auf seinem Wege begleiten.

Es ist ein Bild voll Ruhe und Frieden. Kein Wind bewegt die Kronen der Bäume, man sieht nicht das Rieseln des Wassers, man hört es nicht. Still liegt die Düne, still steht auch der Wald, und still liegt der Sonnenschein über dem Ganzen.

Und doch ist auch hier Leben und Streben, auch hier ein Kampf. Langsam, aber stetig treibt der Wind den Sand vom Meere her. Allmählich entwickelt sich auf ihm eine spärliche, aber zähe Pflanzenwelt, die dichter wird, je weiter sich die Düne ins Land hineinschiebt und so das Wandern der Düne erschwert.

Von den hier zur Darstellung gebrachten Bildern erscheint mir das als das beste, das der Künstler »Am Stillen Ozean« nennt. Auch ihm selbst muß es besonders lieb sein; denn auf der Ausstellung in Dresden war es als »unverkäuflich« bezeichnet. Die ferne sonnenbestrahlte Küste und das blaue, glitzernde Meer sind auch hier wundervoll wiedergegeben, der Hauptton aber liegt auf den uralten Zypressen, die dem Bilde als natürlicher Rahmen dienen. Hart am Rande der schroffen Küste haben sie dem Sturm und dem Salz des brandenden Meeres schon viele Menschenalter getrotzt. Lange schon, ehe der Fuß des weißen Mannes diesen Boden betrat, breiteten sie ihre immergrünen Kronen im Sonnenlicht wie in Wind und Wetter aus. Aber die Jahre sind nicht spurlos an ihnen vorübergezogen. Baumgreise sind sie geworden. Fest im Gestein verankert, haben sie sich behauptet, mächtig stehen die knorrigen Stämme da, und der ewige Kampf ums Dasein hat ihnen einen ganz eigenartigen Charakter aufgeprägt, den niemand vergessen wird, der sie je gesehen hat. Aber um sie zur Darstellung zu bringen, muß man sich in sie eingelebt haben. Und das ist Detlef Sammann wundervoll gelungen.



Stuben am Arlberg

Der weiße Arlberg

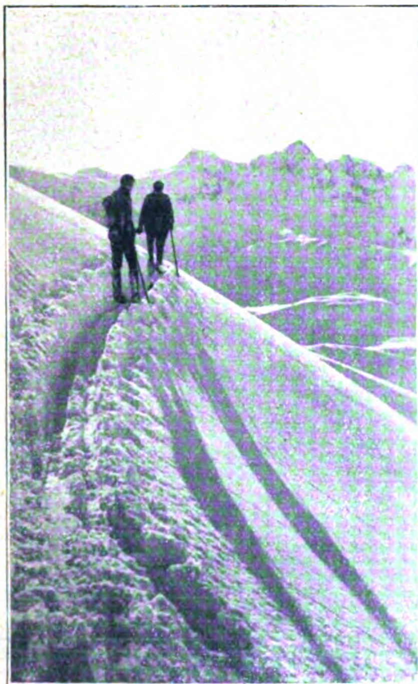
Von Roland Betsch

Mit zwölf Aufnahmen der Helff-Lichtbild- und Film-A.-G. in Graz

Während der kurzatmige Zug durch den Arlbergtunnel schnauft, weiß ich, daß über mir die große, überschwengliche Weite ist, daß Gipfel sich an Gipfel reiht, und daß hoch oben, von Firn und Eis inbrünstig umschlossen, letzte Ausläufer dieses Erdplaneten in die Unendlichkeit sich recken, abgewandt vom Tal und das erstarrte Antlitz der unverstandenen Raumlosigkeit zugekehrt.

Mein Abteil füllt sich mit beizendem Rauch, und die armseligen Lichter blinzeln wie durch Nebel; unter mir rollen Räder über Schienenstöße, und in dem brodelnden Schwarz, das draußen hinter den Wagenfenstern liegt, geistert ab und zu ein fackelähnliches Licht auf. Ich weiß aber, daß über mir das Land voll Fernweh liegt, und daß ich ihm verfallen bin und ausgeliefert.

Schwatzendes Volk um mich. Ich höre das Gewirr ihrer Stimmen hinter Wänden. Allerweltströdelmarkt plappernden Alltags und werktäglicher Geschäftigkeit. Stimmen des Tales und Stimmen der Tiefe. Mich aber ruft der Berg. Mich rufen Firn und Eis, und ich sehe den Kaltenberggletscher im fleckenlosen Neuschnee liegen.



Wildgrubenspitzen am Arlberg

Der Zug schleppt sich aus der dunklen Höhle, Licht stürzt in blinzelnde Augen, und dann sind wir in St. Anton.

Ich bin unter dem wimmelnden Völklein, das sich mit Körben und Rucksäcken abmüht, in blau gefrorene Hände pustet und sich in Tücher mummelt. Ein Trupp Schneeschuhläufer sucht seine Siebensachen zusammen.

Der Zug rollt davon. Pfeifen, Lachen. Pferdeschlittengebimmel.

Von oben schaut der Berg herab, still, ernst, versonnen, und ich blicke zu ihm hinauf und fühle seine rufende Nähe und seine grüblerische Andacht. Fühle ihn wie Atem und



Telemark

Herzschlag. Die Sonne ist hinabgetaucht, und ein Abglanz ihres Lichts hat sich rötlich verschwimmend über die Zinnen gelagert. Ich will warten, bis der Abend kommt; denn der Himmel ist rein und wolkenlos, und ich will mitten in die Sterne steigen.

So gehe ich ins Gasthaus und mische mich unter die Einheimischen. Zu den Holzfällern gerate ich. Ein robustes, derbes, breites Volk; ein herzhafter Schlag mit ledernen Gesichtern und waschholzbreiten Händen. Urhaft und erdhaft, mit Wald und Baum und Feld verwachsen; mitten in der Tragödie stehend. Schaut euch diese Köpfe an und die Bewegungen ihrer gestrafften Gliedmaßen: ungelenk, tappend und krapschend und doch voll unverkennbarer Schönheit und fast Anmut. Sie schieben sich mit langen, ausholenden Armen die Schoppengläser zu, kratzen sich in den wilden Haaren, und all ihre Bewegungen sind langsam und ohne Nerven, und wenn sie lachen, dann ist das tiefste, ehrlichste Überzeugung, ist ihr Körper geschüttelt, und ihre Gesichter sind von Schluchten und Tobeln durchfurcht. Ihr Lachen ist Trieb. Köstlich, wenn sie Geld zählen, und ihre knotigen Holzfällerfinger die Scheine anfassen. Einer bringt es nicht zuwege; er kann das Papiergeld nicht auseinanderfalten; ein Teil fällt auf die Erde. Er flucht furchtbar. Inflationsscheine sind halt keine Baumstämme.

Vroni, die Zahlkellnerin, klaubt es zusammen und ordnet es sorgsam in seinem zerschlissenen, abgegriffenen Geldbeutel. »Du bist holt a Schlambedatschi!« meint sie, und das Wort klingt wie Musik in meinen Ohren. »A Schlambedatschi«, sagt sie.

Wenn ich heute nacht im Bett liege und an Neuschnee und Gletscher, an Schußfahrt und Quersprung denke, dann wird auch das Wort Schlambedatschi wie ein Akkord der Liebe zu allen Menschen durch meine Träume klingen. Jetzt aber werde ich aufwärts steigen, denn es will Abend werden.

Gesegnet sei die Einsamkeit, von tausend Gestalten und Bildern bevölkert! Das Tal ist gestorben, und wie ich so die tief verschneite Paßstraße hinaufsteige, ist kein Laut um mich, nur das dumpf schlurfende Geräusch meiner Schneeschuhe, die sich in das flockige Pulver graben. Dunst lagert schwer und schattenhaft im Rosanatal, und über mir ist die Klarheit der Winternacht. Die ersten Sterne schwimmen zitternd im Meer des Firmaments, und die Nacht legt ihr Diadem über die ragenden Gipfel und Schroffen.

Alles schläft, ich allein bin wach; steige mit weit geöffneten Augen durch den gigantischen Traum des Gebirges, schleiche durch seine versonnene Ruhe wie ein Wesen, das hier spähende Umschau hält in Fremdheit und nachtwandlerischer Grübelei.

Oben am Kalten Eck, wo der Weg in den Paß einbiegt, bleibe ich stehen und sehe die Gipfel, die plötzlich greifbar nahe vor mir aufsteigen und ihre schreckhaften Leiber enthüllen; die nun ringsum, wie aus Versenkungen gespenstisch aufgetaucht, in den silbern gestirnten Himmel greifen.

Nacht schwebt auf lautlosen Fittichen, und ich stehe einsam im stumm versteinerten Schauspiel der Jahrtausende.

Unter allen Riesen hier bist du der herrlichste,



St. Christoph am Arlberg

Patriol, du Weißumhüllter, du Sinnbild ewig hungriger Sehnsucht, die in das Überirdische strebt. Unter allen Riesen hier bist du der große Abseitige, der Urweltgrübler, dessen Stirn in die Unermeßlichkeit ragt. Von allen Bergen hier liebe ich dich am meisten, Patriol, du schlafender Gott; denn du trägst die Schwermut in deinem verschlossenen Antlitz.

Einmal so ganz allein sein und in die flutende Stille brüten! Einmal in klarer Nacht hier stehen, umgeben vom lauernden Zauber regloser Gipfel und über sich die Verschwendung und den Überfluß des winterlichen Himmels! Über mir steht der Orion, das Wahrzeichen des Winters. Funkelnd hell und silberstrahlend ist die herrliche Konstellation. Aber es gibt kein Bindeglied zwischen ihr und mir, kein Hauch von Gemeinsamkeit strömt durch den endlosen Äther, und tief in meiner



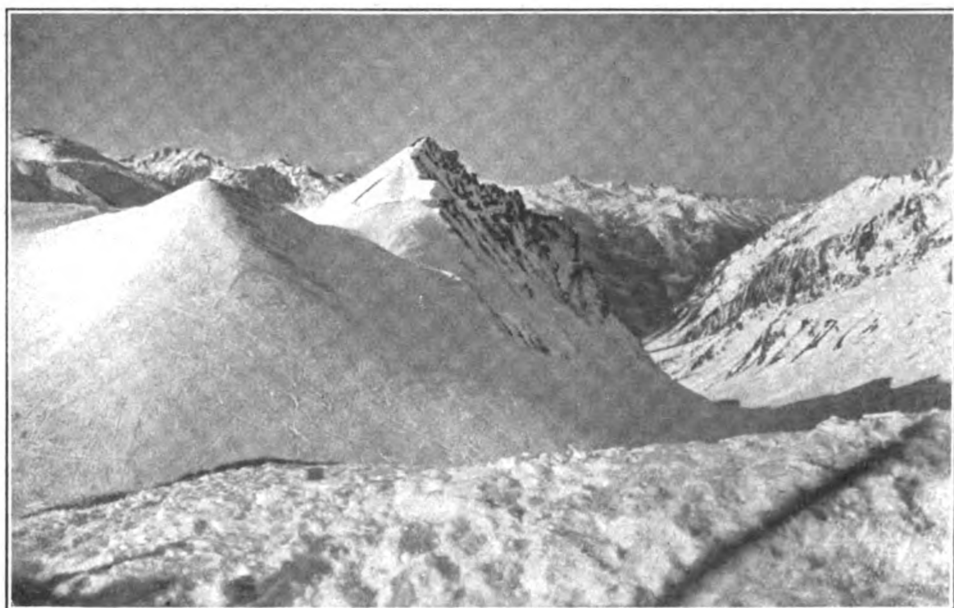
Rockspitze und Valluga vom Parzieler Mähder am Arlberg

Brust, in der verborgenen Kammer meiner Seele, wird das Rätsel wach und verschließt mir Sinn und Denken.

Sirius, nun kommst auch du herauf! Sinnbild und Trugbild! Einst warst du mein Wahrstern und Wegweiser. Über der Kuchenspitze flimmerst du, und auch dein strahlendes Licht schafft keine Brücke.

Langsam schlurfe ich weiter. Der Schnee wird splitterig trocken, und wenn ich in weit ausholenden Langlaufschritten darüber hinweggleite, wird ein Klingen laut wie von silbrigem Metall.

Es kann und darf nicht verschwiegen werden: sie haben den Berg entheiligt. Das Geschwätz und den Sumpf des Tales haben sie in seine Reinheit getragen. Wo früher die wahren Söhne der Berge, die in tiefster Einsamkeit das große Erlebnis suchten, mit ihren 50-Pfund-Rucksäcken langsam hochstiegen bis zum Haus, das sie sich zum ruhigen Stützpunkt gewählt hatten, dort werden jetzt die Patentkoffer hinaufgefahren, wobei reif- und eisverwehte Schlittenpferde durch meterhohen Schnee sich stampfend mühen und in weißen Säulen den heißen Atem ausstoßen. Wo sie



Ulmer Hütte. Blick auf Rätikon

Vielleicht bin ich kein Mensch. Vielleicht bin ich ein Tier, auf unsteter, unseliger Wanderschaft begriffen, tastend und forschend, nach Ausgang und Ausweg suchend, in der diamantgeschmückten Weite von Schnee und Eis umherirrend und nach einem Wesen schnüffelnd, das Ähnlichkeit, Gemeinsamkeit mit mir hat, und dessen Brust wie meine Brust ist, ewig ruhelos und fragend und ewig geplagt vom Hunger nach Erkenntnis und Klarheit.

Da glänzt mir das Licht von St. Christoph entgegen. Ein Spuk zerrinnt. Ich höre Stimmen und Gesang. Rauch steigt in die blaue Nacht.

Ein kurzes Stück noch will ich aufwärts steigen, bis auf den Maienkopf, wo der Blick sich weitet, und von wo ich auf das friedliche Hospiz hinunterschauen kann. Nacht und Traum sind über mir, und ich ruhe in den Falten deines Gewandes, weißer Arlberg, du Lichtfreund!

Eine Gewißheit wird mir zuteil: nichts kann einsamer sein als eine Menschenbrust.

früher mit braunen Gesichtern beisammen saßen und sangen, während einer unter ihnen die Gitarre zupfte, dort muß man es jetzt erleben, daß ein mit bräunender Salbe eingeschmierter Jüngling in Lackschuhen und seidenen Strümpfen sich an das mißhandelte Klavier setzt und das Bananenlied oder irgendein andres hirn- und herzleeres Gedudel anstimmt, während die in allen Skalen der Farben schillernden Wintersportgäste mit ihren krebsroten Gesichtern sich allsogleich im Shimmy und Foxtrott durch die enge Gaststube und zwischen Tischen und Stühlen hindurchschieben.

Dieses sind die Vielzuvielen. Die Schmarotzer der winterlichen Bergwelt. Sie haben den Berg entheiligt. Aber sie haben auch einen Teil der Guten und Wertvollen vergiftet, nämlich jene Helden der Schanze, die vierzig und fünfzig Meter springen, aber nur, wenn sie ein Publikum haben, das sie gebührend beklatscht. Es sind die Stars und »Champions«, eitel wie Tenöre und nur lebensfähig, wenn sie genügend Parterre und



Wildgruben von der Arlbergstraße

Ränge und Logen haben, ohne die ihnen das Gebirge langweilig erscheint und reizlos. Es sind bei Gott nicht die Schlechtesten, aber sie sind vergiftet, und die Sucht nach einem staunenden und beifalljohlenden Theaterpublikum, die Begierde, mit der sie hier die Schanze zur Theaterrampe entwürdigt haben, ist bei ihnen zur Manie geworden Schade um sie!

Manche unter ihnen sind rein geblieben, und ihnen bedeutet die Schanze weiter nichts als ein Ding, an dem sie ihre Kraft und Unerschrockenheit üben, wo die Gewandtheit und das elastische Spiel ihrer Muskeln sich königlich entfalten, und wo ihr Ehrgeiz, eine Höchstleistung zu vollbringen, sich in vollendeter Weise auswirken kann. Diese stehen abseits und sind die wahren Brüder der Schanze. Die andern aber sitzen abends beim five o'clock und stolzieren wie aufgeblähte Hähne durch



Am Weg zum Zürser See

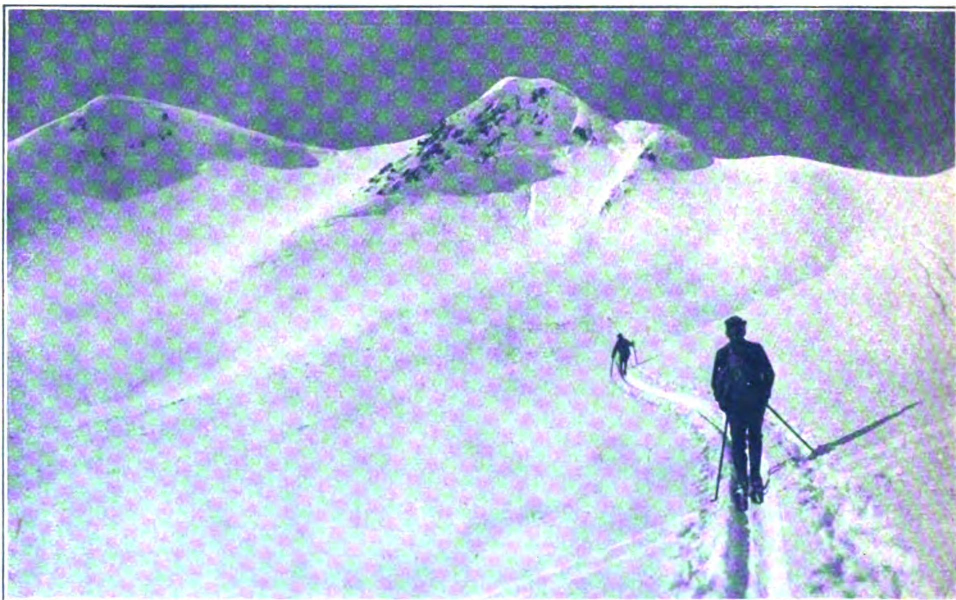


Schafberg vom Madlochjoch

den Trubel und Mummenschanz der »geselligen« Abende und der durchtanzten Nächte.

Währenddem wirft draußen das maßlos gestirnte Firmament sein glitzerndes Requiem über die schlafenden Berge, und eine klingende Ahnung der Schöpfungsäonen streicht durch vereiste Kamine und um firnumhüllte Gipfel.

Die Ulmer Hütte ist gespickt mit Menschen; denn über Nacht ist Neuschnee gefallen. Da sind sie alle emporgepilgert, von St. Christoph und St. Anton, von Langen und Stuben, um die berühmte, unbegreiflich schöne Abfahrt durch das Pazìel nach Zürs zu machen. Die Nacht kommt wie eine lautlose Eule, und in der Hütte schwelen



Madlochjoch am Arlberg

die Lampen. Es wird Grog und Tee getrunken. Erlebnisse werden erzählt, und im Qualm der Tabakspfeifen verschwimmt alles zu einer großen Gemeinde. Ein Münchner lehnt in der Ecke und zupft auf der Gitarre; mehr für sich als für die andern singt er das alte sentimentale Lied:

I hob die ganze Nacht
Vor deinem Fensterl g'wacht ...
Steh i im Schneegebraus
So ganz alloa vorm Haus,
Dann loßt mi du ins stille Kammerl ein!

dem Fasulferner. Ganz im Süden der Traum aller Skiläufer, der Kalteberg, dessen brettglatter Gletscher ins Maroital fließt, und ganz im Hintergrund schimmern Silvretta und Scesaplana, die blaue Königin, während am Saum des Gesichtsfeldes die Riesen des Berner Oberlandes sich gewaltig in den Himmel zeichnen. Titanenhaft versteinerter Kampf von Jahrtausenden ist hier aufgestellt wie ein Wahrzeichen des Schöpfers, und darüber blaut ein Himmel, der keine Grenzen kennt, und in den man die Arme hebt, als müßte es möglich sein, wenn auch nur eine Sekunde lang,



Omeshorn am Arlberg

Um neun Uhr liegen sie alle auf den Matratzen. Der Himmel, der durchs schmale Hüttenfenster äugt, ist wieder klar und voll zahlloser Sterne.

Dann kommt der Morgen wie ein Heerrufer, und in der Hütte geht es zu wie bei einem Immenvolk. Schon sind einige draußen und steigen bergan.

Ungemein reizvoll ist der Anstieg über das Valfagehrjoch zur Valluga, dem meistumworbenen Skigipfel am weißen Arlberg. Meterhoch liegt der Schnee, ein Juwelenfeld von riesigen Ausmaßen, in seinen Wellen dahinfließend, beim Steilhang jäh sich aufrichtend und drohende Wächten bildend.

Dreitausend Meter bin ich hoch, und wohin ich mich wende, sehe ich nur Gipfel an Gipfel. Wundervoll steht der Hohe Riffer vor mir mit seiner vielgezackten Spitze und den Gletscherbändern, die weiß verschneit an seinen Flanken hängen. Weiter südlich der kammartige Grat der Kuchenspitze und anschließend der Fürst des Ferwalls, Patriol mit

hinüberzugreifen in das Land, das jenseits unsrer Begriffe liegt, und das nur unsre schattenhaft beflügelte Sehnsucht kennt. Unaussprechlich süßer und törichter Gedanke, über diesem Ozean schimmernder Gipfel gespenstisch sich hochzurecken und langsam zur zerrinnenden Wolke zu werden, die über all dieser schneevertürmten Pracht in ausgeglichener Schwere wie ein luftiges Boot, frei von Leid und Wirrnis und frei von der Qual erdhafter Gedanken, über das weiße Gestade phantastisch erloschener Erdevolutionen zieht.

Frei bin ich von Tal und Tiefe, frei von Gut und Böse, nun ich hier oben stehe und den Schlag meines Herzens in die Unendlichkeit über mir sende. Frei bin ich und habe das Schicksal aller Krämerseelen wie ein lästiges Gewand von mir abgestreift, nun ich hier oben stehe, nichts über mir als das tiefe Blau des Weltalls und den Glauben an die Gottheit, die über allem Triumph des Weltgebäudes steht und auch meine fühlende Brust geschaffen hat. —

Am Weg zum Zürser See

Abfahrt! Jauchzendes Hineinstürzen in den Neuschnee; Schuß steil nach unten; Stemmkristiania, weiße, ballige, pulvrige Wolken von Schnee, die mich umstäuben; Seligkeit des Losgelöstseins; dreimal gesegnete Fahrt auf Brettern durch das tiefe, aufstäubende Bett des flaumigen Hochgebirgsschnees. Jagende, wahnwitzige, jubilierende Fahrt, nur von einem dumpfen Weh begleitet, es könnte schon bald zu Ende sein.

Einer, zwei brausen an mir vorüber, kreuzen meine Bahn, und ich sehe nur ihre streifigen Schatten und die aufrauschende Wolke von Schnee, in die sie eingehüllt sind. Einer stürzt, überschlägt sich fünfmal, sechsmal, kugelt und vergräbt sich, kommt wieder hervor, bläst Schnee aus Mund und Nase und liegt schon wieder in Schußfahrt.

Abfahrt von der Valuga durch das Paziel! Ski-Heil!

Nach einer Weile wende ich mich um. Da steigen vor mir die riesigen Wände auf. Vor wenigen Minuten noch sah ich nichts über mir als Raum; nun stehe ich mitten zwischen Felskolossen, und der Gipfel liegt hoch im sonnbestrahlten Licht des Tages.

In jagender Fahrt über den Pazielbach. Dann sehe ich die anmutigen Häuser von Zürs zu meinen Füßen liegen.

Beim Anstieg zum St. Johannskopf in dem wenig begangenen, einsamen Zürser Täli, einem abgeschlossenen Gestade voll tiefer Hochgebirgsromantik, kamen mir zum ersten Male Gemsen zu Gesicht. Drei dieser verwegenen Gipfeltiere sah ich draußen in ihrem Reich, hoch oben auf den Steilhängen der hinteren Hasenfluh stehend. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ihr Anblick auf mich fast erschütternd wirkte, daß ein unverständliches Rieseln von Ergriffenheit durch meinen Körper rann, als ich diese in wehmütiger Einsamkeit weilenden Tiere erblickte, mitten im Kampf um ihr herbes und verfolgtes Dasein stehend. Ein Hauch des Allgewaltigen streifte meine Stirn in diesem Augenblick, als Kreatur und Kreatur sich neugierig staunend gegenüberstanden, ohne daß auch nur eine einzige gemeinsame Verbindungsfaser bestünde zwischen den zwei Welten, deren Herzen in gleicher Umgebung schlugen und die sich dunkel rätselhaft und fremd waren.

Tief in Eis und Schnee verharrten sie reglos über mir, und ich sah, wie der Bock jede meiner Bewegungen mit geschärften Sinnen verfolgte und den beiden andern Tieren, die wie Statuen hinter ihm standen, zu übermitteln schien. Lange stand ich unbeweglich und schaute hinauf, gleichwie sie herunteräugten, Wesen dieser Erde gegen Wesen dieser Erde, Schicksal gegen Schicksal und Rätsel gegen Rätsel.

Dann entfernten sie sich, langsam und vorsichtig, einige geschmeidige Sprünge wagend und wieder knietief durch unersättlichen Schnee sich mühend. Als sie so kleiner und kleiner wurden und endlich meinem Gesichtsfeld entschwanden, als ich dieses erdhafte Schauspiel voll namenloser Schönheit zerrinnen sah, da fühlte ich es feucht werden in meinen Augen, und durch das schattenumhüllte Täli streifte der Odem einer tiefen und traumhaften Melancholie. In weitem Stemmbogen zog ich über die steilen Hänge abwärts, mächtige, damp-

sende Wolken warf der Pulverschnee, und als ich das Täli hinter mir hatte, fuhr ich in steilem Schuß hinunter auf die Flexenstraße.

Meine Seele aber war voll Dankbarkeit und Demut.

Des weißen Arlbergs wahrer König aber für Skiläufer ist der Kalteberg. Dieser südliche, ans Ferwall anschließende Gipfel mit seinem wildromantischen Anstieg, seinem wundervoll ebenen Gletscher, der wie ein Brett bis zum Gipfel ansteigt, bildet eine zwar schwierigere, aber ungemein lohnende Hochtour für den Schneeschuhläufer. Nach einem scharfen Anstieg von ungefähr sechs Stunden erreicht man über den Gletscher den imposanten Gipfel, der wild zerklüftet nach Süden steil abfällt und einen überwältigenden Ausblick bietet, verstärkt noch und monumentaler gestaltet durch den zerrissenen Absturz der Südwände.

Als ich oben zwischen den verwitterten Felsbrocken saß, war ein strahlend tiefblauer Himmel über mir, und ein Meer von Farben kreiste in meinen Augen. Vor wenigen Tagen war Neuschnee gefallen, der wie ein fürstliches Gewand über Gipfeln und Hängen lag und in den sich schwer und satt die dunklen, blauen Schatten zogen. Unmeßbar weit reichte der Blick, bis hinein ins Berner Oberland, wo die Viertausender sich schleierhaft in den Himmel schoben.

Schon vor vielen Jahren war dieser ein wenig abseits liegende Berg meine stille Sehnsucht gewesen, ohne daß ich Gelegenheit gefunden hätte, hinaufzukommen. Als ich dann zum ersten Male oben war, schien in mir ein verborgener Hunger gestillt, und es strömte eine so innige Befriedigung durch mein Inneres, daß ich eine Weile abseits ging von meinen Kameraden und nur immer in diese Gipfelwelt um mich starrte, als müßte das große Mysterium vor mir erstehen oder der Traum der Weltgeschichte, aus vereisten Schluchten steigend, sich mir offenbaren. Mächtig und unentrinnbar stark erging der Ruf des Berges an mich in diesen Augenblicken, und ich verstand es so bis in die letzte Faser, daß es Menschen gibt, draußen in Tälern und fern in Ebenen, deren Heimat und Herkunft der Berg ist, die zeit ihres Lebens nur dann wahrhaftig glücklich sind und ohne Wünsche, wenn sie an riesigen Steilhängen sich hochmühen, unter furchtbaren Anstrengungen sich durch verwitterte Kamine stemmen und, den lauernden Abgrund vor den weit geöffneten Augen, über schmale Bänder auf Händen und Füßen kriechen, um zuletzt sich mühsam und mit jagenden Pulsen die Stufen in das Eis der Gipfelwächten zu schlagen. Söhne des Gebirges. Bergnaturen. Gipfelmenschen.

Es ist Zeit, an die Abfahrt zu denken. Noch einmal will ich dich umfassen und umarmen, weißer Arlberg, du melancholischer Freund! Einmal noch will ich mich klein fühlen und ohnmächtig, wenn ich deinem gigantischen Aufbau gegenüberstehe; einen tiefen Blick noch, du Berg, in deine Seele, hier oben, wo nichts über mir ist als maßloser Raum, und wo ich, auf totem Gestein stehend, ein letztes armseliges Stück Leben und Mensch bin, ganz erfüllt von der großen Unendlichkeit, in die man andächtig versinkt!

Wir sind bereit! Vor uns liegt in fleckenloser Reinheit der Gletscher.

Wir schnallen die Bindungen fest.

Ich weiß, wenn ich jetzt über die weiße Fläche jage, habe ich ein Gefühl, als ob mir Flügel gewachsen wären. — War es nicht immer unsre Sehnsucht, beflügelt zu sein?

Bunte Fenster

Sahst du schon am Dom die Scheiben,
Wirr in graues Blei gefaßt,
Wie sie überm Menschentreiben
Trübe stehn im Sonnenglast?

Doch sie glühn in bunten Farben,
Trittst du ein zu stiller Schau —
Sieh, es schmücken Strahlengarben
Eines Meisters Wunderbau.

Und des Bleies Rätselzüge,
Außen dunklen Runen gleich,
Werden schützendes Gefüge
In der Gottheit stillem Reich —

Werden klar gewollte Stärke,
Legen sich wie Arme lind
Um die zarten Meisterwerke,
Um Maria mit dem Kind ...

Menschenseelen gleichen Scheiben,
Leuchten jedem lieben Gast;
Gaffern nur, die draußen bleiben,
Sind sie trüb, in Blei gefaßt.

Karl Berner

Gedichte von Theodor Fontane

(Aus dem Nachlaß)

Die Frühzeit der dichterischen Wirksamkeit Fontanes stand unter dem Einflusse Herweghs, im Einklang mit der demokratischen Richtung, die Fontane wie die meisten Jünglinge der Zeit von 1848 ergriffen hatte. In Berlin und später in Leipzig als Apotheker tätig, huldigte er einer politischen Lyrik, die nicht frei von schärfster Satire war. Ein Beweis liegt in dem hier veröffentlichten Gedicht „Der neue Glaube" vor, das wohl nicht ganz fertig geworden ist, aber auch so, wie es vorliegt, den Charakter der damaligen politischen und sozialen Einstellung des Verfassers offenbart. Auch „Unsre Zeit" gibt dem Freiheitsgedanken Ausdruck. Übrigens hat Fontane aus seiner radikalen Gesinnung in den vierziger Jahren nie ein Hehl gemacht, wie aus seinen Aufzeichnungen in „Von 20 bis 30" hervorgeht. Die andern Gedichte, die wir veröffentlichen, sind aus Fontanes erstem Aufenthalt in England erwachsen. Auch sie sind bisher unbekannt geblieben. Die Schriftleitung.

Der neue Glaube

An den Häusern, an Buden und Brettern
Ist zu lesen in riesigen Lettern:
Bürger von Kuh- und Bullen-Schnappel,
Draußen am Weg bei der einsamen Pappel
Große Volksversammlung heut;
Wer nicht kommt, ist nicht gescheut!

Und siehe da, durch Straßen und Gassen
Wogen alsbald die Menschenmassen,
Wollen das Labsal, das sie bedürfen,
Schließlich noch mal an der Quelle schlürfen,
Denn ein Doktor und Tagesheld
Heut seine letzte Rede hält.

Rasch denn, schon auf wackligem Tisch
Steht der Sprecher frank und frisch,
Ist eine wundersame Gestalt,
Bart und Haar im Winde wallt;
Lange Beine zu kurzem Rock,
Dünn seine Arme und dick sein Stock;
Also glänzend angetan,
Grüßt er jetzt und hebet an:
„Königtum, Adel, Stände zumal,
Sind veraltet, sind brutal,
Und nun gar die Pfafferei
Ist ein dreimal versauerter Brei –
Weg damit! Die neue Zeit
Will eine neue Gerechtigkeit.
Lassen das Alte wir bei den Ahnen,
Schreiben wir heute auf unsere Fahnen:
Statt des Gesetzes, das Freiheit netzt,
Wollen wir Freiheit vom Gesetz.
Bürger und Volk, Gott sei's geklagt!
Wie der unsterbliche Dichter sagt:
's ist was faul – und zwar etwas stark –
Rings im Staate Dänemark.
Nicht als ob es von ungefähr
Hierzuland am tollsten wär,
Freunde, nein, der Staat als Begriff
Ist ein leckgewordenes Schiff."

Und er schwieg. Von tausend Händen
Wollte das Klatschen gar nicht enden.
Einer, aus ehrbarem Bürgerstande,
Schrie was vom dankbaren Vaterlande,
Und das Volk, ausspannend den Wagen,
Hat ihn auf Schultern nach Haus getragen.

•

Hinten im Hof, bei Lampenscheine,
Sitzt und singt eine freie Gemeine,
Ist heut abend zusammengetreten,
Um nach ihrer Art zu beten,
Auch ein Sprecher wird als Gast
Noch erharret und erpaßt.

Endlich in den gedrängten Kreis
Tritt der Erwartete, katzenleis;
Grüßet die Männer und grüßet die Frauen,
War fast lächerlich anzuschauen.
Weithin strahlt seine kahle Platte,
Und sein Hals samt weißer Krawatte
Ragt in die Höh' so steif und stolz
Wie ein umwickeltes Mangelholz.

Alles lacht ob des neuen Propheten,
Aber schon spricht er: „Wir wollen beten!“
Und wie taub für den kichernden Hohn
Hebt er an mit Kanzelton:
„Brüder und Schwestern dieser Gemeine,
Heut als erstes nur das eine,
Jenes einzig eine nur:
Alle Ehe ist Unnatur.
Unsers Landes Schmach und Schande
Sind die alten Familienbande;
Diese zerstören, von Grund aus lösen
Heißt losmachen uns vom Bösen,
Weg die Fessel von Mann und Weib,
Frei wie die Seele sei der Leib!“

Und er schwieg – im tiefsten entzückt
Haben ihm alle die Hände gedrückt
Und beschlossen dann das Ganze
Mit einem Bruder- und Schwestertanze –
Haben sich dran erquickt und erbaut,
Bis der Tag ins Fenster gegraut.

*

Im Kollegium drunten zu H.,
Welch ein Zwängen und Drängen da!
Hunderte rennen nach Plätzen und Sitzen,
Andre stehn auf den Zehenspitzen,
Alles will lauschen, will Zutritt haben,
Denn ein Mann von den seltensten Gaben,
Philosoph und Privatdozent,
Liest übers Neuste Testament.

Er tritt ein. Der modische Frack
Kündet sofort den Mann von Geschmack;
Zierlich trägt er das rötliche Haar
Und eine Brille von Golde gar.
Süßlich lächelt sein bittres Gesicht,
Als er jetzt grüßt und leise spricht:
„Kommilitonen! Den christlichen Gott
Haben wir also als Kinderspott
Letzthin erkannt, belacht und besprochen
Und den Stab darüber gebrochen.
Dieser Standpunkt ist überwunden!
Forschen wir nun in den nächsten Stunden,
Wo man das Göttliche heutzutag
Suchen noch und finden mag.
Wo trotz Pfaffenlug und -list
Eigentlich Gott zu finden ist.
Freunde, bekennen wir's selbstbewußt,
Nirgends als in der eignen Brust,
Alles da draußen erliegt der Schranke –
Schrankenlos ist allein der Gedanke,
Wir sind Gott; der Menschengedanke
Ist allmächtig und ohne Schranke,
Er ist's, der die gesamte Welt
Siegreich umfaßt und zusammenhält.
Sonnensysteme, sie leuchten und schweifen
Nur so lang, als wir sie begreifen –
Drum noch einmal: Gott – ist Spott!
Glaubt an euch – der Mensch ist Gott.“

Also sprach er, und als er's sprach,
Schrieben's die Jünger im Fluge nach,
Waren sich, als sie das Wort vernommen,
Nie so wichtig vorgekommen,
Haben auch ihrem Meister zur Nacht
Ständchen und Fackelzug gebracht.

Auf dem Brightoner Kirchhof

Ich stand auf der Höhe des Friedhofs
Und schaute hinaus auf das Meer;
Still unter mir schliefen die Toten,
Laut spielten die Kinder umher.

Und über mir blaute der Himmel;
Es war ein wonniger Tag,
Wo jeder des Lebens sich freuen
Und's nimmer missen mag.

Und eines der Kinder rief ich
Und küßt' es in stiller Lust
Und preßte Jugend und Leben
Mit ihm an meine Brust.

Auf dem Meere

Wir jagten auf flüchtigem Schiffe
Durch Nacht und Fluten einher;
Hoch schäumte der Becher der Freude,
Hoch schäumte das brausende Meer.

Raketen zischten und stiegen
Tief, tief in die Nacht hinein
Und schienen, in Funken zerstiebend,
Ein sinkender Himmel zu sein.

Es scholl in das Donnern des Meeres
Vielstimmiger Jubelgesang,
Kaum hörbar, wie Schmettern der Lerche
Bei Orgel- und Glockenklang.

Die Stunden flohn; wetteifernd
Durchflog unser Fahrzeug die Flut;
Erloschen war die Freude
Und der Rakete Glut.

Doch immer noch schäumte die Woge
Und hallte wie Donner das Meer,
Und immer noch wachte am Himmel
Der Sterne schützendes Heer.

Die Rückkehr

Und wieder in die Heimat
Nahm unser Schiff den Lauf
Und kämpfte sich stromaufwärts
Den Elbefluß hinauf.

Die Nacht war still, vom Ufer
Kein Gruß, kein Vivat scholl,
Und doch, mein Herz, es pochte
So laut, so freudevoll.

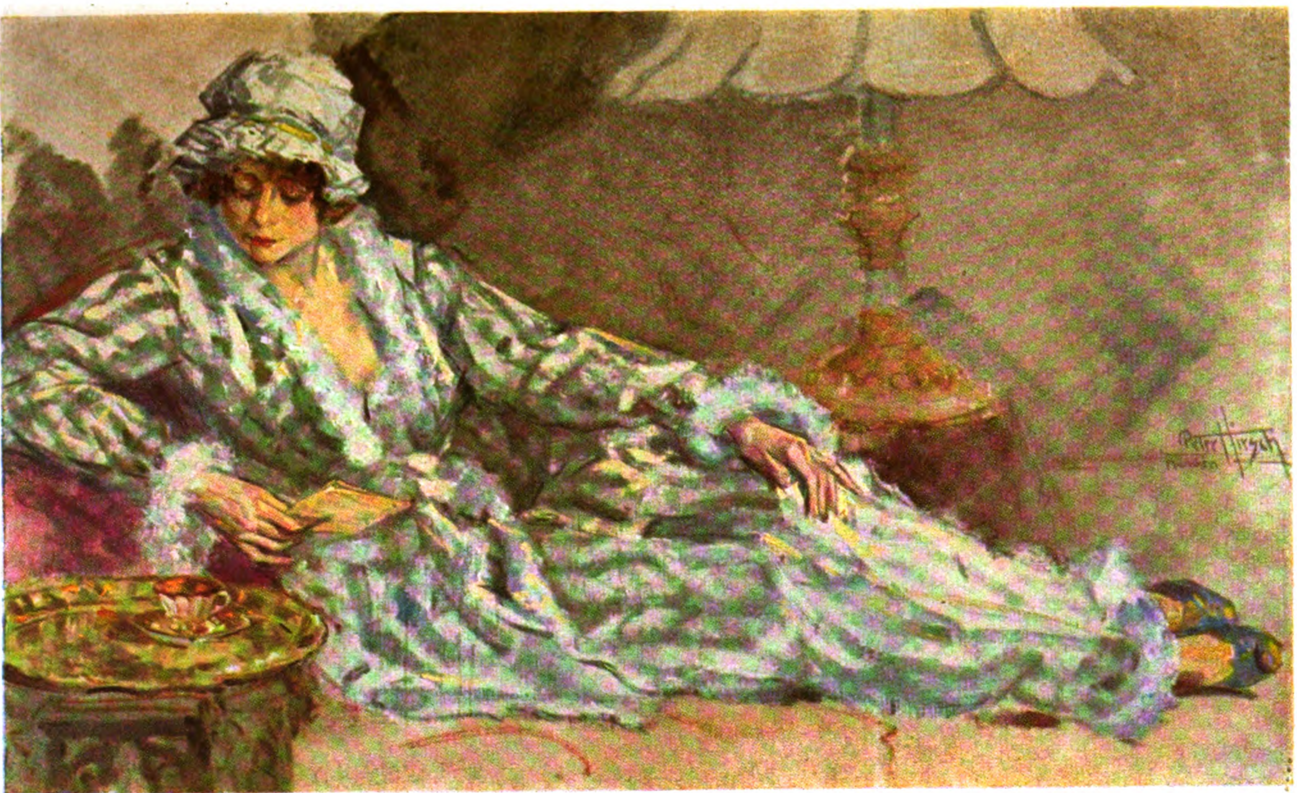
Kühl ging die Luft; mir aber,
Mir war so wohl, so warm,
Ich sah ja meine Mutter
Mir öffnen schon den Arm.

Unsre Zeit

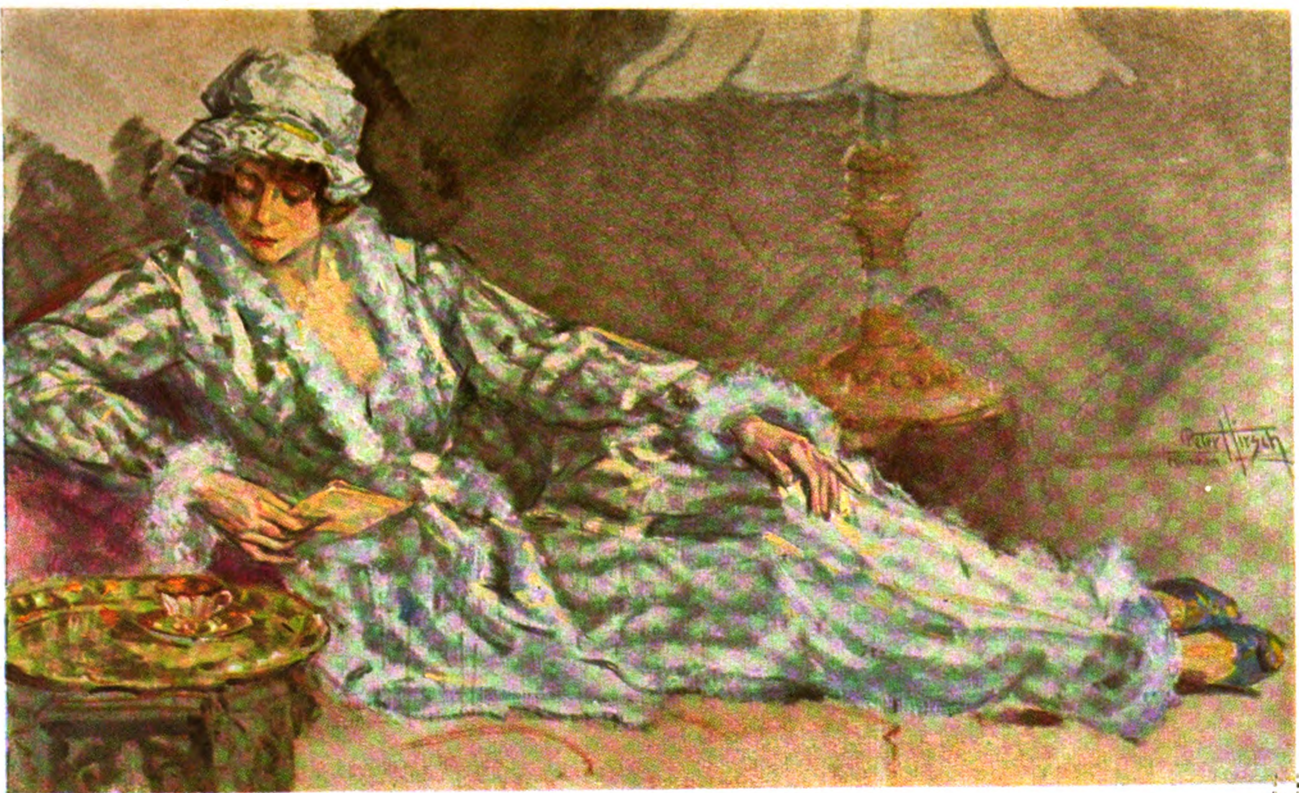
Wir sind mit unsrer Zeit beraten,
Als ob ein altes Weib sie sei,
Entsetzlich arm an Männertaten
Und reich an Worten und Geschrei.
So dacht' ich jüngst, und doch vermählet
Mit des Jahrhunderts heil'gem Geist,
Ist sie das Weib, gottauserwählet,
Das mit dem neuen Heiland kreist.

Sie gleicht der winterlichen Scholle,
Die kahl und nüchtern sich erhebt,
Und drin der Lenz, der wonnevolle,
Trotzdem in tausend Keimen lebt.
Sie gleicht der regentauben Wolke,
Die jetzt noch finster auf uns blickt,
Doch bald vielleicht dem armen Volke
Den Gottessegen niederschickt.

Sie gleicht der Puppe, die verborgen
Nach herrlichster Entfaltung strebt,
Und der – ob heut nun oder morgen –
Vielleicht der Falter schon entschwebt;
Sie sprengt nur und behaut die Steine
Für ein zukünftig Quadernhaus;
Sie pocht das Erz, doch Gold, das reine,
Gewinnt die Zukunft erst daraus.



Peter Hirsch: Erste Post



Peter Hirsch: Erste Post

Ewald Banse

Von Richard Uhden

Keine Zeit stand je der Natur so fern wie die unsrige, und doch ist es uns heute gegeben, tiefer in sie hineinzublicken, als man irgendwann gedacht hat. Der Mensch des Mittelalters war noch zu eng mit seiner Landschaft verbunden, als daß er den schreckhaften Gegensatz empfunden hätte, der sich uns Heutigen aufdrängt, wenn wir aus der grauen Vorstadt befreit hinaustreten ins offene Land, das sich des Sonnenlichts freuen darf. Nur aus diesem Gegensatz heraus gewinnen wir in unsern Tagen ein bisher ungekanntes Verhältnis zur Natur, dessen umgestaltende Kraft besonders auf die Wissenschaft wirkt, die das Naturgegebene in seinen Beziehungen zum inneren und äußeren Leben des Menschen zu betrachten unternimmt, die einzige Wissenschaft neben der Geschichte, in der gegenwärtig Polyhistorie noch möglich, ja geradezu Voraussetzung ist: die Geographie. Die Zeiten, wo sie, von naiver Anschauung genährt, sich in bedenkenloser Beschreibung erschöpfte, liegen fast zwei Jahrhunderte zurück. Nunmehr ist sie im Begriff, auch die zweite Stufe zu verlassen, auf der sie sich einzig Ergründung von Ursache und Wirkung zum Ziel gesetzt hatte. Heute, wo immer klarer wird, daß nur verstandesmäßiges Begreifenwollen bei toten Begriffen endet und allein lebendiges Anschauen beseelt, sucht auch die Wissenschaft von Mensch und Erde nach neuen Wegen. Ihr Führer ist Ewald Banse.



Ewald Banse

Nach einem Ölbild von Fritz Flebbe

Ewald Banse entstammt einer schlichtbürgerlichen Familie und wurde am 23. Mai 1883 in Braunschweig geboren. Von 1892 an besuchte er das Neue Gymnasium seiner Vaterstadt. Mehr als ein Durchschnittsschüler ist er hier nicht gewesen, dazu lagen die meisten Fächer seinem eigentlichen Interesse zu fern; zog es ihn auch schon früh zur Geographie, so kam doch schließlich nur der Geschichtsunterricht seinen Neigungen entgegen. Eifriges Lesen von Jugendschriften und Reisebeschreibungen, vor allem über Nordafrika, gaben frühzeitig der Schwärmerei und Abenteuerlust des Knaben Nahrung und leiteten den jungen Geist bald in deutliche Bahnen. Der Vorsatz, Forschungsreisender zu werden, stellte Banse nach Beendigung seiner Gymnasialjahre vor die Notwendigkeit des Erwerbs gründlicher wissenschaftlicher Kenntnisse, und so verbrachte er zunächst das erste Studiensemester in Berlin, wo damals Ferdinand von Richthofen lehrte. In den folgenden Jahren bis Anfang 1906 studierte er in Halle bei Alfr. Kirchhoff und W. Ule. Vermochte auch diese Zeit für seine innere Entwicklung nicht sehr förderlich zu werden, so machte sie ihn immerhin mit dem Inhalt und der Arbeitsweise der Wissenschaft so weit bekannt, daß er sich zu eigner, selbständiger Tätigkeit hinlänglich gerüstet fühlte. Im Frühjahr 1906 begab er sich nach dem damals noch türkischen Tripolis, mit der Absicht, zunächst mit Land und Leuten im Orient genügende Vertrautheit zu gewinnen und dann auf eigne Faust ins Innere vorzudringen. Als die Erlaubnis hierzu von der türkischen Regierung versagt wurde, beschloß er, zur Erweiterung seiner Kenntnisse eine größere Reise nach Vorderasien zu unternehmen, die ihn im Sommer 1907 nach Ägypten, Syrien, Mesopotamien, Armenien und Kleinasien brachte. Im folgenden Jahre bereiste er dieselben Gebiete noch einmal in Gemeinschaft mit dem General von Hoffmeister, dessen Bekanntschaft er in Tripolis gemacht hatte. Zwischendurch führte ihn das literarische Wanderleben nach Zürich, Wien und Leipzig. Im Jahre 1909 zog es Banse wiederum nach Tripolis; zu Ende des Jahres kehrte er nach Deutschland zurück und widmete sich unausgesetzt seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Ein Jahr lang, bis 1912, war er geographischer Redakteur am Brockhausschen Konversationslexikon, die Gründung einer geographischen Zeitschrift (»Die Erde«) führte ihn 1913 nach Weimar, von wo aus er dann die seit langem geplante Expedition in die Libysche Wüste unternahm. Schon an den Pforten zum Unbekannten angelangt, stieß er wiederum auf Wider-

spruch der einheimischen Regierung, die die Weiterreise über die Oase Siwa hinaus verbot. Banse sah sich dadurch gezwungen, seinen ursprünglichen Plan aufzugeben und die ihm noch unbekannten Teile der Nordgestade Afrikas, besonders die Atlasländer, zu durchstreifen. Seine äußerst fruchtbare wissenschaftliche und literarische Tätigkeit wurde 1915 durch die Einziehung zum Kriegsdienst unterbrochen. Als Kriegsgeologe kam er zunächst nach Galizien, später ins Elsaß und in die Champagne. Im Herbst 1918 sollte er im Auftrage der Regierung nach der Türkei gehen, als mitten in den Vorbereitungen die Revolution auch diesem Vorhaben ein Ende bereitete. Heute lebt er als freier geographischer Schriftsteller in Braunschweig

Der Schwierigkeit, einen Überblick über das Wirken eines Mannes zu geben, der im Mittag seines Lebens steht, kann gegenwärtig nur mit dem Bewußtsein begegnet werden, daß dieses Schaffen den Keim einer zukünftigen Entwicklung in sich trägt, und mit der Gewißheit, daß die Stimme der Zeit, die sich in der fruchtbringenden Tätigkeit eines Menschen kundgibt, den geräuschvollen Tagesstreit schließlich doch übertönen wird. Denn es verdient besonders bemerkt zu werden, daß Banse außerhalb einer schützenden und fördernden Körperschaft steht, wie es etwa die Universität ist, daß er niemals ein akademisches Examen gemacht oder ein akademisches Amt erstrebt hat, daß demgemäß seine Absichten und Ansichten dem Herkömmlichen recht oft kräftig zuwiderlaufen. Ein klares Urteil über die neuere Bewegung in der Geographie und ihren Verkünder kann heute gar nicht objektiv sein, sondern muß sich von dem Gedanken tragen lassen, daß eben dies Neue aus einer tieferen Notwendigkeit heraus geboren ist, einer Notwendigkeit, über die nicht der Zeitgenosse, sondern nur die Zeit zu entscheiden vermag.

Umfassender Blick für das Wesentliche und Eigentümliche eines Gegenstandes ist wohl das hervorstechendste Merkmal in Banses Arbeitsweise, demnächst bedächtiges Auswählen und Verwerten der charakteristischen Dinge bei Darstellung und Gestaltung. Die wissenschaftliche Kleinarbeit kann ihm kein Interesse abnötigen und findet seine Verachtung, wenn sie nur Kleinarbeit bleibt. Sie ist ihm nichts als Mittel zum Zweck. Seine Gedanken gehen auf Ordnung, Klarheit und Tiefe aus, und sein starker Sinn für das Wirkliche, Wertvolle und Bleibende einer Sache sucht das innere Wesen hinter äußerem Schein. Die Vorherrschaft freiwirkender Phantasie, jener »exakten sinnlichen Phantasie«, bildet den Grundzug seines Schaffens, das in reiner Anschauung und in stillem Aufsichwirkenlassen wurzelt. Ein Verächter aller Philosophie, doch ohne unphilosophisch zu sein, verweilt er lieber bei deutlichen Vorstellungen als bei abstrakten Begriffen. Bei aller Gelehrsamkeit vermeidet er stets, gelehrt zu erscheinen, daher es auch nicht seine Art ist, einen Gegenstand erschöpfend, sondern schöpferisch zu behandeln. Geographie, seine Geographie, ist ihm nicht nur Bändigung und Formung des überquellenden Stoffes, sondern zum größeren Teil Herzenssache und Angelegenheit des Gefühls. Wissenschaftliche Untersuchung und Forschung strebt er mit künstlerischem Schauen zu verbinden, beides miteinander soll Sinn, Eigenart und Schönheit der Welt ergründen. Eine starke Einseitigkeit, für ihn die größte Vielseitigkeit, und zähes Beharren im Verfolg des einmal gesteckten und für richtig erkannten Zieles sind die Hebel zu seinem Erfolg. Ein von amtlichen und gesellschaftlichen Pflichten größeren Umfangs ungestörtes Dasein sichert ihm freie Schaffensmuße bei beschaulichen Spaziergängen und in stiller Tätigkeit zwischen Büchern und Papieren. Reiche Kraft zieht er aus Widerständen aller Art, die ihm, gemäß seiner Stellung zwischen Wissenschaft und Kunst, zwischen Erforschen und Erleben, in reichem Maße zuteil geworden sind. Doch eine Kämpfernatur, braucht er diese Widerstände, um sie zu überwinden und sich an ihnen emporzuarbeiten. Als Mensch eigner Art hat er seine Eigenheiten, die nicht jedem gefallen, und deshalb Feinde. Das Bewußtsein selbsterrungenen Wertes läßt ihn nicht vor scharfer, doch niemals aufs Einzelne oder Kleinliche gehender Kritik zurückscheuen, einer Kritik, die in ihrem frischen Draufgängertum und in ihrer unbekümmerten Streitlust keine Götter anerkennt und oft den Stachel des Angreifers zur Waffe des Angegriffenen macht. Stößt sein lebhafter, stets prüfender Sinn auf Unverständnis oder Böswilligkeit, so findet er beißenden Witz und eine kräftige Sprache. Bei einer gewissen Scheu vor der Menge ist er aller großen Geselligkeit abhold und hat den besten Umgang wohl mit sich selbst. In größerem Kreise ist er mehr Beobachter als Teilnehmer; höchst anregend wirkt er im lebhaften Zwiegespräch, wo die eigne Meinung ungeschminkt zutage tritt und Rücksichtslosigkeit des Urteils einen geraden und unbiegsamen Charakter offenbart.

Banses geographische und literarische Wirksamkeit wurde 1909 mit einem kleinen Buche über Ägypten eingeleitet. Als Früchte der beiden ersten größeren Reisen erschienen im folgenden Jahre drei Bändchen über den Orient. In ihnen erhielt zum erstenmal der bisher vielgebrauchte, jedoch nie klar umrissene Begriff »Orient« seine feste Umgrenzung und geographische Prägung. Die Erkenntnis, daß alle Länder Vorderasiens und Nordafrikas einem nach Landschaft, Klima und Kultur ähnlich gearteten Gebiete angehören, hatte notwendigerweise zur Folge, daß die herkömmliche und von ganz schematischen Gesichtspunkten geleitete Einteilung der Erdoberfläche in sechs oder sieben äußerlich zusammenhängende Kontinentalinseln zu Fall gebracht wurde und an ihre Stelle innerlich verwachsene und nach ihren

Erscheinungen und Äußerungen innerlich zusammengehörige Länderräume zu natürlichen Erdteilen werden mußten. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Der Kontinent Afrika, d. h. jene nahezu vollständig vom Meere umgrenzte Landmasse im Südteil der Alten Welt, erweist sich, sofern die Trennung der Erdhülle in Festes und Flüssiges ins Auge gefaßt wird, als ein geschlossener Erdraum, dessen Dasein allein durch Landverbundenheit gerechtfertigt wird. Bei näherer Prüfung stellt sich aber heraus, daß sich hier zwei nach Klima, Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt deutlich unterschiedene Gebiete herausheben. Der Norden, mit Steppen, Wüsten, eingestreuten Oasen und hellfarbigen Bewohnern, ist Verbreitungsgebiet des Islam und gehört mit Vorderasien zum Erdteil Orient. Afrika südlich der Sahara, zumeist von tropischer Natur, ist die Heimat dunkelhäutiger Rassen. Und das war das Neue: die alte Erdeinteilung suchte von außen her den vorher umgrenzten Raum, so schlecht das auch immer gehen wollte, mit dem Inhalt in Einklang zu bringen; Banse sucht die Grenzen des Raumes den Dingen anzupassen. Nicht nur mit Rücksicht auf ein einzelnes Kennzeichen, nämlich die Verteilung von Land und Meer, sondern mit Erwägung aller in Frage kommenden Erscheinungen ging er den umgekehrten Weg von innen nach außen, bildete, wie es sinngemäßer ist, aus bekannten Tatsachen die vorher unbekannte Summe.

Bedeutender noch als diese Gedankengänge waren die aus ihnen entspringenden, die in der Studie »Geographie« vom Jahre 1912 Niederschlag fanden. Die Geographie, so setzt Banse hier auseinander, ist ein praktisch ganz unnützes Fach und entbehrt eines eignen Stoffgebietes. Ihre Daseinsberechtigung und Aufgabe liegt lediglich in der Verarbeitung des Tatsachenstoffes, den andre, an sich sehr nützliche Wissenschaften, wie Geologie, Meteorologie, Botanik, Geschichte usw., darbieten, den sie aber gemäß einer nur ihr eignen Arbeitsweise als von höherer Warte aus überblickt und in räumlicher Anordnung sowie gegenseitiger Verbundenheit zur Darstellung bringt. Gestand man bisher der Geographie eine vermittelnde Stellung zu zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, so betonte Banse gerade wegen des innigen Zusammenwirkens aller irdischen Erscheinungen den einheitlichen, rein geistig gerichteten Charakter der erdkundlichen Wissenschaft, in der es weder eine naturwissenschaftliche noch eine geschichtliche Richtung gäbe. Der Leitgedanke des Räumlichen führte ihn im weiteren zur Verwerfung der sogenannten Allgemeinen Erdkunde, welche die irdischen Erscheinungen nicht nach ihrer örtlichen Verbreitung und ursächlichen Verknüpfung, sondern nach gesonderten Begriffsgruppen betrachtet. Sie hat einzig Bedeutung als geographische Vorlehre und ist nur Stufe zur eigentlichen Geographie, zur Länderkunde. Vornehmstes Leitmal der geographischen Einteilung ist die Umwelt, welche die körperlich fühlbaren und die nur gefühlsmäßig zu erfassenden Kennzeichen einer Erdstelle in sich vereinigt. In zweiter Linie gilt die Landschaft, der sichtbare Ausdruck des gegenständlichen Mit- und Beieinander einer Erdgegend, als Ziel der geographischen Schilderung. In der Herausarbeitung von Umwelt und Landschaft soll jede echt geographische Arbeit gipfeln, und aus beiden soll sich schließlich die Gliederung der Erdhülle in natürliche Erdteile ergeben. Als letztes wird die Forderung ausgesprochen, daß jede geographische Schilderung die persönliche Note ihres Bearbeiters tragen soll, und darin liegt bereits der Keim zur künstlerischen Geographie. Es spricht für die Ursprünglichkeit und Kraft jener Gedankengänge, daß sie in fachmännischen Kreisen mit Schweigen übergangen oder mit heftigem Widerstand beantwortet wurden.

Trotzdem Banses Tätigkeit vorerst immer noch dem Orient gewidmet war, machten sich doch im selben Jahr, als die erwähnte Studie entstand, Ansätze zur Verbreiterung und weiteren Zielsetzung des geographischen Wirkens bemerkbar. Der Plan zu einem mehrbändigen Lexikon der Geographie wurde gefaßt, ohne jedoch gleich in die Tat umgesetzt zu werden. Die Absicht, in weiteren Kreisen Anteilnahme für die Erdkunde zu erwecken, führte zur Gründung der Halbmonatsschrift »Die Erde«, die freilich nur ein Jahr lang ihre Aufgabe der planmäßigen Verbreitung geographischer Kenntnisse erfüllen konnte. Was die Zeitschrift nicht erreicht hatte, war einem neuen Buche, der »Illustrierten Länderkunde«, vorbehalten, dem wohl bekanntesten und verbreitetsten Werke Banses. Hier wurde die Neugliederung der Erdhülle unter Mitarbeit mehrerer Sachkenner der verschiedenen Erdteile streng durchgeführt. Im selben Jahre 1913 entstand auch »Das Orientbuch«, das nach kurzgefaßter geographischer Einleitung das Werden des alten und des neuen Morgenlandes vor Augen führt und besonders Mensch und Kultur im Orient einer gründlichen Betrachtung unterzieht.

Mit diesen beiden Werken schließt der erste Abschnitt im Schaffen Banses. Der Mißerfolg der Expedition in die Libysche Wüste wandelte sich zu innerem Gewinn, der Verzicht auf räumliche Entdeckungen gebar das Streben nach Entdeckungen im Bereich des Geistigen, zu den Kenntnissen traten die Erkenntnisse. Unter dem Eindruck des neuen Erlebens entstand 1914 das (erst 1921 erschienene) Reisebuch »Wüsten, Palmen und Basare«, eine reife Frucht genießenden Betrachtens und hingebender Liebe des Verfassers zu den Sehnsuchtsländern seiner Knabenjahre. Vielleicht ist es gerade das persönliche, leidenschaftliche Element, das hier den Geist der Länder so fühlbar werden läßt und den Forschungsreisenden zu dichterischer Höhe erhebt.

Was der theoretisierende Methodiker Banse gefordert und versprochen hatte, das hielt der Geograph in der Praxis, in seinem Hauptwerke »Die Türkei«. Es war die erste zusammenfassende Darstellung des Osmanischen Reiches und stellte sich durch die eigenartige Formung des Gegenstandes den großen geographischen Leistungen ebenbürtig zur Seite. Das Selbstgesehene zweier Reisen und ein ausgebreitetes Literaturstudium verwuchsen in diesem Buche zu plastischen Schilderungen von wissenschaftlichem Gehalt und künstlerischer Höhe, denen der Stempel souveräner Beherrschung des Stoffes und erstaunlicher Einfühlungskraft in die Umwelt der Länder aufgedrückt ist. Wiederum vermochten die Fachleute vor diesem Werk nicht entfernt die Kraft im Empfangen aufzubringen, die der Verfasser im Geben hatte, während Kenner des Landes und Tieferblickende mit ihrer Begeisterung nicht zurückhielten.

Die Vorarbeiten zur Abfassung eines geographischen Lexikons, das 1923 in zwei Bänden herauskam, ließen Banse nicht in der Fülle des Stoffes versinken, sondern schärften den Blick zur Vertiefung seiner methodischen Ansichten, die unter dem Titel »Expressionismus und Geographie« zusammengefaßt wurden. Die Studie legt dar, daß im Entwicklungsgange der Geographie drei Stufen zu unterscheiden sind: die der vorurteilslosen Beschreibung, der exakten und erklärenden Untersuchung und die des künstlerischen Erkennens. Die untersuchende Geographie verfolgte ihr Ziel in zwei sich feindlich gegenüberstehenden Richtungen, der naturwissenschaftlichen und der geschichtlichen, deren beider Verhältnis durch die Unklarheit, ob Allgemeine Erdkunde oder Länderkunde eigentliche Geographie sei, noch getrübt wurde. Das eigentliche Ziel, die Herausarbeitung der Beziehungen zwischen Landschaft und Mensch, zwischen Natur und Kultur wurden dadurch ganz aus dem Auge verloren. An dem toten Punkte, auf dem die Wissenschaft stehengeblieben war, sollte die künstlerische Betrachtung bewegend eingreifen, nicht nur Verstand und Geist, sondern auch Herz und Gemüt sollten Triebkräfte geographischen Schaffens werden. Man hat aus Banses Ausführungen schließen wollen, daß er einer völligen Verwerfung des wissenschaftlichen Stoffsammelns und Forschens das Wort spräche. Nichts lag ihm ferner, er betonte vielmehr, daß der wissenschaftliche, namentlich an den Universitäten geübte Kleinbetrieb nur Weg und nicht Ziel sei. Alle Geographie muß in künstlerischer Gestaltung gipfeln, die im Zusammenschauen vergeistigte und das innere Wesen der Gegenstände erschließende Bilder gibt, die vereinigt, was wissenschaftliche Untersuchung trennt, die baut und nicht anhäuft. Die künstlerische Geographie nur ist imstande, anschaulich zu wirken, ihre Grundlage, die wissenschaftliche Geographie, zergliedert und gibt nichts als Einzelzüge. In dieser kommt es auf die vorhandenen Gegenstände, in jener vor allem auf den Darsteller und die Möglichkeit und Tiefe seines Gefühls an, in dem sich die Dinge spiegeln und damit zu rechtem Leben erweckt werden.

Die trübe Zeit der Nachkriegsjahre und die Abgeschlossenheit Deutschlands von der Außenwelt lenkten Banse bald auf die engere und weitere Heimat. Eine von ihm im Frühjahr 1922 gegründete Zeitschrift »Die Neue Geographie« versucht Aufgaben und Ziele der künstlerischen Geographie in breitere Schichten zu tragen und diesem Wissenszweige die Anerkennung zu verschaffen, die durch die rein wissenschaftliche Behandlung allein nicht erreicht werden kann.

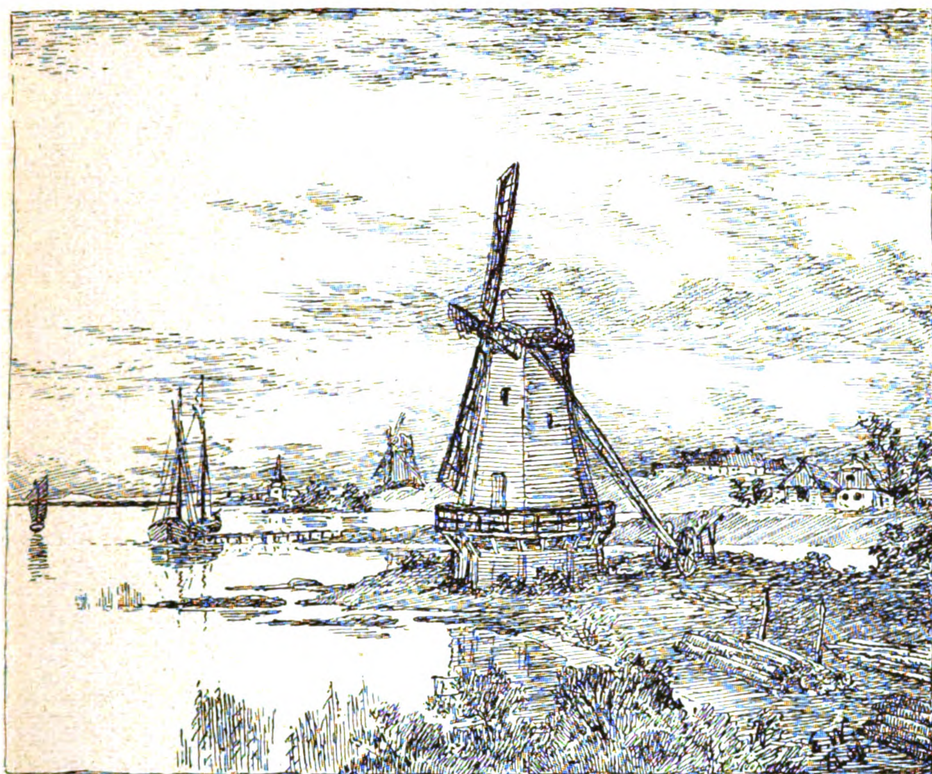
Drei Aufsätze über Braunschweig, über Abendland, Mittagsland und Morgenland, dann über Niedersachsen zeigten, daß tiefstes Einfühlen in Natur und Seele eines Landes nur ihren eignen Kindern vorbehalten ist. Wurden in der Arbeit »Expressionismus und Geographie« als Zielpunkt die äußerliche und gefühlsmäßig erkannte Landschaft hingestellt, so fordert die neue Geographie als Letztes das Gestalten der seelischen Wirkung der Landschaft auf den denkenden und fühlenden Betrachter. Hirn soll nicht mehr gelten als Herz, nur dann kann Höchstes erreicht werden. Es kommt der neuen Geographie niemals auf den Inhalt, sondern immer auf die Form an, nicht auf Schilderung schlechthin »schöner« Landschaften, sondern auf Erfassen der inneren Eigenart und des Charakteristischen ist ihr Streben gerichtet. In der Tat erweitert diese Forderung den Bereich der Geographie ganz ungemein und erhebt sie zum Rang einer Weltanschauung auf wissenschaftlich-künstlerischer Grundlage, die mit denkender Betrachtung und mit tiefinnerlichstem Erleben allem Irdischen auf den Grund zu gehen sucht.

Wipfelsegnen

Ja, das ist das himmelstraute
Wundervolle Wipfelsegnen,
Wenn des Westwinds weiche Laute
Sich im Ruhgeläut begegnen
Zu dem letzten Gutenacht.

Will sich Gott herniederneigen? —
Wenn des Tages Licht zerronnen,
Heiligt er das große Schweigen
Eh mit seiner Glut von Sonnen
Neu das Morgenrot erwacht.

Heinrich Gutberlet



Mühle an der Mündung der Gilge ins Haff

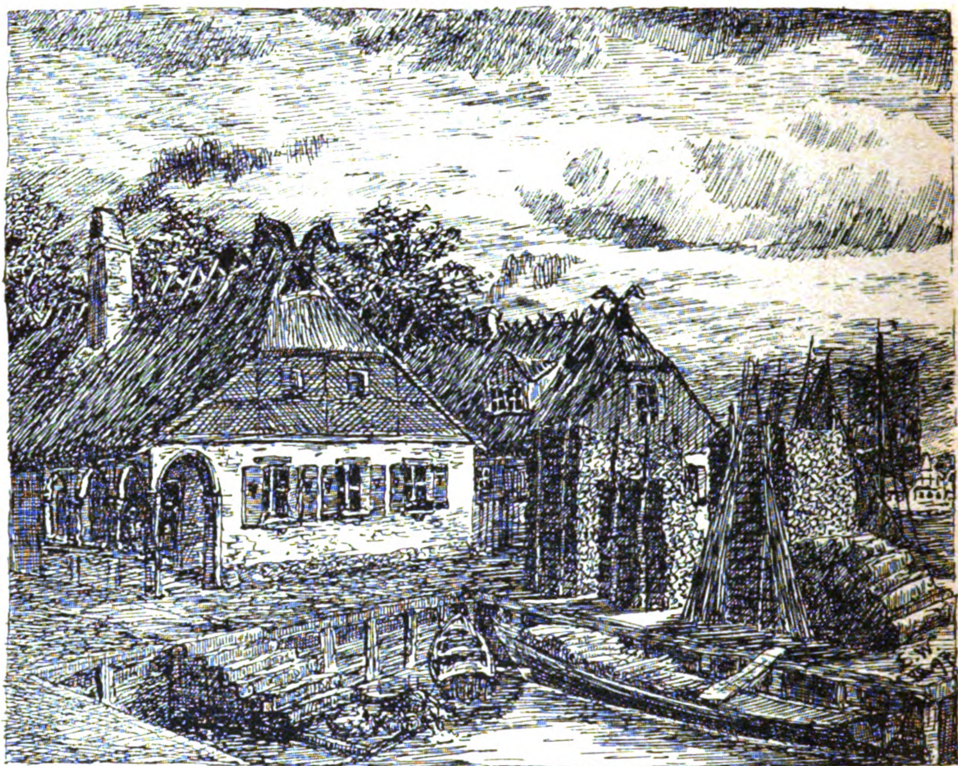
Ernst Wichert als Zeichner seiner litauischen Heimat

Von Paul Wichert

Es ist eine bedeutsame Erscheinung, daß Dichter mit großer Phantasie, kleinmalerischer Darstellungsweise und anschaulicher Naturbeobachtung sich oft auch durch ein bemerkenswertes Zeichentalent hervorgetan haben, wie Goethe, Keller, Mörike, E. T. A. Hoffmann, Thakeray, Paul Heyse und andre mehr. Sie setzten in zwiefach darstellerischer Form, als Dichter und Zeichner, um, was ihnen die Welt ihres Auges vorspiegelte.

Diese Kunst des Zeichnens mit Feder und Bleistift besaß auch Ernst Wichert, geboren zu Insterburg im Jahre 1831, der Schöpfer des »Heinrich von Plauen«, des Lustspiels »Ein Schritt vom Wege« und der Novellensammlung »Litauische Geschichten«, in ganz seltenem Maße. Besonders seine Schwarzweißzeichnungen verwischen vielfach die Grenze, die Dilettantismus und Kunst trennt, da Wichert hier in der rein zeichnerischen Erfassung des Gegenständlichen mit dem sicheren Blick für das Wesentliche des Landschaftsbildes eine aus Anlage und langjähriger Übung erwachsene Technik zeigt, die auch dem Künstler ehrliches Staunen abnötigt. Ja, wir stehen oft vor einem Rätsel, wenn wir vernehmen, daß diese Federzeichnungen ohne vorherige Skizzierung in Bleientwurf einfach aus leichten, das Milieu des Vorwurfs andeutenden und das Bild mit kühnen Federstrichen begrenzenden Linien ausgeführt sind. Vor seinem geistigen Auge sah Wichert das Landschaftsbild bis in seine architektonischen Einzelheiten, die er mit sicherer Technik darstellte. Ganz vortrefflich ist sein bis zur Vollkommenheit ausgeführter Baumschlag, die Leichtigkeit und Duftigkeit von Licht und Luft und das Hineintragen von Tiefenwirkungen in das Landschaftsbild, in dem die Fernen allmählich in Dunst verschwimmen und sich auflösen.

Ernst Wichert war völlig Autodidakt, da er keinen andern Zeichenunterricht als den in der Schule genossen hatte. Er zeichnete aus einer Zwangslage heraus, die den Künstler so erstaunlich produktiv macht. Durch die langjährige Übung des Skizzierens nach der Natur auf allen Reisen und Sommerfrischen, wo ihm das Zeichnen eine zur lieben Gewohnheit gewordene Beschäftigung und als beste Ableitung von aller Gedankenarbeit die wirksamste Erfrischung war, wurde sein Formengedächtnis stark entwickelt, so daß er sich ein Landschaftsbild im ganzen und in seinen Einzelheiten vorstellen und nach dieser Vorstellung zeich-



Haus mit Bootshafen am Gilgefluß

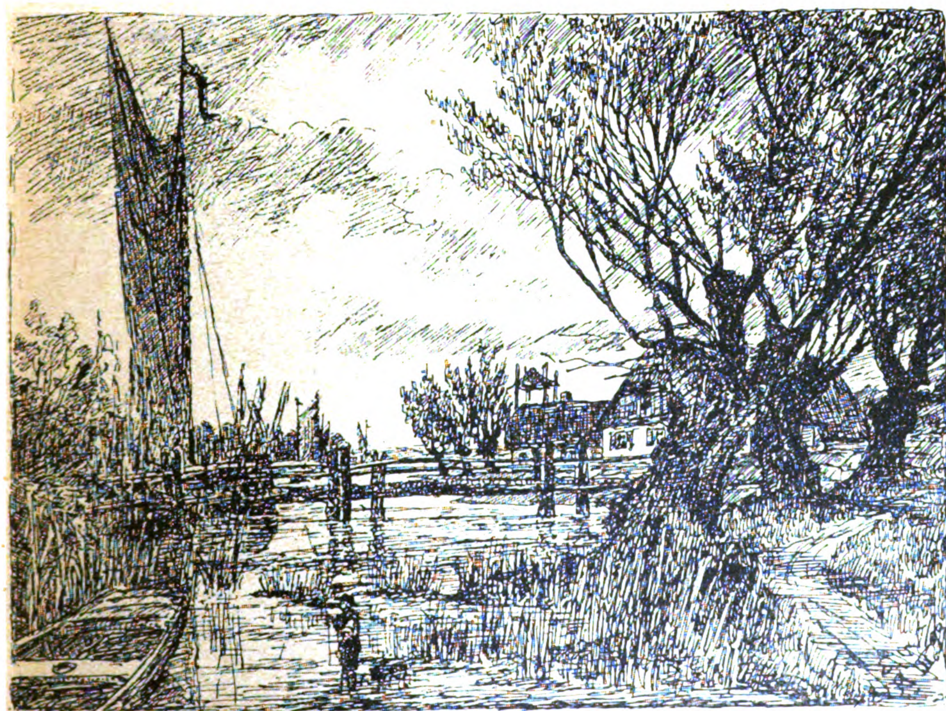
nen konnte. Von dieser Fertigkeit hat er, wie er in seinem Lebensausweis »Richter und Dichter« selbst erzählt, in unzähligen Gerichtssitzungen Gebrauch gemacht. Viele Hundert mehr oder weniger ausgeführte Federzeichnungen nahmen die Kollegen an sich und sammelten sie in Mappen, andre, namentlich die erst nach seinem Abschied vom Amt am Familientisch entstandenen, blieben den Angehörigen erhalten.

Viele dieser Zeichnungen sind als Erinnerungsbilder an seine Wanderungen durch die ostpreußische Heimat entstanden, wo es galt, Ortsstudien zu machen, und können gewissermaßen als Illustrationen zu seinen großen vaterländischen Romanen gelten. Besonders hatte es ihm Litauen angetan, das durch ihn erst als eine der interessantesten Provinzen des deutschen Nordostens auch für die Poesie entdeckt wurde, als eine Welt für sich, die fremdartig und urwüchsig allmählich und widerstrebend in der modernen Kultur versinkt. Den Lokalton für seine »Litauischen Geschichten« zu studieren, die als bleibende Kunstwerke von kulturgeschichtlicher Bedeutung anerkannt worden sind, fand Ernst Wichert nicht nur als Amtsrichter in dem kleinen litauischen Marktflecken Prökuls bei Heidekrug (1860—63) reiche Gelegenheit, sondern auch in späteren Jahren ging er gern in diesen äußersten Zipfel der deutschen Nordostmark, um die charakteristischen Eigentümlichkeiten von Land und Leuten immer mehr an Ort und Stelle kennenzulernen und seine Phantasie neu davon befruchten zu lassen.

In einem Brief aus Königsberg vom 15. Juli 1879, gerichtet an seinen alten Freund Paul Heyse, erzählt er selbst höchst anschaulich und fesselnd von den Eindrücken, die er auf einer Tour in das Memelflußdelta gewonnen hatte: »Vor Pfingsten habe ich mir ein paar ganz absonderliche Reisetage gegönnt, nur zehn oder zwölf Meilen weit und doch wie in eine ganz andre Welt. Ich war mit Louis Passarge, der jetzt wieder in Königsberg und beim Tribunal mein Kollege ist, in die Gegend am Kurischen Haff gefahren, wo die Memel in vielen schiffbaren und verschilften Armen ausmündet. Dort zwischen Nemonien, Gilge und Rußstrom ist ein sehr merkwürdiges, von Kanälen und Gräben durchzogenes, weithin mit Wald bewachsenes Tiefland, das teils von verdeutschten Litauern, teils von Kolonisten, teils gar nicht bewohnt ist. Da streckt sich meilenweit ein Moorbruch hin, das wie ein gewaltiger, von Wasser getränkter Schwamm zu denken ist. Man geht darauf wie auf einem Polster, das federt, und steckt man den Stock ein, so quillt das Wasser heraus. Am Rande entlang sind Versuche gemacht, den Boden zu kultivieren. Den Dung gewinnt man

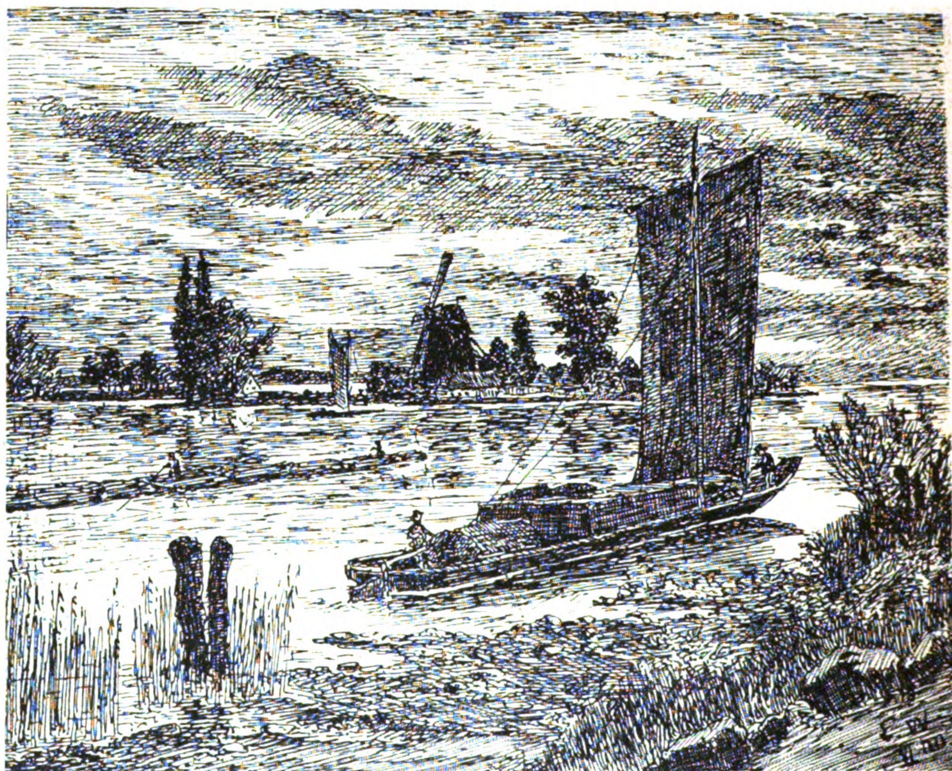


Der Ibenhorster Forst



Kate am Nemonienfluß

aus den Flüssen, die von einem Unkraut, Wasserpest genannt, dicht durchwachsen sind. Es wird mit großen Harken aufgefischt und auf die mit fußtiefen Gräben umzogenen Moorbruchbeete gebracht. Darauf gedeiht dann eine besondere Art von blanken Kartoffeln sehr gut, die sich leicht bis ins nächste Jahr frisch halten sollen. In den Dörfern und an den Kanälen entlang werden vorzüglich Zwiebeln gebaut, die auch bei den polnischen Juden gute Abnahme finden. Die Gärten liegen meist hinter den Dämmen so tief, daß vor Jahrhunderten gebaut sein mögen, und innen dem alten niedersächsischen Hause ähnlich eingerichtet, auf dem Dach gekreuzte Pferdeköpfe. Was für wunderliches Volk da haust, läßt sich schon daraus entnehmen, daß sie ihre Toten in Särgen begraben, die himmelblau oder hellgrün mit roten Kanten angestrichen und mit Blumen bemalt sind. Statt der Kreuze stehen auf den Gräbern hölzerne Monumente in vorgeschriebener Form (ein Herz mit der Inschrift, daran nach untenhin auslaufend zwei Pferdeköpfe, oben rechts und links ansitzend



An der Mündung des Rußstromes

überall kleine Schöpfwerke nötig sind, das Wasser fortzuschaffen. Ein großes Wiesenterrain ist abgedämmt und wird durch Dampfkraft entwässert. Beim Maschinenmeister logierten wir eine Nacht, und er erzählte uns, daß er vor zwanzig Jahren das erstemal, als er die gewaltigen Räder in Bewegung setzte, um einer Schaukommission das Werk im Gang zu zeigen, sein eignes Kind zermahlen habe, einen Knaben, der arglos in der Nähe badete und vom Strom unter die Räder gezogen wurde. Der Mann hat's überstehen und auf seinem Posten bleiben müssen, gewiß eine harte Aufgabe. — An den breiten Flußmündungen gibt's höchst originelle Fischerdörfer mit alten Häusern ohne Rauchfang, genau nach dem Muster, wie sie zwei Vögel, oben auf einer kleinen Säule und auf einem im Winde schwankenden spiralartig gewundenen Draht noch ein Vögelchen), und alles grell und bunt angestrichen. Ebenso eigenartig sind ihre Kähne und Netze, ihre Räucherbuden (für Flundern, Aal und Lachs), ihre Zimmereinrichtungen. Erfindet man eine passende Geschichte dazu, so kann die Schilderung dieses Lokals wohl auch in weiteren Kreisen interessieren. — Studien zu machen war auch meine Absicht. Wir sind einige Tage nur auf dem Wasser gewesen, wenigstens vorwärts gekommen. Landeinwärts stoßen die großen Forsten an Überreste der alten litauischen ‚Wildnis', in der jetzt noch Elche anzutreffen sind. Zu den Förstern gehören die Wild-



Fischerhaus am Haff



Am Großen Friedrichsgraben



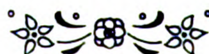
Die Hafenstadt Memel

diebe, und in der Gegend wildert alles, was eine Flinte besitzt. An Romantik fehlt's also nicht, und wenn man mit ein paar wüsten Kerlen auf einer Nußschale von Boot durch die einsamen Wälder fährt und die Kraniche schreien hört oder in einer Moorschenke einkehrt, die in weitem Umkreise das einzige Haus zu sein scheint, so meint man, ein Abenteuer müsse bald gefunden sein.«

Diese litauischen Eindrücke fanden auch ihren Niederschlag in den Federzeichnungen Ernst Wicherts, von denen einige diesen Aufsatz begleiten. Sie spiegeln genau den Charakter der litauischen Landschaft wider, namentlich das Gebiet des Gilge-, Nemonien- und Rußstromes, von dem heute große Strecken durch das »Mooramt der Landwirtschaftskammer für die Provinz Ostpreußen« kultiviert sind. Aber auch jetzt gibt es in Litauen stellenweise Wildnis wie im 13. Jahrhundert, wo der »wilde Litau« seine verheerenden Einfälle in das Gebiet des deutschen Ritterordens machte, bis schließlich nach langem Kampf die Besiegung der Heiden und ihre Bekehrung zum Christentum gelang.

Ernst Wichert wollte mit seiner Zeichenfeder immer nur das jener Gegend besonders Eigentümliche erfassen: die versandeten Hochmoorteiche als eine letzte Phase der Erdwerdung, die stillen Weiher im urwaldartigen Ibenhorster Forst, die schauerlich öde Nehrung mit ihren durch die Wanderdünen versandeten Kiefern, die vielen Wasserarme mit den Windmühlen und dem regen Verkehr der Kähne und Flöße, dann die schmucken litauischen Häuschen, dicht am Wasser gelegen, zu dem Treppen bis zu den Kähnen hinabführen, oder die einsam in der Heide liegenden Katen, wo die litauischen Ansiedler ihr anspruchsloses Leben fristen; endlich die Handelsstadt Memel selbst mit ihren Speichern, dem Kran und dem Bollwerk am Fluß, wo der Verkehr vom ganzen Memeldelta nach der See hinausdrängt, die dieses weltabgeschiedene Fleckchen Erde mit der weiten Welt verbindet.

So geben diese Federzeichnungen Eindrücke wieder, die auch dem heutigen Besucher Litauens sofort als besonders charakteristisch auffallen und sich seinem Auge und Gedächtnis einprägen.



Ottilie von Goethes Mutter als Lustspielperson

Von Max Hecker (Weimar)

Wir wissen nicht viel von der stillen Frau, deren Tochter August von Goethe als Gattin in seines Vaters Haus am Frauenplan zu Weimar eingeführt hat; auch ihr efeuumrankter Grabstein auf dem romantischen Weimarer Friedhof kündet nichts als ihren Namen: »Henriette Ottilie Ulrike von Pogwisch, geb. Gräfin Henckel von Donnersmarck.« Es ist die Ruhestätte der Familie Goethe, in der auch sie das letzte Bett gefunden; sie schläft nicht bei dem Gatten, dessen Grab in unbekannter Ferne verschollen ist, sie schläft bei ihrer unglücklichen Tochter Ottilie und bei ihrer Tochter unglücklichen Kindern, und viel verschwiegenes Leid, viel verhohlener Kummer ist mit ihrem tapferen Herzen unter den Rasen versenkt worden. Ein verschüchtertes Mädchen, das schon bei der Geburt von den Eltern mit Unwillen empfangen worden war, eine enttäuschte Gattin, eine sorgenvolle Mutter, hat Henriette von Pogwisch die Freude der Selbstbestimmung während des größten Teils ihres Lebens entbehren müssen. Ihrer Ehe vor allem hat kein guter Stern geleuchtet, der Hochzeitstag schon, gleichsam als unheilvolles Vorzeichen, ist durch die seltsamste Verwirrung getrübt worden, und was damals an jenem Tage das Gemüt der Braut mit lachendem Verdruß und schmerzlicher Freude bestürmt hatte, das gab einem nachgeborenen Dichter den Stoff zu einem heiteren Bühnenstück.

Henriette von Pogwisch ist am 15. Oktober 1776 geboren worden. Ihr Vater, Graf Viktor Amadeus Henckel von Donnersmarck, war in den Jahren 1757 und 1758 dem Prinzen Heinrich, dem großen Bruder Friedrichs des Großen, dem klugen Cunctator, der nicht nur zu »bataillieren« verstand, als Adjutant zugeteilt gewesen; zum Generalleutnant aufgestiegen, wurde er Inspekteur der preußischen Infanterie und zuletzt Gouverneur von Königsberg; er ist am 30. Januar 1793 gestorben. Er hatte sich 1773 in zweiter Ehe mit Gräfin Ottilie von Lepel, seiner Nichte, vermählt, die, am 17. Oktober 1756 geboren, neunundzwanzig Jahre jünger war als ihr Gemahl; der Ehe waren drei Kinder entsprossen: Henriette stand als einzige Tochter zwischen zwei Brüdern, von denen der ältere, Wilhelm, dem Vater in der soldatischen Laufbahn gefolgt und gleich diesem zu hohem militärischem Range gelangt ist, während sich der jüngere, Leo, dem preußischen Verwaltungsdienst gewidmet hat. Des Vaters Tod versetzte die Hinterbliebenen in große Bedrängnis; aber Prinz Heinrich nahm sich in echter Hohenzollerntreue der Familie seines bewährten Kriegsgenossen an: er lud die Witwe zu zeitweiligem Aufenthalt nach Rheinsberg ein, wo er, von schmarotzenden französischen Emigranten umringt, ein eigensinniges Sonderlingsleben führte, der kaum achtjährige Leo wurde in eine Schweizer Erziehungsanstalt gegeben, Henriette fand 1794 Unterkunft als Hofdame bei des Prinzen Gemahlin Wilhelmine, die, von ihrem Gatten getrennt, in Berlin ihren eignen Hofstaat unterhielt. Schon in Königsberg hatte Henriette den Dragonerhauptmann Julius Wilhelm von Pogwisch kennengelernt; es gelang dem jungen Offizier, der sich in den Kämpfen gegen die Konföderation von Krakau ausgezeichnet hatte, das Herz Henriettens und die Einwilligung der gestrengen Mutter zur Ehe zu gewinnen.

Prinz Heinrich erklärte sich bereit, dem Paare in Rheinsberg die Hochzeit auszurichten, die auf Anfang Januar 1796 angesetzt wurde. Drei Tage waren für die Festlichkeiten in Aussicht genommen, da kam am letzten Vorabend ein Brief des Bräutigams aus Königsberg, daß dienstliche Abhaltung ihm nicht erlaube, zur bestimmten Zeit in Rheinsberg einzutreffen. Der Prinz geriet in heftigen Zorn; er mochte wohl hinter der dienstlichen Abhaltung einen boshaften Streich seines königlichen Bruders wittern, mit dem er seit langem auf gespanntem Fuße stand. Er war nicht gesonnen, die Hochzeit zu verschieben, und griff zu einer Auskunft, die seinem Hange zum Ungewöhnlichen, Seltsamen entsprach. Henriettens älterer Bruder, der zwanzigjährige Graf Wilhelm, stand damals als Sekondeleutnant bei einer Schwadron des Kürassierregiments von der Marwitz in Zehdenick; ihm schickte der Prinz durch einen Leibhusaren den Befehl, sich sogleich in Paradeuniform in Rheinsberg zu melden. Der Leutnant kam, der Prinz verlangte von ihm, er solle sich am folgenden Abend seine Schwester in Stellvertretung, »per procuration«, antrauen lassen. Der Überraschte wollte einwenden, das sei nur Sitte der Fürsten und hohen Herren, aber der Prinz schnitt alle Bedenken ab: »Das geht Ihn nichts an, das ist meine Sache!«

So versammelten sich denn am nächsten Nachmittag die Schloßbewohner in Festgala. Ein Tisch mit einer Decke war aufgestellt; dahinter der Hofprediger. Eine salbungsvolle Rede belehrte die Brautleute über die Pflichten der Ehegatten gegeneinander, das Ja wurde ihnen abgefordert, die Trauung wurde vollzogen. Der Prinz beglückwünschte die Vermählten. Nun ging's in ein großes Konzert, wo die erste Sängerin des Prinzen zu Ehren des jungen Paares eine italienische Arie sang; Graf Wilhelm saß zur Linken, die schwesterliche Gattin zur Rechten des Prinzen. Ein Abendessen schloß sich an; ob Prinz Heinrich auch bei dieser Gelegenheit nach seiner üblen Gewohnheit meist mit den Fingern gegessen, wird nicht berichtet.

Der Zug der Gäste leitete die Scheinvermählten ins Brautgemach; mit der alten Sitte der Strumpfbandausteilung blieb Henriette nicht verschont. Dann ließ man die Arme allein; als der Prinz mit dem Grafen Wilhelm sich entfernte, kündigte er ihm an: »Morgen ist bei Ihm Dejeuner.« Graf Wilhelm erschrak: er hatte nach Leutnantsart kaum zwei Taler in der Tasche. Aber der Prinz beruhigte ihn: »Versteht sich von selbst, daß ich es bezahle!«

Das Frühstück fand statt; es folgte große Tafel im Schlosse, Festoper und Abendessen. Am dritten Tage war Ball, ein sonderbarer Ball, wie er nur in Rheinsberg möglich war: weil es an Standespersonen fehlte, waren die Kammerjungfern, die Schauspieler und Musikanten, die spießbürgerlichen Honoratioren der Stadt dazu befohlen worden. Während des Tanzes wurde Graf Wilhelm hinausgerufen. Hauptmann von Pogwisch war angekommen, er war außer sich darüber, daß man seine Trauung ohne ihn vorgenommen, seine Hochzeit ohne ihn gefeiert hatte. Der Prinz kümmerte sich nicht um ihn; der schwer Gekränkte mußte in dem Wirtshause übernachten, in dem er abgestiegen war. Beim Frühstück des folgenden Tages fand eine hastig-formlose Trauung statt, den Zeugen war Galakleidung untersagt, der Prinz selbst trug, um seine Geringschätzung zu zeigen, noch die Papierwickel in der Perücke. So wurde Gräfin Henriette Frau von Pogwisch; mit welchen Empfindungen sie sich dem erst lächerlichen, dann grausamen Spiele unterworfen haben mag, wissen wir nicht.

Nach der Hochzeit scheint Hauptmann von Pogwisch aus dem Militärdienst ausgeschieden zu sein; das junge Paar zog nach Ostpreußen, wo Pogwisch seine Güter bewirtschaftete. Zwei Töchter wurden ihm geboren: am 31. Oktober 1796 Ottilie, am 29. Oktober 1800 Ulrike. Mit diesen Geschenken hatte sich des Glückes Gebelaune erschöpft; an seiner Stelle wurde das Mißgeschick im Hause heimisch. Ein rascher Vermögensverfall trat ein, die Zukunft umwölkte sich dunkler und dunkler. Hilfe aus wachsender Not schien nur auf einem Wege möglich zu sein: die Gatten mußten sich trennen. Gräfin Henckel, herrisch und jeder weichen Regung unzugänglich, setzte es durch, daß dieses äußerste Mittel ergriffen wurde. Unter bitteren Schmerzen ging man zu Anfang des Jahres 1802 auseinander; der Abschied, der nur für bemessene Zeit gelten sollte, wurde ein Abschied fürs Leben. Herr von Pogwisch hat das entwichene Glück nicht wieder einzuholen vermocht. Vielleicht hat der Bedauernswerte sich wiederum dem Soldatenstande zugewendet, denn er wird späterhin Major genannt; er schwindet fast ganz aus unserm Gesichtskreise. Wir erfahren, daß er 1824 in den Besitz einer Präbende gelangt ist, wahrscheinlich als Domherr zu Kolberg; als Gast des Barons von Osten-Sacken auf Schloß Randen in Kurland hat er sein verfehltes Leben am 7. Dezember 1836 in großer Dürftigkeit beschlossen. Die gerichtliche Scheidung der Gatten war erst 1820 ausgesprochen worden.

Verarmter Adel damaliger Zeit erwartete Heil und Lebensunterhalt fast einzig von einem Dienst an großem oder kleinem Fürstenhofe; auch Henriette von Pogwisch begab sich in die vergoldete Abhängigkeit zurück. Die Fürstin Friederike von Solms, die Schwester der Königin Luise, seit 1796 Witwe des Prinzen Louis von Preußen, seit 1798 Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels in Ansbach, übertrug ihr im Frühling 1802 die Erziehung ihrer Tochter aus erster Ehe, der Prinzessin Friederike von Preußen; die verantwortungsvolle Tätigkeit endete schon im Juni 1805, weil Henriettens pädagogische Grundsätze bei der geistreich-koketten Fürstin auf die Dauer keinen Beifall fanden. Da nun, nach mehrmonatigem Aufenthalt in Dessau, siedelte Henriette nach Weimar über, und wieder war es die Mutter, die festen Willens ihr Schicksal gelenkt hatte. Im Jahre 1800 war die Gräfin Henckel Oberhofmeisterin der Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin Helena Paulowna geworden, die eine Tochter des russischen Kaisers Paul des Ersten war; nachdem Helena Paulowna 1803 gestorben, hatte sie das gleiche Amt bei der Schwester der Abgeschiedenen übernommen, der Großfürstin Maria Paulowna, die sich am 3. August 1804 mit dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar Karl Friedrich vermählte; im Gefolge der Großfürstin war Gräfin Henckel nach Weimar gekommen. So liegt auch sie nun auf dem Weimarer Friedhof bestattet, wenige hundert Schritt von ihrer Tochter entfernt, aber anders als diese: in stattlicher Grabkapelle, die auf langer gußeiserner Tafel alle ihre Namen, alle ihre vornehmen Titel, den Tag der Geburt und des Todes verzeichnet. Ihr Sarg steht über der Erde: unter schweren Bodenschollen, so hatte sie gemeint, würde sie den Ruf der Auferstehung nicht hören können. Sie ist eine gewichtige Persönlichkeit am weimarischen Hofe gewesen, die adelsstolze, strenge Exzellenz Henckel, die der Großherzog Karl August, grob wie sie, seine »Herzellenz« zu nennen pflegte, die geistesstarke Frau, die sich mit Vorliebe in die alten Sprachen versenkte, aber auch im Wettstreit mit Karl August schlimme Erotika sammelte, die mit Meisterschaft das Waldhorn blies und an der Drechselbank kleine Kunstwerke zu bosseln verstand. Ihre Liebe zu ihren Kindern ist gewalttätig gewesen; wie sie den ältesten Sohn Wilhelm, der ihr seine Verlobung nicht rechtzeitig gemeldet hatte, mit einer schallenden Ohrfeige bestrafte, so daß der Herr Premierleutnant der Gardedukorps mit glühender Wange und zer-

störter Frisur auf der Wachtparade erscheinen mußte, so hat ihr nüchtern-scharfer Verstand auch die weichen Regungen im Gemüt der zarteren Tochter niemals geschont. Sie zog die widerstrebende Henriette, deren Herz nach Norden zu dem einsamen Gatten zurückverlangte, nach Weimar, wo weder Henriette noch ihre Kinder jemals innerlich recht heimisch geworden sind. Auch sollte es noch mehrere Jahre dauern, ehe sich die Hoffnung erfüllte, für Frau von Pogwisch auf dem neuen Boden eine auskömmliche Stelle zu finden; erst als am 4. August 1811 das niedliche Fräulein von Staff, Hofdame der regierenden Herzogin, abging, um sich mit dem Baron von Goerz-Wrisberg zu vermählen, trat Frau von Pogwisch die Erbschaft der Ausgeschiedenen an und erscheint am 6. August 1811 zum erstenmal als diensttuende Hofdame der Herzogin Luise. Sie ist Hofdame geblieben bis zu Luisens Tode am 14. Februar 1830, nicht glänzender, aber doch gesicherter Umstände sich erfreuend, um dann noch lange Jahre, endlich Herrin ihrer selbst, den geliebten Blumen und Büchern, der seelenvoll gemeisterten Geige friedsame Stunden der Muße widmen zu können.

Indessen auch in der gleichmäßigen Behaglichkeit der Weimarer Zeit sind ihr Kummer und Herzeleid nicht erspart geblieben. Am 17. Juni 1817 hatte August von Goethe ihre älteste Tochter Ottilie heimgeführt; nur nach langem Zögern hatte die Gräfin Henckel, hatte Henriette ihre Zustimmung zu dem Bunde Ottiliens mit dem Sohne Christianens, dem spät erst legitimierten Sprößling einer ungesetzlichen Leidenschaft, dem Träger eines jungen Briefadels, gegeben, und nun sah Henriette diese unwillkommene Ehe, der sie sich nach Kräften widersetzt hatte, schmählich in die Brüche gehen. Sie sah des Schwiegersohnes plebejische Zügellosigkeit, sie sah Ottiliens lodernde Phantastik. Sie sah, wie Ottilie, von unklaren Begierden hingerissen, ihren Ruf in zweideutigen Abenteuern preisgab, wie nach Augusts frühem Tode, nach dem Tode des alten Goethe die Witwe, haltlos in immer tiefere Verworrenheit des Gefühls hinabstürzend, den größten Namen des geistigen Deutschland um eines englischen Laffen willen mit Schande bedeckte, und sie, die einst mit dem feinen Empfinden einer reinen Frauenseele für Sitte und Sittsamkeit dem unseligen August den Makel illegitimer Geburt nicht hatte verzeihen wollen, sie mußte es erleben, daß die eigne Tochter ein Kind zur Welt brachte, dessen Vater nicht der Tochter Gatte war. Ottilie floh nach Wien, so trug die Mutter auch den Schmerz der räumlichen Trennung. Sie trug den Schmerz um das verfehlte Liebesglück auch der zweiten Tochter Ulrike, sie trug die Sorge um Ulrikens körperliches Leiden. Sie erlebte den Tod ihrer blühenden Enkelin Alma, die ersten bitteren Enttäuschungen, mit denen ein strenges Geschick die Enkel Walther und Wolfgang heimsuchte. Am 15. Juni 1851 ist ihr glückloses Leben geendet.

Diese Frau die Heldin eines Lustspiels? Bruder Wilhelm ist es, der die unschuldige Veranlassung dazu gegeben hat. Er hatte 1821 seinen Abschied als Generalleutnant genommen; in der Beschaulichkeit des Alters griff er zur Feder und schrieb seine Erlebnisse nieder. Die »Erinnerungen aus meinem Leben« sind 1846 zu Zerbst erschienen, ein dickleibiges Werk, das in seiner soldatenmäßigen Frische und gehaltvollen Lebendigkeit eine unschätzbare Quelle für den Niedergang von Jena und Tilsit, für den Aufstieg von Leipzig und Waterloo darstellt. Und in diesem Buche erzählt Graf Henckel auch die heiter-traurige Geschichte, wie er einst in Rheinsberg seine Schwester Henriette habe heiraten müssen; hier fand sie der Schauspieldichter Franz von Elsholtz und schuf daraus sein Lustspiel in vier Akten »Die Prokurationsheirat«.

Franz von Elsholtz — ein langverklungener Name! Und doch hat sein Träger in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit seiner »dramatischen Aufgabe in einem Akt«: »Komm her!« das Theaterpublikum entzückt: das anmutige Scherzspiel führt in flüssigen Alexandrinern eine Schauspielerin vor, die zur Probe ihrer Begabung immer nur die einfachen Worte »Komm her!« zu sagen hat, aber jedesmal aus andern Voraussetzungen heraus, bis sie zuletzt dem prüfenden Direktor, dem lange geliebten, die Arme entgegenstreckt: »Komm her!« Elsholtz, ein Berliner Kind, ist am 1. Oktober 1791 geboren worden. Die Erhebung gegen Napoleon rief den jungen Juristen 1813 zu den Waffen; als Freiwilliger des dritten preußischen Husarenregiments, der roten Zietenhusaren, kämpfte er an der Katzbach und bei Leipzig. Die Verfolgung des Feindes führte ihn damals zum erstenmal nach Weimar; stolz stand er am Tage St. Kordula im Schlosse als Ehrenwache. Was er auf gefährlichem Kriegsritt zum Rheine an Lustigem und Bänglichem erlebt hat, das heiße Reitertreffen und das kalte Biwak, die einsame Feldwacht und das lärmende Lager, den flüchtigen Kuß und die Trauer um gefallene Freunde, das hat er später, als in Leipzig die fünfzigjährige Gedenkfeier der Völkerschlacht begangen wurde, in seinen »Veteranenliedern« (1865) in raschen, sorglos-derben Strophen aus der Erinnerung aufgefrischt. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Regierungssekretär in Köln, die er sich durch literarische Tätigkeit zu versüßen suchte, ging er auf Reisen. Im Sommer 1823 war er in Marienbad, zur selben Zeit, als auch Goethe dort verweilte; ihm ward das Glück, mit Goethe unter einem Dache zu wohnen, Eingang in den Kreis heiterster Geselligkeit zu finden, den Goethe um sich versammelte, Zeuge eines er-

haben-rührenden Schauspiels zu werden: der letzten leidenschaftlichen Liebe Goethes. Von Marienbad aus wurde eine Fahrt nach Italien angetreten; sie gab den Stoff zu einem zweibändigen Werke: »Ansichten und Umrisse aus den Reisemappen zweier Freunde«, einer zwanglos plaudernden Reisebeschreibung, in der die wechselnde Oberfläche der Dinge und Zustände immer ein offenes Auge findet. Der Heimgekehrte übernahm am 1. April 1826 in München die Leitung der Zeitschrift »Eos«, die er jedoch schon nach kurzer Zeit wieder niederlegte, durch Eigenmächtigkeiten des Verlegers verärgert. Inzwischen hatte Goethe dem jungen Schriftsteller seine Aufmerksamkeit zugewendet, nachdem ihm Elsholtz mit einem Briefe vom 3. November 1825 das Manuskript seines Lustspiels »Die Hofdame« zur Begutachtung unterbreitet hatte. Weil Goethe hier dieselbe sittliche Grundlage zu erkennen glaubte, auf der er selbst in gärenden Jünglingstagen seine »Mitschuldigen« aufgebaut hatte: die Gefahr abirrenden Gefühls, das, seiner Würde vergessend, in Leichtsinn untergeht, darum ließ sich der große Dichter dazu herbei, in eingehenden Vorschlägen der Exposition des werdenden Werkes Schärfe und Richtung zu geben. »Mitschuldige« sind in der »Hofdame« Fürst und Fürstin, weil sie beide in mißgeleiteter Empfindung nur über einen Umweg zur Liebe gelangen können; sie lernen einander erst in Verkleidungen schätzen. Im Oktober 1826 erschien Elsholtz persönlich zu mehrwöchigem Besuch in Weimar, er rühmt sich fast täglichen Verkehrs im Goethischen Hause; wir dürfen annehmen, daß er nicht nur Ottilie, sondern auch Frau von Pogwisch kennengelernt hat. Durchreisend machte er am 30. September 1827 wiederum seine Aufwartung, und für den 24. Dezember dieses Jahres verzeichnet Goethes Tagebuch: »Herr von Elsholtz, sich als Direktor des Gothaischen Theaters ankündigend.« Herzog Ernst der Zweite von Sachsen-Koburg und Gotha — er hat zu Elsholtzens romantischer Oper »Die Hand der Vergeltung« die Musik geschrieben — hatte dem Dichter die Leitung seines neugeregelten Hoftheaters anvertraut; aber dieser richtete schon bald seine Blicke auf das benachbarte Weimar, wo der Tod des Großherzogs Karl August bedeutsame Änderungen an der Bühne heraufgeführt hatte. Damals schrieb Frau Johanna Schopenhauer am 25. Oktober 1828 ihrem Freunde Karl Eduard von Holtei, den Goethes ehemalige Wirkungsstätte gleichfalls mächtig anzog: »Ich fürchte einen Nebenbuhler für Sie, einen Herrn von Elsholtz, der jetzt der sehr unzufriedene Directeur oder Intendant einer Art herumziehender Hoftruppe ist, die abwechselnd in Gotha, in Rudolstadt, und was weiß ich wo sonst noch spielt. Er hat hier mächtige Freunde, die ihn gern hier hätten, nur freilich als Regisseur wäre ihm zu wenig, er müßte Intendant werden; denn er ist am Hofe präsentiert.« Diese Hoffnungen erfüllten sich nicht, den »mächtigen Freunden« zum Trotz; auch die Führung der Gothaer Bühne legte Elsholtz schon 1830 nieder, um als freier Schriftsteller zu leben. Im selben Jahre ließ er einen Band »Schauspiele« bei Cotta erscheinen; das erste Stück darin ist die »Hofdame«. Es ist ein beachtliches Lustspiel höherer Gattung daraus geworden, dem der Alexandriner eine gewisse steife Anmut, eine altväterliche Zierlichkeit verleiht. Ein zweiter Band »Schauspiele« folgte 1835, zugleich mit einer zweiten Auflage des ersten, diesmal im Verlage des Leipziger Brockhaus; der Verfasser selbst aber trat wieder ein staatliches Amt an: er ging als koburg-gothaischer Legationsrat um 1836 in diplomatischer Sendung nach München. Die Nachwehen der Februarrevolution machten dieser Tätigkeit ein Ende; Elsholtz veröffentlichte 1854 einen dritten Band »Schauspiele«, und hier steht an zweiter Stelle unser Lustspiel »Die Prokurationsheirat«. Auf seiner Besitzung Hohenberg am Würmsee ist er am 21. Januar 1872 gestorben, kein großer Geist, eher ein geschickter Dilettant von guter Bildung, aber unzureichender Kraft, dessen stark ausgebildetes Selbstgefühl an mancher bitteren Enttäuschung schwer zu tragen gehabt hat.

Wir kennen nun die Heldin, wir kennen ihren Dichter — was ist's mit der »Prokurationsheirat«?

Wir sind in Rheinsberg. Der erste Akt spielt im großen Empfangssaal des Schlosses: Pianoforte, Musikpulte, zwei Reihen Stühle. Prinz Heinrich wiederholt seinem Haushofmeister Leboeuf, der eigentlich Rindfleisch heißt, das Programm der Vermählungsfestlichkeiten und befiehlt ihm, die »extraordinär Eingeladenen«, die Hilfsgäste, die »tapisserie« zu machen bestimmt sind, einzuführen; er zeigt sich als selbständigen Philosophen, der die wahren guten Sitten eher unter diesen ungebildeten Menschen als in der feinen Gesellschaft zu finden glaubt. Leboeuf macht darauf aufmerksam, daß der Bräutigam noch nicht eingetroffen sei; der Prinz wird dennoch, wie er versichert, die Trauung unter allen Umständen vor sich gehen lassen. Leboeuf entfernt sich, die Hilfsgäste kommen, unter ihnen Dina Süßkind, der jungen Gräfin Hendel neue Kammerzofe, ein albern-selbstgefälliger Schauspieler, der Bürger und Stadtverordnete Schnecke. Der Prinz übt ihnen in drolliger Szene die Manieren der feinen Welt ein. Die geschwätzige Dina Süßkind verrät, daß sie schon ein Auge auf den Rheinsberger Leibhusaren als Ersatz ihres Berliner Leibgrenadiers geworfen, der Schauspieler muß seinen Theaterorden ablegen, der Stadtverordnete Schnecke, der sich als vormaligen Musketier in des Prinzen Regiment

zu erkennen gibt, wird als Besitzer einer Schnapsflasche ertappt. Die Sängerin Cecchina erscheint, die für das Konzert bestimmte italienische Arie vorzutragen, der Prinz ist zufrieden mit ihr, die Gäste spenden lärmenden Beifall; sie werden vom Prinzen entlassen. Die junge Gräfin Hendel läßt sich melden; ihrem geschichtlichen Vornamen Henriette hat der Dichter den Namen Natalie hinzugefügt, den er als Rufnamen gebraucht. Sie bringt bestürzt einen Brief des Bräutigams mit der Nachricht, er könne infolge dienstlicher Verhinderung nicht zur festgesetzten Zeit erscheinen. Der Prinz, einen Streich seines Bruders argwöhnend, ist entschlossen, allen Hindernissen zum Trotz die feierliche Handlung um die einmal bestimmte Stunde vollziehen zu lassen; er sendet dem Grafen Hendel heimlich die Anweisung, sich binnen zwei Stunden mit Paradeuniform in Rheinsberg zu melden.

Zweiter Akt. Derselbe Schauplatz. Leutnant Graf Hendel ist in Ungewißheit, weshalb er in solcher Eile nach Rheinsberg befohlen, da er doch vorher geflissentlich von der Hochzeit der Schwester ferngehalten worden sei. Prinz Heinrich eröffnet ihm, er solle verheiratet werden. Graf Hendel bekennt, schon heimlich verlobt zu sein. Prinz Heinrich: mit dem Bürgermädchen etwa aus der vorigen Garnison, um dessentwillen man ihn versetzt und vom Rheinsberger Hofe ferngehalten habe? — Nein, mit einer ebenbürtigen Dame seines jetzigen Standortes! — Prinz Heinrich: »Gleichviel! Er heiratet! — Er heiratet Seine Schwester! — Versteht sich: par procuration!« Graf Hendel, überrascht, macht Einwendungen, erinnert an seinen künftigen Schwager, den er noch nicht kenne, der sehr empfindlicher Natur und zu Späßen wenig aufgelegt sein soll — der Prinz bleibt jedoch bei seinem Worte. Allein gelassen, entschließt sich Graf Hendel um der Wohltaten willen, die der Prinz seiner Familie erwiesen, mit guter Miene die Hochzeitspuppe zu spielen. Leboeuf erscheint, der Leutnant macht sich von ihm los, weil es Zeit ist, sich zur Feier anzukleiden. Leboeuf bleibt gekränkt zurück, Prinz Heinrich kommt. Der Haushofmeister, im Zweifel, ob sein Herr schon Kenntnis von dem unerfreulichen Zwischenfall habe, wagt nur zögernd Meldung davon zu machen; der Prinz bleibt gelassen: die Hochzeit wird nichtsdestoweniger vor sich gehen, man wird einen Bräutigam machen, die Braut wird auch mit einem solchen zufrieden sein: denn »Weiber sind Weiber!« Weltmännisches Geplauder über Frauenart und des Mannes Pflicht zur Galanterie; Leboeuf gesteht verschämt, daß er trotz seinen Pariser Erfahrungen, trotz seinen Jahren geneigt sei, seiner Verehrung des schönen Geschlechts praktischen Ausdruck zu geben: er möchte sich um die kleine niedliche Zofe Dina Süßkind bewerben. Der Prinz, belustigt, macht ihn auf seine zwei Nebenbuhler aufmerksam, den Berliner Leibgrenadier und den Rheinsberger Leibhusaren, Leboeuf bleibt zuversichtlich, der Prinz prophezeit ihm, er werde ausgelacht werden. Leboeuf, aufs neue und tiefer gekränkt, bleibt zurück. Der Hofstaat zieht ein: Natalie, Graf Hendel, standesmäßige Hochzeitsgäste in Gala. Die Geschwister begrüßen sich. Unter Vorantritt des Zeremonienmeisters erscheint der Prinz, verkündet die Verbindung der Gräfin Natalie mit dem Hauptmann von Pogwisch, zu dessen Stellvertreter Graf Hendel ausersehen sei. Zum Grafen: »Morgen ist bei Ihm Dejeuner-dinatoire.« Dieser, ganz außer Fassung, will die Ehre ablehnen, offenbart endlich halblaut seine Geldnot. Der Prinz spottet seiner Verlegenheit und gibt das Zeichen zum Aufbruch in die Spiegelgalerie vor den Altar.

Dritter Akt: Vorsaal im Gasthof mit Mitteltür und mehreren numerierten Seitenzimmern. Laura von Langen, des Grafen Hendel heimliche Braut, kommt mit ihrer Gesellschafterin an; sie ist dem Geliebten nachgeeilt, dessen plötzliche Abreise sie mit Besorgnis erfüllt hat. Auf ihr Befragen erfährt sie, daß der Gesuchte gestern hier eingetroffen: der Graf schlafe noch, er sei sehr spät zu Bett gegangen; denn er habe gestern Hochzeit gemacht. Laura bricht in Tränen aus und flieht auf das Zimmer, das ihr der Aufwärter anweist. Sogleich betritt ein neues Paar in Reisekleidern die Szene: Hauptmann von Pogwisch und sein Bursche, der Dragoner Höllriegel. Es ergibt sich, daß jene dienstliche Abhaltung nur ein Vorwand war: von Pogwisch, eifersüchtig und mißtrauisch, möchte seine Braut aus der Ferne beobachten; er will im Gasthof sich unerkannt aufhalten und trägt seinem Begleiter auf, vorsichtige Erkundigungen einzuziehen. Kaum hat er sich auf sein Zimmer begeben, so bringt Dina Süßkind ein Brieflein Nataliens an den Bruder-Gemahl. Unerwartete Begegnung: Höllriegel, früher Leibgrenadier, ist Dinas Anbeter aus Berlin, mit dem die Flatterhafte sich wegen eines Feldwebels vom Regiment Möllendorff überworfen hat. Erneuerung der alten Freundschaft, wobei Dina gleichwohl nicht unterlassen kann, sich ihrer neuen Bewerber, des Leibhusaren und des Herrn Haushofmeisters, zu berühmen; sie berichtet von ihrer jetzigen Stellung: die gestrige Hochzeit ihrer Herrin kommt zur Sprache. Höllriegel erschrickt; eingedenk des erhaltenen Befehls gibt er sich für den Diener des Grafen Hendel aus und erbietet sich, diesem, der noch zu Bett liege, Nataliens Brieflein zu überbringen. Die Zofe überläßt ihm das Papier und geht. Pogwisch, zurückgekehrt, liest das Blättchen, das Natalie in neckischem Tone aus ihrer Rolle einer Gattin heraus geschrieben, um dem Scheingemahl mitzuteilen, daß Leboeuf auf Befehl des Prinzen

die Anordnung des Frühstücks im Gasthof treffen werde; Pogwisch glaubt sich betrogen, er rast. Er trägt dem Dragoner auf, das Billett dem Adressaten zu überbringen, zugleich aber auch eine Forderung zum Zweikampf, ohne jedoch vorerst den Namen des Gegners zu verraten. Höllriegel ab. Mit dem erregten Pogwisch trifft Laura von Langen zusammen, die ihr Zimmer verlassen, um sich näher über das Ereignis des Vorabends zu unterrichten; überrascht erkennt man einander: hat man doch oft genug auf den Bällen in Berlin zusammen getanzt. In der Hoffnung, in dem alten Bekannten einen Berater und Ritter zu finden, erzählt Laura, was ihr widerfahren; es findet sich, daß sie beide dasselbe Unrecht an demselben Beleidiger zu rächen haben. Höllriegel kehrt mit der Botschaft zurück, Graf Hendel, der sich bewußt sei, niemandem einen Grund zum Duell gegeben zu haben, und der gesellschaftliche Pflichten heute erledigen müsse, wolle die Austragung des unbegreiflichen Ehrenhandels auf morgen verschieben. Pogwisch, damit nicht zufrieden, will eben in das Zimmer des Grafen eindringen, als dieser selbst erscheint. Er sieht Laura, begrüßt sie mit stürmischer Freude und wird mit kalter Nichtachtung abgewiesen. Laura verläßt des Treulosen Gegenwart, Graf Hendel will ihr folgen, Pogwisch vertritt ihm den Weg. Der Graf, fassungslos, vermutet in dem andern einen begünstigten Nebenbuhler, wünscht nun selbst den Waffengang noch heute zu machen und verspricht alsbaldige Angabe von Ort und Zeit, sobald sein fürstlicher Besuch ihn verlassen. Pogwisch zieht sich mit höflicher Verneigung auf sein Zimmer zurück; Graf Hendel überläßt sich dem Schmerz getäuschter Liebe. Leboeuf meldet das Nahen des Prinzen. Graf Hendel, blind und taub im Sturm seiner Gefühle, will nur eins wissen, wie lange das schreckliche Frühstück dauern werde, und bestimmt gemäß der verwundert erteilten Auskunft dem Rivalen auf hastigem Zettel die Stunde des Zusammentreffens. Er nimmt dem Haushofmeister das Versprechen ab, das Blatt im ersten freien Augenblick dem Hauptmann zu überliefern. Der Prinz, von den Gästen gefolgt, führt Natalie am Arm herein, ungehalten über des Grafen Säumnis. Leboeuf soll seinen Entwurf für die Frühstückstafel zeigen und überreicht irrtümlich das Schreiben Hendels. Beiseite genommen, muß er gestehen, was es damit für eine Bewandtnis habe; der Prinz erteilt den heimlichen Auftrag, die Wache zu benachrichtigen. Man begibt sich zum Frühstück.

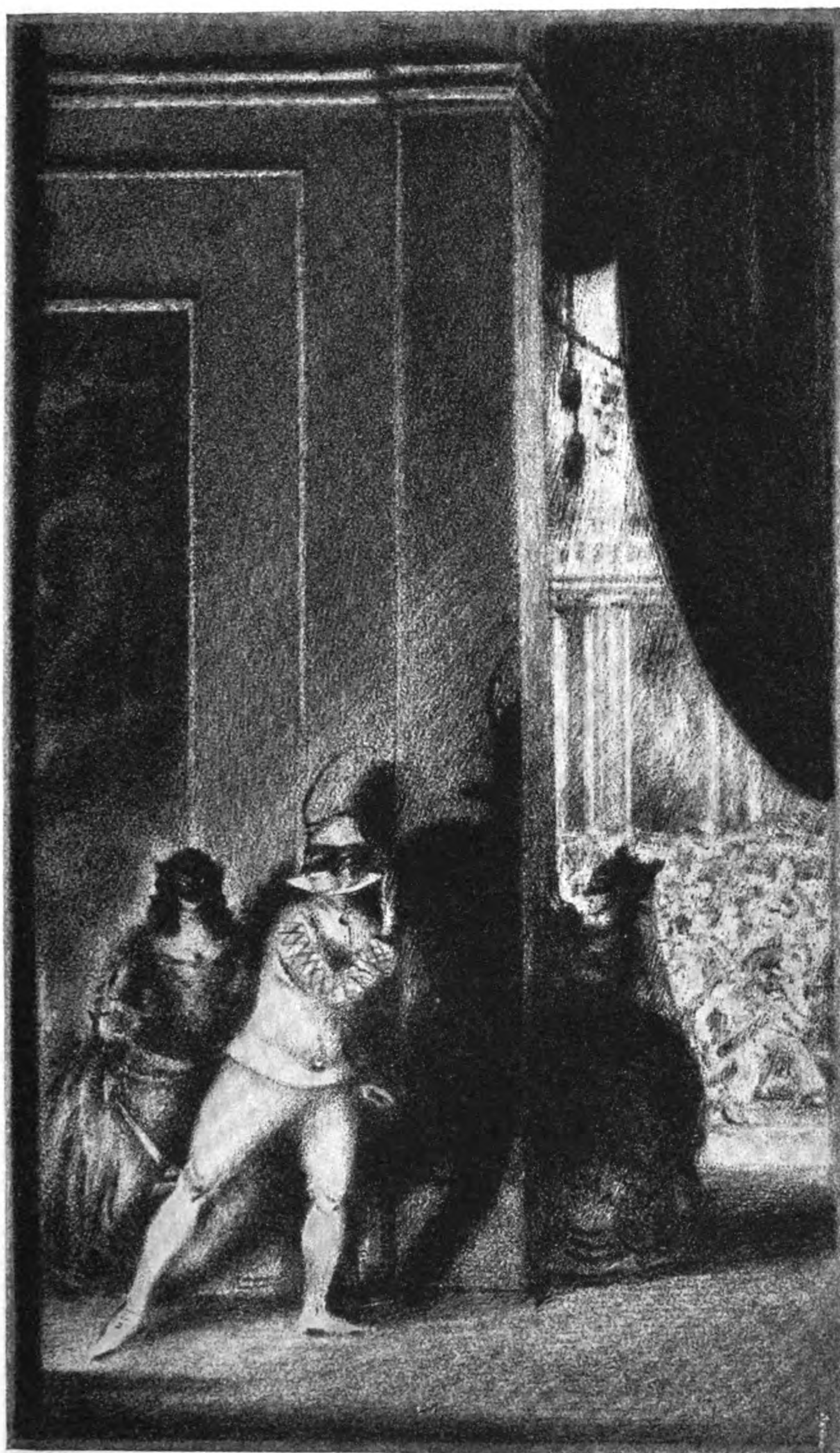
Vierter Akt. Gehölz vor der Stadt. Die beiden Gegner, die sich einander mit ironischen Höflichkeiten traktieren. Im Augenblick, da der erste Schuß fallen soll, erscheint die Wache, die Duellanten festzunehmen. Verwandlung: Empfangszimmer im Schloß. Laura von Langen hat den Prinzen um eine Audienz gebeten; der Prinz, der sie nicht warten lassen will, erscheint im Hauskleide, mit papillotierter Perücke. Sie klagt sich an, die beiden Offiziere zum Zweikampf getrieben zu haben, und bittet fußfällig um Hilfe. Der Prinz läßt durch Leboeuf alle Beteiligten zusammenrufen, die Verwirrung klärt sich auf. Die Trauung wird wiederholt werden, diesmal mit dem richtigen Bräutigam, aber der Prinz will für eine dürftige Nachfeier sich nicht einmal die Perücke auswickeln lassen. Laura und Graf Wilhelm werden auf Wunsch der Braut mit der Hochzeit warten, bis aus dem hitzigen Leutnant ein gesetzter Hauptmann geworden ist, Dina Süßkind hingegen will von der Anwesenheit des Hofpredigers profitieren, sich mit dem gutmütigen Höllriegel zu verbinden: an Leboeuf erfüllt sich die Prophezeiung des Prinzen, ausgelacht zu werden.

Ein leicht gezimmertes Stück, eine heitere Komödie der Irrungen, flott und unterhaltsam, in einzelnen Auftritten fast possenhaft zu nennen. Ein geschickter Dialog in Prosa; die Personen nur mit flüchtigen Zügen umrissen, ohne tiefere Charakteristik mit dünnen Farben angetönt. Der Verfasser hat seinen Lessing nur zu gut im Kopf: sein Hauptmann von Pogwisch ist unverkennbar ein leiblicher Bruder des schroffen, ehrliebenden Majors von Tellheim, während sich Minna von Barnhelm weniger in der blutlosen Natalie als in der temperamentvollen Laura spiegelt. Im Dragoner Höllriegel begegnet sich der grobe Packknecht Just mit dem biederen Wachtmeister Werner, und Franziska, die zierlich-schnippische sächsische Kammerzofe, ist, nicht eben zu ihrem Vorteil, in die gefallsüchtige Dina Süßkind verberlinert. Zwar hat Elsholtz mit beachtlichem Takt die unwürdige Behandlung gemildert, die der geschichtliche Hauptmann von Pogwisch hatte erdulden müssen, aber was Goethe einst an jenem älteren Lustspiel »Die Hofdame« bemerkt hatte, die bedenkliche Verwirrung natürlichen Gefühls, das macht sich auch in der »Prokurationsheirat« geltend: mit bräutlicher Sehnsucht, mit weihevoller Hochzeitsstimmung wird ein übermütiges und oberflächliches Spiel getrieben.

Henriette von Pogwisch war erst seit drei Jahren zur Ruhe gegangen, als diese kecke Darstellung ihrer tragikomischen Hochzeit im Druck erschien, und ihre beiden Töchter lebten. Ottilie und Ulrike scheinen den Dichter zur Rede gestellt zu haben: Ottiliens Nachlaß enthält zwei Briefe Elsholtzens, die zur Vollendung unsrer Skizze nicht fehlen dürfen.

Franz von Elsholtz schreibt an Ottilie:

Wenn Ihnen, hochwohlgeborene, gnädige Frau, der hohe Grad ehrerbietiger Anhänglichkeit, wovon ich für Sie und alles, was Ihnen



Hugo Steiner-Prag: Szene aus Lenaus »Don Juan«

angehört, von jeher durchdrungen war, nur einigermaßen bekannt ist, so werden Sie die schmerzliche Bestürzung verstehn und zu würdigen wissen, wovon ich bei dem Empfange Ihrer Zeilen vom 14. d. M. mich ergriffen gefühlt. Denn wiewohl einer Mißachtung des Namens Ihrer verewigten Frau Mutter ebenso wenig fähig als schuldig, hab' ich gleichwohl, wie Ihre so unerwartete Rüge mich belehrt, der Bedachtlosigkeit mich anzuklagen, womit, bei Benutzung eines vom Grafen von Henckel in seinen »Denkwürdigkeiten« erzählten Charakterzuges des höchstseligen Prinzen Heinrich von Preußen, die Namen der Teilnehmer an diesem ebenso harmlosen als originellen Stück Geschichte von mir, ganz der Henckelschen Mitteilung getreu, beibehalten wurden, in der, wie mir schien, ganz natürlichen Meinung, daß, durch die erhabene Gemeinschaft sowohl als auch durch die Sache selbst, jedem etwaigen Bedenken hinreichend begegnet sei.

Sollten jedoch Sie, meine gnädige Frau, als zunächst Beteiligte, auch nach eigner Kenntnisnahme des zu diesem Zweck hier beigefügten Stückes, dieser Meinung nicht beitreten, so erklär' ich hierdurch zu jeder beliebigen Genugtuung gern mich bereit und will, da leider das Werk seit Monaten schon im Buchhandel, die gänzliche Unterdrückung daher nicht mehr in meiner Macht ist, wenigstens durch einen Aufruf an die zur Darstellung etwa geneigten Theaterverwaltungen für Beseitigung der betreffenden Namen besorgt sein, in der Hoffnung, durch Ihr Gerechtigkeitsgefühl wenn nicht von Unbesonnenheit, doch gewiß von unlautrer Absicht mich freigesprochen, ja vielleicht das frühere, unschätzbare Wohlwollen mir erhalten zu sehn, worauf den höchsten Wert zu legen nie aufgehört hat, hochverehrte gnädige Frau, Ihr untertäniger

F. von Elsholtz.

Zu gleicher Zeit wendet er sich mit einem ähnlichen Schreiben an Ulrike von Pogwisch.

Wir dürfen annehmen, daß sich die erzürnten Schwestern bei diesen Erklärungen beruhigt haben; ist ja doch auch das Stück kaum in weiterem Kreise bekannt geworden. Auf die Bretter ist es jedenfalls nicht gelangt; ihm verwehrte den Zugang zur Bühne schon jene alte preußische Bestimmung, nach der dramatische Erzeugnisse, in denen Angehörige des Herrscherhauses auftraten, von der Aufführung ausgeschlossen blieben. Vor uns aber erhebt sich eine Frage von grundsätzlicher Bedeutung: wie weit es dem Dichter erlaubt sein mag, die Schicksale lebender Privatpersonen, die Ereignisse unmittelbarer bürgerlicher Gegenwart für sich und seine Zwecke zu nutzen. Wir reden nicht von den »psychologischen« Feuilletons, zu denen sensationslüsterne Journalisten das lebendige Fleisch und Blut eines unglücklichen Zeitgenossen verarbeiten, nicht von den famosen Schlüsselromanen, die zudringlicher Neugier ein scharf gewürztes Futter geben; aber eine Menge andrer Fälle drängt heran: Goethe und der Tod des jungen Jerusalem, Hebbel und der Diebstahl des Tischlersohnes Schwarz, Spielhagen und die politischen und verliebten Irrwege der Kinkel und Lassalle. Hat die Selbstherrlichkeit des Künstlers nirgendwo eine Grenze? Und ist auch dem geringeren Talente zu tun erlaubt, was sich das Genie vermöge der Kraft adelnder Kunst verstatten darf? Es möchte auch hier, wie bei allen Offenbarungen höheren Lebens, der sittliche Geist, aus dem ein Werk heraus geboren ist, allen Übergriffen und Eigenmächtigkeiten letzte Instanz innerer Berechtigung sein, Nährboden und Maßstab zugleich, und der kleine Franz von Elsholtz, dem es auf seine Weise ernst um die Kunst gewesen ist, darf Billigung seines sorglosen Verfahrens erhoffen.



Tiere

Wo sagt noch einer „Bruder" zum Getier?
Wer weiß es noch in reiner, großer Liebe:
Euch schuf der Herr im Paradies mit mir,
Daß er mich nicht allein daraus vertriebe.

Wer fühlt noch mit dem Wolf und mit der Biene,
Dem wilden Vogel und dem Fisch im See?
Wer sieht das große Tier, und denkt nicht: Diene!
Wer kennt sein Aug'? Wem tut sein Blut noch weh?

Wer weiß es noch: Im Tier ist stummes Leiden
Und einer Sehnsucht ewige Geduld
Um jene einst geschauten lichten beiden
Im Paradies, die Menschen ohne Schuld.

Lilly Nowy

Der Garten

Von Leonhard Schrickel

Dicht vor der Stadt liegt ein schöner alter Garten, an dem die meisten Spaziergänger, wenn ein heller Sonntag sie aus der Straßen quetschender Enge hervorgelockt, den Schritt verhalten, um schnell einmal einen Blick durch die dichte Hecke oder die verwitterten Holzsäulchen der Gartentür zu werfen. Dann nicken die Neugierigen wohl befriedigt oder schütteln auch behutsam den Kopf über die seltsame Wildnis, aber alle hegen heimlich den Wunsch, den alten Garten zu besitzen oder doch einmal für ein paar Stunden darinnen zu verweilen. Indessen gehen derlei Wünsche keinem in Erfüllung, denn nie ist es einem Fremden erlaubt gewesen, den Garten zu betreten. Stets ist die Pforte verschlossen, während nach der andern Seite hin das Häuschen und eine niedrige, jedoch von wilden Stachelbeersträuchern, Jasmin und Holler hoch überwachsene Mauer den Garten abschließen. Nur die beiden Alten, die sich in langer, langer Ehe einander völlig angeähnelt haben und nun tagaus, tagein auf der altersschwarzen Eichenbank hinter dem Häuschen in der Sonne sitzen und in den stillen Garten hineinschauen, beleben die Einsamkeit.

So ist das seit je gewesen, und schon seit Jahrhunderten sitzen die beiden auf der Hausbank in der Sonne, immer dieselben — und doch nicht immer die gleichen. Die Vorüberwandelnden freilich glauben, was ihre Voreltern auch schon gemeint: daß es der Garten des ewigen Lebens sei und daß das greise Pärlein das ewige Leben lebe.

Aber in Wahrheit müssen auch die Alten im Garten sterben, so ihre Zeit gekommen; nur überleben sie gar manche Generation, weil sie oft bis an die hundert Jahre alt werden. Und immer, so will es ein ungeschriebenes Vermächtnis, das in der weitverzweigten Familie forterbt und ehrfürchtig erfüllt wird, ziehen nur die Ältesten in das Häuschen und den Garten ein, so daß auf der altersschwarzen Eichenbank immer ein schneeweißes Zwiesel in der Sonne sitzt, das sich, aller dahinfliehenden Jahrhunderte ungeachtet, gleichbleibt, während draußen vor der Hecke allsonntäglich die Leute vorüberwechseln und entwandern und alljährlich andre kommen und den Entwichenen auf dem endlosen Wege nachziehen ins Ungewisse.

So sind denn die Alten im Garten wahrhaftig das Beständige, das ewige Leben, und draußen vor der Hecke rauscht das ewig Wechselnde, schreitet und waltet der Tod. Noch ehe die Stadt mit ihren Mauern von Kaiser Heinrich dem Ersten gegründet worden, hat der Garten sich in der Sonne gebreitet, während vor seiner Pforte ein finsterer Wald gerauscht, wer weiß, wie viele Jahrhunderte hindurch, bis eines Tags Fremde kamen, die, nun auch schon längst zu Staub geworden und verweht, den Forst gerodet und in Ackerland verwandelt haben. Und viele, viele Geschlechter, die gingen und kamen, und kamen und gingen, spurlos entschwindend, pflügten das Feld und säten und ernteten im Wechsel des Jahres. Dann stampften andre die Saat ins Steinicht und schufen eine Straße, auf der einsame Handwerksburschen aller gerechten Zünfte, Mönche und lärmende Heerhaufen mit Wagen und Pferden, Jahre und Jahrhunderte dahinwanderten, alle am Garten vorüber und alle ohne Wiederkehr.

So wissen es die Alten auf der Bank am Hause und nicht anders. So erzählen sie es sich immer von neuem, einer dem andern, wie sie's von ihren Vätern und Vorvätern gehört. Immer sind's dieselben Geschichten und sind doch immer neue. Denn immer leben die Lebenden das Leben aller, die vor ihnen auf derselben Bank in derselben Sonne im Garten gesessen, und sind erfüllt vom Lebensinhalt der Gewesenen, der ganz ihr eigen geworden, ganz Gegenwart.

Eben erst ritt mitten unter seinen Grenadieren der Alte Fritz vorbei, nach Hohenfriedeberg zu, auf Leuthen los, die Schlacht zu schlagen; ritt vorüber und grüßte die beiden Alten im Garten, leutselig den Krückstock an den Hut hebend. Und knapp vor ihm fuhr einer auf einem derben Karren vorbei, auch vielerlei Soldatenvolk im Gefolge: der Schwedenkönig Gustavus Adolphus, der seinen Wagen halten ließ, um einen Blick in den Garten zu werfen.

Und wieder um ein kleines früher pilgerte ein Mönchlein barfuß und eilig durch den Staub der Straße, ein Augustiner, der gen Erfurt zog: Martinus Luther. Sprach an der Gartenpforte an und lehnte müde seine Stirn an die Stäbe, einen sehnsüch-

tigen Blick in den Frieden tuend und stumm die Alten in der Sonne grüßend.

Das alles i s t und stellt sich ihnen deutlich dar. Nur eins schwankt ungewiß vor ihren Augen in grauer Vorzeit, eh die Alten kamen, da war einmal ein j u n g e s Paar, das hat im Garten gewerkt und geschafft und abends in der letzten Sonne auf der Bank gesessen. Als aber ihr Erstling geboren worden, fing der Mann an, unstet zu werden, verlangte nach reicherem Ertrag und ansehnlicherem Besitz, nach etwas, für das er keinen Namen wußte und das er zu gewinnen doch alle Sinne und Kräfte anspannte. Nicht aber für sich begehrte er's, sondern für seinen Erstgeborenen und dessen Zukunft. So verließ er den Garten bisweilen und durchstreifte die Nähe, kehrte aber nur noch unruhiger und unzufriedener zurück, drang tief in den Wald, stieg über den Berg hinüber und irrte in der Wildnis umher, unwissend, was er suche.

Die Frau, die wohl merkte, wie seine Unrast stieg und stieg, bat ihn flehentlich, bei ihr und dem Kinde auszuharren und der eignen Scholle das Mehr abzuringen, das er draußen im Unbekannten zu gewinnen trachtete — umsonst. Sie klammerte sich an ihn in wilder Angst und streckte ihm beschwörend das weinende Knäblein entgegen, maßen ihr schien, daß es Sünde sei und Vergehen, aus dem Garten zu weichen, um draußen im ungewissen köstlicheren Gewinn zu suchen, und weil ihre Seele jählings erfüllt war von der würgenden Sorge, daß die Sünde des Vaters könnte heimgesucht werden an seinem Sohne. Vergebens umklammerte sie seine Füße und schrie zu dem Davonstrebenden empor, alles, was in ihr wühlte und sie qualvoll marterte, lag demütig vor ihm im Staube, hingekrümmt wie ein getretener Wurm. Finster und von seinem Dämon angepeitscht, schritt er über sie hinweg, stieg an den Fluß und folgte den heimatlosen Wellen in die Ferne ...

Tage verrannen. Und wie sie auch stand und über die Hecke schaute, er kehrte nicht wieder. Sie aber trug schwer an der Last ihrer blutenden Liebe und ihres nagenden Leids um den Mann und schwerer noch an der Sorge um ihren Erstling, am schwersten aber an dem Kind unter ihrem Herzen.

Und Monde vergingen und Jahre; ihre Augen waren stumpf geworden vom vergeblichen Spähen und wund vom Weinen. — Der Sohn wuchs heran und neben ihm die Tochter, die sie in Schmerzen geboren; der Garten aber verwilderte und verkam. Denn des Mannes kräftiger Arm fehlte, dem wuchernden Unkraut zu wehren und das Getier, das aus dem Wald herüberwechselte, zu scheuchen. So wuchsen Gram und Not und Sorge im Garten empor und schlangen sich ums Haus und verdunkelten die Sonne und erstickten schier das Leben. Verzweifelt kämpfte die Einsame dagegen an, wie ein von würgenden Schlangen umstricktes Tier. Aber wenn es ihr auch einmal gelang, die furchtbare Umklammerung zu lockern, im nächsten Augenblick ward sie und ihre Kleinen mit verdoppelter Gewalt gewürgt, bis sie wie ausgelöscht am Lager der hinsiechenden Kinder niedersank.

Da, in der höchsten Not, tat sich die Tür auf, und über die Schwelle trat der jahrelang sehnsüchtig Erwartete, der mit allen Wunden der Seele herbeigebettelte Mann. Doch statt sich an sie zu werfen in zügelloser Freude und seine Kinder mit seinem Jubel zu überströmen, blieb er an der Schwelle stehen und starrte mit dunklem Blick durchs Zwielicht her, daß ihr das Herz schier stillstand vor wehem Erschrecken. Und als er die Lippen öffnete, die er hart aufeinandergepreßt, rief er nicht ihren Namen und nicht den seines Erstgeborenen und liebkoste sie nicht mit einem Gruß, sondern herrschte sie streng und fremd an: »Wer bist du?«

Da quoll eine Flut namenlosen Jammers in ihr empor, und wie ein Schrei flog's, ohne daß die Worte ihr gehörten, über ihre Lippen: »Ich bin, was du von mir gelassen, Mann! Not und Gram, Jammer und Elend bin ich! Denn lange Jahre hab' ich gelitten um dich und gekämpft für deine Kinder; nun lieg' ich verbraucht und zerbrochen, dir unerkennbar und mir selber fremd, am Boden. Und bin doch L e b e n. Wer bist du, daß du so fragen kannst?«

»Todbringer bin ich.«

»Mann!« Sie stieß es atemlos hervor, die Augen voller Grausen und Entsetzen; riß sich vom Boden auf die Knie und frug in jagender Angst und herzzertrümmerndem Weh: »Mann?! Und zeugtest meine Kinder? Das da und das? Und kommst ...«

Sie sprach's nicht aus, was ihr das Blut im Leib erstarren machte, brach ihre Rede

jählings ab und warf sich mit ihrem schmalen, mageren Leibe schützend über die Kinder.

Der Mann aber rührte sich nicht.

»Warum denn Tod?« schrie sie auf.

»Was fragst du mich, bin ich nicht du?«

Da fuhr sie jach empor und sah sich selber vor sich stehen, verhüllt in seine Kleider und seine Gestalt.

Vergebens schloß sie die Augen vor dem Trug und focht in wilder Verzweiflung gegen den Höllenspuk, raffte das Jüngste vom Lager und schwang es wie eine Keule wider ihn, barg es aber im Schwung an ihrer Brust. Dann warf sie sich auf die Knie und schlug die Stirn hart auf den Boden. »Wer du auch bist, um dich hab' ich durch Jahr und Jahr die unzählbaren Stunden angebettelt; nach dir rief ich durch aller Tage blaue Fernen; nach dir schrie ich zu den stummen Sternen der Nächte; um dich hab' ich gelitten, bis mir das Blut in den Adern versiegte. Jetzt lieg' ich vor dir und bettle dich an: »Geh —! Geh und laß uns der Qual! Geh mit der Stunde, die dich gebracht, ins Unbekannte weiter. Fahr mit dem Fährmann, der dich über den dunklen Strom der Zeit gerudert, wieder ans andre Ufer! Hab' einen Funken Mitleid und Milde in deiner Brust! Laß uns unsrer Not!«

Aber der Mann rührte sich nicht; er blieb an der Schwelle reglos stehen und schaute die Frau mit Blicken, die wie aus nachtumschwelten Fernen kamen, schweigend an.

Da hob sie sich vom Boden und warf die Stirn auf. »Du hast kein Recht mehr in dem Haus! Kein Recht im Garten! Du ließest uns allein so viele Jahre und schlossest uns mit Not und Pein und allem Erdenjammer ein. Jetzt sind sie unser, Not und Leid und Qual, und unser ist das morsche Haus, erfüllt bis an den First mit unserm Stöhnen; und unser ist der Garten, den wir mit Tränen netzten, daß nun die Disteln baumhoch stehen. Du hast kein Recht mehr hier, drum geh! Ich fordere, daß du gehst! Ich will's!« Und hob die Hand und wies ihn aus der Tür; und hob die Faust und drohte ihm, das blasse Gesicht in Haß und Wut verzerrt. Umsonst. Da riß sie alle Kraft der Seele und ihres müden Leibes mit Macht zusammen und erbot sich, überflutet von namenloser Angst um ihre Kleinen, verzweifelt, weil sie ratlos stand und wehrlos, mit ihm zu gehen, wohin er wolle, nur fort von den Kindern, daß sie nicht sterben müßten.

Aber auch darauf blieb er ihr die Antwort schuldig und rührte sich nicht. Da umfing sie ihn mit schmeichelnden Armen und liebkoste ihn mit bleichen Wangen und flüsterte ihm Liebes zu so viel, wie sie nur immer ersinnen konnte, und zog ihn leise mit sich fort. Doch eh' er, sanft von ihr genötigt, den Fuß zum zweiten Schritt gehoben, sank er schwer zu Boden, gleichsam erschöpft vom jahrelangen Wandern. Sie aber, von höher auflodernder Angst und rasenderer Not mit übermenschlicher Kraft begabt, lud ihn sich auf den Rücken. Alsdann schleppte sie ihn hastig auf wankenden Knien fort, der grausamen Last schier erliegend. Als sie in den Garten trat, schlangen sich tausend Ranken um ihre Füße, und hundert Dornen hakten sich in ihr Gewand, die Äste der Bäume schlugen ihr ins Gesicht, und mühsam nur und langsam kämpfte sie sich vorwärts. Da sie aber endlich an der Schwelle stand, schienen Tür und Pfosten zusammengewachsen, war's, weil die Pforte unausdenkbar lange nicht geöffnet worden oder daß sie ihr wehren wollte, den Tod aus dem Garten zu bannen? Betroffen zauderte sie einen halben Augenblick, Atem schöpfend nach dem fürchterlichen Gang. Da klang es in die Stille, als spräch's der stumme Mann: »Bin ich nicht du —?« Und aufgepeitscht warf sie sich mit der ganzen Wucht des Körpers gegen das hölzerne Pförtlein, das krachend aufsprang und ihr den Weg ins Draußen freigab. Nun ging es schnell voran, als ob die Last ihr leichter geworden und der Weg geebnet sei. So ward der Wald bald erreicht. Jetzt war es aber auch mit ihrer Kraft zu Ende. Wie von der Axt gefällt, brach sie unter ihrer schweren Tracht zu Boden. Stumm lag der Mann im Gras, wie tot. Kein Atem mehr flog über seine Lippen, sein Herz stand still. Da riß es sie empor mit unerklärlicher Gewalt. Nach Hause! Sie stand, den Weg vor sich. Da drüben lag der Garten mit den Kindern. Noch einen Blick, ängstlich forschend, auf den Leblosen, dann ... Doch als sie nun den Blick vorauseilen ließ, hinüber zur offenstehenden Pforte, überlief sie ein Schaudern, und als sie den Fuß anheben wollte zum Schreiten, versagte er sich ihr.





Hugo Steiner-Prag: Zu Goethes »Stella«

»Bin ich nicht du —?« Wieder klang es in die Stille ihres Zauderns und war wiederum ihres Mannes Stimme, der sie voreinst in trunkener Seligkeit gelauscht, so tausend tausendmal; die Stimme dessen, dem sie selber es stummverzückten Mundes anbetend gestanden: »Bin ich nicht du —?« Doch damals ging's ihr heiß vom Herzen und kam aus glüher Seele — jetzt griff sie's an mit eisigkalten Händen und würgte sie erbarmungslos. Da wehrte sie sich denn mit aller Macht: »Ich du? So bin ich's nie gewesen! Nie! Nie! Nie! Was habe ich mit dir zu schaffen, Tod? Ich bin das Leben, fühl' ich! Ich habe Kinder geboren! Habe Leben gegeben, nicht Tod!«

Und mit übermenschlicher Kraft riß sie sich los und stürzte auf den Heimweg, ihren Kleinen zu, die im Garten ihrer harrten und nach ihr schrien; lief wie eine gehetzte Hindin, strauchelte, fiel, raffte sich auf und brach in die Knie, denn jeder Grashalm am Boden stand wider sie, und die Erde unter ihrem Fuße war ihr feind. Doch immer von neuem gewaltigte sie sich auf und kämpfte sich einen Schritt weiter, denn ihre Kinder schrien nach ihr, und ihr Blut schrie wild nach ihren Kleinen.

Doch alles übergellte das fürchterliche »Bin ich nicht du?«, das riesenhaft, die Faust an ihrer Kehle, vor ihr stand und mit ihr rang, um ihr das Eingeständnis abzupressen, daß sie, des Mannes andres Ich, den Kindern nicht nur eitel Leben, sondern auch Tod heimtrug in den Garten. Sie aber biß die Zähne in die Lippen und schwieg und kämpfte sich, da ihr die Kraft, sich loszumachen und hochzurichten, fehlte, auf den Knien weiter, fußbreit um fußbreit, dabei die Fingernägel in die Erde schlagend, denn ihre Kinder schrien nach ihr und ihrer Liebe. Und so gelang's nach ungeheurem Kampf: sie lag, festgeklammert an der Schwelle, vor der offenen Pforte — der Bedränger wich.

Eratmend stemmte sie sich nun am Pfosten ein wenig in die Höhe und sah die beiden Kleinen in der Sonne spielen ... Und tausend Stimmen jauchzten in ihr auf: »Eile! Eile!« — und zehnmal tausend Stimmen dröhnten dagegen: »Flieh!« Zehntausend Hände rissen sie vom Boden ihren Kindern zu — und zehnmal zehntausend Hände stießen sie zurück. Und so hinundhergerissen wand sie sich in namenloser Qual, schrie wie gepeitscht von ihrer Sehnsucht nach den Kindern in der Sonne und schrie noch wilder unter ihrer Angst vor ihres Begehrens Erfüllung. Und endlich bäumte sich ihr Leib als wie im Krampfe auf, die Hände hoben sich in unverwindlichem Verlangen, und aus ihrem Innersten brüllte ein Tier — denn menschlich klang's nicht mehr —, dann wich sie taumelnd einen halben Schritt zurück, kämpfte sich, den Blick noch immer sehnend auf den Kleinen, einen Fußbreit rückwärts, und plötzlich jagte sie blindlings davon ...

Die Kinder aber wuchsen auf, gediehen, reiften, alterten ...

Seitdem sitzt das greise Pärlein, vor dessen Augen dieses Ehegestern undeutlich schwankt, still in der Sonne, seitdem wohnt im Garten das ewige Leben, und draußen vor der Hecke waltet der vielgestaltige Tod. So wissen's die Alten auf der Eichenbank, nicht anders; so meinen's auch die Leute, die, vom heiteren Sonntag aus der Straßen Enge hervorgelockt, am Garten stehenbleiben, durch die Hecke lugen voll Verlangen oder sehnsüchtig durch die Holzsäulchen der Gartenpforte spähen. Und wenn doch einmal einer über die Hecke herüberlacht: »Bin ich nicht du?« und also vielleicht wähnt, er sei das Leben selber, so ist er doch nur Tod — wie alle Wanderer da draußen ...

Denn ist der große Friedrich, der da immer wieder vorbeireitet und herübergrüßt, nicht längst vergangen und verweht? Und alle, die vor ihm da waren und immer wieder über die Hecke schauen und den Hut lüpfen, sind sie nicht längst ins Unbekannte fortgezogen? Und kehren sie den beiden Alten nicht dennoch alle wieder? Und die da kommen auf den buntbewimpelten, festlich bekränzten Kähnen der Zukunft und heraufsteigen vom Strand, um einen Blick in den Garten zu werfen und vorüberzuwallen ins Ungewisse mit ihrem Stündlein und ihrem Jahrzehnt, mit Jahrhundert und Jahrtausend, sind sie nicht schon gegenwärtig wie die Sonntagsspaziergänger und der Alte Fritz und die Reiter Kaiser Barbarossas? Ach, alles Heute ruhet still im Gestern, und alles Gestern blüht im Heute auf, und was geschehen soll, das ist — weil es gewesen.

Von Kunst und Künstlern

Edmund Steppes: Waldfrühling (vor S. 9) und Brüderlein und Schwesterlein (vor S. 17) — Hermann Groeber: Mädchen mit Tomaten (vor S. 1) — Peter Hirsch: Erste Post (vor S. 73) und Bildnis des Kardinals Faulhaber (vor S. 45) — Wilhelm Fritz: Der Klein-Glockner (vor S. 37) — Hugo Steiner-Prag: Zu Goethes »Stella« (vor S. 93; Szene aus Lenaus »Don Juan« (vor S. 89); Illustrationen zum Clavigo (S. 95) und zur Maria Magdalena (S. 96) — Detlef Sammann: Meeresbrandung im Stillen Ozean (vor S. 53) — Die Kügelgen

Meine Lehrer waren die Natur und die alten Meister, pflegt Edmund Steppes zu antworten, wenn man ihn nach den Vorbildern und Wegweisern auf seinem künstlerischen Bildungsgange fragt. Er könnte noch einen Namen, noch ein Zauberwort nennen, und würde damit die unsichtbare, aber vielleicht einflußreichste Gemütsmacht seines Schaffens treffen: das deutsche Märchen. Seinen Spuren begegnen wir im Waldfrühling, wenn das junge Mädchen, als wäre es selbst eben aus dem Winterschlummer erwacht, scheuen Fußes und zärtlichen Blickes durch die junge Blütenwelt der Waldblumen dahinschreitet, und in Brüderlein und Schwesterlein lehnt sich der Künstler, so frei er im einzelnen auch gestaltet, sogar unmittelbar an ein bekanntes Märchen der Brüder Grimm an. Brüderchen und Schwesterchen flüchteten sich vor den Nachstellungen der bösen Stiefmutter in den Wald. Sie aber, die eine Hexe war, verwandelte mit Hilfe eines Brünnleins, aus dem es trank, das Brüderchen in ein Rehkälblein. Das Schwesterchen weinte und weinte, und nachdem es drei Tage geweint, sammelte es die Binsen in dem Walde und flocht ein weiches Seil daraus. Dann band es das Rehkälblein daran und führte es mit sich. Es suchte ihm auch eine Höhle, trug Moos und Laub hinein und machte ihm ein weiches Lager; am Morgen ging es mit ihm hinaus, wo zartes Gras war, und sammelte das allerschönste, das fraß es ihm aus der Hand, und das Rehkälblein war vergnügt und spielte auf den Hügeln ... Wie aus Glas gesponnen, so zart und lieblich erscheinen in der Darstellung des deutschen Meisters die beiden Märchengestalten, zugleich aber glauben wir in seinem Bilde den ganzen geheimnisvollen Duft und Zauber des deutschen Waldes zu spüren.

Man hat auch bei Steppes versucht, ihn in eine Entwicklungslinie der Kunstgeschichte einzuordnen. Gewiß stellen sich auch vor seinen Schöpfungen verwandte Erscheinungen der deutschen Kunst ein, etwa Richter, Schwind, Karl Haider, aber im Grunde ist er doch ein durchaus Eigner und Selbständiger, und mit Recht darf er insbesondere die Abhängigkeit von allen -ismen ablehnen und seine Kunst als einen Ausfluß inneren Müssens kennzeichnen, wie es in dem folgenden, von ihm selbst für uns niedergeschriebenen ebenso bescheidenen wie stolzen Bekenntnis geschieht:

»Das Fremdwort lügt. Lüge und Vortäuschung regieren, weil das stets täuschende und sinnverschiedene Fremdwort bei uns heimisch geworden ist. In der Kunstschriftstellerei besonders stark wuchernd, hat es das Kunstverständnis verschüttet und die Liebe zur Kunst so gut wie zur leeren Redensart gemacht. Ich konnte das durch mehr als dreißig Jahre hindurch beobachten.

Der ‚Impressionismus' wollte eine Kunst sein, die objektiv sei, die alles Dichterische ablehne und allein die äußere Erscheinung der Natur nachzumalen habe. Mit diesem Vorsatz aber hatte er sich sozusagen in der Geburt selbst getötet; denn der dichterische Gehalt ist ja das Wesen jeder Kunst. Wenn es eine Kunst der Gedankenlosigkeit gäbe — der ‚Impressionismus' wäre eine solche gewesen.

Nach ihm tauchten neue Fremdlinge auf im ‚Futurismus', ‚Kubismus', ‚Dadaismus' und machten großen Lärm. Allein, als Blender erfreuten sie sich nur äußerer Erfolge — und die ewig Reine, die Kunst, blieb nach wie vor die Kunst, die sie ewig ist!

Nicht aber sollte der Lärm verhallen, und er gebar den ‚Expressionismus'. Dieser beanspruchte für sich die alte Erkenntnis, daß Kunst Ausdruck sei. Doch hätte da der ‚Expressionismus' sich nicht besser Kunst genannt? Wozu mußte er zu einem Fremdwort greifen? — Kurz, auch dieser Fremdling hatte das Unglück, nicht an die Stelle der deutschen Kunst treten zu können. Unberührt ging die Kunst durch die irre, wirre Zeit der Täuscher und Blender. Aus der tiefen Not des deutschen Volkes quillt hellklar seine Kunst hervor! Ja, aus der inneren Not der Künstlerseele entspringt sie. Aus dem Müssen eines schöpferischen Dranges; nicht aus gefälligem Wollen.

Ohne innere Bescheidenheit, ohne Reinheit der Seele wird kein Eindruck aus der Welt gefunden, der zum Ausdruck einer ewigen Kunst führen könnte. Mit andern Worten: das Kunstwerk ist die geoffenbarte Seele des Künstlers, gespiegelt in den Ausdrucksmitteln seiner Kunstart.

Und dieser Spiegel trügt nicht, vorausgesetzt, man nähert sich ihm mit der gleichen inneren Bescheidenheit und Reinheit der Seele, mit der der Künstler in die Welt blickt; dann, so meine ich, wird man Kunst wieder verstehen und von Nichtkunst trennen können. Unvollkommen freilich ist selbst das größte Kunstwerk — denn es ist Menschenwerk.«

Steppes, von Geburt ein Oberbayer, ist seit frühen Jahren in München ansässig, aber innerhalb der Münchner Kunst steht er doch noch heute als ein Einsamer da. Weit artverwandter hat sich der Schlesier Hermann Groeber in sie ein-

gefügt, dank dem Studium, das er auf der Münchner Akademie unter Gysis, Löfftz und Lindenschmitt genossen hat, dank dem Vorbild Leibl, dem er in seinen besten Arbeiten nahegekommen ist. Dazu rechnen wir vor allem seine in der Zeichnung wie in der Farbe gleich kraftvollen und gesunden Bauernbilder, also auch das hier nach dem auf der letzten Münchner Glaspalastausstellung ausgestellten Original farbig wiedergegebene »Mädchen mit Tomaten«. Schon der Titel des Bildes verrät, daß Groeber hier von koloristischen Motiven ausgegangen ist, und in der Tat ist ihm die Zusammenstimmung der das Bild beherrschenden Farben Weiß, Blau und Rot vortrefflich gelungen. Aber das Menschliche bleibt nicht dahinter zurück. Wie charakteristisch sind diese bäuerlichen Arbeiterhände gegeben, wie lebensvoll und natürlich ist der Gesichtsausdruck dieses kernigen Mädchens aus dem Volke! »Das Volk meines heimatlichen Bodens«, hat Groeber einmal gesagt, und darin liegt das ganze Programm seiner Kunst beschlossen, »male ich deshalb, weil es mich zur schlichten Wahrheit und damit auch zur Schönheit der Darstellung zwingt. ... Aus dem Wahren entsteht das Schöne und ein gutes Bild auf dem Grunde handwerklicher Kenntnisse. Bilder à la Leibl zu malen, ist nicht meine Absicht, noch weniger ihn nachzuahmen, schon weil dies unmöglich wäre. Aber mit ihm möchte ich stets gern genannt sein, was künstlerisches Fühlen und handwerkliches Können anlangt.« Auch dies neue Bild gibt, dünkt uns, die Berechtigung zu solchem Vergleich und Wunsch.

Während wir von Steppes und Groeber schon wiederholt Bilder gezeigt haben, tritt uns Peter Hirsch, gleichfalls ein Münchner, hier zum erstenmal entgegen. Sein Hauptfach ist das Bildnis, und eine ganze Anzahl weltlicher und geistlicher Würdenträger hat ihm im Vertrauen auf seine sichere Auffassungsgabe und erstaunlich rasche Arbeit gesessen. Neben seinem Papstbildnis vom vorigen Jahre, für das ihm eine Privataudienz im Vatikan gewährt wurde, ist namentlich das des Kardinals Faulhaber in München bekannt geworden. Aber auch die Landschaft, das Heiligenbild und das feinere Genre beherrscht der an der guten altmeisterlichen Überlieferung Münchens geschulte Künstler, der bei Peter Halm das Zeichnen, bei Carl Marr das Malen lernte. Mit dem Gemälde »Erste Post« glauben wir, um auf eine spätere umfassendere Veröffentlichung vorzubereiten, eine kennzeichnende Probe zumal für seine vornehme lockere und duftige Farbengebung ausgewählt zu haben. Leichtigkeit der Hand, Schmiegsamkeit des Pinsels, einschmeichelnde Wärme der Farbe — daraus entspringen die Hauptreize seiner gepflegten, durch einen rastlosen Fleiß geförderten Malerei. — Das Gebirgsbild »Der Klein-Glockner« ist die Schöpfung eines Berliner Künstlers, sogar eines geborenen Berliners, den es von seinem Sonderfach, der Architektur, früh schon zur Landschafts-, insbesondere zur Hochgebirgsmalerei hingezogen hat. Aus innerer Neigung mehr Zeichner als Maler, hat Wilhelm Fritz auch in diesem Bilde, wie in seinen altdeutschen Architekturen, märkischen Landschaften und Städtebildern, das Hauptgewicht sichtlich auf die stolzen und kühnen Umrisse des Berggipfels gelegt.



Hugo Steiner-Prag: Zu Goethes »Clavigo«

Zu den Malern gesellt sich in Hugo Steiner-Prag ein ausgesprochener Graphiker, ein reifer, bis in die feinste Nerve ausgebildeter Meister der zeichnenden Künste. Steiner, seit fünfzehn Jahren Lehrer an der Leipziger Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe, ist Österreicher von Geburt und bringt aus seiner Heimat die Vorliebe und die Begabung für zärtliche, poetische und ästhetische Stoffe mit. So ist er, dank auch seiner feinsinnigen Nachempfindung, ein höchst erfolgreicher und vielgesuchter Illustrator dichterischer Werke geworden. Wir bringen hier zunächst

ein paar dieser zu illustrativen Zwecken entworfenen Blätter, ein die süß-wehmütige Gesamtstimmung der Goethischen Dichtung wundervoll wiedergebendes Blatt zur »Stella«, eine dramatisch bewegte Szene aus Lenaus düster-romantischem »Don Juan«, eine Zeichnung zum »Clavigo« und eine zu Hebbels »Maria Magdalena« — Proben, die nur einen Vorgeschmack Steinerscher Radierkunst geben können, so kennzeichnend sie auch in jedem Strich und jeder Tönung schon für seine noble und delikate Art sind. Die Leser werden gebeten, sie als Vorboten eines größeren Aufsatzes zu nehmen, der in Vorbereitung ist und sich angelegen sein lassen wird, auch den selbständigen Schöpfungen Steiners gerecht zu werden.

Das farbige Kunstblatt »Meeresbrandung im Stillen Ozean« von Detlef Sammann begleitet den Aufsatz »Kalifornien« von Rendtorff und findet dort aus der Feder eines gründlichen Kenners des Landes und seiner atmosphärischen Schönheiten die verdiente Würdigung.

Enger als in andern Kulturen ist in der unsrigen die bildende Kunst mit dem Gemütsleben des Volkes verbunden, mit seinen Sagen, Märchen und Liedern, aber auch mit den Sorgen und Freuden des bürgerlichen Alltags. Man denke nur an Richter, Schwind und Thoma! Aber auch zur Sitten- und Seelengeschichte haben unsre Maler und Zeichner, zumal wenn ihnen zu der Kunst des Bildes auch die des Wortes verliehen war, vielfach Bemerkenswertes beigetragen. Fast mehr noch als die bildende Kunst selber würde unsre allgemeine Kultur- und Gesellschaftsgeschichte verlieren, wenn die Zeichnungen und Gemälde Menzels verlorengingen, und der Name Kügelgen würde weit eher verblassen, wenn ihm das eine Buch »Jugenderinnerungen eines alten Mannes« genommen würde, statt all der vielen Gemälde, die unter dem Namen des Vaters Gerhard von Kügelgen, seines Bruders Karl, seines Sohnes Wilhelm und der übrigen fünf Künstler der Familie gehen.



Hugo Steiner-Prag: Zu Hebbels »Maria Magdalena«

Dennoch lohnt es sich wohl, sich mit dieser Künstlerdynastie näher zu beschäftigen. Wenn es auch nur Kleinfürsten im Reiche der Malerei waren, so waren doch Menschen von reichem Innenleben, tiefgewurzeltem Traditionsbewußtsein und feinem Geschmack darunter, und fast alle zeigen sich mit dem Leben und Streben ihrer Zeit, ihrer Heimat und ihrer Standesgenossen in einer Weise verknüpft, daß da, wo der unmittelbare Kunstwert versagt, der Kulturwert oder die Zeitbedeutsamkeit dafür eintritt. Das macht ein Buch, wie es Leo von Kügelgen über Gerhard von Kügelgen und die andern sieben Künstler der Familie geschrieben und jetzt in der dritten, vollständig umgearbeiteten und erweiterten Auflage (Stuttgart, Chr. Belser) mit 160 Abbildungen ausgestattet hat, noch heute so reizvoll, reizvoller als manch andres, das in weit höhere Regionen der Kunst hinaufklimmt. Stellt Gerhard mit seinen allegorischen, mythologischen und biblischen Kompositionen, mit seinen Bildnissen aus der zeitgenössischen hohen Gesellschaft und der Weimarer Geistesblüte ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Klassizismus und der Romantik dar, so hat uns sein Zwillingsbruder Karl in seinen Ansichten aus der Krim und aus Finnland, von Reval und Umgebung die zweite Heimat der Familie gemalt, Wilhelm, der »alte Mann«, in einem meisterhaften Selbstbildnis zu den »Erinnerungen« auch die äußere Erscheinung dieses ebenso warmherzigen wie lebens- und menschenkundigen Erzählers überliefert. Und so wahrt sich jeder einzelne der Kügelgen und Kraus — Theodor Kraus (geboren 1860) ist durch seine Mutter Sally, geb. Kügelgen, ein Enkel Gerhards, Gerhard Kraus (1871—1910) war Theodors Stiefbruder — seine Eigenart, die doch wiederum ihre Fühler nach den künstlerischen Familienüberlieferungen ausstreckt. F. D.



Szenische Architektur aus dem 17. Jahrhundert

Aus den »Denkmälern des Theaters«. (Verlag R. Piper & Co., München)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Luigi Pirandello: Sechs Personen suchen einen Autor — Hans Kaltnecker: Die Schwester — Karl Sternheim: 1913 — Alfred Brust: Südseespiel — Eugene O'Neill: Unterm karibischen Mond — Jlga Surgutschew: Herbstliche Geigen — Allerlei Schaum und Hefe — Waldemar Müller-Eberhart: Maria von Gatschina — Denkmäler des Theaters

Ein neuer Stern ist am dramatischen Himmelszelt aufgegangen. Gesichtet wurde er zuerst auf Sizilien, dann in Mailand, vor etwa fünf Jahren; jetzt kennt und nennt ihn schon ganz Europa und ein gut Teil von Amerika. Er heißt **Luigi Pirandello** und muß schon eine ganze Weile — nach menschlichen Zahlenbegriffen gerechnet — unentdeckt seine Bahn gegangen sein, denn er ist heute fast ein Sechziger und war über fünfundfünfzig, als in Italien sein erstes Stück aufgeführt und alsbald in einem regelrechten Theaterskandal begraben wurde. Die Italiener sind nun mal in erotischen Dingen weit empfindlicher als wir, und in diesem Zweiakter »Pensaci, Giacominoi!« (von dem deutschen Übersetzer Harry Kahn »Hänschen, hüte dich!« getauft) handelte es sich sogar um das in die unmittelbare realistische Gegenwart verpflanzte Liebesverhältnis eines betagten Landschulmeisters zu der Tochter seines Pedells, die trotz ihres zarten Alters von einem Schüler schon ein Kind erwartet und zudem von dem schrulligen Alten weniger aus menschlicher Güte und Schutzfreundlichkeit als aus Trotz und Bosheit gegen den Staat geheiratet wird, um dem öffentlichen Säckel eine langjährige Pensionspflicht aufzubürden. Die eigentümliche, in Italien bisher unerhörte Mischung von großherziger Menschlichkeit, kleinbürgerlicher Gesellschaftskritik und weltentrückter Romantik, die schon dies erste Stück des Sizilianers kennzeichnete und ihn daheim in den Geruch einer literarischen Deutschfreundlichkeit brachte — hatte er doch in Bonn mehrere Semester studiert —, kehrte in einem seiner nächsten Stücke, der gleichfalls ins Deutsche übersetzten und bei uns auch schon gespielten dreiaktigen Parabel »Così è se vi pare« (»So ist es — ist es so?«; vgl. die Dramatische Rundschau des Junihefts 1924), in verstärktem Maße wieder. Auch hier taucht aus dem wilden Chaos, hinter dessen Maske wir alle uns bewegen, schicksalhaft jene zweite scheinhafte Welt auf, die vielleicht gegenüber der »wirklichen« des Alltags die wahrhafte und ursprüngliche ist. In Pirandellos neueren Stücken, und gerade deshalb scheinen sie in Amerika so viel Zulauf zu finden, vertieft und vervielfältigt sich diese mystische Romantik noch: Bilderfiguren treten aus ihrem Rahmen, Bühnengestalten stellen ihren Schöpfer zur Rede, Theater und Leben, Schein und Wirklichkeit geraten sich in die Haare, die Verlorenheit unsrer Welt zwischen tausend fremden, die wir nur dunkel ahnen, die Einsamkeit des Menschen zwischen seinesgleichen, die Unbeteiligtheit des Schöpfers und wiederum die Gottverlassenheit seiner Geschöpfe — alles das, teils in tragischem, teils in

humoristisch-ironischem Lichte dargestellt, nähert den jetzt in Rom amtierenden Gymnasialprofessor unsern deutschen Romantikern und ein wenig auch unsern mittelalterlichen Mystikern.

So waren wir auf die Weltanschauung, den Stil und die dramatische Technik Pirandellos schon einigermaßen vorbereitet, als uns in der Reinhardtischen »Komödie« sein neuestes Stück »Sechs Personen suchen einen Autor« begegnete. Dennoch gab es eine gelinde Überraschung, als wir uns beim Betreten des Theaters statt des Vorhangs der offenen Bühne gegenüber sahen, die mit allerlei Probengerätschaften besetzt war und uns bis herab zum Souffleur und hinauf zum Beleuchter ihren sonst wohlweislich verborgen gehaltenen technischen Apparat sehen ließ. Nun wußten wir: hier sollte die Vermischung und Durchkreuzung von Illusion und Wirklichkeit, von Theater und Leben, sollte die Entzauberung der Kunstsphäre und das Blendwerk der sogenannten Realität bis zum Extrem getrieben werden; über all dem aber werde Jovis Schoßkind, die Phantasie, ihr selbstherrliches Zepter schwingen. Pirandello selbst macht in einer das Stück begleitenden Plauderei dieser »jungen reizenden, oft etwas übermütigen und spottlustigen Gehilfin« seine Reverenz. »Es unterhält sie,« sagt er, »mir die unzufriedensten Leute der Welt ins Haus zu schleppen, damit ich aus ihnen Novellen, Romane und Stücke mache: Männer, Frauen, Kinder, die in seltsame und schwierige Dinge verwickelt sind, aus denen sie keinen Ausweg finden können. Ihre Pläne sind durchkreuzt worden, ihre Hoffnungen enttäuscht, und es ist oft wirklich schwer, mit ihnen auszukommen.« Diese kleine Gehilfin Phantasie nun hatte eines Tags die »unglückselige Laune«, ihm eine ganze Familie ins Haus zu führen, aus der er nach ihrer Meinung den Stoff für eine Dichtung schöpfen sollte: einen Mann so um die Fünfzig, in schwarzem Jackett und hellem Beinkleid, von finsterem Aussehen und mit Augen, die von verhaltenen Wünschen trüb waren; eine arme Mutter in Witwentracht, die an einer Hand ein vierjähriges Mädchen hielt, an der andern einen Knaben von wenig mehr als zehn Jahren; ein dreistes frühreifes junges Mädchen, auch schwarz, aber mit einem herausfordernden und zweideutigen Luxus gekleidet, voll Haß und beißender Verachtung gegen den lüsternen Alten, wie auch gegen einen jungen Menschen von ungefähr zwanzig Jahren, der sich von den andern abseits hält und in sich selbst verschließt, als ob er sie alle verachte. Kurz und gut, die sechs Personen, wie man sie jetzt — mitten in die Theaterprobe zu einem Ehebruchsstück, wie es scheint — auf die Bühne kommen sieht. »Und einmal der eine, einmal der andre,« fährt der Verfasser fort, »aber auch oft einer den andern überschreiend fingen sie an, mir ihre traurigen Schicksale vorzutragen; jeder rief mir seine Beweggründe zu, schleuderte mir seine wirren Leidenschaften an den Kopf, so ungefähr, wie sie's in meinem Stück dem unseligen Theaterdirektor gegenüber tun.«



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

»Sechs Personen suchen einen Autor« von L. Pirandello

Damit ist das »Stück, das — gemacht werden soll« — so der Untertitel des Werkes — eigentlich schon auf dem Marsche. Die sechs Personen suchen, heischen, fordern stürmisch einen Autor, einen Gestalter ihrer Leiden, Qualen und Bedrängnisse und glauben, dafür auf der Bühne, die doch das menschliche Leben in all seinen Erscheinungen darstellen soll, vor die rechte Schmiede gekommen zu sein. Der Direktor, anfangs unwirsch und empört über die Berufsstörung, wird durch das seltsame Gebaren der sechs gepackt und erwarmt allmählich an ihren sich in hingeschleuderten Fetzen offenbarenden Schicksalen. Gut, mögen sie mit- und gegeneinander ihre Erlebnisse dramatisch vortragen; der Mann im Kasten wird nachschreiben, was sie vorbringen, und die Schauspieler werden es hernach in bühnengerechte Form gießen. Sie versuchen's. Zunächst Vater und Stieftochter in einer Szene, die sie als gefälliges Dirnchen,



Aufn. Zander & Labisch Berlin

»Charleys Tante« mit Werner Krauß in der Titelrolle (Mitte)

ihn vor ihr in der Beschämung des alternden Lüstlings zeigt, der seine Freuden außerhalb der Ehe sucht — genau, wie es die beiden in Wirklichkeit miteinander erlebt haben. Aber ach! wie kitschig, wie komisch, wie lächerlich wirkt das hier auf den Brettern, was im Leben so furchtbar ernst, so erschütternd und tragisch war! Die Schauspieler lachen und gehen, nachdem auch sie in Feuer gekommen, unter der Anleitung des Direktors alsbald ans Bessermachen. Aber die routinierte Art, wie sie's anstellen, schelten nun wieder die Personen, die es erlebt haben, matt, gekünstelt und verfälscht, um ihnen jeden Augenblick mit dem flammenden Eifer ihres Besserwissens ins Konzept zu fahren. So geht das weiter; unaufhörlich, immer hitziger, erregter und erregender kreuzen Wirklichkeit und Wirklichkeitsnachahmung, Kunst und Leben die Klingen und entblößen sich in diesem Duell bis auf Haut und Eingeweide. Bis endlich, nachdem auch die Mutter und der älteste Sohn ein Teil ihres lange krampfhaft niedergepreßten Elends und Kummers aus der Brust gewürgt haben, der kleine Zehnjährige, verwirrt oder angeekelt durch diesen Inzest des Spiels mit dem Ernst, sein Taschenrevolverchen zur Mordwaffe macht und sich vor Vater und Mutter, Schwester und Bruder im Blute wälzt. Da fallen Illusion und Realität, für eine Weile ins unnatürliche Brautbett gezwungen, in ihre alte Feindschaft zurück, und der Rest ist Jammern und Wehklagen bei der geschlagenen Familie, Ernüchterung und Katzenjammer bei den Schauspielern.

Das Stück erinnert zuweilen an gewisse Literaturkomödien unsrer Romantiker, etwa an Tiecks »Gestiefelten Kater«, oder auch an Schnitzlers »Grünen Kakadu«, wo auch aus dem Spiel plötzlich blutiger Ernst wird. Aber es bringt doch tiefer. Hinter den skeptisch-ironischen Plänkeleien zwischen Schein und Wahrheit, hinter diesem Gemisch von Tragischem und Komischem, wobei der Verfasser seine eigne Person mit Selbstpersiflage nicht schont, tun sich Blicke in die Tragik unsrer Menschlichkeit auf, die der Spieltrieb der Romantik versäumte, schon weil ihr die unerbittliche Sonde der Psychologie noch abging, die uns die Wissenschaft und das selbstquälerische Grübeln über uns selbst in die Hand gegeben hat. Auch die Philosophie, der Drang nach der Erkenntnis des Lebenssinnes ist hier ungleich reger. Pirandello selbst rechnet sich zu den »Autoren von philosophischem Charakter«. Den letzten, tiefsten und dauernden Sinn seines Werkes sieht er in dem uns überall umgebenden grausamen Konflikt zwischen dem Leben und der Form. »Das Leben, das, um zu bestehen, sich in unsre Körperform bannt, tötet nach und nach seine Form. ... Alles, was lebt,

hat Form, und deshalb muß es sterben; auch das Kunstwerk, das für immer lebt, stirbt, insoweit es Form ist.«

Möglich oder sogar wahrscheinlich, daß uns dies Stück des Italieners nicht allzu lange nachgeht, nichts dauernd Fruchtbares in uns wirkt. Dafür ist zu viel Spiel in ihm, und die dunkle, doppelzüngige Tragödie der sechs Familienglieder fügt sich vor unsern Augen und Seelen nicht klar, plastisch und ergreifend genug zusammen. Aber mag auch Bernard Shaw, wie er's gern einmal tut, arg übertreiben, wenn er sagt, dies Stück sei das originellste und stärkste Werk des antiken und modernen Theaters aller Nationen, das müssen auch wir deutschen Kritiker neidlos gestehen: solange wir davorsitzen, hat uns seit langem keine zeitgenössische dramatische Schöpfung so gepackt, so angespannt geistig unterhalten und innerlich beschäftigt wie dieses »Stück, das — erst gemacht werden soll«. Es ist, wenn auch aus andern Sphären kommend und mit andern Mitteln bezwungen, etwas von dem erhabenen Einssein des Tragischen und Komischen im Weltsinn darin, das Shakespeare hat. Und wenn man es zwischen den Bühnenbildern Hermann Krehans in einer so meisterhaften, von der überlegenen Regie Max Reinhardts geleiteten Darstellung sieht, wie in der »Komödie«, mit Max Gülstorff als Vater, Lucie Höflich als Mutter und Max Pallenberg als Theaterdirektor, so bucht man in seiner dankbaren Erinnerung neben dem dramatischen auch einen dramaturgischen und schauspielerischen Gewinn seltener Art.

Nur eine von den neuen dramatischen Erscheinungen des Jahresausgangs darf sich in die Nachbarschaft des Italieners wagen: Hans Kaltneckers Mysterium »Die Schwester«, obgleich es uns zunächst nur in einer dem Theaterrecht abgetrotzten überhasteten Aufführung einer ehrgeizigen Theaterdiva mit zum Teil unzulänglichen Schauspielkräften dargeboten wurde. Die Tragödie einer von gleichgeschlechtlicher Liebesleidenschaft Gezeichneten, ist diese Dichtung eines Dreiundzwanzigjährigen, der mit ihrem letzten Hauch auch sein Leben ausgehaucht hat, trotz ihres gefährlichen Vorwurfs, trotz ihrer offensichtlichen Abhängigkeit von Sternheim, Hasenclever und Wedekind weit entfernt von jeder auftrumpfenden und herausfordernden Sensationsmache, vielmehr erfüllt von einem heiligen, schicksalbewußten Ernst und einem jungfeurigen Glauben an die menschliche Erlösungsmöglichkeit. Wir werden auf dies Werk des der Kunst so früh entrissenen Wiener Dichters noch zurückkommen müssen, sobald es uns in einer besser vorbereiteten Aufführung wieder begegnet, woran kaum zu zweifeln ist.

Eine recht fragwürdige Figur machte, bei seinem Wiedererscheinen in den Kammerspielen nach vier oder fünf Jahren, Karl Sternheims Schauspiel »1913«. Als es zuerst hervortrat, konnte sich dies schon vor dem Kriege geschriebene Stück wohl als eine Art tragisch-satirische Prophetie jener »Götterdämmerung« gerieren, der der snobistisch infizierte kapitalistische Machthunger entgegenging, und das menschliche Bedürfnis, für unser Unglück einen Schuldigen zu erkennen, sei's auch Fleisch von unserm Fleisch, mochte für Schmerz und Groll der Stunde eine gewisse Entladung darin finden. Heute wissen wir, daß sich die »Schuld« — wenn das Wort bei einem fast die ganze Welt ergreifenden Schicksal überhaupt am Platze ist — weit allgemeiner und neutraler verteilt, und daß es von dem symbolischen Schlagfluß, durch den das übermästete Großkapital und Unternehmertum in Gestalt des Freiherrn Christian Maske von Buchow Exz. in den Sand gestreckt wird, ein zu nicht geringeren Gewinnen und nicht edleren Ausschweifungen führendes Wiederaufstehen gab. Wozu also das abgedampfte Gericht abermals auftragen? Die Zeitsatire ist stumpf, platt und schal geworden; die Familienaffäre, die mühsam und schleppend die Treppe zu der »großen« Explosionsszene zwischen Vater und Tochter hinaufkeucht, hat nicht einmal die Farbe, geschweige denn das Blut des Lebens; der jugendliche Zukunftsidealismus, der schemenhaft durch das Stück hindurchhuscht, ist zur klingenden Schelle geworden. Wozu also die Wiederkehr? Nur, weil Sternheim selbst sich als Spielleiter, seine Tochter Thea sich als Ausstattungskünstlerin präsentieren wollte? Oder gar, weil statt Bassermanns dürrem und ausgemergeltem Maske von 1920 Albert Steinrück nun einmal den bidnackigen, kurzatmigen und verfetteten hinstellen sollte? Welch armselige Motive für den Aufbau eines Spielplans auf »führender« Bühne!

Aber weshalb sich wundern, wendet man heutzutage doch sogar eine »literarische Matinee« an zwei so flüchtige und unfertige dramatische Skizzen, wie Alfred Brusts »Südseespiel« und Eugene G. O'Neills »Unterm karibischen Mond« — noch dazu in einem Volkstheater, das der großen Masse der Genießenden nahrhaftes Brot der Kunst bieten sollte. Brusts Einakter ist ein schwül-tropisches Liebesspiel, wie durchglüht von dem Rausch der Geschlechter und ihrer Paarung. Der Kampf geht um die schöne Tipetepak, die bei der Manneswahl den Falschen erwischt hat und nun mit Herzensgram, Schlägen und Kindesopferung bitter dafür büßen muß, bis sie mit dem wahrhaft Geliebten, dem Vater ihres Kindes, zur Küste emporsteigt, um das verfehlte Glück in fernem Lande zu suchen. Gewiß, es ist Südseeluft in dem Spiel, etwas von der pflanzenartigen Naturhaftigkeit jener Breiten, wo die Notwendigkeit die Moral vertritt. Weiter aber auch nichts: weder Seele noch Gehalt noch dramatisches Leben.

Bewegter geht es bei dem nun schon mit mehreren Stücken bei uns eingebürgerten Amerikaner

zu. Aber auch O'Neill bietet nur eine dramatische Studie, ein Glied aus einem Ring von Meerstücken, die in Amerika an einem Abend gespielt werden. Grölende, faulenzende, sich zankende und raufende, nach Rum und Weiberfleisch lechzende Matrosen auf einem stilliegenden Dampfer unter dem blauen Licht des tropischen Mondes. Aus dem Tumult plötzlich die Stimme eines einsamen, nach verlorener heimatlicher Liebe schluchzenden Menschen, den das jüngste der an Bord gekommenen westindischen Negermädchen vergebens zu trösten sucht. Darüber auch hier der Zauberhauch der fremdländischen Atmosphäre, magisches Licht, geheimnisvolle Landschaft und unaufhörlich der eintönige schicksalsdumpfe Negergesang von der Küste. Ein reizvolles Blatt aus dem Skizzenbuche eines exotischen Landschaftsmalers, aber auch hier nichts, das tiefer in uns Wurzel schlagen könnte.

Der Gegenpol dieser amerikanischen Überlautheit liegt in Rußland. »Herbstliche Geigen« — schon der Titel klingt mehr lyrisch als dramatisch, und wie schon in den »Briefen mit ausländischen Marken«, so macht auch in diesem neuen, der Entstehung nach aber früheren Ehe- und Familienschauspiel von Ilja Surgutschew nicht die Handlung, sondern die Melodie das Stück ... Eine Frau, durch deren Haar schon die ersten Silberfäden ziehen, liebt einen in ihrem Hause freundschaftlich verkehrenden jungen Menschen. Alle Welt weiß es, die ganze Stadt spricht davon. Auch der Gatte, ein anständiger, gutmütiger Durchschnittsmensch, wie ihn die Russen, zumal die Schüler Tschechows, gern zeichnen, noch immer redlich in seine Frau verliebt und zudem unserm Mitleid durch eine Augenkrankheit empfohlen, beginnt auf einen anonymen Brief hin Verdacht zu schöpfen. Sich zu reinigen und vor sich selber zu retten, lenkt die Frau die zärtlichen Gefühle des Liebhabers auf ihre junge, kaum dem Kindesalter entwachsene Pflegetochter ab, vertauscht ihm sozusagen die herbstlichen Geigen mit der Flöte des Frühlings. Das Manöver gelingt. Die jungen Leute fangen, nach anfänglicher Kälte oder gar sittlicher Empörung, Feuer aneinander; der Gatte ahnt wohl, was da vor sich gegangen, läßt sich aber durch ein paar warme Zärtlichkeitsworte beschwichtigen. Die da leidet, duldet und opfert, ist die Frau. Sie weiß: mit dem Geliebten, der unter lustigem Schellengeläut mit der kleinen Wjera in die weite Welt reist, nimmt auch ihr Lebenssommer von ihr Abschied — wie uns das Ossip Dymow erst vor kurzem in einem gleich melancholischen Stück aus den verschwiegenen Weben der Frauenseele wehmütig hat miterleben lassen. Ach, wie ähnlich sind sich doch all diese feineren, leiseren russischen Stücke, wie sanft gleitet ihr Bogen über die Saiten unsrer Empfindung, wie fern aber bleiben sie auch dem Pulsschlag unsers tieferen Erlebens und Sehnsuchtsdranges!



Emil Schulz-Sorau: Maria von Gitschina mit dem Rubinglase. Zeichnung zur Buchausgabe des Mysteriums von Müller-Eberhart

Das Renaissancetheater, wo meistens gute und saubere Arbeit geleistet wird, spielt solche stillen Stücke mit dem ihnen angemessenen Kammerton; das Programm der »Wiedergeburt« aber, das es in seinem Namen trägt, wird damit schwerlich erfüllt.

Mich und den Leser in den Schaum und die Hefe der ausländischen, meistens französischen Amüsier- oder Kokottenstücke zu stürzen, mit denen die Berliner Bühnen jetzt wieder überschwemmt sind, fühle ich mich nicht gesonnen. Das Genre hat übrigens auch bei uns in Deutschland schon seine »Kulturen«. Ob die Verfasser sich Feydeau und Savoir oder Siegfried Geyer, Arnold-Bach und Beda-Kottow schreiben, macht für Art und Wert dieser Stücke wenig aus. Wenn aus England Brandon-Thomas' längst über den Schneider hinausgerutschter Schwank »Charleys Tante« daneben wieder auftaucht, so wirkt er wie ein Bad der Gesundheit. Besonders dann, wenn im Staatstheater Werner Krauß, vor kurzem noch ein

sternengläubiger, mit den geheimnisvollen Mächten des Jenseits schicksalseng verknüpfter Wallenstein, sich dazu herabläßt, den Babberlay und damit den in Frauenkleider gesteckten Studenten zu spielen. Thielschers Komik in dieser von ihm geschaffenen Rolle war wohl ursprünglicher; dafür ist die des Charakterspielers Krauß überlegter, treffsicherer, fast hätte ich gesagt — tiefer.

Die Zeichnung von Emil Schulz-Sorau, die wir auf S. 101 wiedergeben, möchte auf einen dramatischen Versuch aufmerksam machen, der in mehr als einer Beziehung etwas Neues darstellt. Es ist Waldemar Müller-Eberharts »Maria von Gitschina«, ein »Mysterium vom Rubinglase«, wie der Verfasser die schon vor einiger Zeit in Oberschreiberhau von Volksspielern aufgeführte und jetzt auch in Buchausgabe vorliegende Dichtung nennt (mit vier Zeichnungen; Iserverlag Dresler & Ko., Friedeberg/Queis). Der Verfasser, seit Jahren eifrig und erfolgreich um die Hebung landschaftlicher, zumal schlesischer Volks- und Heimatspiele bemüht, hat hier mit Hilfe alter sagenhafter Überlieferungen die Erfindung des Rubinglases mit der Verfolgung Marias von Gitschina, einer treuen Anhängerin ihres katholischen Glaubens, durch die Hussiten und deren Führer Graf Rüdiger zu einem religiös-mystisch ausklingenden Spiel verbunden, das volkstümlich bodenständige Elemente, insbesondere das der Schöpferfreude an tüchtiger Arbeit, und menschliches Dulden und Leiden zu heiliger Weihe- und Erlöserstimmung emporläutert. Das Buch gibt sich als Erzählung, die den Dialog statt der sonst üblichen szenarischen Bemerkungen gleich mit voller anschaulicher Handlung umrahmt — eine, wie uns scheint, recht glückliche dramaturgische Neuerung für Volksspiele, die nicht gleich den erfahrenen und berufenen Spielleiter zur Hand haben. Heinrich Weinreis hat die Musik dazu geschrieben.

Auch die Kopfleiste auf S. 97 will das Augenmerk der Leser auf eine dem Kreis des Theaters angehörende Veröffentlichung hinlenken, eine der kostbarsten und üppigsten, die der deutsche Buchhandel seit langem gewagt hat. Es sind die »Denkmäler des Theaters«, nach Originalen der Nationalbibliothek, der Albertina und verwandter Sammlungen in Wien herausgegeben von der Direktion der Nationalbibliothek bei R. Piper & Ko. in München. Sie erscheinen in vornehm ausgestatteten, von Prof. Ehmcke entworfenen Halbleinenmappen, von denen jede, eingeleitet durch einen Text, 20 bis 24 ein- oder mehrfarbige Lichtdrucktafeln enthält. Zwei dieser Mappen liegen vor. Die erste bringt von Burnacini, dem »Theatralingenieur« Leopolds I., auf 20 achtfarbigen Lichtdrucktafeln 160 Barock-Miniaturfigurinen nach Kostümen aller Länder: eine märchenhafte Entfaltung an farbigen Schmuckstoffen, aus der die zarten Ballettfigurinen des Meisters durch ihre bunte, heiter bewegte Lebendigkeit noch wieder hervorstechen. In der zweiten Mappe sind 22 ein- und mehrfarbige Lichtdrucktafeln in noch größerem Format (50 : 63 cm) vereinigt, die szenische Architekturen und Architekturphantasien nach Aquarellen, Handzeichnungen und Kupferstichen des 17. bis 19. Jahrhunderts zeigen: Aufbauten schöpferischer Einbildungskraft in Pappe und Leinwand, wie sie Stein und Eisen so grandios nie zugelassen hätten, mit einem Überreichtum an Treppen, Säulen, Bögen, Hallen, Terrassen, Wasserkünsten, der für unsre moderne Szene ins Reich der Fabel gehört. Unsre Abbildung gibt eine Probe daraus — nur ein bescheidenes Kosthäppchen von der verschwenderischen Tafel. Eine reichere, auch farbig garnierte Speisenfolge werden wir in einem späteren Hefte auftragen.



Not un Dod

„Mudder, wat is dat buten so kolt,
Mudder, Mudder, hest du kein Holt,
Kannst du den Aben nich bööten?“ —
„Ach, mien Kind, uns geiht dat so arm,
Hewwen kein Holt, dat Gott sick erbarm!
Ach, wat bün ick in Nöten!“

„Mudder, ach Mudder, mi hungert so sihr,
Mudder, sied gistern kreeg ick niks mihr,
Mudder, giww mi tau eten!“ —
„Hier, mien Kind, dat letzte Stück Brot,
Ach Herrgott, wo groot is uns' Not!
Hest du denn ganz uns vergeeten?“

„Mudding, kümmt Vadding nich wedder taurüg?
Ach, wo lang all seeg ick em nich,
Lett hei uns beid hier verdarwen?“
„Ach, mien Kind, dat is dat so graad,
Vadding is dood! Dei Dod kennt kein Gnaad,
Ach, ick wull, ick künn starwen!“

„Mudder, ach Mudder!“ — Wo schriet dat so luut
Door ut d t düstere Waater herruut!
Un nu? Isiget Swiegen!
Kolt weiht dei Wind, so düster dei Nacht,
Un dei Wellen, dei speelen so sacht
Mit twei Lieken — — twei Lieken!

Gustav Ritter-Grabow

Literarische Rundschau

Nun hat auch Gerhart Hauptmann, abhängiger von offenen und geheimen Zeitströmungen, als er selber glauben mag und seine unbedingten Bewunderer wahrhaben wollen, der augenblicklich herrschenden europäischen Mode des utopistischen Romans seinen Zoll entrichtet. Seine »Insel der Großen Mutter« (oder »Das Wunder von Ile des Dames«; Berlin, S. Fischer) reiht sich ein in den großen literarischen Archipelagus, in das Inselmeer von Romanen, das schon besät ist von Werken der Dänen Laurids Bruun und Johannes V. Jensen, der Angelsachsen Burrough und Fulman, des Deutschen Norbert Jacques und vieler andrer in- und ausländischer Schriftsteller.

Aus einem Schiffbruch im Stillen Weltmeer rettet sich auf mehreren Booten eine Gesellschaft von Frauen verschiedenster Völker und Rassen auf eine friedliche, noch unentdeckte, nie betretene, aber mit blühendsten Naturschönheiten und üppigsten Naturschätzen gesegnete Südseeinsel. Eines Dichters Traumphantasie, die Sehnsucht, der Überkultur einer übersättigten, an ihren alten Idealen irre gewordenen Gegenwart zu entfliehen, hat dieses Eiland hervorgezaubert. Ein von Schönheitsvisionen berauschter Pinsel malt Landschafts- und Menschenbilder von überirdischem Glanz, deren Umrisse sich in verklärtem Duft und Schimmer verlieren; ein in vielerlei philosophischen Systemen, Kulten und sagenhaften Glaubensbräuchen Bewanderter und Belesener baut ein Pantheon, in dem sich die Götter Asiens und Europas ein Stelldichein geben, um dem, was da Neues werden soll, die religiöse Weihe zu erteilen. Denn mit dem gesunkenen »Kormoran« hat zugleich ein andres Schiff in der Vorstellung der Geretteten Schiffbruch gelitten: das Schiff der Zivilisation, und sie selber sind zu einem unbekannten Urmeer geworden, in dessen tiefstem Grund es auf Nimmerwiedersehen versinkt. Ein Weiberstaat wird gegründet, das Matriarchat, die Mutterherrschaft, wird aufgerichtet, eine neue Menschheit soll werden, gegen die die bisherige »verstaubt, zerrissen, hinkend und schielend ist«, mit einem neuen Glauben und neuen Lebensgesetzen. Und es scheint zu gelingen. Die weiblichen Launen, Eitelkeiten, Selbstgefälligkeiten und Eigensinnigkeiten, sie zucken wohl hier und da noch auf, werden auf dieser paradiesischen Insel, die selber voller Einklang und Ruhe ist, aber bald zur Harmonie gebändigt, gehen unter in dem Streben nach einem Ideal des Allgemeinwohls, das Persönlichkeiten nur noch in leisen Nuancen, in zarten Abstufungen der ursprünglichen Neigungen und Begabungen gelten läßt, die hier zudem mehr humoristisch-ironisch als ernst genommen werden. Auch die Wiederkehr des tiefsten weiblichen Triebes, die Lust und Freude an der Mutterschaft, vermag diesen Idealstaat nicht so bald zu erschüttern. Denn auf mythisch-mystische, überirdische und übermenschliche Weise vollzieht sich dieses Wunder der Mutterschaft: ein Gott, Mukalinda, steigt hernieder und beschattet zeugend die sich nach ihm Sehnenden. Oder sollte doch etwa? ... Aber nein! Phaon, der einzige Knabe, der mit auf die Insel verschlagen worden ist, zählt kaum mehr als vierzehn Jahre, als die erste Geburt erfolgt — da muß man schon an die unbefleckte Empfängnis, an die in der Natur ja auch sonst nicht unerhörte Parthenogenesis als an ein Dogma, eine neue Religionsoffenbarung glauben. Und zudem gilt hier der Grundsatz des Code Napoleon: Nach der Vaterschaft zu forschen ist untersagt. Aber die Geburten mehren sich, und unter den Kindern sind auch Knaben, die wachsen heran, finden sich zusammen und bedrohen, auch nachdem sie auf dem abgelegenen westlichen Gebiet der Insel angesiedelt worden sind, den Weiberstaat in seiner All- und Alleinherrschaft. Zumal da ihnen in Phaon, dem nunmehr zur strahlendsten jungmännlichen Körper- und Geistesschönheit Herangewachsenen, ein genialer, erfindungsreicher und tatendurstiger Führer erstanden ist, dem alles wie im Spiel zufällt, und Eros, der größte aller Zauberer, die Ile des Dames mit einer immer dichter werdenden Atmosphäre geheimnisvoller Liebkosungen umhüllt. Langsam, aber immer mächtiger wächst »Wildermannland«, die Siedlung der Jünglinge und Jungmänner, über das Mütterland empor und mit ihm und in ihm die Sehnsucht nach der Rückkehr zur Kulturgemeinschaft, alias Zivilisation. Die Schranke des Ozeans wankt, die Verbannung lockert sich, die Vereinigung mit der gesamten Menschheit rückt näher, die Taugenichtse von Männern haben, während die Frauen in Mythologie machten, ihnen eine gewaltige Nase gedreht, dank dem in ihrem Jugendland entdeckten Mysterium der menschlichen Hand, die kunstvolle Werkzeuge und länderverbindende Boote herzustellen weiß. Als man sich entschließt, in heiligem Tempeldienst die Paarung der Jungmannschaft mit der Jungfrauenschaft zuzulassen, ist es für die gemessene und geregelte Ordnung dieser Edelzucht schon zu spät: der Taumel der Sinne, die aus Himmel und Hölle gemischte Orgie bemächtigt sich der Herrschaft, und die Natur, ihrer Fesseln entbunden, schüttelt alles Künstliche von sich ab. Am Ende besteigt Phaon, überwältigt von der Sehnsucht nach dem Netz der Kultur, mit einem geliebten Mädchen das Boot, das ihn in die Gemeinschaft der Menschen zurücktragen soll ... »und Böen der Freiheit schwellten sein Segel«. So mündet auch dieser von ungezügelten Phantasmagorien umsponnene Südsee-

roman schließlich in die Erkenntnis, daß es kein andres dauerndes Heil für den Menschen geben kann als die Gemeinschaft mit andern unsersgleichen, und daß das höchste und lebendigste aller Probleme das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft bleibt.

Viel, allzu viel, was den Rahmen des Bildes sprengt und seine Grundzüge verwischt, ist in dieses Buch von fast 400 Seiten hineingeheimnißt. Es überlastet sich mit philosophischen, abstrakt-theoretischen Diskussionen, die nicht selten ins Uferlose geraten und dadurch nicht kurzweiliger werden, daß sie sich mit Ironie und Selbstpersiflage tränken. Was an politischen, sozialen und ethischen Ideen vorgetragen wird, ist zu spielerisch, als daß es ernst genommen werden könnte. Auch an der beweglichen, in tausend Farben schillernden, nur zuweilen tiefer beseelten Phantasiefülle vermag man sich nicht ungetrübt zu erfreuen, weil der nüchterne oder überspitzte Intellekt, die Skepsis und die Wissenskrämerei immer wieder ihren Meltau auf die Blüten hauchen. Alles in allem: ein Werk, mehr kurios als gehaltvoll, das nicht Geduld genug hatte, die Altersreife abzuwarten, die ihm zu der Fülle auch Klarheit, Weisheit und Tiefe hätte geben können.

»Lütte Witt« — so heißt Gustav Frenssens neuester Roman (Berlin, G. Grote) nach seinem zehnjährigen Helden, dem Ruhrjungen Otto Andrä Anthes, der diesen Kosenamen wegen seiner feinen weißrosa Hautfarbe von seiner zärtlichen niedersächsischen Mutter schon in der Wiege empfing und von ihr, der Heimwehkranken, mit beglücktem Zukunftsahnen gleich als eine Vereinigung und Versöhnung von Nord und West begrüßt wurde: eine Sendung, die er denn auch trotz seiner Jugend in heldenmütiger Weise erfüllt. Alle Schwächen des Romans liegen in diesem einen Satze schon angedeutet: seine Unwahrscheinlichkeit, seine Gefühlsseligkeit, seine oft peinliche Mischung von Naivität und Altklugheit, seine sich nirgends verbergende Absichtlichkeit. Lütte Witt ist ein wahrer Ausbund von Tüchtigkeit und Energie, Lebensklugheit und Menschenkenntnis, Selbstlosigkeit und Heroismus, wie ihn auch ein Dickens nicht idealer hätte schildern können; sein Verhältnis zu der Mutter, seiner »Mui«, die auch als Tote auf all seinen Wegen, bei all seinem Tun und Denken mit ihm geht, und zu seinen erwachsenen Geschwistern, ja selbst zu seiner harten, verstockten Tante oben in Friesland zeugt bei aller Überlegenheit des Zehnjährigen von einer Sentimentalität und Romantik, die man kaum noch gesund nennen kann, und endlich hat der Dichter seinen Liebling in allen, auch den gefährlichsten und verzwicktesten Lebenslagen mit Erfolgen gekrönt, um die ihn der gescheiteste Diplomat beneiden könnte. Nein, an literarischen und künstlerischen Maßstäben gemessen, zählt dieser Roman gewiß nicht zu Frenssens besten oder auch nur besseren Werken.

Aber all diese Schwächen, die durch den Hinweis auf gewisse stilistische Unarten noch vermehrt werden könnten, werden reichlich aufgewogen durch den menschlichen und vaterländischen Gehalt dieses innerlich reichen und warmherzigen Buches. Hier schaut ein Dichter, aufs innigste und lebendigste verbunden mit seinem Volke, voller Liebe und Erbarmen, aber auch voller Gerechtigkeit und voll sittlichen Ernstes tief hinein in das Leiden, Dulden, Sichsorgen und Sichsehnen dieses von bitterer Not heimgesuchten Volkes, und wie er sich in seiner Erzählung, die das Band ihrer Handlung vom Rhein bis zur Nordsee schlingt, um das Sichverstehen zweier verschiedenartiger deutscher Volksstämme bemüht, das ist eine vaterländische Tat, vor deren Wert manch andres, künstlerisch höher stehendes Werk verblassen muß.

Lütt Witt, nachdem er seiner »hochmütigen« Schwester auf den rechten Liebesweg geholfen und seinem in französischer Gefangenschaft körperlich und seelisch zerrütteten Bruder neuen Mut zum Leben eingeflößt hat, macht sich mit einem Zug von Ruhrkindern zu Tante Inge nach Friesland auf, um seiner »Mui« ein reines Herz zu holen, um die Seele seiner Mutter, nach deren letztem Willen und Vermächtnis, von der Gewissensschuld zu lösen, die sie durch ihren jähen und undankbaren Weggang aus der nordischen Heimat an der Seite des Geliebten auf sich geladen zu haben glaubt. »Nur wer ein reines Gewissen hat, der hat Macht« — das ist die Richtschnur dieser Sendung und die Lehre des Buches überhaupt. Bis dahin, bis Lütte Witt, der kleine lustige, lebensfröhliche Rheinländer, dort oben am rauhen Nordseestrande anlangt, mag trotz all des reichen, bunten und schweren Lebens, das sich in der Ruhrstadt zwischen Kameraden und Geschwistern, freundlicher und feindseliger Besatzung entfaltet, vieles eben nur im gut handwerklichen Sinne »romanhaft« verlaufen, wie ein tüchtiger Schriftsteller nach Hörensagen und mit flinker Phantasie so etwas schildert, die Fäden durcheinanderflicht und wieder entwirrt. In dem Augenblick aber, wo der Dichter mit seinem kleinen Helden in dem harten Land und harten Volk seiner eignen friesischen Heimat ankommt, blüht unter seinen Händen das Leben zusehends auf. Da ist er in seinem Element und zeigt in seiner Gestaltung der Menschen, ihrer Charakter- und Gemütseigenschaften, ihrer Leiden, Freuden und Schicksale eine über sich selbst emporwachsende Freiheit, Stärke und Gerechtigkeit. Er sagt seinen friesisch-niedersächsischen Landsleuten, diesen »kleinen, geschwollenen, lächerlichen Herrgöttlein« an der Waterkant, Wahrheiten, die ins Herz der Dinge treffen, ohne doch die Liebe zu verleugnen. Und er schreibt die beiden herrlichen Kapitel 12 und 13, »Die Lieder« und »Die Lösung des alten Knechts«,

Wie da das lebendige, mitteilsame rheinische Herz die starre Eisrinde um die schweren, buffigen und muffigen Menschen der Nordmark zum Schmelzen bringt, indem es ihnen ohne Rücksicht auf ihre törichte Gefühlsscham unsre lieben deutschen Volkslieder singt, wie da ihre alten verrosteten Seelen von irgendeinem süßen klingenden Ton oder irgendeinem schönen reinen Gedanken auf die Schwingen genommen und in die Vergangenheit, vor längst erloschene Angesichter, längst verklungene Stimmen geführt werden, wie der alten Magd ihre erste Liebe, dem alten Knecht seine alte Schuld und Vergebung, der in trotzigem Leid verhärteten Frau ihr frühes Mutterglück wiedererwacht, und wie sich über alles Widerstreben hinweg ein unsichtbares Band webt zwischen den muckschen, verschlossenen, selbstgerechten Menschen von dort oben und dem kleinen aufgeschlossenen, liebebegnadeten Jungen vom Rheinland — das gehört zum Schönsten, Fruchtbarsten und Heilsamsten, was Frenssen je geschrieben hat. Der kleine Tapfere erfüllt den Auftrag seiner Mutter, rührt das Herz ihrer Schwester und versöhnt die beiden über den Tod hinweg. Dann reist er glückselig heim, seinem Geschick entgegen. In einem Straßentumult streckt ihn die Kugel eines tierischen Marokkaners nieder, nachdem es ihm noch gelungen ist, seiner Schwester den Mann zu freien und das verbitterte Herz seines Bruders in Demut zum Frohsinn zu lösen. »Und dann lag er da wie ein tapferer kleiner Kämpfer, ein Soldat des Menschenlebens. Um die breite feine Stirn und den schönen trotzigen Mund war ein geheimnisvolles Lächeln, wie ein Zeichen des ewigen Geheimnisses, des Geheimnisses von dem heiligen Wert und Stolz des Leidens und Sterbens« ...

Hebbels Wort, daß es ebenso unmöglich sei, da fortzudichten wie da fortzulieben, wo ein andrer aufgehört hat, mag für große schöpferische Werke seine Richtigkeit haben, der behagliche Erzähler, zumal der freundliche Idylliker braucht sich durch solche Warnung nicht gehemmt oder bedrückt zu fühlen. Wo ein Heinrich Seidel sein Garn fallen ließ, mag ein Georg Asmussen, der Verfasser mancher Romane, Novellen, Erzählungen und Reisebilder, es getrost wieder aufnehmen, um den Faden weiterzuspinnen. Gegen Schluß des »Leberecht Hühnchen« wird so beiläufig erwähnt, des alten Leberecht Sohn Hans habe sein geliebtes »Feuerlein« heimgeführt und eine Anstellung auf einem Hüttenwerk Westfalens gefunden. Dieser Ingenieur Hühnchen jun. hat es dem Herzen des Oberingenieurs Asmussen angetan. Der hat sich mit der liebevollen Phantasie des wahlverwandten Gemütes ausgemalt, wie der nach Westdeutschland verschlagene Märker zwischen Schornstein und Schraubstock sein Leben hingebracht und seine Arbeit getan hat, und erzählt uns nun, als Gegenstück zu Seidels berühmtem Buch, »Hans Hühnchens Feierabend« (Braunschweig, Georg Westermann). Auf Hühnchenshöh, an der Flensburger Förde, nahe dem Steentorfsterklüft, erbaut sich Hans mit seinem »Feuerlein« — die Kinder sind längst ausgeflogen — seinen bescheidenen, aber behaglichen und gemütlichen Alterssitz, um nach des Lebens Last und Kampf, ein freier Mann auf eignem Grund und Boden »in stiller Weltecke«, einen recht friedlichen Abend zu genießen. Er richtet sich eine Werkstätte für den Hausgebrauch ein, pflanzt Obstbäume, zieht Bienen und Hühner, hält sich einen Hund und lebt vom Frühling durch den Sommer und Winter wieder zum Frühling und Sommer innig mit der Natur — da ziehen am Horizont seines beschaulichen Daseins dunkle Wolken herauf: der Krieg bricht aus, und wenn Hans Hühnchen über die Grenze der Mobilmachung auch längst hinaus ist, die Kriegsnöte packen allmählich auch ihn. Anfangs nimmt er sie, mit dem vom Vater ererbten Humor ausgerüstet, auf die leichte Achsel, sucht sie mit Gottvertrauen und lachender Zuversicht zu überwinden, dann rücken sie ihm näher und näher auf den Pelz, und nun macht er mit seiner treuen Lebensgefährtin — von den Kindern will er nichts nehmen — all die Entbehrungen, Sorgen und Bedrängnisse durch, die uns allen noch unvergessen sind, die hier aber bis zum Zusammenbruch, zum Marksturz, zur Inflation in ganz eigner neuer, milder und versöhnlicher Beleuchtung vor uns erscheinen. Ja, das ist das Wohltuende und Erfreuliche an diesem lieben bescheidenen Buch: alles, was da erzählt wird, auch in den abseits führenden Episoden, grüßt uns mit dem Gesicht eines alten Bekannten, und immer wieder entschlüpft uns der Ruf: Ja, so war es! — aber es ist ihm sozusagen der Stachel genommen, der Giftzahn ausgebrochen. Denn Hühnchen mit seiner Arbeitsamkeit und Freudigkeit, »Feuerlein« mit ihrer Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit, sie kommen glücklich durch alle Nöte hindurch, auch durch die Beschämung, nur zu den »kleinen Leuten« zu gehören, die all ihre Arbeit selbst tun müssen, und Hühnchen selbst findet am Ende noch so viel Mut und Energie, seine »Klüterkammer« als Maschinenbude auszubauen, die Mann und Frau redlich ernährt, gleichviel, ob nach Billionen oder Rentenmark gerechnet wird. Arbeiten und nicht verzweifeln — dann muß es endlich »doch Frühling werden«: ein Rezept, dessen Heilkraft gewiß nicht auf Kriegs- und Inflationszeit beschränkt ist!

Vergangenheit und Erinnerung, so ungefähr tröstet einmal Wilhelm von Humboldt seine Freundin Charlotte Diede, haben eine unendliche Kraft, und wenn auch schmerzliche Sehnsucht daraus quillt, sich ihnen hinzugeben, so liegt darin doch ein unaussprechlicher Genuß. Dieses Wort hat seinen Segen auch an Kaiser Wilhelm 2. in seinem Ameronger und Doorner Exil bewährt.

Während eines fünfjährigen Zeitraums, vom Frühling 1919 bis zum Herbst 1924, hat er sich in seine Erinnerungen an Korfu versenkt und sie, offenbar mit längeren, vielleicht von trüben Schatten verdunkelten Pausen, für die Öffentlichkeit niedergeschrieben (mit vielen Bildertafeln und Karten; Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter). Daraus ist das liebenswürdigste, herzlichste und menschlich erfreulichste Buch geworden, das wir von ihm haben: ein Buch ohne Ruhmrederei, ohne Majestätsnimbus, eine Darstellung voller Sachlichkeit und Hingebung, erfüllt von einem schönen und reinen Idealismus, beflügelt von einem jugendlichen Lerneifer, beseelt von frommem Dank für den Genuß der heiteren Naturschönheiten oder der ernsten Arbeit. Denn weitaus der größte und gehaltreichste Teil des Buches ist den archäologischen Ausgrabungen und Forschungen gewidmet, denen sich der Kaiser auf Korfu unter der Anleitung Dörpfelds und andrer Altertumsforscher hingeben durfte. Ob das, was er aus den Tempelfunden bei der Stadt Korfu erforscht und erkannt zu haben glaubt, »richtig« ist, ob es vor der zünftigen Gelehrsamkeit standhalten wird, darauf kommt es hier erst in zweiter Linie an. Wert behalten wird auf jeden Fall der freudige, selbstlose, rein der Sache dienende Eifer, den der Kaiser an diese Sache gewendet hat, und ehrwürdig soll uns — komme es, wie es wolle! — sein zu Schluß ausgedrückter Wunsch bleiben, daß es ihm »späterhin, wenn Haß und Feindschaft verschwunden sind«, vergönnt sein möge, auch seinen bescheidenen Anteil an der herrlichen Kulturaufgabe der Archäologie durch Wiederaufnahme der durch den Krieg unterbrochenen Arbeit mit beitragen zu dürfen.

General E. v. Liebert erzählt seine Erinnerungen »Aus einem bewegten Leben« (München, J. F. Lehmann). Einem Soldatenleben: mit sechzehn Jahren hat er in Böhmen, mit zwanzig gegen die Franzosen gekämpft, dann war er Militärlehrer und Generalstäbler, bis ihm seine lebhafte Neigung zur Kolonialpolitik durch die vielbeneidete Stellung des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika befriedigt wird. Hierbei kommt er in amtliche Berührung mit dem Fürsten Bismarck, mit Caprivi und Hohenlohe, während der militärische Dienst ihm die Fühlung mit Moltke, Waldersee und dem General von Bronsart verschafft. Vier Jahre nur währt diese überseetätigkeit, dann beginnt daheim Lieberts politische Wirksamkeit im Kampfe gegen die Sozialdemokratie in dem von ihm begründeten Reichsverbande. Daneben führt er ein Reichstagsmandat. Bei Ausbruch des Weltkrieges ruht der Vierundsechzigjährige nicht eher, als bis er ein Kommando an der Westfront erhält; er macht als Divisionskommandeur und später als Kommandierender General die Schlachten in der Champagne, an der Somme und am Chemin des Dames mit. Unmittelbar nach der Rückkehr in die Heimat setzt wieder seine Wirksamkeit in der Vaterlandspartei, der Deutschnationalen Volkspartei und vornehmlich im Alldeutschen Verbande ein. In diesem völkischen, großdeutschnationalen Sinne wirkt er noch heute.

Von Arthur Schubart, dessen »Frauenbrevier« viel gelesen und bewundert sein soll, eine neue Sammlung Glossen »Aus der Vogelschau«, die meisten in Prosa, in knapper, prägnanter Form voller Leben und Farbe, ein Teil in Reimen, die selten geschliffen genug sind, um epigrammatisch zu wirken. Das Ganze, ein Band von viertehalb hundert Seiten (München, Parcus & Ko.), anregend und fesselnd genug, um immer wieder, wenn auch in Pausen, zu sich hinzulocken, so viel Lebenserfahrung, Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe steckt darin. Zwei kurze Proben auf gut Glück:

Der Schulweisheit!

»Hoch hebt das Haupt, wenn's leer,
Tief neigt's die Ähre körnerschwer ...«
Doch auch der Stier die Hörner senkt,
Wenn anzugreifen er gedenkt;
Man sieht, nicht alle, die sich neigen,
Damit stets wahre Demut zeigen.

Urteilsgründe

Im jungen Frühlingsgrün rief der Kuckuck.

Wie viele Jahre habe ich noch zu leben? dachte der abergläubige Jäger, während er die Rufe des Vogels zählte, und der Kuckuck rief immer und immer wieder ... »Mach' nur so fort, du guter kluger Prophet!« murmelte der alte Jäger schmunzelnd.

Das junge Mädchen aber, das auch gezählt hatte, und zwar, wie lange es noch auf einen Freier warten müsse, rief ärgerlich: »Hör' doch endlich einmal auf, du blöder Schwätzer!«

Schauspielerpoesie — wir wissen das von Sommerstorff, Max Grube und andern »dichtenden« Mimen her — ist meistens mehr witzig und geistreich als eigentlich poetisch. Aber sie hat hinter dieser Maske oft etwas Liebenswürdiges, Einschmeichelndes, Gutmütiges, zumal bei den Charakterspielern, als wollten sie damit ihre Bösewichter auswetzen. Das gilt auch von dem neuen Fabelbuch (»Hunderteine Fabel«; München, Parcus & Ko.) des Münchner Schauspielers Alois Wohlmuth, der schon oft den Pegasus geritten hat. Meistens sind es Tierfabeln, und ihre übrigens durchweg milde, nirgends vernichtende Satire richtet sich gegen allerlei menschliche Schwächen, die niemals aussterben, in Zeiten politischer und wirtschaftlicher Wandlungen, wie wir jetzt wieder eine erleben, sogar markant hervortreten. Zwei kleine Proben mögen fürs Ganze zeugen:

Kläffer

Des Mondes Glanz und klare Pracht
Bellt an der Hund die halbe Nacht.
Ob er von seinem dummen Tun
Gleich heiser schon, er will nicht ruhn.
Da vor des Mondes Helle schieben
Sich Wolken — und der Hund: »Schau' an!
Du Narr, hab' ich dich doch vertrieben?
Ja, wer nur klug durchhalten kann.«

Freundschaft

»Ich bin dein Freund und wünsch' dir Heil,
Lieb' Pferd, und daß du nie vermißt
Dein Lieblingsmahl,« sprach warm der Spatz.
... Zog sich den Haber aus dem Mist.

Olaf Gulbranson, ein Ausdrucksmeister des sparsamen Striches, hat zwei Dutzend ebenso witzige wie flotte Federzeichnungen zu dem Bändchen geliefert.

»Ein Wintermärchen« — das ist ein stolzer Titel, den nur ein Dichter wieder aufnehmen darf, ein Dichter des Wortes oder der Farbe. Was Ernst Kreidolf, der Schweizer Maler, der Meister einer neuen natur- und kinderseligen Romantik, als Märchen unter diesem Titel darreicht, ist wohl lieb, freundlich und anmutig, aber weder in der Erfindung noch in der poetischen Gestaltung etwas Besonderes: drei Wichtelmännchen machen sich auf die Reise, ihre Vettern, die sieben Zwerge hinter den Bergen, zu besuchen, und erleben unterwegs allerlei Schnee- und Eisabenteuer, am Ziel aber mit Festen und Schmäusen ein jubelndes Wiedersehen — bis zum wehmütigen Abschied. Dazu aber die Bilder, nein, schon der Umschlag und das Vorsatzpapier: das kann nur Kreidolf! Diese Reinheit, Lauterkeit und strahlende Fröhlichkeit der Farben, vereint mit dieser traumhaften Zartheit und diesem hingehauchten Duft — kein andrer macht ihm das nach. Ob Kinderaugen für diese abgetönten Reize der Zeichnung und der Koloristik schon reif sind, mag zweifelhaft bleiben; wer aber Wert darauf legt, daß dem erwachenden Auge des Kindes von frühauf in seinen Spiel- und Feierstunden nur Künstlerisches gezeigt werde, der kaufe dies im Rotapfel-Verlag zu Erlenbach-Zürich erschienene Buch: Kleine und Große werden im Entzücken daran und in der Liebe zu ihm bald in edlen Wettstreit geraten, und als teures Vermächtnis wird es sich forterben von Geschlecht auf Geschlecht. F. D.

Verschiedenes

Aus der etwas breiten Lyrik des Schwaben Johann Georg Fischer (1816—1897), eines Freundes von Mörike, rettet Ernst Lissauer, Kenner und sicherer Unterscheider lyrischer Werte, einen gefälligen Auswahlband »Gedichte« (Stuttgart, Cotta), indem er aus den Liebesliedern, den Idyllen und den Naturbildern das wahrhaft Empfundene und deshalb auch heute noch zu Herzen Gehende ausliest und diese sparsame Sammlung ebenso feinsinnig wie liebevoll mit ausführlicher Charakteristik einleitet.

*

Die poetischen Werke von Adam Mickiewicz (1799—1855) erscheinen in deutscher Übersetzung von Arthur Ernst Rutra bei Georg Müller in München. Der erste Band vereinigt die Lyrik des polnischen Klassikers, Sonette, Romanzen, Balladen, und findet seinen Höhepunkt in der Versdichtung »Konrad Wallenrod«, die eine Episode aus der Geschichte des deutschen Ritterordens darstellt. Prof. Dr. Alex. Brückner hat den Übertragungen ein ausführliches Lebensbild des Dichters, Denkers und Patrioten Mickiewicz vorangeschickt, der an nationaler Bedeutung und volkscharakteristischem Wert keinem seiner literarischen Zeitgenossen nachsteht, der noch heute im Hellen wie im Trüben ein Spiegel seiner Rasse ist.

*

Die Sagen oder besser und genauer: die Historien von dem abenteuerlichen und weltberufenen Gespenst, dem Rübezahl, gibt es jetzt, wohlweislich nur in Auswahl, nach ihrer ersten, frühesten Aufzeichnung des Leipziger Magisters Johannes Prätorius (1630—1650), also in ihrer ursprünglichen derben Gestalt, beim Inselverlage in Leipzig. Da schimmern nun noch deutlicher die mythologischen Züge von der »freigebigen« (niederdeutsch: rive) oder der »rauhen« (althochdeutsch: hriob) Gottheit durch, auf die die Geschichten von dem Berggeist des Riesengebirges zurückgeben, bevor diese altheidnische Gottheit im christlichen Zeitalter zur Koboldfigur herabgesunken ist und sich ihr Züge vom Teufel und von Helden beliebter Volksbücher, wie Faust und Eulenspiegel, beigemischt haben. Auch haben sich alte Holzschnitte aus dem 17. Jahrhundert dazu gefunden, die die Erscheinung des borstigen Gesellen noch altertümlicher und treuherziger machen. Kindern soll man diese Ausgabe nicht in die Hand geben; der Liebhaber alter unverfälschter deutscher Volksdichtung wird an ihr seine Freude haben.

*

Die seit zwölf Jahren bei Eugen Diederichs in Jena erscheinenden »Märchen der Weltliteratur« sind um zwei neue Bändchen gewachsen: A. Dirr hat Kaukasische Märchen übersetzt, Th. Koch-Grünberg hat Indianer-

märchen aus Südamerika herausgegeben. Die Gabe aus dem Kaukasus überrascht uns nicht, ist doch das buntbevölkerte Gebirgsland zwischen Europa und Asien seit den Zeiten des Prometheus und der Argonauten mit der »Lust zu fabulieren« gesegnet und übersät mit den verschiedenartigsten Sagen-, Glaubens-, Sitten-, Brauch- und Sprachresten all der hier durchgewanderten Völker, wenn wir auch erstaunt sind, so viel Bekanntes in neuer, reizvoller Form zu finden. Fast völlig unbekanntes Gut erschließen die südamerikanischen Indianermärchen, da hierfür auch die Mission bisher wenig getan hat und die Reisenden erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts planmäßiger zu sammeln begonnen haben. Bunt und phantastisch auch hier der Inhalt: Schöpfungs- und Heroensagen (Naturmythen), einfache Märchen, Tierfabeln und humoristische Erzählungen, die sich nicht selten ins Groteske und Unheimliche steigern.

*

Sprachbelehrungen tischt man gern, wohl weil man den Vorwurf des Schulmeisterlichen fürchtet, in der Form von Sprachgeschichtlichen Plaudereien auf. Ein Meister dieser Kunst, die Weisheit an den Mann und die Frau zu bringen, ist Ernst Wasserzieher, der darin die Erbschaft Ernst Eckteins angetreten hat, nur daß er sprachwissenschaftlich weit besser geschult ist. In seinem bei Ferd. Dümmler in Berlin erschienenen Buche behandelt er wiederum eine ganze Anzahl sprachlicher, zumal wortgeschichtlicher Fragen in solcher unterhaltenden und anregenden Form: Eigennamen als Taufpaten, Fremd- und Lehnwörter, Jahreszeiten, Monatsnamen, Wochentage in Gruppendarstellungen, nach dem Abc einzelne Wörter oder Wortsippen, wie Aar, Abel, Bolschewismus usw., in besonderer Abteilung sprichwörtliche Redensarten, die oft so überraschende Aufschlüsse über kulturgeschichtliche Entwicklungen geben.

*

Persönlichkeit und Weltanschauung (Die psychologischen Grundtypen in Religion, Kunst und Philosophie) von Richard Müller-Freienfels (2., stark veränderte Auflage, mit vier Abbildungen im Text und fünf auf Tafeln; Leipzig, B. G. Teubner). — Dies Buch, das mit viel Geist, aber noch mehr Gedankenenergie und -klarheit die Frage beantwortet, auf Grund welcher seelischen Faktoren sich der Mensch seinen Stil, sein religiöses, philosophisches oder künstlerisches Weltbild gründet, und sich dabei auf die neuere Seelenforschung stützt, ohne sich ihr freilich bedingungslos zu ergeben, es gehört in die Reihe der Werke von Sprenger (Lebensformen), Jaspers (Psychologie der Weltanschauungen), Spengler (Untergang des Abendlandes) und Keyserling (Reisetagebuch eines Philosophen), nur daß es ungleich sachlicher, einfacher, überzeugender und konsequenter seine Gedanken vorträgt und sein Gebäude aufführt.

*

Oskar Kreuzers »Buch vom Tennis« (mit 45 Abbildungen; Leipzig, B. G. Teubner), unter Mitwirkung von Dr. R. Gros, O. Froitzheim und Dr. H. O. Simon verfaßt, bringt auf Grund reicher Erfahrung eine sorgsam durchgearbeitete Darstellung des Tennissports nebst Anleitung und Unterweisung für den Sportjünger, aber auch mit wertvollen Winken für den Fortgeschrittenen und den Turnierspieler. Die Bearbeiter sind als Meister in Theorie und Praxis bekannt; ihre Namen bürgen für die Tüchtigkeit des Buches.

*

Mitteilung. Aufmerksame Leser und genaue Kenner der Uniformengeschichte haben uns auf einige Ungenauigkeiten in den Bilderunterschriften und in den im Text gegebenen Hinweisen des Aufsatzes »Soldatenstolz — der Traditionswert der Uniform« (Januarheft 1925) aufmerksam gemacht. Der um Nachprüfung gebetene Verfasser Dr. Martin Lezius gibt daraufhin die folgenden genauen Berichtigungen:

S. 489 nicht Blücher-Husaren, sondern Braune Husaren.

S. 495 nicht Offizier der Bellinghusaren 1758, sondern Offizier der Bellinghusaren, gegr. 1758.

S. 497 hinter Braunschweiger Infanterist ist hinzuzufügen: in Spanien 1809.

S. 499 Spalte 2, 13. Zeile von oben, nicht S. 495, sondern S. 489.

S. 499 Spalte 2, 1. Zeile von unten, nicht S. 492, sondern S. 493.

S. 500 Spalte 1, 9. Zeile von oben, nicht S. 489, sondern S. 495.

S. 502 Spalte 1, 10. Zeile von unten, Abbildung S. 492 ist zu streichen.

Die beiden Bildertafeln auf S. 493 stellen die Uniformierung des Grenadierregiments Kronprinz (1. ostpreußisches) Nr. 1 vom Jahre 1715 bis zur Reichswehr dar.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

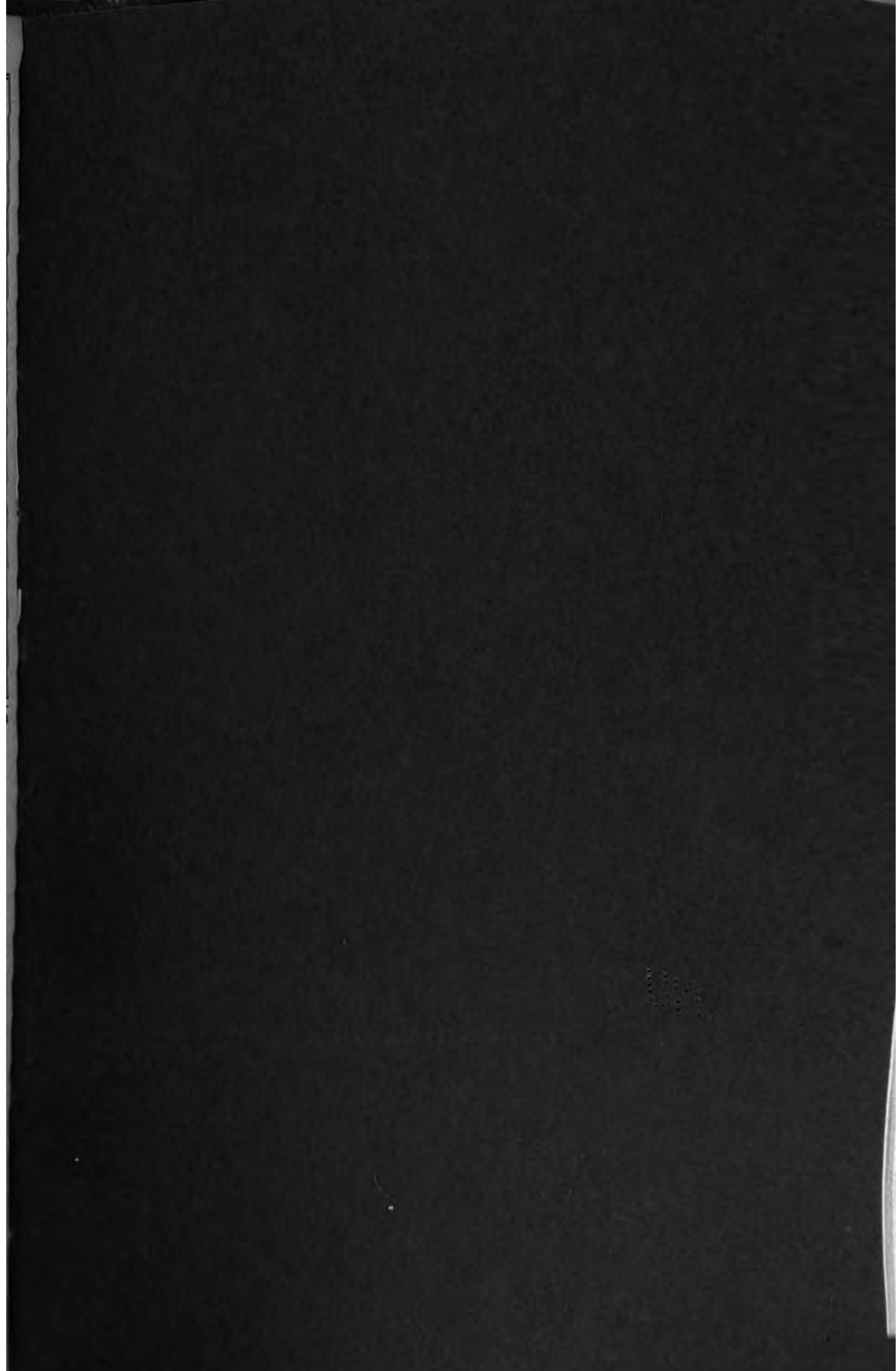
Westermanns Monatshefte



April 1925

69. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus





Fritz Erler: Dame am See

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 824 April 1925

Das unerreichbare Land

Novelle von Heinrich Lilienfein

Erhart stand auf der Schwelle des Gartensaals und sah über die weißgedeckten Tische hin. So freundlich sie mit ihrem Blumenschmuck zum Abendbrot einluden, sie waren recht spärlich besetzt. Ein Kellner trat beflissen auf ihn zu, um ihm bei einem der Fenster, durch die noch das warme, ungebrochene Licht des Junitages hereinfloß, den Platz anzuweisen. Von plötzlichem Widerwillen ergriffen, winkte Erhart ab und machte kehrt. Den langen Gang hin eilte er fluchtartig einer Tür ins Freie zu. Unter den fremden Menschen zu sitzen und sich als Neuling begaffen zu lassen, war nichts für ihn; wenigstens heute noch nichts, am ersten Abend nach der vielstündigen Reise.

Planlos schlenderte er durch den gepflegten Garten vor dem Hotel. Sollte er sich das Essen auf sein Zimmer bestellen? Vor dem Alleinsein in den vier öden, unbekannten Wänden graute ihm erst recht. Er spürte jenen leichten, beklemmenden Druck in der Herzgegend, den er seit einigen Monaten zur Genüge kannte, und mit dem körperlichen Mißbehagen wuchs die seelische Unruhe. Am Ende fand er hier noch weniger als sonstwo die Ausspannung, die ihm der Arzt nach einem Winter und Frühjahr voll übermäßiger Arbeit verordnet hatte. Wäre er lieber gleich seinem eignen Kopf gefolgt und in die Alpen gefahren, um sich auf tüchtigen Bergfahrten gesund oder, in Teufels Namen, noch kränker zu laufen! Seine Frau, natürlich im Bunde mit dem zimperlichen Hausarzt, hatte ihm zugeredet, sich erst einmal still und faul hier oben festzusetzen ... Nein, so war es nicht ganz! Er hing ja selber an diesen weichen Waldbergen über der alten Universitätsstadt, in der er studiert hatte; wo er Weg und Steg kannte und sich nicht lange einzugewöhnen brauchte. Es war ein lieber Gedanke gewesen, ihn hierherzuschicken — einer, der sich mit seinen Wünschen begegnete, so daß er willig nachgegeben hatte.

Vom Garten war er in den angrenzenden Buchenwald geraten. Die Schwüle des sonnenheißen Tages haftete noch in der dichten Laubdämmerung und nahm ihm den Atem. Noch mehr beengte ihn die lautlose Einsamkeit. Was wollte er nun eigentlich? Vor der Gesellschaft drinnen im Speisesaal floh er; das Alleinsein bekam ihm auch nicht. Wohin zielte diese Unrast, dieser hetzende Wechsel der Stimmungen, die ihn zum erstenmal im Leben zu einem launischen, sein Befinden weibisch beobachtenden Menschen machten und auf der Höhe des Mannesalters mit gegenstandslosen Angstgefühlen, mit Vorstellungen beginnenden Siechtums, ja mit Todesahnungen peinigten?

Mit großen Schritten lenkte er zurück in den lichten, freien Garten und bog auf die nächste Bank zu. Wie das wohltat — das helle, kräftige Grün der Obstbaumwiesen, die in sanftem Hang zu einem Bauernhof hinunter- und drüben wieder hanganglitten! Noch immer im vollen Licht des Tages öffnete sich linkshin die Weite: Waldberg bei Waldberg, so weit das Auge drang; verschattete Talgründe, aus denen man das heimliche Plätschern eines Wildbaches zu erlauschen

meinte; ferne Matten und Kornbreiten, die in der späten Sonne aufleuchteten. Wieder, und jetzt mit zärtlichem Dank, dachte er an Elfriede, seine Frau. Er sah ihre schlanke Gestalt, ihr klares und gütiges Gesicht unter den silberblonden Haaren, ihre blauen, glückhaften Augen, die sich beim Abschied nicht anmerken lassen wollten, wie nahe sie dem Weinen war. Von ihr, die sich dem um ein Dutzend Jahre älteren, fast schon im Junggesellentum erstarrenden Mann jubelnd geschenkt hatte, floß, was er an Helligkeit kennenlernte, in seine schwerleibige Natur. Leise, schmeichelnd, ohne daß er es wußte, bildeten seine Lippen ihren Namen.

Ein frischerer Wind wehte über die Wälder her, und tiefere Schatten legten sich auf die Wiesenhänge. Hinter ihm, schrägüber, waren die Fenster des Speisesaals erleuchtet. Im Musikzimmer versuchten sich mäßig geübte Hände an einer Chopinschen Masurka. Grelle Stimmen, Lachen, dann Schritte in der Nähe störten ihn auf. Er war schon im Begriff, seine Bank zu räumen, als die Spaziergänger sich entfernten, ohne ihm zu Gesicht zu kommen. Und doch übertrugen seine reizbaren Sinne den unwillkommenen Eindruck gleich auf seine Stimmung. Von den dunkelnden Wiesen, aus den ungewiß verdämmernden Waldsäumen, dem noch farblosen Himmel mit seinem ersten, blassen Stern schlich ihn eine wehe Sehnsucht an. In ihr erlosch alles andre, auch der Schimmer der jungen Augen, der noch eben so hell in seiner Erinnerung gewesen war. Die ganze Ratlosigkeit der letzten Monate, seine körperliche Unlust, seine innere Gedrücktheit ballten sich außer ihm zusammen zu einem nicht zu fassenden, unsichtbaren und darum nur noch schreckhafteren Etwas, das sich mit der sinkenden Nacht gegen ihn aufrichtete. In triebhafter Abwehr dehnte er die Arme, wie um sich dem Nahenden entgegenzustemmen, das — eine schicksalhafte Macht — herrisch und kalt nach ihm zu greifen schien.

Erhart sprang auf.

Er brauchte seine volle Energie, um des törichten Angstgefühls Herr zu werden, das nur langsam in seinen Gliedern verzitterte. Die Fenster im Gartensaal leuchteten wie zuvor. Das hochstöckige Kurhotel lag in seiner massigen, dunklen Unbeweglichkeit beruhigend da. Sein Blick überlief die Front des Hauses und haftete an einem offenen Fenster des ersten Stocks. Gegen das Licht im Zimmer hob sich in scharfem Umriß eine weibliche Erscheinung ab: die Gestalt schmal, kaum mittelgroß, der schlanke Hals leicht vorgeneigt; das Angesicht, im Profil, von einer auffallenden Ebenmäßigkeit, eine schwere, dunkle Flechtenfülle darüber ... Mitten im gedankenlosen Starren zuckte er zusammen. Die Züge, das in Kränzen lastende Haar — seine Erinnerung lief in Sekunden Jahre zurück, traf auf eine Mädchenerscheinung von täuschender Ähnlichkeit. Es mußte ein Spiel seiner regen Phantasie oder Zufall sein.

Die Frauengestalt im Fenster droben, die dem nächtlichen Himmel zugewandt war, bewegte sich, als hätte die gespannte Schärfe seines Blickes sie getroffen. Sie drehte leicht den Kopf. Ihre Augen schienen träumerisch im Zwielicht des unter ihr liegenden Gartens zu suchen. Er konnte es nicht sehen, aber empfand es, daß sie ihn gefunden hatten und verwundert auf ihm ruhten. Im nächsten Augenblick trat sie zurück und warf den Kopf mit einer eigentümlich abwehrenden Schroffheit in den Nacken. Der Rolladen ging vor dem Fenster nieder.

Seltsam abgelenkt und angeregt fühlte sich Erhart von dem kleinen Begebnis. Die tolle Angst, die ihn noch eben emporgetrieben hatte, war wie fortgeblasen. Diesmal mußte er selbst lächeln über seine nervöse Wandelbarkeit. Er war einfach überreizt von der Reise; der schnelle Übergang von angestrengter Tätigkeit zur Ruhe, der Wechsel der Umgebung machten ihn widerstandslos. Gab es nicht so etwas wie Hungerdelirium? Er hatte ja noch nicht einmal zu Abend gegessen. Alle menschenfeindliche Scheu vergessend, machte er sich entschlossen auf den Weg zum Speisesaal.

Die Tische standen leer. Die Gäste hatten sich in den Leseraum oder schon auf ihre Zimmer verzogen.

Er setzte sich hin, wo es ihm gefiel, und bestellte, was es noch gab.

Auf einen Zug trank er das erste Glas frischen Biers. Ordentlich heißhungrig fiel er über die Speisen her. Die Erscheinung im Fenster ließ ihn nicht los. Maja Siering — wenn es wirklich Maja Siering war, die der Zufall gerade jetzt hier heraufgeführt hatte, um ihm nach — er überzählte die Jahre — nach bald zwanzig Jahren wieder zu begegnen! Nicht nach zwanzig Jahren — vor sechs, sieben mochte er zuletzt noch einmal mit ihr zusammengetroffen sein. Flüchtig, auf der Straße, drunten in der Stadt, wo er auf der Durchreise haltmachte. Nur eben mit einem Händedruck begrüßten sie sich damals; steif, ein wenig befangen, ohne Mißgefühl von seiner Seite, aber auch ohne inneren Anteil. Siering war ja übrigens ihr Mädchenname; sie trug einen andern, auf den er sich nicht besinnen konnte — als geschiedene oder verwitwete Frau, nach einer unglücklichen Ehe. Es wollte bitter und zugleich mit einer gewissen Genugtuung in ihm aufwallen und wich im Entstehen. Als Student hatte er für Maja Siering, wie er sie noch immer bei sich nannte, seine erste, ernsthafte Liebe empfunden. So ernsthaft, verbesserte er sich, wie man in diesem Alter liebt. Doch nicht! Es war eine leidenschaftliche, hochgestimmte Liebe gewesen, wie sie so nicht wiederkehrt. Und sie schien sein Gefühl zu erwidern oder doch nicht ungern zu empfangen. Später, als er sich zu dieser Liebe bekannte, gestand sie, daß sie sich einem andern versprochen hatte — einem jungen Offizier — eben dem, der

sie in kurzer Ehe unglücklich machte. Nur ihre Freundschaft blieb ihm — eine Freundschaft, die er, enttäuscht und verbittert, einschlafen ließ.

Leicht, ohne tieferes Anklingen zog das ferne Erleben der Jünglingsjahre in der Erinnerung an ihm vorüber. Seine Gedanken trieben ein neugieriges Spiel, in dem sein Wesen sich entspannte. Wenn es Maja Siering war, wenn sie auch ihn erkannt hatte —? Ob er vorsichtig den Kellner ausforschte? Er lief Gefahr, sich lächerlich zu machen, nicht nur vor sich. Warum auch nicht? Er war aufgeräumt genug, sich nun auch eine kleine Narrheit zu leisten.

Gegen seine zurückhaltende Gewohnheit verwickelte er den untätig herumstehenden Kellner in ein Gespräch. Es belustigte ihn, wie abgefeimt er zu Werke ging, wie er sich nach andern Gästen erkundigte, die er kaum im Vorbeigehen oder bei seinem kurzen Blick in den Saal wahrgenommen hatte, um dann, wie beiläufig, nach einer Dame im ersten Stock zu fragen, in der er bei flüchtigem Sehen eine Bekannte entdeckt zu haben meinte. Er hatte sie nur notdürftig beschrieben, und schon nannte der Kellner ihren Namen: Frau von Holthoff, die öfters im Frühsommer einige Tage zurückgezogen hier oben zubrachte.

Erhart wußte genug. Der Name war ihm mit der Nennung zurückgekehrt. Kein Zweifel: es war Maja. Er wunderte sich selbst, wie wenig peinlich ihm die Aussicht war, sie nach so vielen Jahren treffen zu sollen. Warum peinlich? Zwei Menschen, die sich unvermutet nach langer Zeit, eigentlich nach fast einem Menschenalter, trafen, konnten sich doch ohne Scheu begegnen und sogar ihres Wiedersehens freuen — zumal zwei Einsame unter lauten Fremden. Für ihre Freude konnte er freilich nicht einstehen, aber ihm war es eine freundliche Fügung. Sogar befreiend und beruhigend war ihm der Gedanke, sich nicht mehr so allein hier zu wissen.

Nachgerade war er doch rechtschaffen müde. Er suchte sein Zimmer auf und legte sich nieder. Erst wollte er noch lesen. Aber dann schaltete er mit schnellem Griff die Lampe neben seinem Bett aus und streckte sich wohlig. Die Nachtluft, die aus Wiese und Wald zu ihm herzog, tat ihm besser als das Lesen. Er dachte an Elfriede. Danach an Maja Siering. Wie man zu einer fernen, fernen Landschaft hinsieht, die in der späten Sonne aufleuchtet. Mit einem halben Lächeln um die Lippen nahm ihn der Schlaf ...

Später, im unbewußten Traum, dehnte er noch einmal die Arme wie drunten im Garten, als ihn das schreckende, schicksalhafte Etwas, nah und näher sich schiebend, bedrohte. Und lächelte wieder. Es mußte seine Schrecken verloren haben.

Sie wollen doch nicht schon reisen, gnädige Frau?«

»Es geht leider nicht anders. Ich möchte mit dem Autoomnibus fahren, nach Tisch. Zu Mittag bitt' ich um die Rechnung.«

Hätte Erhart nicht schon am gestrigen Abend seine Erkundigungen angestellt — die ernste und tiefe Stimme, die auf die fettig-bedauernde des Hotelwirts antwortete, würde er untrüglich als die Maja Sierings erkannt haben. Er war unterwegs zum Frühstück — nicht mehr ganz früh am Morgen — und eben auf dem Treppenabsatz im ersten Stock angelangt, als die kurze Unterhaltung aus dem Erdgeschoß zu ihm heraufdrang. Den Fuß der Treppe erreichend, sah er noch durch die Tür zum Garten ihre mädchenhaft schmale Gestalt entschwinden — einen weißen Musselinschal um die Schultern, von dem das schwere Geflecht der Haare sich beinahe düster abhob.

Sein erster Gedanke war, ihr nachzueilen und sie zu begrüßen. Es war doch unmöglich, daß sie nun fast im selben Augenblick abreiste, wo er ankam! Vielleicht legte sie gar keinen Wert auf ein Wiedersehen? Nachdenklich blieb er stehen, wo er stand. Vielleicht beschleunigte sie ihre Abreise gerade deshalb, weil sie ihm nicht begegnen mochte? Nachdenklich ging er nach dem Gartensaal weiter.

Die Kellner waren schon dabei, die Tische fürs Mittagessen zu richten. Sein Gedeck war das letzte, das noch auf einen Frühstücksgast wartete. Die breiten Glasscheiben waren hochgeschoben; die Frische des jungsommerlichen Junitages quoll herein; in durchsichtiger, lachender Klarheit waren draußen Sonnenlicht und Schatten gegeneinandergesetzt. Eine Postkarte seiner Frau lag bei seinem Platz; einen kurzen, herzlichen Gruß bot sie ihm zum ersten Morgen. Er nickte vertraulich ihrer Schrift zu, als danke er ihr für die liebevolle Aufmerksamkeit. Während er sich sein Frühstück schmecken ließ, dachte er wieder an Maja. Sprechen wollte er sie in jedem Fall. Irgendwo im nahen Umkreis des Waldes mußte sie wohl zu finden sein.

Fünf Minuten später trat er zuversichtlich die Suche an.

Aufs Geratewohl wählte er einen Sandweg unter den Buchen. Anregende Kühle war überall, wo gestern abend die dumpfe Hitze gebrütet hatte. Die reine Luft der Höhe schien zu tragen, so leicht wanderte sich's dahin. Ein dämmerdunkler Tannenweg, schnurgerade wie eine Schneise, schloß sich auf; kaum einzelne Goldstaublichter trafen die dichte Nadelstreu am Boden; weitab klopfte ein Specht. Und dort — er wunderte sich nicht einmal — auf einer halbversteckten Bank schimmerte ein weißer Schal.

Er war schon ganz nahe, als sie aufsah. Mit der gleichen abwehrend schroffen Bewegung wie gestern abend im Fenster warf sie den Kopf zurück. Sie schien aufstehen zu wollen, sah aber doch wohl ein, daß es zu spät war. Auch ihn überkam ein Zaudern, und er verlangsamte den sicheren

Schritt. In ihrer fast übergroßen Schlankheit und der Blässe ihrer Züge, in dem blauweißen Sommerkleid wirkte sie nicht wie eine Frau zu Ende der Dreißig, sondern wie das achtzehnjährige Mädchen von einst.

»Wir kennen uns doch noch, hoff' ich!« sagte er im Herantreten. Es sollte ungezwungen klingen, verriet aber eine gewisse Erregung. Ohne ihren Gruß abzuwarten, streckte er ihr freundschaftlich die Hand entgegen.

»O ja.« Ihre Lippen bewegten sich kaum. Die hellbraunen Augen streiften ihn nur, und nur die Fingerspitzen der Hand berührten die seinige. »Es ist freilich lange her ...« Das halbe Lächeln um ihren Mund vertiefte die Winkel zu unjugendlicher Bitterkeit.

»Darf ich?« Er setzte sich zu ihr. Neben seiner hochgewachsenen Gestalt im weißen Flanellanzug erschien die ihrige noch kleiner und zierlicher. »Zweimal hab' ich Sie seit gestern schon gesehen. Wissen Sie, wo und wann?«

Maja zögerte mit der Antwort. »Ich kann mir nur einmal denken. Gestern abend,« setzte sie widerstrebend, ohne aufzusehen, hinzu.

»Also erkannten Sie mich — trotz der Dunkelheit? Das zweite Mal war vor einer halben Stunde. Sie sprachen mit dem Hotelwirt, und ich sah Sie gerade noch aus der Tür gehen. Es ist doch nicht Ihr Ernst, daß Sie heute schon fort wollen?«

»Mein voller Ernst,« sagte sie bestimmt.

»Aber das sieht ja aus, als könnten Sie nicht schnell genug wegkommen, nachdem ich angekommen bin. War denn Ihre Zeit schon um?«

»Ich kann mir nur die paar Tage gönnen, und auch die nur wie einen Diebstahl ...« Ihre Finger rückten an ihrem Umschlagtuch. Dann schlug sie die Augen voll zu ihm auf. »Ganz um war meine Zeit hier noch nicht. Aber es ist besser so ...« Schneller, als könnten ihre Worte mißverstanden werden, fuhr sie fort: »Ich habe so grausam Schweres erlebt, daß ich mir jedes Erinnern an glücklichere Jugendtage fernhalten muß. Weil es mich unverhältnismäßig erschüttert.«

»Und ich hatte mich gefreut auf ein Zusammensein mit Ihnen!« entfuhr es ihm in ehrlicher Enttäuschung.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bringe niemand Freude. Und kann auch selber keine Freude mehr haben.« Es klang gar nicht empfindsam oder gekünstelt — nur traurig und müde. Eine Schwermut über alles Sagen und Begreifen ging von ihrem Wesen, ihren Worten aus, strömte schmerzhaft in ihn über und schien jede Erwiderung zu ersticken.

»Im Grunde bleibt es also doch dabei, daß ich Sie vertreibe,« sagte er nach einer Pause langsam und mehr für sich, als für sie.

»Sagen Sie das nicht! Und denken Sie so etwas nicht einmal!« Ihre unvermittelte, fast heftige Bestimmtheit stand in seltsamem Gegensatz zu ihrem eben noch so matten, tonlosen Sprechen. Es war wie das Aufbäumen eines längst gebrochenen und unterdrückten Lebenswillens, der gleich wieder in sich zusammensank. »Wir wollen uns jetzt Lebewohl sagen, nicht wahr? Und Sie sind mir nicht böse, daß es so sein muß!«

»Nicht einmal zurück bis zum Hotel soll ich Ihnen Gesellschaft leisten dürfen?«

»Bitte, nicht!« Es war ein inständiges Bitten, gegen das kein Widerspruch aufkam. Sie reichte ihm die Hand.

Erhart ergriff sie mechanisch. Er beugte sich darüber, um einen Kuß daraufzudrücken, aber sie zog sie wie zufällig fort und nickte ihm nur noch einmal zu, mit einem kurzen, verlorenen Blick.

Er ging den Tannenweg zurück, den er hergekommen war. Dann unter den Buchen hin, die die schon mittägliche Sonne hell durchrieselte. Der Wald war voll Sommerduft, in dem der Geruch des Harzes und frisch gefällten Holzes, jungen Mooses und alter Laubschicht am Boden sich mengte. Nur ein stechendes Unbehagen empfand er, das mehr und mehr in eine trostlose, leere Traurigkeit überging. Wie nie gewesen war die zuversichtliche Morgenlaune, die ihn zu Maja geleitet hatte.

Lustlos und ohne jemand zu beachten, nahm er am Mittagsmahl im Speisesaal teil. Nachher streckte er sich in seinem Zimmer auf den Diwan. Kaum lag er, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, so hörte er, wie der gewichtige Autoomnibus hinter dem Hause sich geräuschvoll in Gang brachte und im Davonfahren sein Tuten hören ließ, das waldwärts vertönte. Er warf sich mit einem Ruck auf die Seite. Schade ... Ach was! Sentimentalität war das Letzte, was er zu seiner Erholung brauchte. Es war gut so. für sie und für ihn. Was für ein Einfall von ihm, nach bald zwei Jahrzehnten für eine Jugendschwärmerei noch einen empfindsamen Schluß erfinden zu wollen!

In den Tagen, die folgten, ließ Erhart Vollandt nichts unversucht, um ein vorbildlicher, der Ruhe, Faulheit und Langeweile beflissener Sommerfrischler zu werden.

Zunächst hielt er unter den Gästen des Hotels Umschau, ob sich kein noch so oberflächlicher Anschluß finden ließe. Das Ergebnis war entmutigend: ein lebenslustiger alter Herr patronisierte die ganze spärliche Gesellschaft kraft einiger Witzchen, einer Glatze und eines würdigen Zwickelbartes; zwei, drei jüngere Ehepaare schreckten durch eine lärmende Horde kleiner Kinder, die sie umschwärmte. Blieben ein paar vorgerückte Fräulein, die ihn erst seitwärts anschmachteten und nachher unverhohlen als Sonderling verachteten, ein Gespann Hochzeitsreisende, die nur für sich

Augen hatten, und eine dickleibige Matrone mit einer bleichsüchtigen Tochter, die jeden Tag in einer andern Toilette auf ein andres Erlebnis vergeblich wartete. Da war es schon besser, für sich zu bleiben.

Kein Arzt hätte ihm den Tag kurgerechter einteilen können. Spätes Aufstehen, im Liegestuhl auf dem Rasen sich von der Sonne anbrennen lassen, lange Mittagsruhe im Bett, mäßige Spaziergänge, etwas Lesen, frühes Schlafen, endlich Essen und wieder Essen — damit erschöpfte sich seine Tätigkeit.

Er wußte, wie sehnlich Elfriede darauf wartete, Gutes über sein Ergehen zu hören, und schrieb ihr, so hoffnungsvoll er konnte. Er selber war nicht mit sich zufrieden. Nicht daß er sich körperlich weniger wohl gefühlt hätte als die Zeit vorher, aber seine Seele war schwunglos und blieb unter dumpfem Druck. Er hatte sich darauf gefreut, die bekannten Wege durch die weiten Hochwälder wieder zu gehen. Nur zu bald wurde das einsame Wandern ihm zur Qual. Wo er ging und stand, begegnete ihm seine eigne Jugend, und mit einer Wehmut, die ihm neu war, empfand er den Abstand zwischen dem, was er damals, im Überschwang unbedingten Wollens und Glaubens, erstrebt, und was er erreicht hatte. Was hieß es auch, daß er da droben, in der großen Handelsstadt, in verhältnismäßig jungen Jahren ein begehrter Anwalt, Syndikus ungezählter Gesellschaften und ein sogenannter angesehener Mann geworden war! Überall am Weg lagen die glitzernden Fetzen nicht erfüllter Träume: zu künstlerischem, zu staatsmännischem, zu freiem wissenschaftlichem Wirken hatten seine ehemals bewegliche Phantasie, seine Rednergabe, sein Forschungstrieb ihn hingezogen, und nichts von allebem war zur Reife gediehen; um die trügerische Stimme seiner Halbbegabungen, seiner Gefühlsamkeit zu betäuben, spannte er sich ins Joch und wurde das gefügige Arbeitstier, das er war ...

Auf einer seiner Streifereien geriet er auf jene ins Tal vorhangende Felsenkanzel, auf der er bald im Frühsonnenschein, bald im Angesicht feuertriefender Sonnenuntergänge oder in sternhellen Mittsommernächten oft mit gleichgestimmten Jugendfreunden gelagert hatte: in breitem, blitzendem Schwung warf sich der Strom in die fruchtschwere Ebene; ihm zur Seite, eingesenkt in die gründunklen Waldzüge, lag die Stadt mit ihren barocken Giebeln, ihren Türmen, ihren mächtigen Brückenbogen, lag das rötliche Getrümmer der Pfalzgrafenburg ... Der jähe Ausblick ergriff ihn so, daß er, fluchend über seine Weichmütigkeit, sich schnell fortwandte. Am Abend des gleichen Tages war sein Entschluß gefaßt: er brauchte andre Eindrücke, eine härtere Natur, die dies süchtelnde Schwelgen niederschlug und sein Gemüt stählte, statt verweichlichte; er wollte reisen.

Der nächste Morgen fand ihn beschämt über seine Schwäche. Gerade umgekehrt mußte er's anstellen. Es galt den Gespenstern des Gewesenen zu Leibe zu gehen. Hatte ihn die Stadt von oben geschreckt — heute fuhr er hinunter und sah ihr mitten ins Gesicht.

Statt die gewohnte lange Mittagsruhe zu halten, setzte er sich nach Tisch in den Hotelomnibus und fuhr talwärts.

In sengender Grellheit lag die Sonne über dem Bahnhofsplatz, als er aus dem Wagen stieg. Ziemlich kleinlaut und matt kroch er im Schatten der Häuser hin. Am Wasser war es etwas luftiger. Er war froh, als er jenseits der Brücke unter dem Zeltdach der Terrasse eines mäßigen Cafés rasten konnte. Das Treiben auf dem Fluß unterhielt ihn. Schwimmer warfen sich aus schaukelndem Nachen kopfüber in die Flut; eine flaue Brise aus Osten lockte Segelboote hervor; auf spitzen Kähnen schossen buntbemützte Studenten unter den breiten Sandsteinbogen der nahen Brücke hervor, und ihr Singen scholl übermütig zu ihm her. Der Himmel wölbte sich stahlblank über dem engen Tal mit seinem blendenden Dächergeflimmer. Nicht wehmütig und zehrend, wie all die Tage, sondern mit dem zutraulichen Schmeicheln einer spielerischen Träumerei floß ihm Gegenwärtiges und Vergangenes ineinander. War er es oder ein andrer, der wieder, im Nachen ausgestreckt, sich von den gluckſenden Wellen treiben ließ und auf eine leise singende Mädchenstimme lauschte? Der dort auf der Brücke in scheinbarer Zwecklosigkeit schlenderte und doch nur nach einem wohlbekannten Strohhut mit rotbrennenden Mohnblumen Ausschau hielt? Der, weiter oben am Fluß, im Garten eines Dorfwirtshauses, weltvergessen im lachenden Zug der Polonäse mitschritt und nur den Arm fühlte, der sich in den seinigen schlang? Nicht einmal ungehalten wurde er über sich, als er sich in so kindischem Spielen ertappte, sondern lächelte dem andern, der er war und nicht war, nachsichtig zu wie einem jüngeren Bruder, der auch sein Vergnügen haben sollte.

Als die schlimmste Hitze vorüber war, bummelte er wirklich über die Brücke nach der inneren Stadt. Wenn dir Maja Eiering in den Weg liefe, durchfuhr es ihn, als er in der jetzt von Menschen wimmelnden winkligen Hauptstraße eine ihr ähnliche Gestalt auftauchen und verschwinden sah. Vorbei am steilgiebligen, regenverwaschenen Universitätsgebäude wanderte er zu seinen Studentenquartieren beim Klingentor und am Schlangenbrunnen, wo nah und wetterrissig der rote Eckturm der Burg in die Fenster schaute. Ob Maja noch in ihrem elterlichen Hause in der stillen Ludwigstraße wohnte?

Ohne lange Überlegung bog er hinter der Bibliothek ab, durchkreuzte den Luisengarten. Schon stand er unter den Kastanienbäumen der Luisenstraße. Nur wenige Schritte, und er hatte

das Sieringsche Haus sich gegenüber: der kleine Vorgarten mit der Tanne, der Balkon mit dem kunstreich verschnörkelten Eisengitter, die efeuumwachsenen Fenster, das Mansardenbach — alles war wie immer. Sogar der winzige Springbrunnen ließ noch seinen haarbünnen, silbernen Strahl bis fast an die Brüstung des mittleren Fensters im Erdgeschoß steigen.

Als hätte er nie ein andres Ziel gehabt, ging er auf das Vorgartentor zu und trat ein, drang bis an die Flurtür im Erdgeschoß vor. Im Halbdunkel entzifferte er neben der Tür untereinander die Namen »Siering« und »von Holthoff«. Ein Zweifel war kaum möglich: Maja wohnte hier, vielleicht mit einer älteren Schwester, auf die er sich unklar besann. Erst jetzt wurde er sich bewußt, was er hier im fremden Hause für eine eigentümliche Figur machte. Im Flur rührte es sich, und Schritte näherten sich der Tür. Mit plötzlichem Entschluß drückte er auf die Klingel.

Noch wußte er nicht, was er sagen oder fragen wollte, als geöffnet wurde: Maja, eine Einholtasche in der Hand, sichtlich zum Ausgehen bereit, stand vor ihm, sah ihn fragend an wie einen Fremden und fuhr, ihn erkennend, zurück.

»Ja — das ist nun schon so!« meinte er mit einem halb verlegenen, halb verschmitzten Lächeln. »Ich bin's. Auf die Gefahr hin, daß Sie mich davonjagen! Ich kann mich mit unserm Abschied von neulich beim besten Willen nicht zufriedengeben!«

Sie schüttelte, noch immer stumm, den Kopf.

»Sie wollen mich doch nicht wie einen ‚armen Reisenden' abfertigen? Stör' ich so sehr?«

Nun huschte ein unwillkürliches Lächeln auch über ihre Züge. »Sie sehen, ich will einholen gehen. Nachher hab' ich wieder Klavierstunden zu geben, bis zum Abend. Seit heute sind meine Ferien um.«

»Wenn ich Sie begleitete? Oder ist Ihnen das auch lästig?«

»‚Auch lästig' — wie können Sie das sagen?« Sie trat aus der Tür und drückte sie hinter sich zu. »Aber Sie hätten nicht kommen sollen ...« Sie sagte es beklommen, mit etwas unsicherer Stimme, und ging voran, aus dem Haus und durch den Vorgarten.

»Rechneten Sie wirklich gar nicht damit, daß ich kommen könnte?« fragte er, während sie auf die Straße hinaustraten. »Daß ich den Wunsch haben müßte, unserm Wiedersehen ein freundlicheres Gesicht zu geben?«

»Ich fürchtete es.« meinte sie nach einer Pause. »Und hoffte es,« fügte sie beinahe unhörbar hinzu.

Wie eine warme Welle fühlte es Erhart mit diesem widerstrebenden Eingeständnis in sich hinüberfließen. Er sah sie an: über ihr Antlitz ging ein leichtes Erröten, das sie, sich halb wegwendend, zu verbergen suchte. »Wir sind doch seit Anno dazumal reife Menschen geworden, Frau Maja ... Ich darf doch so zu Ihnen sagen? Das andre bring' ich nicht über die Lippen. Es ist so viel schöner, mein' ich, wenn zwischen dem Einst und Jetzt keine Dissonanzen sind. Wenn wir hinüber und herüber eine Brücke legen und als Freunde drübergehen!«

»So was Ähnliches meinte ich damals — vor vielen Jahren ...« Sie vermochte den Satz nicht zu vollenden.

»Als wir nicht zusammenfanden ... Ich weiß schon ... Damals war ich für eine so abgeklärte Weisheit nicht alt genug!«

»Sind Sie denn jetzt so alt?« Diesmal lächelte sie ohne Scheu und traf ihn mit einem Blick, aus dem etwas von ihrem alten, neckischen Frohsinn zu blitzen schien. »Aber ich gehe ja ganz falsch!« Sie blieb betroffen stehen und sah nach der Uhr. »Meine Zeit ist gleich um. Ich habe kaum eine halbe Stunde!«

Ohne auf den Weg zu achten, waren sie ans Flußufer gelangt. Maja drehte schnell um und bog in die nächste Gasse, wieder der inneren Stadt zu. Erhart folgte ihr in heiterer Hast. Sie trat in einen Laden, und er wartete gehorsam vor der Tür. Kaum eine Gasse weiter ließ sie ihn nochmals stehen. Er hütete so gespannt den Eingang zu dem kleinen Grünzeugladen, als könnte sie ihm entwischen. Ihm war wohl zumute, wie lange nicht, gar nicht alt und abgeklärt. Viel zu bald sah er die Kastanienbäume der Ludwigstraße wieder vor sich.

»Wie wär's, wenn Sie mich nun doch noch mal droben besuchten?« fragte er herzhaft. »Ich bin so allein und langweile mich gottsträflich. Sie täten ein gutes Werk ... Oder darf ich Sie wieder abholen?«

Sie schüttelte entschieden den Kopf.

Er war entschlossen, sich diesmal nicht aus dem Feld schlagen zu lassen. Freundschaftlich und dringend redete er ihr zu. »Keine Menschenseele ist da droben, mit der ich ein vernünftiges Wort reden kann. Und wir haben uns so viel zu erzählen, bis wir miteinander auf dem laufenden sind. Lassen Sie mich doch nicht so kläglich betteln!«

Sie standen an der Vorgartentür des Sieringschen Hauses. Maja blieb standhaft bei ihrem Nein. Ihre Zeit war so besetzt. Sie durfte keine ihrer Stunden drangeben. Sie und ihre leidende Schwester, mit der sie hauste, hatten mit den Zimmermietern und einem kleinen Kosttisch alle Hände voll zu tun.

Er wollte sie nicht loslassen und senkte bittend seine Augen in die ihrigen.

Sie war blaß, blässer noch als sonst. Schmerzlich kämpfte es in ihrem Gesicht. »Vielleicht — lassen Sie mich überlegen — aber es geht wirklich nicht ...« Gegen ihren Willen nahmen ihre Worte sie mit. »Übermorgen — am Sonnabendnachmittag — Sie kämen mir den Fahrweg zum

Kalten Hof entgegen — gegen vier Uhr ... Ich will's versuchen!«

»Das ist lieb von Ihnen!« Ehe er ihr zum Dank die Hand küssen konnte, war sie davon. —

Am andern Tage machte ihm das Wetter Sorge. Schwere Regengüsse gingen nieder. Rings auf den Höhen hingen die Nebelflore so grau und dicht, als sollten sie sich nie wieder heben. Dennoch schien am Sonnabend vom frühen Morgen die Sonne. Nun aber plagten ihn Zweifel, ob Maja Wort halten würde. Wahrscheinlich hatte sie nur, um ihn zu beruhigen, ihre halbe Zusage gegeben. Als er am Nachmittag den Fahrweg zum Kalten Hof hinunterwanderte, eine sacht abfallende Tannenstraße, galt es ihm für ausgemacht, daß er vergebens ging — bis er, noch nicht auf halbem Wege, Maja in ihrem blauweißen Kleid, den Schal über dem Arm, sich entgegensteigen sah.

Auf weiten, stillen Wegen zogen sie an den Bergen hin und hielten Rast, wo es ihnen gefiel: auf einem sonnenüberschütteten Hang, inmitten von hohen, rotblütigen Fingerhutstauden, oder an einem versteckten Waldbrunnen. Viel zu rasch entglitten ihnen die Stunden, und Maja sträubte sich kaum, als er ihr vorschlug, sie am übernächsten Tage nach Feierabend zu einem Gang an den Bergen jenseits des Flusses abzuholen. Viel waren sie sich aus den Jahren völligen Getrenntseins zu erzählen schuldig. Und doch — zu leidvoll war Majas Erleben, ihr langes und tapferes Ausharren neben einem Manne, der sie mißhandelte und betrog, und endlich im Krieg der Tod ihres Jungen, um deswillen sie so lange ausgehalten hatte; zu einfach und, bei aller Mühe und Arbeit, zu eben und gleichmäßig das seinige — als daß sie beim einen oder andern hätten verweilen mögen. Immer wieder, wie von geheimen Kräften gezogen, lenkte beider Erinnern in die Jugend zurück. Im Gedenken der gemeinsamen Jugendtage waren sie beide die alten: alle grübelnde Schwere, alle unzufriedene Ruhelosigkeit fiel von ihm ab, und aus ihrem müden, gespannten Gesicht wagte leise Freude, schüchternes Zutrauen sich vor. Sie sprachen vom Vergangenen, als wäre es das Gestern, das Heute. Die Stadt, die Berge, der Fluß mit seinen bewimpelten Booten voll junger, lebenstrunkener Menschen — alles atmete denselben wehmütig-süßen Zauber aus, der Einst und Jetzt selig ineinanderspann, dem sie sich, je öfter sie sich sahen, um so williger ergaben, wie einem Unabänderlichen ...

In die dritte Woche ging Erharts Aufenthalt im Kurhotel, wo er es kaum eine halbe hatte aushalten zu können geglaubt. Er war nie ein Briefschreiber gewesen. Auf kurzen Postkarten meldete er nach Hause sein Ergehen und empfing von Elfriede Briefe dagegen, die die Sehnsucht unterdrückten und nur die Befriedigung zu Wort kommen ließen, daß er Gutes über sein Befinden zu sagen wußte. Maja in seinen knappen Zeilen zu erwähnen, kam ihm nicht in den Sinn; er hätte zu weit ausholen müssen, da er mit seiner Frau nie oder höchstens einmal obenhin von diesem versunkenen Jugenderlebnis gesprochen hatte. Wenn er an Elfriede dachte, geschah es stets mit dem gleichen dankbaren und zärtlichen Gefühl — nur daß ihr Bild schneller als sonst sich in die Ferne verflüchtigte, ihm selbst unbewußt.

Nur zu gern nahm er einen von Maja kaum angedeuteten Wunsch auf: sie verabredeten sich für einen Abend in den Garten jenes Dorfgasthauses am Fluß, wo damals, vor Jahren, bei einem Sommerfest, nach dem Bekenntnis seiner Liebe ihre Wege auseinandergegangen waren. Als lebensreife Kameraden trauten sie sich zu, diesen Ort in heiterer Gelassenheit wiederzusehen.

Erhart, der Maja erwarten sollte, saß lange vor der Zeit an einem der sauberen Tische im Garten des »Schwarzen Adlers«. Die letzten Kaffeegäste machten sich mit dem vorrückenden Abend davon, so daß er endlich allein unter den hohen, alten Bäumen zurückblieb. Hundegekläff und Kinderruf klangen nur gedämpft und immer seltener aus dem Dorf. Weich, friedsam, verträumt umlagerten draußen die waldigen Berge das Tal — an den Flanken violett beschattet, die Rücken wohlig im ermattenden Licht der schon unsichtbaren Sonne hingedehnt. Lautlos, ein silbergrauer Spiegel, bog sich der Fluß.

Erhart überließ sich der erfüllten Stille. Daneben genoß er den freudigen Reiz des Wartens, zwischen Geduld und Ungeduld geteilt. Allmählich überwog doch die Ungeduld. Wurde es nicht schon dämmerig? Das Zwielicht unter den Bäumen täuschte: es war noch fast eine Stunde bis Sonnenuntergang. Ein Sausen vom gegenüberliegenden Ufer kündigte fernher einen Straßenbahnwagen. Gespannt verfolgte er den Wagen in der langen Allee, bis zur Haltestelle. Er schärfte die Augen. Niemand stieg zum Uferrand herunter, wo die Nachen lagen. Wieder harrte er eine endlos scheinende Viertelstunde. Doch auch der nächste Wagen brachte Maja nicht. Nun befiel ihn ängstliche Sorge; grundlos schalt er sie und töricht, und konnte ihr doch nicht wehren. Wenn Maja nicht käme! Wenn Unvorhergesehenes sie abhielte? Wenn sie erkrankt wäre? Unwahrscheinliche, quälerische Vorstellungen hetzten sich in seinem Kopf. Ein brennender Schmerz wuchs in ihm und stieg bis in die Kehle: Sehnsucht, nicht zu stillende, leidenschaftliche Sehnsucht nach Maja. All die Tage hatte er es gewußt und sich doch nie gestanden, was sie ihm war. Noch immer? Nun erst wieder? Das war gleichgültig — wenn sie nur kam! Er stützte den Kopf auf und legte die Hand vor die Augen. Er wollte nicht mehr nach ihr ausschauen. Er ertrug es nicht, zu denken, daß es wieder und noch einmal vergeblich sein könnte ...

Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Er fuhr herum.

Maja stand hinter ihm. Er starrte sie an wie eine Fremde, so überrascht war er.

»Der Wagen fuhr nicht mehr bis zur Endstation,« erklärte sie außer Atem. »Ich mußte eher aussteigen und fand nur mit Mühe ein Boot, das mich übersetzte. Ich bin so gelaufen. Aber Sie sehen ja so verstört aus, lieber Freund!« Besorgt forschte sie in seinem Gesicht.

»Ich bekam's plötzlich mit der Angst, Sie kämen nicht ... Lächerlich, nicht wahr? ... Wie froh bin ich, daß Sie da sind, Maja!« Er zog sie bei der Hand auf den Stuhl neben sich.

»Ich bin's auch!« sagte sie mit halber Stimme. Dann sprang sie unvermittelt um. »Ich hab' Hunger! Lassen Sie uns bestellen! Mächtigen Hunger hab' ich!« Ein klein wenig zu betont war ihre muntere Bestimmtheit.

Erhart rief hinüber zum Hause. Ein schmächtiges junges Mädel kam zur Bedienung.

Bis das Essen erschien, ließ er sich von Maja ihren Tageslauf berichten. Er war einförmig und drangvoll wie immer. Stunden daheim, Stunden in einem Pensionat; dazwischen Besorgung der Zimmer und des Haushalts, ohne fremde Hilfe. Die Müdigkeit nach der Hetze des Tagewerks stritt sich in ihren Zügen mit der Freude des Wiedersehens.

Jetzt war der gedeckte Tisch zwischen ihnen. Maja bot die Speisen an; er schenkte den offenen Weißwein in die Gläser. Sie sprachen nur wenig und über leichte, zufällige Dinge. Immer wieder gingen seine Blicke zu ihr hin. Wie jugendlich sie aussah, in der Bluse von sattem kupfernem Rot, über der der feine Hals, das ebenlinige Gesicht und der dichte Kranz der Haarflechten scharf hervortraten! Begegneten sich seine Augen mit den ihren, so nickten sie sich zu, als fänden sie sich in einer Zwiesprache, die keiner Worte bedurfte.

Von der rückwärts gelegenen Dorfkirche rannen dünn und hell die Schläge der Abendglocke. Eine einzige hochhängende Bogenlampe warf nur kümmerliche Strahlen unter die Bäume. Wie große schwarze, in Schlaf gebannte Schattenleiber ruhten die Berge längs des Wassers.

»Wie wär's mit einem Gang durch den Garten?« fragte Maja bittend, als sie beide ihre Mahlzeit beendet hatten.

Er erhob sich und bot ihr den Arm. »Was Ihnen dazumal recht war,« scherzte er, »muß Ihnen auch heute billig sein!«

Sie tat, wie er wünschte, und nahm seinen Arm. Der Garten mit seinen etwas vernachlässigten Kieswegen, seinen Blumenbeeten, Laubengängen und halbverfallenen Pavillons schien kaum verändert. Jener lang entschwundene Sommerabend stieg in greifbarer Gegenwärtigkeit um sie auf. Maja besonders hatte jede Einzelheit bewahrt und rief sie ihm ins Gedächtnis: das Kleid, das sie getragen hatte; die Marguerite in seinem Knopfloch; die Tänze, die sie zusammen getanzt, die Gespräche, die sie geführt hatten. Ein spaßhaftes Spiel war es erst, dies Erinnern, über das sie lächelten; auf seinem Grunde lag ein sehnsüchtiger Ernst. Unweit des Ufers, in einem Laubengang, der nach dem Fluß offen lag, standen Stühle. Sie deutete darauf. Er verstand: fast an derselben Stelle hatten sie gesessen, als er ihr von seiner Liebe sprach. Sie setzten sich. An den Blattwänden hin, im Grase taumelten Leuchtkäfer. In der tiefen Stille wurde das sachte Rauschen des nahen Wassers hörbar. Schwebende Musik wurde daraus, die zum Tanz rief ...

Maja war immer einsilbiger geworden. Kaum daß sie seine Fragen mit einem geflüsterten Ja oder Nein beantwortete. Besorgt, als entglitte sie ihm, beugte er sich zu ihr. »Was ist Ihnen?«

»Nicht fragen! Nicht reden!« kam es bittend, gedrückt.

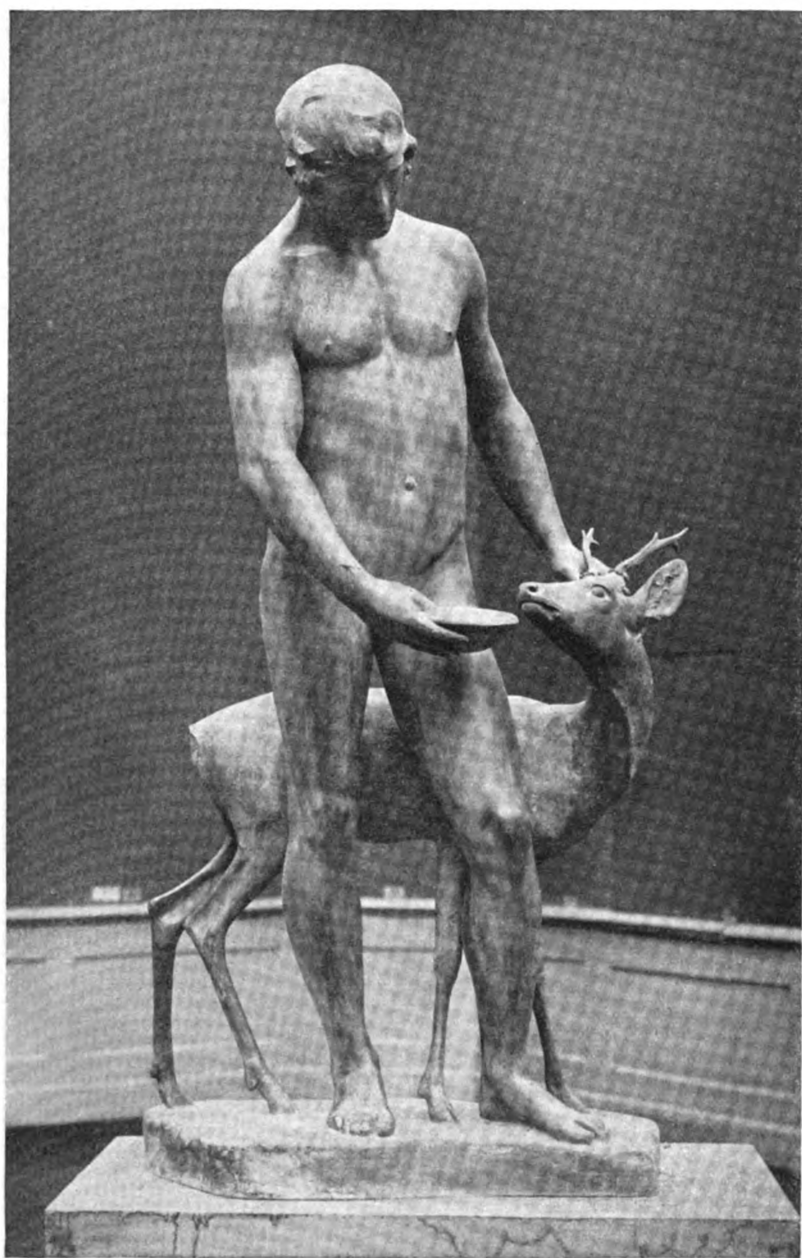
Mehr denn je fühlte er, wie ihre Schwermut in ihn einging, auch seine Seele bis zum Zerspringen füllte. »Doch, Maja! Sprechen Sie! Ihr Schweigen ertrag' ich nicht!« Er suchte ihre Hand.

Sie wollte sich ihm entziehen. In verzweifeltem Widerstreben bog sie sich von ihm fort und sank doch gegen ihn, daß ihre Haare seine Schulter streiften. In willenloser Schwäche und Hingegebenheit gab sie ihm, was sie mit äußerster Kraft hatte verbergen wollen: das bittere Bekenntnis ihres Irrtums, der sie, noch ein halbes Kind, sich einem andern hatte angeloben, Erharts Liebe zurückweisen und ihr Leben einem Phantom hatte opfern lassen ... Seine Arme umfingen sie, seine Hände strichen über ihr Haar. Ohne daß sie es sagte, wußte er's: mit ihrem tiefsten Selbst, ihrer wahrsten Seele hatte sie immer nur ihn geliebt.

Damals und heute waren eins. Er empfand ihn wieder, den grausamen Schmerz von einst, als sie seine scheue und doch feurige Werbung zurückwies, und gleichzeitig überströmte ihn die endliche, die späte Gewißheit ihrer Liebe mit Genugtuung, mit stolzem Jubel, daß er ihr zuckendes Gesicht gegen sich hob und ihre geschlossenen Augen küßte, ihre Stirn, ihre Lippen. Sie küßte ihn wieder, zaghaft erst, dann in wortloser Abbitte, in heißer, seliger Vergessenheit, in der ihre leidwunde, verschmachtete Frauenseele endlich empfangen und schenken durfte.

Sie schauerte zusammen und löste sich aus seinen Armen. »Warum mußte das kommen?« stammelte sie. »Warum bin ich so schwach? Oh, warum zwangen Sie mich, zu reden?« In ratlosem Klagen rang es sich von ihr los.

»Weil das Schicksal es uns schuldig geblieben war! Weil es für die Liebe kein Gestern und Heute gibt, kein Zuspät, Maja!« Ohne Wahl und Überlegung drängten seine Worte zu ihr hin.



Josef Hinterseher: Waldidylle

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1924

mit dem Überschwang des Jünglings und der heischenden Kraft des Mannes.

»Nein, Erhart! Machen Sie sich und mir nichts vor! Es ist zu spät ... Sie sind verheiratet, sind glücklich verheiratet ...«

»Ja, ich bin's — und hab' dich doch lieb ... Wenn's wider die Regel, wenn's ein Wunder ist, Maja — so gibt's dies Wunder, denn ich erlebe es! Du erlebst es mit mir!«

Er sprach so beredt, mit so zwingender Sicherheit; so berauschend klang es ihrem eignen sehnlichen Wünschen und Hoffen, daß sie schwankte, ihm die Worte verlangend von den Lippen las und staunend in eine lichte, frohe Ferne sah, die zur Nähe wurde, zur Wirklichkeit ... Verzweifelt riß sie sich los. »Ein solches Wunder darf es nicht geben! Ich will's nicht! Sie dürfen es nicht wollen ... Es war frevelhaft von mir, diese Stunde hier heraufzubeschwören! Ich büße dafür. Jetzt und immer ...« Sie zitterte und zwang sich mit letzter Kraft. »Heute bestehe ich auf unserm Abschied! Wollte Gott, ich hätte vor drei Wochen darauf bestehen dürfen!« Mühsam erhob sie sich.

»Abschied? Heute? Nach dieser Stunde?«

»Schonen Sie mich doch! Verstehen Sie mich, Erhart! ... Noch kann ich allein weiter durchs Leben gehen, wie ich's bisher mußte ... Wenn Sie mich nicht verstehen — wie soll ich's können?« Es war ein einziger gedämpfter Aufschrei ...

Schritte wurden laut. Lachen, ausgelassenes Singen kam heran. Verspätete Ausflügler brachen lärmend in den Garten ein. Sie waren nicht mehr allein.

Maja schritt voraus, dem Tische zu, daß er widerwillig folgen mußte. Sie drängte zum Aufbruch. Der Heimweg zu Fuß war weit, und sie war müde, todmüde; wenn sie am Ufer flußaufwärts gingen und über die Brücke unterhalb des Dorfes, konnten sie eine Haltestelle des Lokalzuges erreichen, der als letzter in die Stadt fuhr.

Er fügte sich ihrem Vorschlag, wie einer, der weiß, daß all das nebensächlich, nur Täuschung und Traum ist, während er die Wirklichkeit kennt und besitzt. Er half ihr in den Mantel, ordnete die Zeche und folgte ihr auf den nächtlichen Wiesenweg, der am Fluß hin und zur Brücke führte. Sie sprachen kaum. Maja lehnte sanft den Arm ab, den er ihr anbot. Er fand sich darein. Im schmalen, tiefen Himmelsblau, zwischen den schwarzen Bergen, zuckten ungezählte Sterne. Er sah trunken zu ihnen empor. Seine Füße spürten kaum den Boden, so hoch war er mit den Sternen über der Erde. Er wußte, daß sie ihn liebte, ihn immer geliebt hatte ...

An der Station ließ der Zug nicht lange auf sich warten. Im überfüllten Abteil saßen sie fast wie Fremde sich gegenüber. Vom Bahnhof brachte er sie auf dem nächsten Weg an ihr Haus.

Nachdem sie das Vorgartentor aufgeschlossen hatte, gab sie ihm langsam und schwer die Hand. Sie wollte ihm Lebewohl sagen, unwiderruflich. Die Stimme versagte ihr. Das Unwiderrufliche war über ihre Kraft.

Er verstand, was sie nicht sagte. Noch besser wußte er: das, was sie nicht für möglich hielt und doch brauchte, war er ihr schuldig. Auf Leben und Tod. Ein zuversichtliches Versprechen war der Druck seiner Hand; hell und fest klang sein »Auf Wiedersehen!« —

Es blieb ihm keine Wahl: nur zu Fuß konnte er zurück ins entlegene Kurhotel gelangen. Er mochte es auch gar nicht anders, leidenschaftlich erfüllt wie er war, und nahm ohne Zaudern den Weg unter die Füße — durch die nachtstille Stadt und im Wald bergan. Er ging, als gäbe es keine Müdigkeit, leicht und stürmisch. Wieder und wieder trug ihn der stolze Jubel: sie liebte ihn, hatte ihn immer geliebt! —

Als er um Mitternacht droben ankam, schenkte ihm die Erschöpfung einen langen, erquickenden Schlaf bis in den Tag hinein. Die Freude, die ihn am Abend begleitet hatte, wachte mit ihm auf. Sie war nur etwas gedämpft — wie der Himmel, hinter dessen milchweißem Gewölk die Sonne versteckt blieb und sich doch verriet. Er wollte und konnte nicht sachlich zerdenken, was war und werden sollte. Ganz still und allein mit sich wollte er nur das Wunder genießen, das ihn begnadet hatte ...

Schon von weitem sah er auf seinem Frühstücksgedeck im Saal einen Brief liegen. Von Maja, war sein erster Gedanke. Doch er belächelte gleich seine Torheit; wie hätte sie ihm zum heutigen Morgen schreiben können! ... Es waren die runden und fließenden Schriftzüge seiner Frau. Er legte den Brief noch uneröffnet neben sich und fing an zu frühstücken. Erst nach einer Weile schnitt er ihn auf und begann zu lesen — zunächst nur obenhin, während die freie Hand mit dem Löffel in der Tasse rührte. Jetzt schob er die Tasse zurück. Falten legten sich in die weit zurückfliehende Stirn, und er zupfte mechanisch an seinem Schnurrbart. Er las aufmerksam, mit wachsender Gespanntheit. Elfriede hatte im Eingang Harmlos-Tägliches erzählt. Dann kamen Sätze, die ihn stutzig machten, die er nicht gleich begriff und noch einmal las. »Versteh mich ja nicht falsch, lieber, lieber Erhart! Es ist auch gewiß eine Grille von mir. Aber das kommt davon, daß ich zuviel Zeit zum Nachdenken habe, und du nur gar so kurze Karten schreibst. Ich bekam's nämlich dieser Tage auf einmal mit einer unheimlichen Angst, die immer wiederkehrt, so sehr ich dagegen ankämpfe: es wäre etwas, das ich gar nicht zu fassen weiß, zwischen dich und mich getreten! Du würdest mir irgend etwas verbergen ... Als ob das möglich wäre! Schilt mich, Lieber, und lach' mich aus — aber schreib mir schleunigst, daß es Grillen sind, nicht wahr?«

Nur allmählich gingen die Worte in ihn ein.

Je mehr er ihren Sinn begriff, um so schärfer und rücksichtsloser drangen sie zu seinem Herzen. Eine fahrige Unruhe ließ ihn nicht mehr still sitzen. Er steckte den Brief zu sich, sprang auf. Er ging hinunter in den Garten, warf sich in einen Liegestuhl und las Elfriedes Zeilen von neuem ... Blitzhaft, deutlich, wie lange nicht, trat sie vor ihn: ihre anmutige Gestalt, das klargütige Gesicht mit dem über die Stirn vorhängenden weichen Haar, die Augen ... Doch sie hatten nicht ihren frohlockenden Glanz, sie standen in Tränen. Aus den Tränen vor fragte die Angst, und diese Angst traf ihn so, daß er hätte aufstöhnen mögen ... Sie durfte seinetwegen nicht traurig sein! Unerträglich, zu denken, daß sie litt! Dazu hatte er sie viel zu lieb. Zärtlichkeit strömte in ihm auf, ein warmer, gütiger Quell. Er mußte zu ihr. Er mußte sie auf seinen Schoß setzen, dicht in seine Arme bergen, ihre Tränen und Kümmernisse fortküssen ...

Unter ihm dehnten sich die grünen Obstbaumwiesen; dahinter schoben sich die Waldsäume, schluchteten die Talgründe — aber es lag keine Sonne darüber, nur ein fahler, kühler Schein bis in weiteste Fernen. Nun bewegte es sich gegen ihn, wie an seinem ersten Abend — das Unsichtbare, Schreckhafte, in dem sich das körperliche und seelische Unbehagen, die Unrast von Monaten wesenhaft zusammenballten. Nicht unsichtbar! Es enthüllte, gegen ihn dringend, nach ihm greifend, ein erbarmungsloses Antlitz. Er liebte Maja. Er liebte Elfriede. Das Schicksal einer zweifachen Liebe stand hart, drohend, von dämonischen Mächten tragisch gefügt, mitten in seinem Leben ...

Im ersten unerbittlichen Schauen überwältigte ihn die Erkenntnis. Er verdeckte die Augen, um nicht sehen, nicht glauben zu müssen. Triebhaft fühlte er: der Schlag, gegen ihn geführt, zielte nach den Wurzeln des Seins. Ebenso triebhaft reckte sich in ihm der Wille empor, nicht zu erliegen, einen Weg zu finden — den einzigen, den er gehen konnte, ohne sich selber zu vernichten ... Seit gestern wußte er, daß er von Maja nicht mehr lassen konnte und durfte; der Brief Elfriedes brachte ihm zum Bewußtsein, wie eng und unlöslich sie, seine Frau, ihm verbunden war. Jede Heimlichkeit, alles Ungerade und Verschwommene war wider sein Wesen, war Sünde wider sie und ihr Vertrauen. Nur die Klarheit konnte ihn retten. Jeder Verzug war Gefahr, war tödlich. Ohne Säumen hatte er seine Entschlüsse zu fassen und auszuführen.

Er ging in die Pförtnerstube und gab durch den Fernsprecher ein Telegramm an Elfriede auf, sowie er den Fahrplan eingesehen hatte. »Mit Zug 10.30 heute bei dir.« Wie sie erst erschrecken, dann aufjauchzen würde! Er meldete dem Wirt seine Abreise, bat um die Rechnung, stieg hinauf in sein Zimmer und begann zu packen.

Als er fertig war, schrieb er an Maja Siering. Mit einfachen Worten wiederholte er, was er gestern in überstürzten und trunkenen gesagt hatte. Während er schrieb, schloß sich die Zukunft, der er entgegenstrebte, auf wie ein fernes, sonnenhaftes Land hinter wuchtendem Gebirge. Er würde, er mußte es erreichen, das Schwerste, unentwirrbar Scheinende in maßvolle Schönheit verwandeln können! Ein andres war die Liebe zu Maja, in der über viele Jahre hinweg ein unvollendetes Stück Jugenderleben sich wunderhaft und doch notwendig vollendete; ein andres die Liebe zu seiner Frau, die in ihrer beglückenden Erfülltheit nie und nimmer etwas an jene verlor. Beide Frauen — sie mußten ihm helfen, das Unmögliche möglich und wirklich zu machen. Und er vertraute auf beide, wenn sie nur mit ihm durch Klarheit zur Schönheit wanderten. Er wußte: das Lebewohl, das er jetzt Maja auf deren eignen Wunsch zurief, blieb ein »Auf Wiedersehen!«

Kurz nach Mittag saß er im Zug. Die Berge und die an ihren Fuß gelehnte Stadt schwanden weiter und weiter hinter ihm. Die sausenden Räder trugen ihn seinem Heim, seiner Frau entgegen. Oh, er gab sich keinen Täuschungen hin: je länger er fuhr, um so weniger. Es würde nicht leicht sein, Elfriede zu sagen und zu erklären, was gesagt und erklärt sein mußte. Das Bekenntnis brannte in seiner Seele, und doch würde er nur allmählich, nur vorsichtig und schonend sich aussprechen dürfen. Würde sie — jung, wie sie war, jünger als er und Maja — bedingungslos in ihrer arglosen Liebe — es ertragen können? Würde sie auch noch so wenig von ihrem Besitz aufgeben wollen? Es war ja nicht alter, ihr eigner Besitz — es war neugewonnener, wiedergewonnener Bereich seiner Seele, den er ihr nicht raubte! Tage, wenige Tage nur in der langen Kette des Jahres würden ihm und Maja genug sein; die nur sollte Elfriede ihnen aus ihrem Reichtum schenken! So kleindenkend war sie nicht, dies karge Geschenk zu versagen. Er warf alle Kraft und Zuversicht in seinen Glauben ...

Endlich fuhr der Zug in die Halle.

Erhart stieg aus und spähte im Gewühl des Bahnsteigs nach Elfriede. Jetzt entdeckte er ihr Gesicht, von Freude gerötet und aufleuchtend von Glück; sah es sich entgegenstreben. Dann hielt er sie in den Armen, zog sie an sich und küßte unbekümmert ihren Mund, ihre Augen. Im ersten Sturm des Wiedersehens schien ihm alles Geschehen der letzten Wochen unterzugehen.

Er nahm für sein Gepäck einen Dienstmann. So konnten sie den nahen Weg zur Wohnung zu Fuß gehen, wie sie es sich beide wünschten. Fest in seinen Arm gehakt, wiederholte Elfriede zwischen erregtem Fragen und Erzählen immer wieder: »Wie lieb, daß du gleich, gleich gekommen bist — zu deiner dummen Frau! Wie lieb von dir!« Und schmiegte sich dankbar an ihn.

Kaum zu Hause angelangt, saßen sie am festlich

gedeckten Abendtisch. In hausfraulicher Geschäftigkeit goß ihm Elfriede den Tee ein und schob ihm die besten Bissen zu. Zum erstenmal durchfuhr es ihn: gestern um diese Stunde saß er noch neben Maja im Garten am Fluß ... Nur ein jähes Vorbeischießen von Bildern war es und brachte doch seine noch immer gehobene Stimmung ins Schwanken.

Da er unter Tags selten Zeit zu gemütlichem Beisammensitzen und Plaudern übrig hatte, waren sie an lange Nachtsitzungen gewöhnt. Trotz seiner Reise machten sie es sich auch heute im Herrenzimmer bequem, auf ihrem Lieblingsplatz, der runden, mit Lederkissen gepolsterten Bank im Erker, unter der hohen Stehlampe. Nun sollte es erst recht ans Erzählen gehen, und an ihm war die Reihe. Die Ellbogen auf die Knie, den Kopf in die Hände gestützt, sah Elfriede mit erwartungsvoll glänzenden Augen zu ihm auf.

Erhart berichtete in großen Zügen von seinen Eindrücken, seinem faulen Leben im Hotel, seinen Spaziergängen. Mit jedem Wort wurde ihm das Reden schwerer: es war ja fast unmöglich, sein Dasein in diesen Wochen zu schildern, ohne Majas zu gedenken, die es beherrschte und erfüllte; ebenso unmöglich war es, so sehr ihn die Unwahrhaftigkeit bedrängte, das Wichtigste geradezu und ohne Vorbereitung einzufügen. Mit wachsender Pein empfand er die wortreiche Leere.

Empfand sie wie er? Spürte sie instinktiv, daß er das Wesentliche mied und ausließ? Nachdenklich hörte sie zu und wollte mehr, wollte Einzelnes wissen. »Weißt du, ich bin wie ausgehungert! Das war ja gar kein Leben ohne dich. Viel, viel mehr muß ich hören!« Plötzlich zog sie ihn in ungestümer Zärtlichkeit an sich. »Aber du bist natürlich müde! Und du bist ja da! Ich hab' dich ja! Sag' mir bloß, daß du mich liebhast, lieb!«

Zur Antwort schloß er ihren Mund mit einem Kuß. Sie konnte die Wolke nicht sehen, die über seiner Stirn hing. Sie barg den Kopf an seiner Brust, und erst nach einer Weile beseligten Schweigens meinte sie fast verschämt, ohne aufzusehen: »Was dachtest du denn, als du meinen letzten törichten Brief bekamst? ... Als du merktest, was für Grillen ich fing?«

»Ich kam!« erwiderte er knapp und gepreßt ... Jetzt mußte er reden. Er mußte, tastend wenigstens, versuchen, zur Wahrheit vorzudringen, die ihn quälte, als wäre jeder Augenblick des Zögerns Verrat an ihr, an Maja, an ihm selber. Im halben Scherz, als ließe er nur seine Einbildungskraft spielen, versuchte er's. »Was dachtest du dir dabei, Kind? Was hätte das sein können, was zwischen uns getreten wäre? Heraus mit der Sprache!«

Sie schwieg unschlüssig. »Wenn — wenn —«, nahm sie einen Anlauf. »Aber es ist ja Unsinn! Wenn du dort eine andre Frau kennengelernt hättest,« flüsterte sie. »Und du hättest sie liebgewonnen, lieber als mich!«

Er fühlte, wie sie in seinen Armen zitterte. »Nun — und?« fragte er so leichthin, als er konnte. »Ich will mal auf deine Grille, wie du's selbst nennst, eingehen. So was kann vorkommen ...«

»Bei dir nicht! Bei uns nicht!« beteuerte sie abwehrend.

»Ich sage nur: es kann geschehen ...«, gab er vorsichtig zurück. Die Vernunft warnte ihn, weiter zu gehen. Aber war es sein überreiztes Gemüt, das die Gespanntheit nicht ertrug, sein zartes Gewissen, das um jeden Preis Befreiung forderte — er konnte nicht besonnen sein, konnte nicht zurück. Er blieb im Ton spielender Erdichtung und umschrieb als ein Mögliches, was wirklich war: daß eine andre, neue Liebe in sein Leben getreten wäre — nicht als ein Feindliches, das die Liebe zu seiner Frau bedrohte oder gar verminderte; nicht weil ihm etwas mangelte ...

Elfriede richtete sich, während er noch sprach, langsam in seinen Armen auf und sah ihn mit immer größer werdenden, kraß erschrockenen Augen an. »Nicht weiter, du!« Sie hielt ihm die Hand vor den Mund. »Ich weiß, daß du das nur ersinnst, Erhart! Und ich hab's gewiß verdient, daß du mich plagst ... Aber ich kann's nicht einmal in der Vorstellung aushalten! Bitte, bitte, nicht!« Sie war blaß geworden bis unter die Haare und starrte in ratlosem Entsetzen in eine abgründige Weite.

»Du würdest das also nie und unter keinen Umständen begreifen können? Du würdest mich nicht mehr liebhaben, Elf?« Die Worte würgten ihn, und die Zunge klebte ihm am Gaumen, aber er lächelte krampfhaft.

»Ich würde dich liebhaben, immer!« stammelte sie. »Aber ich würde — ich würde — sterben würd' ich dran!« Ihre Starrheit löste sich in einem Strom von Tränen, und sie warf sich in seine Arme. »Wie kannst du so etwas Grausames ausdenken, Lieber! Sag' schnell, daß es nur eine böse, lächerliche Erfindung ist — sonst vergeh' ich vor Angst! Alles — alles ...!«

»Alles!« würgte er hervor. »Alles!« Er küßte sie, wieder und wieder, mit verzweifelter Leidenschaftlichkeit. Sie bemerkte nicht, wie blaß auch er geworden war. Während er sie liebkosend beruhigte, legte es sich mit eisiger Gewißheit auf sein Herz und verbreitete sich von dort erstarrend über sein ganzes Wesen: sie würde nie die Klarheit ertragen können; alles, was er in inbrünstigem, sehnendem Wollen und Wünschen erschaut hatte — das ferne, sonnenhafte Land, in das er, Schweres und Schicksalhaftes in Schönheit wandelnd, eingehen wollte mit ihr und Maja — versank, ein kühner und unerfüllbarer Traum ...

Fast übermenschlicher Beherrschung bedurfte Erhart, um den Abend seiner Heimkehr heiter zu be-

schließen. Und doch heischten der nächste, der übernächste Tag noch mehr von ihm: er durfte sich nichts von der Erschütterung anmerken lassen, die ihn bis ins Mark getroffen hatte; er mußte den Kampf ganz in sich auskämpfen, für den er nun von vornherein an keinen Sieg mehr glaubte. Er bäumte sich auf gegen seine schwerlebige Natur, die er wie einen Fluch empfand: ein andrer hätte, wo er sich unentrinnbar in düstere Tragik verflochten sah, rücksichtslos oder leichtsinnig einen Weg gefunden, hätte Gewissensbedenken keck beiseitegeschoben oder in bequemer Verschwommenheit des Fühlens und Denkens, in glücklicher Unaufrichtigkeit ein Doppelleben geführt. Warum war ihm, mit seinen unzulänglichen Kräften, Untragbares aufgebürdet? Warum war er zu weich und zu hart? Warum fiel ihm zu, was vielleicht ein Künstler, ein Dichter ungestraft und kraft höheren Rechts empfangen und genießen durfte, während es ihm zum Todesurteil wurde? Seine Ferienzeit war noch nicht um. Er konnte sich trotzdem sofort in die Arbeit stürzen, sich in ihr betäuben — aber er fand auch dazu nicht die Kraft. Die Arbeit in seinem Inneren, die verzehrende, vernichtende, mußte zuvor irgendwie zu Ende gebracht sein ...

Gelang es ihm auch, sich so zu beherrschen, daß Elfriede von der Not seiner Seele nichts erriet — es konnte ihr nicht entgehen, daß er körperlich nicht so erfrischt zurückgekehrt war, wie er und sie es sich versprochen hatten. Ganz liebende Aufmerksamkeit, ganz Besorgnis, machte sie sich Vorwürfe, daß sie ihn zu vorzeitigem Abbruch seiner Ferienreise veranlaßt hatte. Sie kam behutsam mit dem Vorschlag, mit der Bitte, er möchte seinen alten Plan doch noch wahr machen und die paar Tage, die ihm blieben, zu einer Fahrt ins Hochgebirge verwenden. Sie war stolz darauf, sich dies Opfer abzuringen; sie wollte unterdessen ihre Eltern, die schon lange um ihren Besuch bettelten, im Seebad besuchen. Erhart sträubte sich. Dann hängte er sich mit versagender Kraft selbst an diesen Gedanken wie an eine rettende Planke ... Sie bestürmte ihn immer mehr, und er gab nach.

Als er sich wenige Tage nach seiner Heimkehr noch einmal von ihr trennte, als er ihren Kopf zwischen seinen Händen hielt und sich kaum losbrechen konnte von dem tapfer-frohen Blick ihrer hellen Augen, als er, sich aus dem Fenster des Eisenbahnwagens beugend, winkte und winkte — ahnte er, daß er auf eine lange, nicht auf eine kurze Reise ging?

Der Abend brachte ihn bis an den Fuß der Alpen, die mit zackigen Schroffen und schneeblitzenden Hochfeldern verheißungsvoll gegen den Himmel standen.

Im Gasthof schrieb er, seine Müdigkeit nicht achtend, an Maja Siering. Er erklärte ihr, soweit es nötig war, seine erneute Erholungsfahrt und stellte für die Rückreise ein Wiedersehen in Aussicht, wie er es immer versprochen hatte. Hatte er gelernt, Dinge zu sagen und zu schreiben, die er selber nicht glaubte? Gab ihm die Sehnsucht, die im Schreiben nach ihr in ihm aufstieg, doch wieder die Hoffnung, die schneereine, schimmernde Luft da oben über den Bergen würde das Wunder zur Wirklichkeit weihen?

Er wanderte Tag um Tag, höher und höher. Manchmal kam er sich wie ein Gezeichneter vor, ein mitleidslos Ausgestoßener. Dann wie ein Begnadeter, dem das Schicksal nur eben für irdische Kraft die Gnade doppelter Liebe zu groß zumessen wollte ... So viel er dachte, er fand keine Schuld an sich. Seine Liebe ging in gleicher Sehnsucht in diese und jene Ferne, zu der und jener Seele, ohne die er nicht sein konnte. Aus der Herberge auf der Paßhöhe sandte er dankbare Grüße an Elfriede. Vor ihm tat sich südliches Land auf, in lockender Sonne, gesegnet von überirdischer Fülle — unerreichbares Land ...

Noch nicht vierundzwanzig Stunden später trug der Draht die Nachricht vom Absturz eines unbekannten Bergfahrers aus den Graubündner Alpen nordwärts. Ein Hochgewitter mit jäh einsetzendem Schneetreiben mußte ihn auf sonst ungefährlichem Weg überrascht und über eine Felswand gerissen haben. Sein Name wurde in jenem Gasthof erkundet, von wo er seinen letzten Brief an Maja Siering geschrieben hatte. Die zutiefst um ihn trauerten, hatten jede seine Liebe ungeteilt. Erhart Vollandt hatte das unerreichbare Land erreicht ...



An das Meer

Du Orgel Gottes in dem Dom der Welt,
Auf der bald Engel, bald Dämonen spielen;
O Orgel, die so süß singt, bald so gellt,
Wie wenn die Himmel jäh in Trümmer fielen;

O Orgel, die mich tausendmal beglückt,
Wenn ich bei ihrem Sang den Herrgott schaute;
O Orgel, die mich tausendmal zerstückt,
Wenn mir vor meinem grauen Nichtssein graute;

Weltorgel, du sollst einst, wenn mich der Tod
Mit seiner weißen Knochenhand will fassen,
Du sollst bei meines Lebens Abendrot
All deine Sturmregister spielen lassen.

Dann will ich, von Urtönen wild umgellt,
Ins weite Weltall meine Seele recken
Und Gottes Füße überm Sternenzelt
Mit meinen letzten trunknen Küssen decken.

Fritz Kudnig

Gestalt und Geheimnis * Fünf Gedichte von Werner Mahrholz

Patroklos' Pferde

Patroklos fiel — Achilles schäumte auf
Und starrte dann, von wildem Schmerz zerrissen,
Des bleichen Freundes blutend Antlitz an.
Sein Blick war steinern, ganz dahingegeben
Dem Schmerz und dem Verlust, der ihn getroffen.

Patroklos' Pferde kamen schnuppernd an,
Um ihren Herrn zum letztenmal zu grüßen;
Patroklos' Pferde standen steinern still,
Als hab' ihr Leben sich mit ihm beschlossen.

Und dann, ein schüchtern-rasches Sichbewegen,
Die Köpfe senken sich — Patroklos' Pferde weinen.

Und ihre Tränen waschen ab die Wunden,
Das Blut, den Staub der dunkeltrüben Erde.
Achilles stand, in seinem Schmerz verschlossen,
Versteinert abgewandt — den Kopf in seinen Händen.

Patroklos' Pferde aber weinen.

Im Park

Ich steh' am Schloßportal — weit eilt mein Blick hinunter,
Durch grüne Wände rechts und links gefangen:
Zerbrochne Wasserkünste, die einst plätschernd sangen,
Und über dem Verfall die Sonne licht und munter.

Das Schloß, der Park, die Hecken: Grabmal einer Zeit
Voll Lust und Scherz, und nur voll Lust und Scherz.
Zu Tode lachte man den herben, harten Schmerz,
Draus einzig quillt die letzte Heiterkeit.

Die Sonne lacht herab auf liebliche Gelände.
Gewänder: „Gnädigste Marquise!“ Weiße Hände
Mit Funkelringen, Handkuß, leichtes Plaudern ...

Das Leid kommt doch, kommt schnell, so rauschen die Fontänen,
Das Leid kommt doch, kommt schnell, auf einem Strom von Tränen.
Das Leid kommt doch, tragt es, es hilft kein Zaudern!

Nachts

Es will der Traum die dunklen Falten schlagen
Um dich und mich und alles Weltgeschehn;
In seinem Arm entschlummert alles Fragen,
Und schweigend läßt sein milder Kuß verstehn,
Was nie mein Mund dir darf bei Tage sagen.
Nun hast du meiner Seele tiefsten Grund gesehn.
Faß meine Hand und laß dich still geleiten
Auf Sternenwegen in die blauen Weiten
Zu nie erträumten hohen Seligkeiten.

Leise Stimmen der Nacht

Leise Stimmen der Nacht, geraunt von Munde zu Munde,
Ihr vergeht, ihr versinkt — es bleibt ein Beben der Hände.
Zaghafte, scheue Worte, du spendest sie, liebe Geliebte.
Glühend stirbt hin der Hauch; es zögert ein Kuß dir vom Munde.
O erhabener Gleichklang der Seelen, o seliger Einklang der Leiber!
Leise Stimmen der Nacht, geraunt von Munde zu Munde,
Ihr vergeht, ihr versinkt — es bleibt der Gleichtakt der Seelen.

Geheimnis

Wandre nicht einsam, Geliebte, reiche dem Freunde die Hand!
Schwer schon lastet die Bürde des Daseins, wenn treue Gemeinschaft
Mildert die Mühe. Doch Einsamkeit lähmt dir die Kräfte.
Glaub' und vertraue dem Freund, Geliebte und Freundin, und denke,
Fühle, daß eins ihm und dir so Liebe wie Schicksal und Gott.

Weite Welt

Reise-Miniaturen von Kurt Münzer

Traum in Venedig

Gibt es ein süßeres und beruhigenderes Wiegenlied als das nächtliche Plätschern der steigenden Flut, als das leise Glucksen des wieder fallenden Wassers? Kein Kummer kann in dieser Stadt von Dauer sein, denn die Stadt ist das Gleichnis von der Vergänglichkeit. Wie der Mörtel von ihren Mauern abrieselt, die Farben ihrer feuchten Fresken abblättern, ihre Pfähle faulen, ihre Türme sich senken, ihre Kuppeln springen: so muß auch Menschengram und -schmerz hier absterben. Nichts ruht in dieser Stadt, nichts dauert. Das Wasser fließt, die Wolken ziehen, Gondeln gleiten, Menschen wandeln vorbei, Gassen ziehen dem Fahrenden vorüber, Brücken wölben sich, überschatten, versinken; und also geht auch des Menschen Kummer hin. Die Flut trägt ihn fort, die fernen Lieder saugen ihn auf, Sonnenuntergänge verklären ihn. Erst Gram macht heimisch in Venedig; sie ist nur ein Rahmen für die schwermütigen Antlitze der Melancholie.

Schon wehen kühle Winde von den Alpen im Norden, die Laternen flackern, Lichter hüpfen in den schwarzen Kanälen, in deren Tiefe Fenster aufglänzen. Verschlafene Gondelrufe klingen, Bassins öffnen sich, und kühl schauert es, modrig und faul von ihnen herauf über die großen Brücken. Über eine Mauer hängt flüsterndes Gestrüpp, aus Gassen kommt Ölgeruch und Fischdunst und Pfirsichduft. In der Wölbung der Rialtobrücke singt ein Knabe, um die Stimme durch den Anschlag an den breiten Mauerbogen zu verstärken und unirdisch zu färben. An der Riva del Carbon, im letzten erhellten Café, verstummt das letzte Echo des selig freien Tages. Gondeln, die am Ufer liegen, schlagen in steigender Flut dumpf zusammen. Die Erberia ist plötzlich ein weiter öder Platz, faulendes Obst, welkendes Gemüse dunstet bitter, die zusammengelegten Buden darauf sind Grabhügel, aufgewühlt, geschändet.

Ruderschlag und Wasserrauschen, verwehende Lieder, verklingende Mandolinen, dumpfe Schiffssignale und Glockenschläge hoch in den Lüften, Flügelschlag der Möwe, das Aneinanderreiben der Gondelleiber, ein Ruderanruf: Eia di lungo! — A — òel! ...

Mein Zug fährt in die Nacht. Noch rauscht das Meer zu seiten des Dammes, aber schon verschwinden die Laternen der Stadt, versinken — und Venedig ist nur noch ein lichter Glanz am Himmel. Noch spült das Wasser an den Bahndamm, gluckst es, plätschert, und dort schwanken noch die Lichter unsichtbarer Barken über der schwarzen Flut. Und dann kommt das Festland, Gestrüpp, Gehölz. Plötzlich ist alles verschwunden ... Wie nie gewesen. Ein erloschener Traum. Nie mehr schlürft das Wasser um den Gondelkiel, steigt die Flut, sinkt die Ebbe in der zauberischen Lagune, nie mehr vergoldet Abendlicht die stillen Türme, singen Serenaden unter den Fenstern, schwebt Geläut durch die blaue Luft. Nie mehr flattern die Tauben am Kampanile, für immer ist die Musik verstummt am Café Florian zur Promenade der Mädchen ohne Hut, der Matrosen, der Studenten, San Marcos Glanz ist ausgelöscht für alle Zeiten, Venedig treibt, phantastische schwimmende Stadt, ins Wesenlose, versinkt, ist tot ...

Glück auf dem Brenner

In der Nacht passiere ich Verona und nähere mich dem Gebirge, das im Mondschein glänzt, Schnee auf Schultern und Häuptern. Der Zug rasselt in die Berge hinein, die Nacht ist erfüllt vom lärmenden Echo der tausend Felswände. Die Etsch braust gelb am Wege, wie Silberbarren liegen die mondbeschienenen nassen Steinblöcke zwischen den Wasserwirbeln. Die Wagen dröhnen aus der Berner Klause hinaus, und der Lärm der Räder verzieht sich in das breite Tal unter Rivoli. Ala — Mori — da unten träumt der Gardasee zwischen Ufern von Mimosen und Kamelien. Jetzt ziehen die Lichter von Rovereto und Trient vorbei, alles ist still auf den Stationen, nur kurze Rufe, eine Glocke, ein Pfiff. Brücken rasseln unter den Rädern, das Rauschen der Etsch schwillt auf und ab. Und dann kommt Bozen, gehüllt in eine Wolke lauen Dunstes.

Und wieder bleiben Laternen und helle Fenster und Stimmen zurück. Die Bahn verläßt das breite Tal der Reben und Kastanien und klimmt hinauf ins Gebirge. Nun ist es der Eisack, der draußen rauscht, von Regengüssen geschwellt. Die Maschinen keuchen. Die Schläfer in den Wagen stöhnen, atmen schwer. Ein Mädchen lächelt im Traum.

Langsam vorüber an Sterzing, an Gossensaß. Die Nacht hellt sich schon auf. Schnee leuchtet vom Pflerschgletscher herüber. Kälte strömt in die Wagen. Tunnels kommen mit Dröhnen und Rattern. Schelleberg und das morgenfrühstille Brennerbad.

Station Brenner ...

Grauender Morgen, dampfende Erde; der Zug rollt hinab ins Tal, nach Norden Statt Sonne kommt Sturm. Gesammelt im Tal von Verona, rast er durch die Felsschluchten nordwärts, biegt Wälder, wirbelt Schnee von den Gletschern, staut Bäche. Er prallt an mein Gasthaus, reißt Fensterladen aus ihren Haken, Scheiben splittern. In diesem Tosen welche Stille! Bin ich allein, einzig auf der Welt? Der Wind schleudert den Eisackfall im Sturz auf die Wiesen am Hause, das erzittert. Das Glöcklein der Kirche beginnt zu schwingen. Aber dann verkeucht, veratmet, erlischt der Sturm. Der Morgenhimmel ist reingefegt, die Wälder

stehen so klar auf den Bergrücken, gelassenes Silberband, rollt sich der Eisackfall ab. Wie glänzt des Himmels Blau im Süden! Ich sitze auf der Bank unter Goethes Bild und fühle, den harmonischsten Menschen über mir, tief des Tages Unrast im Blut. Und ich gehe, wo Goethe ging, den Weg hinab zum Brennersee. Und man kann den Fuß nicht ins Gebirge setzen, Schneeluft atmen, Höhe spüren, ohne Glück in die Seele zu trinken.

Im Fels am Wege ist ein Madonnenbild eingelassen. Die zarte, blütenhafte Haut der Frau ist vom Wetter zerstört, zerrissen, aussätzig. Aber die Bläue ihrer Augen, Veilchen in Milch, überstrahlt alle Entstellung. Traurig gedankenlos neigt sie den Kopf und lehnt ihn an die Stirn des Kindes, das fragend zu ihr aufblickt. Aber sie ist weit weg ... Unmütterlich achtlos schaut sie suchend in die Welt. Will sie aus ihrer Heiligkeit erlöst werden, aus dem Himmel, in den man sie gehoben, auf die Erde zurück?

Es ist wie ihr Weinen, das durch die Nächte geht. Sie sind lau, ganz Geriesel und Fließen, Duften, Raunen, Tropfen und Rauschen. Unendliche Schwermut strömt durch die Welt, aber hier oben, unter hängenden Wäldern, im Gletschersturm, im Südatem ist noch Melancholie nur ein Seufzer unsagbaren Glücks.

Nacht in Abbazia

In den schwülen, feuchten Julinächten schlüpfen wir nackt, nur in Bademäntel gehüllt, aus der weißen Villa, durch den Garten, zum Meer hinab, das sich in zähen Atemzügen hebt. Es riecht nach Verwesung. Im Dunkel, oben, unten, zittern Lichter in der Luft, die von Miasmen dick ist. Heißer Wind umfängt unsre bloßen Leiber träge, ein seltsamer Liebhaber. Heiß und feucht ist der Sand, Muscheln graben sich schmerzhaft in die Haut. Eine weiche breite Welle flutet dumpf glänzend heran, umspült uns zärtlich, zieht uns sanft hinab ... Oben gehen Menschen vorbei, Fischer; ihre Stimmen steigen wie ein Lied, einfach, melodisch, auf und ab. Dann wieder Stille; nein, nicht Stille, sondern Schweigen ... Die Nacht ist wie ein weit aufgerissener lautloser Mund. Durch alle Poren strömt die Seligkeit der Nacht in uns hinein, unbegrenzt empfinden wir Meer, Stadt, Gebirge, Wald. Sinken ins Meer. Stoß auf Stoß. Lau ist das Wasser, weich, die Haut schmilzt darin, die Nerven liegen beglückt bloß und fühlen inbrünstig. Eine Klippe. Schwung hinauf. Kanten des Gesteins graben sich wollüstig ins Fleisch ... Die Sterne erbleichen. Drüben, über Italien, geht der Mond auf, riesengroß, goldgelb. Phantastische Wolkenländer recken Türme und Zinnen, Gebirge, Ruinen zu ihm auf, sie in seinem Licht zu baden. Noch das Meer hebt sich ihm entgegen. Aus den Gärten duften Rosen über die Flut. Von den Terrassen hängen Blüten, die nach Menschenfleisch riechen. Nachtfalter taumeln an Orchideen. Palmen recken sich sehnsuchtsvoll. Die Flut schaukelt uns ans Land ...

Auto in Paris

Früher Morgen. Junge Frauen mit Blumen im Arm gehen durch die Tuileriengärten. Es ist ganz feierlich. Aus der Rue de Rivoli, durch die ich fahre, durch das hohe Gitter verliert sich in die Alleen der Lärm der Straße, eine Musik, ganz ohne Bässe, hell und licht, wie der Himmel. Vom Pont du Carousel Blick auf die Türme der Cité, die in fliederfarbenem Dufte schwimmen. Notre-Dame zerfließt in Blau und Rosa. Omnibusse poltern gutmütig vorbei. Die Boutiquiers öffnen ihre Kasten. Jedes Gesicht lächelt. Es ist wie Frühling. In Paris ist immer Frühling.

Der Park Monceau. Die kleinen Häuser der Avenue van Dyck stehen da wie versteinerter Adel. Aber in der Avenue Hoche Wagen, Menschen, Lärm, Getriebe. Pyramidengroß, ungeheuer hebt sich der Koloß des Arc de Triomphe. Ihn umkreist ein tollgewordener Mechanismus, die ununterbrochene Folge von Autos, Droschken, Tramways, Equipagen, Lastwagen, Omnibussen. Es heult und tutet, rasselt, rattert, schüttelt, dröhnt.

Einkäufe in der Rue de la Paix. Seife bei Guerlain, Parfüme bei den Brüdern Gellé. Handschuhe bei Perrin und Schuhe beim großen Edwards. Frühstück im Keller bei Voisin: Caneton à la presse; cèpes, escarole, isigny et fraises. Dazu wunderbarer Corton.

Das Auto nimmt uns wieder auf, klappt zu wie eine Muschel; perlgrauer Brokat, knallrotes amerikanisches Holz. Die Stille der Avenue du Maine. Hinterm Tor des Cimetière, zwischen üppigen Bäumen, die Totenmäler. Und in der Rue de la Gaieté der brausende Schaum des Lebens: Theater, Kino, Bar, Café, Bordell. Die selige Heiterkeit des Montparnasse. Das Bassin de la Vilette. Zuhälter und Straßenmädchen kommen zum Dejeuner aus den Hotels. Am Quai de Metz, vor einer Verbrecher-Crémerie, eine Schlägerei. Während wir halten, flüstert mir ein schöner Bursche — wie aus dem Buche Carcos, ein Jésus La Caille — von einem Opiumkeller auf Montmartre, einem Hause hinter der Porte de Clignancourt, wo man ...

Im Flug den Boulevard de Strasbourg hinab. Die Camelots brüllen. Von den Wagen Austern-, Pfirsich-, Rosenduft; alles in Bergen gehäuft. Der Ostbahnhof. Auf nach Troyes! ...

Abend, Nacht, Seligkeit in Barcelona

Da schlägt es acht. Es ist schon Abend. Die Luft ist lau und feucht. Aus dem Park um das Museum weht der bittere Geruch der immergrünen Sträucher und der frische Duft von Rosen. Ein Straßenbahnwagen rollt hell vorbei, voll Menschen; sonst ist es leer und still.

Ich gehe dem Hafen zu. Auf der großen, weiten Plaza de Palacio kreisen die Tramways mit lauten Glockensignalen. Die Marmorfontäne rauscht hell, wie Silberschleier rollt das Wasser. Vor der Börse ist ein Menschenauflauf, doch ein stummer. Vom französischen Bahnhof gellt ein Pfiff. Plötzlich jagen Droschken von dort in die Stadt. Der Abendzug aus Paris ...

Im Paseo del Colon schwanken die Palmen, von Laternen grell beglänzt. Es ist wie Orient. Die Häuser rücken weit in die Tiefe. Am Lopez-Denkmal stehen Soldaten, schöne schlanke kleine Kerle, und rauchen schweigend. In ihrer Mitte windet sich in den Hüften ein hellblondes Mädchen und lacht schrill.

Ist es Spanien? Mein Herz schwillt an. Ja, diese Palmenzweige, die leise auf und ab gehen, der laue Meerwind, der Hüftenschwung des Mädchens, die Augen der Soldaten, der Blick auf den Hafen, wo Lichter sich wiegen und die Laternen der Molen still in die dunkle Flut hinausstelzen: ich bin in Spanien ...

Im finsteren Hintergrund, über der Stadt, erhebt sich eine finstere Masse, der Montjuich. Das Kastell ist aus dem Himmel herausgeschnitten, darunter glänzt das stille Licht der kleinen Wirtschaft. Aber plötzlich umfließt die Mauer der Festung ein lichter Schein, die starren Linien erzittern, die Sterne erbleichen, der Mond geht auf — blutrot, ungeheuer groß hinter den Dünsten des Berges. Über den Kai ergießt sich bleiches Licht, vor dem die Laternenflammen in sich zusammensinken. Aber die Palmen strecken sich, heben ihre Blätter wie Saugarme, den Mond zu trinken.

Auf der kleinen Plaza del Duque Medinaceli flüstern die Sträucher ums Denkmal. Der Admiral reckt sein Haupt zu den Sternen, die er so oft befragt. Alle Bänke sind leer. Wesenlos liegt der Mondschein auf ihnen.

Jetzt klafft die Plaza del Paz. Im Dunkel dehnt sie sich unermeßlich. In der Mitte das Denkmal des Kolumbus steigt riesenhaft hervor. Die Löwen unten sind hell beschienen, aus den Reliefs treten wimmelnd die Figuren, als wollten sie Luft und Leben der spanischen Nacht schöpfen. Und dann, schwarz, die Säule. Ihre goldene Kugel oben, von Licht umspült, hebt den Kolumbus zu den Sternen. Der Mond streift seinen Scheitel.

Vom Hafen über den Platz strömen Menschen in die Ramblas hinein. Dort quillt goldenes Licht heraus, Lärm, Glocken. Ein Schiff heult Signale. Große rote Segel schwanken, Masten verwirren sich. Aufgeschreckte Möwen kreisen gell kreischend um die Schlote eines Dampfers. Die Ladung eines Schiffes wird noch gelöscht. Ein Schattenzug von Männern, Säcke auf dem Rücken, zieht von der Mole zum Zollamt.

Die Mole lockt hinaus, auf den Damm, ins Meer hinein. Da öffnet es sich schon, leise atmend, verliert sich ins Unendliche, vom Monde nicht berührt, der hinten über der Stadt wandelt. Der Sommerwind streift über die Flut, der Südwest, der Wind aus Afrika, der libysche Wind, lebeche heißt er. Er nimmt den nordischen Gram von mir, er reinigt meine Seele von Betrübnis der Gedanken, mein Herz vom Weh der Gefühle; er streichelt mich jung, kost mich glücklich, pflanzt mich fester in die Erde, die ich neu zu lieben beginne ...

Als ich in die Stadt zurückkehre, ist es schon spät, in der Rambla still; die Läden sind zu. Mädchen promenieren untergefaßt, ausländische Kommis gehen ins Café Condal, ins Liceo. In der Rambla San José liegen zertretene Blumen, Abfälle vom Vormittagsmarkt, Rosen, Veilchen, Kamelien. Aus der Markthalle riecht es übel nach Fischen. Da hocken die Bettler am Boden und würfeln bei einer Laterne. Eine Schöne steht bei ihnen, grell von unten beleuchtet, fächelt sich, lacht fortwährend, hat den unnachahmlichen Zauber der katalanischen Rasse. Dann kommt der Vogelmarkt. Da steht noch ein Karren mit Käfigen, von einer Plane bedeckt, und in einem Ziegenfell liegt ein Alter daneben und schnarcht. Laternenlicht fällt auf den Sockel phantastischer Häuser, auf Balkonen stehen dunkle Gestalten, Stimmen tropfen sacht herab. Die barocke Fassade der Lieben Frau von Belén ist vom Mond übergossen, auf ihrer Schwelle sitzt ein Soldat und hält ein mageres Mädchen an den Hüften.

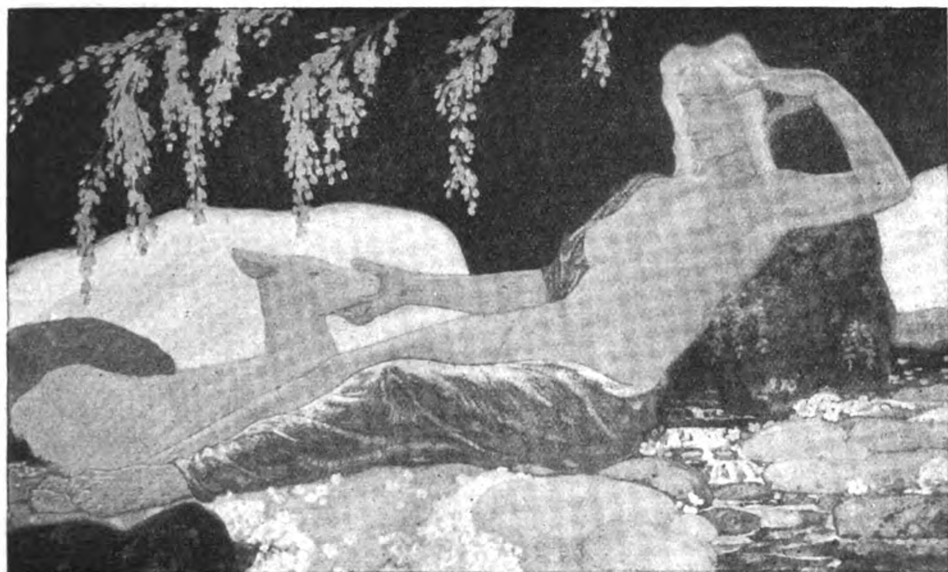
Man hört überall sanft die herrliche Sprache Spaniens, hart und herb, diese Sprache aus Tamburin, Maultrommel und Dudelsack. Frauenstimmen sind wie Klarinetten darin. Ein Tramwagen saust vorbei, hinter ihm schießt die Plaza de Cataluña auseinander. Hell beschienen ragen saftgrüne Bäume, ringsum zieht sich die bewegte leuchtende Girlande der Straßenbahnen, ihre Glocken klingen hell und heiter mißtönend. Eine Bande Studenten zieht singend ins Café des Teatro Novedades, aus dem schmelzende deutsche Operettenmusik klingt. Ein Mädchen trägt Blumen in einem Korb vorbei, ein andres Langusten. Die Mitternacht kommt. Theater leeren sich und Kinos. Plötzlich sind Menschenmassen da.

Ein Wagen hält neben mir. Der junge Kutscher sagt mit heller Stimme: »Sind Sie nicht müde, Herr? Ich möchte Sie ins Hotel fahren.«

Ich fahre durch die alte Stadt. Schmale, kurze Gassen, sehr eng. Balkone kleben wie Nester an den Häusern, ganz still ist alles. Die Kathedrale schiebt sich langsam vorbei, zwischen den beiden Türmen steht der Mond, rund, klar, weiß. Hier ist die Luft dick und schwer. Aber in der breiten Calle de la Princesa weht schon wieder der Südwind, der Wüstenhauch, schon wieder der Duft des Parkes; und ich steige aus und sinke in den Schlaf, dessen schönster Traum so schön nicht ist wie diese Stunde von Abend zu Nacht.



Fritz Erler: Knabe mit Hund

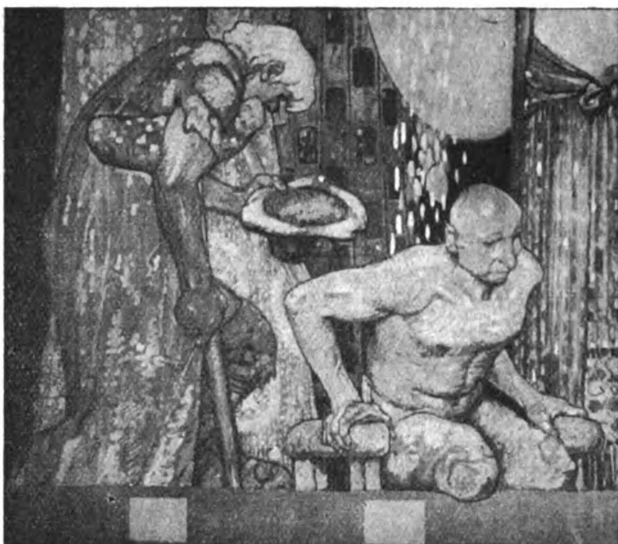

Supraporte (Haus Krawehl)

Fritz Erler

Von Richard Braungart

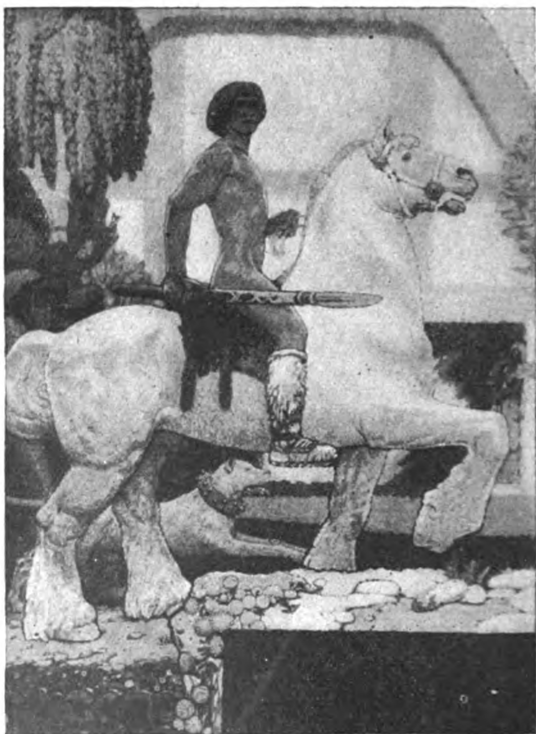
Man möchte meinen, die Kunst sei ein neutrales Gebiet, auf dem die Menschen, welcher politischen oder sonstigen Richtung sie auch angehören, sich in Frieden und Eintracht zusammenfänden. Aber die Erfahrung lehrt, daß es leider nicht so ist. Auch dort, wo Schönheit und Harmonie regieren, wo ewiger Friede herrschen sollten, nimmt der Zank und Hader kein Ende. Die Künstler, einzelne oder Gruppen von solchen, befehden sich über Theorien und Systeme. Jeder hält den andern für einen Esel oder zum mindesten für einen bedauernswerten Irregeleiteten. Und die Kunstgenießenden, einschließlich derer, die sich beruflich mit der Kunst und ihrer Beurteilung beschäftigen, machen es zumeist nicht anders. Und weshalb das alles? Weil sich die Menschen, vielleicht schon seit dem berühmten mißlungenen babylonischen Turmbau, nicht einmal über die wichtigsten Grundbegriffe einigen können, vor allem schon darüber nicht, was die Kunst »solle«. Es gibt die verschiedensten, sich vielfach widersprechenden Ansichten über diese Dinge, und jede Partei behauptet natürlich, sie allein habe recht, und alle


Ausschnitt aus dem »Tanz« (Villa Reißer)

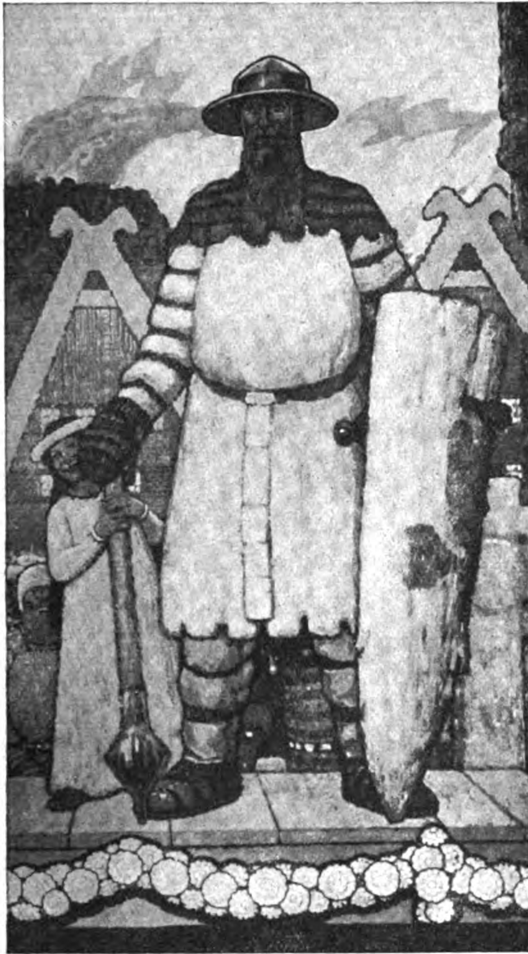

Bettler (Entwurf zu einem Gobelin)

andern irrten sich. So ist es nun einmal, und es wäre töricht, zu hoffen, daß sich daran einmal etwas ändern könnte. Ist das nicht traurig? Sich vorzustellen, daß nicht einmal über etwas scheinbar so Einfaches und Selbstverständliches wie über den Begriff der Schönheit und über das Wesen der Kunst eine wenn auch nur beiläufige Übereinstimmung möglich ist! Wer möchte sich, wenn er das recht bedenkt, darüber wundern, daß die Kunst ihre Mission (oder was wir so nennen wollen) bis jetzt noch immer nicht auch nur annähernd in dem Umfang erfüllt hat, wie man es eigentlich erwarten sollte? Denn im Grunde gibt es, mit Ausnahme der Religion und der Philosophie, nichts im Bereiche der Kultur, was geeigneter wäre, Menschen im edelsten Sinne des Wortes zu erziehen, als die Kunst.

Der Anreiz zum Widerspruch und zum Streit geht allerdings nicht von jeder Art von Kunst aus. Es gibt sogar Richtungen und Künstler, die beruhigend und neutralisierend wirken. Um so heftiger entzündet sich dafür die Streitlust an dem Werk starker Persönlichkeiten, die sich von Anfang an mit vollem Bewußtsein den überkommenen Anschauungen, dem Geschmack und den Idealen des Publikums widersetzt haben. Ein solcher Vielumkämpfter, der von der ersten Zeit seines Hervortretens in die Öffentlichkeit bis herein in die Gegenwart immer von Parteien umstritten war, ist der Maler Professor Fritz Erler in München. Bei ihm kann man allerdings nicht sagen, daß er an diesem Zustand ganz unschuldig sei. Im Gegenteil. Aber diese »Schuld« ist zugleich auch sein Verdienst und seine Ruhmestat. Denn sie ist die Quelle all des Neuen, Köstlichen und Bedeutenden, was er in einem arbeitsreichen Leben geschaffen hat. Und es entspricht durchaus dem Wesen dieser Kunst, daß sie erst kämpfen muß, bevor sie siegt. Denn es ist etwas Trotzig-Wildes, bis zu einem gewissen Grade Unbezähmbares in ihr, das, wie man sofort auch fühlt, unmittelbar aus dem Wesen ihres Schöpfers stammt. Wer Dinge in die


Aus dem Festsaal des Rathauses zu Hannover: Schimmelreiter

Welt setzt, die weder an die Konvention noch an die Mode irgendein Zugeständnis machen und durch die mancher wohlabgegrenzte Zirkel empfindlich gestört werden kann, muß immer mit Widerstand rechnen. Aber er sollte den Kampf nur dann herausfordern, wenn er genau weiß, daß er seiner Kraft vertrauen darf und ihn deshalb bestehen wird. Und das war bei Erler stets der Fall. Es fehlt seiner Kunst zwar zuzeiten nicht an Elementen romantischer Verträumtheit und einer aus dem Geiste der Musik geborenen Stimmungsseligkeit. Aber das hindert nicht, daß sich in ihr echt männlicher Trotz und stahlharte Energie vereinen, die beide mit der Zeit auch den stärksten Widerstand zu brechen vermögen.



Aus dem Festsaal des Rathauses zu Hannover: Bürgermeister

Obwohl nun also die Kunst Erlers, für viele wenigstens, beinahe etwas Herausforderndes hat, so ist das doch, wie man gern glauben wird, nicht ihr Wesentliches und noch weniger die Ursache ihres hohen Wertes. Dafür ist vielmehr ganz allein ihre absolute künstlerische Qualität entscheidend, über die unter gerecht und unvoreingenommen Urteilenden kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen kann. Erlers Kunst stellt eine in sich abgeschlossene Welt für sich dar. Sie ist ein gedankliches und stilistisches Eigenwesen von einer zugleich herben und beglückenden Sonderart. Aber sie ist doch auch ein Teil eines Ganzen, nämlich jener dekorativen Kunst, wie sie hauptsächlich in den zwei Jahrzehnten um die Jahrhundertwende in München von weithin bekannten Künstlern wie Münzer, Eichler, Putz, Georgi, Julius Diez und noch manchem andern gepflegt worden ist. Schon die hier genannten Namen werden jeglichen Zweifel darüber ausschließen, welche Art dekorativer Kunst hier gemeint ist: Werke der sogenannten freien Kunst, deren Endzweck es, trotz ihrer Freiheit, immer ist, einen Raum zu schmükken. Das gilt in gleicher Weise vom Staffelei- oder Tafelbild und vom eigentlichen Wandbild, und zwar gleichviel, ob das Wandbild als echtes Fresko unmittelbar auf die Mauer oder, wie heute oft, auf Leinwand gemalt und dann in die Wand eingelassen wird. Hauptsache ist: die Wand darf nicht durchbrochen scheinen, was ja den architektonischen Gesetzen eines Innenraumes widerspräche, und dem Künstler muß es gelingen, seine Ausdrucksmittel dem Ganzen so unterzuordnen, daß die Flächenwirkung das Wesentliche bleibt. Die Harmonie des fertigen Kunstwerks ergibt sich nicht nur aus der Wohlabgewogenheit der Komposition, einer glücklichen Raumanordnung und aus der restlosen Verbindung von Form und Farbe, sondern auch aus dem reinen Zusammenklang des Gemäldes mit seiner Umgebung, mit der es ja eine Einheit zu bilden hat. Daß unter diesen Umständen die Zahl der wirklich vollendeten, echten dekorativen Kunstwerke niemals besonders groß war

und es also auch in der Gegenwart nicht sein kann, braucht man kaum noch zu betonen. Aus den gleichen Gründen aber ist es unzweifelhaft, daß die alle übrigen Ausdrucksformen einschließende und bis zu einem gewissen Grade erst rechtfertigende Kunstform der dekorativen Kunst den Vorrang vor den andern verdient, und daß ein Künstler wie Fritz Erler, der auf diesem Gebiete Neues, Bedeutendes und gewiß Bleibendes geschaffen hat, von vornherein höchstes Interesse verdient.

Fritz Erlers Kunst ist ein sogar in hohem Grade typisches Stück Münchener Kunst, obwohl Erler kein Münchener ist, sowenig wie fast alle berühmten älteren und neueren »Münchener« Künstler. Aber die Münchener Luft scheint, ähnlich wie die von Paris und Wien, der freien Entfaltung der Phantasie wie dem künstlerischen Schaffen überhaupt besonders zuträglich zu sein. Man verspürt in München zuweilen schon die Nähe Italiens. Und diese Ahnung macht auch die Menschen Münchens — nicht alle, aber doch die künstlerisch irgendwie »belasteten« — leichtlebiger, weitherziger, toleranter, sinnenfroher. Man nimmt den Künstler in München vielleicht nicht so bitter ernst wie im Norden, will sagen: nicht so problematisch, und betrachtet ihn oft wohl gar nur als ein großes Kind; aber man läßt dieses Kind ziemlich ungestört seine Spiele treiben und seine romantischen Schlösser bauen. Und es ist deshalb auch nicht weiter verwunderlich, daß Münchener Kunst sich, wie einst die venezianische, ganz besonders dazu eignet, festliche Heiterkeit zu verbreiten. Sie hellt unsern trüben Alltag auf, läßt die Sonne in das Grau unsers Pflichten- und Sorgenlebens scheinen und stellt der Blässe der Gedanken die üppigen, blühend-bunten Gebilde der Phantasie entgegen. Auch in Erlers Kunst glaubt man viel von der Lebensfreude, Frische, der kühnen Ungebundenheit und, wenn man will, von der ebensooft gerühmten wie getadelten Karnevalslaune Münchens zu entdecken.



»Die Nieter«. Aus dem Sitzungssaal der Rückversicherung, München

Die Grundelemente seiner Kunst standen freilich schon ziemlich fest, als er 1895 zu dauerndem Aufenthalt nach München kam. Trotzdem wird auch Erler, der sonst gänzlich Unbeirrbare, wie schon ungezählte andre vor ihm, von München mittelbar oder unmittelbar für seine Kunst manches gewonnen haben. Vielleicht hätte sich diese anderswo, z. B. in Berlin, doch nicht ganz so wie in München entwickelt. Vielleicht! Denn gar zu hoch darf man bei einer starken Individualität wie Erler, die gegen italienische Einflüsse unempfindlich blieb und auch in Paris nicht wankend wurde, solche Lokaleinflüsse nicht anschlagen. Der lebenbejahende Mut, der kühne Trotz und die jauchzende Zuversicht, die wir an Erlers Kunst bewundern und lieben, ist seinem eigensten Wesen entsprungen, ist Ausfluß einer Kraft, die in sich selbst ruht und, damit sie wirke, nicht erst des Anstoßes von außen bedarf. Dieser Kraft gelang es auch, scheinbar mühelos, ihre in Kunstformen materialisierten Äußerungen ins Kolossale und Monumentale zu steigern. Und zwar ist es eine ausgesprochen deutsche Monumentalität, die uns in den Werken Erlers begegnet. Weder etwas Römisch-Griechisches noch etwas Romanisches ist in ihnen, wohl aber, wie man schon oft betont hat, etwas Nordisches, Urtümliches, das aus längst begrabenen Jahrhunderten in unser Nerven- und Maschinenzeitalter beinahe schreckhaft-drohend hereinragt. Auch etwas von der Primitivität und herben Strenge der

Gotik lebt in dieser Kunst, aber, glücklicherweise, gar nichts von falscher Deutschtümelei und übler Sentimentalität. Erler ist ein Dichter wie irgendeiner, der seine Einfälle in Verse formt. Er empfindet stark und ursprünglich wie wenige. Aber er verliert sich nie in Empfindeleien. Von allem Menschlichen ist ihm nur das Schwächliche fremd. Und ebenso fremd ist ihm jenes Kostümball- und Gesangvereins-Germanentum, das sich schwitzend in Bärenhäute hüllt und durch rauhe Sitten den Urvätern wieder nahezukommen glaubt. Erlers deutsche Art ist Ausdruck eines Wesens, das auch im Frack und Smoking das gleiche bleibt. Ihm sind die Formen der Urwelt, die er übrigens in ganz moderne, vorher nie gesehene Formen frei umdeutet, die natürlichen Mittel des künstlerischen Ausdrucks. Denn er hängt offenbar durch irgendein Wunder der Vererbung über Jahrtausende und über Dutzende von Generationen hinweg innerlich mit jener Welt noch unmittelbar zusammen. Wie das Auge des Sehers in die Zukunft dringt, so erstehen in der Seele des Künstlers die Gebilde der Vorwelt zu neuem Leben. Er kehrt zur Quelle zurück, zur Urmutter Erde, zur primitiven Größe der ersten Zeiten, und zwar der ersten Zeiten einer Welt, auf deren Boden wir heute noch stehen. Was ist dagegen jene andre, exotische Primitivität, in der heute viele das letzte Heil der Kunst entdeckt zu haben glauben? Eine Primitivität, die Anfang und Ende zugleich ist und immer etwas Fremdes, Unorganisches im Organismus unsrer Kultur bleiben muß. Wird man diese alles Ernstes jenen mächtigen Anfängen einer Kultur der Jahrtausende gleichstellen wollen, wie wir sie, außer in der Frühzeit der griechischen Kultur, auch in der Sagenzeit des Nordens finden? Kaum; denn nur hier fließen die Quellen für unsern Durst nach Primitivität, nach Ur-Größe und Ur-Einfachheit. Und nur von hier führen für uns Wege zur Gegenwart und darüber hinaus in die Zukunft. Ist nun die Erscheinung Erlers tatsächlich, wie man nach dem Gesagten fast glauben könnte, vom Himmel gefallen, oder läßt sich vielleicht ein Weg nachweisen, auf dem sie in unsre Welt gekommen sein könnte? Bei vielen Künstlern brauchen wir, um darüber Gewißheit zu erhalten, nur zu erfahren, bei wem sie in die Schule

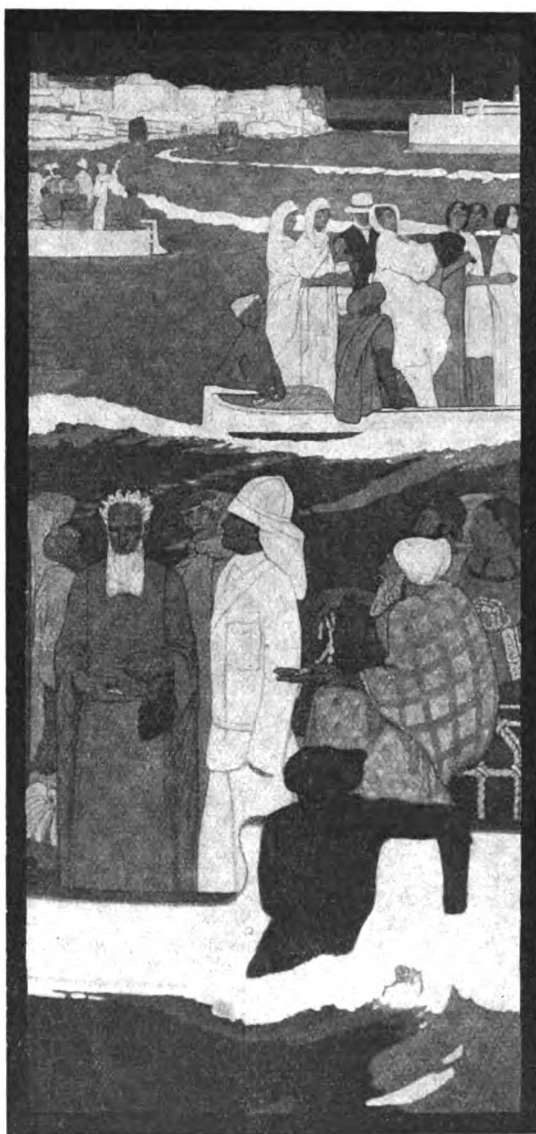


»Karneval«. Aus dem Sitzungssaal der Rückversicherung, München



»Reichtum«. Aus dem Sitzungssaal der Rückversicherung, München

gegangen sind. So einfach ist das bei Erler nicht. Aber gewisse Anhaltspunkte lassen sich doch gewinnen. Zunächst ist die Abstammung zu beachten. Erler ist Schlesier. In dem kleinen Städtchen Frankenstein, das zum Regierungsbezirk Breslau gehört, ist er 1868 geboren. Auch Gerhart und Karl Hauptmann sind, wie jeder weiß, in Schlesien beheimatet. In diesem Lande, in dem »Rübezahl seinen Schatten weit hinauswirft vom Gebirge ins Hügel- und Flachland«, scheint in der Tat der Hang zur Romantik, zum Seltsamen, Ungewöhnlichen, Wilden vielen eingeboren zu sein. Und dann noch eins: Erlers Urgroßmutter war eine Tochter Wielands, des großen schwäbischen Dichters, von dessen unerschöpflicher Phantasie und Gestaltungskraft gewiß nicht nur der »Oberon« Zeugnis ablegt. Ist es nun so ganz unwahrscheinlich, daß etwas von dem Geist dieses Ahnen sich auf den Urenkel vererbt hat? Es hat etwas Verlockendes, sich solche Vererbungsmöglichkeiten ein wenig auszumalen, wenn es gleich Torheit wäre, deshalb direkte Übereinstimmungen zwischen Erler und Wieland erkennen zu wollen. Zu den ältesten Erinnerungen Erlers gehören übrigens die Ruine einer alten, zerschossenen Burg, in deren Trümmern er mit seinem Bruder (dem heute ebenfalls berühmten Maler Erich Erler-Samaden) gespielt hat, und das Schloß des Großvaters, der Amtmann zu Neurode in der Grafschaft Glatz war. In den saalähnlichen Gemächern dieses Schlosses hingen die Bilder Wielands und der Seinen, und dort haben die beiden Knaben wohl auch die ersten Kunsteindrücke in sich aufgenommen.



»Seehafen«. Aus dem Sitzungssaal der Rückversicherung, München

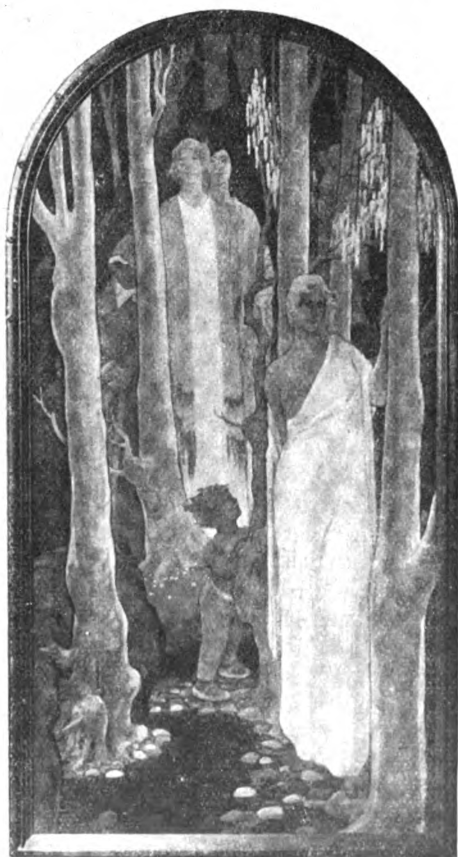
Erler besuchte das Gymnasium. Nachdem er aber das Einjährigenzeugnis erworben hatte, hielt es ihn nicht mehr länger auf den Schulbänken. Er wollte Künstler werden. Bei einem Talent wie Erler heißt das so viel wie: er mußte es werden. Glücklicherweise hatte der Vater nichts dagegen einzuwenden. Und so bezog Erler die Kunstakademie in Breslau, an der sieben Jahre vor ihm auch Gerhart Hauptmann, als er noch den Bildhauertraum träumte, studiert hatte. Erler wurde zunächst Hospitant, dann Privatschüler des alten, wunderlichen, einsamen Romantikers Bräuer, dem Hauptmann in seinem »Michael Kramer« ein Denkmal gesetzt hat. Der dem jungen Erler von Natur aus innewohnende Trieb zum Monumental-Dekorativen hat in jenen Jahren sicherlich eine erhebliche Verstärkung erfahren, wie denn auch seine Liebe zu allem Romantischen sich durch den Um-



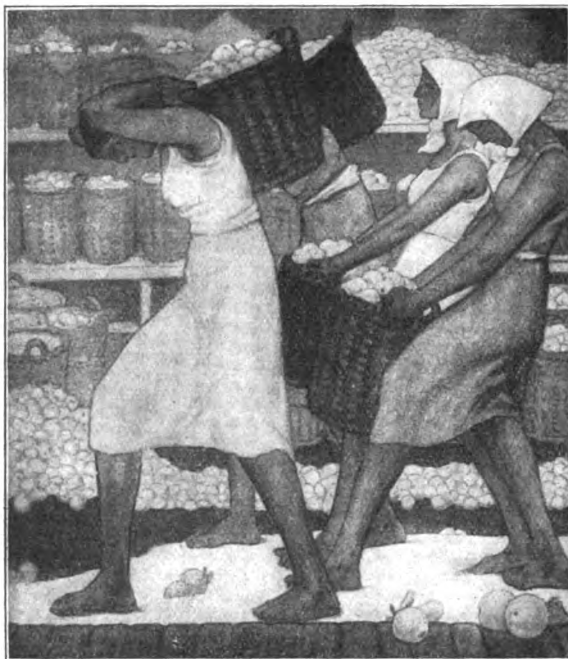
Aus Schloß Wolfsbrunn im Erzgebirge

gang mit Bräuer vertiefen mußte. Unter solchen Umständen hätte aus dem Schüler leicht ein physiognomieloser Epigone der Romantik werden können. Aber bei einem so starken Geist wie Erler war das ausgeschlossen. Er wußte immer genau, was er wollte (und mußte), und Beeinflussungen, die ihn um sein Selbst hätten betrügen können, hatten nie Gewalt über ihn. Im übrigen gehörte sein Sinnen und Trachten durchaus der Gegenwart und Zukunft. Und den Aufgaben der neuen Zeit galt sein ungeteiltes Interesse und sein ganzes Hoffen und Träumen.

Während der Breslauer Studienzeit unternahm Erler verschiedene Reisen, die nicht ohne Bedeutung für seine Entwicklung waren. Ganz besonders war es das Meer, das in Rügen und an der Riviera einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß es von da an nie mehr aus seinem Gesichtskreis verschwand und seitdem auf zahlreichen seiner Schöpfungen gewissermaßen als cantus firmus immer wiederkehrt. So viel nun auch Erler in jener Zeit dem Umgang mit Bräuer zu danken hatte: auf die Dauer konnte dem jungen, strebenden Künstler Breslau doch nicht genügen. Er versuchte es zunächst für kurze Zeit in Berlin, jedoch ohne jeden Erfolg. Dann ging er (1890) nach München. Aber der Augenblick, der Erler und München dauernd zusammenführen sollte, war damals noch nicht gekommen. Der Werdende und Suchende fand auch in der Münchener Kunst jener Zeit nicht, was ihn wesentlich hätte fördern können. Er kehrte deshalb wieder nach Schlesien zurück und widmete sich nun einige Zeit ganz besonders anatomischen Studien. So kam das Jahr 1892 und für Erler der Augenblick heran, der für die meisten deutschen Maler einmal »aktuell« wird: der Augenblick nämlich, da sie in Deutschland keine rechte Möglichkeit mehr sehen, in ihrer Entwicklung weiterzukommen. Damals ist man in solchen Fällen beinahe ausschließlich nach Paris gegangen.



Aus Schloß Wolfsbrunn im Erzgebirge



Korbträgerinnen (Bayrische Hypothekenbank)

daß ein deutscher Künstler gerade in Paris findet, was er von Jugend auf erträumt hat: eine betont germanische Kunst voll ungebrochener Kraft, Frische, Herbheit und doch auch nicht ohne Anmut, Grazie und gesunde, strahlende Schönheit.

Wir können uns im folgenden, nachdem wir nunmehr sozusagen das Fundament der Erlerschen Kunst aufgebaut haben, wesentlich kürzer fassen. Erler besuchte von Paris aus mehrere Male die Normandie und die Bretagne, wo er staunend eine Landschaft kennenlernte, die wie geschaffen war, all den wilden und derben Gestalten seiner Phantasie zum Hintergrund zu dienen. Auch der Humor Erlers fand hier eine geeignete Folie; klingt doch sein Lachen nicht selten wie das gellende Gelächter des Sturmwindes, der Bäume entwurzelt, Schiffe auf Klippen wirft und

Also ging auch Erler hin. Er blieb fast drei Jahre dort und besuchte natürlich wie alle andern die Malschule Julian. Aber zu lernen gab es dort für ihn nur wenig, außer von einigen begabten Kollegen. So blieb er bald zu Hause und begann selbständig zu arbeiten und zu gestalten, was schon lange in ihm nach Form rang und jetzt mit Macht ans Licht drängte. Vor allem aber wirkte in Paris der gewaltige Geist der gotischen Plastik auf ihn ein. Hier sah er zum ersten Male eine ältere Kunst, die ganz anders zu ihm sprach als die Antike und die Renaissance. Und wir haben also im »Fall Erler« wieder einmal ein Schulbeispiel dafür, daß ein Künstler, der mit bestimmten Idealen und festen Anschauungen in ein fremdes Land kommt, dort doch nur wieder das seiner Natur Entsprechende aufnimmt. In diesem besonderen Fall erleben wir sogar das interessante und höchst erfreuliche Schauspiel,

mit Menschen und Tieren seinen Schabernack treibt. Er fand für das absolut Malerische sein Vorbild in Manet, für das Dekorative



Circe

aber in Puvis de Chavannes. Diese beiden Gegensätze zu verneinen und daraus das große dekorative Kunstwerk zu schaffen, das zugleich den höchsten Anforderungen an malerische Qualitäten wie an dekorative Flächendurchbildung genügt, blieb dem jungen Deutschen vorbehalten, der damals vor Manets malerischen Offenbarungen in Entzücken geriet und von Puvis' lichten Fresken unauslöschliche Eindrücke empfing. Von Paris kehrte Erler zunächst nach Breslau zurück. 1895 aber tat er den dritten wichtigen und entscheidenden Schritt seines Lebens: er siedelte zu dauerndem Aufenthalt nach München über. Seit einer Reihe von Jahren lebt er allerdings nicht mehr in in München selbst, wo er nur noch ein kleines Atelier unterhält, sondern in dessen Nähe, in Holzhausen am Ammersee. Aber geistig gehört Erler seitdem zu München, und man kann sagen, daß diese Verbindung beiden Vorteile gebracht hat.



Des Künstlers Sohn

Ungefähr um die Zeit, da Erler in München festen Fuß faßte, nämlich zu Beginn des Jahres 1896, ist dort die erste modern illustrierte deutsche Zeitschrift, die »Jugend«, ins Leben gerufen worden. Das Titelblatt der ersten Nummer aber war von Erler. Und man kann sagen, daß, neben den Arbeiten einiger weniger andrer, vor allem auch die zahlreichen Zeichnungen Erlers (Titelblätter, dekorative Umrahmungen zu Gedichten, Vignetten usw.) den ersten Jahrgängen ihr Gesicht gegeben haben. Jedenfalls gehörten sie zu jenen, die am meisten befremdeten oder fesselten, je nachdem. Und es verdient wohl auch Beachtung, daß bereits das eben erwähnte erste Titelblatt der »Jugend« auf den Zusammenklang von Gelb und Blau gestimmt ist, dem wir im Werke Erlers bis zum heutigen Tage immer wieder und am häufigsten, wenn auch in mehr und mehr gedämpfter und modifizierter Form, begegnen. Man wird freilich begreifen, daß Erler diese graphisch-illustrative Tätigkeit, so sehr sie ihn auch angeregt haben mag, doch nur als eine Art Nebenbeschäftigung empfand, und daß er sich danach sehnen mußte, sein dekoratives Genie (der Ausdruck ist nicht übertrieben) einmal an einer Aufgabe großen Stils zu erproben, die es ihm gestattete, aus dem Vollen zu geben.

Diese Aufgabe stellte ihm der bekannte Dermatologe D. Neißer in Breslau, der Erler schätzen gelernt hatte und dem kühnen Wollen und reichen Können des jungen Landsmanns so unbedingt vertraute, daß er die raumkünstlerische und dekorative Ausgestaltung eines großen Musikraums in seiner Villa bei Breslau vollkommen dem Ermessen Erlers überließ. Erler konnte also alle seine Ideen über Raumgestaltung, Ornamentik, modernes Kunstgewerbe usw., die er gelegentlich schon in kleineren Räumen anzuwenden versucht hatte, in großzügiger und unmißverständlicher Weise verwirklichen. Und außerdem bot sich ihm hier endlich auch die Möglichkeit, sein Talent zur dekorativen Malerei großen Stils, das sich schon in mancher früheren Arbeit deutlich genug angekündigt hatte, an einer ergiebigen Aufgabe einwandfrei zu erweisen und einmal zusammenfassend auszusprechen, was schon lange in ihm nach Ausdruck rang. Er schuf einen Raum, in dem alles und jedes, von den Bildern bis zu den Möbeln und Beschlägen, Vorhängen und Beleuchtungskörpern, nach seinen Entwürfen aus-



Kämpfer von Verdun. 1916

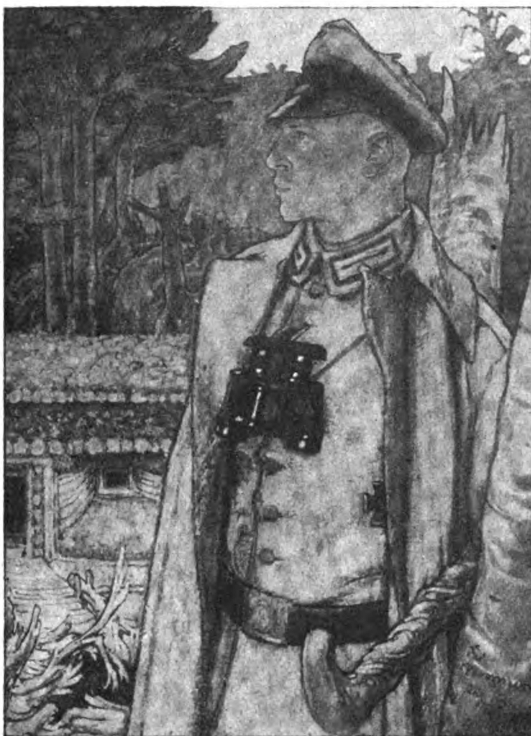
geführt wurde. So entstand etwas durchaus Harmonisches, eine in sich gerundete kleine Welt, in der nur ein einziger starker Wille herrscht, der jedem Ding den höchst persönlichen Stempel aufdrückt. Der Stil dieses Raumes aber hat nicht die geringsten Beziehungen zur Vergangenheit mehr. Er ist Ausdruck einer neuen Zeit.

Es läßt sich wohl behaupten, daß Erler mit den Wandbildern der Villa Neißer den für sein ganzes Leben entscheidenden Schritt in der rücksichtslosen Herausbildung seines malerischen Stils getan hat. Nun galt es eigentlich nur, das Errungene in jahrelanger, stiller und zäher Arbeit zu befestigen und Form und Farbe zu entwickeln. So geschah es auch, und deshalb macht das Schaffen Erlers für den Rückschauenden beinahe den Eindruck eines Bauens nach einem vorherbestimmten Plan. Die Form wird immer einfacher, großzügiger, immer — sagen wir es nur! — monumentaler im Sinne des echten dekorativen Flächenstils, der auf weitgehende realistische Durchbildung bewußt verzichtet und nur durch den Rhythmus der Linien und durch die räumliche und farbige Ausgeglichenheit der Flächen zu wirken strebt — ein Prinzip übrigens, das alle großen Meister des dekorativen Stils von Giotto bis auf unsre Tage instinktiv befolgt haben. Das Kolorit Erlers aber gewinnt mehr und mehr an Helligkeit, Farbigkeit und Sattheit. Immer bunter wird der Reigen, immer voller der Klang und Zusammenklang der Töne, und lebenbejahender von Jahr zu Jahr die Melodie dieses Hohenliedes der Kraft und der Schönheit.

Die nächste Hauptetappe im dekorativen Stil Erlers waren die Wiesbadener Fresken, die in den Jahren 1906 und 1907 entstanden sind. Der Münchener Architekt Friedrich von Thiersch hatte in Wiesbaden das neue Kurhaus erbaut, und Erler war dazu berufen worden, den Konversationssaal (oder Muschelsaal), einen Raum von sehr beträchtlichem Ausmaß, mit fünf großen dekorativen Wandbildern zu schmücken, die dem Zweck des Raumes, eines Ortes froher Geselligkeit, nach Inhalt und Ausführung Rechnung zu tragen hatten. Außerdem machte der Architekt zur Bedingung, daß die Bilder als echte Fresken, d. h. mit Wasserfarben auf den nassen Kalk gemalt werden mußten. Als Darstellungsgegenstand wählte Erler die vier Jahreszeiten und, als Zwischenglied, Jugend und Alter. Das scheint sehr simpel. Aber nirgends kann sich die Phantasie und Eigenart eines Künstlers unzweifelhafter bewähren, als wenn er Motive, die schon Hunderte vor ihm gestaltet haben, neu zu formen versucht. Und Erler hat mit diesen Bildern tatsächlich selbst jene überrascht, die wußten, wessen man sich von ihm zu versehen habe, wenn er einmal eine seiner Begabung wahrhaft würdige Aufgabe bekäme. Bemerkenswert ist übrigens, wie straff Erler hier die Gestalten seiner Phantasie am Zügel geführt hat. Alle müssen sie dazu dienen, den Raum zu beleben und zu gliedern, wobei der Form eine ebenso große Bedeutung zukommt wie der Farbe. Und um die grundverschiedenen Motive der Bilder ohne Beeinträchtigung der Einzelwirkung zusammenzustimmen, hat Erler gewisse charakteristische Farben und Töne leitmotivisch verwertet. Sie kehren auf allen Bildern wieder und stellen das gemeinsame Band dar, das diese fünf Bilder zu einer dekorativen Einheit zusammenschließt.

Die dritte Etappe: drei gewaltige Bilder von je sieben Meter Höhe und fast ebensolcher Breite für den Festsaal des neuen Rathauses in Hannover, gemalt 1912 und 1913 mit Tempera auf Leinwand in einem eigens für diesen Zweck erbauten Atelier in Holzhausen. Die Themen dieser Bilder sind: Urzeit, Mittelalter und Neuzeit. Das erste Thema liegt ohnehin im natürlichen Schaffensbereich Erlers. Beim zweiten hat er, ohne jedoch im geringsten zu historisieren, ein Stück aus der Geschichte Hannovers (die Rückkehr der Sieger nach der Zerstörung einer Welfenburg) zum Gegenstand eines festlich bewegten Aufzuges gemacht. Im dritten Bild gibt er ein zwingendes Symbol der Gegenwart als eines Zeitalters der Arbeit und der Wehrhaftigkeit, ein Symbol, das trotz den Umwälzungen, die seit der Entstehung des Bildes Tatsache geworden sind, auch heute noch unveränderte Geltung hat. Man irrt wohl nicht, wenn man behauptet, daß Erler in diesen drei Bildern das Machtvollste gegeben hat, was ihm in monumentalem Stil auf Riesenflächen zu sagen bis jetzt vergönnt war. Es ist eine Wucht in den — im Gegensatz zu früher scharf umrissenen — Figuren und Gruppen dieser Bilder, daß daneben fast alles vorher Entstandene nur wie eine Reihe von Versuchen und Vorarbeiten wirkt. Aber diese Arbeit ist zugleich auch ein gewisser Abschluß.

Denn es ist unverkennbar, daß Erler in den Fresken des Sitzungssaales der Münchener Rückversicherung, die bald danach entstanden sind und die vierte (und vorläufig letzte) Hauptetappe in der Entwicklung des Erlerschen Monumentalstils darstellen, etwas andres, neues anstrebt, das nicht die logische Konsequenz der Hannoverschen Bilder darstellt, sondern sich eher von den Erlerschen Staffeleibildern ableitet, die in den Jahren vorher gereift sind. Man darf allerdings nicht übersehen, daß Erler nie ein Stilschema ausgebildet hat, sondern den Stil mit vollkommener Freiheit aus den besonderen Bedingungen einer gestellten Aufgabe heraus jedesmal neu entwickelt. In diesem Falle bestand sie darin, den Saal mit einem größeren Bild an der Stirnseite, zwei Supraporten und einer Anzahl sechseckiger kleiner Füllbilder zwischen und über den Fenstern zu schmücken. Die Themen ergaben sich aus dem Geschäftsbereich der Auftraggeberin: dem Versicherungswesen. Das Ganze wirkt außerordentlich verhalten, ernst, fast feierlich, und nie hat Erler die Sinfonie seiner Farben voller, reicher und satter instrumentiert. Es ist unzweifelhaft, daß mit diesen Bildern ein neuer, bedeutsamer Abschnitt in der Entwicklung des malerischen Stils Erlers begonnen hat. Wann er abgeschlossen und vom nächsten abgelöst wird, können wir noch nicht sehen.



Bei Varennes

Mit diesen Monumentalbildern haben wir nur sozusagen die große Mittellinie im Schaffen Erlers festgelegt. Es wäre aber noch unendlich viel über Erlers kleinere dekorative Arbeiten auf Ausstellungen und für die Villen und Wohnhäuser kunstverständiger Privater zu sagen, dann über den Bildnismaler Erler, der allein eine Würdigung in aller Ausführlichkeit verdiente, und endlich über die vielbesprochenen Ausstattungsentwürfe zum »Faust« und »Hamlet« für das Münchener Künstlertheater. Ebenso wäre der Kriegs-



Spees (Hoffnung)

maler Erler, auf den das ungeheure Erlebnis des Weltkrieges beinahe zermalmend gewirkt hat, so daß er eine Weile glaubte, nie wieder etwas andres als Kriegsbilder malen zu können, ein gesondertes Kapitel wert. Und wir hätten trotzdem die Persönlichkeit dieses Künstlers noch immer nicht in ihrer vollen Allseitigkeit umschrieben. Lassen wir es also genug sein mit dem Gesagten. Wer es still überdenkt und dazu die beigegebenen Abbildungen von Werken Erlers (meist aus der neueren Zeit) auf sich wirken läßt, der muß — es kann gar nicht anders sein — die Überzeugung gewinnen, daß Erler unter den in Betracht kommenden künstlerischen Kräften unsrer Zeit eine der stärksten und eigenwilligsten ist. Bedauerlich genug, daß er trotzdem oder vielmehr gerade deswegen mit so manchem Großen der Vergangenheit das Mißgeschick teilt, vielfach verkannt und befehdet zu werden. Aber wir haben ja gesehen, wie eng das alles schicksalhaft mit seinem Wesen verbunden ist. Und da wir die Unbeugsamkeit und Zielgewißheit dieses Wesens erkannt haben, so braucht uns um den Endsieg dieses furchtlosen Kämpfers und rastlosen Gestalters nicht bange zu sein.

Wanderabend

Wenn am Abend durch die Gassen
Von den Gärten Nebel ziehn
Und ergluhend aus der blassen
Dämmerung die Fenster blühn,
Lassen wir in luft'gen Ringen
Hell von fremder Wanderpracht
Talwärts unsre Lieder schwingen,
Halten Einzug mit der Nacht.

Vor den Häusern stehn die jungen
Liebesleute Hand in Hand,
Mädchen träumerisch umschlungen,
Alle stumm uns zugewandt.
Und es haben gar die Frauen
Leis die Türen aufgetan,
Unsern bunten Zug zu schauen,
Lockende Lauten zu umfahn.

Gehn wir langsam hin und fragen,
Lächelnd in der Dunkelheit,
Und sie mögen's nicht versagen,
Dach und Lager ist bereit.
Liegen bald wir schlafumsponnen,
Nur ein Rauschen fern vom Bach,
Süßer Plätscherfang der Bronnen
Weht uns klingend ins Gemach.

Hans Steckner



Abbild. 1. Gehöfte aus der Umgebung von Turnhout

Aufn. E. Wolf

Flämische Siedlungen als Muster niederdeutscher Siedlungsart

Von Dr. Friedrich Leyden

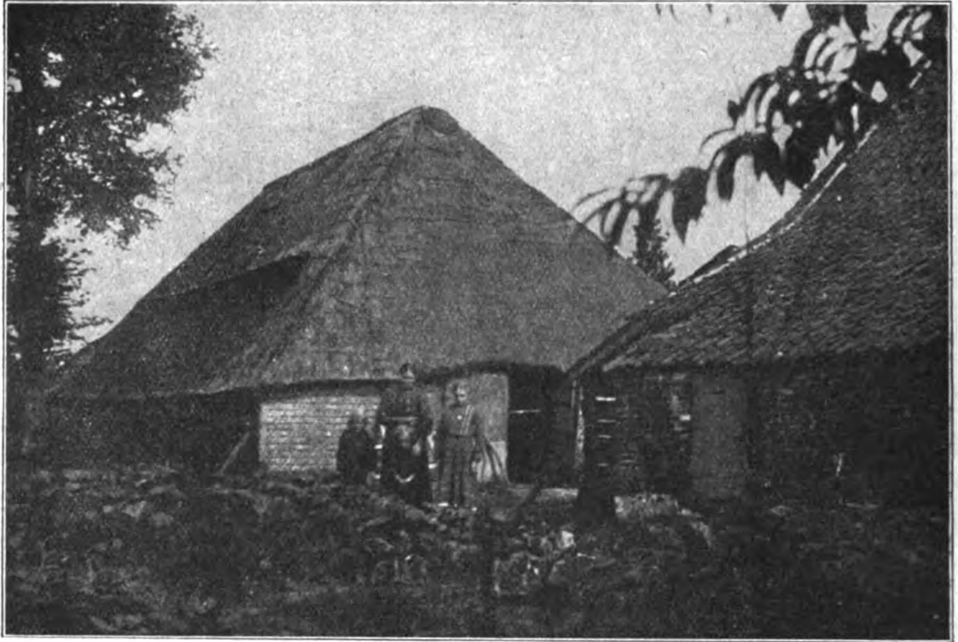
Mit zwölf Abbildungen aus den antwerpischen Kempen nach Aufnahmen von Gewerbelehrer Wilhelm Reuter (Abbild. 3 bis 5, 7 bis 9, 11, 12) und Herrn Ewald Wolf (Abbild. 1, 2, 6)

Die Flamen, die den nördlichen Teil Belgiens bewohnen, gehören mit den ihnen eng verwandten Niederländern dem niederdeutschen Stamme an. Ihr heutiger Name ist eigentlich irreführend und bezieht sich ursprünglich nur auf die Bewohner von Flandern. Bis ins 19. Jahrhundert hinein unterschied man die Bevölkerung des heutigen Belgiens nach ihrer Sprache als »Dietsche« und »Welsche«, und diese Unterscheidung hat sich bis heute in einigen Ortsnamen erhalten, die doppelt beiderseits der Sprachgrenze in dem Gebiet des alten Bistums Lüttich vorkommen. Die besondere Unbeliebtheit, deren sich die Bezeichnung »deutsch« in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erfreute, mag ein wesentlicher Anlaß zur Aufgabe der Bezeichnung »dietsch« gewesen sein, und man übernahm die Volksbezeichnung nach demjenigen Teile Belgiens, wo die niederdeutsche Bevölkerung fast ausschließlich herrschte, nämlich Flandern. (Noch heute aber werden die Niederländer von den englisch sprechenden Völkern als »Dutch« bezeichnet.)

Diese »Dietschen« oder heutigen Flamen sind nun geradeso wenig ein einheitlicher deutscher Volksstamm wie die Deutschen selber. Drei große Wanderungen haben in Belgien im frühen Mittelalter stattgefunden: zuerst während der Völkerwanderungszeit diejenige der ripuarischen Franken, die von hier aus weiter nach Gallien vordrangen und dort das neue Frankenreich gründeten; später rückten die Niedersachsen nach, und von der Küste her drangen die Friesen, wohl hauptsächlich längs der größeren Gewässer, ins Landesinnere vor.

Diese drei Hauptbestandteile der in Belgien seßhaft gewordenen niederdeutschen Bevölkerung erkennt man noch heute in den Siedlungen der Flamen unschwer wieder.

Da sind, wie auch bei der alten Unterscheidung zwischen »dietsch« und »welsch«, die Ortsnamen ein wichtiges Hilfsmittel. Gar manche von ihnen sind ausschließlich dem sächsischen, andre dem friesischen Stamme eigen, und wenn auch die überwiegende Mehrzahl keine solche eindeutige Erklärung zuläßt, so sind doch immer wichtige und lehrreiche Anhaltspunkte genug vorhanden. Wer die in Westfalen so allgemein verbreiteten »Knicks« kennt und ihr Vorkommen in Belgien im schwierigen Heckenschützenkriege selbst in unerfreulichster Weise erfahren hat, wundert sich nicht, auch flämische Ortsnamen zu finden, die auf diese echt niedersächsische Eigenart der von Hecken und Wassergräben untereinander abgegrenzten Grundstücke, Weideflächen und Felder Bezug nehmen (-schoot für die Wassergräben, z. B. Bikschote, -hagen u. ä. für die Hecken). Ebenso ist die sächsische Bezeichnung für »klein« in manchen Ortsnamen zu finden, z. B. in Lettelingen im Hennegau, Letterhoutem



Abbild. 2. Scheune »friesischer Art« in der Umgebung von Turnhout Aufn. E. Wolf

(= Klein-Holzheim) in Ostflandern, Luttel-Kolen im östlichen Brabant, Lut-Lommel in den limburgischen Kempen usw.

Friesisch sind u. a. die eigenartigen Namen auf -brecht, die vom niederländischen Küstengebiet längs der Schelde landeinwärts zu verfolgen sind (z. B. Berendbrecht bei Antwerpen), die auf -ham und -kote (= einzelne Hütte, z. B. Zevekote), dann die eigenartige Umbildung der weitverbreiteten Endsilbe -heim in -um (Houtum u. ä.) und andre. Sie sind an sich nirgends übermäßig zahlreich vertreten, häufen sich aber verhältnismäßig bei Annäherung an die Küste, was ja kein Wunder ist.

Echt fränkisch sind die meisten Namen auf -hoven (z. B. Volkeringhoven), obschon bei ihnen



Abbild. 3. Hauseingang im Ortsteil Lovi bei Rykevorsel



Abbild. 4. Steinweg über die Kempische Vaart nach Rykevorsel

die Zusammensetzung mit den altgermanischen Eigennamen ähnlich wie bei den Ortsnamen auf -heim durch die Hinzufügung des -ing auf westsächsischen Einfluß hinweist.

Zu den ältesten Ortsnamen gehören diejenigen auf -heim. Manche Forscher glauben, daß die überwiegende Mehrzahl von diesen in die Zeit vor dem Jahre 700 n. Chr. hinaufreicht. Sie zeigen übrigens in ihrer räumlichen Verbreitung eine auffallende Gesetzmäßigkeit und sind anscheinend von jeher an waldfreie oder waldarme, fruchtbare Gebiete gebunden gewesen.



Abbild. 5. In den Doorenboom: Straße Herenthals—Oostmalle


Aufn. W. Reuter

Abbild. 6. Zisterne im Ortsteil Lovi bei Ryckevorsel

Aber nicht nur die immerhin etwas abstrakten Ortsnamen lehren noch heute, daß das flämische Volk aus verschiedenartigen Elementen niederdeutscher Art zusammengesetzt ist: man kann dies bei einiger Sorgfalt auch noch an den Formen der Siedlungen erkennen. Freilich darf man dann nicht, wie die meisten Fremden, nur dahin gehen, wohin der Reiseführer als besondere Sehenswürdigkeit weist. Wir wissen's ja aus unsrer eignen Heimat, wie gerade die altertümlichsten Reste sich oft recht unverfälscht nur abseits von den Hauptverkehrswegen haben erhalten können. Die Tausende und Zehntausende von uns, die während des Krieges im flämischen Teile von Belgien waren, haben vielfach Gelegenheit gehabt, auch in die tieferen Geheimnisse des flämischen Landes und seiner dichten und fleißigen Bevölkerung einzudringen. Mancher Niederdeutsche mag da mit Erstaunen die starken Anklänge an die eigne Heimat wahrgenommen haben. Alte und ursprüngliche Formen hat besonders schön das wenig vom Getriebe modernen Industriefleißes berührte Innere der einsamen Heide- und Waldlandschaften in den sogenannten Kempen der Provinz Antwerpen und ihres limburgischen Nachbargebiets bis heute zu bewahren gewußt.

Im Küstengebiete von Flandern, wo sich die Front jahrelang erstreckte, haben viele die großen burgartigen Einzelhöfe des Polderlandes kennengelernt, die die rheinfränkische Siedlungsweise in unverfälschter Weise darstellen. In den geräumigen Hof, um den sich die verschiedenartigen Baulichkeiten anordnen, führt jenes mächtige, oben runde Doppeltor, wie es in allen fränkischen Gauen Deutschlands immer wieder zu finden ist. Diese meist wasserumgebenen Gehöfte erfüllen eine doppelte Aufgabe: sie nehmen für die Siedlungen inmitten des dem Wasser mühsam abgerungenen Bodens den geringsten Raum ein und bieten anderseits durch die leichte Möglichkeit ihrer Verteidigung dem Besitzer die Zuversicht, im Sinne Fausts »auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn«.

Anders ist aber das Bild im Hinterlande. Hier findet man statt der fränkischen Einzelhöfe vielfach andre Arten der bäuerlichen Siedlung, die in lebhafter Weise an diejenigen in den friesischen Teilen unsers niederdeutschen Küstengebietes erinnern.

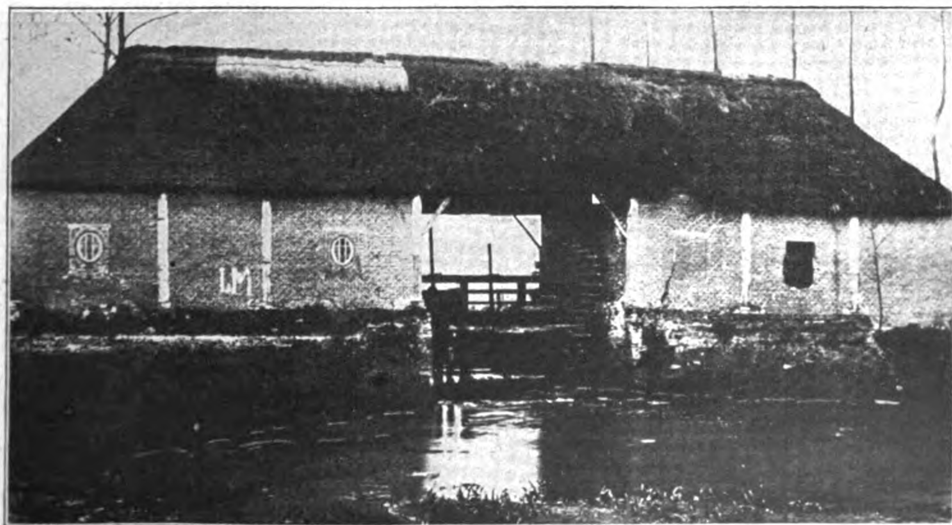
Gerade in den Kempen findet man noch häufig Scheuern und Ställe lediglich aus Lehm gebaut und durch das bezeichnende Gebälk der niederdeutschen Bauweise versteift, dabei großenteils auch noch mit Stroh gedeckt (Abbild. 1); sie erinnern damit noch heute in kaum veränderter Gestalt an jene frühen mittelalterlichen Zeiten, als der Backsteinbau, der erst seit dem 15. Jahrhundert das flämische Land erobert hat, noch unbekannt war. Nach der Lage des Eingangs (an der Giebelseite) und der ganzen Anordnung lassen solche Gehöfte den friesischen



Abbild. 7. Gehöft mit Ziehbrunnen in der Umgebung von Turnhout Aufn. E. Wolf

Ursprung unschwer erkennen (Abbild. 2). Die altgermanische Eigenart dieser Gehöfte inmitten der von prächtigem Vieh bevölkerten saftigen Weideflächen wirkt auf den Beschauer ebenso stolz wie malerisch.

An diesen Gehöften trifft man nun sehr häufig eine besonders eigenartige Erscheinung: da ist der Eingang bei Häusern und Scheunen auf einer Ecke gelegen, die aus dem rechteckigen Hausgrundriß gleichsam ausgeschnitten ist (Abbildung 3). Dieser Eingang auf der Ecke bildet eine besondere, sehr merkwürdige Eigenart des flämischen Hauses auch dort, wo es sich keineswegs um Häuser an Weg- oder Straßenecken handelt. Er kehrt in etwas abgewandelter, aber überaus bezeichnender Form auch bei den modernen mehrstöckigen Backsteinbauten wieder (Abbild. 4).



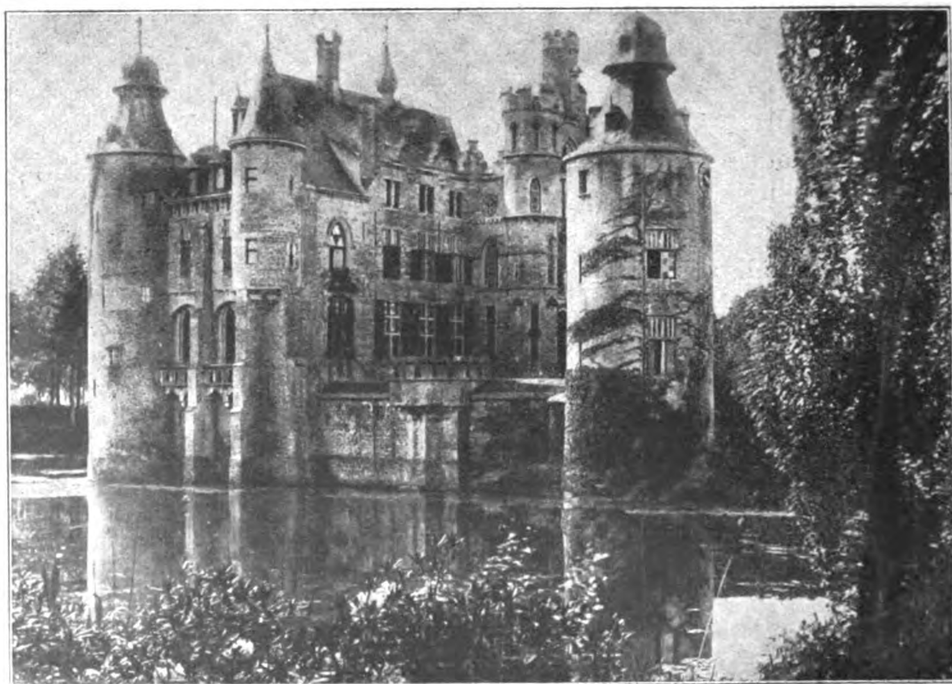
Abbild. 8. Wassermühle an der Mark bei Hoogstraaten Aufn. W. Reuter

Daneben lassen sich merkwürdige Mischformen fränkischer und niedersächsischer Entstehung wahrnehmen. Der fränkische Einzelhof besteht aus mehreren Baulichkeiten, in Niedersachsen herrscht das Einheitshaus mit Wohnung und Stallung unter einem Dache. Im flämischen Lande trifft man mitunter Einheitshäuser mit dem fränkischen Einfahrtstor, also ähnliche Mischformen, wie sie sich auch im Grenzgebiet zwischen Franken und Alemannen in der Oberrheinebene beobachten lassen (Abbild. 5).

Hinter den Häusern, auf den Höfen oder zwischen den Scheunen, findet man den Brunnen. Dieser zeigt je nach der Tiefenlage des Grundwassers zwei ganz verschiedene Formen. Muß das Wasser aus großer Tiefe heraufgeholt werden, dann bedient man sich der Zisterne, die auch hier in Form und Gestalt nur wenig Veränderungen gegenüber dem römischen Vorbilde aufweist. Ist das Wasser jedoch in nicht zu großer Tiefe anzutreffen, dann wird der Schöpfbrunnen mit dem langen Schwengel verwendet, der so lebhaft an die Brunnen der deutschen Kolonistengebiete im Osten Europas erinnert (Abbild. 6 und 7).

Wo sich die einzelnen Orte enger zusammenschließen, da herrscht freilich meist das einstöckige Backsteinhaus vor, das in den schier endlosen Reihen aneinandergebauter Häuschen dem Straßenbilde der flämischen Dörfer vielfach ein so eintöniges und unschönes Gepräge verleiht. Liegt der Dorfplatz an einer Straßenkreuzung, so bildet er eine viereckige Fläche, die oft von Bäumen überschattet wird; oder auf seiner Mitte erhebt sich die uralte geheiligte Dorflinde. Sehr häufig aber handelt es sich nicht um solche Plätze, sondern um eine besondere Form, die wieder nur den flämischen Dörfern eigentümlich ist: dann ist die Straße, längs der sich das Dorf hinzieht, zu einem riesigen, langgestreckten Platze schlauchartig erweitert, neben dem die einstöckigen Häuschen wie Spielzeug aussehen. An diesem Platze liegen die stattlichen, meist recht alten Kirchen, deren trutzige Türme in den weiten Flächen der Ebene die Bedeutung weithin sichtbarer und dem Wanderer als Orientierungsmerkmal dienender Landmarken besitzen — genau wie die Türme unsrer alten Hansestädte an der Nord- und Ostsee.

Fast jeder Ort im Flachland hat seine »Mühlseite« (Molenzijde) und ist überhaupt von Windmühlen rings umgeben. Einsam stehen solche mitunter in abgelegenen Lichtungen und erinnern durch ihre höchst altertümlichen Namen an frühere, längst verschwundene Ortschaften. Die zahllosen Windmühlen des flämischen Landes wetteifern mit denjenigen der benachbarten Niederlande, aber auch überhaupt des norddeutschen Tieflandes. Nicht jedermann weiß, daß dieses heut so bezeichnende Merkmal des Tieflandes erst durch die Kreuzzüge nach Europa gelangte und seit der ersten Hälfte des 13. Jahr-



Aufn. W. Reuter

Abbild. 9. Schloß Vorselaar



Abbild. 10. Auffahrt zur Abtei Tongerloo

hunderts im flämischen Lande heimisch wurde, so heimisch, daß auf den Bildern des 17. und 18. Jahrhunderts die Wälle und Bastionen der damals meist befestigten Städte mit Windmühlen geradezu wie gespickt erscheinen.

Die bescheidenen Vorläufer der Windmühlen, die seit dem 9. Jahrhundert eingeführten Wassermühlen, sind heute zu einer Seltenheit geworden. Im Tieflande mit seinen träge dahinschleichenden Gewässern sieht man sie nur noch vereinzelt im Betrieb, während ihnen im Hügellande des südlichen Flandern und Brabant mit dem stärkeren Gefälle der einzelnen Bäche mitunter noch einige Bedeutung zukommt. Mit ihren moosbewachsenen Dächern und mächtigen unterschlächtigen Rädern in einem weiten Durchlaß stattlicher Bauten machen sie einen überaus malerischen Eindruck und wirken wieder wie ein Rest verschwundener Zeiten, an den sich auch bei ihnen nicht selten alte Namen verschollener Ortschaften knüpfen. Aber auch dort, wo sie heute verschwunden sind, leben sie in den Namen der Gewässer und zahlreicher Orte des flämischen Landes fort: führen doch dort an die 90 v. H. aller Gewässer noch heute den Namen Molenbeek! (Abbildung 8).

Aber das Bild der flämischen Siedlungen ist nicht vollständig ohne einen Hinweis auf zwei wichtige und fast nie fehlende Bestandteile: die Schlösser und die geistlichen Niederlassungen. Übersät ist das flä-

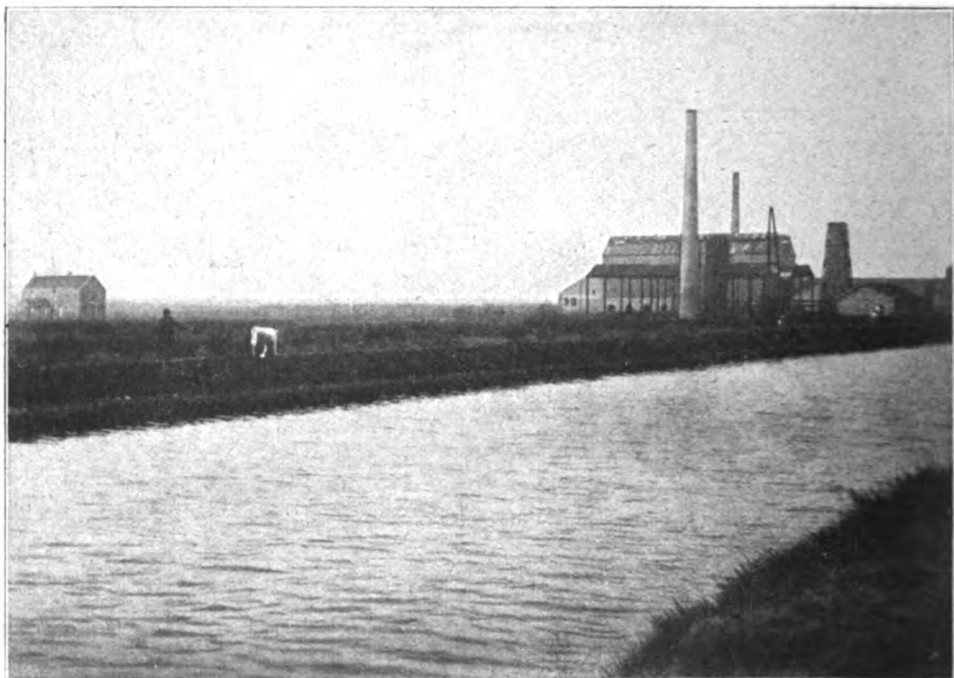


Aufn. W. Reuter

Abbild. 11. Stadttor am südlichen Ausgang von Herenthals

mische Land mit Schlössern aus allen Jahrhunderten, die hier nicht wie bei uns meist feindlicher Zerstörungswut zum Opfer gefallen sind (Abbild. 9). Neben den trotzigen Wasserschlössern vergangener Zeiten erheben sich die reichen, aber vielfach wenig schönen Bauten moderner Industriekapitäne, die bei den geringen Entfernungen und dem regen Kraftwagenverkehr auf den ausgezeichneten Landstraßen ihren Wohnsitz mehr und mehr aus den Städten hinaus aufs Land verlegen. Der Schloßreichtum des flämischen Landes ist ungeheuer: zählt doch allein der schöne Brüsseler Villenvorort Ukkel nicht weniger als siebzehn Schlösser!

die alten, vielfach nur noch in Ruinen erhaltenen Abteien, mit deren Namen manches wichtige Ereignis in der geschichtlichen Entwicklung des flämischen Landes verknüpft ist. In diesen Abteien sind manchmal nach ihrer Aufhebung andre Besitzer eingezogen, und die alten Baulichkeiten mit ihren bedeutsamen Namen sind dann heute nur noch Pachtgüter oder ausgedehntere Bauernhöfe, mitunter auch Schlösser. Name und Lage verraten nicht selten bei ihnen noch heute ihre frühere Bedeutung für die Rodung der ausgedehnten Waldgebiete des Landes, wie dies z. B. für die prächtigen Prä-



Abbild. 12. Antimonfabrik bei Beerse (Kempische Vaart). Im Hintergrund die Ekster Heide

Aber noch viel größer ist die Bedeutung der geistlichen Niederlassungen in diesem rein katholischen Lande. Fast jedes Dorf hat mindestens ein Kloster, und diese oft in der Neuzeit um- oder ausgebauten Baulichkeiten überragen das Bild der Dörfer meist schon aus weiter Entfernung. 1892 gab es im flämischen Teile Belgiens 1060 Niederlassungen geistlicher Frauenorden und 136 Niederlassungen geistlicher Männerorden, und seit der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich vor fast zwei Jahrzehnten ist ihre Zahl weiter stark angewachsen. Ihre Insassen stammen übrigens aus aller Herren Ländern, wenigstens soweit es sich nicht um Lehrorden handelt. Mitunter liegen solche Klöster auch abseits von allen Ortschaften, wie die der Trappisten. Und abseits liegen meistens auch

monstratenserabteien in Tongerloo (Abbild. 10) und Averbode in den Kempen und von Park bei Löwen gilt, ebenso von der Abtei von Herkenrode bei Kuringen in der Provinz Limburg.

Die Erscheinung ist ebenso allgemein wie eigenartig, daß viele der Abteien und Klöster, aber auch nicht wenige Schlösser nur als solche ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben, aber als Bauten weder zerstört noch auch nur verfallen sind, sondern heute als Bauerngüter weiterbestehen.

Außerordentlich groß ist auch die Zahl der kleinen Kapellen, die sich je und je an den Straßen und Feldwegen erheben. Östlich von Kortrijk beherrschen sie geradezu das Landschaftsbild; zählt man doch allein im Bereiche der einen Gemeinde Swevegem fünfzehn Kapellen.



Offsetdruck von Georg Westermann

Hans Baldung Grien: Christus am Kreuze

Nach dem Reichsdruck

Hier macht sich freilich die Nähe des großen und seit dem Mittelalter bevorzugten flämischen Hauptwallfahrtsortes, der welschen Stadt Doornik im Hennegau, bemerkbar. Aber auch sonst, besonders in einsameren Gegenden, findet man Kalvarienberge und Stationswege abseits von den eigentlichen Ortschaften, nicht selten in stimmungsvoller Weise auf kleinen Erhebungen angelegt und zu Mittelpunkten der Umgebung ausgestaltet. Schier unendlich ist die Zahl der am Wege stehenden Kreuze, die, wie in allen katholischen Ländern, auch hier als Bestandteil des Siedlungsbildes nicht zu unterschätzen sind und auch vielfach als Ausgang bei der Bildung von Ortsnamen gedient haben.

Gerade diese auf den Glauben der Bevölkerung bezüglichen Bauten und Anlagen bilden im Gesamtbilde der Siedlungen vielfach eins der hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale gegenüber den sonst in weitgehender Weise artverwandten nördlichen Niederlanden. Auch in den Städten kehrt dies wieder, wo im flämischen Lande den eigenartigen Beginenhöfen eine besondere Bedeutung zukommt.

Von diesen Städten soll hier nicht die Rede sein. Manche von ihnen ist heute zur unbedeutenden Landgemeinde herabgesunken, und die schindelgedeckten Stadttore sind im Verfall begriffen (Abbild. 11). Neues Leben regt sich dagegen in den einsamsten Wildnissen, wo die Neuzeit durch künstliche Wasserwege nach amerikanischer Art zunächst die Industrie angezogen hat (Abbild. 12), und wo die Bodenschätze der Kempen ihrer Erschließung und dem Aufblühen eines neuartigen, bisher dem flämischen Lande fremden Siedlungselementes entgegengehen. So wird für die vielen übervölkerten Gebiete des Landes ein Abfluß im Landesinneren möglich — wohnen doch im flämischen Teile der Provinz Brabant (1920) durchschnittlich über sechshundert Menschen auf einem Quadratkilometer! —, und der schon vor dem Kriege begonnenen Verschiebung der Bevölkerung von Flandern aus den Randgebieten ins Herz der bisher vielfach recht dünn besiedelten Kempen ist durch die Verwüstungen der Kriegszeit, die gerade jene Gebiete betrafen, ein besonderer Vorschub geleistet worden.

So wird durch den Wandel der Zeiten das Alte auch im flämischen Lande immer mehr zurückgedrängt, und immer schwieriger wird es, die ursprünglichen Bedingtheiten wiederzuerkennen. Wohl ist das flämische Land durch den letzten Krieg in Mitleidenschaft gezogen worden, aber die Zone der Zerstörung blieb verhältnismäßig schmal. Die dauerhaftesten Merkmale der Vergangenheit sind die prächtigen Schlösser, und wenn man noch heute in Flandern die alten Grafenschlösser von Male und Wijnendale, in Brabant das von Heverlee bewundern kann, so wird die ganze Geschichte des reichbewegten Landes dem geistigen Auge wieder lebendig.

Ein Bild echt niederdeutscher Siedlung ist es, das sich dem Beschauer überall im flämischen Lande darbietet, und es darf als eine tragische Ironie des Schicksals angesehen werden, daß gerade dieses Land heute enger mit Frankreich verbunden scheint als je zuvor.

Goldnes Licht

Täglich auf der goldnen Leiter,
Täglich eine Sprosse weiter
Steigt das liebe Licht empor;
Heute schon an Sims und Wänden
Streicht es hin mit zarten Händen,
Daß der Schatten sich verlor.

Morgen über Dach und Dächer
Hebt es sich, legt auf die Fächer
Meiner Bücher holden Schein —
Und auf einmal durch die Helle,
Zitternd wie des Lichtes Welle
Fällt ein Vogelruf herein.

Füllt mein Herz ein selig Hoffen,
Alle Tore seh' ich offen,
Kräftig steigt der Duft vom Feld;
Nicht mehr lang, und mir zu Füßen
Werden mich die Veilchen grüßen,
Eine blaue Wunderwelt.

Nicht mehr lang, und aus der Hülle
Drängt sich weich der Blätter Fülle
Silbergrün mit feinem Flaum,
Zitternd streck' ich beide Hände
In des Lichtes goldne Spende,
Sing' und bet' und weiß es kaum!

Emma Müllenhoff

Wenn es köstlich gewesen ist

Vom Leben und von der Wärme einer Mutter

Von Helene Voigt-Diederichs

Herrn Pastor sein Bestes

Arbeit, die fremde Menschen im Hause verursachten, nein, die störte nicht der Mutter Vorfreude auf jeglichen, selbst auf den unbekannten Gast. Für sie war nur das eine wichtig, daß nämlich der Besuch sich wohl fühle.

Handelte es sich um Kinder, gar um solche aus der Stadt, die gleich für Wochen und Monate anrückten — gut, mochten sie es frei und gesund haben, und ein Ei zum Frühstück und dazu tüchtig Milch trinken! Als Gegenleistung ward zwar nicht gefordert, aber doch freundlich erhofft, daß sie sich nicht an unreifem Obst Bauchgrimmen oder grüne Gesichter anaßen, nicht von Baum oder Heuboden plumpsten, nicht in Teich oder Brunnenloch ertranken oder ausgerechnet unter den Hufen der Pferde spielten. »Sie sind nicht mutig, nein, sie kennen einfach die Gefahren nicht!« tadelte die Mutter, falls eines sich überflüssig hervorgetan. Ferner hatte man dick zu werden und rote Backen zu kriegen, so daß sich zum Abschied feststellen ließ: »Wirklich, du siehst schon wohler aus!« Im Grunde kam es auch Erwachsenen gegenüber zumeist auf ein solches Schlußzeugnis an, und mit Spannung ward die Zahl der zugenommenen Pfunde erwartet, die der Vater auf der Kornwage im Speicher herauswog, nicht durchaus zum Ergötzen der jungen Mädchen, die lieber schlank und bleich blieben; gesunde Farben, die standen höchstens Kindern gut zu Seele und Gesicht!

Die verschiedenen Sommergäste, die meist aus Hamburg oder Kiel stammten, Verwandte waren oder Bekannte aus der Mutter Jugendzeit, oft auch Eltern oder Geschwister irgendwelcher Hausgenossen, waren immer willkommen, mochten sie dringend geladen sein oder sich ohne viel Umstände selber ansagen; gerade diese letzten waren die dauerhaftesten. Platz ward immer geschaffen. »Hauptsache, daß ihr vorliebnehmt, und daß ich mich nicht um euch kümmern muß!« Um euch kümmern hieß, aus Herzenshöflichkeit an den Gast gefesselt sein, wenn dringende Pflichten warteten. Sobald diese hinter ihr lagen, war niemand bereiter als die Mutter, sich mit Mund und Ohr gespannten Sinnes dem Fremden zu widmen, wobei die Hände keineswegs feierten, sondern sich emsig mit Äpfeln, Bohnen oder Nadelwerk abgaben. Unbedingt gewann er ihre Zuneigung, erstens wenn er tüchtig aß, zweitens wenn er nicht nur eigne Erlebnisse zum besten gab oder beichtete, sondern auch die Schicksale seines gesamten Anhangs. Alles fesselte die Mutter, von allem lernte sie, alles behielt sie. Sie nahm teil an Streit und Versöhnung, an Wiedersehen und Abschied und tapferer langjähriger Verlobung — an der Einrichtung eines fremden Hauses so gut wie an den Puppenkleidchen irgendeines Kindes irgendeiner Schwägerin. Weit entfernt davon, sich vorzudrängen, ließ sie im Anschluß an das Zuhören die eigne Mitteilung nicht fehlen. Niemals mangelte es an Stoff, den sie bei jeder Wiederholung frisch zu gestalten wußte.

In ihrem späteren Dasein sagte die Mutter manchmal: »Wenn ich so zurückdenke — eigentlich wurde es Vater doch wohl manchmal etwas viel mit dem vollen Haus!« Schließlich aber tröstete sie sich, daß so bewegt doch nur die Sommermonate waren, in denen die Menschen sich leichter im Freien verkrümelten, wenn auch mittags bei Schinken und Gemüse und abends bei Grütze und Dickmilch sich der ganze Troß zusammenfand. »Man hofft sich so von einer Mahlzeit zur andern!« Dieses tapfere Wort einer blauäugigen Hamburgerin war das Sprachrohr für die Empfindung des Durchschnittsgastes.

Neben all diesem vergnüglich zufälligen Gewühl gab es auch gesetzmäßige Erscheinungen. So kehrte regelmäßig in bestimmten Zeiträumen der Klavierstimmer ein, der von Gut zu Gut wanderte und wie der Geist aus der Flasche überraschend zur Stelle war, graublond von Geist, Haut, Haar, Stimme und Schritt. Mindestens blieb er eine Nacht, ohne besondere Nötigung auch zwei, und er nahm es durchaus nicht krumm, wenn die Mutter seine ihr unbekannte Frau durch ein paar frische Eier herzlich grüßen ließ. Der Meister zeigte sich erkenntlich, indem er für den kleinen Christian, der lange bettlägerig war, ein Musikinstrumentlein, sozusagen den Ableger eines großen, mitbrachte. Auf diese Weise hielten Trommel. Trompete und Okarina, daneben Harmonika für Mund und Hand ihren gesegneten Einzug. Wenn der Mutter die Katzenmusik auch nicht sehr erbaulich war, ließ sie doch alles gelten, was einem Kinde erlaubte Freude gab.

Den allerwirklichsten, erregend kurzlebigen Besuch lieferten die Güter der Nachbarschaft, der durchaus nicht immer förmlich geladen ward, sondern auf gut Glück sonntäglich angefahren kam, unbekümmert auch einmal mitten in der Woche, vor allem, wenn es Mondschein gab oder Schlittenbahn, aber auch ganz einfach, wenn ein geselliges Gelüst besonders zum Nachbarn drängte. Die Wagen oder Schlitten

waren gewaschen, die Pferde blank gestriegelt, ihre Hufe waren gewichst, Leuchter und Glocken geputzt, und die Kutscher prangten in wundervollen blauen oder lehmgelben Mänteln und silberbebänderten Mützen. Traf man niemanden an, so erfuhr man wenigstens, wohin sich die Herrschaft begeben hatte, und konnte, in der Gewißheit, auch am neuen Ort froh empfangen zu sein, hinterdreinrollen.

Hatte die Mutter einen leckeren Braten in der Speisekammer, oder hing ein Stück Wild an der Hauswand, gerade recht von Mürbigkeit, war der Garten besonders gut im Schwung oder das Haus mit all seinen Kammern und Böden frühlingshaft reingemacht, so horchte sie Sonntags um die Fünfuhrzeit lebhaft auf das Anschlagen der Hunde, die früher als Menschen jedes ferne Wagenrollen witterten. Es war eine richtige kleine Enttäuschung, wenn das Gefährt fremd am Hoftor vorüberflog

Aber wenn es geschah, daß die nickenden Pferdeköpfe um die steinernen Pfosten hereinbogen, die Lindenallee heraufgetrabt kamen, in schneidiger Biegung um den Rasen wetterten, und — dies war der Augenblick höchsten Glanzes für den Kutscher — vor dem Herrenhause stockten, so hatte auch schon die Mutter das Hausmädchen im weißen Häubchen an den Wagenschlag geschickt, hatte eilige Weisung in die Küche hinaus gegeben, sich selber die neue schwarze Atlasschürze vorgetan und trat mit freundlich gebreiteten Willkommhänden den Gästen entgegen. O, es paßte wunderschön! Nie wäre es geschehen, daß man einen Besuchswagen weggeschickt hätte, auch wenn er, was alltags natürlich vorkommen konnte, mitten in große Wäsche oder Schlachterei geriet.

Die Herren legten Hut und Überzieher oder Pelze bei dem Vater auf dem Flur ab. Die Damen hatten es in der Mutter Schlafstube nicht besonders eilig. Meist gab es eine vertrauliche Angelegenheit, in der ein paar Worte vorweg gewechselt werden mußten. Traf man dann in Wohnstube oder Saal zusammen, so summte schon der Kessel auf dem blitzenden Messingbecken, und die Mutter winkte, daß, je nach Art der Gäste, die rote oder die schwarze Teedose gebracht würde.

Unterdes hatte die Meierin flink die zierlichen Brote bereitet, schräg zerschnitten, sehr dünn, die Scheiben kaum dicker als der Belag. Die flachen goldrandigen Teeschalen wurden herumgeboten, dazu, gefüllt mit frischem Gebäck, das »goldene Blatt« aus dem Kuchenschrank. Munter griffen die Hände der Gäste in die freundlichen Schüsseln; die Stimmen summten mit dem Teewasser um die Wette, und das allgemeine Behagen erlaubte der Mutter, unmerklich in die Küche zu gleiten, um das warme Abendbrot zu besprechen. Stoff zur Unterhaltung war meist vorhanden, je öfter man sich sah, desto reichlicher; selbst schwerer bewegliche Gemüter tauten auf. Dinge aus der Wirtschaft standen obenan, nicht als bloßes Gerede, jedermann war ehrlich beteiligt. Für die Frauen gab es Erbsen, die nicht kochen, Gurken, die nicht wachsen, oder Glucken, die nicht sitzen wollten. Es gab Kinder, Gesinde und den lieben Nächsten, Verlobung oder Geburt, schließlich auch die Journalgeschichten, um deren Ausgang leidenschaftlich gestritten ward. Die Herren rauchten und sprachen von Feldwirtschaft und Wetter, streiften zwischen Vieh, Zoll und Ferkelpreisen auch einmal in die Politik hinüber. Diese war ein rätselhaftes, niemals ruhendes vielgestaltiges Etwas, das manchmal nützte, meist aber schadete; vielleicht war es einzig der Vater, der aus einem andern Gesichtswinkel als dem des Berufes zu urteilen geneigt war.

Wenn die Teestunde sich ihrem Ende neigte, saß die Mutter schon wieder auf ihrem Platz. Dies war der Augenblick, wo die Kinder, in ihren Sonntagskleidern stets etwas ungemütlich, hereinkommen und guten Tag sagend um den Tisch kreisen durften. Noch in letzter Minute verkroch sich schamhaft das eine oder andre; so ward einmal die verschwundene Kleinste schlafend entdeckt unter dem Sofa, auf dem die Besuchstanten rasteten. Knickse und Diener waren nicht Sitte; man stand treuherzig aufrecht und vergaß meist vor Verlegenheit, zum Gruß auch den Namen von Gast oder Gästin zu setzen — Herr Kühl, Frau Dreyer oder Weiland —, wie die Mutter es einen doch sorglich gelehrt hatte. Und man mußte von Frau Torkuhl hören, daß Hulda und Friedel gewachsen seien, und daß Herr Lammers nicht wisse, ob dies schon Charlotte oder noch Helene sei. Manchmal hieß es auch: »Du hast aber dein Gesicht ganz für dich allein!« Dieser letzte Ausspruch kraute die Eitelkeit; es war ruhmwürdiger, neu bei sich selber als bei schon vorhandenen Menschen angefangen zu sein.

Bevor der Teetisch abgeräumt ward, pflegte es zu geschehen, daß die Mutter sich an das side-board begab und fünf oder sechs der kleinen gemalten Teller mit Resten von Brot und Kuchen belud. Jedes Kind bekam einen in die Hand gedrückt. Es war sehr schön, von der Mutter ganz und gar wie Besuch behandelt zu werden! Man zog mit seinen Schätzen ins Kinderzimmer oder richtete sich lautlos in einem Winkel des Saales ein, hinter dem schräggestellten Sofa etwa; sehr beliebt war auch die hundehausartige Wohnstatt unter den goldenen Spiegeln der Fensterpfeiler. Man aß, murmelte vor sich hin, griff auch wohl mit ehrfürchtigen Händen auf die Marmorplatte hinauf und besah die kleinen märchenhaft dort ruhenden Gegen-

stände auf ihren mutmaßlichen Gebrauch. Die bräune dickwandige Muschel mit dem schmalen Mund war dazu da, ans Ohr gehalten zu werden, das war klar, und der Korallenschwamm wegen seines düster löcherigen Rots. Aber was gab es noch für Rätsel aus Marmor, Alabaster und Ebenholz, nicht zu vergessen der farbig geflammten Steineier auf schwarzem Fuß, die zu Großmutters Zeit auf der Ofenplatte lagen, um wintertags einem Fröstelnden die Finger zu wärmen oder gar bei Schlittenfahrten in den Muff gesteckt zu werden!

Unterdes ging das Summen im Saale weiter. Die Herren pafften heftiger, die Damen nestelten ihre Handarbeiten hervor, strickten, stickten oder häkelten. Im Sommer bei schönem Wetter zogen die weiblichen Gäste in den Garten, und der Vater führte seinen feierlich schwarz berockten Besuch aufs Feld oder in die Ställe. Stets gab es etwas zu vergleichen oder zu begutachten, den neuen Stier, Saatenstand oder Ackergerät, wobei jedoch die Unterhaltung durchaus etwas Sonntägliches behielt, ganz abseits der Sorgen, die jeder Einzelne mit sich herumschleppen mochte. Die Mutter hatte, wenn gerade alles ausgesucht wohl geordnet war, nach altem Brauch ihre Freude daran, das Haus zu zeigen. Man stieg die Treppen hinauf, sah in die längst bekannten Fremdenzimmer mit ihren weiß verdeckten Betten und blanken Öfen, vor allem aber in Flachskiste und Leinenschrank, bei welcher Gelegenheit die Mutter gleich das feine Weißzeug für den Abendtisch herausnahm, sicher unter den Vorräten wählend und vielleicht ein Mundtuch mit einem Rostfleck dem Hausmädchen gesondert zuteilend: »Dies legst du für mich hin!«

Und dann wurde in der leergeräumten Kinderstube der Ausziehtisch gedeckt mit dem veilchenblauen Paradiesvogelgeschirr, den breiten Silberlöffeln und den Bestecken aus Elfenbein. Das rote Johannisbeergelee, gestürzt in Schalen aus schlichtem altem Kristall, war ein erlesener Tafelschmuck, ebenso zur Obstzeit der silberne Fruchtkorb voller Äpfel, Katharinenpflaumen, Pfirsiche oder Birnen. Je nach dem Grade der Festlichkeit holte der Vater auch wohl eine Flasche roten Burgunders aus seinem bescheidenen Weinkeller.

Paarweis ging man zu Tisch. Der Vater schnitt den Braten; die Mutter lenkte, sobald es not tat, mit den Augen die Richtung des Messers und hielt auch sonst Blick und Wort nach allen Seiten rege. »Sie haben so ein schlechtes Stück — nein, bitte, darf ich Ihnen mal ein ordentliches geben!« Und sie wußte, daß zum Beispiel Schildkrötenragout aus Kalbfleisch des Dorfgeistlichen Leibgericht war. »Herrn Pastor sein Bestes!« sagte sie mit mildem Vorwurf, wenn vielleicht andern Tags beim Resteessen ein Kind angesichts dieser Speise Gänsehaut bekam. Gern gab sie die Geschichte des durch seine Unbescheidenheit sprichwörtlichen Doktor Bubenberg zum besten, der sich gehörig bediente, als das »Verschleierte Bauernmädchen« herumging, eine köstliche Nachspeise aus zerriebenem Schwarzbrot und Rahmschaum. Weil er als Letzter saß, blieb die Schüssel neben ihm stehen, und es gelang ihm, schnell noch eine zweite Ladung zu erwischen. Dadurch verringerte sich der Inhalt unmäßig, was der Doktor, nachdem er seinen Teller ein zweites Mal geleert, mit artigem Staunen feststellte. »Ich sehe, es soll nicht mehr herumgehen!« Unbedenklich versorgte er sich ein drittes Mal.

Während der Besuch zu Abend schmauste, waren die Kinder bereits im Bett, das begünstigte die Freiheit der Mutter, sich ihren Gästen zu widmen. Die Kinder freilich dachten nicht ans Schlafen. Sie ergötzten sich am benachbarten Redegebraus, in dem höchstens die Stimme der Mutter klar zu unterscheiden war. Man wußte es künstlich zu steigern, indem man die Ohren bald zudrückte, bald offen ließ; einmal sogar verstieg sich die angefeuerte Laune zu einem ungewöhnlichen Abenteuer. Kurz bevor die Gäste aus dem Saal herüber an den Eßtisch kamen, sprang ein Teil der Kinder — die berüchtigte Mittelsorte — im Hemd aus den Betten und versteckte sich in der Stube nebenan, auf alle drei Fensterbänke verteilt, im Schutz der niedergelassenen Rollvorhänge. Dort verharrten sie regungslos während der ganzen, weit über eine Stunde währenden Abendmahlzeit. Frieren taten sie vor lauter Spannung nicht. Sehr schwierig blieb es, sich nicht durch Lachen zu verraten; die Gefahr dazu war groß, vor allem auf dem Brett, das zwei der Kinder hatte beherbergen müssen. Ferner war zu fürchten, daß die Glocke mit dem alten Käse hinter den Vorhang gestellt würde. Den Anblick der nackten Kinderfüße an diesem erstaunlichen Ort und vor allen Gästen, diese Schmach hätte man der Mutter gern erspart. Glücklicherweise blieb der Streich unbemerkt und ungerochen. Nur die vorübergehenden Kutscher draußen auf dem Hofe stockten, schüttelten warnend die Hände und murmelten ihr entsetztes Teil über das Dasein der schwarzen, lichtumflossenen Schattengespenster.

Hier sei noch eines andern Spukes gedacht, von den Kindern verübt als ihr gutes Recht, an den Fremden sich auf ihre Weise gütlich zu tun. Wenn die Gäste in Sicherheit hinterm Kartentisch saßen oder sommerabends im Garten lustwandelten, hob man sich lautlos aus den Kissen, und ein närrisches Mummenspiel begann. Man behängte sich mit den weiblichen Übergewändern, die in zierlicher Ordnung auf der Mutter Bett lagen. Da gab es feine feste Strohhüte und Hauben, beschleift oder beblümt, ferner zartwollene Schals, befranst und türkenrot, Som-

merkragen, Baschliks, Muffen, Pelzmanschetten und schwere Tuchmäntel, außerdem, nicht weniger ergötzlich, den Kleinkram der Beutel und Körbchen. Unter Kichern und Flüstern bekränzten sich die Hembenmätze mit dem überlebenslangen Staat. Aber damit nicht genug. Angestachelt durch das unterdrückte Staunen seiner Mithelden stieß man durch die nächtlich leere Kinderstube bis auf die Hausdiele vor, obgleich in jeder Sekunde eine Tür sich öffnen und der Verrat dasein konnte. Ja, im Sommer gehörte es zum guten Ton, in voller Zier sich bis auf den Hof hinauszuwagen, blitzschnell und stets in Gefahr, über die Schleppe seiner eignen Herrlichkeit zu stolpern. Gesteigert zu unerhörtem Gipfel ward das Wagestück durch den verschwiegenen Beifall der Knechte und Kutscher, die, aus bunten Pfeifen rauchend oder sich im Weitspucken übend, auf dem Stein vorm Pferdestall saßen.

Mit der Rückordnung des geliehenen Gutes nahm man es nicht peinlich, meist wurde sogar auf ein fernes Türklinken hin alles bunt durcheinander auf der Mutter Bett zurückgewirbelt und dann schleunigst im eignen sicheren Lager die Decke über die Ohren gezogen. Wollte es das Glück, daß man noch wach war oder wieder erwachte, wenn die Freundinnen der Mutter sich zur Abfahrt rüsteten, so war es herzbeklemmend süß, mit flirrenden, mühsam geschlossenen Augen zu liegen und zu hören, wie sie staunten und suchten und beteuerten, es grenze an Gespensterkram, daß sogar der Inhalt der Haubenkörbe verwechselt sei.

Nach dem Abendessen, oft auch schon vorher, wenn man sich ausgesprochen, vielleicht auch noch in wohligem Einvernehmen der Mutter Album mit Familienbildern durchgeblättert hatte, wurden die kleinen Mahagonitische in Saal und Wohnstube zurechtgerückt, an ihren Ecken die Kerzen der silbernen Leuchter entzündet und die französischen Karten nebst den zierlich perlmutternen Marken hervorgeholt. Darauf begann das feierlich gelassene Kartenspiel. Der Vater mit einigen der älteren Herren bevorzugte Lomber, aber im allgemeinen hielt man sich zu Whist; schweigend ward mit ihrem abenteuerlichen Namen eine der Touren nach der andern vorgenommen. Die Mutter war eine gute, aufmerksame Spielerin, die schnell herausbekam, wo die vorhandenen Farben und Trümpfe saßen, jeden Fehler des Gegners bemerkte und diesen ohne Lust am eignen Vorteil gern noch rechtzeitig, sicher aber nachträglich auf seine Lässigkeit aufmerksam machte. Sie konnte es durchaus nicht leiden, wenn jemand die Karten fahrig hielt oder seinem Teilhaber durch Augenzwinkern Hilfe brachte, kurzum das Spiel nicht gewissenhaft nahm. Der allgemeinen Anregung wegen mußte ja wohl Einsatz von Geld sein, aber die Mutter, die es ungern sah, wenn es jemandem peinlich war, einen Groschen oder gar mehrere einzubüßen, liebte ihn so niedrig wie möglich. Übrigens gab es in einem Winkel des Saales meist noch einen Tisch der Jugend, an dem die unverheirateten Gäste sich zusammengetan und bei Rätselraten und Pfänderspiel lachten, sich sträubten oder ergötzlich aufschrien.

Eine Stunde vor Mitternacht rüsteten die Gäste zum Aufbruch. Während die Damen in ihre Hüllen schlüpften, ein wenig umständlich und schnell vor dem Auseinandergehen noch einmal vertraulich plaudernd, sahen die Herren nach dem Wetter. Bald warfen die Laternen der vorfahrenden Wagen ihr Licht gegen die Dielenfenster. Der Vater trat zu den Pferden, prüfte unmerklich, ob richtig angespannt sei, herüber und hinüber schallte ein letzter Gruß, dann rollten die Gefährte in die Nacht hinaus. Die Zurückbleibenden tauschten noch ein Wort über den Verlauf des Abends, ob es steif oder gemütlich und das Essen wohlgeraten gewesen sei, bis dann die Mädchen das gereinigte Silberzeug gebracht und gute Nacht gesagt hatten, und bald das alte Haus still mit dunklen Fenstern stand.

Alle Jahre am zweiten Weihnachtstag wurde die Schar der Tagelöhnerkinder geladen. Jedes trug auf seinem Leib das Kleidungsstück, mit dem die Mutter es bedacht hatte. »Ja, es paßt schön!« freute sie sich. Die kleinen Gäste brachten ihre Lieder und Spiele selber mit. »Schön Anne saß auf einem Stein, einem Stein, einem Stein« oder »Wo is Mutter Marie? — Im Achtermi!« Sie bekamen Kaffee und Kuchen und hatten eine treuherzige Art, wenn ihre Tassen leer waren, diese umzustülpen und den Löffel quer darüberzulegen, für den Gastgeber zum lobesamen Zeichen, daß nicht der kleinste Tropfen mehr Platz in ihrem Bauche hätte.

Eine besondere Gattung von Besuchern war die der früheren Dienstmädchen, von denen einige treu sich blicken ließen, auf dem Kirchweg oder wenn sonst ihr Herz sie trieb. Sie saßen dann richtig zu Gaste, oftmals verheiratet, mit eignen Sprößlingen, die »Guten Tag, Madam!« sagen und die Hand geben mußten. »Nein, nicht die schwarze, die weiße!« belehrte ein unwirscher Klaps die Linke des Kindes. So sehr diese Mütter innerlich danach verlangen mochten, fanden sie selten aus sich selber den Entschluß zum Abschied und mußten mit kleinen Geschenken oder Hinweis auf die frühe Dunkelheit ermuntert werden.

Zwei gewaltig menschenströmende Ereignisse gab es noch zu der Zeit, da die Kinder klein waren. Da war erstens die Einquartierung und zweitens der Schwarm der Altenhöfer. Bei diesem handelte es sich um eine Art Familientag, zu dem nicht die in Jütland und Nordschleswig seßhaften Verwandten des Vaters, son-

dern Bruder und Schwester der Mutter im Kreise ihrer zahlreichen Angehörigen erschienen. Ursprünglich hatte man beschlossen, am Ufer der Ostsee, in den Buchenwäldern von Altenhof, ein gemeinsames Wiedersehen zu feiern. Dann ward jedoch der Plan geändert, indem die Mutter die ganze Verwandtschaft für den festgesetzten Sonntag zu sich aufs Gut lud. Damit halste sie sich eine gewaltige Mühe auf, aber es war ihr doch viel gemütlicher. Desgleichen dem Vater, dem der Heereszug bei vielleicht unsicherem Wetter schon als rechte Plage bevorgestanden.

Für die Kinder blieb der Eindruck, als sei in Hof, Haus und Garten jeder Zoll Boden mit Stadtvolk gepflastert. Mancherlei geschah an diesem denkwürdigen Tage. Da war zum Beispiel der kleine Vetter Albert, der als unkundiger Zuschauer beim Schweinefüttern rücklings in den Buttermilcheimer knickte. Weißtriefend saß er auf dem Arm der Mutter, die bei dem Lärm schleunigst herbeigesprungen war, und schrie unaufhörlich: »Ich schäm' mich so!« Seinen Schwestern war die Sage vorausgeeilt, sie hätten Augen wie Edelsteine. Auf diese letzten waren die Kinder sehr gespannt und einigermaßen enttäuscht, daß sie auch nichts andres als eben Augen hatten. Es gab noch andre Überraschungen. Einige der Tanten legten sich unbekümmert vor aller Blick auf den Gartenrasen und schliefen zu Mittag. Der Onkel, der Leiter der Sternwarte, sprach gerade nur wie ein gewöhnlicher Mensch, und es standen keineswegs, sobald er den Mund auftat, Sonne, Mond und Sterne dienstbar um ihn herum. Trotzdem, zum Schluß war doch jedermann auf seine Kosten gekommen, und die Mutter sagte, nachdem der Trubel sich ausgequirlt: »Alles in allem, ein reizender Tag!«

Das zweite Massenfest, die Einquartierung, fiel in die Zeit der großen Herbstmanöver. In den Ställen lagen die sechzig Reitersleute, mehrere Offiziere in den Fremdenzimmern, die Wachtmeister wohnten im Backhaus. Die Mannschaften kochten für sich, aber alle Vorgesetzten wurden aus der Mutter Küche bewirtet. Dies vergalten sie zum Abschied mit verschiedenen Lebensmitteln, Kommißbrot, Kaffee und weißen Bohnen. Die Mutter hatte ihre liebe Not, allem gerecht zu werden; die Mädchen wurden durch den Anblick des fremden funkelnden Mannsvolkes einfach kopflos, rannten unaufhörlich hin und her, putzten sich und vergaßen stets, was sie in die Hand nehmen sollten. Eine von ihnen stellte sich sofort als Kundin ein, als im Speicher ein Heilgehilfe seine fliegende Bude auftat. Da er in ihrem Fall als Bartputzer nicht in Anspruch genommen werden konnte, entschloß die Jungfrau sich, einen Zahn zu opfern. Von Schmerzen war keine Rede, aber zum Schein hielt sie sich jämmerlich die Backen. Sie warf sich auf den Stuhl und überließ ihre Kinnladen der Zange des bezaubernden Fremdlings. Der klopfte an ihrem Gebiß, wählte einen beliebigen Zahn, zog diesen halb heraus — weiter kam er nicht. Brüllend entwand sich Grotanna dem Stelldichein.

Der Vater und die Mutter führten im Dunkel des Septemberabends die Kinder hinaus ins Biwak, das von den Soldaten auf den benachbarten Stoppelfeldern bezogen war. Da gab es breite Holzfeuer, Zelte und gestreckte Mantelgestalten, ruhend, trinkend, essend, schlafend, es gab brodelnde Kochtöpfe, lange Reihen von stampfenden Pferden, Gesang und schließlich das kriegsmäßige Locken des Zapfenstreiches, das allem nächtlichen Spuk ein Ende machte.

Am dritten Tage verließ die Einquartierung das Gut — ein einziger in der Morgensonne blitzender Schwung war das Zupferdesteigen. Das Dröhnen der Weltgeschichte schwieg. »Der Roßarzt war besonders nett! Wie hat ihm das Essen geschmeckt!« sagte die Mutter. »Aber feiner war eigentlich der Graf Westerholz«, fügte sie hinzu und tat, als bemerke sie nicht, daß ihre Älteste, die noch keineswegs den Backfischjahren sich näherte, das leere Tintenglas des Einjährigen zum Andenken in ihren Besitz brachte.

Und dann freute sie, die dem Außerordentlichen durchaus nicht abhold war, sich der wieder hereinbrechenden Täglichkeit — hatte übrigens während der aufregenden Tage nicht versäumt gehabt, die gesamte Familie des Geistlichen nebst deren Hausbesuch einzuladen. Diese hatte keine Einquartierung abbekommen, und im großen und ganzen war es doch ein unsäglich festliches Ereignis, an dem man gern andre teilnehmen ließ.

Ganz besonders noch, wenn es Schildkrötenragout gab, Herrn Pastor sein Bestes.

Vertrauen in die Sterne

Seine Hand hat euch gestreut
In die unbegrenzten Weiten,
Meinem trunknen Blick noch heut
Holdes Wunder zu bereiten.

Der in Sternenherrlichkeiten
Sich den Menschen schuf zum Bild,
Will der nicht auch mein Gefild
Einst in Garbenpracht durchschreiten?

Max Bittrich

Der Kommissar

Eine Erzählung aus dem Rußland der Revolution
von Rekko Maurach

I

Im kaiserlichen Realgymnasium zu Schaulen herrschte die größte Aufregung. Seit zwei Stunden war der Unterricht ausgefallen. Der Direktor hatte sämtliche Lehrer im Konferenzzimmer versammelt. Die Schüler, die lärmend die Gänge und weiten Klassenzimmer des noch ganz neuen Schulgebäudes füllten, wurden ohne Aufsicht gelassen. Der in hohen Stiefeln vom und zum Konferenzzimmer schlurrende alte Schuldiener wurde von Neugierigen umlagert und ausgefragt. Aber der Grund der herrschenden Unruhe war längst nicht mehr unbekannt. Ein jeder, der hören wollte, konnte es hören; selbst wenn die großen Fenster zu den Klassenzimmern fest verschlossen waren, drang aus weiter Ferne ein schütternder, schwacher, aber regelmäßiger und fast ununterbrochener Donner herüber. Tagelang schon grollte er bald schwächer, bald stärker, im Süden der Stadt. Das war die Schlacht, die immer näher kam.

An den geöffneten Fenstern, die auf die schmale, im neblig-regnerischen Aprilwetter kaum passierbare Hauptstraße Schaulens herniedersahen, drängten sich Schüler aller Klassen zusammen und blickten auf das seltsame, ungewohnte Bild, das die sonst so ruhige Libauer Straße bot. Durch den aufspritzenden Schmutz und das schlammige Wasser fuhren und rollten dicht hintereinander Wagen auf Wagen. Zweirädrige Sanitätskarren mit dem roten Kreuz, mit zwei abgemagerten, struppigen Gäulen davor und einigen verbundenen Menschen auf den Bänken; rollende, schütternde Munitionswagen, schwer bespannt, mit bewaffneten Soldaten in feldbraunen Mänteln auf den Böcken. Dazwischen, zerstreut, zwischen den schmutzaufwerfenden Gefährten, den bis an den Bauch mit Schlamm bespritzten Pferden, den klirrenden Geschützen und Kolonnenwagen, hastete Infanterie, ein Strom von Menschen in grauen Mänteln, die Gewehre auf der Schulter, mitten durch den Dreck der Straße, über die Bürgersteige, zwischen den Wagen. Berittene hielten an den Straßenecken, in Pelzmützen, und lenkten mit ihren Lanzen den Strom der zurückflutenden Truppen.

Und über allem hing schwer und unfreundlich der graue Aprilhimmel des Jahres 1915.

Die Schüler der oberen Klassen, die den verschiedensten Nationalitäten angehörten, betrachteten den Durchzug der Truppen mit gemischten Gefühlen. Da standen an einem Fenster zusammen der junge Baron von der Osten-Sacken, der blondhaarige, lang aufgeschossene Sohn des reichsten Rittergutsherrn der Umgegend, mit seinem aristokratischen, leicht degenerierten Kopfe, der vornehmen, gesucht lässigen Haltung; neben ihm der Sprößling des Polizeimeisters, der Vollblutrusse Dmitri Ossokorew, mit schwarzen, halblang gehaltenen Haaren und blasser Gesichtsfarbe. Weiterhin der Sohn des lettischen Großkaufmanns Wacetis, flachshaarig, gesund, robust, mit einem Stiernacken und untersetzt; hinter ihm der Sohn eines polnischen Gutsbesitzers, daneben ein Litauer, dann wieder ein paar Russen. Die ganze Oberprima des Gymnasiums bestand aus einem Gemisch verschiedener Volksstämme und Bekenntnisse, kaum verwunderlich bei einem kleinen Grenz- und Garnisonnest wie Schaulen.

Drunten flutete unterdessen der Strom des Rückzugs weiter, rollende Feldartillerie, Sanitätswagen, spritzend, rasselnd durch den Schmutz, hastende, stampfende, trottende Infanterie, stumpfsinnig grau in grau.

»Die Armee des Generals Renn-aus-dem-Kampf,« sagte der junge Freiherr in verächtlichem Ton. »Es dauert nicht mehr lange, und die andern sind hier.«

Den wahren Namen dieser »andern« sprach er nicht aus. Noch hielten die Kosaken an den Straßenecken. Noch mußte er auf der Hut sein. Aber das konnte er nicht verhindern, daß ein geheimes Leuchten auf seinem Gesicht stand, die Freude des Siegers von morgen.

»Nur Geduld,« antwortete der Russe. »Es wird noch ein Weilchen dauern, bis du deinen Wiljgelm an der Schulpforte mit einem Pack schwarzweißroter Rosen begrüßen kannst.«

Die Stirn des Deutschen rötete sich. »Du — paß auf, Ossokorew! Nimm dich in acht!«

»Nimm du dich in acht! Noch ist hier Rußland.«

»Es sind Hunnen, die einen so gut wie die andern,« warf eine Stimme plötzlich trocken und hart in die entstandene schwüle Pause hinein.

Alle sahen sich nach dem Sprecher um, gleichsam erleichtert, daß der Streit der beiden Klassenoberhäupter unterbrochen war. Es war Isaak Katzelstein, ein etwa achtzehnjähriger junger Jude mit schreiend rotem struppigem Haar, sommersprossigem Gesicht und unruhigen, gleitenden Augen von unbestimmbarer Farbe, die bald grünlich schienen und bald dunkel, je nach dem Mienenspiel seines beweglichen Gesichtsausdrucks.

»Was hast du da gesagt?« Der Sohn des Polizeimeisters kam ganz nahe an den Kameraden heran.

»Das, was ich gesagt habe« — die grünen Augen spielten unruhig und lauernd —, »daß ihr ein Volk von Sklavenhaltern seid, schmutzig und dumm wie ein Vieh.«

»Das sagen wir dem Direktor, das sagen wir

Alexander Petrowitsch,« rief der Lette Wacetis dazwischen.

»Das kannst du tun. Es kommt aber zu spät, ausgewiesen werden wir ja doch,« antwortete der Jude, »da will ich es euch wenigstens wiederholen: daß ihr ein Volk von Knutenschwingern seid, weil ihr etwas andres nicht könnt, und ihr« — das sagte er zu dem Deutschen — »ein Volk von Maschinen, von stumpfen, tierischen Befehlsapparaten. Was habe ich von euch ... oder von euch?«

Der Russe wollte etwas sagen, seine Lippen öffneten sich, aber er drehte sich kurz um und warf nichts andres über die Schulter als: »Jude!«

Der Balte hatte auf die Auslassungen Katzelsteins mit keinem Wort und Blick reagiert. Er hatte sich abgewandt und sah wieder mit den andern auf die Straße hinunter. Ein leise sprühender Aprilregen hatte begonnen und durchnäßte alles, was da unten ununterbrochen langsam dahinzog: die Trainkolonnen, die graue, in aufgelösten Haufen trottende Infanterie, die rumpelnden Geschütze und die stumpfsinnig auf den schmutzbespritzten Gäulen sitzenden Kosaken.

Isaak Katzelstein stand abseits hinter seinen Kameraden und sah mit zwinkernden grünlichen Augen auf das flutende Heer. Er wußte, daß in wenigen Tagen alle Juden aus Schaulen ins Innere Rußlands ausgewiesen werden würden, irgendwohin, in ein fremdes Elend, und er stand da, den Kopf ein wenig eingezogen, die tintenbefleckten Hände in den Taschen seiner schwarzen Gymnasialuniform. Er fühlte nicht den heimlichen Jubel für ein siegreiches Volk von Brüdern, das da hinter den schwarzen Wäldern herankam, in dem tagelangen rollenden Donnern, das die Fensterscheiben erzittern ließ; er fühlte auch nicht den Gram um ein besiegtes Heer, das da durch den Aprilregen auf morastigen Wegen zurückströmte; er fühlte nur den dumpfen Schmerz eines gequälten, einsamen Tieres.

Die Oberprima versammelte sich in ihrer Klasse, denn es hatte endlich geläutet, und die Lehrer verließen mit Mappen unter dem Arm das Konferenzzimmer. Nach kurzer Zeit betrat der Kollegienrat Fomin, der Ordinarius der Oberprima, die Klasse und schloß die getäfelte Tür hinter sich. Die Schüler standen auf.

»Setzen Sie sich!« Die kurzsichtigen Augen blickten ein wenig verschwommen und unklar von Mann zu Mann. Ein Taschentuch in den dicken Händen, hantierte der Kollegienrat eifrig an der Brille. Endlich setzte er sie auf und räusperte sich. Es war totenstill im Zimmer. Draußen rollten noch immer die Wagen, und deutlich konnte man das Rufen und Schreien auf der Straße hören. Der Regen klirrte an die angelaufenen Fensterscheiben.

»Auf Befehl«, begann der Ordinarius endlich, »wird die Evakuation der Stadt und die geplante Verlegung der Schule nicht erfolgen. Der Unterricht wird fortgesetzt. Eine Ausnahme jedoch wird gemacht mit den Schülern« — der Kollegienrat räusperte sich wieder. — »mosaischer Konfession. Da auf Befehl des Gruppenkommandierenden die Aussiedlung sämtlicher Hebräer unverzüglich zu erfolgen hat und bereits im Gange ist, haben die Schüler des genannten Bekenntnisses —«

»Jid!« zischte es von irgendwo scharf durch die Klasse.

Der Kollegienrat Fomin sah mit seinen kurzsichtigen Augen strafend in die Gegend des Rufers, dann fuhr er fort: »Haben also die Schüler des mosaischen Bekenntnisses unverzüglich vom Herrn Direktor ihre bereits ausgefertigten Zeugnisse in Empfang zu nehmen und die Schule zu verlassen. Die Wiederaufnahme in eine staatliche Schule im Inneren des Reiches hängt von der Güte des Zeugnisses ab.«

Eine Pause trat ein. Draußen matschten und stampften Hunderte von Schritten im Schmutz, und der Regen knatterte.

»In meiner Klasse betrifft dieser Befehl wohl nur einen, und zwar —«

Katzelstein hatte sich erhoben. Ein wenig krumm stand er hinter seinem Pult. Seine langen Finger fuhren erregt an dem Saum seines Rockes hin und her.

»Gehen Sie also zum Direktor, Katzelstein, und nehmen Sie Ihr Zeugnis in Empfang.« Damit wandte sich der Ordinarius zum Katheder und wühlte in seiner Mappe.

Katzelstein blieb an seinem Platz stehen und bewegte sich nicht. Der Ordinarius warf einen schrägen Blick auf ihn, wühlte wieder in seinen Büchern und räusperte sich noch einmal. Es verging eine halbe Minute.

»Was habe ich Ihnen getan, Alexander Petrowitsch?« brachte Isaak Katzelstein endlich in dem weinerlichen Ton eines Kindes hervor.

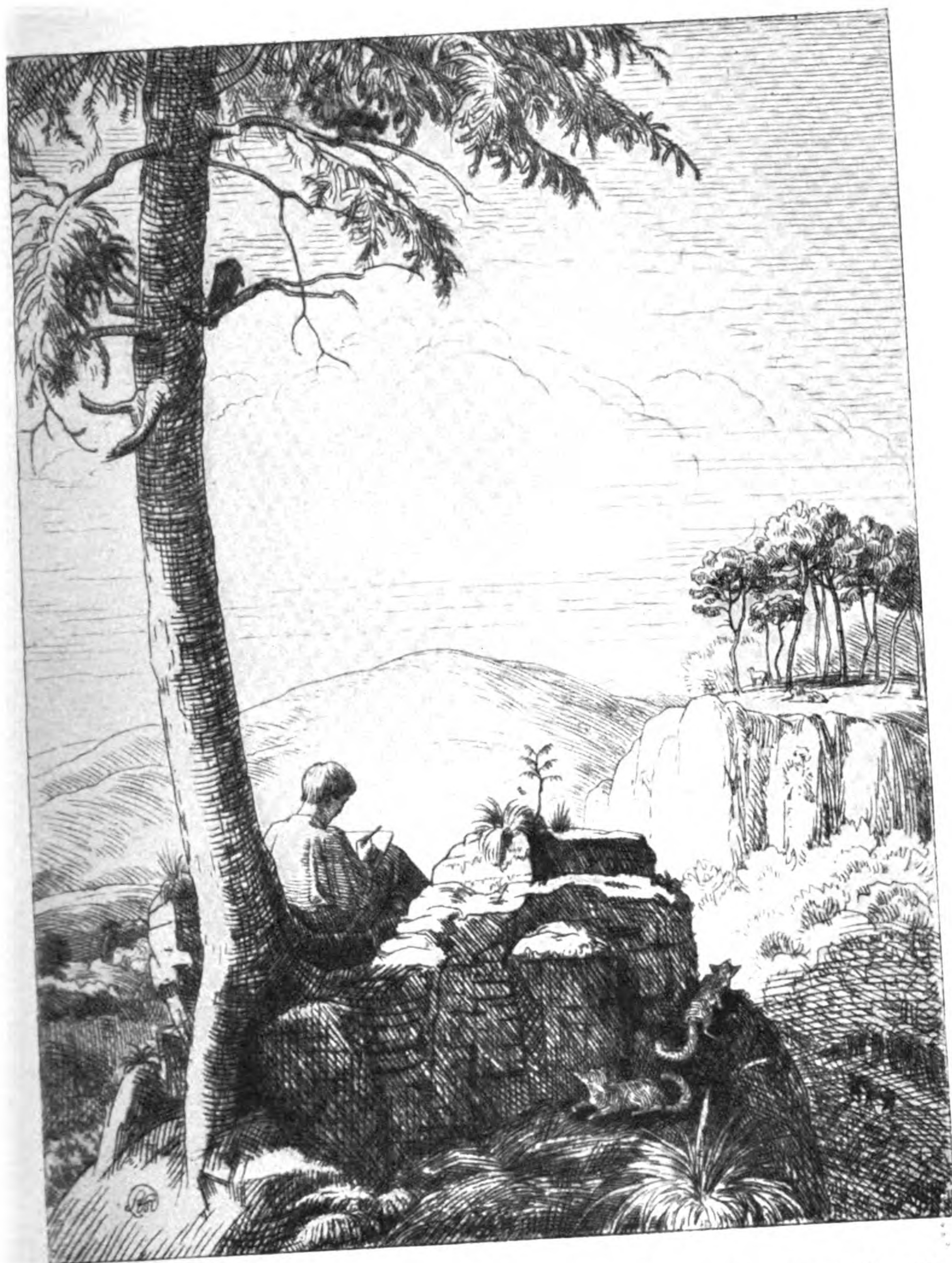
Der Kollegienrat klappte ein Buch auf und schloß es wieder. »Gehen Sie zum Herrn Direktor, Katzelstein. Das geht mich ... so gehen Sie doch!« rief er erregt, da der Jude immer noch keine Bewegung machte und ihn nur unverwandt und fragend ansah.

»Jid!« zischte Ossokorew von hinten.

Der Baron von Osten-Sacken sah sich langsam nach der lächerlichen Komödie um, dann wandte er sich wieder nach vorn und nahm gleichgültig ein Buch vor.

»Was habe ich Ihnen denn getan? Ihnen allen?« fragte Katzelstein nochmals, aber er wartete keine Antwort mehr ab, packte seine Bücher zusammen, trat zur Tür, machte eine linkische Verbeugung, wobei ihm ein Buch aus dem Arm fiel, hob es auf und verschwand.

Der Ordinarius setzte sich ans Katheder. »Wir gehen gleich weiter. Übersetzen Sie, Wacetis ...



Arthur Riedel: Titelblatt zu den Fabeln des Äsop

Wo waren wir? Ach so, richtig, Ode achtzehn. Nun, übersetzen Sie, Waccis!« —

Isaak Katzelstein ging ins Sprechzimmer des Direktors. Die Uhr tickte auf dem Schreibtisch, und die Feder in der fleischigen Hand des Direktors kratzte eilig auf dem Papier. Er sah nicht auf und schrieb, über den Rand seines metalleingefaßten, schrägsitzenden Klemmers blickend, hastig an dem Zeugnis. Es roch nach Büchern, Akten und kaltem Zigarettenrauch.

Isaak Katzelstein fühlte, wie die Kniekehlen unter ihm leise zitterten.

Der Direktor schrieb schweigend weiter, ohne aufzublicken. Die Feder knarrte. Endlich sah er auf. »Hier ist Ihr Zeugnis, Katzelstein.«

Der Schüler nahm das Papier nicht. Er blieb stehen und versuchte etwas vorzubringen, obgleich ihm ein Blick in die gleichgültigen Augen vor ihm nicht viel Hoffnung gegeben hatte.

»Nehmen Sie Ihr Zeugnis!« wiederholte der Direktor und sah auf die Uhr, die vor ihm tickte.

Die Erkenntnis, daß er reden mußte, weil es sonst zu spät war, zwang Isaak Katzelstein zu hastigen, unzusammenhängenden Worten: »Herr Direktor ... und da mein Vater arm ist ... und der Älteste beinahe von der Gemeinde ... und findet kein Brot in Rußland mehr ... und kommt ja nicht mehr an lebend ... Wenn Sie ... wenn Sie ..., wenn Herr Direktor helfen könnten, daß wir bleiben könnten.« Er versuchte ein demütiges, flehendes Gesicht zu machen, aber der schmale, mit den zuckenden Mundwinkeln nach unten gezogene Mund, die große Nase darüber, die kleinen zwinkernden Augen gaben ihm eher das Gepräge einer grinsenden Fratze.

Der Direktor nahm das nächste Schriftstück.

»Und ist ja nur ein Schuster ... Wo findet er Arbeit? Er weiß ja gar nicht, wo wir sollen hin.«

»Werden Sie jetzt gehen, Katzelstein?« fragte der Direktor ruhig.

Und Katzelstein ging.

Er ging durch die einsamen Korridore, dort, wo die Elementarklassen lagen, wohin ihn die Memme gebracht hatte vor zehn Jahren, mit einem neuen Ränzchen auf dem Rücken, das ihm der Vater selbst gearbeitet hatte, am physikalischen Kabinett, am Kartenzimmer vorbei. Dann durch den Hof, an den Birken vorüber, wo sie als Elementarkläßler Greifen gespielt hatten — der Platz unter den Birken war immer »frei« gewesen, dort durfte man nicht gefangen werden —, und dann stand er am Hoftor, öffnete es, ging hinaus und machte es leise hinter sich zu, nicht so, wie man es zugeschmettert hatte, freudig, wenn man mit gutem Zeugnis in die Ferien gelaufen war, alle durcheinander, kleine Jungen, mit geschwungenem Ranzen, noch auf dem Heimweg miteinander spielend ... damals hatte ihm nie einer »Jid!« nachgerufen. Und er hatte es auch nie gewußt, daß er einer war.

Isaak Katzelstein ging nach Hause. Er ging langsam und fuhr sich immer wieder mit dem Handrücken über Augen und Nase, und seine schmutzigen Bücher trug er unter dem Arm.

Während er langsam über die Libauer Straße dem elterlichen Hause zuwanderte, sah er schon die ersten Familien seiner Rasse, die ebenso wie er und die Seinen dem Befehl der unverzüglichen Ausweisung unterlagen; Wagen kamen ihm entgegen, die federlosen, ratternden Britschkas der jüdischen Händler, wie sie in der Gegend gebräuchlich waren, oder die gemieteten Landwagen der litauischen Bauern der Umgegend; alle hoch bepackt mit Kisten, Truhen und Bündeln, mit altem Hausrat zum Teil auch, und daneben gingen Männer, Frauen und Kinder, und auch die trugen Bündel und Körbe am Arm. Dazwischen ritten Kosakenunteroffiziere, den Karabiner quer über dem Rükken, und ihre Lederpeitschen klatschten auf die schmutzbedeckten Schenkel der zottigen Pferde, die zwischen dem Geschiebe der Wagen unruhig umhertraten.

Die Kosaken schrien und fluchten, bemüht, den Zug der Ausgesiedelten nach dem Bahnhof zu leiten, wo Frachtzüge zur Fahrt ins Innere auf sie warteten. Die kleinen Jungen und Mädchen, in zerschlissenen schmutzigen Kleidern, an der Hand ihrer Eltern, schrien durcheinander, weinten oder lachten oder balgten sich gar oben auf dem Wagen kreischend mit ihren Geschwistern.

Und die Frauen, in grauen Kopftüchern, gingen in Gruppen oder paarweise, schluchzten, sahen stumpf verzweifelt vor sich hin oder redeten aufgeregt und mit den Händen fuchtelnd aufeinander ein.

Isaak Katzelstein, der an einer Straßenecke stehengeblieben war, wo ihm der Zug der Wagen den Weg versperrte, mußte das alles langsam an sich vorüberziehen lassen, und das Herz preßte sich ihm zusammen, mit einem ganz wilden, wehen Schmerz, als er diesen Zug sah; Bekannte waren überall darunter, frühere Schulfreunde, Kunden seines alten Vaters, Bekannte seiner Mutter; einflußreiche Männer seiner Volksgenossen in Schaulen gingen da mit, ebensogut wie ärmste und älteste Handwerker, oder der Rabbi und der Wucherer. Hier zogen sie alle, einer nach dem andern, hinter den Wagen durch die Libauer Straße dem weit draußen gelegenen Warenbahnhof zu, und einer, es war der Lehrer Kagan, rief dem wartenden Katzelstein zu: »Schnell mußt machen, Isaike! Sind die Strashnike gerade bei euch, weil ihr macht ze langsam!«

Isaak Katzelstein winkte seinem früheren Lehrer aus der alten Judenklippschule noch einen Gruß zu, dann war der vorüber, und andre Gefährte drängten nach.

Und Isaak Katzelstein sah, wie die Kinder schrien und weinten und lachten, weil sie noch nicht alles verstanden; und er sah, wie die Frauen stumpf

vorwärtsgingen, ängstlich auf die schütternden Wagen aufpassend, damit weder Kinder noch Sachen hinunterfielen in den Schmutz; und er sah, wie die Männer daneben gingen. Die aber schwiegen; sie handelten nicht laut miteinander wie auf dem Trödelmarkt; sie hatten die Hände tief in die Taschen ihrer langen schwarzen Paletots gebohrt, und man konnte wohl sehen, daß sie Fäuste machten tief in den Taschen; sie hatten die Kappen weit in die Stirn gezogen und gingen finster und schwer vorwärts, Schritt für Schritt durch den Dreck.

Ihre Blicke sahen zu Boden, unverwandt, starr, wie über etwas nachsinnend, als stellten sie eine große Rechnung zusammen mit Konto und Schuldkonto; und nur ab und zu schoß ein rascher, lauernder Blick auf, über die Kosaken und durch die Straße; sie gingen vorwärts, und bei vielen bewegten sich lautlos, verbissen die Lippen.

Und Isaak Katzelstein sah, wie der alte Aaron Silberberg in einem kleinen klappernden Wagen langsam zwischen den andern karrte. Der Greis war der älteste der Juden aus Schaulen und war blind, sein ältester Sohn lenkte das Fahrzeug. Der alte Mann saß eingesunken auf seinem Sitz und murmelte ebenso wie die andern; und Katzelstein verstand einige der Worte, trotz des Geschreis ringsum und der Rufe der Kosaken. »Verflucht wirst du sein in der Stadt, verflucht auf dem Acker! Verflucht wird sein die Frucht deines Leibes, die Frucht deines Landes, verflucht wirst du sein, wenn du eingehest, und verflucht, wenn du ausgehest!«

Da war der Alte vorüber. Und wieder kam hinter ihm einer her, im Kaftan, sein einziges Bündel auf der Schulter, und sein weißer Bart bewegte sich mit den Lippen: »Verflucht wird sein die Frucht deines Leibes, die Frucht deines Landes, verflucht wirst du sein, wenn du ausgehest, und verflucht, wenn du eingehest!« Hinter ihm kam das Gerolle der Wagen, das Klatschen der Peitschen, das Rieseln des Regens.

Der Schuster Abram Katzelstein lebte seit länger als dreißig Jahren im Hinterhofe eines Hauses, das seit Urzeiten als Einkehrstätte durchreisender Händler und zum Jahrmarkt kommender Bauern gedient hatte. Auch in friedlichen Zeiten war der geräumige, übelriechende Hof gefüllt mit Britschken und ausgespannten Zeltplanwagen; links und rechts lagen bretterne baufällige Wagenremisen, Schuppen, in denen allerlei altes Gerümpel aufbewahrt wurde, denn der Besitzer des Hauses, der Kaufmann Leiser Schaje, trieb neben seinem Tuchhandel und Gasthausgewerbe noch einen schwunghaften Handel mit Alteisen und allerlei Bruch. Im hintersten Winkel dieses an eine östliche Karawanserei erinnernden Hofes wohnte Katzelsteins Vater schon ein Menschenalter zur Miete.

Heute stand eine Britschka vor der Tür, eine erbärmliche Schindmähre davor, und Isaak Katzelstein, der durch den Hof herankam, erkannte, daß es das Fuhrwerk des Hausbesitzers war, mit dem er die größeren Posten Gerümpel, die er gekauft hatte, abzuholen pflegte. Neben dem Wagen stand der Kutscher, der schwarzhaarige, zigeunerhaft aussehende Schmule, Schajes Faktotum. Er stand neben dem Wagen, die Peitsche im Schaft seines hohen Stiefels, und ließ Isaaks jüngstes Brüderchen, das achtjährige Moischle, auf dem stumpf dastehenden Gaul reiten. Das kleine rothaarige Judenbengelchen hatte die schmutzigen Händchen in die Mähne des Pferdes vergraben und kreischte vor Vergnügen.

»Gut, daß Sie kommen, Herr Isaak,« rief ihm der Knecht zu, »die Memme macht schon alles fertig. Und hat Ihnen der Leiser Schaje seinen Wagen gestellt zur Verfügung wegen der langen Nachbarschaft. Das Pferd ist kaputt, aber ich werde Sie begleiten an die Station.«

»Ja,« sagte Isaak Katzelstein mechanisch, und dann trat er durch die niedrige Tür in die Stube. Der schwarze Schmule sah ihm nach. Der arme Bocher aus dem dunkelsten Litauen, der nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, fühlte Achtung und ein gewisses Vertrauen zu dem mageren, blassen Jüngeren, der ihm in seiner schwarzen Uniform und mit seinen Büchern so gelehrt und überlegen vorkam.

In der Stube packten die Mutter, eine kleine, verwachsen aussehende Frau in fuchsiger Perücke, und Ssonja, die älteste Tochter, den Hausrat zusammen, der wirr herumlag.

Isaak Katzelstein blieb in der Tür stehen und überblickte das Bild der hastigen Auflösung in diesem halbdunklen, feuchten, nach Schusterpech und frischem Leder riechenden Gelaß. Er legte seine Bücher auf den verkramten Tisch. Sein Gesicht blieb unbeweglich und hilflos, und etwas Heißes, Erstickendes stieg ihm langsam im Halse empor. Jetzt erst sah er den Gendarmen, von dem ihm sein früherer Lehrer zuvor gesprochen hatte. Er lehnte im schweren feldbraunen Mantel an der Wand, hatte seine Mütze auf den Tisch geworfen und drehte sich langsam und mit Aufmerksamkeit in seinen großen roten Händen eine Zigarette. Mit halboffenem, leise zitterndem Munde und mit Augen, in denen alles in heißer Nässe verschwamm, sah Katzelstein zu ihm hinüber; da stand er, groß und blond und stumpf, in der Mitte des Raumes, und der gewaltige Armeerevolver stak, an lederner Flechtschnur befestigt, in dem hellgelben Futteral am Gürtel; er hatte ihn gar nicht herausgezogen; er stand vielmehr ruhig und gleichgültig da und drehte seine Tabakrolle, und Isaak Katzelstein dachte plötzlich, wie es wäre, wenn er nun vorspränge, dem großen Kerl den Revolver entrisse und feuerte, einmal ums andre, immer Schüsse abfeuerte auf diesen satten, stumpf-

finnigen Hund. Und brennend fühlte er den Haß, den ohnmächtigen, knirschenden, sich aufbäumenden Haß gegen diesen ruhigen, befehlenden, selbstverständlichen blonden Mann. Er fühlte in diesem Moment nichts als Bluthaß, Haß des heißen, bebenden Blutes gegen die blonde, stumpfe, herrschende Selbstverständlichkeit.

Der Gendarm hatte seine Zigarette angezündet und sagte in rauhem, aber gleichgültigem Militärton: »Macht voran. Es ist Zeit.« Dann trat er selbst an die Wand und räumte mit seinen großen roten Tatzen das schmale Bücherbord aus, um die Sachen in den Kasten zu legen, damit es schneller ginge.

Aber da war Isaak Katzelstein schon neben ihm, der es mit angesehen hatte, wie seine mühsam zusammengesparten Bücher von den großen Händen gepackt wurden, und die schmalen, katzenfingrigen Hände griffen nach den Büchern, daß sie mit einem Krach auf den Boden fielen.

»Dummkopf!« sagte der Gendarm nur, beinahe ohne jede Erregung, und dann fühlte Isaak Katzelstein eine schallende Ohrfeige von der großen kühlen Pranke auf seinem Gesicht. Es wurde ihm blutrot vor den Augen, aber dieser wilde Schmerz, unter dem er zusammenzuckte, kam nicht von dem Schlage. Er wollte auffahren, kreischend, fauchend wie eine Katze, aber er fühlte, wie ihn seine Schwester warnend am Ärmel zerrte, und dann schlich er hinaus, geduckt und heulend vor Wut.

»Geh nach vorn, in das Haus von Leiser Schaje, Isaike,« flüsterte ihm die Schwester zu, die ihm gefolgt war, »dort sind versammelt die ganzen Männer zum Beten.«

»Im Schajehaus? Und warum nicht in der Synagog'?«

»Wann die Gojim hereinlegen ihre Kranken in de Synagog' und ihre Rösser und ihre Menschen, dann ist treifer de Synagog'. Geh hin, Isaak!«

Isaak Katzelstein ging in das Vorderhaus. Die Wange brannte ihm von dem Schlag der breiten Bauernhand. Der Haß in ihm wollte hinausschreien wie ein reißendes Tier.

Im Hause des Kaufmanns Schaje wies ihm das schwarze Dienstmädchen flüsternd den Weg nach der Treppe, die zum ersten Stock führte, denn unten lehnte auch einer von den Gendarmen am Eingang. Isaak Katzelstein betrat das bezeichnete Zimmer. Männer saßen dicht an den Wänden, und niemand sah sich nach ihm um, als er behutsam die Tür verschloß. Der Raum war halbdunkel, Tageslicht floß schwach durch die geschlossenen Läden, und zwei siebenarmige Leuchter brannten in gelbem Wachsschein auf einem Teppich des Fußbodens. Aus der Synagoge, dachte Isaak Katzelstein mechanisch. Es wurde ihm beklommen. Er war mit seinen achtzehn Jahren Freigeist und gleichgültig wie jeder andre. Das Getue im Tempel war ihm immer fast lächerlich vorgekommen. Er setzte sich.

Die gelben, fahlen Lichter flackerten, es roch nach den Ausdünstungen vieler in dem engen Raum, dunkle Kleider, eng aneinander, schwarze Bärte, murmelnde Lippen. Der Kaufmann Schaje selber war es, der, zwischen den Leuchtern hockend, aus dem Buche las, und zwischen den monotonen, halb gesungenen Sätzen ging es wie ein wehes Schluchzen, wie ein wilder, haßerfüllter Aufschrei durch die schwarze Versammlung.

»Verflucht wird sein die Frucht deines Leibes, die Frucht deines Landes, die Frucht deiner Ochsen, die Frucht deiner Schafe. Verflucht wirst du sein, wenn du ausgehest, verflucht, wenn du eingehest. Der Herr wird dich schlagen mit Schwulst, Hitze, Fieber, Dürre und giftiger Luft« ...

»Nicht auf uns, Herr, Herr, du furchtbarer Gott, nicht auf uns,« stöhnte es durch die schwarze Versammlung, »nicht auf uns, auf sie, auf sie, auf sie!«

Die Kerzen flackerten, und Isaak Katzelstein hörte das Atmen der Männer neben sich und den heißen Atem seiner eignen Lungen. Draußen, hinter den verhängten Fenstern, trotteten Marschschritte und rollten Wagen auf Wagen.

»Der Himmel über deinem Haupte wird ehern sein und die Erde unter deinen Füßen eisern. Du wirst viel Samen ausführen auf das Feld und nichts einsammeln, denn die Heuschrecken werden es abfressen; der Herr wird dich schlagen mit Wahnsinn und Blindheit.« ... »Nicht über uns, Herr, du starrer, schrecklicher Gott, über sie komme dein Zorn, auf ihnen liege dein Schwert!«

Die Fensterscheiben klirrten verhalten in ferngrollendem Donner, und draußen klang Rufen, Rollen und Peitschen. Und Leiser Schaje erhob seine Stimme und las, und die Männer murmelten es mit: »Die Früchte deines Landes und all deiner Arbeit wird ein Volk verzehren, das du nicht kennst, und wirst Unrecht leiden und verstoßen werden dein lebelang; der Fremdling, der bei dir ist, wird über dich steigen, und du wirst immer unterliegen.«

Das Licht flackerte auf und verlöschte in jähem Luftzug. Die Tür wurde aufgerissen, und Tagesschimmer floß in den dunklen Raum; und die Stimme des schwarzen Schmule zischte grell wispernd hinein: »Die Gendarme! Fort mit die Leuchter und Bücher!«

Man fuhr durcheinander, die Leuchter klirrten, die Fensterläden wurden aufgestoßen; die Männer drängten zum Ausgang, und plötzlich stand der große bärtige und schwarzgelockte Kaufmann Leiser Schaje vor Isaak Katzelstein und sah ihn schweigend an, von oben bis unten, mit seinen funkelnden, raubtierhaften Augen, und dann folgte ein ganz kurzes Gespräch.

»Du bist noch jung, Knabe! Hast du gehört, Isaak Katzelstein?«

»Ich habe gehört, Leiser Schaje.«

»Hast du verstanden, Isaak Katzelstein?«

»Ich habe verstanden, Leiser Schaje.«

»Ich bin raich, Isaak Katzelstein, aber ich habe nichts gelernt, und du bist arm und bist klug. Ich werde sorgen für deinen Vater, und du wirst tun, was du hast gehört, Isaak.«

»Ich werde tun, Leiser Schaje!«

Unten pfiff der schwarze Schmule das Warnungszeichen, und beide gingen gleichgültig hintereinander auf den Hof.

Am Jahrestag der Stunde, da sich der letzte Zug mit den ausgewiesenen Juden aus Schaulen auf dem sandigen, weit außerhalb der Stadt gelegenen Frachtbahnhof in Bewegung gesetzt hatte, um das unendliche, eintönige Rollen ins Innere des Reiches zu beginnen, bestand der Oberprimaner Isaak Katzelstein auf dem Kaiserlichen Alexandergymnasium zu Tula das Abgangsexamen. Es war ein regnerischer und trüber Tag wie damals, und überall lag noch auf den Straßen der Industriestadt schwärzlicher, tauender Märzschnee. Schon vom frühen Morgen an brannten die Lampen in den Konferenzräumen des weitläufigen backsteinernen Schulgebäudes. Die Prüfung der Abiturienten währte so ziemlich den ganzen Tag. Diejenigen, die zurzeit nicht vor dem prüfenden Kollegium standen, hielten sich in einem leeren Klassenraum auf, rauchten und plauderten flüsternd, beklommen in Erwartung des zur Prüfung rufenden Lehrers.

Isaak Katzelstein lehnte, das Kinn in die Hand gestützt, am hohen Fenstersims. Er brauchte sich nicht um das Gelingen seines Examens aufzuregen. Er war der beste Schüler der Klasse gewesen, und sein Ordinarius, der sich in seinen Geschichtsstunden für die in den Lehrbüchern knapp behandelte französische Revolutionsgeschichte begeisterte und dem Flüchtling aus den Ostseeprovinzen, seiner liberalen Gesinnung entsprechend, wohlwollend gegenüberstand, hatte ihm schon halb und halb verraten, er brauche sich nicht um den Ausgang zu beunruhigen. Und dann schlug er ihm ermunternd auf die Schulter.

Isaak Katzelstein quittierte mit einer höflichen und kühlen Verbeugung; sein Gesicht veränderte sich dabei nicht um eine Spur.

Draußen dämmerte es; eine einsame Petroleumlaterne brannte schon an der Straßenecke, an der ein Schlitten wartete. Der Kutscher schlief auf dem Bock, und das magere Pferd stand, mit einem zerrissenen Woilach bedeckt, im schmutzigen Schneewasser. Der Himmel war so trübgrau wie immer in Tula zu Herbst- und Winterszeiten; man wußte nicht, war es Nebel oder der ewige qualmende Rauch, der aus den zahllosen schwarzen ragenden Schloten der Munitions- und Waffenfabriken Tag und Nacht emporstieg und sich mit dem grauen Dunst des Wetters vermengte. Und nachts stand rötlicher, lohender Feuerschein am schwarzen Himmel, der Widerglanz der arbeitenden Hochöfen, Schornsteine und Hüttenwerke. Es arbeitete und dröhnte Tag und Nacht in Tula, denn draußen ging noch immer der Krieg, und morgens um sechs und abends um sechs, immer wenn es finster war, strömten die dunklen Massen der Arbeiter über den Schnee der schwach erleuchteten Straßen zu und von den rauchenden, hämmernden, strahlend erhellten Fabriken und Werken.

Hier war das Herz des Krieges, der vor einem Jahre die Stadt Schaulen unter seinem Hagel zerhämmert hatte. Isaak Katzelstein entsann sich wieder der unendlich langen Fahrt im roten Güterzuge, durch nicht endenwollende Birkensümpfe und Tannenwälder; durch Bahnhöfe, die angefüllt waren mit Zügen voll Flüchtlingen und voll Militär, mit Wagenparks, Artillerie, Pferden; auf allen Stationen waren diese Züge, und sie fuhren alle nach Westen. Und mit dem Haß des Vertriebenen sah Katzelstein das alles, die blonde, rasselnde, lärmende, brutale Macht, mit dem Hasse des Landfremden, diese Tausende von Soldaten, die die Bahnhöfe füllten, die sporenklirrenden Offiziere, die blondbärtigen Gendarmen, diese Masse von Fremden, Herrschenden, dumm-brutalen blonden Männern.

Dann kam die Ankunft in der Stadt, die man ihnen als Niederlassungsort befohlen hatte, ohne zu fragen, wovon sie leben und wie sie sich vor Hunger und Kälte schützen sollten.

Aber der Kaufmann Leiser Schaje, den Isaak Katzelstein seit ihrem letzten Gespräch kaum mehr zu Gesicht bekommen hatte, hielt sein Versprechen. Ihn selbst sah man nicht, aber sein Faktotum, der schwarze Schmule, brachte dem alten Katzelstein regelmäßig eine größere Geldsumme. So konnte Isaak das letzte Schuljahr vollenden. Man munkelte von Leiser Schaje, daß er sämtliche Aktien der größten Tulaschen Sprengstoffabrik in der Hand habe; dann erzählte der schwarze Schmule, er führe jede Woche mindestens einmal in Geschäften nach Moskau und Petersburg, aber Genaues war vom schwarzen schweigenden Schaje nicht zu ermitteln, und nur die Geldsumme, die der alte Katzelstein regelmäßig erhielt, zeugte dafür, daß der Kaufmann seines alten Mieters nicht vergessen hatte. —

Katzelstein sah nach der Uhr. Es ging auf sechs. Den ganzen Tag wartete er nun auf das Urteil. Auf den verschnitzten gelben Schulbänken saßen die Kameraden, im Flüsterton miteinander plaudernd.

»Na, und du, Katzelstein? Was tust du, wenn sie dich ‚freisprechen'?«

»Katzelstein meldet sich freiwillig für den Frontdienst,« sagte ein großer Blonder lachend.

»Einen guten General gäbe er schon ab,« meinte der erste.

Wenn Isaak Katzelstein noch auf seiner alten Schule in Schaulen gewesen wäre, und wenn es der Lette Wacctis und der Polizeimeisterssohn Ossokorew gewesen, die ihn aufgezogen hätten, dann hätte er sicher gesagt: Ich danke dafür, An-

führer der Bande der Kulturvernichter zu sein, oder etwas ähnliches, das ihm nach der Lektüre von Montesquieu, Rousseau oder Lassalle, die er damals verschlungen hatte, eingefallen wäre, aber er war ein andrer geworden in diesem Jahr. Er lächelte dünn und setzte seinen Klemmer gerade. »Auch wir können für ein Vaterland sterben,« sagte er dabei.

In diesem Augenblick kam der die Aufsicht führende Lehrer in die Klasse. »Katzelstein, Sie möchten sich vor die Konferenz bemühen.«

Katzelstein ging mit einem leichten, verbindlichen Kopfneigen gegen die Zurückbleibenden. Er hatte sich in diesem Jahr auch äußerlich stark verändert. Seine krausen roten Haare lagen streng gescheitelt am Kopf, die Sommersprossen waren verblichen, und der Klemmer, den er seit kurzem trug, machte das beständige nervöse Zwinkern mit den Augenlidern unnötig, sie sahen jetzt kälter und gleichgültiger in die Welt. Schajes Geld ermöglichte ihm eine bessere Ausstattung. Er war erwachsener und verschlossener geworden in diesem Jahr.

Dann stand er vor dem Konferenztisch. Eine grüne Schirmlampe leuchtete ihm gerade in die Augen. Er sah auf das Bild, das in Lebensgröße hinter dem Sessel des Direktors an der Wand hing, das Ölbildnis des Kaisers in vergoldetem Rahmen.

»Die Lehrerkonferenz hat Ihnen zu eröffnen, Katzelstein,« begann der weißbärtige Direktor, nachdem er einen prüfenden Blick auf den Examinanden geworfen hatte, »daß Sie das Abgangsexamen zur Zufriedenheit bestanden haben.«

Katzelstein neigte den Kopf. Seine Augen trafen die des alten Schulmannes. Es war eine fremde Kälte in seinem Blick, weiter nichts.

»Wir beglückwünschen Sie, Katzelstein,« fuhr der unsicher gewordene Direktor fort, »und entlassen Sie hiermit aus der Schule. Mögen Sie ...« Er brach ab. Der alte Mann hatte etwas Herzliches, Warmes sagen wollen, aber er verlor den Faden, als er wieder den Blick des andern traf. Denn in diesem Blicke lag auch nicht das geringste Gefühl; kalter Triumph war das einzige, was hinter diesen starrgewordenen Augen lag.

Isaak Katzelstein machte wieder seine kurze höfliche Verbeugung. Seine Hand lag kalt in der des Direktors. Stühle wurden gerückt, Hände streckten sich ihm entgegen. Katzelstein nahm eine nach der andern. Nur ein Lehrer, der für Literatur, blieb, die Hände auf dem Rücken, hinter dem Konferenztische stehen. Er sah den Examinanden an, nichts weiter. Sein Blick, ein trauriger, langer Blick, schien zu fragen. Er drang nicht durch. Ein kurzer höhnischer Blitz flog ihm aus den Augen des Juden entgegen. Er hatte alles verstanden.

Dann ging Katzelstein aus der Tür.

Der Literaturprofessor setzte sich an den Tisch und schichtete seine Bücher zusammen. Er sah die Augen noch vor sich, grünlich und undurchdringbar, die Augen eines haßerfüllten Feindes.

Isaak Katzelstein aber nahm in der Garderobe seinen schweren grauen Uniformmantel, setzte die blaue Schülermütze auf und ging davon. Er verabschiedete sich nicht von den Kameraden.

Es war dunkle Nacht draußen, trotzdem die Uhr nur wenig über sechs zeigte. Die Laternen brannten düster in dem rauchigen, nach Kohlendunst und Fabrikrauch riechenden feuchten Nebel. Isaak Katzelstein ging über die Hauptstraße. Schwarze Menschenmassen strömten an ihm vorüber. Es war die Zeit des Schichtwechsels in den Fabriken. Rechts und links von ihm, über die Fußsteige und über den Fahrdamm, fluteten die schwarzen Männer. Der Himmel leuchtete rot durch die Nacht.

Isaak Katzelstein ging langsam, zum erstenmal, seit er in Tula war. Er war frei. Er war frei zum Kampf. Mit einem fremden, überlegenen Blick sah er auf die eilenden schwarzen Werkmänner und auf den roten Himmel.

Drei Soldaten gingen dahin, leicht angetrunken, Arm in Arm. »Ei, Tula ty moja, Tula, Rodina moja,« sangen sie.

Ein Offizier ging hart an Katzelstein vorüber. Seine Sporen klirrten, sein Säbel schleifte nach. Er ging geradeaus und streifte den Gymnasiasten so scharf, daß er fast zur Seite stolperte.

Isaak Katzelstein war frei. Seine Fäuste ballten sich. Ein großer, unausgesprochener Fluch brannte in ihm.

An einem naßkalten Oktobernachmittag gingen die Studenten Jury Ssawin und Isaak Katzelstein nebeneinander durch die Bolschaja Fabritschnaja, eine Straße in der südlichsten Industrievorstadt Moskaus. Die Straße war kahl und breit, der Fahrdamm versank in einem Meer von Schmutz, von Kohlenstaub und Koksrückständen, die sich jetzt infolge der anhaltenden kalten Herbstregen in einen schwarzen zähen Schlamm verwandelt hatten, und an den Seiten wechselten kahle Mietskasernen aus gelbem, angeräuchertem Backstein mit endlos langen grauen Bretterzäunen ab. Fabrikschornsteine reckten sich in den regengrauen Himmel.

Dreiviertel Stunden waren die beiden schon gewandert, immer auf den schmalen schmutzigen Bürgersteigen längs der Zäune und Häuser.

»Wir hätten doch lieber die Elektrische nehmen sollen,« meinte schließlich Isaak Katzelstein und fröstelte leicht. »Gleich wird es wieder regnen.«

»Sie sind ja gleich zu Hause,« erwiderte der andre, »ich habe es dagegen noch weiter. Nun, Sie kennen ja mein Haus.«

Katzelstein nickte, und sie schritten weiter.

»Ich habe es Ihnen also gesagt,« nahm Jury Ssawin das Gespräch wieder auf, »wenn Ihnen daran liegt, mit unsern Kreisen noch enger in Fühlung zu kommen — ich will es hoffen, denn

ich habe Sie schätzen gelernt —, dann wissen Sie Bescheid; heute abend um neun. Probolnaja neunzehn. Hinterhaus, vier Treppen links. Und ja nicht vergessen, dreimal klopfen! Einmal laut, zweimal kurz und leise. Sonst kommen Sie nie herein.«

»Ich werde bestimmt kommen,« sagte Katzelstein. »Sie wissen doch ganz genau, wie ich denke: genau so wie Sie, wie die Menschen alle, die ich in diesem halben Jahre kennengelernt habe, wie alle diese Menschen, die keinen Namen haben.«

Ssawin nickte und lächelte leise. Er war ein Vollblutrusse, mit einem blassen nervösen Gesicht, schlecht geschnittenen schwarzen Haaren und kurzsichtigen Augen. Sein grauer Studentenmantel war halb offen, und man konnte erkennen, daß er darunter ein gelbes, mit einem Ledergurt zusammengehaltenes Hemd nach russischer Art trug.

»Ich glaube, Sie werden heute Interessantes erleben,« sagte er nach einer Pause. »Es steht Außerordentliches auf dem Programm. Hier, haben Sie schon gelesen?« Und er holte aus seiner Manteltasche ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt hervor, das er glattstrich.

»Das Blatt ist ja nahezu weiß,« sagte Katzelstein.

Ssawin lachte. »Jawohl, weiß! Zensur — alles Zensur. Gestrichen. Aber wissen Sie, was im Korrekturbogen gestanden hat? Die Meuterei des 53. Regiments. Jawohl, das Regiment hat in Kowel gemeutert. Die Bewegung hat über die ganze 14. Infanteriedivision übergegriffen. Schließlich ist sie von sibirischen Truppenteilen erstickt worden. Und davon erstattet uns ein Genosse heut abend Bericht. Das ist auch wieder ein Anfang — einer von diesen vielen kleinen Anfängen, die den Stein endlich ins Rollen bringen.«

»Aber wie lange noch, Gott allein soll es wissen!« Katzelstein zuckte die Achseln, und sie schritten wieder schweigend durch den leisen Herbstregen, der sich aufgemacht hatte.

»Sie müßten doch auch schon längst Soldat sein,« nahm Ssawin das eingeschlafene Gespräch wieder auf.

»Ich habe ein Freilos,« antwortete der andre. »Genau so wie Sie. Aufschub der Dienstzeit bis zum Ende des Studiums.«

Ssawin nickte. »Jawohl, ich stehe ja ganz genau so wie Sie, Genosse« — zum erstenmal nannte er ihn mit diesem Namen —, »ich verabscheue den Krieg eines Volkes gegen das andre, den Krieg des russischen Bauern gegen den deutschen Fabrikarbeiter, der ihm nichts zuleide getan hat, und ich kenne nur einen Krieg, das ist der Krieg des Armen gegen den Reichen, oder, was gleichbedeutend ist, der Krieg des Volkes gegen die Regierung. Wir alle sind Soldaten dieses großen, heiligen Krieges, dieses unterirdischen Krieges.«

Unterirdisch. Da war dieses Wort wieder, das heimlich flüsternd von Vertrauten zu Vertrauten gegeben wurde, dieser unterirdische Krieg, der seit Jahren und Jahrzehnten in den schwarzen hohen Mietshäusern, den Studentenquartieren gärte, dieser unterirdische Krieg gegen die herrschende kalte Gewalt, dieser Krieg, dessen Soldat Isaak Katzelstein geworden war seit einem halben Jahre, wo er in Moskau studierte. »Unterirdisch.«

»Sie sind hier zu Hause,« sagte Ssawin und blieb vor dem Hofeingang eines angeräucherten Mietshauses stehen. »Lassen Sie's sich gut gehen und kommen Sie heut abend.«

Er wollte, die Hand an die Mütze legend, weitergehen, aber Isaak Katzelstein hielt ihn noch fest. »Einen Augenblick, Ssawin.« Die Worte kamen ihm zögernd aus dem Munde. »Sie müssen mir die Frage nicht übelnehmen. Wird die Dame, die vorhin ... ich meine, wird Olga Alexandrowna heute mit bei der Beratung sein?«

»Olga Alexandrowna? Ich nehme wenigstens an, daß sie kommen wird,« sagte Ssawin.

»Ich danke Ihnen,« sagte Katzelstein, und dann trat er in den Hausflur. Zwei Treppen stieg er in dem halbdunklen, muffig riechenden Hausflur empor, dann schloß er eine Tür auf, durchschritt einen Flur, in dem es scharf nach feuchter Wäsche und Kohlendunst roch, und betrat sein Zimmer. Er schloß die Tür sorgfältig hinter sich zu, hängte den Mantel an einen Nagel und setzte sich vor den wackligen Schreibtisch, der mit einer alten Zeitung bedeckt war.

Ein Brief lag darauf. Katzelstein griff danach und öffnete ihn. Es waren unbekannte Schriftzüge. »Morgen abend um acht Uhr Hotel Bristol, Zimmernummer 61«, stand darauf, weiter nichts.

Der Brief regte den Studenten nicht mehr auf, er hatte sich an dunkle Worte und namenlose Bestellungen gewöhnen müssen in den sieben Monaten, seit er in Moskau lebte und einer von den zahllosen »Unterirdischen« geworden war. Der Brief war sicher von einem von »Schajes Leuten«, wie Katzelstein sie und sich selber kurzweg nannte, andern Revolutionären, mit denen er in Fühlung stand, und enthielt wohl nichts weiter als eine Einladung zu einer Besprechung.

Katzelstein erhob sich und trat vor das Fenster. Es dämmerte stark. Dunkler Rauch, zäh und diesig wie feuchter Nebel, hing in der Luft, und einzelne Lichter flammten schon durch die Dunkelheit. Es war ein trübseliges Bild. Isaak Katzelstein wandte sich ab und zog die Vorhänge herunter.

Seine Blicke trafen den schmalen Spiegel über dem Waschtisch, als er seine Petroleumlampe anzündete. Noch schmaler war sein Gesicht geworden, die Nase noch vorspringender, die Gesichtsfarbe noch ungesunder. Wie ein richtiger kleiner, abgearbeiteter jüdischer Student, dachte er. Es ekelte ihm vor sich selbst. Dann fiel ihm Olga Alexandrowna ein, die Studentin, die Revolutionärin, die er heute abend wiedersehen sollte. Diese blonde Russin mit den stahlgrauen Augen, den vollen

Lippen und der üppigen Gestalt. Und noch krummer und magerer kam er sich vor beim Gedanken an sie. Er biß die schmalen Lippen aufeinander. »Jude ... Jude!« — das war er in Schaulen zu Hause, in Tula auf der Schule, hier auf der Universität. Und nur hier, im heimlichen Kreise der Unterirdischen, war er kein Jude, war er ein Mensch unter Menschen, mehr noch: ein Vertreter der Gequälten gegenüber den russischen Genossen, die Gleichberechtigung der Nationen zu ihrem Wahlspruch erhoben hatten.

»Wir kennen nicht Juden, noch Russen, noch Letten — wir kennen nur Proletarier.« Deutlich entsann sich Katzelstein dieser Worte. Olga Alexandrowna hatte sie noch am letzten Abend gesagt, zu ihm, und er hatte sie heiß angesehen.

Ein Brief fiel ihm in die Augen, auf löcherigem Papier, mit schlechter Tinte geschrieben, von der Mutter aus Tula. Schlecht ging es dort. Der Vater immer wieder krank, keine Kunden, keine Arbeit. Die Teuerung wuchs. Die Schwester, die als Tippfräulein nach Kiew gegangen war, schickte ab und zu Geld, die Unterstützungen Leiser Schajes kamen unregelmäßig. Wo der Kaufmann eigentlich war, wußte Isaak Katzelstein selbst nicht. Aber er war ein großer Mann geworden. Er hieß nicht mehr Leiser Schaje, sondern Lasar Stolnikow. Er hatte in London und Neuyork Bankguthaben. Durch seine Vermittlung ging der Ankauf japanischer Munition. Er war ein großes Tier geworden in der Petersburger Finanzwelt, und jeder kannte den Börsenmann Lasar Stolnikow, der sich erst vor einem halben Jahre den neuen Namen gekauft hatte.

Katzelstein hatte ihn zuletzt gesehen — nach seinem Schlußexamen, in Tula. In größter Eile, in einem eleganten Hotelzimmer, vor gepackten Lederkoffern, denn der Kaufmann fuhr in Geschäften nach Wladiwostok, um über Munitionslieferungen zu verhandeln.

»Ich habe versprochen, zu helfen deinem Vater,« sagte der Schwarze, »von wegen der Nachbarschaft, und werde dir helfen. Du wirst studieren die Rechte. Und wirst tun, was dir sagen werden meine Leute.«

»Ich werde tun, Leiser Schaje.«

»Und wirst nicht vergessen, daß du bist ein Jid! Und wirst nicht vergessen das große Gebet in meinem Haus, in Schaulen, als die Goijem treifer gemacht haben de Synagog'.«

»Ich werde nicht vergessen, Leiser Schaje.«

Dann war der Kaufmann abgereist.

Isaak Katzelstein wurde Student in Moskau.

Draußen donnerte der Krieg ins dritte Jahr, draußen, in der kalten Ferne. Er blieb in Moskau. Er arbeitete.

Isaak Katzelstein saß am Tische unter der Petroleumlampe, das Gesicht in die Hände gestützt, und sah in die dunkle Zimmerecke. Die blonde Studentin sprach, und ihr Busen wogte: »Wir kennen keine Nationen und keinen Haß — nur Brüder.«

Isaak Katzelstein hatte den großen Fluch vergessen.

Nachts war Isaak Katzelstein in der Versammlung der Unterirdischen. Der Samowar brummte auf dem runden Tisch, und das ganze ärmliche Zimmer war erfüllt von blauem Zigarettenrauch. Es waren etwa zehn Menschen anwesend: der Berichterstatter von der Front, ein junger Mann in Uniform, der von den andern nur »Waßja« genannt wurde; mehrere Studenten in bunten Hemden; ein schweigsamer Mann in älteren Jahren mit dunklem Vollbart; schließlich zwei Damen, die eine schwarz, mager und mit einer Brille, in einem langen dunklen Kleide, das ein schmaler lederner Gurt in der Taille zusammenhielt, die andre: Olga Alexandrowna, blond, lebhaft und ein wenig kokett angezogen wie immer.

Die Beratung dauerte bis nachts zwei Uhr. Zuerst sprach der Genosse von der Front über die Aussichten der Revolution im Heere; dann verlas die schwarze Studentin stenographierte Schriften, eine aus der Schweiz hereingeschmuggelte Broschüre eines politischen Verbannten. Eine unendlich scheinende politische Diskussion schloß sich an.

Isaak Katzelstein verstand kaum, was gesprochen wurde. Er hörte nichts von Taten, er hörte nur doktrinäre Erörterungen, nur theoretisches Für und Wider. Genfer Programm — Londoner Programm — Worte von Marx, Bebel, Bakunin — Agrarfrage, dann wieder Züricher Konferenz — wieder Bakunin, Lassalle.

Die Lampe qualmte, und der Zigarettenrauch stieg zur Decke. Die schwarze Studentin saß da, die Wangen in die Fäuste gestützt, und las, sich verhaspelnd, ein Programm herunter; Genosse Waßja, in der Sofaecke lehnend, blies Rauchwolken vor sich hin. Olga Alexandrownas klangvolle, warme Stimme stritt mit einem Studenten über die Theorie des Eigentums.

»Und damit wollt ihr Revolution machen?« fragte eine harte Stimme in das Gewirr hinein. Ein heiseres, höhnisches Auflachen folgte. Es war der Schweigsame mit dem schwarzen Vollbart. »Damit? Revolution? Lauft durch die Straßen und brüllt: Morgen gibt's kein Brot mehr in Moskau! Dann habt ihr Revolution! Werft Bomben ins Volk und schreit: Die Polizei schießt auf Wehrlose! — dann habt ihr Revolution! Aber Bakunin und Bebel — laßt doch die Toten schlafen! Davon geht kein Gewehr los. Bakunin, Konferenzen und Programme — was fragen euch die Barfüßler auf der Straße nach Programmen! Schmeißt doch die Fetzen in den Ofen — pfui Teufel!«

Man schwieg betreten, und der Schwarze zog sich scheinbar wieder in sich selbst zurück.

Endlich machte Olga Alexandrowna den An-

sang: »Gut, Genosse. Wir aber, als berufene Leiter des kommenden Tages, müssen uns doch im klaren sein über das, was wir dann beginnen — müssen das neue Leben in neue Bahnen leiten — sonst kommt ein Chaos.«

Ssawin und der Genosse aus der Front applaudierten.

Der Schwarzbärtige stand auf. »Mit Programmen? Meinen Glückwunsch dazu! Wenn die Masse erst einmal in Bewegung ist, dann rollt sie über euch alle fort. Ihr werdet nicht ihre Führer, das könnt ihr mir glauben, spurlos zerquetscht werdet ihr unter ihrem Rollen. Nichts bleibt von euren Programmen, Resolutionen. Hahaha ... Resolutionen!«

Der Schwarzbärtige war ohne Gruß aus der Tür gegangen.

Olga Alexandrowna sah ihm sprachlos nach. Dann wandte sie sich zu den andern. »Das ist doch ... ich glaube, er steht auf der Plattform der Anarchisten ...«

Genosse Waßja schüttelte den Kopf. »Nein, ich kenne ihn. Er ist in Moskau der bedeutendste Anhänger der Schweizer Extremisten, deren Führer ist — nun ja, Sie wissen Bescheid: Wladimir Uljanow, mit Pseudonym: Lenin ... Ein verrückter Kerl!«

Die Beratung ging weiter. Wenn Olga Alexandrowna sprach, hing Isaak Katzelstein an ihrem Munde. Und wieder fiel das Wort: »Wir kennen keine Nationen, wir kennen nur Brüder.« Und Isaak Katzelstein fühlte sich frei von seinem Judentum, frei von seiner Kaste; stolz und bewundernd sah er zu ihr auf, wie sie sprach, und er fühlte sich stolz wie sie, diese blonde, herrliche Gesinnungsfreundin — er gehörte zu ihr ...

Er wurde in dieser Nacht endgültig in diesen Kreis der Unterirdischen, in die Kampfgruppe der Sozialrevolutionäre aufgenommen, und als sie ihm ihre weiche, weiße Frauenhand entgegenstreckte, leuchtete es in seinen Augen von warmem Glück.

In dieser Nacht begleitete er sie nach Schluß der Beratung bis zu ihrer Wohnung in der südöstlichsten Vorstadt; sie gingen eine Stunde lang durch die menschenleeren Straßen der finstersten Fabrikgegend. Das Wetter hatte sich beruhigt, einzelne Sterne flimmerten klar durch die sich mählich lichtenden schwarzen Nachtwolken.

Sie gingen Arm in Arm, trotzdem sie größer war als er, er in seinem grauen Uniformmantel, sie im schwarzen Pelzbarett und Karakulpelz. Er erzählte ihr von seiner Heimat, von Tula und seinem alten Vater.

Ihre freie rechte Hand strich bedauernd-zärtlich über seine Schulter. »Sie Armer — und nun stehen Sie in unsern Reihen.«

Er faßte ihre warme Hand mit seiner kalten, feuchten, aber er war so heiser, daß ihm das Wort, das er sagen wollte, im Halse erstickte. Und die blonde Frau ging ruhig neben ihm her.

Dann standen sie vor ihrer Haustür und nahmen Abschied.

»Mein neuerworbener Freund,« sagte sie, weiter kam sie nicht.

Wie eine Glut war es in ihm aufgewallt, eine wilde Sehnsucht nach diesem blonden Mädchen. Er hatte sie umfaßt und sie an sich gerissen, daß ihr Kopf an seine Schulter fiel. Ihr Barett hatte sich verschoben, so daß das schwach flimmernde blonde Haar sichtbar wurde. Seine glühenden Lippen küßten, wühlten in diesem blonden Gold.

Sie wehrte ihn ab, bog den Kopf zur Seite, bis er sie freiließ. »Nicht, Isaak Abramowitsch! Verderben Sie uns nicht diese Stunde! Ich liebe Sie so wie alle, die mir Mithelfer und Kameraden sind, nicht weniger und nicht mehr. Ich liebe keinen, keinen Einzelnen, und auch Sie darf ich nicht lieben. Ich darf nicht. Wir sind ja nicht gewöhnliche Menschen, Isaak Abramowitsch, wir sind Soldaten, Soldaten des unterirdischen Krieges.«

Er beugte sich über ihre Hand. Dann ging er davon, noch eine Stunde Wegs bis zu seiner Wohnung. Schwarze Fabrikschlote ragten in den dunklen Himmel, und qualmender Rauch wälzte sich darüber.

Er liebte sie. Und die Zeit wird kommen, wo sie ihn auch lieben wird — anders als jetzt. Er ging gerade und frei.

Das Hotel Bristol, das Katzelstein am nächsten Abend einige Minuten nach acht Uhr betrat, machte einen äußerst heruntergekommenen Eindruck. Es lag in einer schmalen Nebenstraße des Kusnezky Most, die Auffahrt und der Eingang schlecht erleuchtet, das Vestibül vernachlässigt und schmutzig.

Der Portier, in einer schäbigen Livree, wies den Studenten nach dem Zimmer 61.

Er klopfte an und trat ein.

Das Zimmer war leer. Katzelstein blieb in der Mitte des Raumes stehen und sah sich um.

»Bitte, nehmen Sie Platz!«

Eine geschäftsmäßige, gleichgültige Stimme. Der Bewohner des Zimmers trat ein. Er trug eine knappe braune Offiziersstuschurka ohne Epauletten, Wickelgamaschen und Reithosen. Katzelstein konnte nicht feststellen, ob er einen Russen, einen Juden oder wen sonst vor sich habe. Er war glattrasiert, seine schwarzen Haare gescheitelt, die Gesichtszüge regelmäßig und ruhig; sein Russisch klang tadellos und fließend.

»Sie waren gestern abend bei der Beratung der Kampfgruppe der Sozialrevolutionäre. Nicht wahr?«

Katzelstein bejahte. Durch seine Klemmergläser blickte er unauffällig auf sein Gegenüber; es war etwas so Kaltes, so Entschlossenes und doch so Ruhiges in den Augen, in dem ganzen Gesicht des andern, daß er sich wie hypnotisiert fühlte.



Bruno Héroux: Gretchen

(Blatt 3 aus den zwölf Radierungen zum Faust)

»Sie werden künftig nicht mehr hingehen, Genosse. Oder vielmehr, Sie werden hingehen und die Leute der geheimen Polizei denunzieren.«

Die Worte klangen kalt, ruhig und gemessen, und als er geendet hatte, zündete sich der Mann mit den entschlossenen Augen eine Zigarette an.

Der Student beugte sich vor. Er glaubte nicht recht verstanden zu haben.

»Warum? Weil die Leute uns nicht in die Hand arbeiten, wie der Schwarze schon gesagt hat. Mit Programmen ist noch keine Revolution gemacht worden, und mit Resolutionen stürzt man kein Regime. Wir haben keine Theorie nötig, mein Lieber. Und die geistigen Führer der Revolution, wie sich diese politischen Kinder nennen, die können uns nur schaden. Wir brauchen eine wildgewordene Masse ohne Führer. Ohne Führer, mein Lieber! Denn dann werden wir ihre Führer!« Stahlfunken glommen in diesen kalten Augen auf, die Isaak Katzelstein immerfort ansah, ansehen mußte.

»Ich verstehe Sie nicht, Genosse,« sagte er endlich zögernd. Vielleicht war das nichts weiter als ein Lockspitzel vor ihm, oder —

»Das merke ich.« Die kalte Stimme wurde schärfer. »Wollen Sie Revolution oder wollen Sie Programme? Wollen Sie die Masse in der Hand haben, oder soll sie Ihnen auf dem Bauch herumtrampeln? Sie meinen, Sie wären Revolutionär. Ich sage Ihnen aber: ein Kathederanarchist sind Sie, ebenso wie all die andern eitlen Affen, mit denen Sie verkehren. Glauben Sie wirklich, daß Sie damit Revolution machen können? Und nun zum Schluß: wollen Sie Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit? Entschuldigen Sie, wenn ich bei diesen Worten lachen muß.«

»Das steht allerdings auf unserm Programm,« brachte Katzelstein hervor.

»So? Meinetwegen« — die Stimme klang gedehnt —, »dann halten Sie bitte nur fleißig Ihre Beratungen ab — mit dem Erfolge, daß die erste Welle, die frei aufbrandet, Sie fortfegt wie faulen Schlamm.«

»Ja, und Sie?« Katzelstein knöpfte den Mantel auf, es wurde ihm heiß.

»Wir?« Der Mann im braunen Feldrock erhob sich. »Wir? — Wir wollen die Herrschaft — die Macht — die Faust wollen wir und die Rache.« Seine Stimme senkte sich bei den letzten Worten zu einem Zischen. »Unsre Macht wollen wir und unsre Rache. Ich habe Manasse Rubinstein geheißen bis vor wenigen Jahren, jetzt heiße ich Wladimir Solowjew, aber ich bin noch der Manasse Rubinstein aus Kischinew. Die Macht wollen wir — die brutalste Gewalt, die Gewalt über dieses blonde Vieh.«

Isaak Katzelstein wurde es zumute, als sei er ganz weit, weit, woanders. Drunten auf der Straße rollte die flüchtende Artillerie, und auf seinem aufflammenden Gesicht brannte der Schlag des blonden Hünen, und er stand in der Schule, geduckt, mager und rothaarig zwischen den breiten, großen blonden Kameraden. Dann sah er die Sternennacht und das goldhaarige Mädchen in seinen Armen und hörte wieder ihre Worte, diese entsagungsvollen hohen Worte — und dann machte er Miene zum Aufstehen. »Ich gehöre nicht zu Ihnen. Und wer sind Sie denn überhaupt?«

Der Glattrasierte blies den Rauch von sich. Seine Stimme klang leidenschaftslos, gleichgültig, gelangweilt beinahe. »Wir sind die Extremisten, seit dem letzten Kongreß, der die Spaltung brachte, Maximalisten genannt, auf gut russisch Bolschewisten. Unser Haupt ist nicht hier; es ist in der Schweiz. Wir sind wenige, sehr wenige, aber wenn die erste Welle steigt, dann sind wir Tausende, und wir werden zu Millionen — Millionen, die unsre Worte nachbrüllen, ohne sie zu verstehen. Millionen, die wir einfangen werden, um sie uns dienstbar zu machen, unsrer Faust ...«

Isaak Katzelstein nahm seine Mütze. Goldblondes Mädchenhaar flatterte vor ihm. »Wenn Sie mir weiter nichts zu sagen haben, als Verrat zu verlangen ...«

Der andre erhob sich. »Bitte die Phrasen zu vermeiden,« sagte er gleichgültig, steckte die Hände in die Taschen und sah zu, wie sich der Student zum Gehen anschickte. Als er schon an der Tür war, trat er auf ihn zu. »Du hast den Fluch vergessen, Katzelstein. Wir haben alle geschworen den Fluch, in Schaulen und Kischinew und Lodz.«

»Dann habe ich ihn eben vergessen,« sagte Katzelstein. Die Tür klappte zu.

Er muß über die Klinge springen, dachte der Unbekannte, nachdem ihn sein Gast verlassen hatte, und setzte sich an den Tisch. Oder er kommt wieder.

Er zündete eine Zigarette an und begann nachzudenken. Seine Finger zeichneten Figuren auf dem Plüschbezug des Tisches, und in seinem glatten Gesicht arbeitete es. Seine Augen aber blieben kalt und die Lippen schmal geschlossen.

Isaak Katzelstein ging durch die hellerleuchteten Straßen. Ein feiner Herbstregen hatte sich aufgemacht. Dicht an dicht, unter schwarzen Regenschirmen, eilte es durch die Straßen, drängte sich vor den beschlagenen, hellerleuchteten Schaufenstern; vorüberfahrende Equipagen, Droschken und Autos ließen das Wasser aufsprühen. Kohlschwarzer Nachthimmel wölbte sich über dem Getriebe des Kusnezky Most, der Friedrichstraße der alten Zarenresidenz.

Isaak Katzelstein ging langsam durch das Gedränge. Soldaten kamen ihm entgegen, Arbeiter, schwarze, hellhaarige. Brüder, dachte der jüdische Student. Bewußt mitarbeiten wird er von jetzt ab am großen Gedanken, der Verbrüderung der Nationen, dem Vergessen des Hasses. Ihr alle —

meine Brüder, dachte er. Er dachte wieder an den Mann mit dem kalten Gesicht in dem schmutzigen Hotelzimmer. Nein, nicht Haß wollte er säen — Liebe! Und er wird hingehen zu ihr, ja gleich, heute noch, und ihr es erzählen; sie wird Rat wissen, ihren Arm wird sie um seine Schulter legen: »Sie sind mein Bruder — mehr noch. Und wir lieben uns untereinander, und dich liebe ich ganz besonders, du kleiner, gequälter, rothaariger Jude.« Wie groß sie war — wie entsagungsvoll — wie herrlich!

Isaak Katzelstein sah auf seine Uhr. Es war halb zehn. Er mußte laufen, wollte er sie heute noch sehen. Um halb elf konnte sie nach Hause kommen. Erwarten wollte er sie an der Haustür, wie ein gehorsamer Hund.

Er sprang in die Elektrische. Der Regen sprühte ihm ins Gesicht. Es ging hinein in die dunklen Fabrikvorstädte des Südostens. Er sprang ab und lief durch die finsteren, nassen Straßen.

Da war die Straße, da das Haus. Der Treppenflur war dunkel. Er verbarg sich darin. Er wartete. Dreiviertel elf war die Uhr. Sein Herz klopfte in der Dunkelheit zum Zerspringen.

Da hörte er Stimmen. Er verbarg sich, drückte sich eng an die Wand. Zwei Menschen traten Arm in Arm vom Regen der Straße in das dunkle Treppenhaus.

»Dieses Wetter! Aber warm wird uns werden, uns beiden, heut nacht,« sagte eine tiefe Männerstimme.

Ein warmes, leises Lachen. Dann ... »Ich lasse dich heute nicht von mir bis morgen früh um acht.«

Das war die Stimme Olga Alexandrownas. Sie schmiegte sich an ihn. Sie gingen langsam zusammen in der Dunkelheit die Treppe hinauf.

»Weißt du, man könnte ja eifersüchtig werden, du hast dich ja gestern von dem Katzelstein, oder wie er hieß, nach Hause bringen lassen.« Das war die Stimme des Genossen aus der Front.

Ein tiefes, warmes Lachen war die Antwort. »Ach du! Und benommen hat er sich gestern abend — zum Totlachen, du. Nein wirklich! Meine Mühe hatte ich mit ihm, mit dem kleinen Judenbengel.«

Die Schritte verloren sich.

Ein gekrümmtes, rasendes Tier rannte in die Dunkelheit hinaus und knirschte seinen Todeshaß stöhnend in sich hinein. Es sah keinen Regen, fühlte keinen Schmutz und keine Kälte. Es rannte durch die Straßen, geduckt, rothaarig und schmutzbedeckt, und kam in dieser Nacht nicht nach Hause.

Am nächsten Morgen um fünf wurde die seit langem gesuchte Olga Alexandrowna Jablonowskaja in ihrer Wohnung zusammen mit ihrem Geliebten von Gendarmen der Geheimen Polizei auf die Denunziation eines jüdischen Studenten hin verhaftet.

Am nächsten Nachmittag stand Isaak Katzelstein vor dem fremden Mann im Hotel Bristol und erstattete Meldung.

Drei Tage später verschwand er aus Moskau und ging unter falschem Paß nach Petersburg.

Über den tauenden Schnee auf den Straßen unter grauem Märzhimmel rasten Automobile. Der Schnee spritzte auseinander, rote Lappen flatterten an Bajonettspitzen, die aus dem Inneren der jagenden Kraftwagen hervorlugten. Gewehrfeuer knatterte hart durch regenschweren Nebel, in grauer Dämmerung polterten laut und regellos durcheinander hämmernde Maschinengewehre. Einzelne Schüsse krachten grell in die Dämmerung hinaus, in den feuchten Abendnebel, der sich auf die Straßen Petersburgs niedersenkte. Schwarze Massen liefen durch den Schnee, hastende Rudel lösten sich auf in einzelne Fliehende oder ballten sich zusammen zu vorwärtsdrängenden johlenden Haufen.

Und dazwischen leuchtete durch den Nebel schmutzigroter Feuerschein von einem auflodernden Brand, und die bewaffneten Automobile rasten unter wildem Getute knirschend und schleudernd durch die Straßen, umringt von dem Gewimmel der schwarzen oder feldbraunen Menschen.

Vor dem brennenden Gebäude des Gouvernementsgerichts staute sich die Menge.

Riesengroße Flammen loderten gierig aus den Fenstern des obersten Stockwerkes in die Nacht hinaus, und jedes verstärkte Aufprasseln der zum schwarzen Winterhimmel turmhoch emporstiebenden Funken wurde mit erneutem wildem Jubelgeschrei der Menge begrüßt.

In den Nebenstraßen hämmerte und krachte das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer immer stärker. Die Kaiserliche Gendarmerie erwartete keine Gnade von dem tobenden Volke.

Ein Auto hielt. Man hatte ihm den Weg versperrt. Die Insassen, meuternde Soldaten des Wyborgschen Infanterieregiments und mehrere Leute in Studentenuniform, sprangen heraus. Sie wurden von der Menge umdrängt. Fragen stürmten auf sie ein. Es wurde immer voller und dichter.

Ein Mann in Uniform, ohne Achselstücke, die Militärmütze tief ins Gesicht gerückt, sprang aus der Menge auf den Wagen.

»Einsteigen ... abfahren!«

Der Motor knatterte, die Soldaten sprangen auf. Wieder ging es durch endlose Straßen. Hier und da loderte Brand, standen verlassene Barrikaden, aber überall wurde noch geschossen.

Der Mann in Uniform ließ sich auf den Rücksitz fallen und sah seinem Nebenmann ins Gesicht. »Genosse Katzelstein?« fragte er ruhig, ohne Erstaunen.

»Jawohl.«

»Merken Sie sich Instruktionen: Sie fahren jetzt nach den Kasernen des Finnischen Gardeschützen-

regiments. Versuchen Sie, die Leute zum Abfall zu bewegen. Dann zum Taurischen Palais und machen dort Meldung. Verstanden?«

»Jawohl.«

»Gut.« Der glattrasierte Mann in Uniform sah den Studenten schärfer an. Der hatte sich verändert seit dem halben Jahr, wo er ihn zum erstenmal im Hotel Bristol in Moskau gesehen hatte. Die Augen blickten kälter, das flammende Feuer schien erloschen. Etwas Hartes lag in dem völlig international, rasselos gewordenen Gesicht. Der offene Mantel des Studenten flatterte im eisigen Nachtwind, ein rotes Band wehte aus dem Knopfloch.

Der Jude sah aus dem geschlossenen Kraftwagen in die Nacht hinaus. Auf den Tritten kauerten Soldaten, die Gewehre schußbereit vorgehalten. Es krachte in dunkler Ferne wie eine rollende Schlacht. Fabrikschlote ragten schwarz in fahlroten Himmel. Es ging durch die Vorstädte.

Isaak Katzelstein streifte den Unbekannten mit einem schnellen Seitenblick. Er wußte noch nichts von ihm, heute genau so wenig wie damals im Hotel Bristol. Er wußte nur, daß dieser Mann Energie war, verkörperte Kraft, eisernes Wollen — einer von den Unterirdischen, die die rote Welt lenkten, nicht einer von denen, die sich von ihr verschlingen ließen, einer von den verschwindend wenigen Männern, die sich nach dem letzten Kongreß Maximalisten nannten: »Mehrheitsparteiler«, Bolschewisten auf russisch.

Er stand unter seinem Befehl, weiter nichts. Er fragte nicht.

Eiserne Disziplin, militärische Ordnung hielt diese wenigen Menschen zusammen, die den äußersten Umsturz wollten, diese grimmigsten Gegner der russischen Revolutionsparteien.

Der Glattrasierte lachte kurz auf. »Das ist die erste Revolution. Spitzmarke: Brot und Freiheit. Sie hat schon gesiegt. Und dann kommt die zweite Revolution« — seine Stimme wurde metallisch —, »und diese Revolution machen wir. Devise: Brot und Friede. Klar und deutlich, nicht wahr? Verrecken werden sie an der Freiheit, die wir ihnen geben werden — und jetzt sind wir da. Machen Sie Ihre Sache gut.«

Das Auto hielt, der fremde Mann öffnete den Schlag und war verschwunden. Rote Kasernenmauern ragten auf, Volk davor, Soldaten dazwischen, die meuternden Truppen des Finnischen Gardeschützenregiments, Gaslampen flammten in das johlende Getriebe, fernher ratterten Schüsse durch das Geschrei.

Isaak Katzelstein tat mechanisch, was ihm befohlen war. Vom Dache des verdeckten Kraftwagens schrie er Worte in die Menge, er hob die Hände, er redete, er rief; wildes Geschrei der Masse verdeckte die Hälfte seiner Worte. Und er schrie wieder ins Volk, Worte von Brüderlichkeit und Freiheit, und sah unter sich das Gewoge der blonden Männer, wild, wahnsinnig geworden wie besessene Tiere, und er fühlte einen Ekel vor ihnen und einen Haß zugleich.

Und dann flammten Alarmfackeln auf, eiserne Kasernenhoftore knirschten auseinander, in den von den rauchenden Fackellichtern zuckend erhellten Gebäuden knallten Schüsse, gellte Geschrei.

Das Volk stürmte die Kasernen.

Und dann stand er wieder auf einem Platz, Pechfackeln rauchend um ihn her, und heiser, kreischend schrie der Rothaarige Worte in die widerhallende Menge, er nannte sie Brüder, und sein Blut kochte in seinen Schläfen vor wildem Haß.

Ein Mädchen, dessen Kopftuch gefallen war, dessen blondes Haar in dem Schein der Kienflammen flimmerte, stand in der Menge unter den andern, und während der Jude sprach, seine hetzenden, aufpeitschenden Worte in die Menge kreischte, bäumte sich in ihm fremder Haß, die Wut des Verschmähten.

Dann ging es im Auto wieder durch halb finstere Straßen, durch Fabriken und Vorstädte, jagend, trompetend durch die Märznacht zum Taurischen Palais, um zu melden, daß die Gardeschützen mit Offizieren zum revolutionären Volk übergegangen seien.

In düsteren Wandelhallen glühten Lampen, es schob und drängte sich im Vestibül, draußen ratterte Auto auf Auto, die Meldungen brachten, gefangene Minister und Beamte ablieferten, wieder in die Dunkelheit hineinschossen.

Tabaksqualm und Licht, Menschen und wieder Menschen in den Gängen, in den Sälen, fassungslose konservative Abgeordnete, revolutionäre Soldaten in roten Binden, Studenten, Männer in Uniform, Herren in Pelzen, redend, durcheinanderdrängend — eine einzige riesengroße Unordnung.

Isaak Katzelstein drängte sich durch, er hörte Schreien, immer lauteres Schreien, Fragen: »Wo ist Rodsianko? Wo ist Kerensky? Nachricht vom Zaren? Kerensky, wo ist Kerensky?«

Draußen rollte es wie ein unruhiges Meer, und noch immer ratterten fernher Schüsse. Die Gendarmerie und die Polizei kämpften in Verzweiflung bis zum letzten Mann.

Das alte Rußland bricht zusammen. Das neue Reich steht auf.

»Kerensky! Wo ist Rodsianko? Wichtige Nachrichten!«

Sporenklingende, stampfende Kosaken führten mit gezogenen Säbeln einen älteren Herrn in schwarzem Pelz durch den dicht gefüllten Gang. Man wich zur Seite, man tuschelte, man schrie es hinter seinem Rücken: »Goremykin! Goremykin! Der frühere Premierminister!«

Der rothaarige Mann im Studentenmantel wich nicht, er blieb stehen, er ließ den Greis an sich vorübergehen, und er sah ihm nach, mit festgeschlossenen Lippen, bis der andre mitsamt seiner Eskorte in einem der Konferenzzimmer verschwand.

Und dann stand Isaak Katzelstein vor einem Offizier mit riesengroßer roter Binde am Arm, dem Kommandanten der Petersburger Revolutionstruppen, und meldete ihm den Übergang der finnischen Schützen.

»So sind auch diese Kameraden auf unsrer Seite!« rief der blonde Offizier erleichtert. Er streckte dem Studenten die Hand hin.

»Jawohl, auf der Seite des Volkes,« wiederholte Isaak Katzelstein mechanisch. Seine Augen glimmten starr und grünlich. Die Lippen verzogen sich unmerklich.

Der Offizier ließ die Hand sinken. Zwei Welten lagen zwischen ihnen; doch er verstand den undurchdringlichen Blick des andern.

Der Student steckte die Hände in die Manteltaschen. »Die Sache hat Blut gekostet. Sieben Offiziere wurden erschossen!«

Der andre antwortete nicht.

Der Blick des Juden frohlockte.

»Wo ist Kerensky? Wo Rodsianko? Kerensky!«

Und dann donnernder Applaus. Kerensky, der Mann der Zukunft, war erschienen.

»Brüder! Freunde! Das Volk beherrscht die Hauptstadt! Soeben das neueste Telephongespräch ...« Unter atemloser Stille verlas der erste demokratische Minister eine Depesche. Wilder Beifall folgte seinen Worten.

Isaak Katzelstein stand an eine Säule gelehnt, die Hände in den Taschen seines Mantels. Er verzog den Mund. Vom nächsten Tage ab begann für ihn und die Gruppe der Extremisten der Kampf gegen Kerensky. Und er wird versinken in dem roten Sturm, den er selbst entfacht hat.

Draußen wurde das Geknatter schwächer, aber stärker das Gedränge des wartenden Volkes vor dem Taurischen Palais. Es brüllte nach seinem Liebling, es schrie nach Kerensky. Es brüllte nach ihm, wie eine sinnlose Bestie nach Futter.

Das Feuer sank zusammen, der Morgen dämmerte.

Die Revolution hatte gesiegt.

(Schluß folgt.)

Zusammentreffen

Im buntgeblümten Mieder,
Mit weißer Schürze angetan,
In aller Herrgottsfrühe
Erwartet sie die Eisenbahn.

Es steht ein Kreis von Kannen
Mit wiesenfetter Landmilch voll,
Wie Kücken um die Henne,
Die sie verladen soll.

Der Wald rings schläft im Dunst noch,
Die Sonne drüberhin
Huscht meinem ährenblonden
Mädchen um Mund und Kinn.

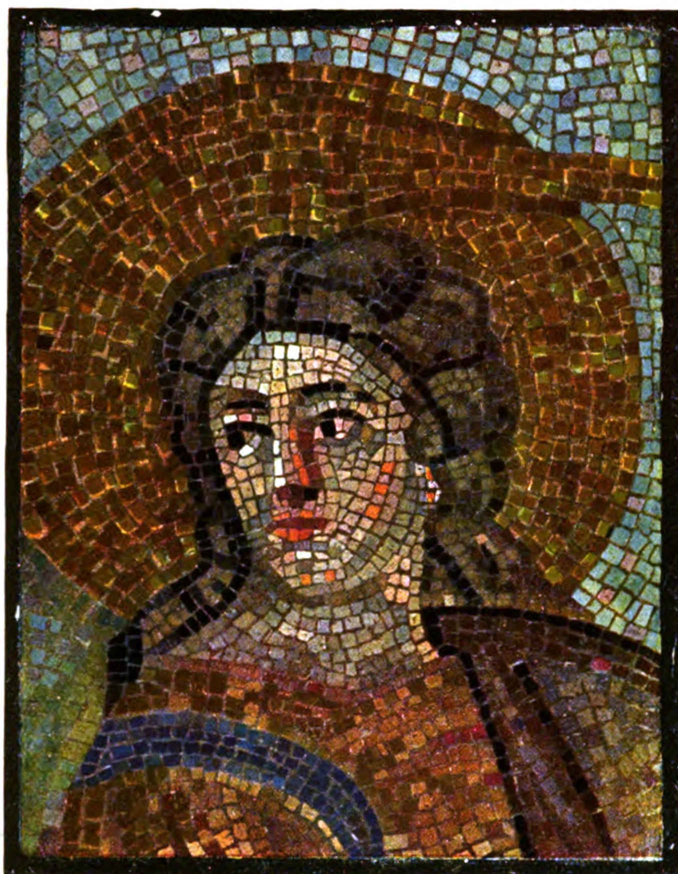
Zwei helle Augen fing ich,
Das war so wundernett,
Nun spielen vier strahlende Augen
Ein zartes Frühquartett.

Das Züglein kommt gebimmelt,
Leb wohl denn, Glück und Heil!
Sie hebt die schweren Kannen,
Ich steig' in mein Abteil.

Zum Fenster, dran ich lehne,
Ein wenig ungelenk
Winkt sie mit Hand und Schürze
Ein stummes Meingedenk.

Das Züglein trägt mich weiter
Zu Arbeit, Müh und Plag,
Ein Schelmenlachen folgt mir
Vom Morgen durch den Tag.

Günther Pogge



Kopf des Guten Hirten
Kopie aus dem Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna (5. Jahrhundert)

Die Wiedergeburt des Mosaiks und der Glasmalerei

Von Georg Schmitz

Mit sieben farbigen und zehn schwarzen Textbildern nach Arbeiten aus den Werkstätten von Puhl & Wagner / Gottfried Heinersdorff in Berlin-Treptow

Im Park von Sanssouci, in den weiten Hallen der Orangerie, gab es im vorletzten Sommer eine sehenswerte Ausstellung von Mosaik und Glasmalerei. Mosaik und Glasmalerei? Nun ja, mag mancher kunstverständige Spaziergänger, den der Zufall an die Pforten der Ausstellung führte, gedacht haben, zwei Kunstzweige von uraltem Adel, aber heute doch nur noch Abarten des Tafelbildes, ohne den Reiz ureigensten Charakters und im wesentlichen beschränkt auf das abseits vom Tage liegende Gebiet des Kirchenbaues. Der Besuch der Ausstellung wird ihn bald eines besseren belehrt haben. Neben Proben der älteren Kunst, tatsächlich nur Tafelbilder in Mosaik oder Glas, hingen da Werke aus jüngster Zeit, technisch an klassischen Vorbildern geschult und erfüllt vom lebendigsten Leben der Gegenwart, von dem Streben nach Monumentalität und von der Sehnsucht nach symbolhafter Darstellung tiefen Erlebens.

Es ist kein Zufall, daß der neue Formwille sich gerade des Mosaiks und der Glasmalerei mit so viel Liebe angenommen hat, jener alten starken Techniken, die bis heute der Architektur, dem Mutterboden aller Künste, nicht entwachsen sind. Hier fand die junge Kunst die naive Ursprünglichkeit, die kindliche Einfalt und den reinen Sinn, nach dem sie sich sehnte, hier bot sich der Weg, in selbständiger Weise den großen Wirkungen der alten Kunst wieder nahezukommen und den lange vergeblich erstrebten Zusammenschluß der Bild- und Raumkünste zu vollziehen. Die Mosaikkunst, durch Funde und



Knieender Hirt aus dem Mosaik »Anbetung des Kindes«, entworfen von Max Pechstein
Aus dem Kunstsalon Gurlitt in Berlin

befruchtet, aber die mittelalterlichen Mosaiken wachsen nicht mehr zu der urtümlichen Kraft und erhabenen Größe der früheren empor. Sie sind glatter und naturnaher, um schließlich in Abhängigkeit von der reinen Malerei zu geraten und ihre Selbständigkeit einzubüßen. Die Mosaikkunst hat ihren Gipfel gleich am Anfang erreicht.

Die alten Mosaiken wirken nicht wie an der Wand aufgehängte Tafelbilder, sondern wie ein Teil des Kirchengebäudes selber, weil die dargestellten Szenen und Figuren in eine große eindeutige Anschauungsebene gebracht sind. Der flächige Charakter wird gerade von den alten Künstlern am strengsten gewahrt. Auch die monumentale Glasmalerei, die ihren Höhepunkt in der romanischen und frühgotischen Zeit erreicht, empfindet die bunten Fenster nicht als Unterbrechung, sondern als Fortsetzung der Wand, als räumlichen Abschluß der Architektur. Demgemäß ist auch die alte Glasmalerei reine Flächenkunst und unter dem Zwange der Technik, die keine Nebensächlichkeiten und Kleinlichkeiten duldet, in lapidaren Formen niedergeschrieben. Das Bleinetz, das die verschiedenfarbigen Gläser in herben Linien umzieht, schreibt dem Glasmacher die Gesetze vor und zwingt ihn, alle Formen auf das Wesentliche und Ausdrucksstarke zurückzuführen. Aber die tiefe Glut der Farben und die großen symbolhaften Formen geben seiner tiefen religiösen Innerlichkeit Spielraum genug. Seit der Spätgotik läßt das Gefühl für die technischen Bedingtheiten und die monumentale Aufgabe nach. Wie das Mosaik gerät auch die Glasmalerei in Abhängigkeit vom Tafelbild. An die Stelle der Malerei m i t Glas tritt die Malerei a u f Glas, und statt lediglich mit Schwarzrot und Silbergelb die Gläser zeichnerisch zu behandeln, beginnt man die Fenster als Malgrund zu betrachten, auf den man nicht wesentlich anders malt als auf Leinwand oder Holz.

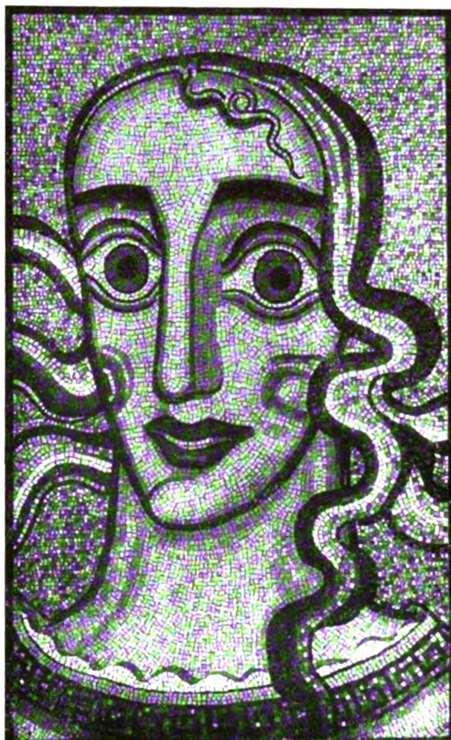
Literatur bis weit in das Altertum hinein bezeugt, erlebte ihre höchste Blüte in der nachkonstantinischen Zeit, als die jungen Christen die Katakomben verließen und Baptisterien und Basiliken bauten. Diese Bauwerke wurden in der reichsten Weise mit Wandmosaiken geschmückt. Meist waren es Darstellungen aus der biblischen Geschichte, deren symbolhaftem Charakter Form und Farbe untertan sind. Die Form, durch den Zwang der Technik zu größter Einfachkeit gedrängt, verrät trotzdem das starke Gefühl, das in jenen frommen Künstlern lebte. Form und Farbe erscheinen als Ausdruck der inneren Ergriffenheit, zeitlos groß und monumental. Vom vierten bis sechsten Jahrhundert entstehen diese biblischen Bilderzyklen auf klassischem Boden: in Rom, Neapel, Ravenna, Mailand und anderswo. Dann beginnt diese Kunstübung in Italien zu ermatten, während sie in Byzanz, durch die dort vorherrschende Stilform begünstigt, zu überraschender Blüte erwacht. Von Byzanz her wird im elften und zwölften Jahrhundert der Westen von neuem

Die Romantiker versuchten die Wiederbelebung der monumentalen Glasmalerei, aber sie fanden den Weg zu der alten technisch und seelisch bedingten Größe nicht zurück. Sie blieben in der Abhängigkeit vom Tafelbild stecken.

Nicht besser erging es dem Mosaik, obgleich die zu Ende des vorigen Jahrhunderts erwachende neue Handwerklichkeit wenigstens die technischen Grundlagen für eine Wiedergeburt schuf. So wurden die großen Aufgaben, die der Mosaikkunst gerade damals zufielen, wenigstens technisch einwandfrei gelöst, während sie künstlerisch in natürlicher oder romantischer Abhängigkeit befangen blieben. Beispiele dieser Kunst sind die Mosaiken im Oktogon des Aachener Münsters, in der Apsis der Abteikirche von Maria Laach, in der Elisabethkemenate auf der Wartburg, in der Schloßkapelle zu Posen, in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin und in der Erlöser- und Marienkirche zu Jerusalem. Hermann Schaper, Hugo Oetken und Ernst



Der heilige Erich. Mosaik aus dem Goldenen Saal in Stockholm, entworfen von Einar Forseth



Kopf der Mälarkönigin. Mosaik aus dem Goldenen Saal in Stockholm, entworfen von Einar Forseth

Pfannschmidt schufen zahlreiche Kartons zu diesen Arbeiten.

Erst der junge Kunstwille brachte stärkeren Antrieb und selbständige Formung. Seiner übersinnlichen Sehnsucht kommen Mosaik und Glasmalerei wie keine andre künstlerische Technik entgegen. Der junge Künstler sucht wieder die groß gesehene, innerlich erfüllte Form und die symbolhafte Farbigkeit, die zum wahren Wesen dieser Kunst gehören. Die frühchristlichen Primitiven verehrt er als seine Ahnen.

Die stärkste künstlerische Kraft auf dem Gebiet des Mosaiks und der Glasmalerei ist der seit 1904 in Deutschland lebende Johan Thorn-Prikker. In Holland, seiner eigentlichen Heimat, vermochte dieser Künstler nicht recht den Weg zu sich zu finden. Er bleibt in kleinen Arbeiten stecken. Auf deutschen Boden verpflanzt — Thorn-Prikker wirkt heute als Professor an der Akademie zu Düsseldorf —, wächst er schnell zu einem Monumentalkünstler großen Stils heran. Seine Kultur der Linie, sein koloristisch reiches und starkes Empfinden, seine handwerkliche Gesinnung, seine tiefe Vergeistigung und seine visionäre Schau allgemein menschlicher und religiöser Vorgänge leiten ihn wie von selbst zu Mosaik und Glasmalerei. Die frühchristliche und gotische Kunst beginnt ihn

anzuziehen, und seine religiöse Innerlichkeit findet in den beiden uralten Künsten das geeignete Ausdrucksmittel. In Mosaik begann er mit einer hieratischen Madonna in streng linearer Form. Die feierlich großen, ornamentalen Apsismosaiken in der altkatholischen Kirche zu Essen, die reiche Bühnenumrahmung in der Stadthalle zu Hagen und die von uns farbig wiedergegebene, symbolhaft starke Herz-Jesu-Darstellung sind seine bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete. Thorn-Prikkers 1910 entstandenes Fenster im Bahnhof zu Hagen läßt durch die Größe der Konzeption die noch nicht materialgerechte Zeichnung und Farbe vergessen. Dagegen werden seine in kirchlichen Kreisen lange Zeit heiß umstrittenen, heute schon klassischen Kirchenfenster für Neuß vielfach als eine der stärksten Leistungen der neueren Kunst überhaupt gepriesen. Er ringt sich zu immer strengerer Formung und zu immer klarerer, kristallener Farbigkeit durch. Aber die lapidare Vereinfachung und fast primitive Stilisierung, die an die Stelle der Kontur den Bleisteg setzt, ist bei ihm nicht gewollt, sondern aus tiefstem Verständnis der Technik heraus erwachsen. Wie Edelsteine funkeln bunte Scherben oder kantig behauene Glasflüsse aus der Bleifassung hervor. Die Farbe ist ihm wie den alten Meistern wieder Symbol inneren Erlebens und Ausdrucksmittel für die Glut der inneren Gesichte. Darum wirken auch seine Darstellungen des leidzerfurchten »Ecce homo« und der demütig die Segnung des Allerhöchsten empfangenden Madonna, die wir hier als Proben seiner Glasmalerei zeigen, so tief und stark wie Meisterwerke des frühen Mittelalters.



Figur eines Heiligen. Mosaik nach einem Entwurf von Einar Forseth



Der Sonnengott. Mosaik nach einem Entwurf von Einar Forseth

Die Sehnsucht nach dem Symbolhaften führt auch Richard Seewald die Hand, einem Künstler, der die Welt mit »einfältigem« Auge betrachtet. Die Menschen und Tiere, Bäume und Pflanzen, Häuser und Hügel, die er malt, sollen nicht möglichst natürliche Abbilder der Wirklichkeit sein, sondern Gleichnisse, Bilder von Dingen, die nicht zufällig da sind, ungeordnet und ohne Sinn, sondern die von einer göttlichen Ordnung erzählen und ihren Schöpfer preisen. »Malen müßte man können,« sagte Seewald einmal, »daß ein jedes Bild wäre wie ein Vers aus dem 104. Psalm Davids, der da anfängt: Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt!« Ein Künstler dieser Prägung mußte über kurz oder lang zur Glasmalerei kommen, da ihre künstlerischen Mittel vor allen andern ihm die Möglichkeit geben, das auszusprechen, was ihn zutiefst ergreift. Neben Darstellungen aus dem Alten Testament, wie »Paradies«, »Sintflut«, »Dankopfer Noahs« und »Sodom und Gomorrha«, stehen ländliche Szenen aus dem Hirtenleben und der Arbeit in Gottes freier Natur, die Seewald auch in seinen Tafelbildern bevorzugt. Seewalds Glasgemälde zeichnen sich durch starke, symbolhafte Farbigkeit aus, wie das hier in Farbendruck wiedergegebene Fenster zeigt. Freilich vermag die Autotypie nur eine Andeutung der Glut und des geheimnisvollen Schimmers zu geben, die ein solches Fenster ausstrahlt, wenn der Schein der Sonne es zu wirklichem Leben erweckt.

Trotz ihrer starken künstlerischen Qualität und ihrer frommen Einfalt finden Fenster wie die Seewaldschen in kirchlichen Kreisen erbitterten Widerstand, da sie sich in ihrer ganzen Art zu weit von dem entfernen, was bisher üblich war. Für diese Kreise bedeuten Darstellungen wie die des »Ecce homo« von Felix Baumhauer, die sich enger an die Tradition an-



Madonna mit Kind. Goldplatten-Malerei nach einem Entwurf von Felix Baumhauer

nommenen Entwürfe fast wie Schöpfungen eines religiösen Künstlers. Aber Pechstein, von der phrasenlosen Urtümlichkeit der alten Mosaiken und Glasgemälde gepackt, folgte wohl nur den Spuren der Tradition, wenn er einem Teil seiner Kartons für Mosaiken und Glasgemälde im Hause Gurlitt Themen der heiligen Geschichte zugrunde legte. Dabei kam freilich die alte Technik, in die er sich mit erstaunlicher Feinfühligkeit eingelebt hat, seiner gewollten Primitivität entgegen, und es sind dabei in dem »Sündenfall«, der »Austreibung aus dem Paradies«, in der »Anbetung des Kindes« und in der Madonna, aber auch in den Fenstern profanen Inhalts (»Tänzerinnen«, »Frauen« und »Jahreszeiten«) Werke entstanden, die wesenhafter und ursprünglicher erscheinen als viele seiner Tafelbilder.

Die von skandinavischen Künstlern entworfenen Fenster zeigen zumeist eine etwas kalte, helle Farbigkeit, die in diesem Falle wohl auch für ihre innere Kühle kennzeichnend ist. So fehlt auch Hjortzbergs »Kreuztragendem Christus« das

schließen, schon einen kühnen Fortschritt. Baumhauer ist vom Kunstgewerbe ausgegangen, und diese Herkunft kommt ihm bei seinen Glasmalereien sehr zugute. Ihm ist Religion Herzenssache, und die tiefe christliche Auffassung wird ihm auch von denen bestätigt, die im übrigen in ihm einen allzu kühnen Neuerer sehen.

Der Unterschied der inneren Einstellung wird sofort offenbar, wenn man neben seinem ergreifend schlichten und innerlichen »Ecce homo« den Christuskopf von Karl Schmidt-Rottluff betrachtet. Nicht unter dem Zwang der Technik, sondern in fast brutaler Laune wird dieser Kopf durch die Bleistege in kubische Teile zerrissen, und die Farbe ist diesem Künstler nicht Symbol, sondern Spielball artistischer Willkür. Von diesem Werk führen keine Fäden hinüber in das Reich des frommen Glaubens und der kindlichen Ehrfurcht.

Neben dieser hart an die Grenze der Karikatur streifenden Darstellung wirken Max Pechsteins dem biblischen Stoffkreis ent-

Blut der warmen Menschlichkeit, und Bengens »Christus« vom Chorfenster der Berliner Charitékirche wirkt bei aller Eigenart der Auffassung zu unausgeglichen und kaleidoskophaft.

Von der Hand eines skandinavischen Künstlers stammen auch die Entwürfe zu einer der größten Aufgaben neuzeitlicher Mosaikkunst. Es sind die Kartons, die der junge schwedische Maler Einar Forseth für die Ausschmückung des Bankettsaals in dem von Ragnar Oestberg erbauten neuen Stockholmer Stadthaus entworfen hat. Der Saal ist 45 Meter lang, 15 Meter breit und 13 Meter hoch, und die Nischen der Langwände vergrößern die zu verzierenden Wandflächen noch bedeutend. Den edlen, großen Verhältnissen des Raumes konnte nur die Ausschmückung mit einem edlen und kostbaren Material, wie das Mosaik es ist, gerecht werden. Symbolhafte Figuren und Szenen aus Schwedens Geschichte und Gegenwart reihen sich auf den Wänden aneinander. Die Szenen sind auf einfache, höchst eindrucksvolle

Formeln gebracht und werden durch wenige Figuren mit erstaunlicher Lebendigkeit erzählt. Dieses naive Erzählertalent bedient sich kraftvoller, klarer zeichnerischer Linien, und so erhält die ganze Komposition einen stark illustrativen Charakter. Wenige Figuren, in strengem Rhythmus hintereinander geschart, geben den Eindruck der Masse, des ganzen Volkes. Die Einzelpersönlichkeiten, die Helden, stehen mit charakteristischer Gebärde mächtig und kraftvoll da. In diesen großen Gebärden, in dem übersteigerten Gesichtsausdruck, in dem vollen Auge mit dem großen Weiß sammelt sich die tiefe Verhaltenheit des nordischen Menschen. Die Phantastik der Gestalten und die Kühle der Farbengebung sind nicht weniger charakteristisch für nordisches Temperament.

Mosaik ist Kunst der Fläche. Forseth fühlt die Fläche, wenn er auch noch so kühne Bewegung in den Raum stellt. Die Figuren werden in großen Flächen zusammengehalten, während die Konturen wie bei Munch dahinfließen. Wie die monumentale Gesinnung stets mit ornamentalem Streben gepaart ist, so werden auch hier Sonne und Wolken, Blumen und Bäume, Wasser und Fels Ornament.



Madonna. Ausschnitt aus dem von Johan Thorn-Prikker entworfenen Glasgemälde »Die Geburt Christi«
Aus der Dreikönigskirche in Neuß



Christuskopf. Glasgemälde nach einem Entwurf **von Johan Thorn-Prikker**
Aus dem Folkwang-Museum in Essen

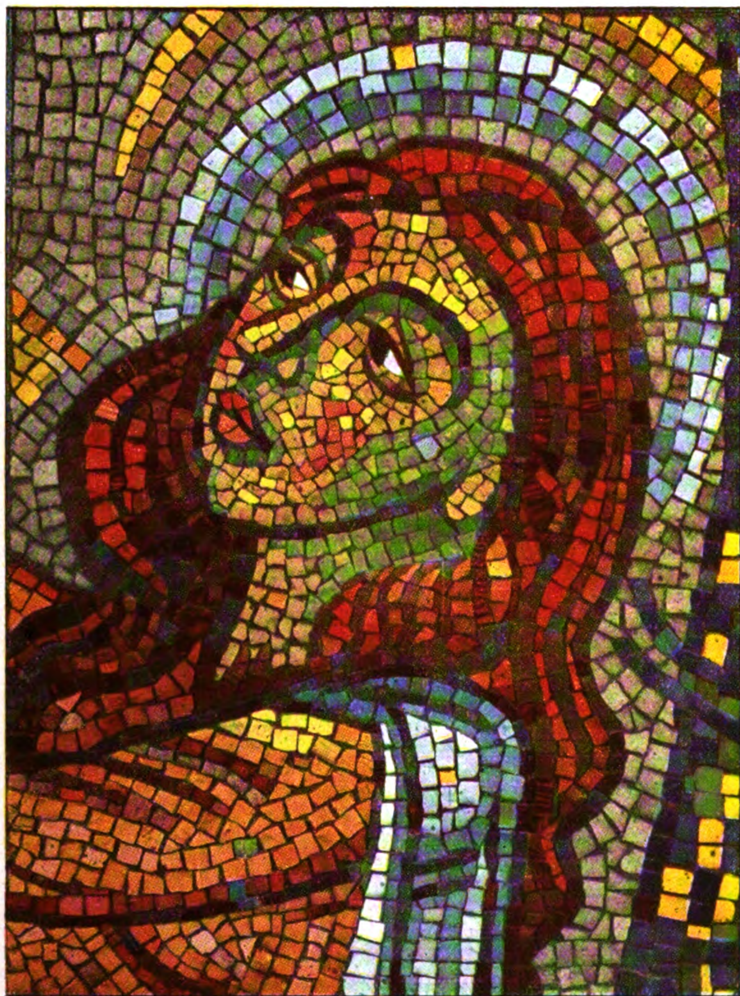
Den Absichten und der Eigenart des Künstlers entsprechend wurden diese Mosaiken von den Vereinigten Werkstätten für Mosaik und Glasmalerei in Berlin-Treptow in mächtigen gleichfarbigen Flächen nicht sehr tonig und prickelnd, sondern in großen, markanten Zügen gesetzt. Dadurch wird der illustrative Charakter und die Wucht der Auffassung unterstrichen. Die Figuren und Gruppen stehen auf reichem Goldgrund, wodurch die Symbolhaftigkeit der Darstellung und die repräsentative Pracht des Raumes außerordentlich gesteigert werden.

Für uns aber ist dieser »Goldene Saal« in Schwedens Hauptstadt ein weithin sichtbares Zeichen deutscher Kultur, deutscher Handwerkskunst und deutschen Könnens. In früheren Jahrzehnten wäre eine Aufgabe solch schwieriger Art ohne Zweifel einer italienischen Mosaik-Werkstätte übertragen worden, deren Weltherrschaft auf diesem Gebiete bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts unbestritten war. Aber

im letzten Vierteljahrhundert errang das deutsche Mosaik eine Höhe der Vollendung und künstlerischen Durchdringung, die die italienische Mosaikkunst weit hinter sich läßt. Das ist im wesentlichen das Verdienst der Werkstätten Puhl & Wagner / Gottfried Heinersdorff in Berlin-Treptow. Dank echt deutscher Tüchtigkeit und Tatkraft hat sich dieses Unternehmen aus den bescheidensten Verhältnissen zu seiner jetzigen Bedeutung emporgearbeitet. Als Ende der achtziger Jahre der Kaufmann August Wagner zusammen mit dem Maler Wilhelm Wiegmann, beide in einem Berliner Dekorationsgeschäft angestellt, den Plan faßte, für Malereien, die der Nässe, der Sonne und dem Staub besonders ausgesetzt sind, sich der Mosaiktechnik zu bedienen, da wußten beide noch nicht einmal, aus welchem Stoff die Mosaikwürfel



Herz Jesu. Mosaik nach einem Entwurf von Johan Thorn-Prikker



Kopf der Maria aus dem von Max Pechstein entworfenen Mosaik »Verkündigung«
Aus dem Kunstsalon Gurlitt in Berlin

eigentlich bestehen. Vergebens bemühten sie sich, in Deutschland geeignetes Material aufzutreiben in der Art, wie es die Italiener für ihre Mosaiken mit so viel Erfolg verwendeten. Sie mußten daher selbst versuchen, Mosaiksteine herzustellen. Mit vielen Mühen und unter mancherlei Entbehrungen gelang ihnen das endlich. Sie versuchten es zunächst mit gefärbter Porzellanerde, die sie sich aus der Berliner Manufaktur verschafften. Sie trockneten sie im Ofen, erhielten dabei aber nur Krümel. In Gedanken steckte Wiegmann einige dieser Krümel in die Tasche und warf sie später auf einem Bau in den Koksofen. Zu seinem Erstaunen fand er in der Asche eine blaugefärbte Glasträne. In einem Kellerraum der Ackerstraße wurde nun ein Glasofen gebaut. Man studierte alle mögliche Literatur über Mosaiken und brachte schließlich Schmelzflüsse zustande, die zwar eine schöne Färbung zeigten, aber noch halb durchsichtig waren und sich daher nicht für Mosaikarbeiten eigneten. Unterdessen waren die Mitbewohner des Hauses auf das geheimnisvolle Treiben im Keller aufmerksam geworden

und verlangten vom Wirt, daß er diese Alchimisten, die noch das Haus in Brand stecken würden, an die Luft setze. Zur rechten Zeit gelang es dann, unter Benutzung der Studien des Grazer Professors Schwarz über die Zusammensetzung des venezianischen Mosaikglases, brauchbare Mosaikwürfel herzustellen. Nach einem von Wiegmann entworfenen Bacchantenkopf entstand im Jahre 1889 das erste deutsche Mosaik, nachdem die beiden »Erfinder« sich unterdessen mit dem Techniker Puhl vereinigt hatten. Aber aufwärts ging es mit dem jungen, oft von Geldnöten bedrückten Unternehmen erst, als die Inhaber an dem Direktor der Königlichen Museen Schöne und an dem Direktor des Kunstgewerbemuseums Julius Lessing tatkräftige Gönner fanden. Lessing gab ihnen den Rat, die im Kunstgewerbemuseum befindliche Kopie eines berühmten Mosaikwerkes, des »Thronenden Christus« aus San Marco, nachzuahmen. Und als sie diese Arbeit mit glücklichem Erfolg beendet hatten, erhielten sie im Jahre 1891 den ersten Auftrag: die Inschriften der fünf Erdteile am Neubau des Bristolhotels. Damit war der Bann gebrochen, und in zäher, zielbewußter Arbeit kam das junge Unternehmen von nun an vorwärts.



Christuskopf. Glasgemälde nach einem Entwurf von Karl Schmidt-Rottluff

Wenn man heute die weiten Räume der Vereinigten Werkstätten von Puhl & Wagner / Gottfried Heinersdorff, die in Treptow bei Berlin ihren Sitz haben, durchwandert, so mag man kaum glauben, daß es vor 35 Jahren in Deutschland überhaupt noch nicht möglich war,



Christus. Ausschnitt aus dem von Harold Bengen entworfenen Chorfenster für die Charité-Kirche in Berlin

Mosaiken zu setzen. Von der ersten Herstellung des Werkstoffes bis zur Vollendung des Werkes kann man hier das Werden des Mosaiks verfolgen. In einer im Untergeschoß des Gebäudes eingerichteten Glashütte werden die in unendlich vielen Abstufungen gefärbten Glasflüsse geschmolzen und in Pressen zu flachen, undurchsichtigen Kuchen geformt. Es ist schwer, sich den erstaunlichen Reichtum von rund 11000 Farbtönungen vorzustellen, noch schwerer, sich ein Bild von den über 1000 verschiedenen Goldtönen zu machen, über die die Treptower Werkstätten verfügen. Diese reiche Abstufung der Goldtöne ist nur dadurch möglich, daß ein dünnes Goldhäutchen zwischen zwei Glasplatten eingeschmolzen wird, wobei die obere Platte je nach ihrer Färbung den Goldton ändert. Für die Güte des hier erzeugten Werkstoffes ist bezeichnend, daß der italienische Generalkonservator Corrado Ricci für die Ausbesserung der ravennatischen Mosaiken aus Treptow die Posten kommen ließ.

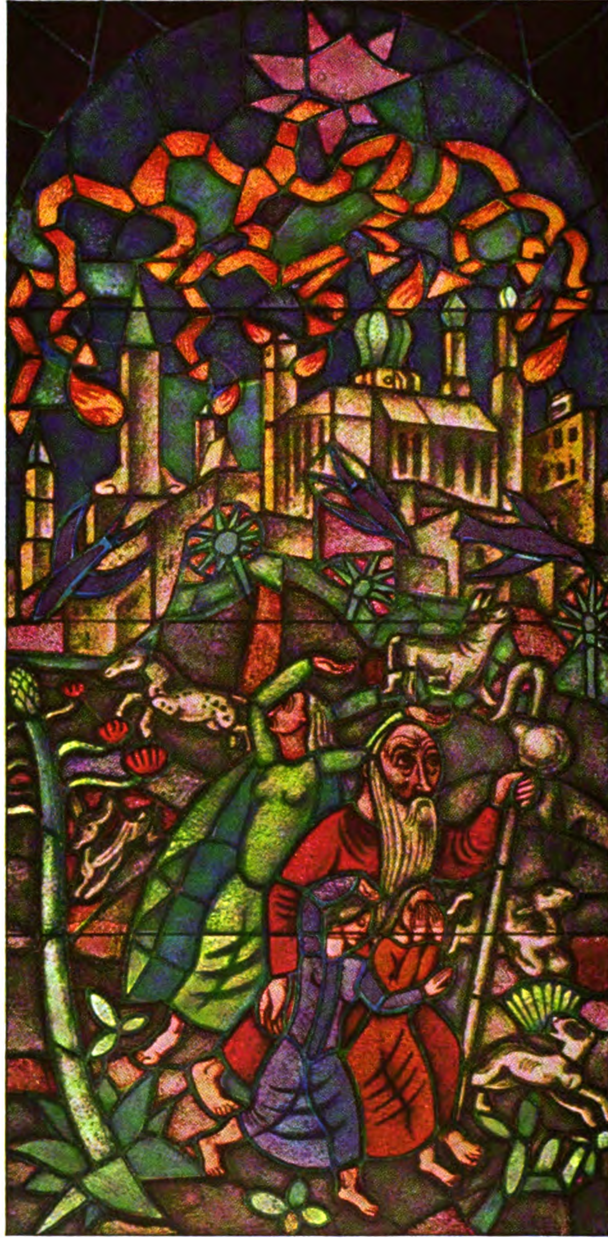
Die in der Hütte hergestellten Glaskuchen werden in größere und kleinere Würfel und Stangen zerteilt, wobei sich der muschelige Bruch ergibt, der dem fertigen Mosaikbild die lebendige, so geheimnisvoll schimmernde Oberfläche verleiht.



Kreuztragender Christus. Glasgemälde nach einem Entwurf von Olle Hjortzberg für die schwedische Kirche in Berlin

Der interessanteste Raum der Werkstätten ist der große Saal, in dem unter den geschickten Händen der Setzer aus Tausenden und Abertausenden verschieden gefärbter Glasstückchen die Mosaikbilder entstehen. Puhl & Wagner haben keine Mühe und keine Kosten gescheut, ihre Kunsthandwerker durch faksimilegetreue Nachbildungen der klassischen frühchristlichen und mittelalterlichen Mosaiken in der materialgerechten Technik zu üben. Ein Beispiel dieser von den Museen der ganzen Welt geschätzten Kopien ist der an der Spitze dieses Aufsatzes abgebildete **Kopf des Guten Hirten** aus dem Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna. Erst wenn man Karton und ausgeführtes Werk nebeneinander sieht, vermag man den Wert der an alten Meisterwerken geschulten Handwerklichkeit zu ermessen. Der Karton des Künstlers gibt in den meisten Fällen nur das Leitmotiv für den Setzer an, dessen schwierige Aufgabe es ist, den mit graphischen und malerischen Mitteln gestalteten Entwurf in die Mosaiktechnik zu übertragen. Wir sind gewohnt, diese Arbeitsteilung zwischen entwerfendem und ausführendem Künstler im Kunsthandwerk als etwas Selbstverständliches zu betrachten, und es ist erstaunlich, wie sicher die Setzer der Vereinigten Werkstätten

alles Technische beherrschen und wie feinfühlig sie die Absichten des Künstlers zu treffen wissen. Aber ein letzter künstlerischer Zwiespalt bleibt doch auch hier bestehen, weil nicht der entwerfende Künstler es ist, der dem Werk die letzte technisch bedingte Form gibt, sondern die Hand eines Fremden, des Mosaiksetzers. Auch sonst haben sich unter dem Zwange der Wirtschaftlichkeit grundlegende Änderungen der Technik entwickelt, die letzten Endes doch auch nicht ohne Einfluß auf die Gesamthaltung des Mosaiks geblieben sind. Die Alten arbeiteten an der zu schmückenden Wand selber, indem sie Posten neben Posten in den frischen Mörtel drückten. Dadurch ergaben sich mancherlei Unebenheiten und Willkürlichkeiten, die dem fertigen Werk den Stempel stärkster Unmittelbarkeit aufdrückten. Heute ist die eigentliche Setzarbeit in die Werkstätten verlegt. Nach dem vom Künstler angelieferten Karton werden verkehrte Zeichnungen in natürlicher Größe hergestellt und in einzelne Teile zerschnitten. Auf diesen Zeichnungen befestigt der Bildsetzer, der den farbigen Gesamtentwurf des Künstlers vor Augen hat, mit einer Mischung aus Kleister und Leim die einzelnen je nach Bedarf zurechtgehauenen Mosaikposten. So entsteht langsam das Bild aus einzelnen Stücken. Diese werden an den Ort der Verwendung gebracht und an der Wand befestigt, indem sie mit der papierfreien Seite in feuchten Zementmörtel eingedrückt werden. Das nach außen gekehrte Papier wird abgewaschen, und das Bild zeigt sich nun in seiner ganzen schimmernden Schönheit. Durch dieses Verfahren wird die Arbeit des Setzers wesentlich erleichtert, da er im hellerleuchteten Arbeitssaal in bequemer Stellung setzen kann, während die Alten gezwungen waren, oft auf hohen Gerüsten und in halber Dunkelheit zu arbeiten. Trotzdem bietet die Technik des Mosaiks noch Schwierigkeiten genug. Während der Maler sich mit wenigen Farben auf der Palette alle Töne mischen kann, muß der Mosaiksetzer mit der Unzahl der fertigen Posten arbeiten, sie oft erst in die rechte Form schlagen und dem Fluß der Konturen durch die Kunst des Setzens zu folgen suchen.



Sodom und Gomorrha. Glasgemälde nach einem Entwurf von Richard Seewald

Wie für das Mosaik, so mußte auch für die

Glasmalerei der geeignete Werkstoff erst wieder geschaffen werden. Es galt zunächst, die alten glutvollen Farben wieder herzustellen und dem Glas die leidige Maschinenglätte zu nehmen. Für technische Zwecke mag ein möglichst fehlerfreies, reines und glattes Glas das erstrebenswerte Ziel darstellen, künstlerisch sind die Schlieren, Unebenheiten und Trübungen, wie alte Gläser sie aufweisen, ein Vorteil, denn sie verleihen dem Glas erst den prickelnden Reiz, das Leben der Oberfläche. Man gibt daher heute den sogenannten Antikgläsern den Vorzug und verschmäht die früher beliebten nüchternen, leblosen »Kathedralgläser«, die diesen stolzen Namen sehr zu Unrecht führen. Die Schwarz- und Silberlotarbeit wurde wieder auf die alte Höhe geführt und der Überzug der Gläser mit dem Schwarzlot handwerklich und künstlerisch erneuert.

In den harten Zeiten des wirtschaftlichen Tiefstandes, die hinter uns liegen, hatte es eine Weile den Anschein, als sollten die Vereinigten Werkstätten in Treptow ein Opfer der Not werden. Es fehlte an Aufträgen, und die Gefahr bestand, daß die nur verhältnismäßig kleine Schar der Kunsthandwerker und der auf die Technik des Mosaiks und der Glasmalerei eingestellten Künstler sich ein andres Feld der Betätigung suchte. Das hätte für die deutsche Kunst einen unersetzlichen Verlust bedeutet. Zur rechten Zeit noch gelang es den Werkstätten dank dem Ruf, den sie sich durch ihre hervorragenden Leistungen erworben hatten, Verbindung mit dem Auslande zu bekommen. Mosaiken und Glasmalereien für Holland, für die Vereinigten Staaten, für Südamerika und andre Länder, zum größten Teil nach Entwürfen deutscher Künstler ausgeführt, halfen über die schlimmste Zeit hinweg und trugen zugleich den Ruhm deutschen Kunstschaffens in unvergänglichen Monumentalwerken in die Welt.

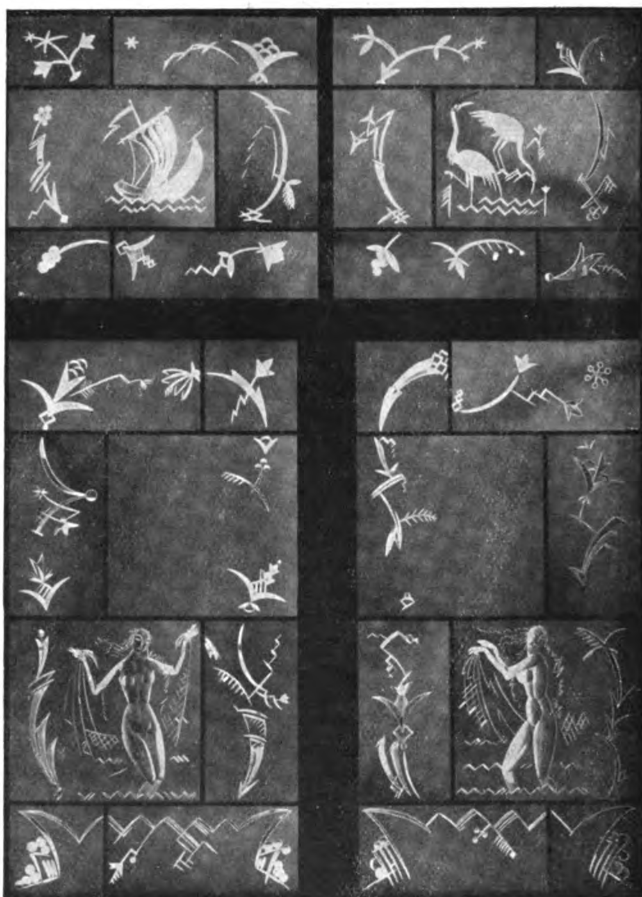


Ecce homo. Glasgemälde nach einem Entwurf von Felix Baumhauer

Das Suchen nach neuen technischen Möglichkeiten hat in den Treptower Werkstätten zur Erfindung der transparenten Goldsmalte geführt, Gläser, die nicht nur bei durchfallendem Licht wie die gewöhnlichen gemalten Fenster ihr schimmerndes Leben zeigen, während sie bei künstlichem Licht am Abend von innen gesehen tot sind, sondern die auch im auffallenden Licht prachtvolle Wirkungen ergeben. Diese Goldsmalte finden auch für die sogenannten Goldplattenmosaiken Verwendung. Dies sind Arbeiten, die dem Glasgemälde ver-

wandt sind, aber in der künstlerischen Wirkung dem Mosaik nahekommen. Felix Baumhauers »Madonna mit Kind« zeigt ein charakteristisches Werk dieser Art.

In letzter Zeit wurde von Puhl & Wagner der Versuch gemacht, die Schleiftechnik für große Fenster nutzbar zu machen, die hell, also nicht gemalt sein sollen, für die aber doch ein reicher Schmuck gewünscht wird. Es hat sich dabei gezeigt, daß das neuzeitliche Ornament mit seinem kantigen, zackigen Umriß und seiner oft keilartigen Form dieser Technik, die mit dem Schneiderad arbeitet, besonders entgegenkommt. Der Schnitt selbst, wie ihn das mit einer Schmirgelauflage arbeitende Kupferrädchen ergibt, schimmert in einem zarten silbrig-weißen Ton; durch Polieren und Aufhellen lassen sich einzelne Teile herausheben und wunderschöne Glanzlichter erzielen. Durch Verwendung farbig gebeizter oder überfangener Gläser läßt sich die Fülle der Wirkungsmöglichkeiten, die gerade diese Technik in sich birgt, noch steigern. Freilich hat kaum ein andrer Handwerker so große Übung nötig wie der Glasschneider. Über eine ruhige Hand und sicheres Beherrschen des Schnittes wie der Formen muß er verfügen, wenn er eine Arbeit leisten soll wie etwa das Glasfenster, das in den Treptower Werkstätten nach einem die reichen Möglichkeiten dieser Technik ausschöpfenden Entwurf von Albert Croll geschliffen worden ist.



Geschliffenes Glasfenster nach einem Entwurf von Albert Croll

Aber alle handwerkliche Schulung sowie alle technische Vollendung sind doch letzten Endes auch hier nur Mittel zum Zweck. Sie würden langsam in ausgefahrenen Gleisen erlahmen, wenn man sich etwa mit der Nachahmung der alten Meister des Mosaiks und der Glasmalerei begnügen wollte. Es ist das besondere, ihre sonstigen Leistungen noch überragende Verdienst der Werkstätten von Puhl & Wagner / Gottfried Heinersdorff, daß sie bewußt dem neuen Formwillen dienen und den ringenden jungen Künstlern ihre reichen technischen Mittel und Erfahrungen zur Verfügung stellen. Denn alle Kunst ist tot, die nicht im Mutterboden ihrer Zeit wurzelt und aus ihr immer neuen Lebenssaft saugt.

Das Leben

Es weht der Wind, das Wasser rinnt,
Du siehst dich um, und bist kein Kind.

Von außen kommt, was dich ergreift,
Du siehst in dich, und bist gereift.

Der Geist wird mehr und mehr Gestalt,
Die andern sagen, du wirst alt.

Ein neues Licht aus tiefster Nacht,
Die Stimme sagt: „Es ist vollbracht!“

Lilly Nowy

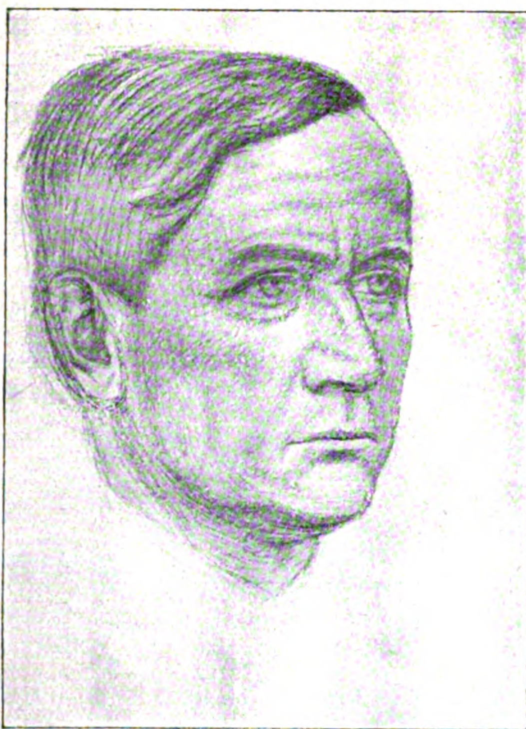
Hans Much

Von Ernst Ludwig Schellenberg

»Wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor.« Als der Romantiker Novalis diese ahnungsvollen Worte schrieb, lebte er in einer Zeit, die unsrer armen Gegenwart nur allzu ähnlich war. Revolution und Krieg erhoben sich über Europa und in den Seelen der bedrückten Menschen ein inständiges Sehnen und Suchen nach jenen Werten, die nicht von den Mächten übermütiger Unterdrücker niedergerungen werden könnten. Man war der dumpfen Aufklärung müde, all der vordergründlichen Beweise und Verstandesarbeiten; all dieser Zeugnisse eines schlechten Gewissens; man wollte nun, wie Meister Eckehart es fordert, keinen gedachten, sondern einen wesentlichen Gott. Religion ist immer die lauterste Hinneigung zum Ursprünglichen, Unmittelbaren gewesen; wo sie rufend und fordernd tätig wurde, dort wartete von jeher Aufstieg und Gesundung. Es ist nicht die Schuld der Religion, daß ihr Wert umgestellt, ihr Wunsch verdunkelt wurde; daß man jetzt ein wenig mißtrauisch und verächtlich auf all das zu spähen pflegt, was sich ihr nähert und gleich ist. Auch wir haben ja wiederum unter Fremdherrschaft zu leiden; auch auf uns lastet trostbedürftiger Unmut. Und wie immer in solchen Zeitläuften, recken sich die befremdlichsten Sekten empor, an neuer Verheißung reich, selbstgerecht und anspruchsvoll. Oder warum haben wir heute Theo- und Anthroposophie, Gesundbeter, christliche Wissenschaft, ernste Bibelforscher, Adventisten in so aufdringlicher Zahl; warum werben sie so laut und gierig um Anhänger und Mitläufer? Das Große freilich ist immer das Einfache gewesen; aber bis sie sich zu ihm hindurchgefunden, versucht es die irrende, ängstliche Seele mit andern Wegen und Abwegen; der Blickpunkt jedoch bleibt derselbe, und endlich wird vielleicht auch hier das volle Licht erscheinen, das am Ende der mühseligen Höhlenwanderung noch klein, aber verheißend aufstrahlt.

Eins hat dieses Suchen und Tasten erreicht, was unverlierbar dauern wird: die Einsicht, daß wir allzu schroff und starr auf überkommenem Standpunkte verharrt haben. Man begriff es, daß außer der christlichen Richtung auch andre hohe, helle Religionserkenntnisse der Beachtung würdig wären; und wenn auch arger Modelärm und Zivilisationsrausch rege waren — man erinnere sich der keineswegs immer gerechtfertigten Begeisterung, die Tagores Erscheinen in Deutschland auslöste —, so darf man die ernsten, mahnenden Stimmen doch nicht leichtsinnig überhören, die vom andern Ufer herüberschallen.

Hans Much, der weitbekannte Hamburger Arzt und Forscher, vielseitig und ehrlich bemüht, ist keiner Tageslaune gefolgt, als er sich dem Studium des Buddhismus anheimgab; in einer Zeit, als die äußeren Stützen zu wanken drohten, als der Weltkrieg mit trüben Wirbeln die ehedem sichersten Grundfesten zu unterwühlen versuchte, da hat er sich dem »größten Arier« zugewandt und bei ihm gefunden, was er anderswo vergeblich gesucht: reinste Geistigkeit, letzten Gipfel, kühles hohes Licht. Die Tage, als man dem Buddhismus vom Katheder eines eifernden Kirchentums sogar die Wesensart einer Religion abzustreiten versuchte, sind wohl endgültig abgetan; die Auseinandersetzung freilich ist noch unbeendet, inwieweit wir Europäer — enger gefaßt: wir Germanen — uns



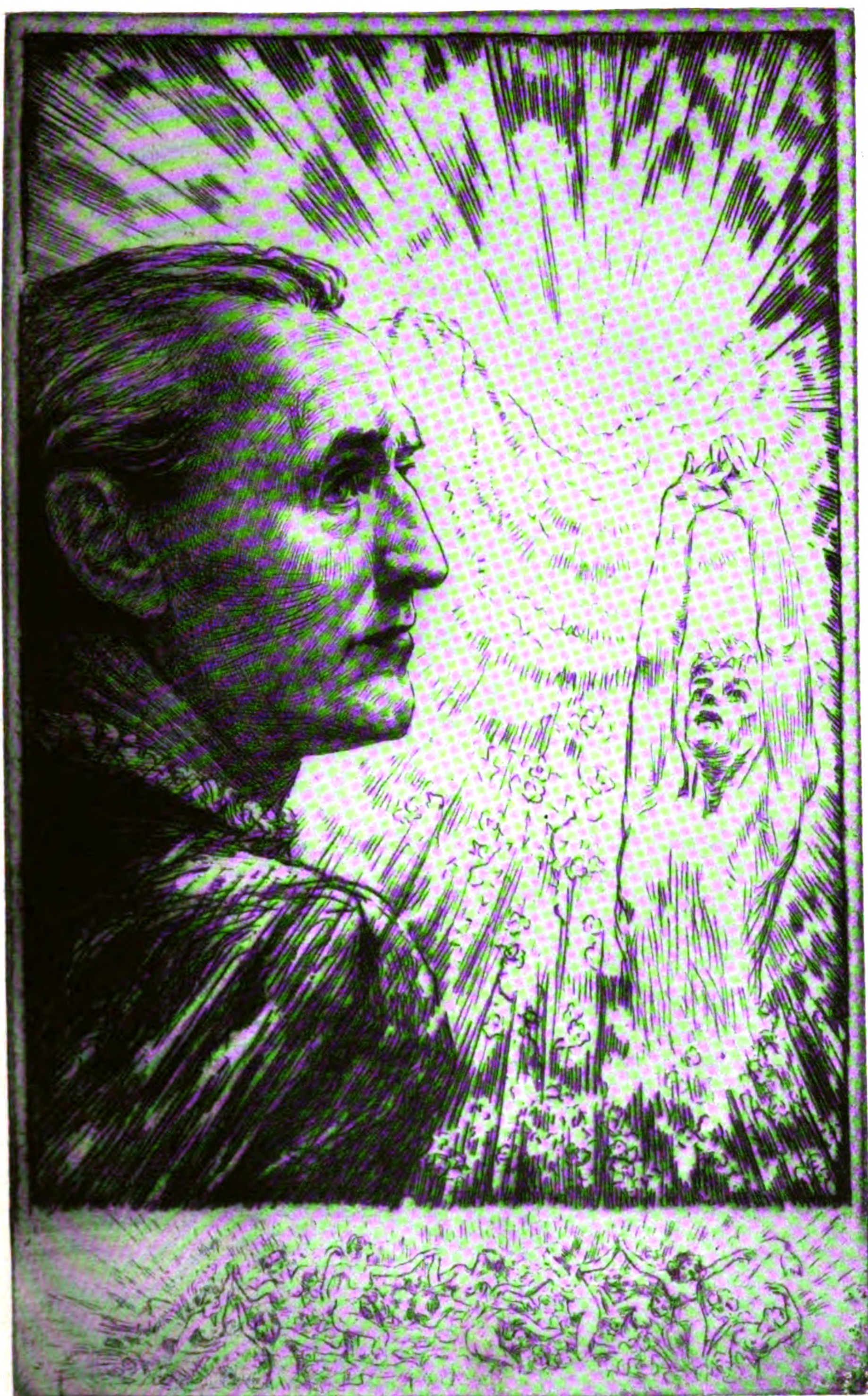
Nach einer Rötelzeichnung von Prof. Willy von Beckerath

mit dieser orientalischen Denkrichtung vereinen sollen. Man könnte vor allem das Fehlen einer metaphysischen Grundlage tadeln; es ist nicht genug, zu wissen, daß Leid da ist, man will erkennen, warum, zu welchem Zwecke es der Menschheit auferlegt wurde. Gerade darin ragt ja die deutsche Mystik, wie sie namentlich in Meister Eckehart verkörpert ist, über östlichen Quietismus hinaus, daß sie nicht ausweicht, sondern aller Schwere und Bedrückung sicher und gewiß ins Auge blickt, um daran zu wachsen, sich zu läutern. Daß man den Kampf bestehe, nicht aber ihm aus dem Wege schleiche. Hat doch das Christentum, als es von den Germanen aufgenommen wurde, zumeist erzwungenermaßen, eine Umformung ins Heldenhafte, Widerständige, Mythische erfahren und sich immer wieder aus den dogmatischen Hüllen zu unmittelbarem Leben durchgesetzt. Und nun ist es freundlich zu sehen, daß auch Hans Much — vielleicht unbewußt, ungewollt — diesen Wandlungszwang nicht verleugnen kann; auch bei ihm bildet sich der Buddhismus zu heroischer Fülle um, und so ist der Weg, den er vor uns öffnet, doch ein vertrauter, unbefremdlicher. Vor allem die drei Sagendichtungen aus dem Leben des Erleuchteten haben Anspruch auf lauschende, stille Leser, denn es webt viel frommer Wille in diesen Büchern und eine unverächtliche, ehrliche Kunst. »Der Schritt aus der Heimat in die Heimatlosigkeit« (Albert Müllers Verlag, Zürich) schildert den Auszug des Königssohnes; »Die Heimkehr des Vollendeten« (Adolf Saal, Lauenburg) erzählt von der Stunde, als der Buddha sich wirkend und predigend wieder unter Menschen mischt; »Die Welt des Buddha« (Carl Reißner, Dresden) endlich flutet als ein Hochgesang, den Tod und die Einkehr ins Nirvana lobpreisend. Drei Dichtungen in einem hymnischen, keineswegs überhöhten Stile, gehalten und würdig. Eine klare, beruhigte Luft silbert darüber, wie von ewigen Firnen her. Und jene Lösung ins Nirvana konnte nur ein berufener Seher gestalten. Freilich — der Pfad windet sich steil und schmal; der Atem wird dünner, das Auge verliert den irdischen Halt. »Entwerden« nennen es die Mystiker ...

In einer knappen Abhandlung »Buddha und wir« (A. Saal, Lauenburg) hat Much zusammengestellt, was ihn das Entscheidende zu sein dünkt an der wundersam ragenden Persönlichkeit dieses Unerbittlichen, Einsamen, dieses heiligsten Überwinders. Man fühlt es, daß ein Wegbereiter vorangeschritten, ohne dessen spitze Erkenntnisse diese äußersten Höhen minder emsig zu erklimmen wären — der deutsche Philosoph Kant. Das Reich absoluter Freiheit öffnet sich, tiefste Bejahung aller Geistigkeit. In einer Aufsatzsammlung »Auf dem Wege des Vollendeten« (A. Saal, Lauenburg) spinnt Hans Much die zarten Fäden weiter, selbständig, im Hinblick auf die Gegenwart und Umgebung. In diesen kleinen, zumeist randvoll mit bebender Sehnsucht erfüllten Darlegungen hebt sich der Denker nun zu eignem Gipfel. Er versucht es, sein fernes Ziel — und welches Ziel wäre nicht fern, wenn es rein und ewigkeitsnahe ist? — in unsrer mißleiteten Zeit aufzurichten; er will — Kultur. Gerade der harte, unerbittliche Gegensatz zwischen Kultur und Zivilisation, zwischen Selbst und Ich ist bis in die letzten Klüfte und Spalten durchdrungen. Umkehr, Güte, Helle, ans Göttliche gebundene Freiheit — immer wieder kündet und fordert und will sie ein Mensch, der tief vom Irrwahn eines befangenen, geknechteten, untergehenden Abendlandes ergriffen ist. Aber — und hier steigert er sich zum Positiven — er weiß auch, daß dieses Ewige, dieses Überwesentliche immer zugegen ist, daß es nur wartet, bis man es erkenne und wahrhaft begreife, ergreife. Außen und Innen, Hülle und Kern, Erscheinung und Wesen — hier sind die Widersprüche, die Entscheidung erheischen.

In einem erst jüngst vollendeten leuchtenden Werke, das Geschichte und Dichtung vereinigt, hat Hans Much sich noch einmal mit dem östlichen Problem auseinandergesetzt. Einer der erhabensten Fürsten Asiens, der Kaiser Akbar von Hindostan, ist es, dem da ein Denkmal errichtet wurde; einem großen Feldherrn und weisen Herrscher, einem Suchenden und Erkennenden, wie die Welt ihn bisher kaum gesehen hat. Und so geschieht es denn, daß alle Fragen und Zweifel, die unsre Tage aufrühren, in diesem Buche durchleuchtet werden, daß stets von neuem der Mahnruf an unsre karge, grobstoffliche Gegenwart laut wird: Besinnt euch, sucht das reine Gipfelglück; vergesset nicht, wo allein Friede und Vollendung blühen! (Einhorn-Verlag, München.) — Ähnliche Töne werden auch in der biblischen Erzählung »Zwei Tage vor Damaskus« (Greifen-Verlag, Rudolstadt i. Th.) wach; das Erlebnis des Paulus findet eine spürsame Ausdeutung, wobei vor allem der semitische Ursprung des Apostels, die mannigfachen Qualen, die Sehnsucht nach Überwindung der angestammten Fesseln bestimmenden Ausdruck finden. Eine beinahe pathologische Studie, aber getragen von der hohen Schau des Dichters, der auch in den Wirrnissen fernster Zeiten die entscheidenden Ziele zu erhellen weiß.

Ist es nun deutlich, wohin der Kunsthistoriker Hans Much sich wenden mußte? Daß allein die Kunst des Ausdrucks ihm Genüge und Feier spenden kann? Naturgemäß suchte er zunächst im Orient nach den Denkmälern religiöser Erbauung und Einkehr. In einer Novelle »Boro Budur« (Folkwang-Verlag, Hagen) kündet er von dem wundersamen, aus jahrhundertealter Verschüttung erweckten Tempel auf der Insel



Bruno Héroux: Faust durch Elfen wiedererweckt

(Blatt 7 aus den zwölf Radierungen zum Faust)

Java. Die Erzählung leidet unter Tendenz und büßt darum etwas von ihrer Wirkung ein, die erst gegen das Ende hin sich zu dem erhebt, was schon zu Beginn gewollt war. Die Verführungsszene oder jenes Auftreten des kreischenden Missionars ist allzu absichtlich, um nicht durch die grellen Lichter den Gesamteindruck zu dämpfen. Wer vernehmen will, wie religiöse Baukunst vollkommen und gleichwertig gedeutet und neugestaltet werden kann, der wende sich zu dem kostbaren Aufsatz, den Much in dem Jahrbuch »Die Schöpfung« (Furche-Verlag, Berlin) gegeben hat. Daß alle wahre, reife Kunst im tiefsten Grunde Heimatkunst sei, hat der weitgereiste Mann auch in den Ländern des Mohammedanismus gefunden; sein mit zahlreichen Abbildungen geschmücktes Buch »Islamik« (L. Friederichsen & Co., Hamburg) gibt davon reiche, überraschende Kunde. Eine bunte, fremde Welt; aber man empfindet doch, daß auch hier jene Gipfel aufwuchten, die über Zeit und Raum hinausragen, dem Ewigen, Unveränderlichen zu — Wegweiser zur Gottesgemeinschaft.

Aber nun ist es von Bedeutung, daß sich Much nicht in östlichen Gefilden verliert, daß ihn die eigne Heimat immer wieder ruft und mahnt; daß er gerade in germanischer Kunst die hohe Vollendung findet, wie sie besonders das Zeitalter der Gotik erreichen durfte. Denn hier ist wahrhaft Schöpfung; Gestalten aus geistiger Schau, aus innerem Blick, aus mythischer Sicht. Dort nur vermag sich Kunst zu erhalten, wo sie aus den stetig rinnenden religiösen Quellen gespeist wird; andernfalls wird nur Technik, Historisches, Bürgerliches. Die modernen Schlagwörter Impressionismus und Expressionismus hat Much verschiedentlich umschrieben und gegenwärtig gemacht als Erscheinungskunst — Wesenskunst, Grobstoffkunst — Feinstoffkunst, Außenschau — Innenschau, Sinnenkunst — Sinnkunst. Alles Versuchen bleibt leer, zeitgebunden, ist nichts andres als Selbstbetrug, eine äußere Anleihe für einen inneren Fehlbetrag. In unsern oder in jüngstvergangenen Tagen, wo man den Expressionismus »machen« wollte, empfindet man besonders deutlich, daß die tragende Gemeinschaft fehlt, als deren letzter Gipfel ein Kunstwerk aufragt; daß wir nur Einzelne, Verlaufene sind, Haltlose, Eitle. Nur wo die geistige Schaukraft, wie im gotischen Mittelalter, allseitiges Gut und Besitztum ist, dort ist Dauer und Höhe möglich. »Vom Sinn der Gotik« (C. Reißner, Dresden) heißt das Buch, mit dem Hans Much sich unmittelbar auf den Boden solch fromm gewillten Kunststrebens stellt. Ob er nach Marienburg, Orvieto, Doberan, Reims, Wismar geleitet, ob Tilman Riemenschneider, Erwin von Steinbach oder Grünewald lebendig wird, immer empfindet man, daß die Dinge nicht beziehungslos aufgereiht sind, daß nicht dürres Gelehrtentum am Werke ist; diese mannigfachen Kapitel — in die Form von Szenen, Ansprachen, Wechselreden gegossen — sind durchzittert von Ehrfurcht und freudevoller Begeisterung. Abgelebte Zeitläufte erwachen aus den Träumen der Vergangenheit. Urtümliche Kräfte steilten sich in der gotischen Baukunst; der Wille zur Vertikalen ist bestimmend und bezeichnend für germanisches Denken und Gestalten. Etwas von diesem Auftriebe hat auch dieses Buch mit Reichtum und Jubel durchleuchtet.

Das gleiche gilt von den niederdeutschen Heimatbüchern (Verlag Georg Westermann, Braunschweig): »Norddeutsche Backsteingotik«, »Norddeutsche gotische Plastik« und »Niederdeutsches gotisches Kunsthandwerk«. Es ist nicht zufällig, daß in den Einleitungen der Name Meister Eckeharts so häufig und mit dienender Andacht genannt wird. Ist es doch eben dieser leuchtendste aller religiösen Künder des Abendlandes, der in seiner Forderung nach Ablösung vom irdischen Gebundensein, vom niederen Ich, in seiner Hindeutung auf das Wesenhafte, Überseiende, Ungemeine jenem Gipfelglücke entgegenweist, das auch Buddha in seiner Weise verwirklichte. Worte wie diese: »Ihr müßt es verstehen von der inneren Welt« oder »Ihr tragt doch alle Wirklichkeit dem Wesen nach in euch!« oder »Je weiser und mächtiger ein Weiser ist, desto unmittelbarer entsteht sein Werk und desto einfacher ist es« können wahrlich als Motto über dem Schaffen der deutschen Gotik glänzen. Es ist ein erhebliches Verdienst, das sich Much errungen hat, indem er die Backsteinbauten Norddeutschlands wieder der Beachtung naheführte, nicht als etwas Minderes, sondern als Gleichwertiges, Besonderes, als den unverfälschten Ausdruck echtester Heimatkultur. Wenn auch diese drei Bücher vor allem durch die zahlreichen und trefflichen Abbildungen wirken möchten, so darf man doch nicht vergessen, daß die einführenden Worte, gerade um ihrer Ursprünglichkeit willen und weil sie auf schulmäßige Belehrung Verzicht leisten, ihnen erst die volle Bedeutung schenken. »Jede Kultur ist Eigenkultur, Heimatkultur ... Niemals darf sich unsre Seele an Diesseits-Kunst genügen lassen. Diesseits-Kunst führt zum Diesseits-Kult. Eine Diesseits-Kultur gibt es nicht.« — Merkt es euch, die ihr wähnt, daß es genüge, wenn man sich in Bauhäusern schare, um Gemeinschaft zu finden! Nicht das Zusammensein wirkt Kunst, sondern das Zusammenfühlen. Kunst wird nicht gemacht — sie wächst und wird!

Hier mag ein kurzes Wort über den Lebenslauf dieses vielseitigen Mannes eingeschaltet werden. Er ist 1880 an der Grenze Mecklenburgs in einem märkischen Pfarrhause geboren

und besuchte das Gymnasium zu Neustrelitz, früh schon voll kühner Pläne, emsig lesend und in dichterische Versuche eingesponnen; aber keineswegs als bleicher Stubengrübler, sondern keck und heiter auch bei verbotenen Gelagen. Mathematik und Botanik haben, außer Geschichte und Deutsch, die regste Teilnahme des eifrigen Schülers gefunden. Dann kam das Studium. Deutsche Philologie wurde ihm abgeraten, Jura verworfen. Und gegen seinen Willen mußte sich Hans Much der medizinischen Wissenschaft anheimgeben. Marburg, Kiel, Berlin sahen den jungen Studenten, der für verbummelt galt und dennoch seine Prüfungen mit der Note eins bestand, der schon mit 22 Jahren zum Doktor promovierte. Immer ist in Much der Wille stark und rege gewesen; und diese Stütze half ihm hinweg über manche herben Enttäuschungen im Studium, wo viel von Experimenten, viel von Materialismus, sehr selten aber von seelischen Forderungen und Grundlagen geredet wurde. Und so geschah es denn, daß nun erst der Ausbau begann, die Einsicht und Selbständigkeit. Als Assistent von Behring sammelte Much die ersten bestimmenden Erfahrungen, um fortan eigne Wege zu beschreiten, abseits der üblichen Fachwissenschaft; viel angefochten von der Zunft, hat er mancherlei Entdeckungen und Hinweise gespendet, die ihn heute zu einem berühmten und vielgenannten Arzt erhoben haben. Jetzt lebt er als Universitätsprofessor und leitender Arzt am Eppendorfer Krankenhause in Hamburg. Er hat sich am Alsterkamp ein Häuschen erworben, das mit den mannigfachen Schätzen geziert ist, die ihm weite Reisen nach dem Süden (Italien, Jerusalem) eingetragen haben; der Lärm der Großstadt brandet fern vorüber; manchmal nur klingt vom Uhlenhorster Fährhause die Sonntagsmusik in den umfriedeten Garten. Frau und Kind spenden Frohsinn und Entspannung.

Im Grunde aber ist auch um diesen Mann jene schmerzhafte, glückselige Einsamkeit, die immer den Pfad eines Suchenden, Unbeirrten umgeistert. Schon die eine Tat, wieder auf niederdeutsche Gotik verwiesen zu haben als auf einen lauteren Ausdruck tiefgermanischen Wesens, ist freudigster Anerkennung würdig. Und wer nur einmal Lüneburgs Nikolaikirche, die Dome von Wismar oder gar das erhabene Münster zu Doberan erschauen durfte, der wird voll Dankes und Lobens sein. Es kann nicht genug gepriesen werden, daß sich Much immer wieder auf die Kunst als Ausprägung weltanschaulicher, geistiger Zusammenhänge berufen, daß er das feile, undeutsche Prinzip des l'art pour l'art unerbittlich abgewiesen hat.

In den Versbüchern hat Much sein letztes Bekenntnis dargelegt. Die Lyrik begleitet seine Entwicklung, spiegelt seine Wandlungen und seine rastlose Sehnsucht nach Erfüllung. Außer einer Nachdichtung der buddhistischen Spruchsammlung »Dhammapada« (A. Saal, Lauenburg), wo der gedrängten Fülle dieser einfachhohen Einsichten ehrfurchtsvoll nachgesonnen wird, führen die beiden schmalen Hefte »Ich nahm meine Zuflucht« und »An Buddhas Hand« (beide bei Max Altmann, Leipzig) in das Reich des Erleuchteten, als stille Gebete, Flehen um Sammlung. Gerade hier prägt sich sehr deutlich aus, daß ein hochgemuter Wille nach Vollendung trachtet. Diese Lyrik ist, ebenso wie der Sammelband »Denken und Schauen« (Curt Kabitzsch, Leipzig), vielleicht als Unterbrechung zu werten, insofern es dem Dichter genügt, wenn er sich nur aussprechen kann; er singt unbekümmert und bedingungslos. Darum reden die Strophen mehr (freilich Kluges und Gelebtes), als daß sie wahrhaft gestalten. Man vermißt manchmal das: So und nicht anders; es ist nicht das Wort, das mit Fleiß und schmerzhaftem Glück gesucht und gefunden wird. Dennoch ist der Mensch, der hinter dem Vorhang dieser Verse steht, so klar und stark, daß er Reim und Rhythmus mit den Strahlen seines Eigenwertes durchleuchtet. Diese unbedingte Ehrlichkeit durchpulst die Lieder mit drängendem Blute.

Nun, da sich die Monde füllen
Und die Quellen reicher fließen,
Dunkle Bilder sich enthüllen,
Früh enthüllte sich verschließen,
Wächst die Lust zum Wandlungswillen,
Schwindet Haften und Genießen.

Fernher quillt's aus Wolkenwänden,
Meine Wurzeln zu befeuchten.
Erdenkraft muß Auftrieb spenden
Ästen, die zu Tal sich beugten.
Und die frischen Blätter wenden
Staunend sich zum fernen Leuchten.

Die drei Liederbüchlein im Dialekt »To Hus«, »En nebberdütschen Doobenbanz« (beide bei Rich. Hermes, Hamburg) und »In't Kinnerland« (M. Glogau, Hamburg), Zeugnisse treuester Heimatliebe, sind reich an Kinderglück, an Schollenduft und Landschaftssegen. Spiel und Glück der Kleinen — wie frisch und emsig sind sie in den unscheinbaren und doch so bewegten Versen eingefangen! Und in den Bildern des Totentanzes hat der Dichter die Gestalt des ihm so vertrauten großen Wandlers in wechselnden, aber immer wahrhaft geschauten Szenen vorüberpilgern lassen.

Arzt, Dichter, Kunsthistoriker, Philosoph — sie alle finden sich gesammelt zu der höchsten, reifsten, zu der religiösen Sehnsucht und Erkenntnis: Untertauchen in die Wogen des göttlichen, ewigen Geschehens, Aufgehen im All, Teilhaben an der Urkraft alles Schaffenden.

Auf der Terrasse

Von Lene Wenck

Sie leben nun in dem großen weißen Schloß, dessen säulengeschmückte Terrasse nach dem Meer führt. Man steigt wenige Stufen hinab und fühlt bereits weißen, feinen Sand unter den Füßen. Diesen Sand, der überall in der Welt an jeder Küste der gleiche ist, der zerrinnt in den Händen, einladet zum Spiel — in der Fremde so gut wie in der Heimat.

Dämmerung beginnt sich über das Land zu legen mit zarten, leichten Schleiern, durch die noch letzte Helle gleitet. Am Strande hantieren zwei Gestalten an einem Instrument. Die Augen gegen die späten Strahlen der untergehenden Sonne beschattend, blicken sie jetzt gegen das Meer, wenden sich dann nach dem Lande, lassen die Augen suchend umhergleiten und kehren sich wieder dem Instrument zu.

»Pack' zusammen! Aus ist's. Kein Geschäft heute. Wer kommt auch in diese Gegend? Du hast mich genarrt mit deinen Versprechungen, nicht ein Heller ist verdient am ganzen Tage.«

Der ältere der beiden, ein schwarzhaariger verwachsener Geselle mit schmaler Brust, greift nach dem Fernrohr und beginnt daran zu schrauben.

»So packen wir ein. Was macht's aus? Wir brauchen morgen nicht wiederzukommen; es zwingt uns ja keiner.« Der Jüngere schickt sich an, dem Alten zu helfen.

»Spute dich, bald sieht man nichts mehr. Wenn die Sonne herunter ist, wird's Nacht hierzulande. Wir müssen vor Dunkelheit Mallona erreichen. Hier gibt's keine Herberge für unserein!« Ungeduldig spricht es der Alte.

Der Jüngling weist mit der Hand nach der Terrasse: »Dort steht die Königin. So wartet noch ein wenig, vielleicht gibt's doch noch Verdienst, gar königlichen!«

»Was geht's mich an? Ich bleibe nicht länger. Mögen sie früher kommen! Ich hab's satt jetzt. Der Teufel hat dich geheißen, mich hierherzulocken. Was gehen mich Könige an? Könige ohne Land und Krone! Mir ist's um ein Quartier zur Nacht.«

Eifriger noch hantiert der Bucklige an dem Instrument, schraubt hier, schraubt dort. Jetzt schließt er sorglich die Hüllen aus Wachstuch um einzelne Teile, greift nach dem Hut, der auf der Erde gelegen, schüttelt ihn ärgerlich, um ihn von dem eingedrungenen Sande zu befreien, und treibt den Jungen zum Gehen.

Die Königin steht noch immer auf der Terrasse. Sie wendet keinen Blick von den Männern, unschlüssig geht sie ein paar Stufen hinab — und wendet sich wieder. Jetzt hört sie Schritte. Ein Diener tritt aus dem Hause, in der Hand den Kasten mit Schachfiguren.

»Setzen Sie das Spiel auf den kleinen Tisch und bringen Sie etwas zu trinken, mich dürstet. — Silberberg« — die Königin zögert ein wenig und spricht doch weiter —, »wissen Sie, was dies für Fremde gewesen, die hier am Strande gestanden?«

»Fahrende Leute, Majestät,« erwidert der Diener. »Sie haben ein Fernrohr mit starker Vergrößerung, verdienen ihr Brot damit. Man soll weit sehen, wenn man hindurchschaut, sehr weit. An hellen Tagen, so sagen sie, erkennt man drüben die Küste, sieht bis zu den Türmen von Carano.«

»An hellen Tagen sieht man die Türme ...« Leise wiederholt die Königin die Worte des Dieners. Nun sind sie gegangen. Aber vielleicht kommen sie morgen wieder, wenn man es ihnen sagte. »Silberberg, bitte« — die Königin ist zu dem Diener hingetreten, jetzt schüttelt sie den Kopf —, »nein, lassen Sie — lassen Sie.« Denn morgen —

Die Königin beugt die schmalen Schultern ein wenig — vielleicht ist es morgen nicht möglich, nach Carano auszuschauen, vielleicht ist morgen das Herz zu schwer, als daß es sich sehnte, nach Carano zu blicken. Aber noch ist es hell heute, man muß auch ohne Glas weit sehen können. Die Königin schreitet zu der Brüstung, sie stützt sich an der Säule, ihre Augen liegen fest auf das Meer gerichtet.

Aus dem Schloß her bringen bellende Laute. Ein Windspiel läuft mit weiten Sprüngen über die Terrasse, hält vor der Fürstin inne, richtet sich auf, legt seine Pfoten auf die Schultern der Herrin, drängt mit seinem Kopfe gegen ihre Brust.

Die Königin umschlingt das Haupt des Tieres mit ihren Händen: »Kora, bist du hier, bist du mir nachgelaufen? Willst du mit mir ausschauen nach Carano?« Wie im Fieber redet die Herrin zu dem Tier. »Sind deine Augen so gut, daß sie dich die Heimat er-

blicken lassen, Kyra? Schaust du bis Carano? Still, wir wollen das Wort nicht laut nennen. Wir wissen nicht, was dort geschehen ist heute. Nichts wissen wir. Gar nichts. Hier sind Männer gewesen, Kyra, mit einem Fernrohr. Wenn man es an die Augen legt und hindurchschaut, so erblickt man die Heimat — und sieht doch nichts von dem, was dort geschieht. Ich habe nicht den Mut gehabt, durch das Fernrohr zu schauen ... nicht so viel Mut. — Weißt du, heute sind es dreißig Jahre, daß ich über das Meer gefahren bin mit einem großen Schiff. Es war bedeckt mit Blumen, mit Lilien, großen, weißen; wie eine einzige schimmernde Blüte schien das Schiff auf den Wassern zu schweben — und landete in Carano. Sie standen alle am Hafen, uns zu erwarten. Denn ich war nicht allein, der König war mit mir. Er führte mich in die Heimat. Es war ein Jubel, Kyra, ein Jubel! So lang ist es her, so lang ... Vielleicht ist es auch niemals so gewesen, vielleicht habe ich nur geträumt. Nein, dreißig Jahre habe ich in Carano gelebt, fast dreißig Jahre. Es war unser Land, unsre Heimat, unser Volk — jede Handvoll Erde war unser. Du weißt nicht, wie man ein Land lieben kann, wie man die Freude des Landes, die Leiden des Landes mitfühlt, als seien sie die eignen — mehr als die eignen, die eines geliebten Kindes. — Ob ich bis zur Burg hätte blicken können? Bis zur Stadt? Dem Walde? Arist ist in der Stadt — suche ihn nicht, Kyra, suche nicht. Komm her zu mir wieder, ganz dicht, daß ich es dir sagen kann, was man zu keinem Menschen reden darf — du bist ja nur ein Hund, da kann man sprechen. Hörst du, Kyra, Heragul ist wieder im Lande, er will Arist töten, weil er sein Volk ins Unglück führe. Arist soll sein Volk ins Unglück führen! Es genügt Heragul nicht, daß sie uns vertrieben, daß der König Land und Krone hingab, daß wir hierherkamen und niemals in die Heimat zurückkehren werden, es genügt ihm nicht, auch Arist soll hinweg. Ich hörte es, ich weiß nicht, wer zuerst davon gesprochen, nur ich erfuhr es, der König weiß nicht darum, er nicht. Er darf es nicht wissen. Und nun soll ich bis zur Nacht erfahren, was geschehen bis zur Nacht. Und ich habe nicht durch das Glas geschaut! Wenn sie Arist töten, dann kann ich niemals wieder nach Carano blicken, niemals wieder. Sie haben uns vertrieben von dort, gewiß, aber das haben wir selbst gelitten, nur wir selbst, das ist nicht das Schlimmste — viel härter ist, was die Kinder leiden ... Ich habe Ebba Sture gesagt, wenn sie mir Lilien bringt zur Nacht, dann — ist es geschehen, dann weiß ich, auch wenn kein Wort über ihre Lippen kommt. Ebba Sture kennt Wege, sie wird es erfahren, und sie braucht mir nichts zu sagen, nicht eine Silbe, denn der König darf es nicht wissen. Er verlor alles, Land und Thron, und ließ seinen Sohn in Carano, weil er an sein Volk glaubte, weil er glaubte, daß es gut sei, wenn Arist bei dem Volke bliebe. Das Volk war nicht böse, Heragul hat es böse gemacht, Heragul ist schlecht und hat eine Macht über die Menschen und reißt sie ins Verderben. Darum mußte Arist in Carano bleiben, es zu schützen vor Heragul. Weil er sein Volk liebt, das ihn verbannte, ließ der König Arist in Carano, aber wenn sie ihn töten ... Er darf es nicht wissen ... Wir müssen acht haben auf unsre Worte, auf unsre Gedanken, daß sie nicht auf unsrer Stirn stehen, Kyra, daß niemand sie lese. Nur zu dir kann ich sprechen, Kyra, wenn sie Arist töten. — Ach, daß dies ein Wort ist wie jedes andre!«

Der Hund wendet sich jäh von der Königin. Sie folgt seiner Bewegung und erblickt den Diener, der langsam, sicher den Rollstuhl des Königs über die Terrasse fährt.

»Anna Margarete, ich dachte, du wolltest dich niederlegen?« fragt leise der König.

Die Königin tritt zu dem Stuhl: »Ich lag ein wenig und kam dann herunter, die Sonne noch einmal zu sehen, ehe sie versinkt. Ihr brachet früher auf im Walde als sonst?«

»Ja, es schien mir feucht dort. Ich fror. Wenn man alt wird, friert man gar leicht. Gib mir dein Tuch, Liebe, ich sehe es dort auf der Brüstung, es soll mir die Hände wärmen; geh, sei gut und bringe es mir.« Bittend spricht es der König.

Die Königin schreitet zum Ende der Terrasse, und hastig flüstert der König zu dem Diener: »Du sagtest, hier seien Männer mit einem Fernglas. Ich sehe sie nicht. Wo sind sie?«

»Majestät, sie waren hier, den ganzen Nachmittag; es wird dämmrig jetzt, wir sind zu spät gekommen,« erwidert der Diener.

»Zu spät. Es muß ein gutes Glas sein, wenn man bis Carano schauen kann damit, die Augen allein tun's nicht. Geh jetzt, dank



Otto Pippel: Sorrent

dir, es war nicht dein Fehler, daß sie fort sind.«

Die Königin steht wieder neben dem Rollstuhl und hält in der Hand das Tuch.

»Anna Margarete, vergib, wenn ich dich plage.« Der König küßt die Hand, die ihm das Tuch reicht. Es fällt zur Seite.

»Sind Nachrichten gekommen?« Der König fragt ruhig.

»Nein. Ich hörte nichts.« Die Königin beugt sich über den Gatten, ein Kissen zu richten. »Wie war es im Walde?«

»Wie immer. Torstenson las vor, ich weiß nicht mehr was. Du darfst es ihm nicht sagen, ich habe nicht eben viel aufgemerkt. Ebba Sture spielte die Geige; es tat mir weh, sie zu hören. Sie spielte hart, schien mir. Hat sie einen Kummer?«

»Ebba Sture einen Kummer? Nein, gewiß nicht! Warum auch? Sie leidet unter der Wärme, sagt sie.«

»Sie leidet unter der Wärme, das habe ich früher niemals an ihr bemerkt, und hier ist es nicht wärmer als — anderswo. Aber wenn sie nicht wohl ist, sollte sie nicht weit gehen. Ich wußte dies nicht. Sie verließ uns, Blumen zu holen.«

Die Königin streicht mit der Hand eine Haarsträhne zurück, die ihr in die Stirn gefallen: »Blumen, sagst du, wollte Ebba holen?«

»Ich bat sie darum, für dich. Heute sind es dreißig Jahre ...«

Die Königin steht aufrecht, ihr Gesicht ist bleich. »Wie gut von dir, daran zu denken.«

»Ja, ich wollte dir gern Lilien geben können. Wie kalt deine Hände sind, Anna Margarete! Ebba Sture meinte, es sei schwer, hier Blumen zu finden. Ich hätte dir so gern Lilien geschenkt heute.«

»Wie gut du bist! Wollen wir nicht spielen?«

»Gewiß. Magst du die Steine aufbauen? Wir spielen hier Schach; eigentlich ist es ein Spiel, in dem alles darum geht, den König zu stürzen, und er selbst tut wenig, sehr wenig, sucht Schutz bei der Dame.« Der König sagt es lächelnd.

»So lassen wir es. Es muß nicht sein, Lieber. Ebba bleibt lang aus, sie wird in die Dunkelheit kommen.« Jetzt sieht die Königin, daß der König die ersten Züge auf dem Brett tut. »So willst du doch spielen?«

Sie beginnen das Spiel. Die Augen des Königs gleiten zwischen jedem Zug nach dem Meer, und die Augen der Königin liegen auf dem Wege, der nach Mallona führt.

Da naht Torstenson, der Getreue, an seinem Arm geht Ebba Sture, die junge Freundin der Königin, bleichen Antlitzes, in den Händen die Lilien.

»Nun nehme ich deinen Turm, Liebe, du gabst nicht acht, o weh, du spielst nicht gern ohne Türme, und verlorst beide.« Der König hat die Nahenden nicht bemerkt.

Die Königin steht auf; es scheint, als wolle sie der Freundin entgegeneilen, doch bleibt sie stehen, fest stützt sie die Hand auf den Stuhl des Gatten. »Vergib, ich sah Ebba kommen, und sie bringt mir Lilien — von dir. So gibt es doch Lilien in Mallona!«

»Du bist blaß, Margarete, weiß wie die Blüten. Haben sie dich erschreckt? Das wollte ich nicht. Ich gab dir an diesem Tage die Blumen — seit dreißig Jahren, Lilien, so viele ich haben konnte; du solltest sie nicht missen, auch diesmal nicht.«

»Nein, nein, das macht nur die Dämmerung, wir sehen alle aus wie die Geister. Glaub' mir, sie freuen mich, deine Lilien, sie freuen mich herzlich.« Und die Hand der Königin umklammert noch enger die Lehne des Stuhles. Mit einem Lächeln um die Lippen spricht sie zu der jungen Gräfin Sture: »Wie schön die Lilien sind, die du — für den König besorgtest! Ich danke dir, Ebba.« Sie nimmt die Blumen aus der Hand der Freundin und küßt ihr die Wange. »So fandest du Lilien in Mallona?«

Die Gräfin nickt. Schwer, langsam und ohne Klang spricht sie: »Es gab viele Blumen dort, schönere als diese, aber es mußten Lilien sein.« Ihre Augen liegen heiß und voll Angst auf dem Antlitz der Königin.

Diese birgt ihr Gesicht in den Blumen. »Ja, es mußten Lilien sein.«

Man hört nur die nahe Brandung der kleinen Wellen, die hier am Strande ihr Leben verhauchen. Die Königin hält noch immer die Lilien. »Unsre Partie ist noch nicht beendet, König und Königin stehen noch; wenn ich auch alle andern verlor, so ist das Spiel noch nicht aus. Setze dich zu uns, Ebba, hier zu mir; Torstenson mag dem König helfen. Ich habe es gern, wenn ihr bei uns seid, aber ich muß achtgeben jetzt, da kann man nicht sprechen.«

Und sie tun Zug für Zug, bis Dunkel

hereinbricht und die Lampen kommen. Man ißt zur Nacht auf der Terrasse, in weiche Mäntel gehüllt; Kora liegt zur Seite der Königin, die sanft über sein Fell streicht.

Gegen Mitternacht geht man zur Ruhe. Die junge Gräfin begleitet die Königin. Torstenson bleibt bei dem König. Der Diener tritt heran, den Fahrstuhl des Königs zu schieben. Dieser wehrt ihm ab: Torstenson wird es machen. Und als der Diener gegangen, wendet sich der König an den Getreuen: »Torstenson, hörtest du von Carano? Mein Sohn ...?«

Und Torstenson nickt, seine Augen sind schwer von Tränen.

»Weiß Anna Margarete?« Der König fragt es leise.

Und wieder nickt der Getreue.

Leichte Schritte klingen auf der Terrasse. Die Königin ist aus dem Schlosse getreten. Sie beugt sich über den Gatten. »Gute Nacht, Lieber!« sagt sie leise und küßt ihn.

Der König hält ihre Hände. »Gute Nacht, Geliebte ...«

Und die Königin wendet sich wieder und geht nach dem Schlosse.

Golgatha

Ich ging den Weg nach Golgatha hinauf,
Der Regen troff und rauhe Winde wehten;
Ich hatte nicht die Hand an Schwertes Knauf —
O, dreimal nein! — ich ging den Weg mit Beten.
Spitzscharfe Dornen lagen fern und nah,
Der Kreuze fand ich viel am Wegrand stehen;
Doch als ein blutig Kreuz ich ragen sah,
Versagte mir die Kraft zum Weitergehen.

Ein kalter Schauder rann durch mein Gebein:
Am Fuß des Kreuzes gähnten grause Schlünde!
Mit einem Aufschrei warf ich da hinein
Mein mitgebrachtes Päckchen Schuld und Sünde.
Als ich der Lasten bar und ledig war
Und allbefreit von meiner Seele Qualen,
Sah überm Kreuz ich goldenhell und klar
Die Gnadensonne meines Heilands strahlen.

Mich überkam der Inbrunst heiße Glut,
Das Kreuz mit beiden Armen zu umschlingen
Und Ihm, der einst für mich vergoß sein Blut,
Bewegten Herzens Lob und Dank zu bringen. —
Seit ich den ersten schweren Gang getan,
Geh' ich den Mühsalsweg anjetzo gerne:
Vom Kreuzeshügel seh ich Kanaan,
Der Seele Heimat, in verklärter Ferne.

August Hagedorn

Die Bühnenlaufbahn eines Theaterstücks

Von Dr. Hermann Grußendorf

Geboren war es in einer Dachstube während eines regenreichen Winters. Es konnte auch ebenso gut oder schlecht in langweiligen Bureaustunden entstanden oder beim harten Rhythmus stampfender Maschinen ergrübelt sein, oder auch in der poetischen Jasminlaube eines sonnenbeglänzten Baumgartens, oder im Gebirge oder am Meer: wer hätte dem dickleibigen, blau gekleideten Manuskript, das eines Morgens in das Dramaturgenbureau des Theaters getragen wurde, seine Herkunft ansehen wollen? Vermochte man ihm etwa auch anzumerken, ob um seiner Existenz willen der Dichter gehungert und gedarbt hatte, ob er schwere Erlebnisse des Herzens über Dichtersorgen und -wünsche zu vergessen gesucht, ob er aus Ruhmsucht oder gar des Mammons wegen das Stück geschrieben, oder ob sein Erzeuger im privaten Dasein ein behaglicher Familienvater oder ein Student, ob er ein Beamter in Ruhestand oder eine junge Dame war? Ich wette: von niemand wird es festzustellen sein — auch von den Ungläubigen nicht, die meinen, daß das Werk in jedem Falle Schlüsse auf des Verfassers Stand und Art zuläßt.

Erlebten sie nur einige von jenen Überraschungen, die der Dramaturg schon nicht mehr als Überraschung bucht, daß nämlich Beruf, Bildung oder gar Charakter die schwächsten Voraussetzungen für die Fähigkeit sind, ein gutes Theaterstück zu schreiben, so würden sie mehr Respekt vor dem echten Kunstwerk, den meisten Respekt aber vor dem armen Dramaturgen bekommen, der sich immer wieder durch den Stapel neuer Dramatik durchlesen, immer wieder jungen Autoren den holden Wahn nehmen muß, sie seien Nachfolger Schillers oder Kleists. Wäre der Dramaturgenpapierkorb nicht so groß und tief, verschlänge er nicht gerade noch zur rechten Zeit als ein andrer Moloch die krüppeligen Musenkinder — wieviel Blamagen gäbe es mehr auf der Welt, wieviel Jugend- und Alterssünden würden vor der rücksichtslosen Öffentlichkeit gebüßt werden müssen! Wie armselig klein ist dagegen der Kummer, den der Dramaturg dem Abgewiesenen mit der Belehrung bereitet, daß die beste Gesinnung noch längst nicht zum Dramatiker befähigt! Er weiß, daß er tauben Ohren predigt. Trostreicher wäre, wenn er dem abgewiesenen Autor vertraute, daß Dramaturgen gewöhnlich unfähige Köpfe sind, und daß es stets das Schicksal der guten Stücke ist, zu spät erkannt zu werden. Nichts wäre leichter, als Belege hierfür zu erbringen. Alt-Heidelberg, das beste Kassenstück der deutschen Bühne seit Jahrzehnten, habe lange bei den Theaterdirektoren gelegen; Wieds 2×2=5, das keine Bühne spielen wollte, habe ein Theater noch rechtzeitig vor dem Bankrott bewahrt usw. Diesem Troste würde sich der gekränkte Autor nicht verschließen. Sobald er seinem literarischen Ratgeber auf der Straße begegnet, wird er ihm gewiß seinen Gruß nicht erwidern und ihn hinfort unter die Parasiten der Kunst rechnen.

So ist es gewesen — so ist es ohne Übertreibung noch heute. Man lese die seltsamen Leiden eines Theaterdirektors vor hundert Jahren, die der theaterkundige E. Th. A. Hoffmann seiner Zeit klagt, und man wird wissen, daß sich auf unserm Erdenrund die unerfreulichsten Dinge am allerlangsamsten ändern. »Gibt's doch nichts Wunderlicheres als die wunderlichen Leute«, sagt Sancho Pansa, »aber in der Tat, unter den dramatischen Dichtern gibt es wohl die allerverwunderlichsten.« Kein Kenner wird diesen Stoßseufzer für übertrieben halten, niemand, der weiß, welche Respektlosigkeit dem dramaturgischen Kunstwerk gegenüber selbst — oder sollte man besser sagen: gerade? — unter den Gebildeten verbreitet ist. Wer wollte sich trotz bester historischer Kenntnisse unterstehen, eines Tags ohne jede künstlerische Vorbereitung ein historisches Bild zu malen, wer trotz eines angeborenen Raumgefühls den Entschluß fassen, eine Kirche oder einen Bahnhof zu bauen? Aber ein Drama zu schreiben, das noch feiner ausbalanciert sein will als eine Bildkomposition, glaubt ein jeder sich unterstehen zu können — heute noch weit mehr als früher, da wir keine Technik des Dramas im gut handwerklichen Sinne, die gelernt sein müßte, besitzen oder gelten lassen. Heute soll nur noch die Gesinnung entscheidend sein. Der politisch Aufgeregte verwechselt die Bühne mit der Rostra, der philosophische Grübler die Bühne mit dem Lehrstuhl. Was sie verkündigen und lehren, mag in der Gesinnung ehrlich sein, in der künstlerischen Formung ist es meist unzulänglich. So selbstverständlich diese Darlegungen in der Theorie klingen, so sehr muß man in der Praxis für die Einsicht in die einfachsten Voraussetzungen alles künstlerischen Schaffens kämpfen. Trotzdem bleibt der Argwohn bestehen, daß es auf den dramaturgischen Bureaus der Theater an der notwendigen Sorgfalt bei der Prüfung der eingelaufenen Stücke mangele. Trotzdem will man nicht glauben, daß die Begabung, ein technisch halbwegs einwandfreies Bild zu malen, weit mehr verbreitet ist als die, ein Theaterstück von der gleichen künstlerischen Qualität eines Bildes zu verfassen. Man hat dramaturgische Prüfungsstellen unabhängig von den Theatern gegründet und unvoreingenommene Lektoren ehrenamtlich zur Prüfung der Stücke verpflichtet. Das Resultat — der Praktiker wußte es voraus — war vernichtend.

Mir ist nicht bekannt, ob es eine Statistik über die Zahl der Stücke gibt, die jährlich in den dramaturgischen Bureaus der deutschen Theater einlaufen. Doch wird man die niedrigste Grenze in jedem einzelnen etwa mit der Zahl 150 ziehen dürfen, die höchste ist möglicherweise nicht mit 500 Stücken erreicht. Diesen großen Ziffern gegen-

über schrumpfen die quantitativen Ansprüche der Bühnen auf neue dramatische Literatur zu einem Nichts zusammen. Ein Schauspieltheater bringt im Höchstfall — und dann ist es mehr Maschinenarbeit als künstlerische — fünfzig Einstudierungen im Jahre heraus, darunter fällt der größere Teil auf Werke der Klassiker und der älteren dramatischen Literatur, nur der kleinere auf modernste Dramatik. Bühnen, die gleichzeitig die Oper im Spielplan haben, oder die sogenannten Serientheater beschränken sich auf eine weit geringere Anzahl von Erstaufführungen. Wo aber bleiben die zahllosen Stücke, die alle geprüft, alle angenommen, alle mit Erfolg aufgeführt sein wollen? Wilhelm Raabe hat in einer seiner Erzählungen einmal ängstlich gefragt, wo alle die Bilder bleiben, die jährlich in den Kunstausstellungen gezeigt werden. Das Schicksal der Theaterstücke mag dem ihren gleichen: sie schwinden ins Nichts, etwas schneller vielleicht als die, welche sich den Weg auf die Bühne gebahnt haben. Doch was bedeutet vor der Ewigkeit ein Theaterwinter, an dessen Ende man bereits nicht mehr weiß, was es am Anfang gegeben. Es ist ein sonderbar Ding mit dem Ewigkeitswert des Theaterstücks. Aus der Zeit vor hundert Jahren flutet noch als ein frischer Strom die Lyrik in unsre Gegenwart. Wie mancher Roman, wie manche Novelle aus dem Biedermeier ist für uns heute noch lesbar! Dagegen: wie wenige Dramen aus der klassischen Periode und den folgenden Jahrzehnten sind für unser Theater lebendiges Gut! Wer achtet heute der Stücke, die vor fünf Jahren als charakteristischer Ausdruck des neuen Dramas gerühmt wurden? Nirgends fordert in der Kunst die Zeit ihre Opfer so schnell und so grausam wie im Theater. Selten, daß ein Stück das Leben länger als eine Spielzeit fristet, seltener, daß es sich auf Jahre einen Platz im Spielplan der Bühnen erobert. Es gibt heute kaum eine unökonomischere geistige Angelegenheit, als — Theaterstücke schreiben. Das Bekenntnis ist rücksichtslos — wie alle Wahrheit: doch die besten wie die schlechtesten unsrer Dramatiker werden sich hierin einig sein, und mit ihnen die Dramaturgen, die nicht wie der Autor die Schicksale des einzelnen Stückes, sondern die der Gesamtproduktion übersehen.

Wenn solch ein dickleibiges Manuskript, von dem zu Anfang die Rede war, auf Empfehlung des Dramaturgen eine Bühne glücklich angenommen hat, so ist der erste Schritt des Dichters auf dem schmalen und tückischen Wege zum Erfolg getan. Doch viele müssen folgen, die die vorangegangenen schneller, als der ahnungslose Autor meint, wertlos machen können. Wie anders nimmt sich ein Drama als Manuskript bei der Lektüre aus — wie anders auf der Bühne! Dort zeigt sich alles einer willigen Vorstellung gefällig, die Phantasie ergänzt leicht, wo die Kraft der Situation oder des Wortes versagt; hier aber — auf der Bühne — soll alles konkret, alles gestaltet sein, hier sind die Phantasiesprünge des Lesers nicht möglich. Wie weit reicht die Kunst des Regisseurs, um aus der Partitur — denn nichts andres als eine Partitur ist das Manuskript für den Spielleiter — die Gesichte des Dichters in die Gegenständlichkeit der Bühne zu rücken? Mit dieser Frage wird entschieden, ob eine Bühnenbearbeitung des zur Aufführung angenommenen Stückes notwendig ist. Aus der Geschichte der dramatischen Literatur ist bekannt, daß die meisten Dramen Shakespeares, der Spanier und unsrer Klassiker und Nachklassiker in Bühnenbearbeitungen gespielt werden und des Erfolges sicher sind. Die Notwendigkeit einer Bühnenbearbeitung an sich spricht daher nicht gegen den dramatischen Wert einer Dichtung. Häufig, wie z. B. bei Shakespeare, erklärt sich die Bearbeitung aus dem Wandel der Gesetze der Bühnentechnik, häufig, wie etwa bei Grabbe, aus dem gigantischen Format seiner Dramen, die den Rahmen unsrer Bühne zu sprengen drohen. Sehr oft überschreiten dramatisch begabte Dichter bewußt oder unbewußt die Grenzen des Darstellungsmöglichen; in vielen Fällen aber sieht der kritische Bearbeiter schärfer als der noch immer ans Stoffliche gebundene Dichter, entdeckt dramaturgische Schwächen, die dem andern entgangen sind, kann durch Striche oder Zusammenziehungen Längen des Werkes zum Vorteil der für die Bühne allein entscheidenden Augenblickswirkung kürzen, auf schärfere Charakterzeichnung hinwirken und technische Vereinfachungen vornehmen. Dies alles wird das gute Recht des Dramaturgen oder Spielleiters sein, selbst wenn der Dichter Protest einlegt. Und er wird Protest einlegen — bei jeder Zeile, die gestrichen wird, bei jeder Szene gar, die ausgemerzt wird, wenn sie den dramatischen Ablauf hindert und hemmt. Kein Argument wird den Dichter überzeugen, daß hier den Bearbeiter die langjährige Erfahrung leitet, und oft genug ist es und wird es geschehen, daß der Dichter sich schützend vor sein Werk stellt und die Aufführung verhindert. Es gibt aber auch Beispiele für die kluge Einsicht dramaturgisch unsicherer Dichter, die sich dem besseren Wissen des Fachmanns fügten. Nur dieser Klugheit hatte z. B. Hermann Bahr den Erfolg seines noch heute gern gegebenen Lustspiels »Das Konzert« zu danken, das Otto Brahm um die Hälfte seines ursprünglichen Umfangs kürzte. In der Verschiedenheit des Sehens liegt gewöhnlich der Gegensatz zwischen Dichter und Dramaturgen begründet. Des Dichters Blicke verlieren sich zu Einzelheiten, der Bühnenfachmann überschaut das Ganze, jener übermotiviert mit Vorliebe, dieser drängt das Prägnante der Situation heraus, jener will durch Fülle (die leicht verwirrt und ermüdet), dieser durch Vereinfachung wirken. Der Bühnenfachmann kennt sein Publikum, weiß, wo das Interesse erlahmt, wo es der Anspornung und Steigerung be-

darf. Er erlebt bereits die Dichtung im Raume, in der Welt der Kulissen, in voller Beleuchtung.

Eine sehr lehrreiche Studie würde es sein, unsre Dramatiker auf ihr Raumgefühl zu prüfen. Der Schauspieler spricht achselzuckend von literarischer Schreibtischarbeit, wenn er entdeckt, daß die Bühnenanmerkungen des Dichters völlige Ahnungslosigkeit der einfachsten Bühnengesetze verraten. Nicht Bernard Shaw soll als Beispiel für diese Ahnungslosigkeit herangezogen werden, denn er treibt mit seinen Bühnenanmerkungen ein bewußtes Scherzspiel, das mehr für den Leser als den Theaterbesucher erdacht ist. Sein Raumgefühl macht die Bühnenwände transparent; er will die Straßen, die Nachbarhäuser, die Parke, die ganze Stadt um die Menschen und in die Situationen seiner Komödien gestellt wissen. Auch nicht von der Gestaltung der Bühnenbilder ist jetzt die Rede, sondern von der Fähigkeit des Dramatikers, die Gestalten seines Werkes wie Schachfiguren im Bühnenraum zu dirigieren. Manche Dichter, die die Situation deutlich vor Augen haben, »arrangieren« schon bei der Niederschrift ihres Dramas — sie sind die Bühnenkundigen —; jede Anmerkung, die sie geben, ist richtig. Manchen ermangelt der klare Plan, nach dem sie ihre Figuren von rechts oder von links oder von hinten auftreten lassen. Selbst einem Dramatiker wie Strindberg ergeht es so, daß er Figuren sprechen läßt, die noch gar nicht aufgetreten sind. Im Publikum ist die naive Vorstellung lebendig, als ob es ganz im Belieben eines Schauspielers stehe, sich zu geben und im Bühnenraum zu bewegen. Die starke Wirklichkeitsillusion läßt den Zuschauer vergessen, daß der Schauspieler nicht anders als die Marionette, nur an unsichtbaren Fäden, hierhin und dorthin gezogen wird, daß jede Stellung wohlberechnet und überlegt ist. Je einfacher und selbstverständlicher das »Arrangement« ist, um so besser hat der Regisseur gearbeitet. Denn seinem Willen muß sich das Spiel fügen. In seine Hände ist das Manuskript des Dichters aus denen des Dramaturgen weitergewandert; was bisher Phantasie war, wird jetzt gestaltet.

Es gibt noch heute Schauspieler — und deren wird es stets geben —, die in der dramaturgischen Bearbeitung eines Stückes und der Angabe der Stellungen des einzelnen Künstlers die Arbeit des Regisseurs erschöpft wissen wollen. Sie begründen diese Anschauung mit dem Hinweis, daß früher der Spielleiter, der gewöhnlich zugleich Darsteller war, nicht anders das Werden einer Aufführung beeinflußt habe. In den Vordergrund ist die Kunst des Einzelnen oder einzelner Schauspieler gerückt — je nach der Stärke ihrer Begabung. Die Dichtung selbst ist nur Mittel zum Zweck für den Schauspieler: die gute Rolle, nicht die Qualität der ganzen Dichtung ist entscheidend. Mit der Herrschaft des Regisseurs, die an jeder Bühne immer wieder erkämpft sein will, wird der Darsteller in die ihm vom Kunstwerk gezogenen Schranken verwiesen, nicht er »dominiert«, sondern das Werk und in ihm erst die Arbeit des Regisseurs. Der Regisseur unsrer Tage studiert nicht mehr ein, er ist kein Lehrmeister, der eifriges Studium der Rollen überwacht, der im Notfall auf der Probe Schauspielunterricht erteilt — er ist Verkündiger der Dichtung, er zwingt seine Schauspieler in sein »Wie ich es sehe«, in die Inbrunst seiner Gesichte, in die verschiedenen Grade des Tempos, die aus Situation und Sprache für ihn entscheidend sind, in den unterirdisch rauschenden Rhythmus der Dichtung, den er erhorcht. Das theatermäßig Wesentliche, über das sich der Dichter kaum Rechenschaft gibt, soll der Regisseur bewußt aus der Tiefe des Werkes heben und mit seinen Schauspielern zum Bühnenkunstwerk (im Gegensatz zum Buchdrama) formen. Goethe hat die Forderung zum ersten Male gestellt: der Regisseur müsse sein, was der Kapellmeister seinem Orchester ist. Wir drängen heute zu ihrer Erfüllung, denn wir lesen das Bühnenmanuskript wie der Kapellmeister seine Partitur. Der Regisseur des naturalistischen Dramas zerstückelte sein Regiebuch zu zahllosen Nuancen; insofern war er noch eng mit dem Schauspieler verwandt, der die Darstellung seiner Rollen reichlich mit Pointen würzte. Der moderne Regisseur verweilt nicht mit dieser Gründlichkeit bei Einzelheiten, wodurch der starke Gang der Geschehnisse verschleppt, die reine Linie der Dichtung mit Nebenlinien überrankt wird. Er herrscht nicht wie der virtuosenhafte Schauspieler durch die Fülle hinzuerfundener Einzelheiten, sondern durch die Kapellmeisterbegabung, die Stimmen seiner Künstler zu einem Konzert eigenster und einheitlichster Prägung zusammenzustimmen. Nuancen kann auch der Dichter erfinden und mit ihnen den Dialog von außen her dramatisch beleben — von innen heraus aber ihn durch Ausschöpfung letzter sprachlicher Möglichkeiten dramatisch gestalten, das allein kann der Regisseur.

Gewiß ist es für einen Dramatiker und für solche, die es werden wollen, nicht ermutigend, zu lesen, wieviel Schwierigkeiten sich einem Theaterstück auf seiner Bühnenlaufbahn entgegenstellen. Sie möglichst vollständig aufzuzählen, kann derjenige nicht unterlassen, der weiß, wie oft immer wieder die Bühnen des Vorwurfs geziehen werden, daß sie sich ihrer Verantwortung gegenüber der lebenden Dramatikergeneration nicht bewußt sind. Manchmal entscheiden Gründe bei der Ablehnung eines vielleicht anderswo mit Erfolg gegebenen Dramas, über die der Dichter so wenig wie das Publikum zu urteilen vermag. Die Frage der Besetzung eines Stückes z. B. legt sich der Dichter, der unter allen Umständen aufgeführt sein will, in den seltensten Fällen vor. Und trotzdem ist von ihr in der Hauptsache der Erfolg des Abends abhängig. Das beste Schauspiel kann durch eine falsche oder unzureichende Besetzung der wichtigsten Rollen in

Grund und Boden gespielt werden, der tüchtigste Bühnenbildner, die geschicktesten Lichtwirkungen können den Mißerfolg nicht abwenden. Zwar gibt es »Bombenrollen«, von denen man sagt, daß auch ein schlechter Schauspieler sie nicht totspielt, doch leider sind sie selten und werden heute fast überhaupt nicht mehr geschrieben. Gerade weil die Theaterstücke unsrer Zeit viel mehr literarische als Bühnenprodukte sind, muß der Regisseur mit größerer Sorgfalt als früher die Besetzungsfrage erwägen. Das waren andre Zeiten, als das Theater noch in der Nähe der Stegreifkomödie angesiedelt war, oder damals, als der Künstler noch nicht so individualisierte Leistung wie heute zu bieten hatte, als seine Rollenliste den Tamino und den Don Carlos oder den Vater Rocco und den König Lear umfaßte. Vielleicht ist es gegen den Willen des Schauspielers dahin gekommen, daß sein Rollenkreis immer enger und enger geworden ist. Denn der Schauspieler meint gewöhnlich, daß er jede Rolle — zumal wenn sie dankbar ist — spielen kann, und seine Hauptfähigkeiten entdeckt er meist dort, wo man sie nicht zu finden vermutet. Drum zieht jede Rollenbesetzung einen Kampf zwischen Schauspieler und Regisseur nach sich. Der Schauspieler erwartet stets diejenige Rolle, die der Regisseur in seinem Unverstand dem andern gegeben hat, der andre aber hatte wieder mit einer andern Rolle gerechnet usw. Da geht es dann bisweilen hart um die Autorität des Spielleiters. Entweder vermag er sie zu wahren, langsam die Darsteller von der Richtigkeit seines Besetzungsplanes zu überzeugen, die Freude an der Aufgabe auch bei den Widerstrebenden zu wecken, oder er führt von Probe zu Probe einen nutzlosen Kampf, der ihm das Anrecht auf Führerschaft entreißt. Mit dem Recht der Rollenbesetzung ist dem Spielleiter ein wirksames Machtmittel in die Hand gegeben, vorausgesetzt, daß er sich seiner mit geistiger Überlegenheit bedient. Schon bei der ersten, der sog. Stell- oder Arrangierprobe zeigt sich, ob die Besetzungsfrage günstig gelöst ist. Denn zum ersten Male treten die Darsteller mit dem Spielleiter zusammen, um sich über Anlage der Rolle, Stellungen usw. zu verständigen. Verläuft diese Probe ohne starke Widerstände, gereizte Auseinandersetzungen, Tränen von weiblicher, Drohworte von männlicher Seite, dann ist die Gewähr eines ruhigen Probengangs gegeben.

Wenn man Lehrbücher über Regie oder Schauspielkunst nachliest, wird man gewöhnlich finden, daß die erste Probe nicht die Arrangier-, sondern die Leseprobe sei. Als Kronzeugen für den Wert der Leseprobe werden Namen wie Immermann, Laube, Dingelstedt u. a. angeführt; zudem fehlt es nicht an theoretischen Argumenten, nach denen die Leseprobe gar die wichtigste zu sein scheint. Allzuviel Theoretisieren ist in keiner Kunst am Platze, am wenigsten im Theater. Nichts ist leichter, als sich ein literarisches Mäntelchen umzuhängen, kaum aber innerhalb eines Theaterbetriebes eine Arbeit, namentlich wenn sie ausdauernd und zäh durchgeführt wird, so schwer wie jene Verbindung zwischen gediegenem künstlerischem Streben und rationeller Ausgestaltung des Probenplans. Eine Theaterleitung, die jährlich eine große Anzahl von Einstudierungen herauszubringen hat, kann nicht mit der Umständlichkeit bei ihren Proben zu Werke gehen wie etwa Theater, die sich auf wenige Stücke in der Spielzeit beschränken. Da geschieht es dann sehr oft, daß bei dem Zwang, die Proben einzuschränken, zuerst die Leseprobe wegfällt. Denn sie ist heute nicht mehr so bedeutungsvoll für den Darsteller, wie sie es früher war. Früher besaß der Schauspieler zum Studium eine ausgeschriebene Rolle, die außer den Stichworten nur die Sätze, die er zu sprechen hatte, enthielt und die ihn über die allgemeinsten Vorgänge und Zusammenhänge im Stück nicht aufzuklären vermochte. Heute wird dem Schauspieler, der eine größere Rolle zu spielen hat, das gedruckte Buch übermittelt, so daß er sich zu Hause schon über den Inhalt des Dramas unterrichten kann. Die Stellprobe hat einen Teil der Leseprobe zu ersetzen, indem sich auf ihr der Spielleiter über Anlage des Ganzen und der einzelnen Rollen äußert. Zwar fordern gleichfalls die Lehrbücher, daß auf dieser Stellprobe schon alles beieinander sein soll, daß die Dekorationen bereits stehen, die Beleuchtung schon eingeschaltet, die Requisiten in den Händen der Darsteller sind — Forderungen, die in der Theorie gut ausgedacht sein mögen, die sich aber auch bei anstrengenden Probenbetrieben nur in den seltensten Fällen verwirklichen lassen. Der Fachmann weiß, daß derartige Forderungen Schreibtischarbeit sind, und er bedauert den Regieassistenten, der mit diesen Lehrbüchern in der Linken auf die Probe kommt, um nachzuweisen, daß er in der Theorie recht habe. Im Theater entscheidet nur und allein die Praxis. Es sei fern von mir, die gründliche theoretische Vorbildung zu verkleinern; sie ist notwendig, wird aber dann gefährlich, wenn sie dem Leiter die Beweglichkeit raubt. Man studiere die Lehrbücher über Regie und Dramaturgie nicht buchstabengläubig, sei jederzeit bereit, von dem Erlernten als Ballast über Bord zu werfen, was den praktischen Betrieb aufhält. Man wird deshalb noch nicht Routinier gescholten, wenigstens solange man dennoch mit künstlerischem Gewissen die Aufgaben des Theaters löst. Es darf eins nicht vergessen werden (etwas, was der Laie meist, der Theaterkritiker oft übersieht), daß die theoretischen Forderungen nur immer unter den günstigsten praktischen Voraussetzungen zu erfüllen sind. Und wann sind diese günstigsten praktischen Voraussetzungen summa summarum vorhanden? Wann haken in diesem verwickeltsten aller Kunstbetriebe, im Theater, all die hundert Räder und Rädchen so ineinander, daß alles auf das beste bestellt ist?

Nur in den Höchstleistungen dieser Kunst ist es geschehen, nur in Verbindung mit wenigen Namen, deren Zahl in gar keinem Verhältnis zu den Hunderten von Theatern und zu den Tausenden von Theaterabenden steht. Ein großer, starker Kunstwille beschwört die Fülle der Unzulänglichkeiten, die das Werk zu Fall zu bringen ständig drohen, auf eine längere oder kürzere Zeit, bis sie sich plötzlich — vielleicht in irgendeiner Nebensächlichkeit — so gefährlich zusammenballen, daß ein schnelles Fiasko der traurige Schluß einer glänzenden Bühnenwirksamkeit ist. Man denke an Goethe, den der bekannte Hund von Aubry zu Fall gebracht hat, an die Leiden berühmter Theaterdirektoren von damals bis in die Gegenwart. Die Tragik dieser Schaffenden ist, daß all ihre leidenschaftliche Theaterfreude eines Tags an der Unzulänglichkeit der Mittel, an der Gewalt außerkünstlerischer Umstände scheiterte.

Das Publikum will von dieser Tragik nichts wissen. Es hält sich nur an das Ereignis; der Kampf mit dem Unzulänglichen spielt hinter den Kulissen. Doch auch der Dichter und sein Werk erfahren davon: von Probe zu Probe, vom mechanischen Rollenlernen des Schauspielers bis zum allmählichen Gestalten, von der Ausarbeitung der Dekoration bis zur Auswahl des letzten Requisits, des letzten Kostüms. Und wie viel Zweifel, Bedenken, Widersprüche, Forderungen stürmen während der Proben von allen Seiten auf den Spielleiter ein! Hier herrschen Unklarheiten in der Betonung eines Satzes, dort paßt ein Kostüm nicht, hier entsteht ein Streit zwischen Bühneninspektor und Beleuchter, der möglichst im Keim erstickt werden muß, dort findet ein Schauspieler trotz allen Mühen nicht den Grundton für eine Stimmung, und es gilt, ihn durch Zureden aufs neue zu ermutigen, hier erweist sich im letzten Augenblick ein tüchtiger Strich im Text notwendig, dort muß eine Stellung vorteilhafter ausgenutzt werden. Neben dem Regisseur sitzt der Dichter, ängstlich besorgt um nichtigste Einzelheiten, nervös bittend oder brutal fordernd. Droben gilt es den Probenverlauf vor unnötigen Stockungen zu bewahren, nebenan den Autor zu beschwichtigen, selber aber die Ruhe zu bewahren, während jeder andre sein gutes Recht auf Einspruch geltend macht. Die Nervosität steigt von Probe zu Probe; je näher der Tag der Aufführung heranrückt, um so gereizter läuft alles vom Spielleiter bis herab zum Requisiteur im Theater herum. Die erregten Auseinandersetzungen häufen sich; während der Generalprobe, wo natürlich nichts klappt, steht fest, daß die Aufführung am Abend ein Skandal wird, daß das Stück durchfällt. Der Dichter, der von allen der Aufgeregteste ist, gibt heimlich — wenn er über ein solches Maß von Zurückhaltung noch verfügt — dem Regisseur an allem schuld, der Regisseur der zu kurzen Vorbereitung, dem schlechten Lernen, die Schauspieler dem miserablen Stück und dem unfähigen Regisseur und neuerdings dem Bühnenbild, das die schauspielerische Leistung nicht zur Geltung kommen läßt — niemand, der nicht das Schlimmste für den Abend prophezeit! Nur ein Trost verbleibt, daß nämlich um 10 Uhr alles vorbei ist.

Und es ist um 10 Uhr alles vorbei — besser gewöhnlich, als man es sich am Morgen oder Mittag hat träumen lassen. Vielleicht war die Aufführung kein Bombenerfolg, vielleicht war sie auch nicht ein Markstein in der Geschichte des deutschen Dramas — trotzdem solcher »Marksteine« jährlich viele gesetzt werden —, vielleicht gab es sogar zum Schluß Lorbeerkränze und den bekannten Blumenhain, vielleicht gab es auch einen Theaterskandal. Aber selbst ein Theaterskandal hat ein Ende, der lauteste Schreier verstummt: der Vorhang (im Notfall der eiserne) trennt die Welt des Scheins von der Wirklichkeit. Dann mag der Kampf in den Zeitungen am nächsten Tage und in den nächsten Wochen weitertoben — er gilt mehr dem Werk und dem Dichter als der Aufführung.

Doch so ist es nicht, daß der Spielleiter und der Schauspieler nur den Bühnenwert eines Dramas erkennen und das innere Verbundensein der Dichtung mit dem Zeitwillen mißachten. Spielleiter, Schauspieler und Bühnenbildner fühlen sich nicht anders als jeder Künstler in ihrem Schaffen zeitgebunden und zeitverbunden und wirken wie diese am Webstuhl der Zeit. Wenn der Bühnenkünstler, sei er Lenker oder Gelenkter, das Werk, das er gestalten muß, lieben gelernt hat, so ist es nicht mehr Eigentum des Dichters, sondern sein eigen; er erlebt an ihm die Schöpfungsschmerzen wie die Schöpferfreuden, und er ersehnt ihm eine glückhafte Bühnenlaufbahn für die Zukunft. Hat das Theaterstück unter guten Auspizien seinen Weg in die Welt betreten, dann mag es geschehen, daß der Künstler nach Jahr und Tag ihm wieder begegnet — er gealtert und durch neue Wandlungen der Kunst gereift, jenes nach Inhalt und Form zwar unverändert, und doch im Schein einer neuen Kunstsonne in frischem Gären und Wallen begriffen. Dann muß sich erweisen, ob der Bühnenkünstler zum zweitenmal dem Theaterstück die Bühnenlaufbahn bestimmen kann, indem er die alten Schalen zersprengt und neue Formen gießt, die stark genug sind, die Wanderschaft bis zu neuem Gestaltwandel zu bestehen.



Erinnerungen an den Philosophen Alois Riehl

Von Dr. Friedrich Kuntze, Prof. an der Universität Berlin

Wie sein Werk zeitlos war, so hatten wir Jüngeren uns angewöhnt, auch ihn persönlich anzusehen: als ob die Zeit vor ihm haltmachte. Noch an seinem achtzigsten Geburtstag sprach man viel von seinen künftigen Arbeiten. Und in der Tat konnte man sagen, daß die Jahre ihm in seiner körperlichen und geistigen Frische nicht viel hatten anhaben können. Wohl ging der vornehme alte Herr leicht gebückt; das aber kam nicht vom Alter, der Schritt war weit ausgreifend, und Haltung und Schritt waren die des durchgeschulten Bergsteigers. Er hatte schon die Sechzig überschritten, als er den Großglockner bestieg, und in seinem Sommeraufenthalt, in Bad Ratzes bei Seis, machte er des öftern eine »Morgenpromenade« auf den Schlern, die mit 1200 Meter Steigung immerhin ganz gut angelegt war. Wie für das Bergsteigen, so hatte er Sinn für das Reiten, die Jagd und überhaupt für jeden edlen Sport.

Diese Vorliebe für das Ritterliche in allen Erscheinungen gab seiner weltlichen Sympathien die Signatur — sein einziger Sohn war Offizier gewesen. Auf geistigem Gebiete war sie dasjenige, was ihn mit *Nietzsche* einigte und ihn befähigte, dessen erste und klassische Würdigung zu schreiben. Riehls Nietzschebuch aber war in seiner Zeit nicht nur eine geistige, sondern auch eine Mannestat gewesen. Das wird gegenwärtig, wo jeder Philosophieprofessor mindestens einmal einen öffentlichen Vortrag über Nietzsche hält, leicht vergessen. Damals aber war es anders. Jordan ergoß die Schalen seines Zorns über den »dreisten Scharlatan« (Nietzsche) und gab damit wohl einer allgemeinen Gesinnung Ausdruck. Jedenfalls scheute sich jeder Mensch, der eine wissenschaftliche Reputation zu verlieren hatte, vor dem Eingeständnis, daß er Nietzsche mit Beifall gelesen habe. Es war ja so billig, von dem tragischen Ausgang Nietzsches aus den geistigen Wert seiner Gedanken in Frage zu stellen. Da erschien das Nietzschebuch von Riehl. Den tiefgründigen Verfasser des »Philosophischen Kritizismus« konnte man nicht gut anders als ernst nehmen; wohl oder übel mußte man sich entschließen, Nietzsche ein gleiches zu tun.

Riehls Nietzschebuch hat unter all seinen Schriften den weitesten Leserkreis im Laienpublikum gefunden; es ist auch heute noch eine der besten Einführungen und Kritiken. Das gleiche kann von seiner »*Einführung in die Philosophie*« gesagt werden. Seine Stellung in der Gelehrtenwelt aber verdankt er dem »*Philosophischen Kritizismus*«, einer genialen, weiterführenden Darstellung der Kantischen Philosophie. Riehl wurde mit diesem Buche der Begründer des sog. transzendentalen Realismus, der sich in Gegensatz stellte zu der Kantausdeutung der Marburger Schule. Nehmen wir einige kleinere Schriften über Logik und Erkenntnistheorie, Giordano Bruno, Helmholtz, nebst einem Beitrag für Teubners »Kultur der Gegenwart« hinzu, so haben wir etwa den ganzen Umfang der Riehlschen Veröffentlichungen erschöpft. Er war kein Vielschreiber, und über seinem Schaffen stand das Gaußische Wort: »Pauca sed matura« (Weniges, aber das gediegen). Ich fragte ihn einmal, weshalb er bei seinem regen Interesse für die Fragen des sittlichen Lebens nie darüber geschrieben habe. Er antwortete: »Meine Ethik stand in meinen Briefen an meinen Freund Paul von Gizycki. Nach seinem Tode bat ich seine Witwe, die jetzige Frau Lili Braun, mir doch meine Briefe wieder zuzustellen. Sie antwortete, die seien leider bei einem Versuch, sie einzusiegeln, verbrannt.«

Was Riehls Verhältnis zu einzelnen großen Philosophen angeht, so war seine *Kant*kenntnis und Kantbeherrschung erstaunlich, und seine Seminare über Kant gehörten zu den erlesenen Genüssen. Er hatte aber auch zeitig angefangen, ihn zu lesen! In seinem väterlichen Garten in Bozen, so erzählte er mir, zog er sich — vierzehnjährig! — auf einen Kirschbaum als den ungestörtesten Ort zurück und studierte dort die Kritik der reinen Vernunft. Seine *menschliche* Sympathie aber gehörte nicht eigentlich Kant, sondern *Spinoza*, über den er sich auch mit Vorliebe unterhielt. Er hatte da ein äußerst feines stilistisches Gefühl. So sagte er einmal: »Dies Wort ‚terret enim vulgus nisi metuat' (die Menge schreckt, wenn sie nicht fürchtet) hat der Spinoza ganz gewiß nicht von sich aus. So stahlharte Worte prägt ein schwindsüchtiger, Glas schleifender Jude nicht. Das ist ein Cäsarenwort. Tiberius könnte das gesprochen haben.« Tatsächlich fand ich zufällig einige Zeit danach einen ganz ähnlichen Ausspruch im Tacitus und zeigte ihn Riehl zu seiner großen Genugtuung. *Giordano Bruno* teilte sich in Riehls Liebe mit Spinoza, und die Kollegstunde, »in der Bruno verbrannt« wurde, sah sein Kolleg noch voller, als es ohnedies war. Dagegen mochte er *Leibniz* nicht leiden, und er sprach im Kolleg ziemlich geringschätzig von der »Zauberwelt der Monaden«. Als ich ihm einmal in diesem Punkte widersprach, meinte er: »Ja, Sie mögen ja recht haben, aber ich mag den Kerl nun einmal persönlich nicht leiden, kein Bekennermut, zu pfäffisch.« Neben den üblichen Kollegs las Riehl mit ganz besonderer Vorliebe über Ästhetik. Er war es auch gewesen, der *Hildebrands* »Problem der Form in der bildenden Kunst« für die Literaturwissenschaft entdeckt und dieser damit einen Weg gewiesen hatte, den heute immer mehr, namentlich von den jüngeren Gelehrten, gehen.

Als »Professor« war Riehl ein höchst begnade-

ter Redner. Sein Kolleg war nicht leicht — o nein, aber es gab sehr viel. Dagegen hatte Riehl gar keinen Trieb, eine Schule zu bilden, und so hat er denn, obschon die meisten jetzt lebenden Philosophen ihm viel schuldig geworden sind, auch keine eigentlichen Schüler hinterlassen. Dabei hatte er eine reine Freude an der Jugend und zog sie gern in seinen freundlich-gütigen Familienkreis, an den mancher, wie ich, mit Dankbarkeit und Wehmut zurückdenken wird. Zu der Zeit seiner Professur in Freiburg i. B. ging er gar so weit, daß er bestimmte junge Leute zu »Haussöhnen« ernannte. Diese hatten den Schlüssel zum Hause und konnten, wenn er und die Seinen verreist waren, in diesem schalten und walten, wie sie wollten. Selbstverständlich geschah da auch manch heilloser Unfug, von dem die edle Genossin seines Lebens und seiner Gedanken gar anmutvoll zu erzählen wußte. Hier möge noch ein andres Geschichtchen seinen Platz finden, das seine Lebensgefährtin zu dem berufenen Thema »Professorenzerstreutheit« beibrachte. Da wurde der Tee warm gemacht, und durch einen Zufall fiel die Spirituslampe um und ergoß die brennende Flüssigkeit über den Tisch. »Da saßen nun zwei Professoren der Physik und ein Logiker. Was meinen Sie, was sie taten? Sie pusteten mit aller Kraft in die Flamme hinein.«

Also, wie gesagt, einen Trieb, Schule zu bilden, hatte Riehl gar nicht, und gerade das gestaltete den Verkehr mit ihm so angenehm und frei. »Sucht Anhänger — sucht Nullen« pflegte er wohl mit Nietzsche zu sagen. Aber auf jedes Problem, das ihm vorgelegt wurde, ging er bis in seine tiefsten Tiefen ein. Als ich ihm einmal von einem Kollegen in N. erzählte, den eine findige junge Dame sehr in einem Kantseminar ängstigte, und der seine Antworten immer »auf das nächste Mal« verschob, sagte Riehl empört: »Wenn mir das passierte, würde ich doch sofort dem Minister meine Professur vor die Füße werfen. Ich mache mich anheischig, auf jede Frage, die Kant betrifft, eine Antwort zu geben, ob man sie nun aus Kant direkt beantworten kann oder nicht.«

Seine Sympathien und Antipathien waren, wie gesagt, stark durch seine ritterliche Grundeinstellung bedingt. Wo er irgendeine Leistung oder Persönlichkeit unterdrückt sah oder auch nur wähnte, da konnte man sicher sein, daß er dafür auf den Plan trat. So war es mit Nietzsche, so mit Robert Mayer. Es gab Riehl eine große Genugtuung, als ich ihm sagte, Henri Poincaré rede vom ersten Hauptsatz der Thermodynamik als »dem Gesetz Robert Mayers«. Er war ein begeisterter Anhänger des Grafen Zeppelin zu einer Zeit, als die meisten Leute diesen noch für einen Narren hielten, und in den Tagen des Unglücks von Echterdingen begann er sein Kolleg immer damit, daß er die neuesten Nachrichten von Zeppelin mitteilte. Der bedeutende Philosoph Schmitz-Dumont war nicht zünftig gewesen, und wurde infolgedessen nicht anerkannt — Grund genug für Riehl, daß er sich mit dem ganzen Pathos seiner Persönlichkeit für ihn einsetzte. Ich begann um 1906 herum die These zu verfechten, daß man mindestens für den Bedarf der Physik den Kantischen Raumzeitbegriff durch den Graßmannschen Begriff der Ausdehnung ersetzen müsse, da man allein so gewissen neueren mathematischen Ansichten und der damals gerade aufkommenden Einsteinschen Theorie gerecht werden könne. Riehl machte diesen Gedanken nicht ganz mit, aber meine Mitteilungen über das vergebliche Ringen des großen Hermann Graßmann um Anerkennung genügten, um sofort eine helle Flamme der Sympathie bei Riehl auflodern zu lassen. Einst ging ich mit Riehl Unter den Linden spazieren. Wir traten in einen Laden ein, in dem einer jener unglücklichen, jetzt gottlob selten werdenden Erfinder sein Perpetuum mobile ausgestellt hatte, das natürlich versagte, und hörten schweigend die wortreiche Erklärung an. Draußen aber sagte Riehl: »Er ist natürlich ein Narr, aber das Ganze hat doch etwas Ehrwürdiges. Nicht seine Sache suchen, sagt Schopenhauer.«

Riehl liebte in der Unterhaltung das Prägnante. Das trat auch hervor bei den Anekdoten, die er gelegentlich von bedeutenden Leuten erzählte, mit denen er zusammengetroffen war. »Der verstorbene Althoff« (der weiland Universitätsgewaltige, Ministerialdirektor und Prüfungsvorstand) »war einer der größten praktischen Menschenverächter, die ich kennengelernt habe. Er hatte eine große Kartothek und führte in der genau Buch über jeden Ordinarius, aber auch über diejenigen, die vielleicht für ein späteres Ordinariat in Frage kamen. Er verstattete mir gelegentlich Einsicht. Da stand bei einem Herrn, den Sie kennen, den ich aber nicht nennen will: »Ist von niederster Herkunft und infolgedessen maßlos eitel. Braucht keine Gehaltserhöhung, sondern gibt sich mit einem Orden zufrieden.« Von dem großen Physiker Ludwig Boltzmann, mit dem zusammen er in Graz gewesen war, erzählte er dies: »Die Kindlichkeit dieses Mannes überstieg wirklich das Glaubliche. Er hatte da in Graz ein hübsches Häusle, das er verkaufte, als er einen Ruf nach Wien erhielt. Diese Sache zerschlug sich aber. Er ließ den Käufer kommen und sagte: ‚Sie, da haben Sie Ihr Geld zurück, ich behalte das Häusle und gehe nicht nach Wien.'« — »Aha,« sagte ich, »er blieb immer im Beruf und dachte, auch das wäre ein reversibler Prozeß.« Riehl lachte. »Unter all den vielen bedeutenden Männern, die ich kennengelernt habe, ist doch nur einer gewesen, den ich wahrhaft bewundert habe. Er hieß Koppelmann. Bemühen Sie Ihr Gedächtnis nicht, der Mann hat nie von sich reden gemacht. Er trank sozusagen seine Kraft in sich zurück. Er hatte die tiefsten philosophischen Ein-

sichten, er hat ganze neue Disziplinen in der Mathematik erfunden. Vor seinem Tode aber hat er alles bis auf den letzten Zettel verbrannt. Nicht genug damit: er war auch in technischen Dingen ein Genie. So hatte er ein Sprengmittel erfunden, das alles Bekannte in Schatten stellte. Moltke interessierte sich dafür: er gab es nicht heraus. Er erfand ein photographisches Objektiv, mit dem man bei Mondlicht Momentaufnahmen machen konnte (wie jetzt mit dem Ernostar); er war nicht zu bewegen, sich dies patentieren zu lassen. ‚Laß sie es nachmachen, wenn sie können,' war seine ständige Redensart. Dabei war er blutarm und hatte Familie.«

Riehl hatte einen äußerst festen und zähen Willen; was er sich vorgenommen hatte, das leistete er auch. »Ich glaube, ich brächte es fertig, das Seiltanzen zu erlernen, bloß wenn einer sagte, das würde ich sicher nicht können. So hatte einmal einer behauptet, es würde mir ganz unmöglich sein, das Rauchen zu lassen« (er war ein sehr starker Raucher); »das war Grund genug für mich, zwei Jahre keinen Tabak anzurühren.« Deshalb liebte er es gar nicht, wenn ihm etwas in die Quere kam. So war ihm auch die studentische Äußerung des Mißfallens, das Scharren, verhaßt. Einmal sagte er bei dieser Gelegenheit scharf: »Ich höre Ihre Beine, hören Sie meine Gründe!«

Treffender Witz stand ihm überhaupt zu Gebote, doch wurde er selten kaustisch. Ich gestand ihm einmal, daß ich merklich abergläubisch sei. »Dafür«, wollte ich fortfahren, »bin ich Jäger.« Er aber fiel mir ins Wort: »Dafür sind Sie Philosoph.« Wir standen in einem Buchladen, und Riehl nahm den gewichtigen Wälzer zur Hand, den ein Kollege herausgegeben hatte, nachdem er vor kurzer Zeit Ordinarius geworden war. »Eigentlich sollte man nie einen Philosophen zum Ordinarius machen.« — »Warum nicht?« — »Weil er sich dann sofort amtlich für verpflichtet hält, ein neues System zu erfinden.« Es kam die Rede auf den Solipsismus (nach dem die Welt nur meine Vorstellung ist, außerhalb welcher es keine Realität gibt) und darauf, daß eine bündige Widerlegung dieser Lehre bisher nicht gefunden sei. »Doch,« sagte Riehl, »setzten Sie bloß zwei Solipsisten zusammen und lassen Sie die ihren Streit ausraufen. Dann wird der eine sich schon von der Existenz des andern überzeugen.«

Nun haben sich die lieben, unbestechlichen Augen auf immer geschlossen, und der Mund ist verstummt, der so Witziges und so Tiefes sagen konnte. Aber den Tod dachte Riehl stoisch; der Gedanke an ein ewiges Leben hatte nichts Verlockendes für ihn. Der Trost des Seneca: »excepit eum magna et aeterna quies« (eine große und ewige Ruhe hat ihn aufgenommen), schien ihm der schönste, den es geben könne. Auch der Gedanke an eine Unsterblichkeit des Namens besagte ihm nicht viel. »Das ist eine Art des griechischen Wertefühlens, die uns gründlich fremd geworden ist.« Nur bis zum Schluß des Lebens dem Gedanken leben zu können, ersehnte er.

Wir aßen in früheren Jahren gelegentlich in dem damaligen »Rüdesheimer« in der Friedrichstraße zusammen zu Mittag. Auf einer Weinkarte war der Mittellauf des Rheins mit Angabe der berühmten Weinlagen abgebildet. Riehl nahm die Karte und sagte: »Ist auch so eine Art von Menschenleben, der Rhein. Tolpatscht da als junger Bengel durch das Gebirge, führt viel Geröll und Schutt mit. Aber die Geographie nimmt ihn in die Erziehung und führt ihn durch den Bodensee, wo er dann hübsch manierlich und geklärt herauskommt. Dann macht er zunächst nicht viel Wesens von sich, nimmt aber in der Stille erheblich zu. Hier« (er zeigte auf die Karte) »ist er auf dem Höhepunkt seines Seins, stattlich, ein Geheimrat mit Orden auf der Brust. Aber nun das Ende, wie kläglich! Zerfasert und gebrochen schleicht er durch das Flachland zum Meere. Er nimmt ein Ende wie Kant: Marasmus. Davor möge einen nur das Schicksal bewahren!«

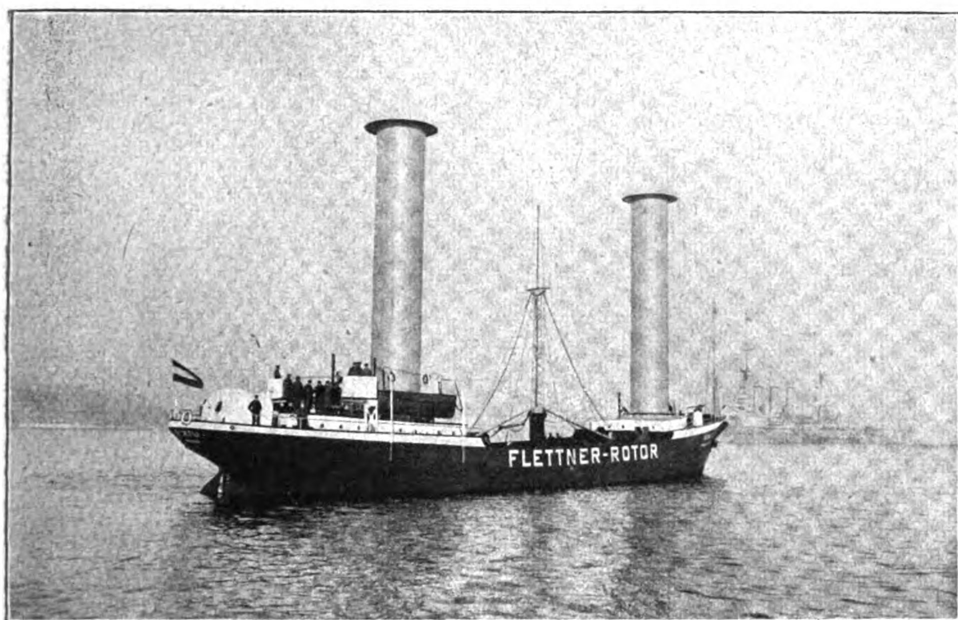
Es hat ihn davor bewahrt. Bis in die letzte Zeit an seiner Arbeit, ist er völlig vollendet hinaufgegangen ins Ewig-Große.



Gefilde der Seligen

O ihr taubenetzten Flügel meiner Seele,
Die ihr aufwärts schwebt in freundliche Gestade,
Laßt die Erde unter euch und traget
All mein Hoffen, all mein heißes Sehnen
In die lichtbeglänzten Räume
Der Unendlichkeit.
Denn begnadet sind die seligen Gefilde,
Die den Geist erlösen aus den Fesseln
Schattendunkler Niederung. —
Gleich den Schwänen, die auf schwarzen Dämmerfluten
Lautlos wie ein leichtes Schaumgewölk
In die sonnenhafte Ferne gleiten,
Schwebst du, lastbefreite Seele,
Traumbeflügelt in das All.

Heinrich Gutberlet



Das Flettner-Rotorschiff »Buckau«

Flettner-Ruder und Flettner-Rotor

Von Albert G. Krueger (Hamburg)

Seit einigen Jahren hält Anton Flettner die Welt einigermaßen in Atem. Kaum hat sich das Erstaunen über eine seiner verblüffenden Erfindungen gelegt, erscheint er schon mit einer neuen, womöglich noch verblüffenderen. Und er »ist noch keineswegs am Ende«, wie er mit einem kleinen Lächeln, das sein grüblerisches Gesicht seltsam verschönt, selbst erklärt.

Schon vor dem Kriege arbeitete der kaum vierzigjährige Lehrer an allerlei technischen Problemen. Der Weltbrand riß ihn zunächst aus seiner Arbeit heraus. Da sein Name aber damals schon einen guten Klang hatte, wurde er als wissenschaftlicher Mitarbeiter den Flugtruppen zugeteilt. Und alsbald begann seine Erfinderlaufbahn. Ein lenkbares Torpedo bildete den Auftakt; eine Vorrichtung für drahtlose Fernsteuerung von Flugzeugen folgte. Obschon Prinz Heinrich sich damals sehr lebhaft gerade für diese Sache interessierte, sah sich das Marineamt nicht veranlaßt, die Idee praktisch durchzuführen. Der Ärger über diesen Mißerfolg hielt den zähen Flettner aber nicht ab, sofort hinterher ein Hilfssteuer für Flugzeuge, das dann sehr wesentlich zu den Erfolgen unsrer Kriegsflieger beigetragen hat, herauszubringen. Es folgten einige Jahre stiller Arbeit, und dann kamen bald nacheinander das neue Rudersystem und der Rotor ans Licht.

Beide Erfindungen sind keineswegs dem Zufall zu verdanken. Lange Monate des Grübelns, des Probierens, harter Arbeit und Mühe mußten voraufgehen, ehe die Sache reif wurde. Aber dafür sind beide Erfindungen auch sicherlich — um eins der modernen Reklameworte zu gebrauchen — »Sensationen«. Flettner wirft damit kaltlächelnd alles über den Haufen, was als unverrückbare Norm galt, solange die Schiffahrt besteht.

Sehen wir uns zunächst einmal das neue Rudersystem etwas näher an.

Jedes Wasserfahrzeug bedarf, um Drehbewegungen ausführen zu können, eines Steuers, in der Seemannssprache »Ruder« genannt. Das einfachste Steuer, das wir kennen, ist das Steuer von Hand, wie wir es bei Booten und kleinen Fahrzeugen mit geringer Geschwindigkeit kennen. Mit dem Wachsen der Geschwindigkeit und dementsprechend auch der Ruderfläche muß aber auch die Kraft wachsen, die zur Drehung des Ruderschaftes erforderlich ist. Daher macht sich bei größeren Fahrzeugen der Einbau von Übersetzungen nötig, bei denen das bekannte, oft als Symbol gebrauchte Handrad mit den Handgriffen auf dem äußeren Radkranz angewendet wird. Mit dieser Anordnung kann man, freilich nur auf Kosten der Zeit, durch richtige Wahl des Übersetzungsverhältnisses beliebig große Kräfte zur Drehung des Ruderschaftes erzeugen. Aber wenn man nach dieser Methode auch die modernen Seedampfer steuern wollte, so würde zum Ruderlegen so viel Zeit gehören, daß die Schiffe praktisch zum Manövrieren unbrauchbar würden. Man hilft sich nun, indem man die Ruderanlage mit eigens dazu erbauten Maschinen, den Rudermaschinen, antreibt. Diese Maschinen werden mit Dampf, Preßluft,

auch wohl mit Elektrizität betrieben, so daß von Hand nur noch die Maschine gesteuert wird.

Naturgemäß werden diese Rudermaschinen, die bei manchen Ozeanriesen eine Leistung von Hunderten von Pferdekräften beanspruchen, schließlich sehr große Maße annehmen und auch viel Betriebsstoff verbrauchen. Außerdem ist das Ruder in der einmal eingestellten Lage »kraftschlüssig« fest mit dem Schiff verbunden, was bei dem Arbeiten des Schiffes im Seegang zu heftigen Erschütterungen und starkem Materialverschleiß führt. Die ganze Ruderanlage ist schweren Brüchen ausgesetzt, die nur zu oft den Verlust des Schiffes herbeigeführt haben.

Alle diese ernsten, unvermeidlichen Übelstände kommen bei dem Flettner-Rudersystem nicht vor. Das Flettner-Ruder ist nicht allein gegen Seegang ganz unempfindlich, es erfordert zum Ruderlegen auch nur höchstens 2—5 v. H. der für die bisherige Ruderausführung erforderlichen Kraft. Den Restbetrag entnimmt es der durch die Fahrt des Schiffes hervorgebrachten Strömungsenergie des am Heck abfließenden Wassers. Es wird nicht mit eisernen Klammern in der einmal eingestellten Lage festgehalten, sondern kann schweren Seestößen ohne weiteres ausweichen und verbürgt deshalb eine viel ruhigere Lage des Schiffes und große Schonung des Materials.

Die Abbildung S. 198 zeigt die Ausführungsform des Flettner-Ruders. Eine Ruderfläche R, die der Größe und Geschwindigkeit des Schiffes entspricht, ist vollkommen lose in das Heck des Schiffes eingebaut. Es sind keine Vorrichtungen vorgesehen, die das Hauptruder betätigen. Vollkommen frei schwingt es um seine Achse, die um einen gewissen Betrag hinter der Vorderkante des Ruders liegt. An der Hinterkante des Hauptruders R befindet sich ein kleines Hilfsruder r, das von einem durch den hohlen Schaft des Hauptruders geführten Getriebe bewegt wird. Hierzu ist nur eine Kraft erforderlich, wie sie bequem von einem einzelnen Mann aufgebracht werden kann. Nun wird das Hauptruder R von seinem Hilfsruder r genau so gesteuert wie normalerweise das Schiff von seinem Ruder. Also kurz zusammengefaßt stellt sich die neue Ruderlegung wie folgt dar: Anstatt einer teuren, verwickelten und immerhin schwerfälligen Rudermaschine, die das alte Ruder nur mit einem großen Kraftaufwand zu legen vermochte, bewegt heute ein einzelner Mann mühelos durch das alte Handrad lediglich das kleine Hilfsruder. Sobald dieses die richtige Lage eingenommen hat, folgt ihm durch die Strömungswirkung bei der Vorwärtsbewegung des Schiffes *automatisch* das Hauptruder, und die gesamte Ruderanlage (also Haupt- und Hilfsruder) legt nun das Schiff leicht und schnell an den gewollten Kurs.

Die erwähnte Unempfindlichkeit des Flettner-Ruders gegen Seegang folgt aus der *losen* Aufhängung des Hauptruders, das jedem Stoß aus dem Wege zu gehen vermag. Da dabei das Hilfsruder r infolge einer sinnreichen Konstruktion des Steuermechanismus seine Relativlage zu dem Hauptruder nicht ändert, wird sich dieses sofort nach dem Abfangen des Stoßes wieder in seine alte Lage einstellen. Die Steuerwirkung erfährt also durch das Pendeln keine Beeinflussung, im Gegenteil, das Schiff hält viel ruhiger seinen Kurs als bei dem alten Ruder. Bei einer Rückwärtsfahrt des Schiffes schwingt das ganze Rudersystem um 180 Grad um seine Achse. Der Vorderteil, der bei der Vorwärtsfahrt des Schiffes dem Propeller zugekehrt war, steht nun nach hinten, während das Hilfsruder nach dem Propeller zu gedreht wird. Die Rückwärtsfahrt läßt sich dadurch genau so leicht und glatt steuern wie die Vorwärtsfahrt.

Einen weiteren Ausbau des Systems Flettner bedeutet das Dreiflächen-Ruder. Die Abbildung auf S. 198 zeigt ein solches von hinten gesehen. Die Mittelfläche (1) trägt an ihrem hinteren Ende, also an dem größten Hebelarm, die Flettner-Flossen (3). Die Seitenflächen (2) sind durch Tragarme (4) mit der Mittelfläche fest verbunden, und dieses ganze Ruder dreht sich um den Schaft (5), der mit dem Ruder durch eine Kuppelung (6) verbunden ist. Der Schutzkasten (7) umkleidet ein Parallelgestänge, das die Flettner-Flosse (3) bewegt. Die Entfernung der Flächen untereinander ist so gewählt, daß keine gegenseitige Beeinflussung möglich ist. Die Abbildung auf S. 199 zeigt, von hinten gesehen, die Anordnung eines Dreiflächen-Ruders hinter dem Propeller. Es ist daran deutlich zu erkennen, daß der Dreiflächner durch seine Lage imstande ist, den Propellerstrom voll auszunutzen. Die Abbildung auf S. 199 bringt den Dreiflächner am Heck eines Schiffes.

Durch die Aufteilung des Einblatt-Ruders in drei Teile wird erreicht, daß die Druckpunktwanderung des Systems sehr gering wird. Infolgedessen ist die zur Verstellung des Ruders dienende Flosse sehr klein ($^1/_{18}$ bis $^1/_{30}$ der Gesamtruderfläche). Der Steuernde hat also nur den 30. Teil der Fläche im Vergleich zu einem alten Ruder zu verstellen. Dadurch, daß der Dreiflächner nicht an die Hinterschiffs- oder Stevenform gebunden ist, eignet er sich gut zu einer Normalisierung. Man wird Serien von Dreiflächnern in verschiedenen Größen vorrätig halten können. Bei der geringen Größe der Biegungshebelarme, der Ruderbrücke und dem Fehlen der Torsionsmomente lassen sich ohne großen Materialaufwand die normalisierten Ruder so bemessen, daß sie, mit Ausnahme weniger, seltener Fälle, für alle Schiffsgeschwindigkeiten stark genug sind. Wenn diese Arbeit durchgeführt worden ist, wird der Ersatz eines gebrochenen Ruders, der heute ein Schiff monatelang stillegt, nicht mehr bedeuten als heute der

Ersatz eines verlorengegangenen Ankers. — Hatte schon die neue Steuerung gewaltiges Aufsehen erregt, so war das noch weit mehr bei dem Rotor der Fall. Nicht sogleich, wie das so zu gehen pflegt, kam Flettner auf die Idee dieses Rotors. Zunächst versuchte er sein Prinzip der Steuerung einer großen Fläche durch eine kleine auch auf das Schiffssegel anzuwenden, Metallflächen als Segel zu benutzen und diese durch die Flettner-Flosse zu steuern. Beiläufig: eine schiffstechnische Unmöglichkeit. Bei den Vorarbeiten zu dieser Maßnahme in der Aerodynamischen Versuchsanstalt der Universität Göttingen kam er plötzlich — der bekannte Genieblitz — auf den kühnen Gedanken, den seit siebzig Jahren bekannten »Magnus-Effekt« zur Ausnutzung der Windkraft für die Schiffahrt heranzuziehen.



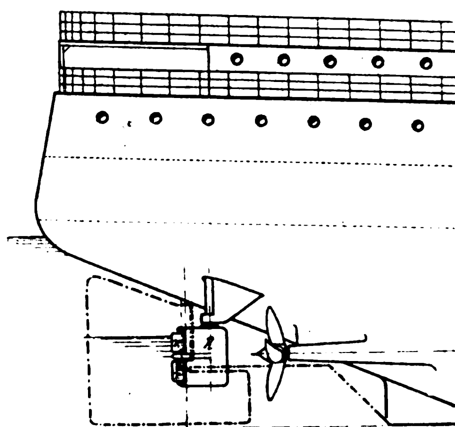
Anton Flettner

Aufn. Binder, Berlin

Der Ausdruck »Magnus-Effekt« wurde seinerzeit von Helmholtz geprägt. Mit ihm hat es folgende nähere Bewandtnis: Professor Magnus, Helmholtz' Vorgänger, hatte festgestellt, daß Geschosse, die aus einem gezogenen Lauf abgefeuert werden, also eine Drehung um sich selbst machen, von ihrer Bahn abweichen, sobald sie Seitenwind erhalten. Später hat dann Lord Rayleigh einen ähnlichen Vorgang bei Tennisbällen gefunden. Magnus kam ferner zu der Überzeugung, daß es für die Wirkung der auftretenden Strömungen belanglos sei, ob die Kugel schnell an feststehenden Luftmassen vorbei- oder durch sie hindurchstreicht, oder ob die Luftmassen ihrerseits schnell bewegt werden und an einer feststehenden Kugel vorbeistreichen. Also lediglich die Relativbewegung zwischen Geschoß und Luft war nach seiner Ansicht maßgebend für die neu auftretenden Strömungen und Kräfte. Weiter gelangte er zu der Überzeugung, daß diese seitlichen Kräfte sich in verstärktem Maße bei zylindrischen, also bei Langgeschossen äußern, und daß sie sich an einem derartigen zylindrischen Körper mit größter Sicherheit feststellen lassen müßten.

Nun schuf er sich eine Untersuchungsanlage, die in einfachster Weise aus einem zylindrischen kleinen Körper bestand, der in senkrechter Stellung zwischen zwei Spitzen aufgestellt war, so daß er wie ein Kreisel in schnelle Umdrehung versetzt werden konnte. Symmetrisch zu beiden Seiten in gleicher Entfernung von ihrer senkrechten Achse stellte er zwei leichte Fähnchen auf. Davor richtete er ein Gebläse ein, mit dem er einen starken Luftstrom gegen die Flaggen und den Zylinder richten konnte. Es ergab sich nun folgendes: Wurde der Luftstrom gegen die Fähnchen und den Zylinder gerichtet, solange dieser feststand, also nicht gedreht wurde, stellten sich beide Fähnchen parallel zueinander, also auch parallel zu den Luftströmen ein; diese flossen also zu beiden Seiten des Zylinders in gleicher Stärke und Richtung vorbei. Ganz anders aber, sobald der Zylinder durch eine aufgewickelte und schnell abgezogene Schnur in schnelle Umdrehung versetzt wurde. Richtete Magnus nun den Luftstrom auf seine kleine Anlage, in gleicher Weise und Stärke wie bei dem ersten Versuch, dann drehte sich ein Fähnchen dem Zylinder zu, während sich das andre von ihm abwandte. Drehte er den Zylinder in entgegengesetzter Richtung, so verhielten sich auch die Fähnchen umgekehrt. Es mußte also der Luftdruck auf der einen Seite der umlaufenden Walze größer sein als auf der andern Seite, während er beim Stillstand, wie der erste Versuch bewiesen hatte, gleich groß ist.

Aus diesen Versuchen und den dabei auftretenden Erscheinungen ließ sich also schließen, daß bei umlaufendem Zylinder Zirkulationsströme entstehen, und zwar linksherum umlaufende Ströme,



Das Flettner-Ruder

——— Flettner-Ruder
-·-·-·- Altes Ruder als Vergleich eingezeichnet
Man beachte den Größenunterschied
R = Hauptruder. r die Flettner-Flossen (Hilfsruder)

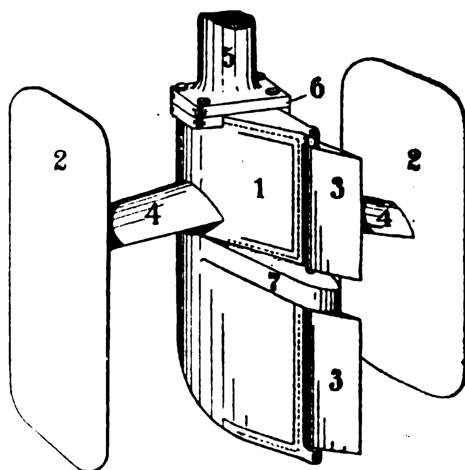
sobald der Zylinder linksherum gedreht wird, rechtsherum laufende, sobald er sich wie der Uhrzeiger bewegt. Nun ist es ohne weiteres klar, daß die aus dem Gebläse kommenden Luftströme auf der einen Seite des Zylinders mit den streifenden Luftströmen gleichlaufen, während sie auf der andern Seite den dort kreisenden Luftströmen gerade entgegenprallen. Auf der einen Seite wird die Geschwindigkeit der Luftströme also nicht verlangsamt, während sie auf der andern Seite stark abgebremst wird. Weil nun die Geschwindigkeit strömender Medien in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Druck steht, folgt, daß auf der Seite der gleichgerichteten Ströme ein geringerer Luftdruck herrscht als auf der Seite der Walze, wo die Geschwindigkeit der Ströme gebremst wird. Magnus hatte also bewiesen, daß bei seinen Versuchen Kräfte ausgelöst werden, die quer zu den auf einen rotierenden Zylinder gerichteten Luftströmen wirken. Denken wir uns solche Zylinder senkrecht auf einem Schiffskörper angebracht, denken wir uns weiter einen starken Luftstrom gegen diese Zylinder wirken, so ist leicht einzusehen, daß die sich bei den drehenden Zylindern bildenden neuen, als Querkräfte wirkenden Luftströmungen einen starken Antrieb auf das Schiff ausüben müssen.

Hierauf also beruht der Magnus-Effekt. Den Gedanken griff Flettner auf. Und die Göttinger Versuchsanstalt wiederholte nun zunächst die theoretischen Versuche des Professors Magnus im Sinne Flettners. Das Ergebnis war ungemein überraschend: es wurde nötig, die bisherigen Anschauungen über die Möglichkeit hohen Winddruckes völlig zu ändern! Die Untersuchung eines Flettnerschen Modellschiffes im Windversuchskanal der Anstalt auf sein Verhalten zu den Windkräften und der Vergleich mit einem Modellschiff unter alter Stoffbesegelung ergab nämlich, daß die alte Besegelung bereits das Höchste leistet, so daß mit dieser eine höhere Ausnutzung der Windkraft nicht mehr möglich ist. Ganz anders aber bei den rotierenden Türmen Flettners. Mit ihnen ließ sich fast das Fünfzehnfache erreichen.

Die Versuche in Göttingen ergaben weiter, daß der Rotor sich etwa mit 3½facher Windgeschwindigkeit bewegen muß, um den höchsten Wirkungsgrad und die höchste Forttriebskraft bei einem bestimmten Winde zu erreichen. Dabei kommt es bei der Forttriebskraft nicht nur auf die herrschende Windgeschwindigkeit selbst, sondern auch auf das Verhältnis der Umfangsgeschwindigkeit des Zylinders zu der Windgeschwindigkeit an. Je größer dieses Verhältnis wird — bis zu der schon erwähnten Grenze von 3,5 : 1 —, desto stärker wird bei einem bestimmten Winde die Forttriebskraft. Es geht daraus hervor, daß das Aufkommen eines stärkeren Windes, der den alten Segelschiffen so oft verhängnisvoll wurde, für den Rotor ohne alle Bedeutung ist.

Wenn der Rotor mit einer bestimmten Geschwindigkeit rotiert und der Wind stärker wird, dann stellt sich das Verhältnis der Umfangsgeschwindigkeit des Zylinders zu der Windgeschwindigkeit ungünstiger, und zwar in dem Maße, daß die Forttriebskraft trotz des stärkeren Windes nicht erhöht wird. Der Seemann kann also durch die Einstellung einer gewissen Umfangsgeschwindigkeit des Rotors die Kraft, die auf den Rotor wirkt, jederzeit mit Leichtigkeit begrenzen. Er hat also einen aufkommenden Sturm niemals mehr zu fürchten. Es gibt also auch keine ungünstige Einstellung, wie sie bei Segeln oft vorkommen konnte. Der herrschende Wind wird daher immer auf die günstigste Weise ausgenutzt.

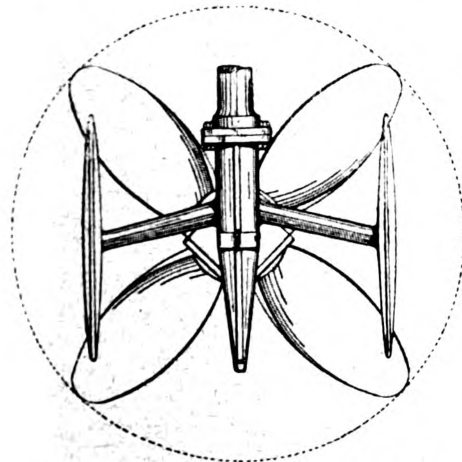
Gibt man dem Schiff hinten einen zweiten



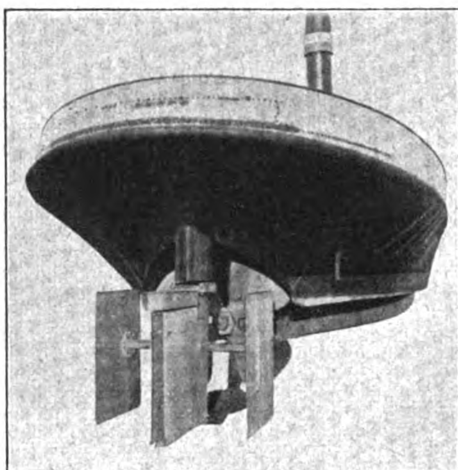
Flettners Dreiflächen-Ruder

Turm, so erzeugt man dort die gleiche Kraft wie vorn, das Fahrzeug steht also unter dem Einfluß zweier Kräfte, die bestrebt sind, es in der gleichen Richtung zu bewegen. Mit Hilfe des Ruders kann man nun diese Kräfte genau so zur Fortbewegung des Schiffes auf einen bestimmten Kurs benutzen wie die gewöhnliche Windkraft bei den alten Segeln. Zahlreiche Varianten sind in der Erzeugung der Kräfte, die auf den Türmen entstehen, möglich: Läßt man den vorderen Turm langsamer laufen als den hinteren, so wird die vordere Kraft kleiner als die hintere, das Schiff dreht also mit seinem hinteren Teil stärker, etwa von Westen nach Osten, als mit dem vorderen Teil. Oder man gibt dem vorderen Turm die entgegengesetzte Drehung: dann wirken auf das Schiff zwei Kräfte, vorn eine von Ost nach West, hinten eine von West nach Ost, unter deren Einfluß mit Hilfe des Ruders gewendet werden kann. Das einzige, was bei allen diesen Segelmanövern getan zu werden braucht, besteht in der Änderung der Drehbewegung der Türme, und dazu genügt ein einziger Mann, der auf der Brücke durch Schalthebel sowohl die Drehgeschwindigkeit als auch den Drehsinn der Türme elektrisch beeinflußt. Der Seemann hat keine schwierige Segelstellungen mehr zu machen; er braucht nicht mehr ängstlich Ausschau zu halten, welche Witterungsverhältnisse zu erwarten sind; er wird nicht mehr gezwungen sein, schon Stunden vorher die Segel fortzunehmen, wenn er einen Sturm befürchtet. Es wird auch nicht mehr notwendig sein, daß ein größeres Segelschiff vielleicht 100 Mann zum Setzen und Streichen der Segel unter gefahrvollsten Umständen trägt. All diese Manöver, die bei einem Segelschiff sehr viel Zeit beanspruchen, erreicht man in kürzester Zeit allein durch Umlegen eines Hebels.

Die mitrotierenden Endscheiben, die sich auf den



Anordnung des Dreiflächen-Ruders hinter der Schiffsschraube



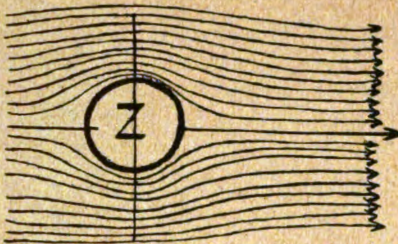
Das Heck des Versuchsdampfers »Odenwald« mit dem Dreiflächenruder

Türmen befinden, sollen verhindern, daß in das hohe Unterdruckgebiet die äußere Luft eindringt und so dieses »Vakuum« bis zu einem gewissen Grade ausgleicht. Sie tragen dazu bei, daß die Wirkung der Rotoren um ein Mehrfaches erhöht wird.

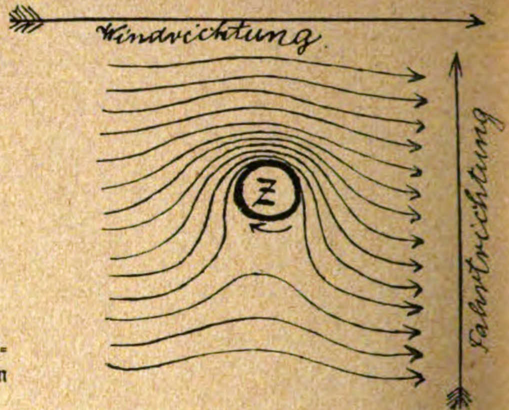
Nachdem die Versuche in Göttingen beendet waren, wurde die Dreimastschonerbrigg »Buckau« auf der Germaniawerft zu Hamburg in ein »Flettner-Rotorschiff« umgebaut.

Die beiden sich drehenden Türme bestehen aus innen versteiftem, 1 mm dickem Stahlblech und sind auf einem im Schiffsinneren fest verankerten Pivot auf zwei Gleitlagern gelagert. Das sich drehende Aggregat hat einen Durchmesser von 2,80 m und eine Höhe von 15,6 m. Die Endscheiben haben etwa den anderthalbfachen Durchmesser des sich drehenden Zylinders. Der Antrieb der Türme geschieht durch zwei Elektromotoren von je 11 KW. Höchstleistung, die über ein Diesel-Aggregat gespeist werden. Beide sind im Inneren des Pivots angeordnet. Das Gewicht der gesamten Anlage beträgt 7000 kg, während die alte Takelage der »Buckau« insgesamt 35 000 kg gewogen hat. Das sich drehende Aggregat selbst (also beide Rotoren) wiegt 2000 kg.

Die ausgedehnten Versuchsfahrten der »Buckau« zeitigten folgendes Ergebnis: »Buckau« erzielte eine bedeutend schnellere Fahrt als ein Segelschiff und hat bei mittlerem, böigem, stoßweise auftretendem Wind schon eine Geschwindigkeit von annähernd 9 Knoten erreicht, also eine Fahrt, wie sie ein mittlerer Frachtdampfer gewöhnlich macht. Die Fahrten der »Buckau« haben aber weiter noch gezeigt, daß mit einer Erhöhung der Segelwirkung auf das Fünfzehnfache zu rechnen ist. Die Stabilität des Schiffes ist bedeutend verbessert. Schwere Hagelböen gingen über das Fahrzeug hinweg, ohne daß die geringste Wirkung



Schema der Windſtrömung gegen einen ruhenden Zylinder



Schema der Windſtrömung gegen einen ſich im Sinne des Uhrzeigers drehenden Zylinder

auf das Schiff zu ſpüren war. Die in der Verſuchsanſtalt zu Göttingen erweckten Hoffnungen haben ſich alſo erfüllt.

Das Rotorſchiff hat eine Wendigkeit, wie es kein Segelſchiff aufweiſt. Durch Umkehrung des vorderen Rotors geht die 600-t-Brigg mit voller Ladung wie eine kleine Jacht durch den Wind; das Wenden und Halſen geſchieht in kürzeſter Friſt, ja, es iſt ſogar möglich, durch Reverſieren beider Rotoren ſozuſagen rückwärts zu ſegeln. »Buckau« kann wie eine moderne kleine Jacht faſt in den Wind hineinfahren, was bei Segelſchiffen dieſer Art und Größe unmöglich iſt. Das Schiff geht bis 2 Strich (etwa 23 Grad) in den Wind. Die zur Bewegung der Rotoren nötige Kraft beträgt 20 P.S., während bis zu 1000 P.S. durch die beiden Rotoren aus dem Wind entnommen werden können.

Gegenüber dem alten, ſeit Jahrtauſenden nicht mehr weſentlich verbeſſerten Segel hat Flettner durch einen großen und in mancher Hinſicht ſehr gewagten Schritt eine Ideal-Segelmaſchine geſchaffen, die das moderne Dampf- und Motorſchiff nicht verdrängen, ſondern als eine ergänzende Maſchine auf dem einzelnen Schiff zu der Kolbenmaſchine oder dem Motor treten ſoll, um die Energie des Windes auszunutzen und einen großen Teil des Energiebedarfs der Schiffahrt, eines der größeſten Verbraucher von Kohle und Öl, zu befriedigen.

Dem fernen Gatten

Wenn du am Ende deines frohen Tages
Zum Himmel ſiehſt, voll ländlich klarer Sterne,
Dann denk' an mich – er ſcheint mir, da du ferne,
Nur wie die Decke meines Sarkophages.

Nun ſchläfert dich. Wie wurdeſt du ſo gerne
Zum Kind beim Hall des zehnten Stundenſchlages.
Verzärtelt dich die Mutter beſſer? Sag' es,
Damit ich beſſer noch zu lieben lerne.

Ich ſehe dein Geſicht, es wird ganz rein,
Die Züge einen ſich zu ſchöner Stille.
Ich ſegne dich und bin nicht mehr allein.

So ſchlafe denn in Gottes großem Namen.
Er iſt die Liebe. Liebe iſt ſein Wille.
So mög' er dich und mich beſchützen. Amen.

Alma Johanna Koenig



Hermann Göhler: Am Uferweg

Von Kunst und Künstlern

Fritz Erler: Dame am See (vor S. 109) und Knabe mit Hund (vor S. 125) — Hermann Göhler: Am Uferweg (S. 201) und Parktreppe (S. 204) — Paul W. Ehrhardt: Lesende (S. 202) und Weiß gegen Weiß (S. 203) — Otto Pippel: Sorrent (vor S. 185) und Osterbier (vor S. 205) — Hans Baldung Grien: Christus am Kreuz (vor S. 145) — Peter Trumm: Grablegung Christi (S. 205) — Bruno Héroux: Faust mit dem Giftbecher (S. 206); Gretchen (vor S. 161) und Faust durch Elfen wiedererweckt (vor S. 181) — Arthur Riedel: Titelblatt zu den Fabeln des Äsop (vor S. 153); Der Rabe und die Pfauen S. 207); Gratulanten (S. 207) — Josef Hinterseher: Waldidylle (vor S. 117); Schlafende Diana (S. 208) und Gänsedieb (S. 208)

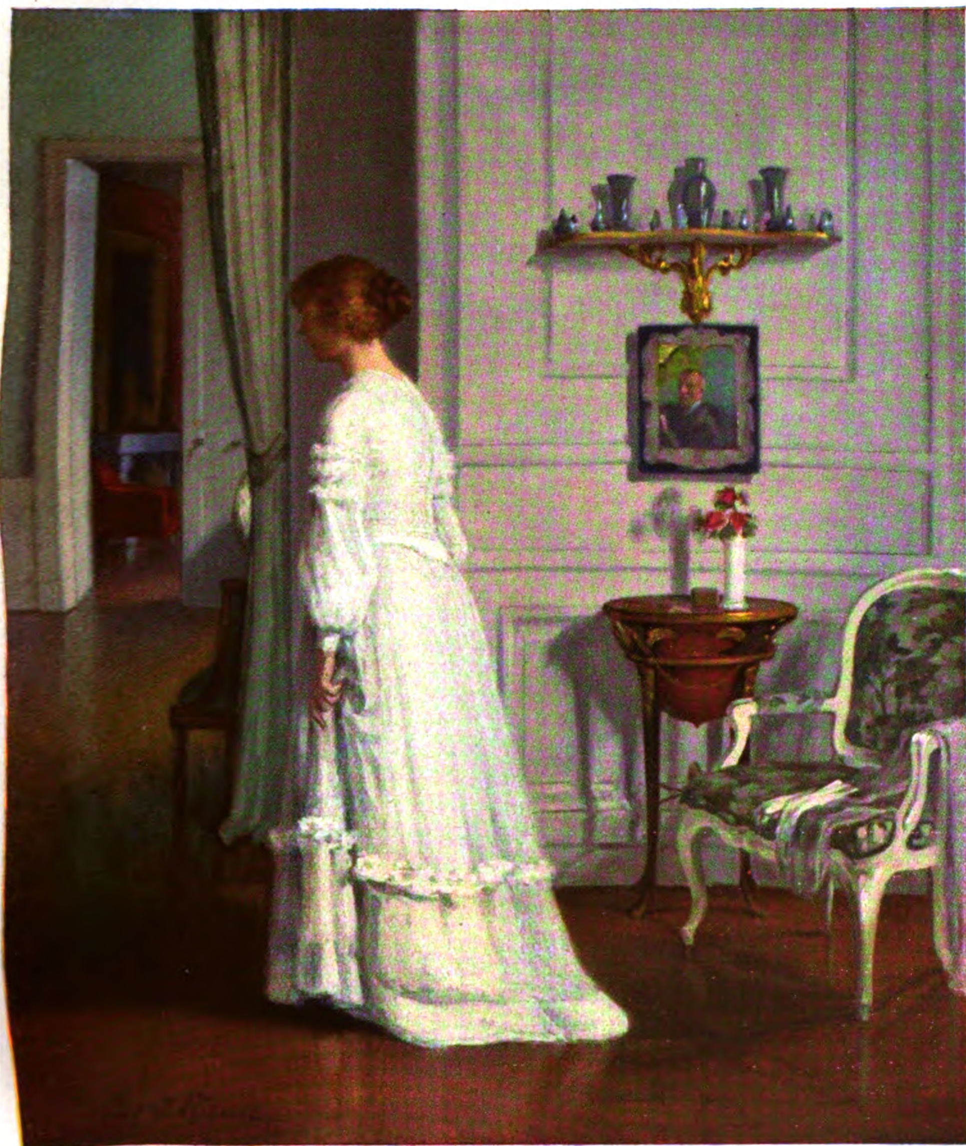
Dies Heft wird von süddeutscher Kunst beherrscht. Nicht nur durch den führenden, von Richard Braungart geschriebenen Künstleraufsatz über Fritz Erler, der von zwei für die Erlersche Kunst außerordentlich charakteristischen farbigen Einschaltbildern, der Dame am See und dem Knaben mit Hund, begleitet wird, sondern auch durch die vier farbigen Textbilder von Hermann Göhler und Paul W. Ehrhardt, die die vier ersten Seiten dieser Abteilung »Von Kunst und Künstlern« schmücken, und durch das Vorfrühlingsbild »Osterbier« von Otto Pippel. Wesentliche Züge der zeitgenössischen süddeutschen Malerei vereinigen sich hier: in Fritz Erler, dem Münchner, begegnet uns ein hervorragender Vertreter der dekorativ-monumentalen Richtung, der sich seinen Namen und Ruhm hauptsächlich durch große Freskenzyklen erworben hat und diesen Stil auch in seinen Tafelbildern nicht verleugnet; der Karlsruher Hermann Göhler erscheint als der Maler heiterer, von festlich gekleideten Menschengruppen belebter Park- und Seelandschaften; Paul W. Ehrhardt, abermals ein Münchner, bekräftigt aufs neue seinen Ruf als Meister des vornehmen Innenbildes, das nichts von seiner Delikatesse verliert, wenn es sich durch Einfügung von Figuren dem novellistischen Genre nähert.

Bilder von Hermann Göhler erkennt man auf den Kunstausstellungen, auch in der alljährlichen großen Münchner Glaspalastausstellung, die doch jedesmal eine schier verwirrende Fülle der



Paul W. Ehrhardt: Lesende

Gesichte bietet, gleich auf den ersten Blick. Süddeutsche Park- und Seelandschaften, wie er sie bevorzugt, malen auch andre; aber kein zweiter weiß sie mit solcher äußeren und inneren Heiterkeit, solcher sonntäglichen Festfreude zu überhauchen. Schon die Luft, die sie umspielt, und das Konzert der Wolkenbildung sorgen dafür, aber auch die blitzenden Wasserspiegel, die besonnten Wege, die lieblich grünenden Rasenflächen und die lichten Baumgruppen, durch die weiße Bänke und weiße Segel winken, zu denen breite, sanfte Treppen herabführen, umsäumt von blühendem Gesträuch und weiß leuchtendem Steinschmuck. Damit aber nicht genug. Es lockt diesen Maler, und er hat sich eine Spezialität damit geschaffen, in diese immer aufs feinste ausgewogenen Landschaftsausschnitte festlich gekleidete Menschengruppen zu setzen, die nichts von der Last des Lebens und der Sorge des Tages zu wissen scheinen, die leicht und froh und bunt dahinwandeln, als kennten sie keine Steine im Wege. Menschen von heute in unsrer nüchternen, farblosen modernen Kleidung würden nach Göhlers Meinung in diese strahlenden Landschaftskleinodien nicht passen, so wenig wie ein grauer Kieselstein in einen kostbaren Ring. Deshalb kleidet er seine Spaziergänger und Lustwandler gern in die farbenfrohen Gewänder der Vergangenheit, in Grün und Rot, Blau und Gelb, und nun erst stellt sich der volle Zusammenklang zwischen Landschaft und Menschen, zwi-



Paul W. Ehrhardt: Weiß gegen Weiß

schen den Farben der Natur und denen der Kostüme ein: Bilder, die auch das Auge des Betrachters sonnenhaft machen und Herz und Gemüt erhellen.

Dieselbe Freudigkeit der Farbe, nur gedämpft und besänftigt durch das im Innenraum gefangene Licht, bei Paul W. Ehrhardt. Auch seine Menschen haben etwas dem Alltag Entrücktes, etwas von der feiertäglichen Zurückgezogenheit der Seele, an deren Strand die Flut des Lebens nur mit leisem Wellenschlage rührt, mag er nun in einen fein abgestimmten Raum eine ganz in ihr Buch versunkene »Lesende« setzen, deren Kleid in das Blau der Tischdecke, das Silbergrau der Wand und das Rotbraun des Fußbodens eine so kapriziöse Note bringt, oder sich das Wagnis leisten, »Weiß gegen Weiß« zu stellen, wie in dem andern Bilde, durch das an weißem Sessel, weißer Vase, weißer Wand vorüber eine völlig in reines Weiß gekleidete Dame schreitet. Gewiß sind diese beiden Bilder zunächst mehr koloristisch als eigentlich »seelisch« empfunden. Aber auch abgesehen von dem stillen, leisen Lächeln, das auf dem gesammelten, ganz nach innen gekehrten Antlitz der Lesenden liegt, abgesehen von dem zarten, reinen Profil der aufrecht Dahinschreitenden oder »schwe-



Hermann Göhler: Parktreppe

benden — spricht nicht schon aus diesen Räumen und ihrem Schmuck, spricht nicht schon aus der Melodie der Farben die Persönlichkeit der Bewohnerinnen? Auch wie dieser Maler koloristische Akzente zu setzen weiß, verdient Beachtung. Gelegentlich streift er dabei wohl mal das Süßliche — wie in dem Rosensträußchen auf dem Mahagonitisch, das doch wohl allzu steif und bewußt geraten —, wiederum aber gelingt ihm eine so feingeschliffene Pointe, wie in der weißen Porzellantasse vor der Lesenden.

Auch bei Otto Pippel (geb. 1878 als Sohn deutscher Eltern in Lodz) ist es immer das Licht, manchmal das gedämpfte, öfter noch das zügellos dahinflutende, das seine Bilder erfüllt. Zuweilen wird diese Lichtflut — das traf schon auf den »Walchensee im Frühling« zu, den wir im Februarheft 1921 farbig wiedergegeben haben — geradezu etwas Körperliches, das man mit Händen greifen und nach Hause tragen zu können meint. Früher war für Pippel außerhalb Deutschlands die Krim und das Schwarze Meer eins der bevorzugtesten Studien- und Darstellungsgebiete, seit dem vorigen Jahr ist er wieder zu seiner alten Liebe Italien, zumal Unteritalien, zurückgekehrt. Neben Bildern aus Taormina entstand damals auch die Straße in Sorrent, wo die Wintersonne so heftig mit den Wolken und Schatten kämpft. Das »Osterbier in Planegg«, ein Motiv aus den vorörtlichen Biergärten Münchens, hat schon den Frühling im Leibe: dies Flimmern und Glitzern auf den noch kahlen Zweigen und dem noch schattenlosen Boden, es teilt sich auch den Menschen mit: so »g'ruhsam« sie dazusitzen scheinen, die Erwartung des Neuen, Kommenden, Langentbehrten und Langersehnten ist über ihnen, und wie sich das junge übermütige Licht in der Mitte des Bildes sammelt und gleichsam einnistet, erscheint diese, wie der Maler sagt, luministisch und koloristisch betonte Stelle wie der Mittelstein in einem Schmuckstück, der alle andern mit seinem Funkeln ansteckt. Auch hier hat das Wort »Ostern«, bei allem gut münchnerisch Materiellen, einen höheren und feineren Inhalt, und Verse aus dem Osterspaziergang des Faust klingen auf:

... Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.



Otto Pippel: Osterbier

Als Passions- und Osterbilder zwei ernste, von tief religiösem, aber auch echt deutschem Gefühl beseelte Blätter aus der alten und modernen Graphik, in ihrem mehr vom Zufall als mit Absicht gefügten Beieinander ein um so erfreulicherer Beweis für die starke heimatliche Überlieferungskraft, die trotz allen zerstreuenden fremdländischen Moden noch immer in unsern zeichnenden Künsten wirkt.

Hans Baldung, genannt Grien, geboren um 1480 in dem Dorfe Weyersheim am »hohen Turm« unweit Straßburgs, Schüler Dürers in Nürnberg, selbständiger, angesehener Meister in Straßburg und Freiburg, gestorben 1545 in Straßburg, war als Holzschneider bedeutender denn als Maler, obwohl auch unter seinen Gemälden ein paar Meisterstücke sind, wie der gestaltenreiche Freiburger Hochaltar, die Beweinungen Christi in der Londoner Nationalgalerie und im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum, Maria mit dem Kinde in Sigmaringen, der Tod mit dem jungen Weibe in der Kunsthalle zu Basel. Erst in der Graphik entfaltete sich seine Phantasie freier, wählte er, ein starker männlicher Charakter, ein hoher, selbständiger Geist, sich die Aufgaben mehr nach eigner Lust und Freude, offenbarte sich sein Inneres reicher und unmittelbarer als in den Malereien, die oft, zumal in späterer Zeit, die Feinheit des Farbensinns und der Technik vermissen lassen. Besonders im Holzschnitt, seiner Lieblingstechnik neben der Glasmalerei, sind ihm einige kühne Erfindungen, markige, große und gut bewegte Gestalten gelungen. Einige dieser wirkungsvollen Blätter, so die bekannte Hexendarstellung von 1510 und den Christus am Kreuz, hat er mit mehreren Platten gedruckt, und die Berliner Reichsdrucke, denen wir so viele schöne originalgetreue Wiedergaben klassischer Zeichenkunst verdanken, erwerben sich ein Verdienst, wenn sie diese beiden Blätter in Vervielfältigungen herausbringen, die von den Originaldrucken kaum zu unterscheiden sind.

Die Grablegung Christi, das Bild am Fuß dieser Seite, von dem noch jungen Münchner Peter Trumm wird nach einem einfarbigen Holzschnitt wiedergegeben, der seine Schönheiten in der Komposition, in den Linien der Figuren und im seelischen Ausdruck der schmerzerfüllten Gesichter hat. Das kompositionelle Hauptthema dieser Grablegung ist der pathetisch-tragische Abschied der Mutter, die die Leiche des Sohnes der Erde zurückgibt. Zwei Männer, der eine offenbar Joseph von Arimathia, sind voran die Treppe zur Gruft herabgestiegen, bereit, den Toten zu empfangen. Die schwarze Masse der Gruft und die helle Gestalt Christi bilden den Grundklang des tonigen Aufbaues, den die übrigen Figuren und die Abendlandschaft abstufen.

Trumm (geb. 1888 in Straßburg) ist ein Heimatgenosse Baldungs, und vielleicht ist das nahe



Peter Trumm: Grablegung Christi

Vorbild nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Ursprünglich Maler, entwickelte er sich mehr und mehr zum Graphiker und Illustrator; der Holzschnitt ist auch sein eigentliches Gebiet und seine erwählte Aufgabe geworden. Dabei unterscheidet er streng zwischen der älteren, eigentlichen Schnitttechnik auf Langholz und dem neueren Holzstich auf Hirnholz. Diesen sucht er dadurch neu zu beleben, daß er den Stichel durch andre, der Radiernadel ähnliche Werkzeuge ersetzte, wodurch er als Erster zu der etwa als Holzradierung zu bezeichnenden Technik gelangte, in der auch die Grablegung ausgeführt ist.

Auch die Radierung »Faust mit dem Giftbecher« von Bruno Héroux (S. 206) dürfen wir noch als ein Osterbild ansprechen. Sind es doch die »des Osterfestes erste Feierstunde« verkündigenden Glockenklänge und Chorgesänge, die Faust bewegen, die schon an die Lippen geführte »kristallen reine Schale« mit dem »Saft, der eilig trunken macht«, wieder abzusetzen:

O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder ...



Bruno Héroux: Faust mit dem Giftbecher
(Blatt 1 aus den zwölf Radierungen zum Faust)

Bruno Héroux, nach Klingers Tode wohl unser beweglichster, für literarische Anregungen empfänglichster Radierer, hat Goethes Faust neuerdings in einer Folge von zwölf Radierungen behandelt, die in besonderer Mappe als Kunstblätter erschienen, in verkleinerter Wiedergabe aber auch in die neue von Herm. Türck eingeleitete Borngrähersche Faustausgabe übergegangen sind (Der Tragödie 1. und 2. Teil; Leipzig, Wilh. Borngräber). Auch das Gretchen (Fausts erste Begegnung mit ihr vor dem Dom), in einer schon stark das Schicksalsbewußte ihres Liebes- und Schmerzensweges betonenden Auffassung, und Der durch Elfen wiedererweckte Faust, wie der Anfang des zweiten Teiles ihn zeigt, begegnen uns in der Mappe wie in der Buchausgabe:

... Ein Paradies wird um mich her die Runde.
Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde ...

Héroux bevorzugt in seinem Faust-Zyklus augenscheinlich die problematischen und mystischen Szenen, denen die bisherige Faust-Illustration gern aus dem Wege gegangen ist. Er radiert das Nasenabschneiden in Auerbachs Keller, das Hexenheer in der Walpurgisnacht, Gretchens Verzweiflung im Kerker, die Meerfahrt der Galathee in der Klassischen Walpurgisnacht, Euphorions Entschwinden, die drei gewaltigen Gesellen Raufebold, Habebald und Haltefest, den düster aufgetürmten Palast des alten Faust am Hafen, die Lemuren mit dem Teufel, wie sie Fausts Grab schaufeln, während schon die Engel sein Unsterbliches gen Himmel entführen — alles dies mit einer dem Phantastischen, Dämonischen und Übersinnlichen zugeneigten Erfindungskraft, die sich manchmal von ihrem dichterischen Vorbild löst oder es doch selbständig weiterführt. Jedenfalls lassen sich viele Anregungen aus diesen 12 Blättern des Leipziger Graphikers gewinnen, ob man sie nun für sich als selbständige Blätter oder innerhalb der Faustausgabe als künstlerische Textauslegungen genießt.

Der Karlsruher Arthur Riedel, unsern Lesern nicht mehr unbekannt, geht andre Wege. Er sucht das Stille, Sanfte, Friedliche, wohltuend Harmonische, das Idyllische und Didaktische. Darum hat er ein so nahes Verhältnis zur Tierfabel, in deren sinnigen Erfindungen sich so viel Menschenkenntnis und Lebensweisheit verbirgt. Seine Zwölf Radierungen zu den Fabeln des Äsop (Erlenbach-Zürich und Leipzig, Rotapfel-Verlag) sind wohl das Reifste, was er bisher an zusammenhängenden Darstellungen geschaffen hat. Kein überflüssiges Beiwerk, Landschaft und Tiere knapp und straff, aber in jedem Strich beredt und bedeutsam zusammengefaßt, das



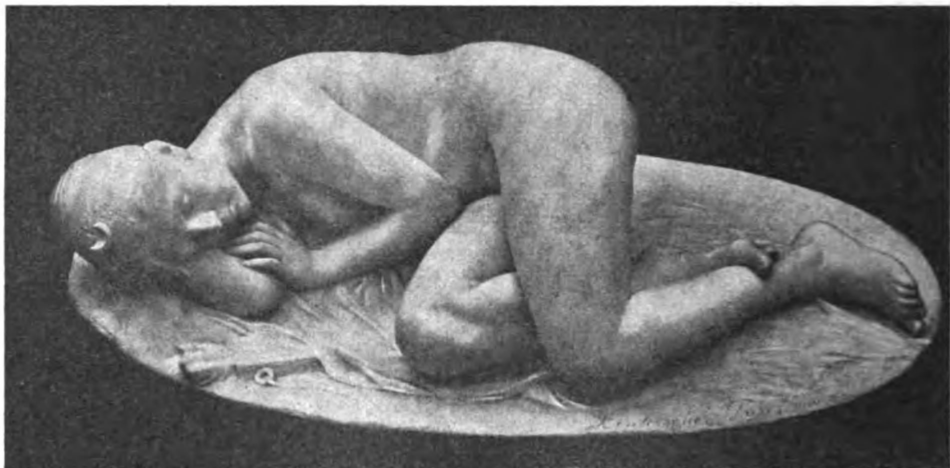
Arthur Riedel: Der Rabe und die Pfauen

Wesentliche scharf und klar herausgeprägt. Gleich das Titelblatt ist ein Muster wohlgeordneter, durchsichtiger und doch die Phantasie anregender Komposition. Paradiesische Stille und Einsamkeit breitet sich um den auf altem Gemäuer hockenden, an eine hohe Tanne gelehnten, ganz in seine Arbeit vertieften Zeichner, um den die Tiere, als wäre er ihr Kamerad, ihre friedlichen Kreise ziehen. Andre Blätter, etwa »Der Wolf und das Lämmlein«, sprechen mit einer schier gotischen Einfachheit und Eindringlichkeit zu uns; wieder andre, wie »Der Wolf und der Kranich«, haben etwas Dramatisches; noch andre, wie »Der Rabe und die Pfauen«, zeichnen sich durch zierliche dekorative Reize aus. Wir fügen hier noch ein Einzelblatt hinzu, die »Gratulanten« (S. 207), eine Darstellung voll festlicher Heiterkeit und Anmut, wie sie uns öfters bei Riedel begegnet, auch in den Jahrmarktsszenen und badisch-schwäbischen Landschaften, die er so gern zeichnet und von denen wir bald noch eine Probe geben wollen.



Arthur Riedel: Gratulanten

In Josef Hinterseher lernen wir einen Plastiker kennen, der sich gleichfalls, bei aller Vielseitigkeit und Beweglichkeit seiner Gestaltungskraft, die Liebe zum Ebenmaß der Form und zum Wohllaut des Rhythmus bewahrt hat. Er hat lange in Paris gelebt und gearbeitet, zu einer Zeit, als man noch davon träumen durfte, über den gemeinsamen Strom der Kunst eine Brücke auch zur friedlichen Versöhnung der Völker schlagen zu können. Seine Werke fanden in



Josef Hinterseher: Schlafende Diana

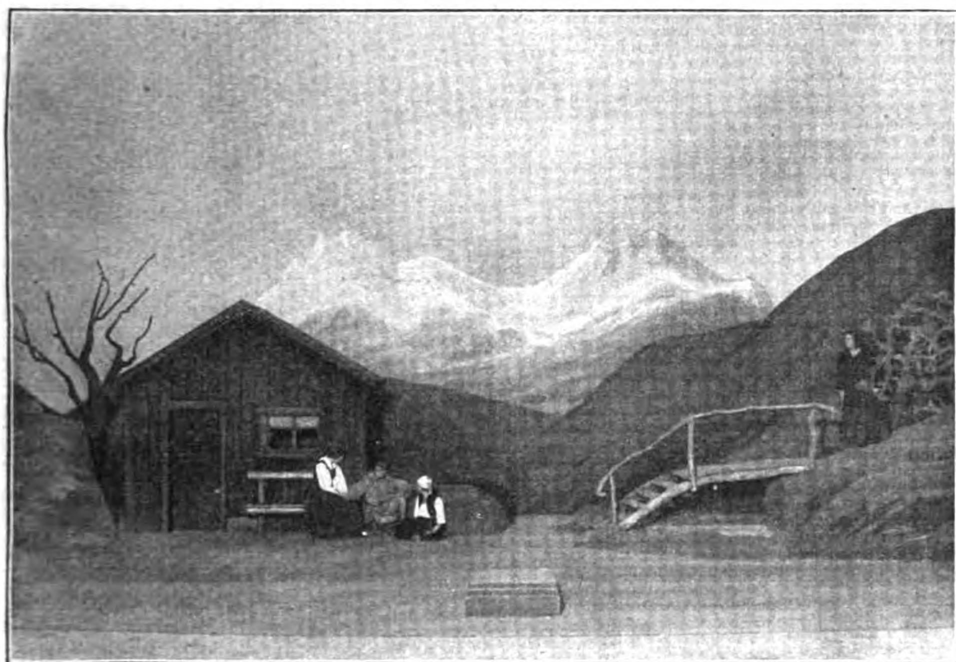
Aufn. Friedr. Wolter, Berlin W. 35

den Pariser Salons jedenfalls willige Aufnahme und ehrenvolle Anerkennung. Vorher, als Fünfundzwanzigjähriger — geboren ist er 1877 in München, und dort hat er auch die Kunstgewerbeschule und die Akademie durchgemacht —, war er, mit dem Rompreis ausgezeichnet, in Italien gewesen und hatte die Werke der Antike und der Renaissance studiert, denen er das feine Gefühl für die Form und die abgeklärte Linienführung verdankt. Die lebensgroße Bronzegruppe »Waldidylle«, in München, Wien, Paris und Amerika mit mancherlei Preisen gekrönt, aber noch heute im Besitz des Künstlers, ist wohl das reifste und lebendigste Denkmal dieser Periode, die vorher schon im »Gänsedieb« einen Niederschlag gefunden hatte. Paris brachte dann jene kecke Freiheit, jene oft bis zur Auflösung getriebene, mehr malerische als plastische Bewegtheit der Formen hinzu, die ihren Meister in Carpeaux hat und sich bei Hinterseher in der »Schlafenden Diana« (S. 208 oben) ausspricht.

Der Bildnisplastiker Hinterseher erscheint wohl am glücklichsten in der ausdrucksvollen Büste des Schriftstellers Houston St. Chamberlain, so zahlreich und mannigfaltig seine Porträtplastiken auch sein mögen. Gerade für solche Bildnisse markanter Persönlichkeiten mußte dem Künstler seine ausgebreitete Welt- und Menschenkenntnis zugute kommen. F. D.



Josef Hinterseher: Gänsedieb



Aufn. Hermann Eckner, Weimar

Szenenbild aus Heinrich Lilienfeins Mysterium »Die Erlösung des Johannes Parricida« (1. Akt; Nationaltheater in Weimar)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Heinrich Lilienfein: Die Erlösung des Johannes Parricida — Hans J. Rehfisch: Wer weint um Juckenack? — Kurt Götz: Der Lampenschirm — Lew Urwanzow: Das Tierchen — W. Somerset Maugham: Mrs. Dot — Französisches und Deutsch-Französisches

Die Blüte des heroischen Dramas, die wir uns nach den Stürmen des Weltkrieges erträumten, ist ausgeblieben. Zu gewaltig war die Stimme des Schicksals, die da erbrauste, als daß eine menschliche Zunge sich hätte gegen sie aufwerfen mögen; zu niederschmetternd die Wucht des Gewitters, um auch dem Dichter so bald ein Wiederaufstehen oder gar ein titanisches Sichaufbäumen zu erlauben. Wenn jemals, so forderte dies Geschehen zunächst die Einkehr bei uns selber und in ihrem Gefolge die Frage nach Schuld und Sühne, den Gedanken an Gnade und Erlösung. Wer sich hier nicht beugte, konnte nicht hoffen, emporzuschnellen; wer nicht zuvor auf irgendeine Weise seinen Frieden mit den Schicksalsmächten geschlossen, wer sie nicht in seinen Willen und seinen Rat aufgenommen hatte, durfte zumal als Dramatiker, als Beherrscher des mächtigsten, aber auch verantwortungsvollsten dichterischen Instruments nicht auf Gehör bei seinen ernster gesonnenen und tiefer veranlagten Zeitgenossen rechnen. So müssen wir es eher als ein Zeichen der wiederkehrenden Kraft denn der erliegenden Schwäche nehmen, wenn das religiöse Drama an Boden gewinnt, und wenn sich auch in weltlichen Stoffen die überweltlichen Stimmen des Mysteriums wieder Gehör verschaffen.

Heinrich Lilienfein brauchte den Anstoß zu solcher Wendung nicht erst aus dem Erlebnis des großen Krieges zu empfangen. An der Schwelle seines reichen dramatischen Schaffens stehen das Schauspiel »Menschendämmerung« und die Tragödie »Berg des Ärgernisses«, zwei Werke, die trotz ihrer zeitlichen Verbundenheit mit dem ausgehenden Naturalismus von religiösen Gedanken und übersinnlichen Stimmungen bewegt werden, und in keinem seiner späteren Dramen, auch wenn sie im realistischen Boden der Gegenwart wurzeln oder antik-heidnische Motive aufgreifen, fehlen diese in das Reich des Überweltlichen, des Seelisch-Mystischen strebenden Ranken. Sein jüngstes Drama »Die Erlösung des Johannes Parricida«, zum ersten Male im Weimarer Nationaltheater unter der Spielleitung des neuen Generalintendanten Dr. Franz Ulbrich innerhalb der wirkungsvollen, von Ernst Schütte und Anton Dauer geschaffenen Bühnenbilder aufgeführt, nennt sich geradezu »ein Mysterium in drei Akten« (Buchausgabe bei J. G. Cotta in Stuttgart) und betont damit

deutlicher als die andern seine religiöse Herkunft und Absicht.

Die Person des Johann von Schwaben, der im Jahre 1308 bei Rheinfelden an der Reuß seinen ihm väterlich zugetanen Oheim König Albrecht 1. ermordete und deshalb von der Geschichte mit dem Namen Parricida (Vater- oder Verwandtenmörder) gebrandmarkt wurde, ist uns als dramatische Episoden- und Kontrastfigur aus Schillers Tell geläufig. Im fünften Akt, unmittelbar vor Tells glücklicher Heimkehr, betritt Parricida auf seiner Flucht hilfeflehend dessen Wohnung. Seine düstere Erscheinung wirft wohl einen Schatten auf die Wiedersehensfreude der Ehegatten, aber das Rechtsgefühl und das gute Gewissen dessen, der — nicht aus leidenschaftlicher Rachsucht, geschweige denn aus Gewinngier, sondern allein aus Vaterlandsliebe und Freiheitsdrang — den Geßler erschlug, kann sie nicht erschüttern. Zwischen ihm und Parricida besteht keine Schuldgemeinschaft. Dem Dichter erschien dieser Auftritt, der zudem in der Rütli-Szene schon vorbereitet war, keineswegs als künstlich herbeigeholte Zutat, vielmehr als der »Schlußstein des Ganzen«, der uns anschaulich vor Augen führen sollte, wie Tells Bewußtsein auch der Außenwelt gegenüber frei und sicher bleibt. Dennoch war die Parricida-Szene schon zu Schillers Lebzeiten argen Mißdeutungen ausgesetzt. »Neben dem ruchlosen Mord aus Impietät und Ehrsucht« — so mußte Schiller selbst sie gegen einen Einwand Ifflands verteidigen — »steht nunmehr Tells notgedrungene Tat, sie erscheint schuldlos in der Zusammenstellung mit einem ihr so ganz unähnlichen Gegenstück, und die Hauptidee des ganzen Stückes wird eben dadurch ausgesprochen, nämlich: das Notwendige und Rechtliche der Selbsthilfe in einem streng bestimmten Fall.« Angreifbarer und ungerechtfertigter mußte, vom menschlichen wie vom künstlerischen Standpunkt aus, die Tatsache erscheinen, daß die Vergleichung der beiden Mordtaten den sonst so bescheidenen und natürlichen Tell mehrmals zu einem überlegenen, selbstgerechten Ton unerfreulicher Ruhmredigkeit verführt. Selbst da, wo sein Mitleid mit dem Irrenden hervorbricht, fällt sein Rat, der Sünder solle in »Sankt Peters Stadt« seine Seele zu lösen suchen, auch nach der Meinung eines so unbedingten Schillerverehrers wie Karl Berger »stark aus der Einfachheit seines sonst bewährten Gottvertrauens«.

Hier bot sich denn auch einer freieren, weniger dogmatisch gefesselten Auffassung der Punkt dar, wo sie ihren Hebel für eine tiefere und beseeltere Gestaltung des Parricida-Problems ansetzen konnte. Lilienfein hat diesen Punkt, weniger mit dem scharfen dramatischen Verstande als mit dem feinspürigen Gefühl menschlicher Teilnahme, sicher erspäht. Nicht der Papst, noch sonst eine geistliche oder weltliche Macht kann den Parricida von seiner Sünde lösen, sondern allein die Gnade Gottes, verkörpert in der unbeirrten Liebe eines reinen, selbstlosen Weibes, bestätigt und bekräftigt durch die todwillige Hilfsbereitschaft des Sünders selbst für seine gefährdeten Mitmenschen.

Fern der lauten Welt, unter den Schneehäuptern des Hochgebirges ist in der Obhut ihres Pflegevaters, eines alten Hirten, die sanfte, still in sich gekehrte Grazia aufgewachsen, mehr im Himmel als auf der Erde daheim. Nur widerstrebend gehorcht sie dem fürsorglichen Willen des Vaters und dem jugendlich stürmischen Werben Ruppos, des reichsten Hirten im Tal, wenn sie sich zur Hochzeit rüstet; im Innersten sagt ihr seit Kindertagen ein Ahnen, ein Gefühl wie Gottesstimme, daß das wahre Glück ihres Herzens nicht im Empfangen, sondern im Opfer und im Leiden bestehe. Der Stimme zu folgen, befand sie sich schon einmal auf der Flucht ins Kloster der Büßerinnen. Aber dieser Ruf war, wie sie bald erkannte, nicht der rechte. Da, am Tage vor ihrer Hochzeit, stößt sie auf dem Wege zur Kapelle in der Felsenwildnis auf den ruhelos umherirrenden, unter der Last seiner Sünden zusammengebrochenen Parricida, von dessen Person und Schicksal sie freilich zunächst nichts weiter weiß, als daß hier ein armer verzweifelter Mensch wie ein wundes Tier nach Barmherzigkeit und Sühne schreit. Und sie ahnt, obwohl sie nicht gleich den Mut findet, sich dem Elenden zu nähern, daß jetzt wirklich das ihr von Gott gesandte Schicksal ruft. In diesem Gefühl können sie auch Ruppos zärtlich beschwingte Huldigungen und das gütliche Zureden einer Freundin, so demütig sie sich ihnen zuneigt, nicht mehr beirren. Am Abend, dem letzten, da sie sich noch selber gehören darf, tritt dann der Unselige gnadeflehend vor Grazia hin, in deren Namen schon ein holder Stern der Hoffnung für ihn aufzuglimmen scheint. Aber noch einmal entzieht sie sich ihm; noch einmal dringen aus den sich zu Gestalten ballenden nächtlichen Nebeln, aus der Stimme des Königs Albrecht, aus den Stimmen der Geister von oben und unten alle Qualen und Martern seines fluchbeladenen Gewissens auf ihn ein, noch einmal muß er die furchtbare Tat mit all ihrem Grausen und Schrecken durchmachen: »Ausgelöscht sind alle Sterne, Gott ist taub und Gott ist ferne ...« Reglos wie ein Toter liegt Johannes am Boden. Da, bei der ersten Morgendämmerung, naht sich ihm Grazia von neuem, küßt ihn, von einer geheimen, unwiderstehlichen Macht getrieben, auf die Stirn und wandert nun, ungeschreckt von Fluch und Grauen, mit ihm ins Elend — weg von Heimat, Freundschaft, Vater und Bräutigam.

Der zweite Akt zeigt das Paar auf ungestümer Wanderung unweit der Papststadt Avignon, wo Johannes sich vom Heiligen Vater Lösung seiner Schuld erhofft. Denn auf der stillen, seeverlorenen Insel, wo er bisher mit der Geliebten ge-

wohnt und wo sie ihm ein — alsbald vom Himmel zurückgefordertes — Kind geboren hat, sind die alten wilden, totgeglaubten Schatten der Verzweiflung wieder erwacht. So war Grazias Liebe also doch zu schwach, ihn zu erlösen! Freilich weiß sie noch immer nicht, wem sie sich ergab und welche Schuld er trägt. Aber ihre Liebe und Aufopferung für ihn ist unverändert, auch angesichts des Todes, der ihren siechen Leib schon überschattet. Erst aus der Begegnung des Geliebten mit Rudolf von der Balm, einem seiner Mordgenossen, der gleich ihm ruhelos umhergetrieben wird und nach Lossprechung lechzt, erfährt sie es. Doch um so höher nur wächst ihre Liebe, um so stärker nur erheben sich ihr Glaube und ihre Kraft:

Wär' deine Schuld wie eines Berges Last,
So schwer und brennend wie der Hölle Feuer,
Ich höbe sie, ich trüge sie mit dir!

Nicht mehr nach Avignon! Hand in Hand will sie wieder mit ihm in die Einsamkeit wandern: dort wird sie genesen, dort wird abermals ihr Schoß gesegnet werden, und das Kind muß leben — nur glauben, glauben muß er ihr: »Aus Liebe Glauben und aus Glauben Lösung!« ... Aber auch diesmal findet er nicht die Kraft dazu und läßt die Sterbende in der Obhut eines alten barmherzigen Weibes, während er unter dem Klange der Fronleichnamsglocken in die Stadt eilt, um die Absolution zu erflehen. Als er zurückkehrt, ein Ausgestoßener, ein vom Vater der Christenheit gnadenlos Verworfener, ein Lästerer, ein von den Furien seines Gewissens ärger denn je Gehetzter, findet er eine Tote, die eben mit ihrem letzten heißen Gebet für ihn ihre Seele ausgehaucht hat. Und abermals rufen die Stimmen der Geister unter Blitz und Donner Fluch über ihn, Fluch in alle Ewigkeiten.

In einer dürftigen Einsiedlerklause des Hochgebirges beim Vater Wilfried finden wir ihn wieder. Zwei Jahre schon weilt er bei dem armen Klausner, hat den bresthaften Alten, der aus seiner leidenschaftlichen Jugend her selbst einen Totschlag auf dem Gewissen hat, gesund gepflegt, hat statt seiner in mancher grimmen Nacht, Gefahr und Tod nicht achtend, aus Schneesturm und Nebel gar viele verirrte Christenmenschen erfahndet und gerettet. Auch jetzt wieder stürmt er auf den ersten fernen Hilfeschrei, trotz allen Warnungen des Alten, mit Seil und Axt in das furchtbare Wetter hinaus. Fünf Menschen entreißt er mit übermenschlicher Kraft dem sicheren Tode; er selbst, aus vielen Wunden blutend, wird als ein Sterbender in die Hütte zurückgebracht, von den Geistern seines Frevels auch jetzt noch erbarmungslos umkrallt. In seiner Todesnot beichtet er dem frommen Klausner seine Schuld, auf daß er endlich freigesprochen werde. Aber vor solchem Geständnis fährt auch dieser Milde und Gütige, der doch selbst der Sünde bloß, schaudernd zurück,



Aufn. Herm. Eckner, Weimar

Szenenbild aus Heinrich Lilienfeins Mysterium »Die Erlösung des Johannes Parricida« (2. Akt; Nationaltheater in Weimar)



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szene aus dem »Lampenschirm« von Kurt Götz (Kammerspiele des Deutschen Theaters)

die andern gar, die mit seinem eignen Blut Geborgenen, die eben noch von Lob und Dank überquollen, fluchen dem Retter und seinem Werk und stürzen, von dem entsetzten Wilfried mitgerissen, voller Grauen und Empörung aus der geschändeten Hütte hinaus in den tobenden Schneesturm ... Johannes ist allein mit sich. Nein, abermals bringen die Stimmen der Geister aus dem Sturm und aus der Tiefe auf ihn ein, und König Albrecht, der Erschlagene, fordert auch von dem Sterbenden noch die Wiederholung des blutigen Judasstreiches. Selbst der Gekreuzigte an der Wand, im äußersten Todesschrecken bei seiner eignen Qual und Verspottung angerufen, bleibt vor diesen Rufen stumm. Schon triumphieren die unsichtbaren Peiniger aus der Tiefe:

Erde birst und Himmel falle,
Jauchzt ihr Höllensöhne alle —
Bricht ihm tot der Leib zusammen,
Stürzt die Seele in die Flammen!

Da ruft Johannes mit dem letzten Aufschrei der Verzweiflung Grazia an. Und der Sturm schweigt, durch die offene Tür der Hütte fällt silberfahles Mondlicht, das hell und heller wird. Die Rückwand der Klause weicht auseinander: ein Schneeberg unter Felsen und hohen, schroffen Berghäuptern wird sichtbar, darüber der gestirnte Nachthimmel. Und Grazia schreitet langsam über den festen Schnee, den Hang herunter auf das Lager des Sterbenden zu, vom Schnee- und Mondlicht zur unirdischen Erscheinung verklärt, umsungen von den erst fernen, dann näher kommenden, mächtig zusammenwachsenden Stimmen aus der Höhe:

Neu entzündet alle Sterne:
Gott ist keinem ewig ferne;
Keiner derer, die geboren,
Auch nicht einer ist verloren!
Brachte Sünde dich zu Schaden,
Darf die Liebe dich begnaden ...
Angezündet alle Sterne:
Gott ist gut und keinem ferne!

Mag diese Schlußszene der endlich vollbrachten Erlösung des Schuldigen, Irrenden, Zagenden, aber strebend Sichbemühenden stark an die Apotheose des Faust (2. Teil) erinnern, wir dürfen nicht vergessen, daß auch Goethes einsame Ewigkeitsdichtung, wie jede ins Mystische verschwebende, auf dem Marienkultus des katholischen Bekenntnisses fußt, so frei vom kirchlichen Dogma sie sich auf dem Wege ihres Wachstums immer bewegen mag. Auch Lilienfein hat in seinem Mysterium Menschliches und Himmlisches verschmolzen, hat für seinen Sünder und Dulder — was allein für sich in der Schale der dramatischen Kunst allenfalls zu leicht wiegen könnte — nicht nur die himmlische Gnade angerufen, sondern ihm zu der Schuld und dem Irrtum auch die Reue, die Demut und den dunklen Drang der werktätigen Sühne in die Brust gepflanzt. So ist aus tiefem Gefühl und mit edlen Mitteln eine Dichtung geschaffen worden, die, aus dem religiösen Verlangen der Zeit geboren, weit und nachhaltig auf sie zu wirken verdient.

Etwas von der Erlösungsidee und damit von der Mystik, die heute durch Kunst, Wissenschaft und Leben geht, die manchen Kopf verwirrt, aber auch manches Herz tröstend über die Niederungen des Alltags erhebt, spielt auch in das neueste dramatische Werk von Hans J. Rehfisch hinein, der uns vor Jahren schon, in seinem Erstlingsdrama »Chauffeur Martin«, auf ähnlichem Felde begegnet ist. Dies neue Werk ist eine dreiaktige Tragikomödie mit dem seltsamen Titel »Wer weint um Juckenack?« und hat gleich zu Anfang eine ihm das Gepräge gebende starke Szene, die es begreiflich macht, daß das Stück bald nach seinem Erscheinen (Buchausgabe bei Oesterheld & Co. in Berlin) von vielen großen Bühnen, u. a. vom Leipziger Schauspielhaus, vom Württembergischen Landestheater zu Stuttgart und von der Volksbühne in Berlin, gespielt worden

ist. Da kehrt ein Toter, den wir eben noch starr und steif auf seinem letzten Lager haben liegen sehen, vor unsern Augen ins Leben zurück und zeigt sich entschlossen, dies ihm auferlegte zweite Erdendasein klüger und besser zu führen als das bisherige — gehorsam der Lehre, die ihm da drüben zuteil geworden ist. Denn er war wirklich schon drüben am andern Ufer. Man nahm ihn nur nicht auf oder stieß ihn wieder aus, weil bei den Seligen nur die willkommen, denen bei ihrem Scheiden von dieser Erde echte, wahre Tränen nachgeweint worden sind. Wer aber weint um ihn, den alten verstockten Junggesellen und Staatsanwaltschaftssekretär Juckenack? Niemand! Aber das soll nun anders werden. Und Juckenack fängt an, »gute Werke« zu tun, Wohltaten auszustreuen — wahllos, sinnlos. Erst Almosen an Bettler und Tagediebe, die ihm dafür bei einem nächtlichen Überfall beinahe den Schädel einhauen; dann regelrechte Vermögensteilung, halb an ein verlottertes Mädel, dem er mit einem Paket Aktien glaubt auf den rechten Weg helfen zu können, halb an einen frechen Schlingel von Scheckfälscher, dessen Gerichtsakten er gar noch erst verbrennen muß, um den Burschen vor dem Zuchthaus zu bewahren. Und der Dank? Gemeine Verdächtigung seiner Beweggründe, kaltschnäuziger Hohn auf seine »Menschengüte« bei ihr und bei ihm. Denn sie haben sich beide zusammengefunden, die Lina, die jetzt Liana heißt, und Mosjö Walter, der über Nacht »Direktor« einer Finanzgesellschaft geworden ist, und ihre erste gemeinsame Aktion ist die, dem Alten seine Wohltaten in Gestalt eines Schecks vor die Füße zu werfen. Das für die Aktien — von den Akten und ihrem Verbleib sei nicht weiter die Rede! Da packt unsern Menschenfreund der Zorn, und er prügelt das Gesindel die Treppe hinunter. Vergebens also auch dies! Wieder wird niemand um ihn weinen, wenn es zur letzten Stunde kommt. Oder doch? Vielleicht die arme hysterische Näherin im Hinterhause. Das Begräbnisinstitut, das nach Wedekindschem Rezept »alles macht«, also auch für Kranzspenden und trauernde Hinterbliebene sorgt, wird ihr ein paar Rentenmark in die Hand drücken, und sie wird prompt ein paar Rührungstränen weinen über den »edlen Wohltäter«. Der Agent hat gerade den Kontrakt abgeschlossen, da bricht Juckenack, vom Herzschlag getroffen, zusammen, und diesmal ist er wirklich mausetot.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus Sardous Komödie »Wir lassen uns scheiden« Nach der Aufführung im Komödienhaus (Maria Orska als Cyprienne)

Ein Stück, das trotz seiner überall durchschimmernden, manchmal auch nur aufgetragenen Komik nach hohen Kronen greift. Das Heiliges und Närrisches, Übersinnliches und Alltägliches zum überlegenen und befreienden Humor des Menschenlebens verschmelzen möchte. Aber es fehlt ihm der Ernst, der Glaube, das reine, gerade und starke Grundgefühl dafür. Ein schöner und fruchtbarer Gedanke, wie der von dem Obulus der Tränen, mit dem sich der Tote den Zugang zu dem Reich des Friedens erkaufen muß, wird durch allzu realistischen Kleinkram und rabulistische Zungendreschereien über Gesetz und Freiheit, Staat und Anarchie, Wohltätigkeit und Menschlichkeit ins Platte und Spielerische herabgezogen. Und weit weniger als in dem »Chauffeur Martin« ist es dem dramatisch außergewöhnlich begabten Verfasser (der aus dem Rechtsanwaltsberuf kommt) hier, in seinem dritten oder vierten zur Aufführung gelangten Bühnenwerk, gelungen, die beiden Welten des Diesseits und Jenseits auf einen einheitlichen Stil zu bringen. Die Ewigkeitsfrage nach dem Wert der Herzensgüte und ihrem Heimatrecht auf dieser Erde bleibt jedenfalls ungelöst. Dennoch werden wir bei Rehfisch auch ferner des Kommenden achtungsvoll gewärtig sein.

Der Italiener Luigi Pirandello, von dessen überraschenden Bühnenerfolgen die letzte Rundschau berichtet hat, macht mit seiner romantischen Ironisierung des »Theaters im Theater« schon Schule. Oder vielmehr es zeigt sich, daß wir Deutsche auch hier wieder sagen könnten, wie der Igel beim Wettlauf mit dem Hasen: »Ick bün all hier.« Bereits 1911 — »und man merkt es auch«, fügt der Verfasser mit ironisierendem Selbstspott hinzu — schrieb Kurt Götz, Schauspieler und Poet dazu, den »Lampenschirm«, und es ist nicht seine Schuld, daß der jetzt erst sein Lichtlein in den Kammerspielen leuchten lassen darf. Aber »schrieb«? Darf man das sagen von einem Stück, das »kein Stück« sein will, dessen Witz darin besteht, daß es sich vorgeblich oder sozusagen erst auf der Bühne zusammenstückelt, aus scheinbaren Zufälligkeiten, Willkürlichkeiten und Stegreifeinfällen? Ja, zwei Freunde nehmen sich vor, ein Stück in die Welt zu setzen, das weder einen Inhalt noch eine Idee noch eine Pointe hat. Was ihnen dabei in die Quere kommt, wie sie in die Patsche geraten und sich wieder herauswinden, was für Seitensprünge der verliebte alte Herr macht, und was die reiche junge Frau aus ihrem Geldbeutel schüttelt, was der als Esel von Intendant verkleidete Schauspielerfreund anstellt, nicht zu vergessen die Paradiesäpfel der Zärtlichkeit, die das Evchen, des Helden und Dichters kleine Freundin, über die Bühne ausstreut — nun, das ist eben das Stück, sind die drei Akte, die kein Stück sein wollen. So kommt man zu einem »Drama«, wie die Jungfer zum Kinde. Das Theater als solches wird dabei unter Röntgenstrahlen gesetzt und bis aufs elende Gerippe durchleuchtet; mit dem, was man sonst Dramaturgie nennt, wird ein hanebüchener Hokuspokus getrieben. Und »Lampenschirm« heißt das Ganze, wie ein Bäcker — Müller heißt. Ein Tor, wer da mit den Wölfen nicht heulen wollte! Hält sich doch der Verfasser selbst am meisten zum besten, weiß er doch aus alten und neuen Kisten manch hübschen Witz, manch munteren Einfall, manche verblüffende Überraschung hervorzuholen, hat er doch als sein eigner Spielleiter und Hauptdarsteller immer das Heft in Händen. Sehen wir uns nur vor, daß uns diese heute noch so amüsante Theaterverulkung nicht eines Tags über den Kopf wächst! Im Grunde ist sie bei all ihrer scheinbaren Überlegenheit doch etwas durchaus Unfruchtbares, das nur aufkommt, wenn man zum Ernst der Dinge das Vertrauen zu verlieren beginnt.



Aufn. Zander & Labisch Berlin

Max Pallenberg in der Titelrolle von Mazauds Komödie »Darbamelle, der Betrogene« (Die Komödie)

Ein Russe oder einer, der sich dafür ausgibt, hat den Deutschen und den Italiener schon wieder übertrumpft. Dieser Lew Urwanzow schreibt die Geschichte einer hübschen, im Hause einer alten spukhaften Generalswitwe vom gesamten Männervolk wie ein »Tierchen« gehetzten Bauernmagd, läßt aber offen, wie die Geschichte ausgeht. Mag doch das p. p. Publikum des Theaters in der Königgrätzer Straße sich für eine der drei dargereichten Varianten entscheiden: entweder Marusja wird von dem Privatdozenten, der ihr das Alphabet und noch einiges andre beibringt, geheiratet und nach Berlin entführt; oder der Leutnant Boris nimmt sie zur Geliebten, ohne ihre Sehnsucht nach »Höherem« ganz zu stillen; oder endlich die Generalin verkuppelt sie mit dem Diener Iwan und kauft den beiden ein Grünkramgeschäft, wo nun das »Tierchen« dem üblichen russischen Eheschicksal mit viel Wodka und noch mehr Prügel entgegengeht ... Auch hier also die Lösung: keine Konfektion mehr auf dem Theater, sondern nur noch der Stoff und die Zutaten — jeder Zuschauer sein eigner Schneider!

Auch zu dem englischen Lustspiel, diesem Rührbrei aus gutem Ton, Sentimen-

talität und Backfischmoral, wächst uns anscheinend wieder der Appetit, seitdem das Staatstheater »Charleys Tante« einer Silvesteraufführung gewürdigt hat. Im Lessingtheater, wo sonst höhere literarische Ansprüche zu Hause waren, erscheint W. Somerset Maughams »Mrs. Dot« wieder auf dem Plan, weil man just in Leopoldine Konstatin glaubt eine glänzende Darstellerin für die ebenso kecke wie fesche Bierbrauerswitwe zu haben, die es durchaus nicht shocking findet, sich auf eigne Faust ihren Gatten zu erobern, und die sich auch sonst unter den fashionablen Ladys und Lords recht wie der Hecht im Karpfenteich gebärdet. Dabei wird mit kleinen Bosheiten gegen das prüde England nicht gespart, aber bei Licht besehen doch genau das Gericht aufgetragen, das dem Gaumen und Magen unsrer lieben Vettern jenseits des Kanals behagt, heute wie vor fünfzig Jahren. Was nicht hindert, daß auch die Berliner von 1925 dabei schmatzen, als bekämen sie Nektar und Ambrosia vorgesetzt.

Und Frankreich? Es erlebt jetzt als »Sieger«, wenigstens auf den Bühnen der deutschen Reichshauptstadt, den Triumph seiner Dramatik noch einmal, mit dem sich schon 1871 der Besiegte trösten durfte. Nur daß es damals immerhin etwas Neues zu bieten hatte, das französische Gesellschafts- und Salonstück, während es jetzt nur mit alten Kleidern handelt, die allenfalls hier und da einen neuen Revers oder Galon bekommen haben. Sogar des alten Sardou »Divorçons« (»Wir lassen uns scheiden«) wird aus dem Mottenschrank von 1880 wieder hervorgeholt, weil Maria Orska, beweglich und schillernd wie eine Lazerte, Lust verspürt, die aus purer Veränderungslust scheidungslüsterne Cyprienne zu spielen, die dann freilich durch einen vernünftigen, sie zum Schein freigebenden Gatten von der Erbärmlichkeit ihres Verehrers, von der Liebenswürdigkeit ihres Mannes und von ihrer eignen Torheit überzeugt wird. — Ein neuer Name begegnet uns in Mazaud, dem Verfasser der dreiaktigen Komödie »Darbamelle, der Betrogene«. Aber nur ein neuer Name, kein neuer Typus. Es sei denn, man ließe einen Cocu, einen Hahnrei, der diesen seinen Ehrentitel am liebsten in alle Rinden einschnitte und in alle vier Winde hinausriefe, in der französischen Komödienliteratur für etwas Originelles, noch nicht Dagewesenes gelten. Ja, wenn es Herrn Darbamelle gelänge, dem Schimpfwort die Spitze abzubrechen, einen Ruhmesnamen daraus zu machen, wie das den Geusen mit dem ihrigen gelang! Aber schließlich muß auch er sich dazu bequemen, aus Ritterlichkeit zu verhüllen, was seine Frau ihm angetan hat. So ist auch hier wieder die Dirne mit dem Ehering am Finger die Götzin, vor der die Gesellschaft auf den Knien liegt. Nur unter französischer Flagge konnte so etwas seinen Einzug auf eine deutsche Bühne halten; wehe dem dummen Deutschen, der das eingereicht hätte: er wäre mit Hohnlachen von der Schwelle gewiesen worden! Da es aber aus Paris kommt, dient man damit der Kulturpflege, schlägt man Brücken der geistigen Völkerversöhnung. Und das Parkett fühlt sich geschmeichelt, wenn bei Monsieur Darbamelles, alias Max Pallenbergs tröstlicher Behauptung, daß er überall Brüder habe, der Zuschauerraum erleuchtet wird. So quittieren wir über die »Liebenswürdigkeiten« einer Nation, die sich keine Gelegenheit entgehen läßt, uns Wehrlose mit ihrem Bocksfuß ins Gesicht zu schlagen! Aber man soll ja nicht politisch werden, wo es sich um »Kunstdinge« handelt, soll fein stillhalten und auch noch die andre Wange zum Backenstreich darbieten. Anscheinend ist bei diesem allzu christlichen Verfahren jetzt selbst dem Verein der deutschen Bühnenschriftsteller bange geworden. In seiner letzten Versammlung wenigstens erklärte der Vorsitzende, daß die Sperre französischer Stücke nicht aufgehoben worden wäre, wenn »man die Nichträumung der Kölner Zone« vorausgeahnt hätte. Dabei rüstet sich schon ein deutsches Ensemble zur Reise nach Paris, und ein französisches ist auf dem Wege nach Berlin!

Freilich, man kann auch Fritz, Siegfried oder Armin mit Vornamen heißen und in seinen Komödien doch mehr französisch als deutsch sein. Im Trianontheater treiben Siegfr. Geyer mit seiner »Mary«, einer Dirnenlaufbahn in fünf Stationen vom Schulmädchen im Mozartzopf bis zur großen Dame im Pelzmantel, und Fritz Mack mit seinem »Einmal ist keinmal«, einem Trialog zwischen der Frau, dem Mann und dem unvermeidlichen Dritten, genau dasselbe lockere Liebesspiel wie ihre Kollegen an der Seine. Und auch im Kleinen Theater zeigt die Frau Lohengrin Armin Friedmanns und Fritz Lunzers, die gutbürgerliche Tenorsgattin, die ihrem Leichtfuß von Mann auch über eine polnische Gräfin hinweg die Treue hält — übrigens wieder eine glänzende Leistung Gisela Werbezirks —, bei aller matriarchalisch-jüdischen Ehrpußlichkeit erotische Durchtriebenheiten, die nur aus Paris kommen können oder zum mindesten durch die Pariser Hohe Schule gegangen sind.



Literarische Rundschau

In einem kleinen Sonderkapitel möchten wir einmal schnelle Umschau halten über **Frauenliteratur**, d. h. über Bücher von Frauen und über Frauen, ihre Bekenntnisse und Bestrebungen, ihre literarischen oder künstlerischen Leistungen sowie über die Wertungen, die ihnen innerhalb des allgemeinen Kulturlebens zuteil werden.

Eine europäische Führerstellung im literarischen Leben der Gegenwart nimmt die Schwedin **Selma Lagerlöf** ein. Zwar ist gegen ihren Ruhm von den Literaten neuerdings oft Sturm gelaufen worden, wie denn in diesen Kreisen ein für allemal jeder starke und andauernde Publikumserfolg Widerspruch erregt. Aber ihre Festung ist uneinnehmbar, denn sie ist auf die Felsen des Urgesteins aller dichterischen Kunst gegründet, auf die im Volke selbst lebende mythenbildende Kraft, deren frühester Ausdruck für Schweden die alten nordischen Sagas sind. Und gerade weil ihre Dichtungen so fest auf dem Boden des Volkstums stehen, üben sie auch auf die andern Völker einen unzerstörbaren, immer wieder frischen Zauber aus. Vor allem uns Deutschen sind die Bücher dieser Dichterin ein so vertrauter und liebenswerter Besitz geworden, daß wir sie fast zu den unsern rechnen oder — wie Gerhart Hauptmann es in seiner »Winterballade« getan hat — ihr Erz in unser Wesen verschmelzen. Darum kommt denn auch die bei Langen in München erschienene zehnbändige Ausgabe ihrer **Gesammelten Werke** (mit dem Bildnis der Dichterin) keineswegs wie eine Fremde zu uns. Wir hatten bereits vor einem Jahrzehnt eine solche Sammlung, diese neue aber ist gut auf das Doppelte erweitert. Sie enthält alles, was die Dichterin bis jetzt geschaffen hat: nicht nur die weltberühmten Romane »Gösta Berling«, »Die Wunder des Antichrist«, »Jerusalem«, »Liljecronas Heimat«, »Jans Heimweh«, »Das heilige Leben« und die größeren Erzählungen »Eine Herrenhofssage«, »Der Fuhrmann des Todes«, »Herrn Arnes Schatz«, sondern auch über achtzig kleinere Erzählungen und Legenden; ferner die Dichterbiographie »Zacharias Topelius«, das berühmte Kinderbuch »Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen« und schließlich das jüngste Werk »Marbacka«, in dem die Dichterin von ihrer Jugend, ihren Eltern und Voreltern berichtet. Fürwahr ein reiches und schönes Lebenswerk, ein kostbarer, nie veraltender Schatz für Geist und Gemüt, und dazu in der äußeren Gestaltung (Einband von Professor Walther Tiemann) ein Schmuckstück für jede Hausbücherei.

Schon zu Lebzeiten **Marie von Ebner-Eschenbachs** hatten wir zwei wertvolle biographische Bücher über sie, eins (mehr literarisch-kritisch) von Moritz Necker, eins von **Anton Bettelheim**, begrenzt von dem 70. Geburtstage der Dichterin im Jahre 1900. Die fünfzehn Jahre, die ihrem Leben und Schaffen seitdem noch vergönnt waren, machten eine Ergänzung dazu nötig und lohnend, zumal da später in ihr selbst die Freude am Sicherinnern erwacht ist. Niemand war berufener, diese Ergänzung zu liefern, als ihr literarischer Vertrauensmann **Bettelheim**, der jahrzehntelang in persönlichem Umgang ihre Freundschaft genossen hat und von ihr selbst und ihren Erben mit Tagebuchauszügen und andern Aufzeichnungen bedacht worden ist. All dies Neue, bisher Unbekannte war der Anstoß zu dem Buche **»Marie von Ebner-Eschenbachs Wirken und Vermächtnis«** (Leipzig, Quelle & Meyer), das nun freilich, seinem Gegenstande allzu nahe, auch noch keine gerundete und abgewogene Biographie geworden ist, dafür aber desto unmittelbarer und lebendiger die reiche Persönlichkeit des Menschen und der Dichterin widerspiegelt.

Was **»Frauen im Leben deutscher Dichter«** bedeuten, das »untersucht« nicht etwa, sondern stellt an zwölf unter seinen Händen zum Leben erwarmenden Frauengestalten **Philipp Witkop**, der Heidelberger Literarhistoriker, dar (Leipzig, H. Haessel). Doch immer mit dem Ziel vor Augen, durch das Persönliche hindurch zum Typischen, zum Ewigmenschlichen vorzudringen. Deshalb die Gliederung nicht nach Zeit und Schulen, sondern nach menschlichen Beziehungen: die Mutter (Frau Rat Goethe und Elisabetha Keller); die Schwester (Cornelia Goethe, Ulrike von Kleist); die Gattin (Christiane, Marianne Immermann, Christine Hebbel); die Geliebte (Friederike Brion, Ulrike von Levetzow, Heines Mouche, Hölderlins Diotima). Nicht zufällig steht an der Spitze jedes Abschnittes der Name Goethe — auf ihn, den Erfüller der Natur, muß zurückgreifen, wer die Frau zeichnen will, die »einem Dichter, der ein Dichter zum Schicksal wurde«.

Die von **Ernst Wasserzieher** gesammelten und biographisch eingeleiteten **Briefe deutscher Frauen** (Berlin, Ferd. Dümmler), die von Liselotte über Maria Theresia, Eva König, Frau Aja, Angelika Kauffmann, Charlotte von Schiller, Bettina und Annette bis zu Gabriele von Bülow führen, erleben ihre vierte Auflage. Die Behauptung der Einleitung, es gebe sonst keine Sammlung von Frauenbriefen, ist zwar unrichtig, aber vor andern verdient diese schon ihrer wohlüberlegten und kennzeichnenden Auswahl wegen Beachtung.

Von Wilhelm von Humboldts Briefen an eine Freundin hat Professor Dr. Heinrich Meisner für den Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig die 15. Originalausgabe besorgt, verbessert im Text durch Vergleichung mit den im Tegeler Familienarchiv aufbewahrten Niederschriften, vermehrt durch neu aufgefundenen Bildschmuck, eingeleitet durch eine Studie über Humboldts Beziehungen zu Frauen im allgemeinen und zu Charlotte Diede, der Empfängerin der Briefe, im besonderen. Gelehrtes Beiwerk führt diese Ausgabe nicht. Denn dies Gedankenbuch wendet sich mit seinen Betrachtungen über Leben und Sterben, Jugend und Alter, Glück und Schmerz, Erkenntnis und Erziehung an alle, die in stiller Stunde eignem Denken nachhängen und einen Führer und Anreger dabei haben wollen.

Mit Dank haben wir eine neue (die 3.) Auflage des klassischen Buches von Helene Lange: »Die Frauenbewegung in ihren gegenwärtigen Problemen« (Leipzig, Quelle & Meyer) zu verzeichnen, eine Einführung, die den organischen Zusammenhang der modernen Frauenbestrebungen mit ruhiger, reifer Sachlichkeit aufdeckt, ein historisches Fundamental-, kein erhitztes Agitations- und Propagandabuch. Die neue Auflage ist bis auf die Gegenwart fortgeführt.

Dann noch ein paar Erinnerungsbücher; mehr noch als von den Männern gilt wohl von den Frauen der Goethische Spruch: Zierlich Denken und süß Erinnern ist das Leben im tiefsten Innern.

»Aus verklungenen Zeiten«, aus dem vormärzlichen Berlin, dem Wien um 1850, ihrem kurzen Eheglück, ihrem Oberhofmeisteramt in Schwerin, das ihr die Freundschaft Kaiser Wilhelms 1. einbrachte, weckt Paula von Bülow, geb. Gräfin von Linden, ihre Erinnerungen (Leipzig, K. F. Koehler). Schilderungen der glänzenden Hoffeste unter dem jungen Kaiser Franz Josef, herzenswarme Briefe des alten ritterlichen Wilhelm — solch Dur und Moll in reizvollem Wechsel ist die Melodie dieses liebenswürdigen Buches, das von der Hand der Verfasserin, auch einer Dichterin und Malerin, zudem reich mit farbigen Kunstblättern geschmückt ist. Dabei bleibt ihre Person bescheiden im Hintergrund; worauf es ihr ankommt, sind die Menschen und Dinge, die sie erlebt hat.

Dagegen sieht Charlotte Niese, die holsteinische Erzählerin, die am 7. Juni 1924 ihren siebzigsten Geburtstag feiern konnte, in ihren Lebenserinnerungen »Von gestern und vorgestern« (Leipzig, F. W. Grunow) alles, was sie erlebt hat, auch die politischen Ereignisse ihres Heimatlandes, von sich oder vielmehr von ihren Werken aus, in denen sie dies Geschehen dichterisch zu gestalten versucht hat. Mitten in die Ereignisse hinein tauchen diese Erinnerungen, fest und klar schauen sie den Dingen ins Gesicht, nichts Weiblich-Sentimentales trübt ihren Blick, eine frische, noch heute gegenwartsfrohe Jugendlichkeit durchpulst sie.

»Die Bekenntnisse einer erfolgreichen Frau« von M. van Vorst (G. Dorset) kommen aus Amerika (Berlin, Erich Reiß). Sie widerlegen das Vorurteil, daß dort nur die Männer etwas zu bedeuten haben, daß die Frauen nur elegante, zur Schau gestellte Luxusgegenstände seien. Sie sind freilich das erste derartige Buch, das zu uns herüberkommt, das erste, das sich ernstlich mit dem Leben der amerikanischen Frau auseinandersetzt. Die das Wort führt, ist eine Frau, der nichts in den Schoß fiel, die um alles kämpfen mußte, dann aber auch von glänzenden Erfolgen gekrönt wurde. Erzählt wird es in Romanform, und auch als Schriftstellerin gehört diese merkwürdige Frau zu den Erfolgreichen.

Turgenew, Dostojewski, Tolstoj, Gorki, auch Tschechow und neuerdings Andrejew — das sind uns vertraute Namen der russischen Literatur, von Michael Saltykow wissen wir wenig. Als Ilse Frapan vor 27 Jahren für unsre Monatshefte zwei seiner satirischen Märchen (»Der treue Tresor« und »Weihnachtsmärchen«) verdeutschte, war für das Bekanntwerden dieses glänzenden Sittenschilderers und Satirikers in Deutschland erst wenig getan. Jetzt hat Arthur Luther, der nach August Scholzens und Alexander Eliasbergs Tode fast ein Monopol für die Vermittlung der modernen russischen Literatur besitzt, im Rahmen von Meyers Klassiker-Ausgaben (Leipzig, Bibliographisches Institut) eine Auswahl von Geschichten und Märchen Saltykows in eigner Übersetzung und mit guten Einleitungen herausgegeben, die diesen russischen Swift bald auch bei uns populär machen wird. Beobachtet diese Auswahl doch einen höchst glücklichen Grundsatz, indem sie das allzu spezifisch Russische, zu dessen Verständnis besondere Vorkenntnisse nötig sind, umgeht und dafür desto ausgiebiger all das berücksichtigt, was durch seinen allgemein menschlichen Gehalt auch uns leicht zugänglich ist. Eine ergreifende Kindergeschichte »Mischa und Wanja«, ein neuer Beleg für die russische Meisterschaft in Kindererzählungen, und die Landstreichergeschichte »Das lustige Leben«, die mit ihrer Barfüßerphilosophie schon an Gorki erinnert, leiten die Sammlung ein; es folgt eine Reihe bisher noch nie übersetzter Skizzen »Aus dem alten Poschechonien«, d. h. aus dem alten Schilda-Rußland der Leibeigenschaft, und den Schluß bildet eine Auswahl aus Saltykows satirischen Märchen, die am meisten dazu angetan sind, auch den Nichtrussen Wesen und Be-

deutung des Dichters erkennen zu lassen, und die in mehr als einem Stück wirklich den Vergleich mit Swift rechtfertigen. Hier offenbart sich am deutlichsten Saltykows Gegensatz zu Tolstoj und dessen slawophiler Verherrlichung der demütig sich duckenden Geduld, des »Widerstrebet nicht dem Übel«. Saltykow sieht in der vielgepriesenen russischen Demut nur Sklavengesinnung, die durch Jahrhunderte großgezogen wurde und die sich der Zukunft des Volkes wie ein Damm entgegenstellt. Freilich, von Westeuropa erwartet er das Heil am allerwenigsten. Denn dort sieht er immer nur das satte, selbstzufriedene seelenlose Spießertum, und im Vergleich damit erscheint ihm die russische Zerfahrenheit noch erträglicher. So sind manche seiner »Märchen« mehr noch auf uns als auf seine russischen Landsleute gemünzt. Vollends die »idealistische Karausche«, die da meint, die führende Rolle im Leben spiele immer das Gute, alle Fische müßten einander lieben, um die wahre Harmonie zu verwirklichen, und die so lange von Tugend, Gerechtigkeit und Sozialismus schwatzt, bis der Hecht sie verschlungen hat, ist ein Menschheitstypus, der gerade jetzt uns Deutschen Beherzigenswertes zu sagen hat. Aber auch der »treue Hund«, Tresor geheißen, ein Knechtstypus von erstaunlicher Lebenswahrheit, mag uns zu denken geben. Jedenfalls beweisen diese und andre Erzählungen wieder einmal, wie alles Echte, aus dem Boden der Natur und des Lebens Gegrabene unter den Händen eines Dichters ins Allgemeinmenschliche hinüberwächst. Am überzeugendsten tritt das in dem »Weihnachtsmärchen« hervor, einer Tragödie des nicht zum Schweigen zu bringenden Gewissens, jener großen, unwiderstehlichen Schaffensmacht aller bedeutenden russischen Dichter, und im »Verlorenen Gewissen«, das jeder möglichst bald wieder loszuwerden trachtet, bis es schließlich im Herzen eines Kindes dauernde Unterkunft findet, um dort — vielleicht! — zum Weltgewissen heranzuwachsen.

»Geschichte und Gegenwart« — so betitelte Emanuel Geibel im Jahre 1861, als sich von Westen und Osten her um Deutschland politische Gewitter türmten, aber auch glänzende Forschungen und Entdeckungen überraschendes Licht über die Vorzeit und die Kindheit der Völker verbreiteten, eine seiner lyrischen Gedankendichtungen, die, wenn sie bekannter wären, längst den törichten Schimpfnamen des »Backfischpoeten« von ihm genommen hätten. Darin nennt er die Geschichte eine

> Sibylle, der vom keuschen Munde
> Das Zeugenwort der Dinge tönt,
> Die mit jahrtausendalter Kunde
> Des jüngsten Morgens Leid versöhnt,

und grüßt in ihr die hohe, ernste Wagehalterin der Gerechtigkeit, »die im Wirrsal dieser Tage sich zur Prophetin Gott ersah«, die aus dem mit kühner Hand von ihr aufgeblätterten Zeitenbuche das Weltgeheimnis offenbar macht und uns, fern von jedem formelstarren Dogma, den lebendigen Glauben lehrt, daß im Tempelbau der Welt eine göttliche Idee zu verehren sei. Nicht mit derselben religiösen Gläubigkeit, aber aus der gleichen Überzeugung heraus, daß ein lebendig fortwirkender, fruchtbarer und unzerstörbarer Zusammenhang bestehe zwischen Geschichte und Gegenwart, hat **Erich Marcks** seinem neuesten Buche denselben Titel gegeben (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Auch die hier vereinigten fünf historisch-politischen Reden des berühmten Geschichtsforschers setzen Vergangenes zu Gegenwärtigem in Beziehung, messen beides aneinander und werben durch diese Verinnerlichung des politischen Erlebens unsrer Tage für den Glauben an die freie Kraft im Dasein der Völker. Sie erzählen und klären Geschichte und wollen durch diese, gleichviel, ob sie Englands und Frankreichs Verhältnis seit 1860 oder das Napoleons und Alexanders 1. oder die Tiefpunkte des deutschen Schicksals während der letzten Jahrhunderte betrachten, erhellend und mahnend auf die Gesinnungen des gegenwärtigen Geschlechts einwirken. Sie bringen stofflich nichts Neues und schlagen auch mit ihrem freskenhaften Stil keine neuen Darstellungswege ein, aber sie zeigen Bekanntes in einem Lichte, das dem Erleben, Fühlen und Sichsorgen dieser Tage entspricht. An dem erhofften Widerhall in den Herzen der Leser, der Laien wie der für nationale erzieherische Absichten noch zugänglichen historischen Fachgenossen, wird es solchem Buche nicht fehlen.

Colin Roß hat auf seiner letzten Weltreise die Länder am Stillen Ozean besucht: die Vereinigten Staaten, China, Japan, die Mandschurei, Korea und die Philippinen. Das Buch, das er von dieser Reise mitgebracht hat, heißt »**Das Meer der Entscheidungen**« (mit 97 Abbildungen auf Tafeln und 7 Kartenskizzen; Leipzig, Brockhaus), und zwar in einem ganz besonderen geopolitischen Sinne. Roß vertritt nämlich die Meinung — und eine Berechtigung, solche weit ausschauenden Meinungen zu äußern, hat er sich wohl durch seine Reisen und seine Bücher (»Südamerika, die aufsteigende Welt« und »Der Weg nach Osten«) erworben —, daß der machtpolitische Mittelpunkt der Erde auf seiner Wanderung jetzt im Begriff sei, sich vom Atlantischen auf den Stillen Ozean zu verschieben, daß also hier, auf dem Pazifik, dem »Meer des großen Friedens«, in der »fernen großen Wasserwüste«, der »unendlichen«, aber für den Europäer immer noch »ein wenig märchenhaften See«, wo die Welt zu Ende sei, die nächsten großen Entscheidungen der Weltgeschichte fallen werden. Mag er recht behalten oder nicht, sein Buch dankt jedenfalls dieser Überzeugung motorische Kräfte, die der Dar-

stellung einen außergewöhnlich lebhaften Antrieb und Aufschwung geben, ohne daß die Freiheit der Bewegung durch schematische Bindung oder eigensinnige Rechthaberei beschränkt würde. Lesen wir in dem Buche, so hören wir in den einzelnen Abschnitten eigentlich immer nur den unterhaltsamen, beweglichen, beobachtungs- und entdeckungsfreudigen Feuilletonisten, der sich scheinbar ganz dem Augenblick hingibt; die praktischen Folgerungen, z. B. für Wirtschafts- und Auswanderungsziele, bauen sich erst allmählich auf, nun freilich um so zwingender und überzeugender. Den Inhalt des Buches näher zu kennzeichnen, verbietet uns der Raum oder vielmehr die Flut der Bilder und Gesichte, die aus diesen 63 Kapiteln auf uns einstürmt. Aber ein paar Schlagworte aus den Überschriften mögen Appetit auf das Ganze machen: Die amerikanische Stadt — Kalifornien als Einwanderungsland — Das japanische Wiederaufbaugeschäft (nach dem letzten Erdbeben) — Japan zwischen den Rassen — In der koreanischen Tanzschule — Die Romanze der Sojabohne — Wallfahrt auf den Miao-Jong-schan — Im chinesischen Theater — Chinas Weg aus den Wirren — Die Inseln der Probleme (Philippinen).

Alice Schalek, eine Wienerin, unsern älteren Lesern als kühne Reisende und flotte Darstellerin ihrer Erlebnisse bekannt, hat nach dem Kriege, sobald es möglich war, eine Winterreise durch Japan, Korea und die Mandschurei gemacht. Von der erzählt sie nun in einem mit fast 200 eignen Aufnahmen ausgestatteten Buche, betitelt »Japan, das Land des Nebeneinander« (Breslau, Ferd. Hirt). Und wieder fühlt sich der Leser vom ersten Abschnitt an durch den frischen, unbefangenen, herzhaften Ton ihrer Darstellung gefesselt, wieder ist er erstaunt über all das Neue, das diese nicht nur zum Sehen geborene, sondern auch zum inneren Schauen bestellte und zur Pionierin moderner Ideen berufene Dame von ihrer Reise heimgebracht hat. Nicht aus Laune oder Reklamesucht, sondern aus dem Bewußtsein innerer Verwandtschaft ist dies Buch dem Andenken des werkfrohen Hugo Stinnes, des »Kaufmanns aus Mülheim a. d. Ruhr«, gewidmet: etwas von seinem kühnen, wagemutigen Eroberergeist geht durch diese Blätter.

Ein preußischer Hauptmann, Tröbst mit Namen, Offizier vom Scheitel bis zur Sohle, nicht willens, nach beendetem Kriege in einem bürgerlichen Notberuf unterzukriechen, zieht nach Auflösung der Brigade Ehrhardt auf eigne Faust in neuen Krieg, zu Kemal Pascha. Ein weiter, mühseliger, aber auch lehrreicher und erlebnisreicher Weg dorthin: über Budapest, Serbien, Bulgarien, Warna, Konstantinopel nach Anatolien, wo die Tatkraft eines einzigen Mannes, eben Kemals, die ausgesaugte, kriegsmüde, fatalistische Bevölkerung noch einmal zu den höchsten Leistungen emporreißt. Das und was er unterwegs vom Zustand des türkischen Volkes in den Tagen seines Befreiungskampfes erfahren und beobachtet hat, erzählt Tröbst in seinem Buche »Soldatenblut« (mit vielen Abbildungen; Leipzig, K. F. Koehler) mit der Abenteuer- und Wirklichkeitsfreude, dem guten Humor und der unversieglichen Frische, die solche Soldatenbücher haben müssen, soll der Leser sich für den »Helden« all dieser Fährnisse und Abenteuer begeistern.

Mit der Grand Fleet im Weltkriege. Von G. von Schoultz, Deutsch von Herm. Souchon (Leipzig, K. F. Koehler). Der Verfasser, Kommodore und Chef der Finnländischen Flotte, wurde im Frühjahr 1915 vom russischen Admiralstab als Verbindungsoffizier zur russischen Flotte kommandiert und hat bis zum Waffenstillstand an Bord eines Linienschiffes an allen Unternehmungen der Seestreitkräfte teilgenommen. Er ist ein scharfer Beobachter und versteht seine Eindrücke fesselnd wiederzugeben. Von manchem Dienstgeheimnis lüftet er den Schleier, vom Leben englischer Admirale, junger Offiziere und Matrosen weiß er zu erzählen, auch von ihren Ansichten über die Kriegslage, Schiffs- und Munitionsverbesserungen. Der Leser erlebt mit ihm die Zeppelinangriffe auf London und beobachtet die Wirkungen der Unterseeblockade sowie der Gegenmaßnahmen. Die Neutralität des Buches sichert ihm geschichtliche Bedeutung, hat sich der Verfasser doch neben der Sympathie für die Bundesgenossen ein warmes Gefühl für Deutschland bewahrt.

Querweltein, Reiseeindrücke eines deutschen Diplomaten nach dem Kriege von Walter Reinhardt (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Ein deutscher Diplomat schildert hier die Eindrücke und Erlebnisse, die berufliche Reisen und private Streifzüge in Länder Europas und Amerikas ihm boten. In bunten Bildern entfaltet sich das heutige russische Leben in Petersburg und Moskau, wobei wir nur bedauern, daß wir so gar nichts über das Schicksal der deutschen Kolonien und ihrer Wohltätigkeitsgründungen erfahren. Auch das heutige Leben in Spanien, Portugal nach Südamerika, zumal in Brasilien und Argentinien, wird uns fesselnd vor Augen geführt, besonders anschaulich die sinnverwirrenden Eindrücke der nordamerikanischen Riesenstädte. Einzelheiten aus Begegnungen und Erlebnissen und stimmungsvolle Naturbilder aus der Einsamkeit brasilianischer Urwaldnächte geben dem Buche einen wohltuenden persönlichen Reiz. Wer die Länder und Meere, Städte und Ströme kennt, die hier festgehalten sind, wird sich erinnernder Rückschau erfreuen; wer dort fremd ist, sieht mit geistigem Auge ein gut Stück der weiten Welt und ihres bunten Menschengetriebes von heute.

Prof. Dr. Wilhelm Dörpfeld, lange Jahre Leiter des Deutschen archäologischen Instituts in Athen, beginnt jetzt mit der Heraus-

gabe seiner Werke, durch die seine Lebensarbeit dem großen Kreise der Altertumsfreunde zugänglich wird. Als erste dieser Veröffentlichung ist bei Buchenau & Reichert in München das zweibändige Werk »Homers Odyssee« erschienen. Dörpfeld versucht darin den Nachweis, daß dem ursprünglichen Gedichte Homers von der »Heimkehr des Odysseus« ein einheitlicher, kunstvoll aufgebauter Tageplan zugrunde gelegen habe. Der dichterische Wert der Odyssee — das ist nicht zu verkennen — wächst in ihrer Urform zu ungeahnter Größe. Das Epos wird uns außerdem durch Dörpfelds Hypothese, daß Homer bald nach dem Trojanischen Kriege gelebt habe, zu einem unvergleichlichen Quellenwerk für Geschichte, Geographie, Kultur und Kunst einer über 3000 Jahre zurückliegenden Zeit, die uns bisher durch Sagen und Mythen verschleiert schien. Im zweiten Band gibt Prof. Heinr. Rüter eine Übersetzung des von Dörpfeld wiederhergestellten homerischen Gedichts in einer klangvollen getragenen Prosa, deren Vortragswert wiederholt, u. a. von einem Meister wie Friedrich Kayßler, auch vor Hörern von heute schon erprobt worden ist. Karten, Skizzen, Tabellen sowie Federzeichnungen von Prof. Krischen veranschaulichen Architektur und Kunst jener Zeit auf Grund der Ausgrabungen.

Daß die Werke Hölderlins bisher in Meyers Klassiker-Ausgaben (Leipzig, Bibliographisches Institut) fehlten, hat oft Verwunderung erregt, war aber im Grunde nur ein Zeugnis für die armselige Unterschätzung, die dem »Schwan von Hellas«, wie Geibel ihn recht einseitig nennt, bis vor kurzem zuteil geworden. Jetzt ist das Versäumnis gutgemacht. In zwei reich bemessenen Bänden hat Hans Brandenburg dort eine kritisch durchgesehene und erläuterte Auswahl von Hölderlins Werken erscheinen lassen, und zwar in einer Form, wie sie diesem gerade zu uns wieder mit so mächtiger Stimme sprechenden Lyriker und Hymniker gebührt: nicht kühl literarhistorisch, sondern als lebendiges Erlebnis wird uns der Dichter hier entgegengebracht. Brandenburg hat in dieser Ausgabe all das vereinigt, was aus Hölderlins Dichtungen und Schriften als bleibender Ertrag auch für die Zukunft gelten kann: die Gedichte, den Empedokles, die Übersetzungen, den Hyperion und eine Auswahl der schönsten Aufsätze und Briefe. Die Einleitung, eine bis ins kleinste erfühlte und beseelte Darstellung dieses einzigartigen Lebens und Dichtens, gehört zum Tiefsten, was je über den Dichter gesagt worden ist. Sie legt ein Bekenntnis für ihn ab, das unsrer gesamten Zeit aus dem Herzen gesprochen ist. Sondereinleitungen zu den einzelnen Werken führen in ihre Entstehungsgeschichte ein. Ihnen tritt am Schluß ein kurzer Kommentar zur Seite, dessen Erläuterungen sich mit künstlerischem Takt auf das Notwendigste beschränken. F. D.

Verschiedenes

»Lebensgeschichte eines Rebellen« nennt Arthur Holitscher, trotz seinen Roman- und Dramenbüchern mehr ein Essayist als ein Dichter, seine Erinnerungen (Berlin, S. Fischer), und diese auf internationalem Boden spielende Selbstbiographie ist in der Tat das Zeugnis eines stürmischen, sich allzeit gegen die Herkömmlichkeit aufbäumenden Freiheitsdranges. Holitscher hat ebenso leidenschaftlich an dem Rassen- und Nationalitätenkampfe Ungarns und der Pariser Anarchistenbewegung wie an den Kämpfen der neuen Kunst in München teilgenommen. Es ist nicht immer erquicklich, aber oft amüsant, diesem »Narrentanz der eignen unbegreiflichen Existenz« zuzusehen.

*

»Die badische Mundartdichtung« in ihren vier Erscheinungen, dem Alemannischen, dem Pfälzischen, dem Süd- und Ostfränkischen, wählt aus und stellt dar Professor Aug. Friedr. Raif (Konstanz, Reuß & Itta). Trachtenbilder nach Zeichnungen von Kopp-Römhildt begleiten auch hier die Liederfolgen von Heimat und Heimweh, Frühlingsjubel und Frömmigkeit, Familiensinn und Kinderliebe, Geselligkeit und Spott.

*

Auf daß auch »Die Stillen«, die Abseitigen und Einsamen zu einem volltönenden Chor werden, hat Max Tau ihnen bei Friedr. Lintz in Trier einen Sammelband eröffnet. Reife stehen hier neben erst Werdenden, schon Gekrönte neben noch Namenlosen; aber ihnen allen, den Lyrikern wie den Prosaisten, ist der Drang nach innen, der »demütige Tempeldienst am Wort«, der Aufblick zu den über dem Alltag leuchtenden Sternen eigen; sie wurzeln im Volkstum, strecken ihre Zweige aber sehnsüchtig der Weltseele entgegen.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte



Mai 1925

69. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus



M. Doenigus: Fiesole

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 825 Mai 1925

Leonardos Bild

Novelle von Georg von der Gabelentz

»Sag' immer, was du willst, Don Cesare bleibt doch der schönste Mann, den Italien beherbergt,« meinte Simonetta Virano und schaute zum Fenster hinaus auf die von weißer Mittagsglut durchflimmerte Straße.

»Mag er's sein,« brummte die alte Dienerin Maruffa, ohne sich in ihrer Beschäftigung mit der Wäschetruhe des jungen Mädchens stören zu lassen. »Und doch hat dieser schöne Jüngling, der erlauchte Herzog der Romagna, Euren Bruder gefangengesetzt.«

»Mein armer Baldassare!« seufzte die Kleine. Ihr feines Antlitz blieb unbeweglich der Straße zugewandt, war doch drunten vor wenigen Minuten, von seiner gepanzerten Leibwache umgeben, Cesare Borgia in schimmerndem Harnisch vorübergeritten. Sein blauer, mit silbernen Lilien bestickter Mantel hatte in Falten auf der Kruppe des schwarzen Hengstes gelegen, und über dem bleichen, vom rötlichen Spitzbart umrahmten Gesicht, wie hatte der vergoldete Drache seines Helms gefunkelt! Ein Traumbild dünkte dem jungen Mädchen die Erscheinung des Kriegshelden. Er hatte im Vorbeireiten wie von ungefähr zu ihr hinaufgesehen, und Simonetta war es erschienen, als hätten ihr die Augen des Herzogs über die neugierige und staunende Menge hinweg zugelächelt.

»Ach, du weißt ja,« beendete sie den Gang ihrer Gedanken, »Baldassare war von je ein unkluger Brausekopf, der sich immer in Streitigkeiten und politische Unternehmungen mischen mußte — und wie oft wurde er gewarnt! Er hätte nicht so töricht sein sollen. Aber, ich wette, der Herzog wird ihn bald freigeben. Don Cesare ist gewiß nicht so schlimm, wie ihn seine Feinde ausschreien.«

»Ja, Baldassare hat sich viel zugetraut, und, verzeiht mir den Vergleich,« meinte die Alte, »es ist nie ungefährlich, wenn ein hitziges Hündchen einem Tiger die Zähne zeigen will.«

»Ein Tiger? Pfui! Als sie ihm zujubelten, sahst du nicht, wie huldvoll mit einmal Don Cesare lächelte? So lächelt kein Mensch, der Böses im Schilde führt. Man verleumdet ihn, denn er ist stärker als die andern.«

»Sie sagen,« warf die Alte ein, »daß der Sohn des Papstes tanzte in der gleichen Nacht, in der er seinen Bruder in den Tiber werfen ließ.«

»Eine gemeine Lüge!« brauste das junge Mädchen auf. »Der Herzog von Gandia ist durch irgendeinen Eifersüchtigen in einem Liebeshandel erstochen worden.« Simonetta trat vom Fenster weg ins Zimmer. »Übrigens«, meinte sie, »habe ich mir vorgenom-

men, zum Herzog zu gehen und Baldassare freizubitten, wenn er in diesen Tagen nicht zurückkehrt.«

Die alte Maruffa schlug die Truhe zu, erhob sich von den Knien und sah mit verschmitztem Lächeln auf Simonetta. »Der Herzog scheint doch ein großer Köder für junge Weiber.«

Die Kleine errötete, sie machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Köpfchen. »Wie du nun wieder bist! Du meintest doch selbst, daß es gut wäre, zu ihm zu gehen.«

»Freilich, freilich,« beruhigte die Alte ihre junge Herrin, »und ich meine auch heute noch, ein siebzehnjähriges schönes Kind mit so blanken Augen wie die Euren ist ein besserer Anwalt für einen Gefangenen als ein bebrillter Rechtsgelehrter, und Ihr seid ja nun einmal unter einem günstigen Stern geboren.«

Die Kleine faltete die Hände. An ihrer Linken glänzte ein Goldreif mit einem Topas. »Wenn ich ihm nur einmal die Hand küssen dürfte! — Aber vielleicht läßt er mich nicht vor sich. Es soll sehr schwer sein, von Angesicht zu Angesicht mit ihm sprechen zu dürfen. Immer sind Bewaffnete um ihn oder sein Sekretär, und oft soll er selbst die vornehmsten Herren, ohne sie einer Antwort zu würdigen, nur mit einer Handbewegung entlassen. Manche freilich meinen, der Herzog, wenn er bei Laune sei, übertreffe alle andern Männer an Geist und Liebenswürdigkeit und könne heiter sein wie ein Knabe.«

»Und wenn er schon gegen Männer bezaubernd sein kann, so soll er es noch mehr gegen schöne Frauen sein,« meinte die Alte. »Wäre er sonst der Sohn seines Vaters? Es kommt nur darauf an, daß er von Eurer Schönheit erfährt, ehe Ihr Euch anmelden laßt, dann seid Ihr sicher eines freundlichen Empfangs. — Ihr habt Meister Leonardos Wohlgefallen erregt, leider aber hat er Euer angefangenes Bild seiner leidigen Gewohnheit nach nicht vollendet; man behauptet ja, er sei der Meister der unvollendeten Unsterblichkeiten. Der Künstler gilt viel beim Herzog. Wenn er nun diesem Euer ausgeführtes Bild brächte, ließe der sicher ohne Zögern das lebende Modell vor sich.«

Simonetta Virano fuhr lebhaft auf: »Wie klug du doch immer bist, alte Maruffa! Ja, geh rasch hin zu Leonardo und bitte ihn um die Liebe Gottes, daß er ein schönes Bild von mir male.«

Die Alte lachte spöttisch auf. »Ach, um die Liebe Gottes, meint Ihr? Ihr wißt doch, daß der Meister nicht an unsern Gott glaubt.«

»An was denn sonst?« warf Simonetta hin.

»An einen fliegenden Drachen, den er bauen will,« entgegnete die Dienerin, »an das Lebendigsein von Steinen, an die Seele einer Blume. Was weiß ich? Ich bin nicht so klug. Vor allem glaubt er an den Dämon, der jedes Menschen Handlungen bestimme.«

»Nun, gleichviel,« meinte das junge Mädchen, »dann bitte ihn, daß sein Dämon ihn zu mir führe.«

»Besser wäre es, wenn Ihr gleich selbst zu ihm gingt,« wandte Maruffa ein.

Simonetta wurde lebhaft. »Ja, du hast recht. Ich werde selbst gehen, und zwar gleich. Meister Leonardo soll mich beim Herzog einführen, und mein Bruder wird nicht lange mehr im Schloß festgehalten werden. Weißt du, es macht mir mit einmal Freude, zu denken, daß ein schwaches Mädchen wie ich die Entschlüsse eines so mächtigen Herrn beeinflussen könnte. Ob der Herzog mich freundlich ansehen wird, Maruffa? Er soll sehen, daß ich ebenso schön bin wie jene Emilia, die man als seine Geliebte bezeichnet. Meinst du nicht auch, daß ich ebenso schön bin?«

»Die Emilia soll zwar den Körper einer Venus haben,« erwiderte die Alte, »doch Ihr ...«

»Und, nicht wahr, ich hab' ihn auch?« Die Kleine drängte. »Gib mir rasch das neue Kleid und mein goldenes Haarnetz, damit ich Meister Leonardo würdig aufsuche.«

Die Alte putzte das junge Mädchen heraus mit jener Freude, die sie seit dem Tode von Simonettas Eltern daran hatte, das schöne Kind wie ihr eignes zur Schau zu stellen und die verliebten und bewundernden Blicke der jungen Männer in der Stadt zu beobachten.

»Mir wird doch etwas bang sein, vor den Herzog zu treten,« seufzte Simonetta, während die Alte ihr dunkles Haar unters Goldnetz schob. »Er ist ein so mächtiger Herr, des Papstes Sohn — und ich bin doch nur das Kind eines einfachen Bürgers.«

»Ach, geht!« ermutigte Maruffa. »Ich habe immer gesagt, daß Ihr Eurem Stern vertrauen sollt und Eurer Schönheit und Jugend. Mit Euren Augen und roten Lippen dürft Ihr schon etwas wagen. Und vergeßt Eure alte Maruffa nicht, wenn der Herzog sich in Euch verliebt. Ein Eisen, wenn es wirklich ins Glühen kommt, muß man schmieden, ehe es wieder erkaltet. Mit einem klugen Wort und Blick zur rechten Zeit kann ein schönes Kind manches gewinnen.«

Simonettas Wangen überzogen sich mit rotem Hauch, und glückliches Lächeln strahlte aus ihren Augen. Aber sie gab der Alten einen leichten Schlag auf die welke Hand, die am Band ihres Mieders schnürte. »Du sollst nicht so häßliche Dinge sagen. Ich bin keine Dirne, die ihren Vorteil sucht. Ach Gott, Maruffa, ich glaube, ich liebe den Herzog mehr als meinen armen Bruder. Möge der Himmel mir die Sünde verzeihen!«

Leonardo war von Don Cesare Borgia, Herzog der Romagna, nach dem Städtchen Fano am Adriatischen Meer gerufen worden und sollte dem Feldherrn in hundert Dingen zu Diensten sein. Er bewohnte ein Haus unweit dem der schönen Simonetta. Der größte Raum in ihm diente dem Meister als Wohnzimmer. Er fand sich bis zur Balkendecke angefüllt mit all den wunderlichen Dingen, deren der große Forscher und Künstler zu seinen Arbeiten, technischen Verfahren, Malereien, chemischen Untersuchungen, baulichen Plänen, zeichnerischen Skizzen und anderm bedurfte. Es waren jene unbegreiflich vielseitigen Dinge, mit denen sich Leonardo überall in Schnelligkeit zu umgeben wußte, und deren Seltsamkeit und Unverständlichkeit Ursache geworden waren, daß viele in ihm einen heimlichen Hexenmeister erblickten.

Simonetta Virano eilte die Steintreppe empor und klopfte an des Meisters Tür. Da ihr niemand antwortete, wagte sie endlich, diese vorsichtig zu öffnen.

Leonardo stand vor einem Schrank in der Ecke des Zimmers, einem feinen Möbel aus gedunkeltem Holz, das ihm als Kleiderspind diente, und schien die mit flacher Schnitzerei bedeckte Seitenwand anzustarren. Als aber Simonetta mit scheuem Gruß näher trat, bemerkte sie, daß der Meister, die Hände auf dem Rücken, das gefurchte Antlitz mit dem langen blonden, schon etwas ergrauten Bart gegen eine kleine Spinne neigte und aufmerksam zusah, wie diese sich von der Decke herabließ und an ihrem unsichtbaren Faden vom leichten Luftzug des Fensters hin und her bewegt wurde. Da der Luftzug zu schwach schien, blies Leonardo, bis das schwingende Tierchen mit einmal die Seitenwand des Schrankes erreichte und nun dort geschäftig seinen Faden festknüpfte.

»Seht doch, wie diese Spinnkünstlerin ohne Unterricht, aus dem Triebe ihres inneren Wesens heraus das ihrer Natur Notwendige wirkt, unfehlbar sicher seiner Zweckmäßigkeit. Ich fand solches nicht, auch unter Menschen, die sich weise dünken,« bemerkte er, ohne zunächst auf das zaghafte Anliegen des Mädchens zu antworten.

Als Simonetta eindringlicher ihm den Grund ihrer Bitte auseinandersetzte, kehrte sich Leonardo ihr zu, schob ihr einen Sessel hin und sah sie unter buschigen Brauen scharfen Blickes an. »Gemalt sein wollt Ihr, und für den Herzog, Kind? Gut, gut, ich weiß, daß ich Euer Bild angefangen habe. Aber ich habe eben andres vor. Den Herzog beschäftigen dringende Pläne, die Politik, die Kriegszüge. Und ich bin ihm zu allerlei Arbeiten verpflichtet. Die aber sind wichtiger als die Laune eines Mädchens.«

»Wohl auch wichtiger als das Netz einer Spinne,« wagte dieses zu spötteln, blickte aber dann vor den tiefen Augen des großen Mannes unwillkürlich zur Seite. »Meister, es ist nicht um meiner Eitelkeit willen, sondern — Man rühmt, Ihr kennt wie keiner sonst das menschliche Herz.« Simonettas Stimme begann zu zittern. »Ich muß zum Herzog wegen meines gefangenen Bruders, und ich glaubte, wenn er erst mein Bild von Eurer Hand sehen würde ...«

Leonardo durchschaute die Bittende. Er trat zu ihr, und der lila seidene Mantel, den er zu tragen pflegte, streifte ihre Schulter. Lächelnd strich er ihr ein Löckchen zur Seite, das ihr unterm feinen Goldnetz an der rechten Wange hervorgequollen war. »Wißt Ihr auch, Simonetta, daß die Liebe rasch zu Leiden wird?« sagte er ruhig. »Ihr solltet der großen Spinne nicht ins Netz gehen. Der Borgia verbraucht die Weiber wie Pferde oder Jagdhunde.«

»Sie sagen es, aber — ich lieb' ihn trotz

allem.« Tränen füllten ihre klaren Augen, sie faßte nach Leonardos Hand. »Ich weiß wohl,« fuhr sie fort, »daß der Herzog eben verliebt ist in Emilia, und — daß auch diese ihn nicht halten wird. Er soll mich nur einmal, ein einziges Mal empfangen. Dann«, endete sie flüsternd, »will ich gern für mich auf jedes andre Glück verzichten.«

»Torheiten! Ihr seid noch so jung, Simonetta,« mahnte Leonardo mit Ernst. »Warum drängt Ihr Euch, die Reihe derer zu vermehren, die sich an diesem Feuer verbrannten, in Rom, wie hier, wie überall?«

Simonetta bog sich herab, daß der Meister die verräterische Röte ihrer Wangen und ihrer Stirn nicht sehen sollte. »Ich bitte Euch,« kam es zaghaft von ihren Lippen, »malt mich für ihn. Der Kopf war ja fast vollendet, malt nur noch Schultern und Hals oder die Arme dazu. Was Ihr wollt. Ihr versteht mich, ich möchte, daß er — mich schön fände.«

Leonardo zögerte noch immer, aber das Mädchen trat rasch ins Licht des offenen Fensters, schnürte das Mieder auf und streifte das Hemd von Hals und Schultern. Die einströmende Luft des Märztages ließ Simonettas schlanke Glieder zusammenschauern trotz der Sonne, die ihr einen unendlich feinen Goldhauch über Nacken, Schultern und Arme legte.

Leonardo mußte über den Eifer des Mädchens lächeln. Gutmütig schob er verschiedene aus Draht und Stäbchen gefertigte Entwürfe menschlicher Flügel, einen Stoß Zeichnungen, den aus Ton geformten Kopf eines schreienden Knaben und etliche Marmorschalen beiseite, in denen er Farben gemischt hatte. Dann zog er die mit dem angefangenen Bild bedeckte Leinwand vor, rückte sie ins Licht und betrachtete sein Modell eine Weile schweigend.

Der gespannte Zug über den Augen, die hastigen Kohlestriche, die seine Linke diesmal auf die Leinwand warf, verrieten, daß der Meister nach der besten Lösung seiner Aufgabe suchte. Alles andre war ihm gleich, jetzt sah er in Simonetta nur noch den schönen Menschen, den malerischen Gegenstand. »Nein, so wird es nicht,« bemerkte er plötzlich. »Entkleidet Euch!«

In der Stimme dieses Mannes mit dem mächtigen Haupt eines in ewigem Forschen und Grübeln und in unbestechlichem Schauen ergrauten Künstlers lag solches Gebieten, daß Simonetta nicht zögerte, zu gehorchen. Sie wußte ja, wie oft schöne Frauen berühmten Malern Modell standen; ja, die Geliebten großer Herren achteten es als besondere Auszeichnung und waren eitel darauf, die Schönheit ihrer Glieder auch späteren Geschlechtern zeigen zu können und so auch für sich einen Fetzen der Unsterblichkeit zu gewinnen, in die sich sonst nur die Männer hüllten.

Während das junge Mädchen die Kleider fallen ließ, errötend und doch innerlich stolz auf seine Schönheit, warf Leonardo von einer Truhe mehrere Bücher und die Entwürfe zur Befestigung eines herzoglichen Schlosses auf die Steinfliesen des Bodens und rückte das Möbel ans Fenster. Dann breitete er einige Kissen darüber und deckte sie endlich mit seinem Mantel.

Nun umschlang er den zarten Leib Simonettas, hob ihn mühelos auf und streckte das Mädchen auf die Seide in die Stellung einer ruhenden Venus. Verlegen lächelnd ließ ihn Simonetta gewähren, bemüht, es ihm recht zu machen.

Und dann griff Leonardo zu seinen Pinseln und arbeitete, ohne ein Wort zu sagen. Im Zauber wunderbarster Farbe entstand auf der Leinwand der Körper seiner Besucherin.

»Meister,« bat diese, nachdem sie wohl zwei Stunden geduldig ausgehalten, »darf ich nun herabsteigen? Mir ist so kalt, und ich bin ganz steif geworden.«

Leonardo nickte. »Ich danke Euch. Es genügt für heute.« Er half ihr von der Truhe und hüllte die Fröstelnde in seinen Mantel, wobei er den kühlen Mädchenleib einen Augenblick fast väterlich an seine Brust drückte.

Simonetta rieb sich die schmerzenden Glieder und schlüpfte in ihre Kleider. Verstohlen warf sie einen Blick auf das Bild und küßte dankbar dem großen Manne die Hand. Mit kindlich geoffenbarter Eitelkeit bemerkte sie: »Ach, Meister, wie schön das Bild werden wird! Es muß Don Cesare Freude machen.«

Leonardo stand schon wieder vor der Staffelei. »Vielleicht,« antwortete er. »Der Herzog ist unberechenbar.«

»Aber, nicht wahr, er ist nicht das Ungeheuer, vor dem man sich fürchten muß. Ihr kennt ihn doch besser.«

»Simonetta, den Herzog kennt niemand. Ich glaub', der eigne Vater, seine Schwester nicht. Er ist unbegreiflich in seinem Tun.«

»Und dennoch muß man ihn lieben. Ohne die gemeine Arbeit von Verleumdern hätte er meinen Bruder niemals in den Turm geworfen. Sie lügen alle, die um ihn sind, ich will es dem Herzog sagen. Er kann einen Unschuldigen nicht verderben wollen.«

»Was kann der Herzog nicht?« versetzte Leonardo. »Aber ich versprech' Euch, ihm Euer Bild zu zeigen, wenn es vollendet ist. Sicher finde ich da die Gelegenheit, für Euren Bruder ein Wort einzulegen. Und läßt ihn der Herzog frei, dann braucht Ihr nicht selbst zu ihm zu gehen. Das wäre wohl besser so, Kind.«

Doch das war nicht nach dem Sinn des verliebten Mädchens, und es bettelte, Leonardo möge ihm eine Audienz vermitteln auf alle Fälle. Da gab er endlich nach.

»Ach, Meister, wie soll ich Euch jemals alles das danken?« seufzte das Mädchen. »Ihr seid so freundlich zu mir törichtem Geschöpf. Ihr, der Ihr so viele und große Dinge im Kopf habt, seid so gut zu andern.«

»Nur Gott ist gut,« erwiderte Leonardo und entzog der Kleinen die Hand, die sie noch einmal an die Lippen ziehen wollte, »und nur er weiß, ob ich Dank verdiene, wenn ich Euch mit dem Feuer spielen lasse.«

Als sie hinausgehuscht war, nahm er die Arbeit an ihrem Bilde wieder auf. Bald aber kreuzte ein andrer Plan sein Hirn, er steckte die Pinsel in einen Bronzemörser auf dem Kamin, trug die Leinwand zur Seite und vertiefte sich von neuem in die langwierigen und ewig fruchtlosen Versuche, die Flugkunst des Vogels auf eine Formel zum Bau von Flügeln zu bringen. Die Menschen hatten recht mit der Behauptung, diesem sonderbaren Manne genüge die Erde nicht mehr, er wolle emporsteigen in die Regionen des Himmels.

Obgleich Simonetta auch am folgenden Tage zu Leonardo eilte, um ihm Modell zu stehen, wurde das Bild nicht beendet. Der Meister war zu sehr vom Herzog und dessen Plänen in Anspruch genommen. Eben sollte er ihm ein neues Geschütz erfinden, denn den raschen Heerzügen des Herzogs konnten die schwerfälligen Feldschlangen auf den bergigen Wegen nicht schnell genug folgen. Der Jüngling wollte beweglichere haben.

Don Cesare bewohnte ein Gebäude, halb Kastell, halb Palast, das bis dahin die Behörden des Städtchens beherbergt hatte. Er verließ es kaum, und nur, um hin und wieder auf seinem Leibroß, einem schwarzen Hengst, in strahlender Rüstung zu einer Besichtigung seiner Truppen zu reiten und durch die Pracht seines Auftretens und die Menge seiner schwerbewaffneten Soldaten die Bewohner im Zaum zu halten und ihnen, sowie vor allem den Spähern feindlich gesinnter Herrscher, seine Macht zu zeigen. Man behauptete hier und da, der Herzog mische sich zuweilen in einer schwarzen Samtmaske unter die Menge, doch konnte das niemand beweisen. Seit er unter dem Fenster Simonettas vorübergeritten war, hatte ihn niemand mehr außerhalb des Palastes erblickt.

Wenige Tage nach dem Besuch Simonettas sandte der Herzog überraschend einen Boten zu Leonardo und ließ ihn auf den Abend zu sich bitten. Leonardo benutzte die ihm günstig scheinende Gelegenheit, das junge Mädchen herbeizurufen, in Eile das Bild zu fördern und noch einmal zu versprechen, ein gutes Wort für den noch immer eingekerkerten Bruder einzulegen.

Simonetta war glücklich; sie scherzte und sang, lag geduldig stundenlang in der Stellung der ruhenden Venus auf des Meisters lila seidenem Mantel und bat um die Erlaubnis, nachts so lange vor dem Tore zu des Herzogs Wohnung warten zu dürfen, bis der Meister mit einer frohen Botschaft des herrlichen Helden herauskomme. Sie erhoffte mit Bestimmtheit Baldassares Befreiung und die Erlaubnis, dem Herzog persönlich dafür zu danken.

Leonardo gewährte dem verliebten Mädchen die Bitte. Er ließ das fast vollendete Bild in den Palast des Herzogs tragen und ersuchte in einem kurzen Schreiben, Seine Erlaucht möge dem Werk einen Augenblick Beachtung schenken. Es dämmerte schon, als er sich selbst auf den Weg machte.

Don Cesares Feinde nannten den Papstsohn ein nächtliches Raubtier, da er sich am Tage nur selten zeigte, sondern meist zu schlafen pflegte und nur nachts wach war. Auch seine Besuche empfing er nachts, selbst den fremden Gesandten und Würdenträgern erteilte er nur des Nachts Audienz.

Zwei Fackelträger erwarteten Leonardo und leuchteten ihm durch einen langen Gang voraus in das Vorzimmer des Herzogs. Allerlei Priester und Weltliche hielten sich dort auf. Ihre Unterhaltung wurde nur flüsternd und mit vorsichtigen Worten geführt, denn alle unterlagen dem beängstigenden Eindruck, den die Nähe des jungen Mannes hervorbrachte; jeder mißtraute dem andern.

Leonardo hielt sich abseits. Er brauchte nicht lange zu warten. Agapito, der Sekretär des Herzogs, öffnete ihm hinter dem roten Vorhang die Tür zu dessen Gemach und winkte ihm, näherzutreten.

Don Cesare lag, in schwarzen Samt stutzerhaft gekleidet, das rötliche Haar und den rötlichen kurzen Bart sorgfältig gepflegt, auf einem Ruhebett. Vom dunklen Samt des Wamses stachen das bleiche Gesicht und die schmalen weißen Hände fast gespenstisch ab. Kostbare Ringe blitzten an seinen Fingern. Er reichte dem großen Gast mit vollendeter Anmut und bezauberndem Lächeln die Rechte. »Setzt Euch auf diesen bequemen Sessel da, Leonardo,« sagte er und wies auf einen mit dem Wappentier der Borgia bestickten Stuhl. »Und nun laßt uns plaudern. Die Leute draußen mögen warten, sie langweilen mich mit ihren öden Schwätzereien über Dinge, die sie ja doch alle nicht meistern.«

Die beiden Männer sprachen von diesem und jenem, vor allem von Befestigungsplänen, dem neuen leichten Geschütz und dem Gewinn, den die Menschheit hätte, wenn man sich mit Hilfe von Flügeln in die Luft erheben könnte. Sie kamen endlich auch auf die Kunst der Malerei zu sprechen, und der Herzog wendete alle diese Gespräche mit einer Grazie des Geistes und einem Scharfsinn, die den Meister immer von neuem in Erstaunen setzten. In der Unterhaltung wies er Leonardo einen kostbaren Becher vor, ein Geschenk des Papstes an den geliebten Sohn. Das Goldgefäß lag im weichen Leder eines Schreins, es hatte die Form eines Altarkelches, aber dem Griff hatte der Künstler die Gestalt eines nackten Mädchens gegeben, dessen erhobene Hände die Schale trugen.

Im Hintergrund des Gemaches lehnte das Bild Simonettas. Leonardo hatte es beim Eintreten sofort bemerkt, aber er hatte noch nicht den passenden Augenblick gefunden, den Herzog danach zu fragen, und wollte warten, bis dieser selbst das Gespräch darauf brächte.

Mit einmal wandte der Borgia sich dem Gemälde zu und betrachtete es eine Zeitlang schweigend. Leonardo hatte nur das Haupt und den Oberkörper der heidnischen Göttin in der Gestalt Simonettas gemalt, den Unterkörper nur angedeutet und zum Teil mit einem schleierartigen Gewand verhüllt. Silberne Leuchter, die rings an den Wänden auf hohen Kandelabern brannten und dem düsteren Raume etwas von einem Grabgewölbe gaben, beleuchteten die feinen Züge und Glieder der Gemalten.

»Simonetta Virano«, unterbrach endlich der Meister das Stillschweigen, »hatte den Wunsch, ein Wort für ihren Bruder einzulegen. Laßt, Erlaucht, das Bild für sie sprechen und mich hoffen, daß ich ihr von Euch eine Tat der Großmut melden kann. Macht verpflichtet, Erlaucht.«

Die Mienen des Herzogs blieben undurchdringlich. »Ihr habt da ein schönes Werk geschaffen, Eurer Hand würdig,« bemerkte er. Der Wohllaut seiner Stimme entzückte die ihm zuhörten, auch wenn ihnen der Sinn seiner oft scheinbar nichtssagenden Bemerkungen dunkel blieb. »Ehe Euer Schreiben mit dem Bilde kam,« fuhr der Herzog plötzlich fort, »wußte ich, daß Ihr sie maltet. Und ich weiß auch, daß sie darauf brennt, zu mir gelassen zu werden. — Das ist sonderbar. Gerade eine Schwester des Virano sollte diesen Wunsch nicht haben. Entsinnt Ihr Euch, Meister, der Erzählung von Holofernes und der schönen Judith? Weiber können gefährlich werden. Aber ich bin kein solcher Tölpel wie Holofernes.«

Leonardo war erstaunt, wie gut der Herzog durch seine Spione unterrichtet war. Da er gewohnt war, als Maler die Mienen der mit ihm Sprechenden zu beobachten, bemerkte er sehr wohl, daß diese bleiche Stirn irgendeinem unverständlichen Verdacht nachbrütete. Doch er war ein zu großer Mensch, um hinter der Larve des Herzogs den gemeinen oder gefährlichen Gedanken nachspüren zu wollen. »Wenn ich nicht überzeugt wäre,« lenkte er ab, »daß dies Mädchen Eure Erlaucht in Wahrheit verehrt und bewundert, würde ich Euch nie sein Bild vor Augen gebracht haben oder gar wagen, für den gewiß unschuldig Eingekerkerten zu bitten. Die Arme scheint diesen, ihren einzigen Bruder heiß zu lieben.«

»Heiß zu lieben? So, so?« Der Herzog

wandte sich dem Meister zu und drehte an den blitzenden Ringen seiner Hände. Mit einem unnachahmlich liebenswürdigen Lächeln bemerkte er: »Ich beuge mich vor Eurem Können und Eurer Weisheit, Meister, aber seht, ich für meine Person darf leider nicht auf den Höhen der Kunst leben, auf denen Ihr ruhig, in Sonne dahinwandelt. Ich muß mich durch alle dunklen Tiefen der Politik schlagen. Wenn der Mäher draußen mäht, damit Platz für neue Frucht auf dem Felde werde, so kann er der Blumen nicht achten, die seinem Eisen zufällig im Wege sind. So bin ich, glaubt es mir. Ich bin unglücklich, wenn die Sense eine Blume trifft; aber ich darf um ihretwillen nicht Umwege machen.«

Er sah eine Weile sinnend auf das blitzende Schwert, das stets in Reichweite neben seinem Lager hing, dann läutete er und rief seinen Sekretär. »Höre, Agapito,« sagte er ihm, »das Gespräch mit Meister Leonardo erinnerte mich an etwas, das ich, bei Gott, fast vergessen hätte. Du weißt, daß ich meinte, ein Efeu wachse unter meinem Fenster zu hoch herauf. Du verstehst mich. Laß ihn köpfen. Und dann, vor allem sorge, daß meinem Freunde Leonardo von den schönsten Rosen im Garten ein Korbvoll geschickt werde. Er wird eine davon einer jungen Dame reichen, die ihm Modell steht, und die einer Blume aus meinem Garten würdig ist.«

Der Sekretär verneigte sich und huschte wieder hinaus.

Cesare wandte sich von neuem Leonardo zu: »Das Bild gefällt mir, Meister,« sagte er. »Ihr müßt es recht bald vollenden. Es wird Euch zu diesem Zweck morgen wieder zugesandt. Ich will indessen einmal das lebende Modell sehen.«

Leonardo erhob sich. Er bereute jetzt fast, den Wunsch der Kleinen erfüllt und dem Herzog ihr Bild gezeigt zu haben. Es war ihm, als braue sich da das Gewölk irgendeiner dunklen Gefahr für Simonetta zusammen. Wo der Borgia war, gingen Schatten Ermordeter um. »Erlaucht,« bat er, »da Ihr die Gnade habt, mich ein wenig zu schätzen, so darf ich wohl noch einmal bitten, daß Ihr Euch der armen Kleinen gnädig gesinnt zeigt.«

Der Herzog hatte sich aufgesetzt, er lächelte dem Meister zu, streckte ihm die Hand hin und sah ihm mit vollendeter Offenheit in die Augen. »Ich habe Euch noch nie eine Bitte abgeschlagen, denn durch den Mund großer Künstler spricht Gott selbst zu den Menschen.«

In Dankbarkeit und der Sitte der Zeit entsprechend wollte Leonardo die Lippen auf des Herzogs Hand drücken, dieser aber zog rasch seine Hand zurück, sprang auf und küßte, ihn umarmend, Leonardos Wange.

Wenige Minuten später wurde Simonetta, die vor dem Tore auf Leonardo gewartet hatte, dank einigen auf einen Zettel gekritzelten Worten des Herzogs in dessen Vorzimmer eingelassen. Die Blicke der dort Versammelten wandten sich überrascht dem schönen Mädchen zu. Leise tauschten die Männer Bemerkungen aus, sie schmunzelten verständnisvoll, und Simonetta, die sich verlegen und befangen auf die Ecke einer Bank an der hinteren Wand gedrückt hatte, hörte, wie einer der Anwesenden Agapito, dem herzoglichen Sekretär, zuraunte: »Ihr tut mal wieder eine Taube zum Adler?«

Das Mädchen erblaßte. Es fühlte, wie ihm jäh das Blut zum Herzen drang, vor allem, als es die Antwort des Sekretärs vernahm, der flüsternd zurückgab: »Die Schwester des Baldassare Virano.«

»Ah, wirklich? Nun, so mag sie dem Herzog schöne Augen machen.«

»Bin neugierig, was sie tun wird. Bin wirklich neugierig,« flüsterte Agapito seinem Nachbarn zu.

Simonetta erschauerte unter den offenen und verstohlenen Blicken dieser ihr unbekannten Gestalten. Eine ferne Uhr schlug die elfte Stunde mit zögernden Schlägen, die auf zwei Marmortischen verteilten Wachskerzen füllten den Saal nur mit einem unruhigen und matten Licht, in dem die Herumstehenden wie in Nebeln untertauchten. An der Eingangstür und neben dem rotseidenen Vorhang, über der Tür von des Borgia Gemach, standen je zwei Soldaten der herzoglichen Leibwache. Auf ihren Harnischen und Hellebarden spiegelte das Licht, und das Eisen rasselte leise, wenn sie sich bewegten.

Simonetta mußte immerfort auf den blutroten Vorhang starren. Er war mit weißen Lilien bestickt. Alexander der Sechste und Cesare liebten die weißen, schlanken Lilien, denn die Blumen erinnerten sie an Lucrezia.

die geliebte Tochter und Schwester, und an deren weiße Glieder.

Hinter dem Vorhang lag der Eingang zum Zimmer des schrecklichen Jünglings, dessen Schönheit alle Frauenherzen rascher schlagen ließ, und dessen Taten zugleich jedem Manne ein Grauen einjagten. Aber vielleicht übertrieben die Feinde. Sicherlich taten sie es. Simonetta konnte nicht glauben, daß dieser bleiche, schlanke Kavalier, der wie keiner bezaubernd lächeln und scherzen und leidenschaftlich küssen sollte, daß dieser Mann, von dessen Prachtliebe und Verschwendung, von dessen Mut und Geist ganz Italien fabelte, ein Ausbund von Tücke sein sollte.

Sie nahm ihn innerlich in Schutz und malte sich sein Bild so strahlend, wie sie ihn gesehen, da er bei ihr vorbeigeritten war. Don Cesare war eben ein Held, voller hochfliegender Pläne. Wie hätten die andern, die kleineren, ihn verstehen können? Ihr eigner Bruder schien es ja dem Adler zu verdenken, daß er hoch über der Menge seine Pläne zu den Wolken trug.

All das Unheimliche, das den Jüngling umgab, die furchtbaren Dinge, die man von ihm raunte, seine Art, nur des Nachts zu leben, das Geheimnis, in das er seine Pläne hüllte, der Glanz, mit dem er an seltenen Tagen plötzlich wie ein leuchtender Kriegsgott unter der bewundernden Menge auftauchte, die Berichte verwegenster Taten, Erzählungen von seiner fabelhaften Körperkraft, all das zog unwiderstehlich die Frauen an. Seinem Drohen oder seiner Verführung unterlagen sie alle.

Mit klopfendem Herzen wartete Simonetta, daß der Vorhang sich teilen und die Tür zum Gemach des Rätselvollen sich öffnen werde. Sie sah sich jetzt mit einmal einem dunklen Schicksal wehrlos zugleiten, hatte Augenblicke, in denen sie gern aufgesprungen und entflohen wäre, aber dann fesselte sie immer von neuem ein Gemisch von Angst und Verliebtheit an ihren Platz, und jenes Gefühl banger Neugier, das den Menschen selbst in Gefahren treibt. Und sie sprach sich selbst Mut zu, indem sie meinte, bleiben zu müssen, um ihren Bruder zu befreien. Wenn aber der Herzog wider alles Erwarten ihr diesen nehmen, wenn er sie von sich jagen würde, dann wollte sie Gott um die Kraft bitten, sich das feine Stilett ins Herz zu stoßen, das sie in ihrem Mieder verborgen trug. Die alte Marussa hatte ihr geraten, wegen des herumstrolchenden Kriegsvolkes nie ohne die Waffe auszugehen. Das Eisen gab dem Mädchen zumindest einige Sicherheit.

Die Zeit des Wartens erschien Simonetta endlos. Sie zählte die dem roten Vorhang aufgestickten Lilien, sie strich sich immer wieder die Locke zurück, die ihr über das rechte Ohr fiel. Die Gewölbe bedrückten sie mit der engenden Wucht ihrer Mauern. Die halblauten Gespräche der Männer, ihr Zusammenfahren, wenn der rote Samt sich bewegte, die wilden Gesichter der geharnischten Soldaten füllten die dämmernden Tiefen des Saales und beängstigten das Mädchen, als wenn sie in einer Gerichtshalle eines Urteils harren müßte.

Der Sekretär des Herzogs war eine ganze Weile hinter dem Vorhang verschwunden gewesen, jetzt trat er wieder hervor, geleitete einen älteren Mann heraus, rief den Wartenden zu, Seine Erlaucht werde in dieser Nacht niemand weiter empfangen, und gab Simonetta ein Zeichen, ihm zu folgen. Bebend schlüpfte sie zwischen den roten Falten des Vorhangs hindurch.

Mitten im Zimmer stand der Borgia, eine hohe, schlanke Gestalt. Im Licht der zahlreichen Kerzen, die Wände und Winkel erleuchteten, erschien sein schmales Antlitz wie aus Wachs geschnitten. Seine dunklen Augen überflogen prüfend die Besucherin.

Simonetta sank vor ihm in die Knie und küßte ihm die Hand. Ihr Herz klopfte bis zum Hals herauf, so daß sie nur stammelnd einige Worte der gehorsamen und bewundernden Verehrung für den großen Feldherrn Seiner Heiligkeit mit der Bitte um Freigabe ihres Bruders vereinigen konnte.

Der Herzog lächelte unmerklich. Er machte eine herablassende Bewegung, hob die Zitternde auf und sagte: »Schon gut. Ich kenne dich durch die Schilderung Meister Leonardos und durch sein Bild. Er hat deine Schönheit nicht übertrieben.«

Nun Simonetta vor diesem großen Herrn stand, seinen undurchdringlichen Blick, sein seltsames Lächeln sah, überkam sie willenlose Schwäche. Sie fühlte ihre Knie schwach werden und wäre vielleicht umgesunken, wenn der Herzog nicht ritterlich den Arm um ihre Schulter gelegt und sie dem breiten Ruhe-



Rembrandt: Landschaft

Neuerwerbung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin

bett zugeleitet hätte, das auf einem erhöhten Boden in die Mitte des Zimmers hineinragte.

»Was fürchtest du dich?« raunte er.

Unwillkürlich schloß Simonetta die Augen. Sie antwortete nichts und schmiegte sich leicht an ihn. Dieser Jüngling würde ewig auch ihr Herr sein, sie meinte es genau zu wissen.

»Du hast dem Meister Leonardo Modell gestanden. Du sollst dich auch mir zeigen,« sagte der Herzog, als verlange er das Natürlichste von der Welt. »Wirf dein Kleid ab. Man soll den Minuten nichts schuldig bleiben.«

Simonetta bog das feine Köpfchen nieder, und Röte schoß ihr vom schlanken Hals hinauf bis unter den dunklen Samt des Haares. Sie hätte weinen, hätte sich verbergen mögen, doch sie wagte keinen Widerspruch, sie wagte nicht, ungehorsam zu sein. Es war ihr, als dürfe sie vor diesem Manne da keinen eignen Willen mehr haben. Mit zitternden Händen, langsam löste sie ihr Gewand.

Cesare sprach freundlich mit ihr, lachte und scherzte. Er nötigte sie, Wein, den er ihr selbst einschenkte, aus dem kostbaren Becher des Papstes zu trinken. Er nahm ihr spielend das goldene Netz aus dem Haar und ließ dessen weiche Wellen durch seine ringgeschmückten Finger gleiten.

Plötzlich bog er sich küssend zu Simonettas Lippen, eine Flamme wilder Gier flackerte jäh auf in seinen Blicken, und er umschlang des zitternden Mädchens Leib: »Du, du! Ach, du bist ja tausendmal schöner als das tote Bild!«

Simonetta hatte Angst, seinen Liebkosungen zu wehren; nur als der Herzog für einen Augenblick ihren Mund freigab, hob sie bittend die Hände und hauchte: »Erlauchter Herr, mein Bruder ist unschuldig! Feinde verleumden ihn. Ihr aber, Erlaucht, seid großmütig!«

»Schon wieder dein Bruder?« Der Herzog runzelte die Stirn, und unter dem Ausdruck seiner Augen erbebte das Mädchen. Doch der unheimliche Zug verschwand aus dem schönen Antlitz des Jünglings so rasch wie er gekommen war, Cesare lächelte gleich wieder verbindlich und antwortete: »Sei ruhig, du erhältst deinen Bruder zurück.«

»Ist's wahr?« jauchzte das Mädchen.

»Du hast mein Wort.«

Da warf sich ihm Simonetta an den Hals und preßte ihren erschauernden Leib in die starken Arme des jungen Mannes. »Oh, ich wußte ja, daß Ihr edelmütig seid!« kam es von ihren dürstenden Lippen. Das selige Glück, den bewunderten Helden gewonnen zu haben, durchströmte sie, sie sah, sie ersehnte nun mit einmal nichts andres, und hätte sie in der Glut seiner Umarmung den Tod finden sollen.

So opferte sie sich seiner Lust mit einem leisen Schrei, den halb Schmerz, halb Wonne ihr entlockten. Und Cesare nannte sie eine kleine weiße Taube.

Als der Morgen über dem Palast des Herzogs die Augen aufschlug, sprang dieser vom Lager. Dabei stieß sein Fuß am Boden gegen einen klirrenden Gegenstand. Cesare bückte sich und hob ihn auf. Sieh da! Ein kleiner, spitzer Dolch. Unbeachtet war er aus Simonettas Mieder geglitten und mit ihren Kleidern zu Boden gefallen.

Bei dem Geräusch war das junge Mädchen erwacht. Als Simonetta, noch schlafbenommen, den Herzog am Bett stehend sah, die blanke Schärfe in der Hand, durchzuckte sie eine unklare Angst. Sie starrte auf den Geliebten. Das Gesicht des Borgia hatte sich wieder verändert, statt in das Antlitz eines lächelnden Kavaliers, sah die Erschrockene in die blutdürstigen Augen eines Tigers. Sie erkannte ihren Dolch nicht sogleich und glaubte, der Herzog wolle sie töten. Man munkelte ja, daß die Frauen, die er geliebt, rasch zu sterben pflegten.

Mit einem lauten Angstruf fuhr Simonetta empor und warf sich dem Jüngling zu Füßen.

Der Herzog zerbrach in seinen Händen den Dolch wie einen Holzspan in zwei Teile und schleuderte die Stücke in den Winkel. »Man tötet Cesare Borgia nicht mit solchem Kindertand!« stieß er zwischen den Zähnen hervor. »Such' dir ein andermal bessere Waffen!«

»Töten?« schrie Simonetta auf. Sie umschlang flehend den Leib des vor ihr Stehenden. »Ich wollte nicht töten! Glaubt das nicht, Erlaucht! Ich liebe Euch doch ... ich ...«

»Lieben! Und dazu lügt man sich mit einem Dolch zu mir?« Der Herzog riß ihre Arme von seiner Hüfte und umspannte ihre Handgelenke, daß sie meinte, die Knochen

müßten ihr unter diesem eisernen Griffe brechen. »Bestie!« zischte er. »Danke mir, wenn ich dich nicht hinter deinem Bruder her der Hölle zusende!« Und er schleuderte sie von sich, als habe er eine Giftschlange gefaßt.

Simonetta verstand blitzartig alles. Sie schrie auf, griff sich ans Herz und fiel mit der Stirn zu Boden. Regungslos, langhingestreckt blieb sie liegen.

Cesare stand eine Weile schwer atmend. Mit Ekel sah er auf den weißen Mädchenkörper herab. Das aufgelöste Haar ringelte sich um die zarten Schläfen und Schultern und verhüllte ihr Antlitz. Ach, sie hatte listig Liebe geheuchelt, um den Bruder zu befreien oder ihn zu rächen. Meuchelmörderin auch sie. Dennoch sollten seine Diener ihre Nacktheit nicht sehen. Er beugte sich herab, hob sie aufs Lager und warf eine Decke über die Ohnmächtige. Dann läutete er und befahl, das Mädchen in eine Sänfte zu setzen und zu Meister Leonardo zu bringen. Auch in dessen Gunst hatte sich die Listige einzuschmeicheln gewußt. Er ließ ihm sagen, die Viper habe zwei Köpfe gehabt; den einen habe er abgehauen, den zweiten wolle er dem Maler überlassen.

Der herzogliche Sekretär hatte die Nacht angekleidet im Vorzimmer seines Herrn auf einem Lehnstuhl verbracht und vergeblich auf die Rückkehr Simonettas gewartet. Als er gegen Morgen ihren jähen Aufschrei hörte und bald darauf sah, wie man die Kleine totenbleich heraustrug, murmelte er vor sich hin: »Dacht' ich's doch. Wieder eine Motte in der Flamme verbrannt.«

Agapito trat ins Gemach des Herzogs. Da zeigte ihm dieser am Boden den zerbrochenen Dolch des Mädchens.

Der Sekretär entsetzte sich. »Eine dunkle Geschichte,« meinte er. »Und die Untersuchung? Soll sie nicht verhaftet werden?«

Doch Cesare antwortete ausweichend: »Man soll noch warten. Ich will den Fischen Zeit lassen, ins Netz zu gehen.«

Nun lag das junge Mädchen in der Wohnung Leonardos, von der alten Dienerin Marussa gepflegt. In ihre eigne Wohnung hatte Simonetta nicht zurückkehren wollen; sie fürchtete, daheim werde ihr überall der Geist des gemordeten Bruders erscheinen, und bei jedem Geräusch müsse sie vor den Häschern des Borgia zittern. Bei ihm aber, dem großen Manne mit den milden Augen und der ruhigen Stimme, da wußte sie sich so gut und so sicher geborgen.

So gab denn Leonardo dem Mädchen Obdach. Ließ seine Arbeit ihm Zeit, so trat er in die Kammer und schickte die geschwätzige Alte hinaus, setzte sich an Simonettas Bett und suchte ihr Trost zu bringen, indem er ihr von Dingen sprach, die alle jenseits vom dunklen Wege des Tages lagen. So wollte er ihren kranken Lebensgeist erstarken machen. Aber sein scharfer Blick erkannte, daß ihrem wunden Herzen unaufhaltsam das Blut enttropfte und daß ihr das Leben davonglitt, wie eine Abendwolke am Himmel verglüht.

Des Herzogs Gedanken über Simonetta waren nicht recht zu durchschauen. Er hatte Leonardo ihr Bild zurückgesandt und dem Meister geschrieben, er brauche sich nicht zu beunruhigen wegen des Zwischenfalles mit dem schönen Kinde. Er werde ihn gewiß für die Überspanntheiten eines Weibes nicht verantwortlich machen und schlage ihm vor, das Gemälde für ihn vielleicht in eine büßende Magdalena zu verwandeln. Eine solche Änderung entspreche am Ende auch der augenblicklichen Stimmung der Kleinen. Und er hatte den Auftrag zu einem zweiten leichten Geschütz, von größerer Länge als das zuerst entworfene, beigefügt. Sein Brief schloß mit den Worten: »Ich rate Euch, Freund, mißtrauisch zu sein im Punkt schöner Weiber. Euer Schützling war übrigens der erste Mensch, der mit einem Dolch in mein Zimmer trat und das Haus lebend verließ.«

Leonardo hatte dem Herzog nicht geantwortet. Dieser Mann, der die vertrauende Simonetta droben in seine Arme schloß, während er den Bruder drunten im Kerker auf einen bloßen Verdacht hin enthaupten ließ, war ihm grauenvoll. Und doch war etwas an dem Herzog, das alle zur Bewunderung zwang, der unbeugsame Wille, Herr zu sein, über Menschen wie über Geschicke.

Je mehr der Meister selbst der Kraft entbehrte, unbedenklich jedes Menschenleben seinem Ziele als Opfer zu bringen, desto mehr nötigte sie auch ihn in ihren Bann, wenn er ihr bei einem schönen Tier begegnete, als das er den Papstsohn ansah. Er bewunderte die Fühllosigkeit, das unbekümmerte Gestalten der Natur, die in diesem Jüngling

etwas Fürchterliches, doch in seiner Art Vollkommenes geschaffen hatte.

Das vom Herzog bestellte Bild lehnte er beiseite, aber er nahm eines Tags einen Bogen Papier und zeichnete das schlummernde Mädchen, dessen fiebernde Wangen, dessen eingefallene Augen und schmerzlich atmender Mund ihn reizten.

Während der Arbeit erwachte Simonetta. Sie lächelte matt, als sie hinschauend den Meister mit unendlicher Sorgfalt die Linien ihrer Lippen zeichnen sah. Doch das Zusehen ermüdete. Sie blickte durch das geöffnete Fenster hinaus in den blauen Himmel, der über Land und Meer den Glanz seines Gewölbes breitete, sah den weißen Wolkenschiffen zu und freute sich der vorüberschießenden Schwalben.

Selige Sehnsucht der Ruhe überkam sie dabei, und sie erschien sich selbst so leicht, daß sie meinte, auf jeder Wolke mit hinaus in die blauen, fernen, unendlichen Räume segeln zu können. Wenn sie sich nur nicht immer in ihren Träumen hätte sehen müssen, der Gewalt jenes fürchterlichen Papstsohnes preisgegeben, vor dessen Rache sie heimlich zitterte, und dessen dämonische Macht ihr doch das Höchste an Männlichkeit erschien. Sollte sie ihre Sünden mit dem Tode büßen, wohlan, so sollte er ihr in seinen Armen den Tod geben. Aber Don Cesare schien noch immer auf etwas zu warten, und seine Häscher zögerten. War sie ihm etwa selbst für seinen Zorn zu gering?

Die alte Dienerin hatte Simonetta aus verschiedenen Latwergen einen Trank gebraut, aber sie rührte ihn nicht an, sie lehnte auch die Umschläge mit den in geweihtes Seewasser getauchten Tüchern ab, die ihr Maruffa unter vielen Lobpreisungen ihrer Heilkraft aufs Herz legen wollte. Sie fühlte selbst zu gut, wie ihre Kraft von Tag zu Tag trotz aller Hilfe mehr dahinschmolz, und hatte den Wunsch, am Leben zu bleiben, aus der müden Hand fallen lassen wie eine welkende Blume.

Der Gedanke an das Ende ihrer Tage und was dann sein würde, beschäftigte sie viel, erschreckte sie aber kaum, mußte doch ein jeder das Seine tragen.

Als Leonardo sich wieder einmal an ihrem Lager niederließ, wandte sie sich ihm zu und hauchte: »Meister, zeichnet mir, bitte, einmal den Himmel.«

Leonardo lächelte. »Wer kann die Unendlichkeit messen, die Seligkeit abkonterfeien? Das nie zu Wissende wollt Ihr, Mädchen, auf einem Stück Pappe finden?«

»Ihr könnt es schon, wenn Ihr nur wollt, Meister. Ihr seid ein Zauberer und könnt ja alles, und — ich würde so ruhig sterben, wenn ich wüßte, was meiner wartet. Ich fürchte mich ob meiner Sünde so vor dem ewigen Richter, und hab' doch nichts Böses gedacht.«

Da strich Leonardo, sich erhebend, der Fiebernden über Stirn und Haar. »Ich werd's versuchen,« meinte er gutmütig. »Aber es wird wohl eine Weile dauern.«

»Gott wird mich so lang am Leben lassen!« flüsterte das Mädchen.

Leonardo spannte einen neuen Bogen Papier auf einen Pappdeckel und begann zu zeichnen. Plötzlich aber legte er den Bogen weg und rückte sich rasch die Leinwand heran, auf die er Simonetta für den Herzog als ruhende Göttin gemalt hatte.

Fieberhaft arbeitete der Meister, um mit seinem Werke dem Tode voranzueilen, dessen nahende Tritte er schon auf der Gasse zu hören meinte, sei es, daß dieser freiwillig kam, sei es, daß ihn der Herzog rief. Unter den Händen Leonardos entstand auf der Leinwand das Antlitz eines wunderbaren Greises. Überirdische Hoheit lag in seinen Zügen, und er beugte sich zu der ruhenden Gestalt Simonettas oder vielmehr zur heidnischen Liebesgöttin herab, als wolle er sie auf die Stirn küssen. Sonst ließ der Meister das Bild unverändert. Alle Kraft seiner gewaltigen Kunst wendete er an den Ausdruck dieses sich zärtlich zur Göttin der Liebe niederbeugenden Greises.

Stunden entrannen ihm über der Arbeit, er zählte sie nicht. Simonetta schlummerte längst, er arbeitete noch immer. Als sie, aus unruhigen Fieberträumen erwachend, am andern Mittag die Augen aufschlug, kehrte Leonardo das Bild gegen eine Sterbende.

Sie schaute hin. Seliges Lächeln verklärte ihre Züge. »Das Paradies?« hauchte sie. Und mit erlöschender Kraft faßte Simonetta nach des Meisters Arm, drückte ihre Lippen auf seine Hand und stammelte: »Wie seid Ihr so gut zu mir! Nun brauche ich mich nicht mehr zu fürchten.«

»Kind, man hat nur eins zu fürchten, das Böse.« Und er fügte nach einer Weile hinzu:

»Sei getrost, alle sind wir in den Ring des urewigen Daseins geschlossen, und der uns in diesen Ring schmiedete, wird uns nicht strafen, daß wir ihn nicht zerbrechen konnten.«

Die Kranke sank zurück, mit großen, bittenden Augen sah sie den Meister an, doch sie wagte nicht, ihren Wunsch in Worte zu kleiden. Da bog dieser sich auf sie nieder, wie der Greis seines Bildes, küßte sie und bettete ihr Haupt an seine Brust. — — —

Am andern Morgen klopfte überraschend Agapito an des Meisters Tür. Ohne viel zu fragen, warf er sich in einen Sessel. »Verzeiht meinen frühen Besuch,« entschuldigte er sich, »aber seht, mein erlauchter Herr, Don Cesare, unterliegt entgegen seiner sonstigen Art einer bei ihm ungewöhnlichen Gemütsstimmung. Vergeblich haben wir gesucht, wir haben keine Beweise auftreiben können, daß die schöne Simonetta wirklich dem Herzog etwas hätte antun wollen. Ihr Liebreiz aber hat ihm in jener Nacht einen gewissen Eindruck gemacht. Über allen Staatsgeschäften kann er sie nicht vergessen, und Ihr sollt ihm ihr Bild, und wenn sie erst genesen ist, sie selbst noch einmal in den Palast bringen.«

»Wenn der Herzog sie von seinem unsinnigen Verdacht freisprechen will,« sagte Leonardo mit ernster Stimme, »so kommt er um eine Stunde zu spät. Über Simonetta hat diese Nacht ein Höherer das Urteil gesprochen.«

Agapito machte eine erschrockene Miene und starrte den Meister an. »Wirklich? Wir hätten nicht gedacht ... Sie hat sich doch nicht selbst ...? Don Cesare wird ernstlich betrübt sein, daß ihm der Himmel die Gelegenheit einer guten Tat genommen hat. Aber sagt — Ihr waret ja wohl bis zuletzt bei ihr —, was soll ich dem Herzog berichten? War in ihrer Natur mehr Gutes oder mehr Böses? Der Herzog wird gern wissen wollen, wie er sich ihrer erinnern soll.«

»Bringt ihm das Bild,« sagte Leonardo. »Ich schenke es ihm.« —

Acht Tage nach Simonettas Tode gingen Leonardo und sein Schüler Giacomo am Strande des Meeres spazieren.

»Meister, mich wundert,« sagte Giacomo, »daß Ihr den Tod der armen Simonetta so gelassen hinnehmen konntet.«

Leonardo blieb eine Weile stehen und schaute auf das ewige Spiel der heranrollenden Wogen, wie sie zu ihren Füßen auf den Sand zischten. »Seht,« sagte der Meister, »aus jeder Woge, die sich hebt und zusammenfällt, formt sich eine neue. Das Spiel hat nicht Anfang, nicht Ende und scheint nutzlos wie das Spiel jener Mücken, die dort an dem Steineichenbusch in der Sonne tanzen. Aber all das gehört nun einmal in die Werkstatt des Wesens, das die Welt aufzieht wie ein Uhrwerk und den Stern wie das Sandkorn bewegt. Denk' daran, Giacomo, dann wirst du verstehen, warum ich mit Ruhe so manches anzusehen vermag, das mir wider alles göttliche Gesetz zu gehen scheint. Mich kümmert nicht, daß etwas ist, sondern wie etwas ist, und, glaube mir, nichts, was ist, ist zufällig oder gar unnütz. Unsre Augen sind nur zu schwach zum Sehen.«

Sie setzten ihren Weg fort. Plötzlich bemerkte Giacomo: »Man erzählt, nach dem Kardinal Orsini, dem Kardinal Ferrari sei nun auch Kardinal Michele überraschend gestorben, und immer habe der Papst geerbt. Um nichts in der Welt möchte ich einmal den Weg eines Borgia kreuzen oder gar Wein aus dem Keller eines Borgia trinken.«

Leonardo antwortete nicht. Er schien wieder ganz vertieft in allerlei Gedanken und Pläne, denn er zog von Zeit zu Zeit ein Notizbuch aus der Tasche seines lila Mantels und schrieb kurze Bemerkungen hinein.

Die Dämmerung kam, und sie stiegen einen Hügel hinan, um auf einem andern Wege nach der Stadt heimzukehren. In purpurner Glut senkte sich der Sonnenball scheinbar auf den Hügel herab. Der Meister beschleunigte seine Schritte, als wolle er so lange wie möglich das Gestirn sehen, und rüstig, Giacomo voran, schien er hineinzuschreiten in das lodernde Tor des Himmels.



Das Herz in der Buche

Von Heloise von Beaulieu

An einem Juniabend gingen der Baron Lerchenberg und seine Frau, herzlich umschlungen, wie glückliche Ehepaare allein und in ihrem Eignen gern gehen, im Park und sahen den Mond über einem Tannenwäldchen aufsteigen. Für dieses Tannenwäldchen hatte der Baron eine zärtliche Vorliebe, denn es war seine eigne Schöpfung, seine erste Tat, nachdem er auf das Gut, das seine Frau ihm zugebracht, als Herr eingezogen war. Und auch jetzt hingen seine Blicke mit verliebtem Stolz an der schon recht stattlichen Pflanzung, die scharfzackig in den mondhellen Himmel schnitt, während die Augen der jungen Frau träumerisch auf der dämmernden Weite ruhten. Das Mondlicht und über den Wiesen wogende Nebelschleier gaben selbst dieser bei Tage so nüchternen und wenig reizvollen Gegend eine zarte Geistigkeit, etwas Schwebendes und Körperloses; die junge Frau empfand es und gab sich hin an den sehnsüchtigen Reiz der Stunde, während der Baron, im Bann seiner Schöpfung, sagte: »Wie hoch sie schon werden! Ich bin doch sehr froh, daß ich diesen mageren Ackerstreifen dem Garten angefügt habe!«

»Ja, Rudolf, du wirst deinen Nachkommen einen stattlichen Hochwald hinterlassen, ein stolzes Denkmal deiner Tätigkeit!« sagte Ellen mit leichtem Spott, den ein gleichzeitiger inniger Druck gegen den Arm ihres Mannes zur Liebkosung wandelte.

»Ein Denkmal? — das weiß ich nun gerade nicht. Söhne pflegen meist das niederzureißen, was die Väter gebaut haben. Vielleicht verwandelt Egon den Wald wieder in Acker. Aber einstweilen freuen wir uns daran. Dabei fällt mir ein: Rösemann sagte mir, die große Buche auf dem südlichen Rasenplatz müßte weg. Sie wäre brüchig und stände überdies viel zu dicht neben der Kastanie. Es müßte ein Durchblick nach dem Teich und dem Bootshause geschaffen, oder richtiger wiederhergestellt werden. Er hat es mir gezeigt, und ich muß ihm recht geben.«

»Die alte Buche!« rief Ellen erregt und zog heftig ihren Arm aus dem seinen. »Wenn denn ein Baum fort muß, kann ja die Kastanie fallen, die ist später gepflanzt.«

»Eben deshalb, liebes Kind,« sagte der Baron. »Die Kastanie steht in Saft und Kraft; die Buche ist ein morscher Greis. Und es ist richtiger, das Alter zu opfern als die blühenden Jahre.«

»So laß sie beide stehen! Rösemann ist, wie alle Gärtner, versessen auf ‚Durchblicke'. Warum soll die Buche auf einmal stören?«

»Nicht auf einmal. Ich habe schon oft gesagt: Der Garten verwächst zu sehr. Laß uns doch mal hingehen. Ich will dir zeigen, wie die beiden Bäume sich beeinträchtigen und den Blick hemmen.«

Widerstrebend ließ Ellen sich nach dem strittigen Punkt führen. Der Mondschein, der die Silhouette scharf heraushob, begünstigte die Ausführungen des Barons, der seine ästhetischen Ansichten sehr klug verfocht.

»Du hast gewiß recht, vom gartenkünstlerischen Standpunkt aus. Aber ich hänge an diesem allen, und gerade an der alten Buche. Sie gehört zu meiner Kindheit, zu — allem!« Ellens Stimme bebte in heftiger Inbrunst.

Er sah sie erstaunt und erschrocken an. Im hellen Mondlicht gewahrte er, daß ein paar Tränen über ihre Wangen liefen.

Er wollte sie zärtlich an sich ziehen, aber sie entzog sich ihm. Es war etwas Fremdes über sie gekommen. »Laß,« sagte sie kühl, »du kannst das natürlich nicht verstehen!«

»Ich kann allerdings nicht verstehen, warum eine Buche für dich so viel mehr Erinnerungswert hat als eine Kastanie,« sagte er etwas scharf. »Aber das macht wohl, weil ich als Fremder hier eingeheiratet habe.«

»Rudolf —!«

Er nahm sogleich reuig ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Nein, sie hatte das nicht verdient, sie, die ihn mit prinzessinnenhafter Großartigkeit und weiblicher Demut zum König über ihren Besitz gemacht hatte, und alles aus seiner Hand, gleichsam wie ein Geschenk, zurückempfing, sich in allem seinen Wünschen unterordnete.

Sie gingen wieder Arm in Arm, ein harmonisches Ehepaar, dem Hause zu. Von Buche und Kastanie wurde nicht mehr gesprochen.

Auch in der Folge nicht. Der Baron sagte dem Gärtner, daß er sich noch nicht entschließen könne, der Buche das Todesurteil zu sprechen. Frau Baronin betrübe sich zu sehr über jede Veränderung auf dem Schauplatz ihrer Kindheit. Und dann wurde die Angelegenheit scheinbar vergessen.

Scheinbar, nicht wirklich. Der Baron, obwohl sein ganzes Leben, erst als Offizier und nun als Landwirt, an praktische Arbeit erfolgreich hingegeben, war für sich allein so etwas wie ein Grübler. Er hatte die äußerlich so unbedeutende kleine Szene nicht nur nicht vergessen, sondern die Erinnerung daran steckte in seinem Gemüt wie ein feiner Widerhaken, der desto mehr schmerzt, je mehr man daran zieht; und er zog oft ... Was, so fragte er sich, hatte diese schmerzliche Gereiztheit seiner Frau zu bedeuten, die so gar nicht im Verhältnis stand zu dem geringfügigen Anlaß? Denn schmerzlich erregt mußte sie gewesen sein, wenn sie ein so hartes Wort sagen konnte, das, wie sie wußte, seine empfindlichste Seite traf. »Du kannst das natürlich nicht verstehen!« Das hieß: der Baum ist geweiht durch die Erinnerung an Erlebnisse, die vor deiner Zeit lagen.

Was für Erlebnisse? ... Die Erinnerung an

ihre Kinderzeit war doch mit dem ganzen Garten verbunden. Sie hatte ihm oft ihre kindlichen Verstecke gezeigt, ihre Puppenwohnungen, einen alten Birnbaum, in den sie sich mit einem Buch von Ossip Schubin zurückgezogen, das die Gouvernante verboten hatte. Hundert kindliche Erlebnisse, kleine harmlose Streiche hatte sie ihm erzählt — aber von der Buche hatte sie nicht gesprochen. Warum legte sie denn auf die Erhaltung dieses Baumes besonderen Wert, während sie die Kastanie opfern wollte? Und warum sagte sie ihm nicht den Grund?

Er gab sich die Antwort: Weil es etwas ist, was man seinem Manne nicht gern sagt. Harmlos genug, wahrscheinlich, sicherlich. Aber immerhin. Es war ihm ein peinlicher Gedanke, daß da etwas war in ihrer Vergangenheit, das er nicht wissen durfte und wovon die alte Buche Zeuge gewesen.

Er war gerecht und verständig genug, sich zu sagen: Warum sollte sie vor ihrer Verheiratung nicht einen kleinen Herzensroman erlebt haben, und welches Mädchen hätte es nicht? Aber es quälte ihn, daß diese Erinnerung ihr jetzt noch so teuer war, daß sie nicht davon sprechen konnte. Wenn sie ihn mit der selben Ausschließlichkeit liebte, wie er sie, wenn sie ganz glücklich war — mußte da die Rücksicht auf seinen Wunsch ihr nicht mehr bedeuten als die Erinnerung an irgendeinen Referendar oder Leutnant, mit dem sie vielleicht nach dem Tennisspiel unter dieser Buche gesessen? Denn die Vorstellung von näheren Beziehungen wehrte er in Verzweiflungskämpfen von sich ab.

Er war ein schwerblütiger Mensch, dessen edler Natur ein verhängnisvoller Zug zu selbstquälerischem Mißtrauen beigesellt war. Eine liebeleere Kindheit und Unglück mit Freunden hatten diesen Hang verstärkt. Erst das Zusammenleben mit Ellen hatte ihn zum glücklichen Menschen gemacht. Und nun fiel auch auf dieses Verhältnis ein Schatten, wenn auch nur ein leichter.

Die Buche war ihm unangenehm geworden. Aber nach Art der Selbstquäler zog es ihn erst recht dorthin, und seine bangen, mißtrauischen Augen fragten: Was könntest du mir wohl erzählen?

Und eines Tags redete die Buche.

Rudolf war auf den Rasen getreten, den Baum auf die morschen Äste hin zu prüfen, von denen der Gärtner gesprochen hatte. Er konnte keine finden. Aber er entdeckte an dem Stamm, an der vom Wege abgekehrten Seite und schon ein wenig verwittert, ein eingeschnittenes Herz und darin zwei Buchstaben: B. L. An sich eine belanglose Sache. In welchem Park sind keine Namen in die Bäume geschnitten? Nur, daß der Baum Ellen so teuer war durch eine Erinnerung. Und daß die Buchstaben B. L. waren!

Er griff unwillkürlich mit der Rechten an seine Schläfe. Das Licht war zu plötzlich.

Burchard Leiningen! Eine Art Vetter, ein halber Knabe noch, den er, Lerchenberg, bei seinem ersten Besuch hier im Hause — Ellen war noch nicht erwachsen gewesen — flüchtig gesehen hatte. Ein linkischer, unschöner Junge, wenig begabt, wie es hieß. Aber er stand im Begriff, gleich bei Beginn des Krieges nach eben bestandenem Notexamen ins Feld zu gehen; und dieser Umstand hob den dürftigen Menschen in den Augen der andern sowohl als in den eignen aus der Sphäre des knabenhaft Unzulänglichen in die des heroischen Schicksals. Der junge Held saß neben Ellen, seiner Kusine, einem reizenden schmalen Backfisch, von dem Lerchenberg nicht mehr als einen schüchternen Augenaufschlag empfangen hatte. Die beiden hatten viel zu lachen und zu tuscheln und sich die Hände zu drücken in der krampfhaften Erregung der Stunde.

Lerchenberg sah noch in der Erinnerung, wie die beiden Kinder — für den Dreißigjährigen waren es Kinder — nach dem Abendessen in den Garten liefen: in denselben Park, in dem er nun seit etlichen Jahren als Herr saß. Und vielleicht hatten sie an eben jenem Abend, im drängenden Gefühl des nahen Abschieds, todgewürzte Küsse getauscht und unter tränenbetauten Treuschwüren das Herz in die alte Buche geschnitten: Ellens Herz, darin Burchard Leiningen wohnte. Und dann war die Buche wohl der Wallfahrtsort geworden für das Mädchen, wo sie betete und hoffte, und wohin sie ihre heimliche Trauer trug, als der junge Burchard sein Blut in Flandern verströmt hatte, wie so viele andre Knaben.

Bekannte Dinge. Nur daß sie auf einmal ein andres Gesicht bekamen. Auch die alljährliche Reise Ellens zur Provinzialhauptstadt, einen Kranz auf dem Ehrenfriedhof niederzulegen, wo Burchard ruhte. Rudolf hatte diese verwandtschaftliche Pietät sonst immer sehr hübsch gefunden und Ellen aus Zartgefühl nie begleitet ...

Ich bin doch töricht! schalt er sich. Einen reineren, kindlicheren Liebesroman hat es sicher nie gegeben als diesen der Sechzehnjährigen mit dem knabenhaften Moriturus, dem Todgeweihten. Soll ich, der glückliche, der erwählte Mann, eifersüchtig sein auf einen toten Knaben?

Aber dann erhob sich wieder die quälende Frage: Wozu das Geheimnis? War der Tote ihr so viel gewesen — oder so viel geworden, daß nur davon zu sprechen, ihr Entweihung dünkte? Nein, auf den Jungen von damals, den unbedeutenden, nur durch seine mannhafte Sterbensbereitschaft geadelten Jungen wäre er nicht eifersüchtig. Aber der hatte vor ihm einen Vorsprung, der gerade für romantische Frauenseelen hundert gute und tüchtige Eigenschaften übertrifft. Im Kriege gefallen! Was bedeuteten dagegen die Entbehrungen, die fürchterlichen Erlebnisse, das jahrelange Dem-Tode-ins-Auge-sehen, das er, Lerchenberg, durchgemacht hatte? Er lebte ja noch! —

Eine lähmende Entmutigung kam über ihn. Er fühlte sich ohnmächtig. Er hätte beinahe gewünscht,

einen lebenden Rivalen zu haben, den er vor die Pistole hätte fordern können. Den Gedanken bat er Ellen gleich innerlich reuevoll ab. Sie war untadelig. Und sie liebte ja ihren Mann.

Ja ... Er war der Tüchtige, Zuverlässige; der Vater ihrer Kinder, der Verwalter ihres Gutes, ihr Führer und Beschützer. Aber für das Romantische, Kapriziöse in ihrem Wesen, so sehr er dessen Reiz empfand, hatte er wohl nicht immer das richtige Verständnis. Er war zu ernst, zu schwerfällig, und er hatte zu viel Tagespflichten, um sich geistig zu kultivieren. Er war zu alt für sie; er hatte das schon oft gedacht. Sie achtete ihn, ja, sie hatte ihn auch lieb. Aber das seelisch Zarteste und Feinste, die Gefühle hochgestimmter Stunden — die gehörten nicht ihm, sondern dem toten Jugendfreunde, nicht, wie er wirklich gewesen, sondern wie sie ihn sah durch den Schleier der Erinnerung, im Nimbus des frühen Heldentodes.

Gesenkten Kopfes ging Rudolf Lerchenberg dem Hause zu, das vornehm-behaglich durch die Büsche schimmerte. Er gab sich einen Ruck. Unsinn! Dort war sein schönes Heim, darin waltete eine holde, geliebte Frau, mit der er aufs glücklichste lebte. Was war er doch für ein tyrannischer Tor, daß er auch noch ihre unschuldige Vergangenheit ganz für sich beanspruchte!

Aber die Vergangenheit hörte nicht auf, jeweils leise Schatten auf Rudolf Lerchenbergs Gegenwart zu werfen. Er haßte sich selbst dafür; aber er hatte die Unbefangenheit im Verkehr mit Ellen verloren. Wenn sie, wie es ihr Gewohnheit war, des Abends am Fenster stand und zu den Sternen aufsah, dachte er: Irgendwo dort oben sucht sie ihren toten jungen Heros. Was brauchte eine glückliche Frau nach den Sternen zu sehen? In ihren kleinen Neckereien fand er Herzlosigkeit; wenn sie ihm selbstlos-freundlich zuredete, zum Klub in die Kreisstadt zu fahren, dachte er: Sie ist gern einen Abend allein, um sich ungestört ihren Erinnerungen hinzugeben.

Er war nicht unglücklich. Er sagte sich sogar, daß er allen Anlaß habe, glücklich zu sein. Doch dann kamen wieder die Hirngespinste — in Stunden der Selbsterkenntnis nannte er sie selber so — und legten sich auf sein Glück; und aller Duft und Glanz schien in seinem Leben ausgelöscht.

An einem nebligen Herbstmorgen ging Lerchenberg mit der Flinte über der Schulter durch den Park, um einen etwa kohlknabbernden Hasen mitzunehmen, als der Gärtner mit gezogener Mütze, als habe er ihm aufgelauert, aus einem Seitenwege hervortrat.

»Was gibt es, Rösemann?« rief Lerchenberg ermutigend. »Wieder ungebetene Gäste im Gemüsegarten? Denen will ich eben zu Leibe!«

»Nein, Herr Baron,« sagte der Gärtner, nähertretend, »es ist etwas andres.«

Lerchenberg sah auf. Der Mann sprach in so geheimnisvoll gedämpftem Ton, als ob es sich um eine delikate Angelegenheit handle.

»Nämlich,« sagte der Gärtner, seine Mütze verlegen zwischen den Fingern drehend, »ich weiß nicht recht, was ich machen soll, und will den Herrn Baron doch lieber noch mal fragen, aber ganz privat.«

»Nun werde ich aber neugierig, Rösemann!«

»Also — die Frau Baronin hat mir befohlen, die alte Buche, die, von der im Sommer schon die Rede war, fortzunehmen.«

Lerchenberg fuhr auf vor Überraschung. »Die Buche? Haben Sie auch recht gehört, Rösemann?«

»Ja, ich habe noch mal nachgefragt, weil mir die Sache auch seltsam vorkam. Aber Frau Baronin sagte ganz bestimmt: Die alte Buche, die neben der Kastanie steht. Es sollte eine Überraschung sein für Herrn Baron, und ich sollte es heute nachmittag machen lassen, wenn Herr Baron zur Stadt fährt. Aber weil Frau Baronin an diesem Baum doch so sehr hängt, scheute ich mich, etwas zu tun, was nachher vielleicht nicht recht wäre, und wollte Herrn Baron lieber nochmal fragen ...«

»Sie haben recht getan,« lobte Lerchenberg. »Frau Baronin soll nicht ein Opfer bringen, das ihr schwer wird. Ich werde nochmal mit ihr sprechen.«

Der Mann war sichtlich erleichtert, der Verantwortung enthoben zu sein; Lerchenberg aber ging dem Hause zu, von einem Sturm heftiger Gefühle durchbraust.

Was bedeutete das? Wollte sie durch einen Gewaltakt, durch den gerade weiche Naturen manchmal ihre Umgebung — und auch wohl sich selbst — in Erstaunen setzen, eine zärtliche Kultstätte vernichten, um sich von einer allzu mächtig werdenden Vergangenheit abzutrennen? Glaubte ihr feines Gewissen, ihm, dem Ehemann, dieses Opfer schuldig zu sein?

Aber er wollte das nicht zugeben. Sie würde dann nicht nur um eine gestorbene Jugendliebe, sondern auch noch um den geopferten Baum trauern. Und aus dieser Trauer mußte eine Feindseligkeit entstehen gegen ihn, der dieses zu große Opfer veranlaßt hatte.

Seltsam! Nun sie den Baum und den mit ihm verbundenen Kult opfern wollte, hatte er Mitleid mit ihr und ihrem kleinen süßen traurigen Roman. Er fühlte die Verpflichtung, sie zu hindern, daß sie aus ehelicher Treue eine Grausamkeit beging gegen das Denkmal ihrer Jugendliebe.

Im Wohnzimmer fand er Ellen nicht. Sie hatte eine Besprechung mit der Mamsell. Erst am Nachmittag gelang es ihm, sie allein zu sprechen.

»Oh! Der Gärtner hat mich verraten!« rief sie empört. »Der Schwätzer!«

»Er hat mir jedenfalls einen großen Dienst er-

wissen, denn ich möchte nicht, daß du mir ein Opfer brächtest, das dich zu viel kostet. Wie kommst du auf einmal zu dieser Gewalttat?«

Ein Ausdruck leidenschaftlicher Qual ging über die beweglichen Züge der jungen Frau. Mit zurückgelegtem Kopf und halb geschlossenen Augen stieß sie halblaut hervor: »Ich halte dies nicht länger aus!«

»Was?« fragte er verstört.

»Dein — dein Verhalten gegen mich, die Verstimmung, die Kälte. Seit dem Tage, wo du die Entfernung der Buche fordertest und ich mich widersetzte, bist du ein andrer geworden.«

»Aber nein — das bildest du dir nur ein,« widersprach er mit gekünstelt leichtem Ton. Er war tief erschrocken und beschämt. Er meinte doch, sich so gut beherrscht, seine quälenden Gedanken ganz in sein Inneres verschlossen zu haben.

Sie schüttelte mit schmerzlichem Lächeln den Kopf. »Ach, Lieber, meinst du, ich kennte dich so wenig? Was du gegen mich hast, weiß ich nicht. Kann es nur die Verstimmung sein, weil ich um das Leben eines alten Baumes bat? Habe ich bei dieser Gelegenheit ein Wort gesprochen, das du mir nicht verzeihen kannst? Aber du bist doch sonst großmütiger. Jedenfalls wollte ich versuchen, ob ich dich durch die Opferung dieses alten Freundes versöhnen und zurückgewinnen könnte. Wenn dir so viel an dem Durchblick — oder an dem Durchsetzen deiner Autorität — liegt, so mag der Baum fallen, obwohl eine sehr liebe Erinnerung daran hängt.«

»Ich weiß, Ellen. Und eben deshalb will ich das Opfer nicht.«

»Du weißt?« fragte sie, erstaunt die Brauen hochziehend. »Aber wie kannst du wissen —?«

»Der Baum hat gesprochen, Ellen. Er zeigte mir dein Herz.«

Ein glühendes Rot stieg in das schmale Frauengesicht. »Und — hast du verstanden?«

»Ich denke doch.«

Sie schlug die Augen nieder. »Du solltest es eigentlich gar nicht sehen und verstehen. Es war ein ganz kleines Geheimnis, das ich mit meinem sechzehnjährigen Ich allein haben wollte, obwohl ich oft nahe daran war, es dir zu zeigen. Ihr Männer braucht nicht alles zu wissen — nicht, wie sehr und wie früh man euch liebgehabt hat.«

Was war das? ... »Die Buchstaben sind nicht ganz deutlich,« sagte er vorsichtig. »Das B ist sehr flach und ungenau eingeschnitten.«

»Ja, das R sieht beinahe wie ein B aus. Mädchenhände und Mädchentaschenmesser! Übrigens wußte ich damals nicht einmal ganz genau, ob du Rudolf hießest. Und die Undeutlichkeit war mir ganz recht, denn niemand, niemand sollte wissen, was die Buchstaben bedeuteten. Du findest es kindisch, nicht? Deshalb scheute ich mich auch, es dir zu zeigen. Aber ich war so jung, so allein damals; ich verging an meinem großen Gefühl, das ich keinem sagen konnte. Da wurde der alte Baum mein Vertrauter; zu ihm ging ich, in seinen Stamm hinein sprach ich meine Liebe zu dem fremden Manne, der mich kaum angesehen hatte. Und, wie so junge Geschöpfe sind: ich verlangte nach einem äußeren Zeichen, nur von mir gewußt und gekannt, nach etwas Sichtbarem, wenn auch nur mir allein. Und da grub ich das Herz ein und die Anfangsbuchstaben deines Namens — und brach mein Messer dabei ab.«

Als er noch immer schwieg, sagte sie schüchtern, wie entschuldigend: »Ich war sechzehn Jahre alt — und mutterlos.«

Da schloß er sie in die Arme, unverlierbar.

Am andern Tage wurde im Park eine — Kastanie gefällt.

Die Treuen

Der Freundschaft ist kein Ende
Am Tisch der heitern Lust,
Da reicht man sich die Hände
Und drückt sich an die Brust.

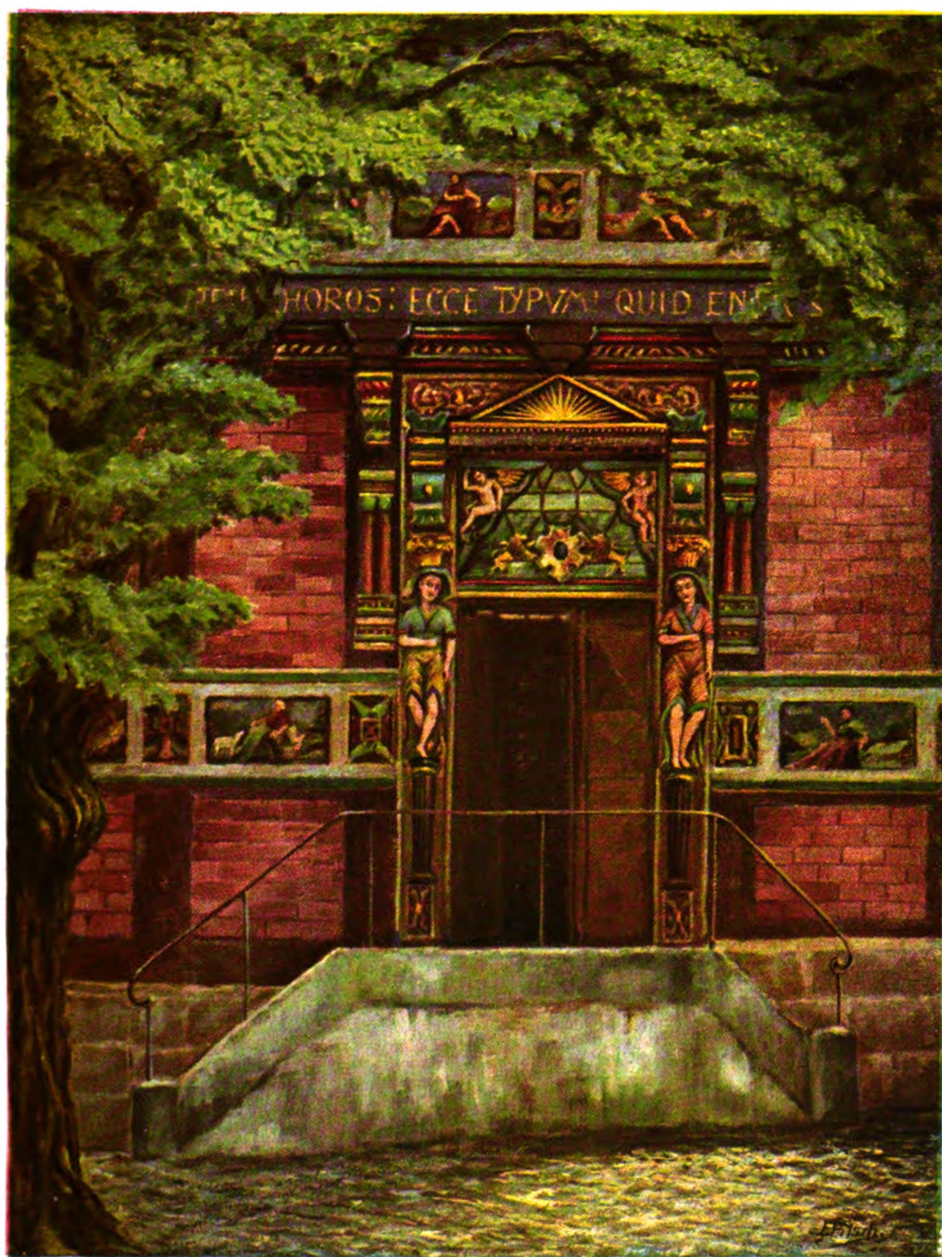
Da fehlt's nicht an Genossen,
Die jungen Herzen glühn
Und zarte Knospen sprossen, —
Die welken, eh' sie blühn.

Es naht die Not der Stunde,
Das Leben lastet schwer,
Und von der Tafelrunde
Erblick' ich keinen mehr.

Der junge Baum entlaubte,
Im Wintersturm der Not —
Was Untreu mir nicht raubte,
Das raubte mir der Tod.

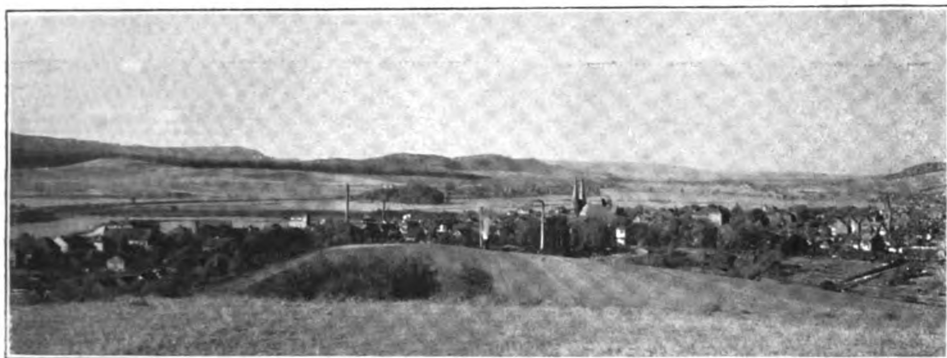
Verschollen und zerstieben,
Zersprengt der frohe Bund!
Nur zwei sind treu geblieben:
Frau Sorge — und mein Hund.

Graf N. Rehbinder



Portal des Alten Seminars in Alfeld

Nach einem Ölbild von E. Pitsch



Blick vom Steinberg auf Alfeld

Alfeld an der Leine

Von Dr. Adolf Reuter

Mit 9 farbigen Textbildern und einem farbigen Einschaltbilde von E. Pietsch sowie 18 Abbildungen nach Aufnahmen und Zeichnungen

Wer mit der Eisenbahn von Hannover südwärts fährt, dem ist es, als sägte der Zug sich hinein in die schöne, hingebreitete Länderkarte. Eine weithin sichtbare Riesenwand türmt sich über der grünen Ebene, der Nordrand des deutschen Mittelgebirges. Aber die Leine spaltet zur rechten Zeit diesen Wall und die immer wieder wie Kulissen sich vorschiebenden Erdfalten, und bald schwebt zwischen huschenden Hecken, tanzenden Baumreihen, roten Dorfdächern, gelben Saatfeldern Alfeld heran. Seit Jahren zog es mich, ich weiß nicht wie, zu sich hin mit dem schön gewundenen Flußlauf und den waldrauschenden Höhen. Bisher vergebens. Denn man wird wohl oder übel Zweckmensch, irgendein festes Ziel bestimmt die Richtung und verbietet, nach Kinderart allen schönen Seitenpfaden nachzugehen. Diesmal aber bin ich ausgestiegen, aufs Geratewohl! Der erste Eindruck: eine ungeahnte Welt der Arbeit versteckt sich in diesem einzigartigen, lachenden und lockenden Kleinstadtidyll.

Man staunt über alle diese Fabriken und gewerblichen Anlagen, die zumeist auf dem linken Leineufer in engster Fühlung mit dem Bahnhof im Laufe von etwa fünfzig Jahren entstanden sind. Man staunt vor allem über das Vielerlei, über die Eigenart der Alfelder Industrie. Von den sechs Maschinenfabriken macht die eine landwirtschaftliche Maschinen, die andre solche für Papier- und Glasfabrikation, Brikettpressen, Maschinen für die Kaliindustrie und Kochherde, ferner Formmaschinen für Gießereien, Maschinen zur Herstellung von Drahtgeflechten und Bandsägen. Außerdem gibt es hier Papier- und Papierwaren- (Tüten-) Fabriken, Ziegeleien, Mahl- und Sägemühlen, ferner eine Gießerei, die sich eines sehr guten Rufes wegen der Herstellung besonders schwerer und komplizierter Gußstücke erfreut. Eine Korkwarenfabrik erzeugt Korkpapier für Zigarettenmundstücke in einer Feinheit, wie sie bisher schwerlich erreicht worden ist: aus einer Korkholzplatte von einem Millimeter Stärke werden zwanzig Blatt Papier geschnitten. Das kann in der ganzen Welt nicht nachgemacht werden. Diese Fabrik hütet deshalb auch ihr Verfahren als strengstes Geheimnis. Nur die Inhaber und ihre vertraglich besonders verpflichteten Arbeiter dürfen den Raum betreten, wo diese geheimnisvolle Maschine arbeitet. Das werktätige Alfeld, so meint mit Recht mein kundiger Führer, ist »die Stadt der Spezialitäten«.



Das Alfelder Stadtwappen

Und unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: Was gibt es denn in Alfeld eigentlich nicht? Das Alpenveilchen (Cyclamen persicum), das fast jedes Jahr in neuen, oft an tropische Orchideen erinnernden Formen und den prächtigsten Farbenschattierungen auf den Markt kommt, stammt zumeist aus Alfeld, und alljährlich von Januar bis März sieht in den großen hallenartigen Gewächshäusern des Gar-



Rodenkamp

tenbaubetriebes Binnewies der entzückte Blumenfreund riesenhafte Teppiche von blühenden Alpenveilchen hingebreitet. Binnewies genießt den Weltruf eines Zyklamenzüchters, und der Samen seiner Alpenveilchen-Arten wird nach allen Kulturländern der Erde versandt. Wohin auch immer ein Alfelder kommen mag, allenthalben findet er Grüße aus seiner lieben Heimatstadt in Gestalt von Blumen, Industrieerzeugnissen und schließlich auch Tieren, die aus Alfeld dahingekommen sind. Jeder zweite Kanarienvogel, der irgendwo in der Welt uns sein sanftes Liedchen entgegentrillert, stammt aus Alfeld an der Leine. Die weltbekannte Firma L. Ruhe sendet von hier diesen kleinen Sänger, nachdem er seine verschiedenen Gesangsrollen gelernt hat, zu Hunderttausenden in alle Welt, namentlich aber nach Nordamerika. Das Haus Ruhe ist unumstritten heute auch die größte Tierhandlung der Welt, es hat seine Jäger und Aufkäufer, meistens Alfelder Jungen, in allen Erdteilen. Seine Tiertransporte gelangen zunächst nach Alfeld, und Ausflügler, die eine Wanderung durch Alfelds schöne Umgebung gemacht haben und nach einem kühlen Trunk im altehrwürdigen Ratskeller dem Bahnhof wieder zustreben, begegnen hier nicht selten einer Kamelkarawane, einer Elefanten- oder einer Straußenherde, die, von braunen Singhalesen oder Wüstensöhnen begleitet, den Ruheschen Stallungen zugeführt werden. Zurzeit bemüht sich L. Ruhe mit Erfolg, die während des Weltkrieges verödeten zoologischen Gärten mit neuen Tieren zu besetzen. Jeder Tierwärter der zoologischen Gärten in Europa kennt heute diese Firma, und mancher kannte sie auch vor dem Kriege schon. So auch Abdul Hafid, der Sultan von Marokko, der ums Jahr 1911 oder 1912 seinen in den weißen Burnus gehüllten mosleminischen Vertrauensmann und Sachverständigen nach Alfeld sandte, um eine ganze Eisenbahnladung wilder Tiere für den Zoologischen Garten Seiner marokkanischen Majestät zu erstehen. Seit zwanzig Jahren besteht das Tiergeschäft Ruhes. Im Jahre 1910 wurde die ältere, ebenfalls in Alfeld ansässige C. Reichesche Tierhandlung, die bereits mehrere Jahrzehnte hindurch den Markt beherrscht hatte, mit ihr vereinigt.

Mehr noch als durch seine Kanarienvögel, Alpenveilchen und wilden Tiere ist Alfeld bekannt geworden durch die Schuhleistenindustrie. Sie ist viel wichtiger und großartiger, als es der Laie ahnt. Mit Staunen betrachten wir diese gewaltigen Arbeitsräume, in denen insgesamt mehr als tausend Leute beschäftigt sind; mit noch größerem Staunen erfahren wir, daß in Deutschland



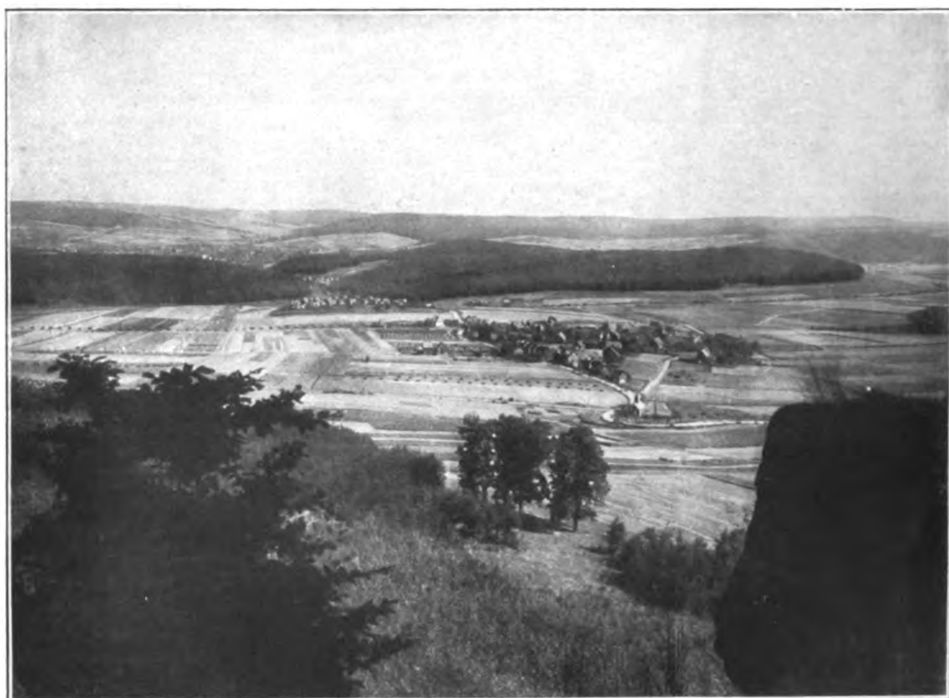
Blick ins Leinetal

noch viele solcher, wenn auch kleinerer Fabriken sich mit der Herstellung von Schuhleisten befassen. Da diese aus dem harten Holz der Rotbuche oder dem noch härteren der Weißbuche hergestellten, für die mechanische Schuhfabrikation an der Ferse oder an der Sohle mit Eisenblech beschlagenen Leisten sich kaum abnutzen, so meint man, nach mehrjähriger angestrengter Arbeit der Schuhleistenwerke müßten die Schuhmacher und alle Schuhfabriken der Welt für immer hinlänglich mit Leisten versorgt sein. Aber die Sache liegt anders: die ewig wechselnde Mode ist es, die alle diese Werke dauernd in Betrieb erhält. Sie ruht und rastet nicht, unmerklich drängt sie weiter. »Aber ich trage doch«, so meint ein biederer Laie, »schon seit dreißig Jahren immer dieselben Schuhformen!« Diese Meinung beruht auf einem Irrtum. Freilich ist die Änderung der Form so langsam vor sich gegangen, daß er selbst nichts davon gemerkt hat. Würde man ihm aber heute die Stiefelform zeigen, die er vor einem Menschenalter trug, so würde er sie nicht wiedererkennen. Der Geschmack hat sich während der Zeit in kaum merklichen Stufen, aber entschieden gewandelt.

Das Publikum macht die Mode durch seine mehr oder minder bestimmten Vorstellungen von der Silhouette des »angezogenen« Menschen. Wer Kleidungsstücke so anfertigt, daß sie diesen Vorstellungen entsprechen, der trifft den Geschmack der Allgemeinheit. Es mag jemand noch so Neues und Schönes schaffen, er wird keinen Erfolg mit seiner Neuerung haben, wenn sie nicht eben jenen der wählerischen Menge zum Teil unbewußt vorschwebenden Bildern den klaren, sinnfälligen Ausdruck verleiht. Dies Kommende liegt gewissermaßen in der Luft, in der Zeitatmosphäre, und so sehen wir in weit voneinander entfernten Kulturstätten gleichzeitig, aber unabhängig voneinander, dieselbe Mode auftauchen. Alles paßt sich ihr an, das Kleid, der Hut, die Schuhe, ja sogar die Haltung und Bewegung der Menschen.

Der Leistenmacher kann eine Schuhmode nur vorahnen. Er hat das, was der Allgemeinheit heute noch neu ist, vielleicht vor Jahresfrist schon oder früher gewissermaßen innerlich geschaut, er eilt also damit seiner Zeit voraus. Hatte der Leistenmodelleur das rechte Gefühl für die Richtung der Entwicklung, so wird er etwas schaffen, was übers Jahr aller Welt gefällt, während es heute noch vielleicht kalte Zurückweisung erfahren würde.

Rechtzeitig legt nun der Leistenmacher seine neuen Modelle den Schuhfabrikanten vor. Diese wählen aus und bestellen, aber nicht einzelne,



Blick von den Gerzer Klippen

sondern Tausende von Leisten. Denn für sie kommt alles darauf an, den neuen, den kommenden Schuh entsprechend der erhofften großen Nachfrage in Massen auf den Markt zu bringen. So grübelt, zeichnet, schnitzt und meißelt der Leistenmacher für die ganze Welt, sofern ihr an einer nicht durch veraltete Form auffallenden, bequem sitzenden und gesunden Fußbekleidung gelegen ist.

Der Volkswirt zürnt, weil der Modelaune seiner Ansicht nach auch auf diesem Gebiete so viel Zeit, so viel Arbeit, so viel Material geopfert wird. Aber es versöhnt ihn, wenn er vernimmt, daß das Entstehen des anatomisch richtig geformten Leistens mit der Modeschuhentwicklung gefördert wird. Noch sind uns nicht alle Funktionen des menschlichen Fußes genau bekannt. Selbst eine Autorität wie Dr. Georg Hohmann (München) nimmt keinen Anstoß daran, das offen einzugestehen. Er beginnt sein kürzlich geschriebenes Buch »Fuß und Bein« mit den Worten: »Der menschliche Fuß ist eine der Kunstformen der Natur. Seinem Wesen nach ist er noch nicht völlig erkannt und erklärt, und es bedarf noch mancher wissenschaftlichen Forschung, bis dieses Gebilde in seiner Wesenheit uns völlig klar ist.« Aber des Menschen Geist ruht nicht, Gelehrte und Fachleute sind dauernd bemüht, die Geheimnisse des Fußes zu ergründen und eine Fußbekleidung zu schaffen, die geeignet ist, den gesunden Fuß gesund zu erhalten, den kranken aber nach Möglichkeit zu heilen.

In Deutschland ist man in den letzten Jahren auf diesem Gebiete ein bedeutendes Stück vorwärts gekommen, indem man die Mechanik des ganzen Beines — von den Zehen bis zum Hüftgelenk — in die Untersuchung einbezogen hat. Der Orthopäde Oberarzt Dr. Weinert in Magdeburg und der gleichfalls dort wirkende orthopädische Schuhmacher Siebert haben bewiesen, daß durch Verwendung der bisher gebräuchlichen Leisten die Achsen des Knöchels und des Kniegelenks aus ihrer natürlichen Parallele geraten, daß dadurch fortgesetzt Verdrehungen in den Knöchel-, Knie- und Hüftgelenken stattfinden, und daß die Folgen davon vorzeitige Ermüdung beim Gehen, Fuß- und Beinerkrankungen, selbst Unterleibsleiden sind.

In Alfeld gibt es zwei große Schuhleistenfabriken, die eine, gegründet von Carl Behrens im Jahre 1858, ist auch heute noch die größte ihrer Art auf dem weiten Erdenrund; die andre, das Fagus-Werk, mustergültig modern, gewissermaßen die Keimzelle einer neuen Industriekultur, darf hier nicht unbesprochen bleiben.

Als Karl Benscheidt der Ältere einige Jahre vor dem Kriege dieses Werk gründete, brach er, obwohl selbst ein Industriemann der alten Schule, mit der Überlieferung, daß für den Industriebau das Billigste gut genug sei. Er nahm einen Künstler-Architekten, den damals noch ziemlich un-

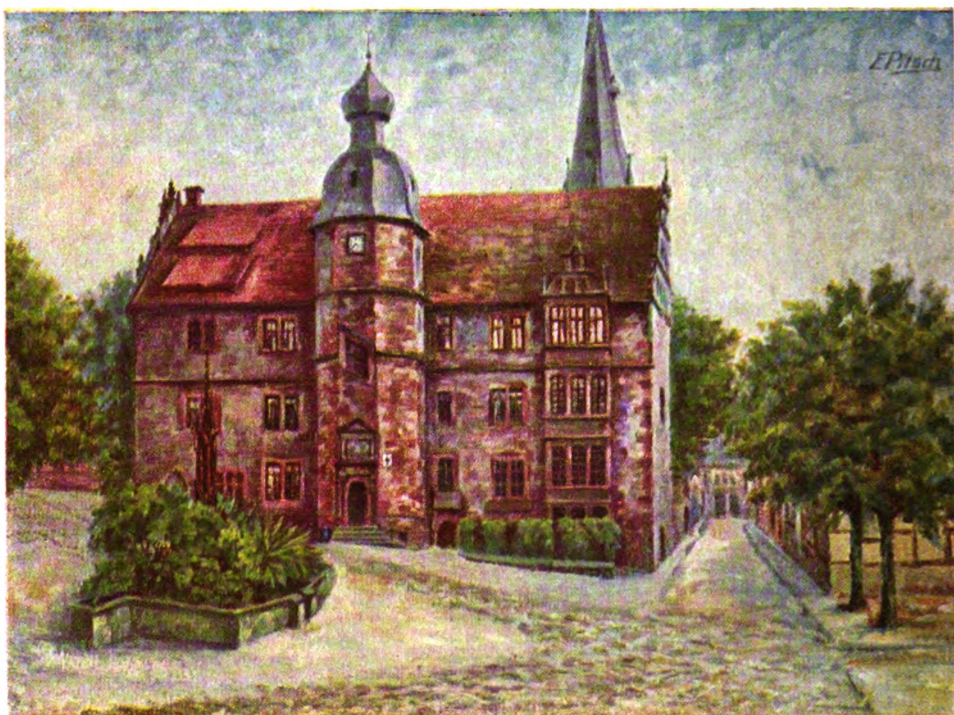


Am Eingang zur Stadt

bekannten, auch heute noch seiner radikal-modernen Bauweise wegen viel befehdeten Walter Gropius, und dessen Mitarbeiter Adolf Meyer und führte ein Werk auf, das den einen erstaunen ließ und dem andern ein Kopfschütteln abnötigte. Zwingt nicht der Konkurrenzkampf zur äußersten Beschränkung, und muß nicht Sparsamkeit, so meinte man, der oberste Grundsatz für den In-



Einzelhäuser vom Rodenkamp



Rathaus (links am Eingang der Blaue Stein)

dustriebetrieb sein? Hier aber bauten Künstler eine Fabrik! Nicht äußerste Billigkeit, sondern größte Zweckmäßigkeit war ihr leitender Gedanke. Sie bauten auch nicht in der herkömmlichen und altbekannten Weise, sondern sie machten vieles anders, als man es bis dahin gemacht hatte.

Die weiten Arbeitssäle sind licht- und luftdurchflutete Glaskästen. In ihnen sucht das Auge die in Fabriken gewohnten Transmissionen und Riemenantriebe vergebens. Man wundert sich über die reine, staubfreie Luft, indes nimmt man keine Entstaubungsanlage wahr. Zweckdienlich angeordnet stehen die Maschinen da, alles überflüssige Drum und Dran fehlt. Im Keller liegen die Antriebe. Durch den Keller ziehen sich auch die gewaltigen Entstaubungsrohre, die Holzstaub und Späne in ein besonderes Gebäude, das Spänehaus, leiten, wo alles auf verschiedenen Siebmaschinen seinen Verwendungszwecken entsprechend sortiert wird. In dieser Fabrik kommt nichts um, die verschiedenen Spänekörnungen finden in der Eisen-, der Fleischwaren- und der Rauchwaren- (Pelz-) Industrie Verwendung, und selbst der sonst vielgeschmähte Holzstaub hat seine willigen Abnehmer.

An der Anlage ist nichts verschwendet. Schlicht und sachlich stehen die Bauten da, ohne jede Verzierung, nichts von alledem, was wir gewohnt sind, als Architektur zu bezeichnen, und doch machen sie einen überwältigenden Eindruck. Denn der Geist einer neuen Architektur kommt hier zum Ausdruck. Alle Linien sind straff und rechtwinklig geführt. Die Gebäude als Ganzes und ihre Teile zeigen gute Verhältnisse. Man sieht, daß jeder Stein da sitzt, wo er sitzen muß. Die Fenster sind nicht mehr nur Löcher in den Wänden, sie bilden in sich Lichtkörper, die den Gebäudekuben eingesetzt sind — ein seltsamer und neuer Eindruck!

Eigenartige Gedanken drängen sich uns auf, wenn wir diese neuzeitliche Weimarische Bauweise verkörpert vor uns sehen. Wir alle benutzen gern die technischen Errungenschaften unsrer Zeit, aber wir lieben sie nicht. Wir alle hängen noch an der guten alten Zeit und empfinden, daß Industrie, Technik und Verkehr aus diesem Idyll uns herausgerissen und in eine neue Welt ohne Schönheit verpflanzt haben. So dienen wir einem Herrn, den wir nicht lieben. Das erfüllt unser Leben mit Widersprüchen, zerreißt uns innerlich. Wir sehnen uns zurück in die schönen Tage der Vergangenheit und können uns doch nicht freimachen von den Errungenschaften der zeitgemäßen Technik. Hier ist nichts, aber auch gar nichts aus guter alter Zeit, und doch umgibt uns eine Welt von Schönheit, verheißungsvoll auf die Zukunft deutend, in der wir hoffentlich gelernt haben wer-



Nordseite der Kirche

den, das Zeitalter der Technik mit neuem Geist und Inhalt zu erfüllen.

Die Verwaltungsräume sind in der einfachen, zweckdienlichen Art des Weimarer Bauhauses ausgemalt. Diese betont die Architektur des Raumes durch die Aufteilung der Flächen und die Wahl der Farben. In die Räume ist daher eine überraschende Frische und Lebendigkeit gebracht worden, die nicht ohne Einfluß auf die darin Schaffenden bleiben kann. So ist es leicht begreiflich, daß das Fagus-Werk Schule macht, und daß Alfeld a. d. Leine ein besonders bevorzugter Besuchsort der Schüler moderner Fabrikarchitektur geworden ist.

Es arbeitet sich gut und leicht in den Räumen des Fagus-Werkes, und hier entsteht also der Schuhleisten für den mechanischen Großbetrieb. Noch schlummert seine Gestalt in den dicken Hartholzstämmen. Aber große Sägen zerlegen jetzt die Stämme blitzschnell in Abschnitte und diese wieder in Segmente. Wir sehen an einer Maschine, der Schrubbank, in überraschender Geschwindigkeit die rohe Form eines Leistens entstehen. Wir fahren mit dem Fahrstuhl in das sechsstöckige Lagerhaus, wo die geschrubbten Rohleisten nach voraufgegangener Dämpfung zur Lufttrocknung jahrelang lagern. In den Lagerhäusern peinlichste Sauberkeit und Ordnung, kein Staub, kein Spinngewebe; denn beide erhöhen die Feuersgefahr. Die einzelnen Räume sind voneinander durch feuersichere Türen getrennt. An den Rohleistenstapeln hängen Schilder, die den Stapel während der ganzen Bearbeitung begleiten und die Lagernummer, die Größennummer, das Alter und die Behandlung der darin verstauten Leisten angeben.

Nach der Lufttrocknung, die ein bis zwei Jahre in Anspruch nimmt, folgt eine sechs- bis achtwöchige künstliche in Trockenkammern. Darauf werden die Rohleisten getempert, d. h. ein halbes Jahr in normal temperierten Räumen gelagert, damit sie sich dieser Temperatur langsam wieder anpassen.

Man wundert sich über alle die mechanischen Kontrollen, denen die Vorgänge des Dämpfens, des Trocknens usw. unterworfen werden. Jeder Dämpfer, jede der zweiunddreißig Trockenkammern, ferner die Lagerhäuser und die Temperräume sind mit Einrichtungen versehen, welche die Temperatur, die Luftfeuchtigkeit, den Dampfdruck und den Dampfverbrauch, ja selbst das Fortschreiten der Trocknung im Innern des Rohleistens anzeigen. Mit diesen Kontrollapparaten sind selbsttätige Schreibwerke verbunden, die Tag und Nacht die gefundenen Werte auf Papierstreifen verzeichnen. Ich habe noch in keiner Fabrik ein Kontrollsystem gesehen, das so durchdacht und so gründlich ist wie das des Fagus-Werkes. Neben dem Kesselhause befindet sich der Pumpenraum; auch dessen Wände sind mit Kontrollapparaten



Ankunft eines Tiertransports der Firma Ruhe in Alfeld

Aufnahme aus dem Tierbestand der Firma L. Ruhe, Alfeld a. d. Leine

bedeckt, die den Kohlendioxydgehalt der Rauchgase und deren Temperatur, den Zug und den Druck im Dampfkessel, die verdampfte Wassermenge, den Dampfverbrauch für die verschiedenen Zwecke und in den verschiedenen Abteilungen und die von der Dampfmaschine geleistete Arbeit dauernd aufzeichnen. Die Kraft wird im Fagus-Werk elektrisch übertragen und der Antrieb gruppenweise durch Elektromotoren bewirkt. Jeder Gruppenmotor hat seinen Kraftzähler. Die Kontrollergebnisse werden sozusagen zwangsläufig verfolgt und ausgewertet.

Doch zurück zu den Trockenlagern!

Endlich kommt eines Tags ein Angestellter, prüft die Lagernummer, sieht in sein Tagebuch, rechnet eine Weile, dann wandert der ganze Rohleistenstapel in den Hauptarbeitsraum, zu den Drehbänken. Wir sehen hier Hunderte von Menschen in emsiger Tätigkeit. Das Summen der Drehbänke erfüllt den Raum, es erinnert an einen gewaltigen Bienenschwarm. Vergleicht man hier den rohen Klotz mit seinem in der Entwicklung ihm vorausgeeilten Genossen, jenem aus Hartholz gemeißelten, glänzend polierten Idealbild des vollkommmenen menschlichen Fußes, das wir Schuhleisten nennen, so bezweifelt man, daß der Klotz durch mechanisches Werkzeug zu gleicher Vollendung gebracht werden könne. Und doch ist es so! Die Schuhleistendrehbank leistet diese Arbeit. Sie mutet uns an wie ein technisches Wunder: in einem sogenannten Schwingrahmen ist links ein handgefertigtes Formmodell, rechts ein Stück Holz, der Rohleisten, eingespannt. Wird die Maschine angelassen, so drehen sich beide um ihre Längsachse; dabei legt sich das Formmodell gegen ein eisernes Rad, die sogenannte Kopierscheibe, und der Rohleisten gegen einen Messerkopf. Dieser Messerkopf, der Kopierscheibe ähnlich gestaltet, enthält eine Anzahl becherförmiger Haumesser, die in ihren sehr schnellen Umdrehungen so viel von dem Rohleisten abfräsen, daß gerade die Form des Modells übrigbleibt. Mit jeder Umdrehung rücken Kopierscheibe und Messerkopf einige Millimeter weiter, so daß im Laufe von etwa fünf Minuten das ganze Modell von der Kopierscheibe abgetastet ist und gleichzeitig der Messerkopf den Leisten gefräst hat. Die Schuhleistendrehbank ist so eingerichtet, daß man Modell und Rohleisten in gleicher Richtung vor- oder rückwärts umlaufen lassen kann. In dem einen Falle erhält man ein getreues Abbild des Modells; nach einem rechten Modell also einen rechten Leisten, im andern Falle das Gegenstück; nach einem linken Modell einen linken Leisten. Der Vorschub der Kopierscheibe und der Vorschub des Messerkopfes lassen sich ungleich einstellen, man kann infolgedessen nach ein und demselben Modell größere oder kleinere, dickere oder dünnere Leisten drehen; stets wird man in ihnen die Form des Modells getreulich wiedergegeben finden.

Nach dem Drehen werden an dem Leisten noch etwa fünfundsiebzig verschiedene Hantierungen vorgenommen, bis er endlich, an der Ferse oder an der ganzen Sohle mit Blech beschlagen, fein geschliffen und poliert, den Packsaal erreicht, von wo er dann in die weite Welt hinausgesandt wird.



Wohnküche im Kleinwohnungshause
des Fagus-Werkes

Die Leisten wandern einzeln von der einen Maschine zu der nächsten in gerader Richtung. Es gibt keine Rückbeförderung, keine unnötigen Handgriffe, kein Fragen und Warten auf Arbeit. Das Einpacken selbst ist gewissermaßen eine Fortsetzung der Herstellungsarbeit.

Ein rastloses Vorwärtsstreben beseelt die Leiter und die Angestellten des Fagus-Werkes und teilt sich auch den Arbeitern mit. So hat das Werk die anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Fußanatomie, Dr. Weinert (Magdeburg), zur wissenschaftlichen Mitarbeit geworben, um stets auf dem laufenden zu sein mit den neuesten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung, die gerade in allerletzter Zeit unsre bisherigen Anschauungen über die Mechanik des Menschenfußes von Grund auf umgestoßen und ganz neue Erkenntnisse hervorgebracht hat.

Kunstsinn und Kunstfleiß haben in dem Betriebe des Werkes vielfach Gelegenheit zu freudiger Entfaltung gefunden. Nicht nur die Drucksachen und die zur Anwendung gelangenden Stempel sind von Künstlerhand entworfen, auch bei der Konstruktion der Maschinen des Fagus-Werkes hat der Künstler-Architekt ein ausschlaggebendes Wort gesprochen.

Vorbildlich wie das Werk selbst sind auch seine sanitären Einrichtungen, die Wasch-, Bade- und Garderobenräume, das Verbandzimmer und die Speisesäle.

In der Bücherei für Arbeiter und Angestellte begegnet uns neben den besten klassischen und zeitgenössischen Erzählern auch eine reiche Auswahl astronomischer und naturwissenschaftlicher Bücher. Wer für seinen Gartenbau, für seine Gesundheit, für allerlei Handfertigkeit, für Wandern und Reisen Ratschläge braucht, oder wer sich kaufmännisch oder technisch weiterbilden will, jeder findet hier, was er braucht.

Vorbildlich sind ferner die vom Werk geschaffenen Wohnungen für Arbeiter und Angestellte. Der vor 25 Jahren auf Karl Benscheidts des Älteren Veranlassung ins Leben gerufene »Gemeinnützige Bauverein für Alfeld und Umgegend« hat abseits der Arbeitsstätten in idyllischer Landschaft zwei ausgedehnte Siedlungen geschaffen, die als wirkliche Muster kleiner Gartenstädte anzusprechen sind. Fast zehn Prozent der werktätigen Bevölkerung Alfelds wohnen in diesen Siedlungen am Rodenkamp und auf dem Buchenbrink und bezeugen durch die Pflege des Gartens, von dem jedes der hier vorhandenen Häuser umgeben ist, ihre Freude am Heim. Neben den mancherlei Aufgaben, die Karl Benscheidts des Älteren, als des Vorsitzenden des Gemeinnützigen Bauvereins, harrten, hat er, unterstützt von seinem Sohn und Teilhaber, neuerdings noch Muße gefunden, aus eignen Mitteln trotz Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse zwanzig Wohnungen für seine Angestellten und Arbeiter zu schaffen. Eine dieser Angestelltenwohnungen wurde für Rechnung des Fagus-Werkes nach Entwürfen des Weimarer Bauhauses möbliert, um damit ein Vorbild zu schaffen für eine einfache, aber gediegene Einrichtung im neuen Geiste, der sich abwendet von allem



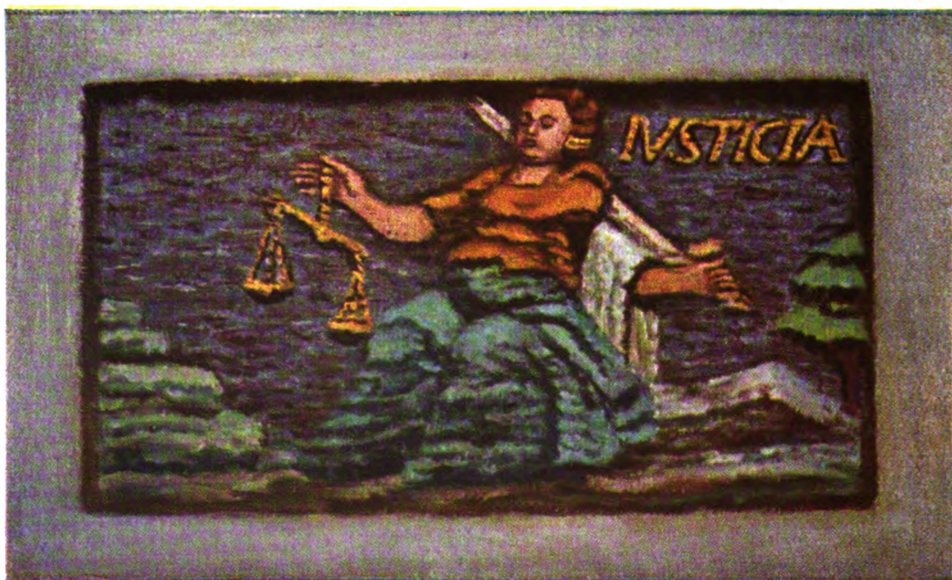
Wohnstube im Kleinwohnungshause
des Fagus-Werkes



Holzschnitzerei (Die Mäßigkeit) am Alten Seminar

aufgeklebten Zierat, der aber gerade durch seine Einfachheit Rückkehr zu edlen Formen, ehrlicher Materialbehandlung und guten Verhältnissen verlangt. So sind die Benscheidt, Vater und Sohn, in gleicher Weise bestrebt, Wohlfahrtspflege zu üben und in ihrer Umgebung den Sinn für Einfachheit und Schönheit zu wecken und zu fördern.

Wir verlassen nun das am linken Leineufer gelegene Fabrikviertel mit seiner pochenden, surrenden, sausenden Unrast und wenden uns wieder dem Städtchen Alfeld zu. Über die schöne, aussichtsreiche Leinebrücke setzt der ruhelose Arbeitsdrang, das geschäftige Treiben sich fort auf die rechte Flußseite, die in ihrem lebhaften Verkehr fast großstädtisch wirkende Leinstraße hinauf.



Holzschnitzerei (Die Gerechtigkeit) am Alten Seminar



Altes Seminar

Hier sieht man nur noch selten altertümliche Bauten. Denn oft genug mögen über die mittelalterlich eng zusammengedrängten Holzgiebel der alten Leinestadt dahinlaufende Flugfeuer das anheimelnde Straßenbild zerstört haben. Aber bald umfängt uns am Kirchen- und am Marktplatz eine stille Welt von Schönheit und Versonnenheit. Da ist das einstige Heim der alten Schuhmachergilde, heute das Gasthaus »Zur Bürgerschenke«, ein wertvoller altniedersächsischer Fachwerkbau. »Und Anno 1585«, so meldet der redselige Chronist Letzner, »haben die von Alfeld den gemeinen Stadt- und Weinkeller zusampt dem Stadt- und Rathause aus dem Grund gantz bestendig, zierlich und schön zu bauen und anzurichten angefangen und auch vollendet.« Dies Rathaus, ein langgestreckter dreigeschossiger Bau im Stil der Frührenaissance, mit noch starkem gotischem Einschlag, steht heute so, wie es aus der Hand der Bauherren hervorging, und seit Anbeginn ist der Ratskeller mit seinen mächtigen Kreuzgewölben als Schankstätte in Benutzung.









Holzschnitzereien (Schmecken, Sehen, Fühlen, Bedenken) am Alten Seminar

Den ganzen Reichtum, die volle Schönheitsfreude längst vergangener Zeiten zeigt uns der später als Seminar benutzte Bau der Lateinschule, den im Jahre 1610 die Alfelder Bürgerschaft der Wissenschaft, der Stadt und sich selber zur Ehre errichtete. Das ist figurenreichste Renaissance! Alle vier Wandflächen des einzigartigen, freistehenden Hauses sind durch alle Steil-



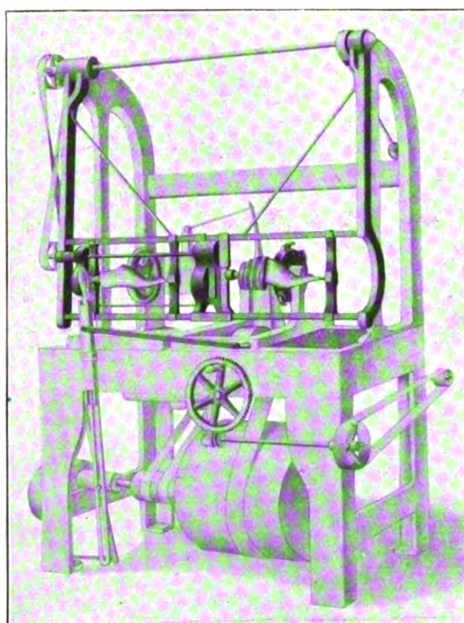
Das Fagus-Werk des Hauses Karl Benscheidt





Wie ein Schuhleisten entsteht

und Querlagen des Gebälks von unten bis hinauf zu den äußersten Giebelwinkeln überdeckt mit bunt bemalter Holzschnitzerei. Man geht um den Bau herum und staunt über die Fülle und den Reichtum dieser Bilder, über diese wirrbunte Vielgestaltigkeit. Wir sehen: das ganze Wissen, wie es sich darstellte in den Köpfen der führenden Geister jener Zeit, soll hier entsprechend der Bestimmung des Gebäudes als höhere Lehranstalt auf vier Wandflächen sinnfällig gezeigt werden. Aber es ist einem zunächst so wirr im Kopf wie etwa dem Prüfling jener Tage, der das alles für ein paar Stunden zusammengelernt hat, um es dann schnell wieder zu vergessen. Denn auf dieser enzyklopädischen Bilderwand finden wir als allegorische Gestalten säuberlich und deutlich mit Unterschrift versehen: das Trivium Grammatik, Rhetorik, Dialektik, das Quadrivium Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, ferner römische und griechische Klassiker, die neun Musen, Gelehrte und Helden des klassischen Altertums, genau ein Dutzend. Weiter: alttestamentliche Könige und Propheten, Christus, die Evangelisten; Luther, Melanchthon, berühmte Rechtsgelehrte und in naiver, zum Teil derbsinnlicher Darstellung die fünf Sinne. Die Kardinaltugend, die Temperantia, füllt aus einem riesigen Wasserkrug mit weitausholendem Strahl eine solche Menge Wassers in ihren geräumigen Humpen, daß den Alkoholtrinker ein Grauen anwandelt. Daneben Judith mit dem bluttriefenden Haupt des Holofernes. Engel und phantastische Tiergestalten auf Balkenköpfen und überall, wo sie sich sonst anbringen lassen. Die Figuren bald trocken, bald wunderlich pathetisch dargestellt. Der liebenswürdig idyllische Poet Tibull neben dem Goliathtöter David. Ovid, der heitere Lebens- und Liebeskünstler — Verfasser der ars amandi! —, stubenhockerisch in eine Art Schlafrock gekleidet, mit gänzlich unrömischem Vollbart, liest schulmeisterlich weisheitsvoll und, wie es scheint, recht langweilig aus seinen Gesammelten Werken vor.



Schuhleisten-Drehbank





Wie ein Schuhleisten entsteht



Halle mit Alpenveilchen im Gartenbaubetrieb von Binnewies

Alles in allem: das ist, auf eine Bilderwand hingezaubert, der Mikrokosmus, die Welt im kleinen des Wissens vergangener Tage, so wie heute auf der andern Leineseite, auf engem Raum zusammengedrängt, der Mikrokosmus der neuzeitlichen Arbeit sich darstellt. Man staunt, lächelt, man ist gerührt. Wir sehen nicht nur, wir erleben hier eine versunkene Zeit: unter dem Alfelder Stadtwappen des von zwei Karyatiden mit nackten Renaissance-Beinen getragenen Haupttores gehen wieder muntere Scholaren aus und ein, und die gelahrten Magister, selbstzufrieden und stolz auf ihre verstaubte Gelehrsamkeit. Wir sind schon bescheidener geworden, wir wissen, daß wir nichts wissen können. Vom Gebälk hernieder grüßen uns die Namen der wackeren Stifter dieses wunderlichen Bauwerks, deren Nachkommen zum Teil heute noch in Alfeld leben.

Jene ruhen längst in Frieden um das Gotteshaus herum, zu dem wir nachdenklich unsre Schritte lenken. In frühgotischer Zeit war es herumgebaut um den romanischen Kern der alten Nikolaikirche. Ringsherum begrub das fromme Mittelalter seine Toten, höher und höher wuchs der Boden, tiefer sank das Gemäuer, die Jahrhunderte wuchsen sozusagen an ihm empor, bis eine aufgeklärtere Zeit aus Gesundheitsrücksichten hier wie überall die Friedhöfe aus der Stadt ins Freie verlegte. Hochgerichtet an der nördlichen Kirchenmauer stehen letzte Leichensteine, darauf die frommen, talarumwallten Gestalten der Diener am Worte Gottes, die schön gemeißelten Sandsteinwappen der vergangenen adligen Geschlechter. Dunkelgrüner Efeu, das Kraut der Vergessenheit, umrankt bis hoch hinauf zum roten Kirchendach das graue gotische Maßwerk. Traumhaft, wie aus weiter Ferne, erklingt Kinderjubel in diese engumbaute und doch so welt- und zeitentrückte graurotgrüne Einsamkeit. Wir treten vor das spitzbogige Kirchentor. Da sehen von den Torpfeilern zur Rechten und zur Linken noch aus alter Zeit eine Gottesmutter in ihrer ganzen jungfräulichen Lieblichkeit und ein ehrwürdiger Bischof mit Mitra und Krummstab auf uns herab. Zu Häupten dieser lichtweißen Erscheinungen recken gräuliche, dunkle Untiergestalten drohend ihre Leiber hervor. Teufelspuk und Engelschönheit, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammnis hart nebeneinander im Dämmer des Gotteshauses, wohin sich selten ein Strahl der Sonne verliert, das ganze Mittelalter greifbar in ein Bild zusammengedrängt. Tiefer und tiefer steigen wir hinab in dämmernde Vergangenheit zu den ostfälischen Sachsen, die in der Gemarkung ihres Gaues, des Aringo, nach der Bekehrung dem Christengott zu Ehren an der Stelle der alten Mal- und Opferstätte eine Kapelle für den heiligen Nikolaus errichteten, deren Name in



Bürgerschenke

der schönen Stadtkirche fortlebt. Zu den Kindheitstagen unsers Volkes, wo Sage und Wirklichkeit ineinanderfließen, zur schönen von dem Räuber Lippold in die Lippoldshöhle entführten Alfelder Bürgermeisterstochter. Der Räuber erkrankt. Er schickt wegen eines Heilmittels seine Frau zum Laboranten in die Stadt, wo sie ihre alte Mutter am Fenster sitzen sieht. Aber ein furchtbarer Schwur bindet die Zunge der Unglücklichen, so daß sie keinem Menschen ihre Not klagen darf. Vor einem Prellstein am Rathaus sinkt sie nieder und vertraut ihm ihre bittere Not. Der Stein saugt ihre Tränen ein und färbt sich blau. Der Vater aber hört erschüttert die Leidensgeschichte und umarmt weinend sein wiedergefundenes Kind. Noch heute steht am Rathauseingang jener blaue Stein.

Das ist, so hart neben der Welt der Arbeit, die Romantik Alfelds. Dem träumenden Flußlauf entlang zieht sie empor zu den ragenden Gipfeln, den dämmernden Waldgründen des Hilsgebirges, zu den blumenübersäten Halden der Sieben Berge. Das sind dieselben Sieben Berge, hinter denen Schneewittchen wohnte und die sieben Zwerge. Sicher und gewiß! Die Alfelder sagen so, und die wissen es noch von ihren Großmüttern.

Romantik ist der Reichtum der schönen, fleißigen Leinestadt. Auch in den kühlen, klaren Kaufmannsköpfen, die das neuzeitliche Alfeld prägte, lebt nicht nur die Zahl, der geschäftliche Kalkül, hier bewahrt man sich den Blick für die große Linie deutscher Landschaft, für deutsche Kunst, deutsches Geistesleben und den schöpferischen Gedanken.

Romantik ist Reichtum der deutschen Seele überhaupt. Nur arbeiten ist öde, nur schwärmen ist Narrheit. Beides zusammen vollgelebtes, **reiches Menschenleben. O mein Deutschland, hier fühle ich es:**

Du lebst und schwärmst und dämmerst
In tiefer Seelenruh.
Wenn du dein Eisen hämmerst,
Erklingt ein Lied dazu.



Drei Gedichte von Otto Voß

Hölderlin

In früher Jugend warst du, verschwiegner Mond,
Einsamer Wege trauter Gefährte mir,
Und meine ungestillte Sehnsucht
Zogst du empor in beseelten Träumen.

Wie anders, Lieber, lächelst du heut mich an!
Nicht Traum noch Tränen weckst du dem Manne mehr.
Entschleiert und entwürdet sanken
Lange die schimmernden Jugendgötter.

Erfüllung hat mich wissend und arm gemacht;
Und gerne gäb' ich fragliche Freuden hin,
Enthöb' zu schmerzlich-süßer Ahnung
Einmal mich noch deine bleiche Schönheit.

Göttliches Spiel

Schleicht ein Schnecklein auf dem Wege
Oder Wurm vor meinen Schuh'n,
Wird in mir ein Wünschen rege,
Ihm im Spiel ein Gut's zu tun.

Und ich heb' solch zart Gesellchen
Weit aus Staub und Sonnenbrand
Zwischen Moos und Blütenkelchen
In ein glückhaft Wunderland.

Ein Gespielchen gleicher Arten
Geb' ich ihm zur Kurzweil bei,
Daß im Paradiesesgarten
Ein Jungpärchen selig sei.

Und ich lächle schalkhaft heiter,
Weil ich in bescheidnem Sinn
Allmacht und Geschickbereiter
Und ein kleiner Herrgott bin.

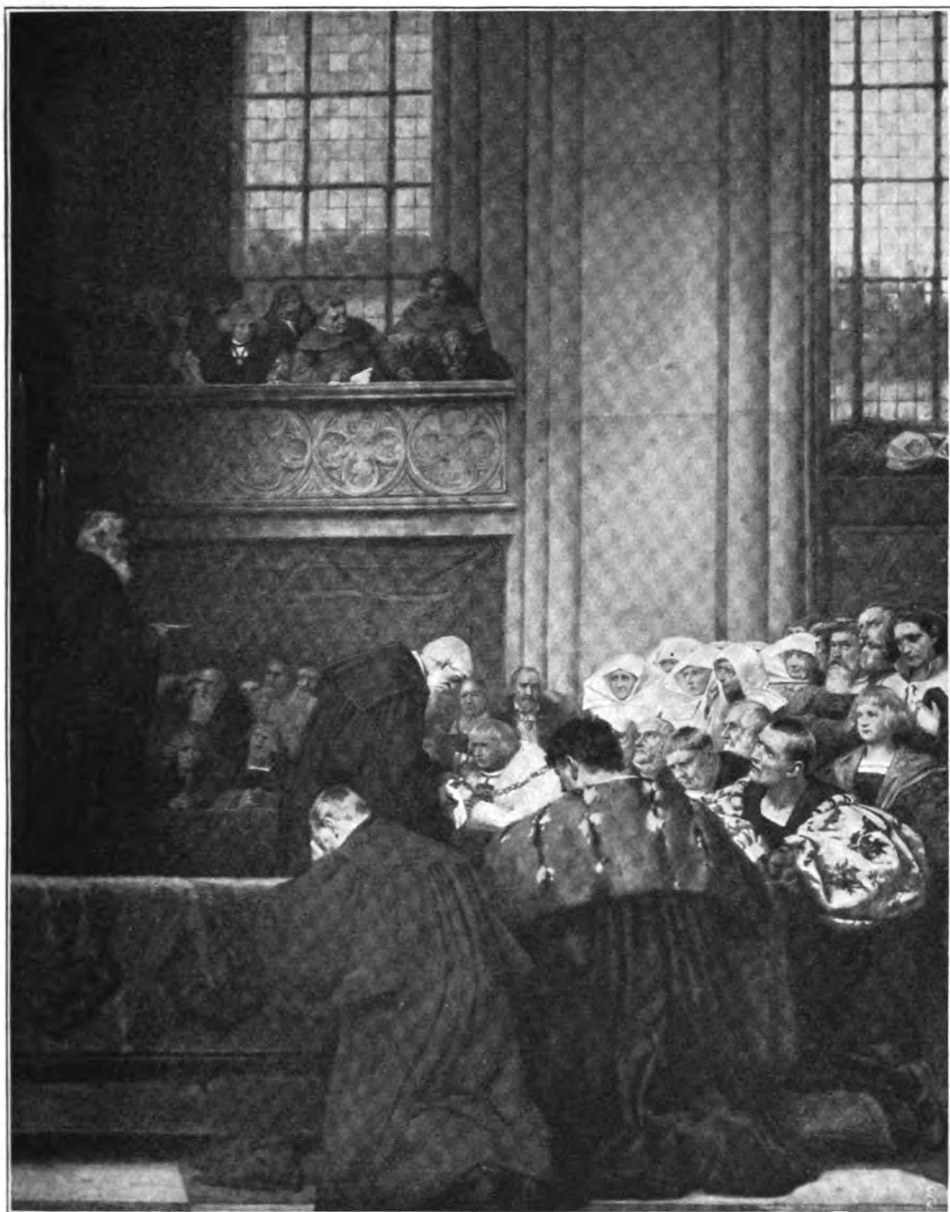
Beethoven

Dies ist dein Lied: Ein Pilger schweift und irrt
Durch eine Welt, die schöpfungseinsam ödet,
Und seine fluchgebrannte Seele redet
Mit Gott, der ihm nicht Freund und Bruder wird.

Nur manchmal aus chaotischem Gedränge
Blühn über Wolken Paradiese auf;
Und überwältigt stockt des Wandrers Lauf,
Daß nicht Glücksüberschwang die Brust ihm sprenge.

Und wieder grollt der Sturm. Der Glanz verloht.
Das Bild entschwindet dem entrückten Schau'n.
Felsmauern türmen sich vor allen Wegen.

Ein Herz wird irr an Gott in Gram und Grau'n.
Und über eines Lebens Sehnsuchtsnot
Vertropft die Zeit in wesenlosen Schlägen.



Hugo Vogel: Der Rat der Stadt Berlin empfängt das Abendmahl in beiderlei Gestalt

Gustav Freytag als Politiker

Von Dr. Paul Ostwald

Wir werden dem Politiker Gustav Freytag nur gerecht werden können, wenn wir ausgehen von seinem entschiedenen, lebenslang festgehaltenen Liberalismus. Es konnte für ihn, den warmherzigen Menschen, dem jeder Dünkel, jede Einbildung fernlag, für ihn, der in regem Verkehr mit Menschen mancherlei Art, aus mancherlei Volksschichten und Berufskreisen gelernt hatte, Standesrücksichten nicht gelten zu lassen, schlechterdings keine andre Entscheidung geben als für den Liberalismus, dem ja gerade damals, um 1840, die geistige Elite unsers deutschen Volkes angehörte. Dazu kam für Freytag noch als wesentliches Moment, daß er wie alle andern Deutschen, die ein einiges Reich ersehnten und erstrebten, die Erfüllung dieses Wunsches nur durch den Liberalismus für möglich hielt und halten mußte. So ist der Liberalismus Freytags fest in seiner Natur, in seinem Wesen begründet, seine rein menschliche Persönlichkeit findet darin ihren besonderen Ausdruck. Infolgedessen spielen denn auch Beeinflussungen von außen bei ihm keine besondere Rolle. Am meisten scheint er als vierundzwanzigjähriger junger Mensch in politischer Beziehung beeinflußt zu sein durch den Verkehr im Breslauer Kaufmannshause Molinari. Mit Theodor, dem ältesten Sohne, verband ihn engste Freundschaft, und was ihn zu diesem jungen Kaufmann hinzog, war dessen starkes soziales Empfinden, sein warmer Liberalismus und sein warmes Preußentum. Das politische Urteil Theodor Molinaris war besonders durch wiederholten Aufenthalt im Auslande frühzeitig gereift, und gerade weil er aus einem ganz andern Berufskreise kam und auf ganz andern Wegen als Freytag den Inhalt seines Lebens gewonnen hatte, konnte er anregend und befruchtend auf den jungen angehenden Politiker wirken. Freytag gesteht das selbst ein, wenn er schreibt: »Er wurde mein Vertrauter, in dessen Gemüt ich manches niederlegte, was mich innerlich bewegte, und die liebevolle Treue, mit welcher er das Wohl des jüngeren Freundes im Herzen trug, gab mir eine Sicherheit, die mich frühzeitig fest machte. Vor allem war es die Politik, in der wir treu zusammenhielten.«

Dieser frühzeitigen politischen Festigkeit, die Freytag durch den Verkehr mit Theodor Molinari gewann, aber auch seiner eignen ruhigen Natur, die ihn vor leidenschaftlichen politischen Übertreibungen bewahrte und ihn politische Fragen sachlich und gründlich überlegen ließ, ist es zuzuschreiben, wenn er in den damals doch reichlich mit allerlei revolutionären Ideen durchsetzten Zeiten seinem Liberalismus treu blieb und nicht wie so viele andre bei republikanischen und demokratischen Anschauungen endigte. Grund genug, über den preußischen Militär- und Polizeistaat herzuziehen, ihm und dem ganzen System von Grund aus Todfeindschaft zu erklären, hätte auch er nach persönlichen Erfahrungen seiner kurzen Soldatenzeit im Jahre 1859 gehabt. Denn man nahm ihm infolge verspäteter Meldung nicht nur das Recht, als Einjährig-Freiwilliger seiner Militärpflicht zu genügen, sondern brachte ihn dann auch noch krank und »per Schub« zum Regiment, obwohl das Zeugnis eines Kreisphysikus vorlag, daß er sich krankheitshalber nicht am Gestellungstage habe einfinden können. »Wäre es der Sohn eines vornehmen Mannes gewesen, sie hätten ihn nicht so behandelt,« sagte Freytags Vater, und er selbst wird kaum andre Gefühle gehabt haben. »Aber mein altes Preußen hatte mich auch nicht mit Samtpfötchen angefaßt«, so schreibt er in seinen »Erinnerungen«, und wir hören deutlich darin noch seine damalige Verbitterung über die »verzweifelt gesetzlichen« Maßnahmen nachklingen. Dennoch und trotz seines sonstigen eifrigen Kampfes gegen den preußischen Polizei- und Klassenstaat, trotz seines warmen Eintretens für bürgerliche Freiheit zog er im Jahre 1848 eine scharfe Grenze zwischen sich und den Revolutionären. Er verurteilte aufs schärfste diesen Kampf gegen die Krone, und wiederholt legte er gerade in der damaligen Zeit in den »Grenzboten« ein festes Bekenntnis der Treue zum Königtum ab. Freytag ist in dieser festen Überzeugung, daß die Monarchie für die Deutschen die beste Staatsform sei, niemals wankend geworden; einmal aus der grundsätzlichen Überlegung heraus, daß sie mehr Kontinuität als die Republik gewähre, dann aber auch, »weil die warmherzigen Deutschen immer etwas zu lieben und verehren haben müssen«. Aber neben der Krone wünschte er eine wirklich einflußreiche, besonders den Staatshaushalt, die Gesetzgebung kontrollierende Volksvertretung zu sehen. »Es liegt im Wesen jeder Volksvertretung, die Hände an die Schnüre des Geldbeutels zu legen«, so schreibt er einmal an den Herzog Ernst von Koburg. Freytag war also mit andern Worten ein Anhänger des konstitutionellen Systems, und so konnte er denn auch mit der von Friedrich Wilhelm 4. gegebenen Verfassung nicht zufrieden sein. Preußen zu einem wirklichen Verfassungsstaat zu machen, der Volksvertretung dort wirklichen Einfluß zu verschaffen, wurde deshalb seit 1848 für ihn zu einem unverrückbaren politischen Ziel seiner journalistischen Tätigkeit.

Aber an der preußischen Verfassung störte ihn auch sonst noch mancherlei. Zunächst das Zweikammersystem! Das Herrenhaus war ihm ein »politischer Unsinn«, wie er sich Stosch gegenüber am 21. November 1872 äußerte, denn »die Erfindung (des Zweikammersystems) stammt aus der Zeit, wo jeder englische Baron seine hundert bis tausend Schwerter hinter sich hatte«. Von seinem liberalen Standpunkt aus hatte er ja auch mit

diesem Kampfe gegen das Preußische Herrenhaus so unrecht nicht; es war nur folgerichtig von ihm, wenn er dagegen Sturm lief, denn in der Tat hatte sich die Krone hier nur ein Boll- und Schutzwerk gegen eine sich allzu anmaßend gebärdende Volksvertretung geschaffen.

Weiter galt sein Kampf dem indirekten Wahlrecht, gegen das er in den »Grenzboten« von Anfang an kräf.ig zu Felde zog. Durchaus mit Recht vertrat er die Ansicht, daß das Prinzip der indirekten Wahl weder ein einigermaßen getreues Abbild der wirklichen Volksmeinung gäbe, noch daß dadurch wirklich tüchtige Volksvertreter gewählt würden. Er forderte deshalb das direkte Wahlrecht, und seine Hoffnung war im Jahre 1848 so groß, daß er an einen baldigen Sieg dieser liberalen Forderung glaubte. »Die Verhältnisse liegen so, daß gegenwärtig durch die öffentliche Meinung Regierungen und Ratgeber fortgerissen werden; wir haben keinen Mann in ganz Deutschland, der stark genug wäre, den Volkswillen aufzuhalten oder aus seiner Richtung zu bringen.« Wie bitter sollte sich unser Dichter täuschen! Aber für das allgemeine und gleiche Wahlrecht, wie es später durch Bismarck im neuen Deutschen Reiche eingeführt wurde, konnte er sich doch nicht erwärmen. Er sah darin einen der größten Fehler dieses Staatsmannes, weil ihm das Volk, die große Masse dafür nicht politisch reif genug erschien. Nur in Zeiten eines hochgesteigerten Patriotismus hielt er dieses demokratische Prinzip für ungefährlich und brauchbar; und zwar war das eine Stellungnahme, die er nicht erst unter dem Eindruck des im Reichstage immer stärker werdenden ultramontanen und sozialistischen Einflusses gewann, sondern bereits bei den Wahlen zum Norddeutschen Reichstag im Jahre 1867 zeigt er sich als Gegner des allgemeinen Wahlrechts, wie das aus seinen damaligen Briefen an den Herzog Ernst von Koburg deutlich genug hervorgeht. »Pfui, Bismarck, das war kein Meisterstück!« heißt es hier einmal, und ein andermal: »Und doch ist dies allgemeine Wahlrecht das leichtsinnigste aller Experimente, welche Graf B. jemals gewagt hat.«

Die Freiheit der politischen Meinung, die er forderte und für die er kämpfte, verlangt natürlich auf der andern Seite auch die Achtung andrer politischer Überzeugungen. Gerade in den damaligen Zeiten des Übergangs vom absoluten zum konstitutionellen System war selbstverständlich die parteipolitische Unduldsamkeit überaus groß, und gerade deshalb wurde Freytag in seinen Grenzbotenartikeln nicht müde, dem deutschen Volke zu predigen, daß »die Schonung einer entgegengesetzten Ansicht unsre Pflicht ist«. Allerdings war für ihn die notwendige Grundbedingung dazu, daß das Wohl des Vaterlandes, das Interesse des Staates den wirklichen Ausgangspunkt aller parteipolitischen Meinungen zu bilden hätte, und er verlangte darum auch von den Oppositionsparteien im Parlament, daß »sie selbstverständlich die Pflicht haben, wo ein offenbares und zweifelloses Landesinteresse in Frage kommt, ihre Mitwirkung zur Beförderung desselben nicht zu versagen«. Das entsprach dann durchaus seiner späteren Stellung zu den Ultramontanen und Sozialisten, denen er die von ihm geforderte parteipolitische Duldsamkeit versagte. Sah er in ihnen doch Reichsfeinde; sein Standpunkt im Kulturkampf und den Sozialistengesetzen gegenüber war daher gegeben.

Im engen Zusammenhange damit stehen Freytags Ansichten über die in der Politik zu übende Praxis überhaupt. Wer in der Politik wirkliche Erfolge ernten will, darf nicht doktrinär sein, darf nicht am Grundsätzlichen um jeden Preis festhalten. Das Erreichbare und Mögliche hat immer das Ziel des praktischen Politikers zu sein, »denn die Grundlage jeder segensreichen politischen Tätigkeit ist Kompromiß«.

Entscheidend war der Liberalismus Freytags auch für seine außenpolitische Orientierung. Wie alle seine liberalen Zeitgenossen war er westlich orientiert, d. h. seine Sympathien und seine Hoffnungen auf Kulturfortschritt gründeten sich auf ein Zusammenarbeiten mit England und Frankreich, während er von Rußland befürchtete, daß es Europa mit Reaktion und Barbarei bedrohe. Einen völligen Umschwung seiner Meinung über Frankreich und die französische Nation bewirkte in ihm aber der Krieg von 1870/71. Zwar hatte er nie verkannt, daß die Franzosen ein »eitles, unruhiges, launisches und ruhmsüchtiges Volk sind«, aber er bewunderte doch, wie es die Grenzbotenartikel bis zum Jahre 1870 verraten, die Freiheit, die sie sich errungen hatten. Nachdem er seine Erfahrungen als Kriegsjournalist in Frankreich selbst hatte machen können, wurde ihm klar, daß er sich über »dieses verdorbene, faule Staatswesen, in welchem sich hinter gleißender Tünche die harte Unfreiheit des Mittelalters birgt«, getäuscht hatte. Tiefer als früher durchschaut er, daß »die Franzosen die Ehre haben, den Namen eines deutschen Volksstammes zu führen, aber trotz der fränkischen Beimischung in ihrem Blut bis heute Kelten geblieben sind, wie sie vor neunzehnhundert Jahren Cäsar schilderte«. Die Franzosen, die mit den Turkos in den Krieg ziehen, die die Genfer Konvention, der sie beigetreten sind, mißachten, die sich von eitlen Volksvertretern und einer korrumpierten Presse politisch leiten und sogar in den Krieg hetzen lassen, sind ihm trotz aller Fortschritte der Intelligenz und Freiheit kein Volk der Zivilisation mehr. Mag nun auch vieles in seinem harten Urteil auf einen starken Überschwang patriotischen Gefühls, in dem er in jenen großen Tagen den Besten seines Volkes nichts nachgab, zurückzuführen sein, so ist er doch, wie sich an gelegentlichen Äußerungen in seinen Briefen an Stosch erkennen läßt, niemals wieder

zu Anschauungen und Meinungen über die französische Nation und ihre Kultur zurückgekehrt, wie er sie vor dem Kriege vertreten hatte.

Rußland gegenüber dagegen hat er niemals seine Ansichten geändert. Ihm war nicht nur das absolutistische Regiment des Zaren zuwider, sondern er fürchtete auch den Machthunger dieses Reiches. Eine gute Nachbarschaft mit ihm hielt er daher nicht für möglich, und besonders nach dem Jahre 1866 glaubte er immer wieder einen baldigen Krieg mit Rußland prophezeien zu müssen, zumal wenn in Preußen-Deutschland ein Thronwechsel eintreten würde. Bestärkt wurde diese Haltung Freytags gegen Rußland durch dessen Vorgehen gegen die Baltendeutschen. Hier dürfen wir wohl einen besonderen Einfluß auf ihn durch Julius von Eckardt feststellen, der aus Riga stammte und seit 1866 Mitherausgeber der »Grenzboten« war. Freytag hätte es am liebsten gesehen, wenn Deutschland die Balten mit Waffengewalt vor der Russifizierung geschützt hätte. Er, der noch am 15. Juli 1870 einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland für einen Unsinn erklärt, der den Krieg überhaupt nur dann gelten lassen will, wenn er »als letztes, allerletztes Mittel in Lebensfragen des Staates in Betracht kommt«, empfindet es mit größtem Bedauern und als Schande, daß die Deutschen den Balten nicht zu Hilfe kommen. »Ich fürchte, die Deutschen dort fallen als Opfer, damit wir den Frieden behalten«, so schrieb er an Stosch am 10. Mai 1869.

Mit dieser also rein gefühlsmäßig gewonnenen antirussischen Haltung beging Freytag natürlich einen schweren politischen Fehler, aber es war der Fehler, der dem Liberalismus seiner Zeitgenossen überhaupt anhaftete, und den die Demokraten und Sozialdemokraten bis in den Weltkrieg hinein begingen. Immerhin verrät er uns doch, daß Freytag für außenpolitische Erwägungen nicht immer mit dem klaren und nüchternen Blick begabt war wie für die innen- und parteipolitischen Dinge. Es mag das seinen Grund mit darin haben, daß für ihn gerade in seinen entscheidenden Mannesjahren die nationale und liberale Entwicklung seines deutschen Vaterlandes obenan stand. Er nennt diese Jahre zwischen 1840 und 1871 selbst die glücklichsten seines Lebens, weil damals »der deutsche Staat durch Kampf und Verträge gegründet wurde«.

In der deutschnationalen Bewegung war Gustav Freytag ein entschiedener Vorkämpfer für die kleindeutsche Idee, also für eine Einigung Deutschlands unter Preußens Führung und unter Ausschluß Österreichs. In der Zeit der Frankfurter Nationalversammlung ließ er es sich angelegen sein, in den »Grenzboten« immer und immer wieder für diese Lösung der deutschen Frage einzutreten, es den Deutschen nahezubringen, daß es der einzig mögliche Weg sei. Österreich kann niemals die Führung in einem neuen Reiche übernehmen, denn es ist ein Staat, der sich über kurz oder lang in seine Nationalitäten auflösen wird. Dazu kommt, daß die Habsburger unwürdig sind, die Führung im neuen Reiche zu übernehmen, denn sie würden diese Stellung doch nur zu eignem Nutzen ausbeuten. »Seit 43 Jahren«, so schreibt Freytag am 30. Januar 1860 an Herzog Ernst von Koburg, »hat dies vom Himmel gezeichnete Geschlecht gegen die Nationalität und Selbständigkeit der deutschen Nation gearbeitet.« Wohl aber hat Preußen, wohl aber haben sich die Hohenzollern um die nationale Sache verdient gemacht. Und gerade in unsrer Zeit, in der so oft der Preußische Staat hingestellt worden ist als ein nur durch Heiraten, Kriege und Erbschaften zusammengerafftes Gebilde, nimmt es sich eigentümlich aus, wie der liberale Freytag in seinen »Grenzboten« gerade das Gegenteil von alledem behauptet.

Allerdings den Weg, den man in Frankfurt eingeschlagen hatte, hielt er für einen Umweg, der zuletzt doch noch in die Brüche führen würde. Er hätte es lieber gesehen, man hätte die mit dem Zollverein erreichte wirtschaftliche Einigung sich ruhig auch in politischer Richtung auswirken lassen. Dieser Weg hätte viel Gutes gehabt, obgleich er wenig imponiert hätte. Und in der Tat, die Zweifel, die Freytag in die Möglichkeit der Durchführung der Frankfurter Beschlüsse setzte, sollten sich als nur zu berechtigt erweisen. Doch wenn Freytag auch in den »Grenzboten« solchen Zweifeln gelegentlich Ausdruck gab, nachdem einmal die nationale Frage diese Wendung in der Paulskirche genommen hatte, gab es für ihn nur die Lösung, alle Kräfte daranzusetzen, die Nationalversammlung zu unterstützen. Ja, er scheut nicht davor zurück, Gewalt zu predigen, wenn irgendwelche deutsche Fürsten der in Frankfurt beschlossenen Verfassung Schwierigkeiten bereiten.

Dieses energische Eintreten für die Versammlung in der Paulskirche und für die Reichsverfassung hielt ihn aber nicht zurück, sich gegen die Kaiseridee zu wenden. Daß die Hohenzollern die Kaiserkrone tragen sollten, daß ein neues Kaisertum überhaupt »frisch ausgebrütet« werden sollte, sah er als eine abwegige Idee nicht nur damals an, sondern auch noch später. Wie uns ein Aufsatz in den »Grenzboten« (Nr. 6, 1849), ein Brief an Stosch vom 17. April 1870 und seine Schrift »Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone« erkennen lassen, hatte Freytag gegen die Wiederaufrichtung des Kaisertums hauptsächlich folgende Bedenken: einmal glaubte er, daß dadurch überhaupt die nationale Einigung erschwert werden würde, da die andern deutschen Souveräne sich durch ein Kaisertum der Hohenzollern zu stark in den Hintergrund gedrängt fühlen würden; zweitens fürchtete er die wenig wünschenswerte Vermehrung der höfischen Elemente; der mit einem

Kaiserhofe sich notwendig verbindende größere Prunk und Glanz würde eine Steigerung der Hofkreise, »eine große Zahl untauglicher oder unzuverlässiger kleiner Planeten hervorrufen«, und »alles, was gegenwärtig eine Vermehrung des höfischen Elementes, der Repräsentation und der Familienrücksichten bringt, ist ein Unglück für unser Königshaus«. Drittens schließlich fürchtete er einen starken Gegensatz der Volksmassen gegen ein Kaisertum; »bei dem republikanischen Zug, der durch die Zeit geht, erhalten wir an dem Tage, wo wir einen Kaiser erhalten, auch eine republikanische politische Partei«. Die preußische Königswürde war ihm ein wohlverdientes und allseitig anerkanntes Ehrenamt, dessen Nimbus durch die Kaiserkrone, der keine historische, wohlerworbene Größe anhaftete, nur zerstört werden würde. Freytag dachte sich daher die führende Stellung Preußens unter den Hohenzollern in Deutschland so, daß »diese in Preußen treugeliebt als Könige, den regierenden Familien in Würde gleich, und doch als Bundesfeldherren, wenn sie wollen, höchste Gebietiger, den verschiedenen deutschen Stämmen und Parteien, Liberalen und Demokraten gegenüber einfache Präsidenten sein sollten«. Er sah in diesem »Vieldeutigen, Unbestimmten und Dehnbaren einer ganz namenlosen Obergewalt den unbezahlbaren Vorzug ihrer Stellung«.

Wenn wir heute rückschauend diese eigentümliche, von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen abweichende Stellung Freytags zur Kaiseridee überprüfen, so werden wir, die wir das Zeitalter Kaiser Wilhelms 2. erlebt haben, allerdings sagen müssen, daß die Prophezeiung teilweise eingetroffen ist. Allerdings bleibt immer dabei zu erwägen, daß bei der Natur und besonderen Veranlagung Wilhelms 2. die preußische Königskrone, verbunden mit der Stellung »eines obersten Gebietigers« in Deutschland, wahrscheinlich dieselben Zustände hervorgerufen hätte. Im übrigen aber werden wir doch Bismarck und nicht Freytag recht geben müssen. Freytag irrte, wenn er der Ansicht war, daß »die Kyffhäusersage nur durch unsre Altertümer gepflegt würde, daß im Volke durchaus kein Verständnis und keine Sehnsucht nach einem Kaiser im Volke lebe«; er bewies zu wenig Gefühl für die von dieser Kaiseridee ausgehenden politischen Imponderabilien, denn zweifellos hat gerade die Kaiserkrone als Sinnbild der nationalen Einigung nach innen und außen den nationalen Zusammenhalt der deutschen Stämme wesentlich gefördert.

Die Hoffnungen, die man auf die Frankfurter Nationalversammlung gesetzt hatte, sollten nicht in Erfüllung gehen, und mit allen Freunden der nationalen Sache wurde auch Freytag schwer getroffen. Aber er ließ den Mut nicht sinken, sondern hielt fest an seinem Glauben, daß es doch einmal zur Einigung Deutschlands unter preußischer Führung kommen müsse. Ja, gerade weil die nationalen Hoffnungen auf Preußen fehlgeschlagen waren, weil Preußen auch »nach den Tagen von Olmütz und Bronzell einer trübseligen Reaktion verfallen war«, galt es, um so mehr und um so eifriger für die nationale und liberale Sache einzutreten. Und wahrlich, Freytag ist in diesen Jahren nicht müde geworden, nach beiden Richtungen hin zu wirken, sowohl durch journalistische Tätigkeit wie auch durch die Sammlung von Gesinnungsgenossen aus allen deutschen Landen im Gothaer Verein. Die Idee zu einer solchen politisch-literarischen Vereinigung war vom Herzog Ernst von Koburg ausgegangen, der auch Freytag zur Gründungssitzung eingeladen hatte. Mit einem wahren Feuereifer nahm dieser die Idee auf und wurde bald der geistige Leiter, der unablässig bemüht war, immer neue wertvolle Persönlichkeiten in allen Teilen Deutschlands als Vertrauensmänner zu gewinnen, und der auch die Wege einer wirksamen Betätigung wies. Freytag ließ sich an seiner politischen Idee und an dem Kampf für sie auch nicht irremachen, als er sehr bald die ganze Wut der preußischen Reaktion auf sich lenkte. Nur dadurch, daß er vom Herzog Ernst mit dem Hofamte eines Vorlesers betraut wurde und so die koburg-gothaische Staatsbürgerschaft erwarb, entging er einer Auslieferung an Preußen, wo man ihn in die Hausvogtei in Berlin zu bringen vorhatte.

Besonders seinen »Dux«, den Herzog Ernst, suchte er mit aller Energie an der preußischen Sache festzuhalten, als dieser infolge der reaktionären Strömung in Preußen an diesem irre zu werden begann. Im italienisch-österreichischen Kriege war Freytag entschieden gegen eine Unterstützung der Donaumonarchie, und voll Hoffnung war er für die preußisch-deutsche Sache, als der Prinzregent Wilhelm an das Ruder in Preußen kam. Selbstverständlich natürlich auch für ihn, daß er Mitglied des im Jahre 1859 gegründeten Nationalvereins wurde; ja, er übernahm es selbst, nach der Eisenacher Gründungsversammlung, den Herzog Ernst dafür zu gewinnen, »den Bestrebungen für bessere Einigung Deutschlands seine allerhöchste Protektion zuzuwenden«, und machte ihm zugleich Vorschläge, wie er die Antwort auf die an ihn abgehende Adresse recht wirkungsvoll gestalten könne, denn »was Ew. Hoheit als Landesfürst sagen und tun, wiegt in Deutschland hundertmal schwerer als jede Tätigkeit, welche Sie gegenwärtig der deutschen Sache zuwenden können«.

Von einiger Bedeutung wird Freytags politisches Hervortreten in der schleswig-holsteinischen Frage. Der Bismarckschen Politik stand er hier wie die überwiegende Mehrzahl seiner Zeitgenossen ablehnend gegenüber. Aber auch der Augustenburger, für den er sich sofort im Herbst 1863 einsetzte, machte es ihm nicht recht. Statt in Gotha, wo Herzog Friedrich sein Hauptquartier aufgeschla-



Hugo Vogel: Italienerin

gen hatte, um mit dem Frankfurter Bundestag, den deutschen Fürsten und außerdeutschen Höfen in legitime Beziehungen zu treten, hätte er ihn lieber in Holstein gesehen, um dort sofort mit einer kleinen selbstgeschaffenen Wehrmacht festen Fuß zu fassen. Und als dann nach dem Dänischen Kriege die Frage immer dringender wurde, was aus Schleswig-Holstein werden sollte, als sogar in liberalen Kreisen die Stimmung für eine Annexion durch Preußen sich verstärkte, da nahm er gegen diese Liberalen energisch Stellung und mahnte sie, gerade jetzt nicht einen der Hauptgrundsätze des Liberalismus, die Selbstbestimmung der Völker, zu vergessen. »Heute einen großen Grundsatz nachdrücklich auszusprechen, morgen denselben Satz aus Nützlichkeitsgründen gleichgültig preiszugeben, ist das redlich und klug?« so fragt er in den »Grenzboten« und fährt dann fort: »Mit welchem Recht maßen wir uns an, besser als die Schleswig-Holsteiner zu verstehen, was ihnen und dem Ganzen frommt? Sie sind es, um deren Zukunft sich's zunächst handelt; sie müssen doch die erste Stimme haben, und ihre Entscheidung haben wir doch vor allem zu achten. Deshalb dürfen wir als Liberale keineswegs schweigend zusehen, wenn man sie, ohne sie zu fragen oder gar wider ihren Willen, zu dem machen wollte, was wir ihnen und uns nützlich halten, zu Preußen.« Daß er dabei hofft, diese Entscheidung der Schleswig-Holsteiner würde für Preußen günstig ausfallen, läßt sich aus einem Brief an Treitschke vom 17. Februar 1865 schließen.

Um so eigentümlicher berührt es nun, wenn dieser Verfechter der Selbstbestimmung dann 1866 nach der Schlacht von Königgrätz sich zum Verteidiger der preußischen Annexionen aufwirft. Ja, er wollte sogar hier noch über die Bismarckschen Ziele hinaus, denn auch Sachsen sollte verschwinden und in Preußen aufgehen. Er sucht seinen Freund von Stosch dafür zu gewinnen, damit er in Berlin und am Hofe dafür sich einsetze; auch arbeitete er eine Flugschrift zu Propagandazwecken aus: »Was soll aus Sachsen werden?« Empört war er über den sächsisch-preußischen Friedensschluß, der »nicht einmal die Telegraphen in Sachsen preußisch werden ließ«, er schalt »über die Gutmütigkeit der Hohenzollern«, »über den Loyalitätstaumel in Berlin«. Nicht minder verdachte er es den Hannoveranern und Hessen, daß sie so ungern preußisch wurden. Er machte in den »Grenzboten« die hannoverschen Damen lächerlich, welche »die politischen Debütantinnen des Auslandes darin nachäffen, daß sie in schwarzer Kleidung trauern«, und ihren Männern droht er an derselben Stelle: »Es wäre unerfreulich, wenn an den Gutsherren in Hannover und an den Parteigängern Österreichs in Westfalen ein abschreckendes Beispiel aufgestellt werden müßte; aber die Herren mögen sich erinnern, daß sie vor dieser Aussicht stehen. Und wenn die Regierung nicht von selbst Schritte tut, so werden nächstens einmal die Preußen dies fordern.«

Wie ist diese so verschiedene Haltung Freytags vor und nach Königgrätz zu erklären? Denn was er für die Schleswig-Holsteiner als recht und billig forderte, hätte er auch den andern deutschen, durch Preußen annektierten Staaten zugestehen müssen. Doch jetzt stellt er sein nationales Programm über das liberale, und zwar aus vollster patriotischer Überzeugung. Die deutsche Frage war durch den Preußisch-Österreichischen Krieg entschieden; der Weg für die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung war freigelegt, und »wenn auch der Weg nicht unser Weg gewesen ist, so freuen wir uns doch über diesen großen Fortschritt einer Vereinigung deutscher Kraft«.

Als Angehöriger und Mitglied der nationalliberalen Partei hat Freytag dann gemeint, der nationalen Sache auch als Abgeordneter im Reichstage des Norddeutschen Bundes dienen zu können. Er wurde im Wahlkreis Erfurt-Schleusingen-Ziegenrück gewählt, doch sagte ihm die parlamentarische Tätigkeit wenig zu. Schon die Wahlreden waren ihm zuwider. »Ich bin wieder in Wühlangelegenheiten unterwegs,« schreibt er seinem herzoglichen Freunde, und auch seine sonstigen Berichte über diese Wahlzeit klingen wenig befriedigend. So zog er sich schon nach wenigen Monaten wieder zurück und legte sein Mandat nieder. Er war eine zu ehrliche Natur gegen sich selbst, und jede Eitelkeit lag ihm fern. Leicht geworden ist ihm allerdings dieser Entschluß nicht, einer politischen Laufbahn, die er doch nicht ohne Erfolg beschritten hatte, »die dem Ehrgeiz Lockendes in Fülle bot«, zu entsagen, aber er rang sich durch zu der Erkenntnis, daß seine erste Pflicht sei, »dafür zu sorgen, daß das wirkliche Leben meines Volkes den Adel der Poesie nicht verliert. Der Kunst und ihrer Lehre gehört zunächst, was ich an Kräften etwa habe ... In der Politik ist zweifelhaft, was ich leiste und nütze, in meinem Fache weiß ich's«.

Seine journalistische Tätigkeit blieb natürlich davon unberührt, und er hat weiter in den »Grenzboten« und seit 1870 »Im Neuen Reich« für die nationale Sache gekämpft. Er hat die nationale Stimmung gegen Frankreich mit begeistern helfen, er kämpfte, was gerade in unsern Tagen wieder von einem besonderen Interesse ist, für die Fahne Schwarzweißrot und gegen die schwarzrotgoldenen Farben, für die von gewissen Seiten im Jahre 1870 Propaganda gemacht wurde. Neben seinen preußischen Gründen gilt ihm als Hauptargument für das Festhalten an den seit 1866 eingeführten schwarzweißroten Reichsfarben die Achtung und Anerkennung, die sie bereits in den überseeischen Gebieten erfahren haben. »Erst das vierte Jahr ist es her, seit das schwarzweißrote Banner für dreißig Millionen Deutsche das Zeichen ihrer politischen Einheit und Stärke geworden, und schon

ist es für alle Landsleute in der Fremde, für weite Gebiete unsrer wichtigsten Interessen ein teurer, hochgeehrter Besitz, das Symbol der Sicherheit, des Rechts, der Ehre.« Gekämpft hat er weiter für die Annexion Elsaß-Lothringens mit Metz und Belfort, »denn wir begehren einen dauerhaften Sieg, d. h. einen solchen, der uns nicht der Gefahr aussetzt, bei irgendeiner politischen Katastrophe wieder zu verlieren, was wir erkämpft«.

Was allerdings aus Elsaß-Lothringen werden, wie seine Stellung im Reiche sich gestalten solle, darüber war sich Freytag damals selbst noch nicht klar. Eine Einbeziehung in den Preußischen Staat mochte er den Elsässern nicht wünschen, er wollte sie nicht in das Doppelspiel des Preußischen Landtages und des Reichstages hineinzwängen. Reichsland? Da glaubte er wieder nicht an eine genügende Gewähr, daß Formen gefunden werden könnten, die »eine straffe Verwaltung und das Eintragen preußischer Zucht in eine zum Teil abgeneigte Bevölkerung möglich machen könnten«. Ein neutralisiertes Elsaß wie Belgien schied bei seinen Erwägungen völlig aus; das wäre eine politische »Mißgeburt« gewesen, und die Franzosen würden eine noch so gründlich unter den Schutz der Mächte gestellte Neutralität doch nicht geachtet haben.

Das neue Reich begrüßte Freytag natürlich aufs innigste, wenn auch manches daran, wie das Kaisertum, nicht nach seinem Wunsche war, wenn er es auch noch für eine recht »dürftige Organisation« hielt. Aber vorläufig galt es, sich damit zufrieden zu geben, »denn bei aller Unfertigkeit hat das neue Reich der Deutschen vor jenem früheren, welches während seiner Hilflosigkeit heilig genannt wurde, eine besondere Bürgschaft der Dauer voraus. Es ist gegründet auf das Übergewicht eines einzelnen, straff verwalteten, einheitlich verbundenen Staates, welcher nach seinem Machtgewicht der Gesamtheit aller kleineren Staaten, die er sich durch Bündnis und Verträge angeschnürt hat, beträchtlich überlegen ist. Auf der Gewalt Preußens beruht das Reich, seine Macht und Dauer.« So wenig sonst Freytag mit der Bismarckschen Politik übereinstimmt, so ablehnend und krittelnd er sich von seinem bürgerlich-liberalen Standpunkt aus dem »junkerlichen« ersten deutschen Reichskanzler gegenüber verhielt, hier, in der Schaffung der preußischen Klammer, die das Reich zusammenhalten sollte, war er mit ihm ganz einig. Ja, genau genommen, war ihm die preußische Machtstellung noch nicht ausschlaggebend genug. »Ich wünsche zu erleben, daß Deutschland preußisch wird«, heißt es in einem Brief an Treitschke vom 14. September 1865.

Auf der andern Seite allerdings erkannte er bereits 1871 die Hauptschwäche der Reichsverfassung, die wir in der nachbismarckischen Zeit dann auch erfahren sollten, nämlich »ihren Zuschnitt auf eine einzelne tatkräftige Persönlichkeit, welche hier gewinnend und übersehend, dort gewaltsam durchgreifend alle in persönlicher Scheu und Abhängigkeit zu binden weiß, die Kronen durch den Reichstag, die Volksvertreter durch den Bundesrat in Schach hält, und sich selbst die größte Freiheit für Anordnungen nach Bedürfnis der Stunde vorzubehalten versteht«.

Die Gründung des neuen Reiches, die Tatsache, daß der Traum und die Sehnsucht seiner Jugend nun Wirklichkeit geworden war, wurde für Freytag der Anlaß, sich nun auch von seiner journalistischen politischen Betätigung zurückzuziehen. »Ich kehrte zu meinen Büchern und zu meiner Dichterarbeit zurück«, schreibt er in seinen Lebenserinnerungen. Regen Anteil nahm er aber weiter an allen politischen Fragen im neuen Reich, wie das seine Briefe deutlich genug verraten. Froh seiner eifrigen Arbeit an den »Ahnen«, hielt er die Augen offen für alles, was politisch im Reiche vorging, und äußerte darüber seinen Freunden gegenüber seine eigne Meinung. Dem Blühen und Gedeihen des Reiches galt seine Sorge, und er ist im Hinblick auf die zunehmenden starken sozialistischen Strömungen und den »mehr englische Verwandtschaft als pedantische Ehrlichkeit der Hohenzollern« verratenden jungen Kaiser mit bangen Ahnungen für die Zukunft des Reiches 1895 in das Grab gegangen.

Gustav Freytag hat nicht zu denjenigen Liberalen gehört, die nach 1866 mit Bismarck Frieden machten und aus ehemaligen Gegnern zu Bewunderern seiner genialen Staatskunst wurden. Ihn hinderte sein zu tief in seinem ganzen Wesen wurzelnder Liberalismus, als daß er den Junker und den Konservativen in Bismarck vergessen konnte. Dazu kam, daß sein freiheitliches Gefühl sich überhaupt gegen starke, ihre ganze Umwelt in Abhängigkeit haltende Naturen auflehnte. Er vermochte es nicht zu ertragen, daß der Wille eines Einzelnen für das Leben einer Nation von so entscheidender Bedeutung wurde. Darum konnte er sich auch niemals für den Freiherrn von Stein begeistern, obwohl er doch gerade vom Standpunkt eines liberalen und nationalen Preußen aus diesen Reformator des Preußischen Staates besonders hätte verehren müssen.

Diese innere Auflehnung Freytags gegen die seine Zeit und Zeitgenossen völlig beherrschende Persönlichkeit Bismarcks brachte nach einer Seite dem deutschen Volke einen reichen Gewinn historisch-politischen Erkennens. Unser Dichter war einer der ersten, der in seinen politischen Schriften, und zwar ganz besonders in der Lebensbeschreibung seines Freundes Karl Mathy, des badischen Liberalen, dem deutschen Volke den richtigen Blick für den wirklichen Anteil Bismarcks an der Reichsgründung eröffnete. Er zeigte hier, wie

der Wille dieses einzelnen nicht ausgereicht haben würde, das Reich zu schaffen, wenn nicht andre Männer, das gesamte deutsche Volk die gründlichste Vorarbeit geliefert hätten. »Die Biographie Mathys«, so schreibt Freytag am 20. Dezember 1869 an den Herzog von Koburg, »habe ich dazu benutzt, um den Deutschen etwas aus der nächsten Vergangenheit in das Gedächtnis zurückzurufen, was viele über den Ereignissen von 1866 vergessen zu haben scheinen. Daß nämlich nicht ein Mann und ein Waffengang allein die Grundlagen eines neuen Staates geschaffen, sondern daß viele in aufreibendem geistigem Kampf seit zwei Jahrzehnten daran gearbeitet haben, die Gedanken und die einzelnen Bestimmungen der Verfassung des neuen Bundes als volkstümliche Forderungen hinzustellen.« Wir werden dieses Urteil heute unter dem Einfluß Rankescher Geschichtsbetrachtung nicht nur billigen, sondern sogar dahin ergänzen, daß dieser geistige Kampf um das Reich nicht erst 1848 begann, sondern daß er bereits nach dem Frieden von Tilsit seinen Anfang nahm, denn Männer wie Fichte, Arndt, Stein gehören mit zu den Wegbereitern Bismarcks.

Im übrigen aber hat sich Freytag durch seine Antipathie gegen Bismarck blind machen lassen. So ziemlich alles, was Bismarck politisch unternahm, fand Freytags ablehnende und spöttisch-verletzende Kritik. Er sah in allem immer nur »Künsteleien«, »seltsame Einfälle«. »Daß dieser Mann keine Schule machen wird«, galt ihm als ausgemacht. Noch weniger als dem Staatsmann und Politiker wurde Freytag dem Menschen in Bismarck gerecht. Er war ihm zwar »eine tatkräftige Persönlichkeit«, »ein dramatischer Charakter«, aber doch »eine Mischung von Löwe, Wolf und Fuchs«; er zweifelte an seinen »Eigenschaften eines Biedermannes«, er hielt ihn für »ruhmsüchtig« und »nach Popularität begehrend«.

Gewiß ist vieles gerade in dieser rein menschlichen Beurteilung Bismarcks durch Freytag auf den im Jahre 1884 zum schweren Konflikt führenden Gegensatz Bismarcks zu Stosch zurückzuführen, aber es bleibt doch bedauerlich, daß Freytag bei unserm größten deutschen Staatsmann nur nach irgendwelchen Anzeichen von Schwäche suchte.

So kann es denn nicht wundernehmen, daß Freytag nur den einen Wunsch hatte, Bismarck möchte möglichst bald aus seinem Amte verschwinden. In allen Variationen klingt dieser Wunsch uns besonders aus seinen Briefen an Stosch entgegen. Wie oft hoffte er, sobald Bismarck einen längeren Urlaub antrat, er möchte politischer Natur sein, also dauernd! Vor allem hätte er Bismarcks Rücktritt noch vor dem Tode Kaiser Wilhelms 1. gern gesehen, »denn wenn ein Thronwechsel ihn im Amte findet, so ist kein Zweifel, daß er trotz alledem den neuen Kaiser unterkriegt«. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß ihm die Wendung, die für Bismarck unter Wilhelm 2. eintrat, erwünscht war, auch wenn wir nur eine Äußerung (a. d. Jahre 1895) haben, die das bestätigt. Zwei Tage vor dem achtzigsten Geburtstag Bismarcks, der ja die äußerliche Versöhnung zwischen dem Kaiser und dem Kanzler bringen, sie vor aller Welt dartun sollte, und genau einen Monat vor seinem eignen Hinscheiden schrieb Freytag an Stosch: »Jetzt aber ist gerade das, was ihm als der größte Schmerz und uns andern als sein Verhängnis erschien, die Erhebung seines Alters geworden. Eine Popularität und eine Bestätigung der allgemeinen Dankbarkeit, wie sie nie ein Deutscher gehabt hat. Seine Entlassung ist sein letztes großes Glück, seine Sühne geworden.«

Treitschke hat Gustav Freytag einmal mit Recht als einen Politiker, Historiker und Dichter gefeiert. Wunderbar, wie diese drei Berufe in ihm zu einem harmonischen Ganzen zusammenwuchsen, denn alle hatten in der großen Vaterlandsliebe Freytags ihre gemeinsame Wurzel, alle hatten nur ein Ziel, eine solche Vaterlandsliebe auch in andern zu wecken. Wie er als Politiker für ein freies und einiges deutsches Vaterland kämpfte, so wollte er in seinen »Bildern aus der deutschen Vergangenheit« den eigentümlichen Schlag des deutschen Herzens in den Jahrhunderten belauschen, so wollte er durch seine Romanreihe »Die Ahnen« seinem Volke den innigen Zusammenhang des Einzelnen mit seinen Zeitgenossen, mit seinen Vorfahren, mit seiner Nation deutlich vor Augen stellen. Von dieser Liebe zum deutschen Volke und zum deutschen Vaterland, die Freytags ganzes Leben und seine ganze Lebensarbeit so hell durchleuchtet, wollen auch wir uns in Zeiten der Not und Schmach begeistern lassen und mit ihm daran glauben, »daß wir Deutschen der Welt doch noch manches zu sagen haben«.

Heut und morgen

Und immer wieder brennen Kerzen auf Kastanienbäumen.
Und immer wieder brechen Ginstersonnen aus dem Berg.
Und immer wieder steigen aus verworrnen Träumen
Die jungen Tage auf und werden Werk.

Gesetz ist aller Dinge stummes Gleiten,
Und Brücke ist das Heute nur vom Gestern
Zu eines neuen Morgens Werden. — Schwestern,
Laßt uns nicht zagen, laßt uns gläubig schreiten.

Elsabeth Meinhard

Der junge Szawary

Ein kleiner Roman von Hermann Lint

I

Nicht lange nach ihrer Übersiedlung in die Hauptstadt traf die Baronin Alexandra von Kornelitz ihre Jugendfreundin Sophie Szawary in einem der belebten Warenhäuser. Die beiden Frauen erkannten sich nicht sogleich. Es verging ein Augenblick des Sich-ansehens, bis ihre Gesichter sich zu einer ungekünstelten Wiedersehensfreude erhellten.

Die Baronin wollte sofort ihren Einkauf im Stich lassen und die Freundin hinwegziehen. Diese aber sagte: »Bitte, Lexa, noch einen Augenblick ... Die Handschuhe sind heute so fabelhaft billig, und ich glaube, es ist der letzte Tag ...«

Frau von Kornelitz beobachtete, wie die ihr noch immer als Sophie Strach Vorschwebende ein Paar Handschuhe auswählte und an die Kasse ging. Sophie sah nicht jung aus und war doch auch nicht älter als fünfunddreißig. Als Sophie zurückkam, mochte dieser das Entgegengesetzte von Lexa zum Bewußtsein kommen. »Wie jung du dich erhalten hast, Lexa! Wie außerordentlich jung! Als ob du fünfundzwanzig wärst.«

»Ich habe keine Sorgen gehabt, Sophie,« sagte die Baronin.

»Wohl dem, der das von sich sagen kann!« erwiderte Sophie.

Jetzt bemerkte die Baronin noch deutlicher, daß die Freundin geradezu vergrämt aussah. Trotz der rundlichen Wangen und der immer noch beweglich unter dem blonden Haar herausleuchtenden Augen. Vergrämt, verblüht ...?

Sie gingen in eine Konditorei. Als sie sich gesetzt hatten, sagte Sophie Szawary: »Ich möchte mir nur eine Tasse Tee bestellen ...« Als das bedienende Mädchen fragte, ob etwas Kuchen gefällig sei, lehnte Sophie sofort ab. »Ach, entschuldige, Lexa,« sagte sie dann, »ich habe gar nicht daran gedacht, daß du vielleicht etwas essen möchtest.«

Lexa bestellte sich ein Paar Makronen und einen Eklair.

»Ich bin gar nicht mehr gewohnt, etwas außerhalb zu essen,« sagte Sophie.

Und dann erfuhr Lexa von ihrem Leben.

Sie war mit einem Justizrat verheiratet. Mit dem Justizrat Szawary, jetzt schon achtzehn Jahre. »Mein Mann hatte bis vor etwa drei Jahren gut zu tun. Er hatte seine Praxis niedergelegt, um eine staatliche Stellung anzunehmen. Das war vielleicht ein Fehler. Aber man konnte ja nicht wissen, daß der Beamtenabbau kommen würde. Nun war es zu spät, die Praxis wiederaufzubauen. Ich brauche keine großen Umschweife zu machen, Lexa ... Wir sind also verarmt. Wir leben von der Hand in den Mund. Du kennst mich von früher. Du weißt, daß ich aus sparsamen Kreisen komme. Du siehst mir an, daß ich für mich nicht viel ausgebe. Aber das alles hat für uns gar keine Bedeutung mehr. Die Sparsamkeit ist längst für uns nicht mehr etwas, was man sich zugute halten kann; sie ist einfach Notwendigkeit, Unumgänglichkeit geworden. Die Tage gehen dahin, indem man sich überlegt, wie man's macht, am wenigsten auszugeben. Ich habe noch ein einziges Kleid, wenn ich in Gesellschaft gehe, und ganz unmoderne Schuhe ...« Sie nippte an ihrem Tee.

Lexa bot ihr eine Makrone an, die sie nach einigem Zureden zerbröckelte. »Du wirst es vielleicht unmanierlich finden, daß ich dir das alles gleich jetzt sage, anstatt von erfreulichen Dingen zu plaudern. Entschuldige bitte, Lexa! Aber ich möchte durchaus nicht, daß du dir von mir einen falschen Begriff machst.«

Lexa hatte das Empfinden, daß sich irgend etwas wie ein Abstand zwischen ihr und Sophie auftat. Es ist immer überaus peinlich, von einem andern Rechtfertigungen zu hören, die eigentlich gar nicht am Platze sind. Hatte ihre eigne Eleganz die Freundin vielleicht zu dem Ausbruch über ihre Verarmung herausgefordert? Sie empfand es fast als taktlos, daß Sophie durch die Betonung ihrer Mittellosigkeit einen Kontrast schuf, den sie durchaus nicht empfunden hatte, als sie ihrer Schulfreundin begegnete. Da Sophie aber weitersprach, so mußte sie — ohne sich dessen erwehren zu können — plötzlich an Rilke denken, den Anwalt der Armut, der sie »einen großen Glanz von innen« nennt. Oder war es unangebracht, das Unglück Sophies zu problematisieren, anstatt es zu bemitleiden? Aber Sophie forderte dazu heraus. Hier war kein Glanz von innen, nur die Blässe der völligen Zersetzung. Ja, das war es.

»Das tut mir alles sehr leid, liebe Sophie,« sagte Frau von Kornelitz, nachdem Sophie von vielen und immer neuen Seiten das Unglück ihrer pekuniären Lage beleuchtet hatte, eine Erzählung, in welcher Wohnung und Dienstboten, der Verzicht auf den Theaterbesuch, der Mangel an Büchern, die Fadenscheinigkeit der Garderobe, die Unerschwinglichkeit der Reisen eine immer wiederkehrende Rolle spielten. »Hast du denn keine Kinder?«

Diese Frage war so gestellt, als ob Frau von Kornelitz gesagt hätte: Wenn du Kinder hast, so muß doch eigentlich neben allem diesem gewiß Bedauerlichen eine noch größere Sorge die deine sein? Oder: Wenn du Kinder hast, so bieten dir diese vielleicht einigen Trost in dieser materiellen Misere?

Aber weder das eine noch das andre schien in dem Gesichtsausdruck zu liegen, mit dem Sophie Szawary auf diese Frage hörte. Vielmehr glaubte die Baronin zu bemerken, daß eine Art von Fahlheit, eine Art von Betroffenheit über ihre Freun-

hin kam. Als ob eine ganz unerwartete Wendung in das Gespräch gekommen sei, als ob eine wunde Stelle unvermutet aufgerissen würde.

»Kinder ... nein ...« sagte sie fast stammelnd. »Aber wir haben ... leider ... einen Sohn.«

»Leider?« Alexandra von Kornelitz tat diese das eine Wort wiederholende Frage mit solcher Betonung, daß Frau Szawary wie von neuem zusammenfuhr.

Da sie aber nichts antwortete, ergriff Lexa wieder den Faden und fragte eindringlich: »Ist das Kind krank ... unheilbar ... oder ...?«

Nun schien sich Sophie Szawary zusammenzuraffen. Sie ergriff die Hand der Baronin, die noch immer mit einem weißen Glacéhandschuh bekleidet war, und preßte sie eine Sekunde lang an die ihrige. Dann sagte sie, die Augen immer auf die Gegenstände des Tisches richtend, ganz leise und klanglos: »Wie merkwürdig, daß du vielleicht, wie zufällig, das Richtige getroffen hast, Lexa! Es geht manchmal im Leben so: ein ganz Fremder — entschuldige —, ein in unsre Verhältnisse noch gar nicht Eingeweihter sieht durch alle Schleier haarscharf hindurch und trägt das bezeichnende Wort auf den Lippen, ohne seinen Sinn zu verstehen. Ja, er ist vielleicht krank und unheilbar. Vielleicht. Aber nicht in dem Sinne, wie man das gewöhnlich versteht. Nicht körperlich krank.«

»Wie meinst du das?« fragte die Baronin, die eine Art von Neugierde zu verspüren begann.

»Wir haben einen Sohn, Lexa, unser einziges Kind. Einen Sohn von siebzehn, bald achtzehn Jahren. Er ist der Kummer unsers Lebens. Aber das, was ich dir vorhin sagte von den täglichen Nöten, sich zu erregen, wäre eine Kleinlichkeit, wenn diese eine furchtbare Sorge nicht vorhanden wäre. Dann wäre alles zu tragen. Du wirst das zunächst gar nicht verstehen können. Ich muß es dir erzählen, wenn du mir eine Stunde bei mir oder bei dir widmen willst.«

Die Baronin glaubte zu fühlen, wie etwas ganz Elementares in Sophie anzusteigen drohte: ein Zittern oder gar Tränen? Sie hätte am liebsten das Gespräch auf etwas ganz andres hingelenkt, aber die Innigkeit ihrer alten Beziehungen zu Sophie legte es ihr nahe, gerade in dieser Frage nicht teilnahmlos zu erscheinen. »Ja, natürlich mußt du mir erzählen, Sophie,« sagte sie und legte ganz sacht ihre Hand auf den Arm der Freundin.

»Unser Junge ist ... Gott, wie soll ich dir das erklären? Er ist nicht gerade schlecht, nicht gerade ein Taugenichts. Aber er ist völlig willenlos, unreif, hemmungslos ... Gott, wie soll ich dir das so rasch sagen? Er ist zu keiner Arbeit zu gebrauchen.«

»Ist er auf dem Gymnasium gewesen?« fragte Lexa, die das Gefühl hatte, daß irgendeine bestimmte Fragestellung die sich mit einer Erklärung quälende Mutter am ehesten erleichtern könne.

»Ja, bis Quarta, und das mit Mühe und Not. Da war er mit fünfzehn Jahren angelangt. Stelle dir vor: ein langer, aufgeschossener, kerngesunder Junge mit fünfzehn Jahren in Quarta! Dabei ist er nicht dumm, nicht ungeweckt. Aber er will nicht. Er will nicht! Er steht um zwölf auf. Stell' dir vor, Lexa, um zwölf ... steht er auf.«

Die Baronin war auf diesen erneuten Ausbruch nicht gefaßt. Sie sah nun ihrerseits wortlos auf ihre Teetasse. Endlich sagte sie: »Wie leid mir das tut, Sophie! Aber du darfst nicht an dem Jungen verzagen, besonders wenn er körperlich gesund ist. Ich kenne solche Fälle. Mein verstorbener Mann hatte einen Bruder, der mit zwanzig Jahren auf eine Farm nach Kanada geschickt wurde und nach etwa sieben Jahren als ein ausgezeichneter, tadelloser Mensch wiederkam. Dann erinnerst du dich vielleicht an meinen Vetter Rolf, der in eine Fabrik gesteckt wurde als gewöhnlicher Arbeiter. Jetzt ist er Verwaltungsdirektor und hat über hundert Angestellte unter sich.«

Sie hätte vielleicht noch weitere Beispiele aufgeführt, wenn nicht Sophie Szawary plötzlich aufgeblickt hätte. Ihre Blicke begegneten sich. Da schwieg Lexa über all der Verzweiflung, die jetzt in den Augen der Freundin lag.

»Das alles haben wir uns in den letzten Jahren hunderte von Malen gesagt«, seufzte sie nach einer Weile. »Aber heute, Lexa, stehen die Dinge so, daß jede Hoffnung ausgelöscht ist. Ich weiß selbst nicht: ist der Junge krank, irgendwie belastet, verdorben oder vielleicht auch nur kindisch ungereift? Aber er macht uns das Leben zur Unerträglichkeit. Ich gebe zu, daß es vielleicht weniger fühlbar wäre, wenn unsre Vermögensverhältnisse anders lägen. Man könnte dann einfach die Dinge laufen lassen und sich damit begnügen, ein Kind zu haben, das nichts tut. Aber sich vorzustellen, daß dieser Junge von siebzehn Jahren heranwächst, ohne auch nur die geringste Möglichkeit zu haben, ja nicht einmal die Lust zu verspüren, etwas zu arbeiten, während mein Mann selbst mit jeder kleinen Einnahme rechnen und haushalten muß, das ist verzweiflungsvoll.«

»Und empfindet er denn nicht die Sorge, die er euch bereitet?«

»Nein, durchaus nicht. Im Gegenteil! Es ist eine Art von Selbstüberhebung, von Eigenüberzeugung in ihm, die unsre Stellung zu ihm noch verschärft. Eine geradezu lächerliche Eitelkeit, sich selbst für normal zu halten und andre zu bespötteln., Ich gebe zu, daß mein Mann reichlich nervös ist. Das ist ja schließlich auch kein Wunder, wenn man bedenkt, was er an Hoffnungen und ruhigen Lebensaussichten hat begraben müssen. Aber wie maßlos bauscht Erich diese kleinen und wirklich unbedeutenden Eigenheiten auf, wie zynisch bespöttelt er sie! Er ist von einer geradezu unglaublichen Gefühllosigkeit. Ich versichere dich, Sophie, er ist schon lange nicht mehr unser Kind.«

Jetzt senkte sie wieder den Kopf, und Lexa hatte das unbedingte Gefühl, daß etwas Feuchtes, Rinnendes unter ihre Augen kam. Wieder versuchend, die Anklagen der Mutter von den rein pathetischen Ausbrüchen auf irgendeine Realität zu lenken, sagte sie sehr sanft: »Hat er denn gar kein Interesse? Für Sport etwa oder technische Dinge?«

»Für Sport, soweit er keine besondere Mühe erfordert, könnte er sich vielleicht interessieren. Aber freilich, er wird keinen Finger rühren, um es selbst auf diesem Gebiete zu irgend etwas zu bringen. Er spricht viel über das Boxen. Aber er betont dabei jedesmal, daß es ihm nur darauf ankommen würde, so gut zu boxen, daß er jeden niederschlagen könne. Das gehört überhaupt zu seinen sonderbaren Ideen: sich gegen irgendwelche unbekannten Gegner zu bewaffnen. Mein Mann entdeckte neulich in seinem Schreibtisch, den er sonst verschlossen hält, eine ganze Reihe von Waffen und dergleichen. Einen Revolver, einen Schlagring, ein langes Messer. Dabei ist er durchaus nicht besonders kräftig oder muskulös. Im Gegenteil, er ist zart von Natur und für sein Alter eher schwächlich. Aber in seinen Phantasien hat er die Stärke und den Mut der verwegensten Abenteurer. Wir haben ihn beobachtet, wie er des Nachts aufstand, an seinen Schreibtisch ging und die Waffen herausnahm. Das gehört zu seinen Angewohnheiten. Er legt sie vor sich hin, nimmt sie in die Hand, prüft sie, spielt mit ihnen. Er hat ein ironisches Lächeln, wenn er das tut. Und während er sonst kaum etwas liest, hat er sich Bücher über Waffenkunde, über Jiu-Jitsu und dergleichen gekauft — das ist doch alles völlig unnormal.«

»Ja, in der Tat, das ist eine große Sorge für euch,« sagte Lexa, ohne auf die einzelnen Anklagen eingehen zu wollen.

»Er hat eigentlich nur ein Interesse: das ist sein Hund. Einen unechten gelben Köter, den er vergöttert. Wenn er halb so viel Liebe auf seine Eltern verwenden würde wie auf dieses Tier, dann würde alles anders stehen ... Für den Hund ist er zu jedem Opfer bereit, den Hund versorgt er, für den Hund macht er weite Spaziergänge und spart sich sein Taschengeld, um dem Köter irgendeinen Leckerbissen zu kaufen ... Stelle dir vor, Lexa, für einen Hund!«

Wieder entstand eine Pause. Dann sagte Frau Szawary: »Es ist aber wirklich unrecht von mir, Lexa, dich jetzt, nun wir uns seit Jahrzehnten zum ersten Male wiedersehen, mit diesen häuslichen Dingen zu überfallen. Ich weiß von deinem Leben so gut wie gar nichts, und das ist sicherlich und hoffentlich viel reicher und freundlicher gewesen als das meinige ... Wann wirst du mir von dir erzählen?«

Sie verabredeten eine Zeit. Frau von Kornelitz, die in einem westlichen Vorort wohnte, während das Heim der Szawarys im Zentrum lag, hatte ohnehin in den nächsten Tagen in der Stadt zu tun und ließ sich zu einer Tasse Tee einladen.

Dann verabschiedeten sie sich. Sophie Szawary sagte: »Bitte, verrate meinem Mann nicht, daß wir von all den Einzelheiten gesprochen haben. Auch Erich braucht es nicht zu wissen. Und nicht wahr: du weißt: es ist sehr einfach bei uns ...«

Alexandra von Kornelitz atmete auf, als sie sich wieder allein auf der Straße befand. Der Ausbruch Sophies hatte in ihr ein sonderbares Gefühl hinterlassen. War es Mitleid mit der Jugendfreundin? Jugendfreundin? Ach, wie wenig war doch von dem geblieben, was sie von Sophie in Erinnerung hatte, von diesem blonden, fröhlichen, witzigen Mädchen! War das die entsetzliche Zeit? War es die Eigenart dieser Ehe? Das Unglück mit dem Sohn?

Sie ließ die Besorgungen, die noch unerledigt waren, im Stich und kehrte in einer Droschke nach Hause zurück.

Ein zierlich gekleidetes Stubenmädchen öffnete, nahm ihr die kleinen Pakete ab und legte sie sorgsam auf den Vorzimmertisch, der mit einer Spitzendecke belegt war. Ein warmer Duft von geheiztem Zimmer, vermischt mit einem Hauch von brennendem Kiefernholz, das in dem kleinen Salonkamin abbrannte, strömte ihr entgegen. Dort stand ein Teeservice aus bläulichem Chinaporzellan, daneben ein silberner Kessel, unter dem ein Flämmchen brannte. Wie wärmlich war das alles an diesem immerhin noch kühlen Märztage! Ein paar Briefe lagen auf einem Glastablett, Briefe aus St. Moritz und Cannes. Sie wußte: Briefe von glücklichen Menschen, die an sie schrieben. Man dachte überhaupt an sie. Sie fühlte sich von Bedachtwerden umgeben. Obschon niemand außer ihr und den beiden Mädchen — dem Stubenmädchen Käthe und der alten Köchin — in der Wohnung war, fühlte sie sich keineswegs einsam. Es kam ihr vor, als ob selbst das Flämmchen unter dem Teekessel etwas Lebendiges sei. Sie legte ein neues Scheit in den Kamin, den ein gelblichweißes Holz im englischen Stil einfaßte. Brannte das Feuer nicht ihr zuliebe? War es nicht behaglich, jetzt die Kissen aus leichtem Damast, grünlichen Kretonnes und allerlei Filetspitzen sich in den Rücken zu schieben und die Lampe mit dem Cloisonné-Gestell, mit dem geröteten Lampenschirm, der ein fast kupfergetöntes Licht verbreitete, anzuknipsen?

War sie einsam, weil sie allein war? War sie einsamer als Sophie Strach, die Frau des Justizrats Szawary, die einen Sohn hatte?

Langsam öffnete sie die Briefe. Es war ihr, als ob die Schneelandschaft des Suvrettahauses auf sie einwirkte, und als ob sie die weite Bucht von Cannes, vom Golf Juan bis zu den bläulichen Bergen im Westen vor sich hätte. Ja, sie wollte wieder eine Reise machen, im Mai viel-

leicht ... Ganz allein, wie sie das gewohnt war seit dem Tode des Barons. Vielleicht mit einer Flirtation, die sich bis dahin anbahnte ... Aber selbst dann: im Innersten allein. Sie wunderte sich selbst, wie wenig Sehnsucht nach einem andern in ihr war.

Etwa acht Tage nach ihrem Zusammentreffen mit Sophie Szawary meldete sich die Baronin zu einer Tasse Tee an.

Sophie empfing sie mit einer Frische, die der Baronin erfreulicherweise im Gegensatz zu der Stimmung in der Konditorei zu stehen schien. »Es trifft sich ausgezeichnet, daß du heute kommst, Lexa,« sagte sie, »mein Mann ist heute nachmittag zu Hause, und er freut sich so, dich kennenzulernen.«

Justizrat Szawary war bereits eingetreten. Ein Mann von etwa fünfzig Jahren — also erheblich älter als Sophie —, schmächtig, mit kurzgeschnittenem, graumeliertem Bart und etwas flackrigen Augen. Er beteuerte sogleich, schon viel von Lexa gehört zu haben, und fragte mit einem Seitenblick zu Sophie, ob es der Baronin auch nicht zu kühl im Zimmer sei. »Wir heizen nicht mehr ... Aber wir können den kleinen Gasofen andrehen, wenn Sie wollen, gnädige Frau.«

Ein Mädchen, das ländlich und derb aussah, brachte eine Platte mit allerlei Gebäck.

»Du nimmst doch aber deinen Pelzmantel ab, Lexa,« drängte Frau Szawary, »das ist doch gemütlicher.«

Alexandra von Korneliß saß nun in ihrem Kasackkleide da, dessen braunroter Crêpe marocquin mit reichen orientalischen Silberfäden bestickt war. Sie hatte, einem weiteren Drängen Sophies folgend, ihren kleinen Seidentoque abgenommen. Es wurde eine Frisur sichtbar, die einem Pagenkopfe glich, ohne daß sie eine modische Übertreibung gewesen wäre. Vielmehr bewirkte das wellige kastanienbraune Haar den Eindruck einer durchaus normalen Frisur. Eine kleine Spange zog die dichteste Strähne aus der Stirn. Ein feines, zartes Gesicht erschien unter diesem wundervollen, vielleicht zuerst den Blick auf sich ziehenden Haar. Ein feines, zartes Gesicht, ein wenig gepudert, mit Lippen, die einen Hauch von künstlichem Rosa trugen. Aber nicht ein Fältchen war in dem Teint dieser Frau von fünfunddreißig Jahren. Und wenn man wohl der Ansicht sein kann, daß ein wenig künstliche Farbe beginnende Zeichen des Abblühens bei Frauen verwischen darf, so liegt doch ein vielleicht noch größerer Anreiz dieser Farbenkunst darin, ein noch vorhandenes Blühen einleuchtender zu machen. Frau von Korneliß war von einer bezaubernden Frische.

»Du siehst entzückend aus, liebe Lexa,« sagte Sophie, »man sieht dir an, daß du keinen Kummer gehabt hast.«

Lexa antwortete mit einem Lächeln.

Aber der Justizrat griff begierig nach dem Leitmotiv wohl fast aller seiner Gespräche. »Sie kommen hier in eine Wohnung, welche die Zeichen der Zeit trägt, verehrte Frau Baronin. Wir sind zu einfachen, ganz einfachen Leuten geworden. Wir stehen gewissermaßen außerhalb der uns zukommenden Welt. Ich weiß nicht, ob meine Frau Ihnen erzählt hat ...«

Sophie unterbrach. Sie fühlte wohl, wie peinlich es für Lexa sein mußte, sofort wieder in den trüben Gesprächsstrom von neulich gerissen zu werden. »Ja,« sagte sie. »Wir wollen sie jetzt nicht weiter mit unsern Sorgen behelligen.«

Man sprach nun von anderm. Aber wo das Gespräch auch anknüpfte, es schien Alexandra von Korneliß, als ob es automatisch wieder zu der Erörterung aller jener Bedrängnisse zurückkehrte, die nun einmal das jetzige Leben des Justizrats ausmachten. Man sprach vom Theater, von Neueinstudierungen, von Reinhardt, von großen Darstellern. Aber der Justizrat jammerte, daß er nicht einmal in der Lage sei, auf »Steuerkarten« ins Theater zu gehen, und wenn die Steuer nur ein paar Mark betrüge. Als Lexa durchs Fenster blickend die Aussicht auf die sich langsam beknospenden Bäume rühmte, da sie selbst in einer Gegend ziemlich baumloser Straßen wohnte, sagte der Justizrat: »Das bißchen Grün ist aber auch unsre Sommerreise, ist das einzige, was wir von der Natur haben ... Wann waren wir zuletzt in Rügen, Sophie, ich glaube, vor fünf Jahren?«

Frau Szawary versuchte jetzt noch krampfhafter als zuvor, das Gespräch von diesen Quälereien der Zeit abzulenken. Sie fragte die Baronin allerlei über ihr Leben aus, was diese mit Leichtigkeit beantwortete. Dann gingen sie ein wenig durch die andern Zimmer, die freilich durchaus nichts Besonderes zu zeigen hatten, aber Alexandra hatte das Empfinden, daß es den Szawarys wohltat, wenn man ihnen sagte, wie geräumig alles sei, wie behaglich sie es doch wenigstens in ihren Wohnräumen hätten.

In einem kleinen Zwischengemach, das das Eßzimmer mit dem Arbeitszimmer des Justizrats verband, bemerkte Sophie an der Decke verschiedene Drähte, die nebeneinanderliefen. Sie sah einen Augenblick nach oben, als Sophie sagte: »Das ist die Antenne, die Erich angelegt hat ...« Sie stockte sofort.

»Hat er zu Derartigem Talent?« fragte Lexa.

Es war das erstemal, daß an diesem Nachmittag der Name Erich genannt war.

Der Justizrat griff sofort die Bemerkung auf. »Dazu ist ja eigentlich ein Talent nicht nötig, gnädige Frau. Aber ich wäre glücklich, wenn er sich mit dieser Sache wirklich eingehend beschäftigte. Denn das Radiogebiet hat vielleicht eine gewisse Zukunft. Aber auch das ist für ihn nur eine Spielerei ... Meine Frau hat Ihnen wohl neulich schon von dem Jungen erzählt?«

Die Baronin nickte.

»Er ist unser Unglück, unser größtes, schwerstes Unglück ... Stellen Sie sich vor, daß der Junge zu absolut keinem Berufe zu gebrauchen ist, daß er die Lehrer verhöhnt, unsre Dienstboten bedroht, einschüchtert, beleidigt ... Erst gestern hat er erklärt, er würde unser Dienstmädchen die Treppe hinunterwerfen, wenn sie ihm noch einmal den Kakao anbrennen ließe — den das Mädchen ihm noch dazu morgens ans Bett bringen muß.«

»Aber Eduard!« unterbrach ihn Sophie. »Du brauchst doch wirklich nicht gleich so ins Detail zu gehen.«

»Sagen Sie selbst, Frau Baronin, sind das nicht alles Unmöglichkeiten? Und dazu keine Aussicht, diesen entsetzlichen Zustand zu ändern ... ‚Mich nimmt ja doch niemand, weil ich nichts gelernt habe,' sagt er ganz einfach, als ob nicht er selbst daran die Schuld trägt, daß er nichts weiß. Mir wirft er vor, daß ich von — Ungarn abstamme. Mischehen, erklärt er hochtrabend, könnten immer nur zu solchen Erzeugnissen führen, wie er eins sei.«

»Eduard ...« unterbrach jetzt wieder Sophie.

Aber der Justizrat tat, als ob er die Unterbrechung gar nicht bemerke. »Zu meiner Frau benimmt er sich ebenso jämmerlich. Habe ich nicht recht, Sophie? Ein Bengel, der noch gar nicht weiß, was das ist, wirft seiner Mutter vor, sie sei hysterisch, geizig und verstehe nichts vom Haushalt ... Dabei weiß er von andern Seiten des Lebens leider mehr als genug.«

Sophie, der es immer peinlicher wurde, zu sehen, wie die Baronin diesen Ausbrüchen ihres Mannes wortlos gegenüberstand, nahm diese sanft bei der Hand und führte sie zum Teetisch zurück, an dem sie zu dritt wieder Platz nahmen.

»Entschuldigen Sie, gnädige Frau,« sagte da der Justizrat, »daß ich meiner Wallung so nachgegeben habe, aber dieser Junge ist eben unser Unglück.«

Man sprach eine Weile über Belangloseres, und die Baronin war daran, sich zum Gehen anzuschicken, als die Tür nach dem Korridor geöffnet wurde. Es trat jedoch niemand ein, nur eine verdunkelte Gestalt schien sich an der Tür zu bewegen. Ein Hund von gelblichem Aussehen, ein ziemlich unproportioniertes Tierchen, das vielleicht eine Mischung von deutschem Boxer und Dobermann sein mochte, stürmte herein und bahnte sich sofort den Weg zu der Baronin. Diese lächelte und versuchte sich gleichzeitig des Hündchens, das an ihr hochspringen wollte, zu erwehren.

»Laß doch den Köter draußen!« schrie aber sofort der Justizrat. Er wandte sich an Alexandra. »Entschuldigen Sie, Frau Baronin, das ist der Schatten meines Sohnes, sein einziger und unzertrennlicher Begleiter, seine Marotte ... Komm doch herein, Erich!«

Die Baronin blickte jetzt nach der Tür. Es war Dämmerung im Zimmer. Gerade in jene Ecke aber, die nach dem Vorraum zu lag, fiel noch etwas Fensterlicht. Jetzt stand in dem dunklen Türrahmen ein junger Mensch, von dem Zwielicht schattenartig beleuchtet. Es war Alexandra, als ob sie zunächst nur eine Kontur sah. Eine schlanke Jungengestalt. Dann machte sich der Anzug erkennbar, ein karierter Sportanzug mit kurzen Beinkleidern. Ein fast mädchenhaftes Gesicht blickte sie an. Mit dunklen, aber, wie ihr schien, etwas geduckten Augen. Über der Stirn lag schwarzes, wohlgekämmtes Haar, von dem eine leichte Strähne in die Stirn fiel. Es war nichts Aufgerichtetes, nichts gerade Jugendliches in der Gestalt, soweit sie in dieser Sekunde das zu beurteilen vermeinte.

»Das ist meine Freundin Baronin von Korneliß, von der ich dir schon erzählt habe,« sagte Sophie.

Erich trat aus dem Türrahmen heraus. Er ging auf die Baronin zu, die ihm die Hand hinstreckte. Er ergriff sie und bewegte seine Lippen zu einem Handkuß. Aber er sagte kein Wort.

Der Justizrat fuhr ihn an: »Kommst du aus der Stadt?« Und noch ehe er antworten konnte, wandte er sich zu Frau von Korneliß: »Sie müssen nämlich wissen, Frau Baronin, daß dieser Jüngling die Gewohnheit hat, gleich nach dem Essen mit unbekanntem Ziel zu verschwinden. Manchmal bis in den Abend hinein ... Man hat es ja nicht nötig, den Eltern zu sagen, wo man sich aufhält.«

Es kam der Baronin vor, als ob die Leblosigkeit auf dem blassen Gesicht des Jungen noch zunähme. Er sparte sich jede Antwort.

Frau von Korneliß brachte das Gespräch, in dem Wunsch, den Zwischenbemerkungen des Vaters zu entgehen, auf den Radioapparat. »Ich bin erst kurze Zeit in der Stadt,« sagte sie, »und möchte mir gern eine kleine Radiovorrichtung anlegen, ohne aber gleich etwa eine große Antenne auf dem Dach bauen zu lassen oder dergleichen. Ich habe gehört, daß man sich — so gewissermaßen als amüsante Spielerei — einen kleinen Apparat bauen lassen kann und dabei nur geringe Ausgaben hat.«

»Mein Apparat kostet nur achtzehn Mark,« sagte jetzt der Junge. »Nein, nicht einmal! Er kostet nur etwas mehr als sechzehn Mark, weil ich mir die Litze noch besonders billig beschafft habe.«

Frau von Korneliß stutzte, und es entstand eine Pause. Das waren die ersten Worte gewesen, die der junge Szawary gesagt hatte. Wie merkwürdig, dachte sie, daß der Junge so absolut ruhig und fast sachlich sprach, daß er sich sogleich verbesserte, als er die Kosten des Apparates um ein winziges zu hoch genannt hatte. Und daß überhaupt eine durchaus zarte und fast devote Art in seiner Haltung lag, etwas Verlegenes und Schüchternes in seinem Ton. Sie hatte sich diesen Jungen in der Tat ganz anders vorgestellt. Sie wußte selbst nicht, wie. Aber jedenfalls schon nach den Reden der Mutter von neulich und denen des



Viktoria Zimmermann: Trauer

Vaters von heute ganz anders. »Sie haben Ihren Apparat ganz allein angelegt?« fragte sie.

»Ja, gewiß,« antwortete Erich, sie mit seinen großen dunklen Augen gerade ansehend. »Das ist durchaus nichts Besonderes. Eigentlich kann das ein jeder.«

Man sprach nun über dieses Thema weiter. Sophie versicherte, daß man des Abends allerlei Darbietungen durch den kleinen Apparat hören könne, und daß die ganze Angelegenheit, wenn man sie nicht »zu ernst« nähme, eine reizende Abwechslung und Zerstreuung sei.

Da Alexandra — als sie wieder in das Zimmer zurückgingen, wo sich der Apparat befand — bestimmt erklärte, daß sie sich etwas Derartiges anlegen lassen wolle, lag es nahe, daß die Szawarys ihr Erichs Hilfe anboten.

»Würden Sie wirklich einen solchen Apparat bei mir bauen wollen?« fragte die Baronin.

Anstatt einer bejahenden Antwort fragte Erich sofort: »Wie hoch sind Ihre Zimmer, Frau Baronin?«

Als sie diese Frage ungefähr beantwortet hatte, fragte er weiter, in welcher Gegend der Stadt sie wohne — weil es von Wichtigkeit sei, wie weit sich der Apparat vom Sendehaus befinde —, ob sie einen Flügel besäße, den man als Antenne benutzen könne, oder ob er eine Antenne bauen müsse, und wo »eigentlich der Apparat untergebracht werden« solle. Er tat diese Frage immer im gleichen, fast geschäftlichen Tonfall, kaum daß eine Modulation in seiner Stimme lag, die immer sanft und kindlich klang.

Da die Baronin den Sinn aller dieser Fragen nicht verstand, und sich daher aus der einen Frage alsbald soundso viel andre entwickelten, die ohne eine Kenntnis ihrer Wohnung gar nicht zu lösen waren, so schlug sie vor, daß Erich möglichst bald sich alles an Ort und Stelle ansehen sollte.

»Wir nehmen eben einen Lokaltermin vor, wie Sie Juristen sagen,« erklärte sie lachend dem Justizrat.

Dieser lachte wieder, aber Erichs Gesicht verzog sich nicht im mindesten. Er entnahm einer seitlichen Tasche seines Anzuges ein Notizbuch. »Darf ich mir Ihre Adresse notieren, Frau Baronin?« sagte er.

Sie gab Straße, Nummer und Telephonruf an.

»Und wann würde es Ihnen recht sein, wenn ich käme?«

Sie nannte einen der nächsten Tage.

»Und um wieviel Uhr?«

Sie sagte, daß sie ab halb zehn Uhr bereit sein werde. Denn sie war eine Frau, für die der Tag frühzeitiger begann als für die meisten sogenannten eleganten Frauen. Sie war von neuem erstaunt, mit welcher fast exakten Eintönigkeit Erich diese verabredenden Fragen stellte. Es war, als ob er Befehle entgegennähme.

Der Justizrat freilich unterbrach von neuem das Gespräch: »Um halb zehn?« sagte er. »Ausgezeichnet! Da wird der junge Mann etwas früher als gewöhnlich aufstehen müssen. Ich werde ihn wecken. Sie wissen doch, Frau Baronin, daß mein Herr Sohn gewöhnlich erst um halb zwölf aufzustehen belieben.«

Alexandra von Korneliß fühlte, wie etwas Peinliches über sie kam. Gerade weil Erich bisher so durchaus keine Veranlassung gegeben hatte, daß man ihn vor ihr bloßstellte. Sie sah zu ihm hinüber. Es schien ihr, als ob seine Züge, die sich während der Fragerei immerhin etwas belebt hatten, wieder völlig leblos geworden waren. Sie wandte sich mit einer halben Drehung ihres Körpers zu dem Justizrat und Sophie um und sagte irgend etwas, was mit dem Gespräch über den Apparat nichts mehr zu tun hatte.

Als sie sich wieder mit einer Frage an Erich wenden wollte, war dieser verschwunden. Ein sonderbares, fast bedrückendes Gefühl überkam sie. Sie konnte nicht umhin, zu sagen: »Dieser Junge macht aber wirklich nicht den Eindruck eines verstockten Taugenichts. Es ist vielleicht nicht gut, ihm seine Schwächen gleich vor andern vorzuhalten. Entschuldigen Sie, Herr Justizrat, wenn ich das ganz offen sage.«

Der Justizrat erwiderte sofort: »Er ist ein Blender, gnädige Frau ... ein Blender! Das steht für mich lange fest. Vor andern: als ob es nichts Zahmeres als ihn gäbe. Ein unschuldiges Lämmchen. Vor andern! Aber nicht seinen Eltern gegenüber. Ich könnte Ihnen noch Sachen von ihm erzählen ...«

Aber die Baronin entschuldigte sich, nicht länger bleiben zu können. Es war wirklich inzwischen ziemlich spät geworden, und überdies hatte sie durchaus keine Lust mehr, noch weitere Darstellungen des Justizrats mit anzuhören. Dieser — vielleicht selbst bemerkend, daß seine Ausbrüche ein wenig zu weit gegangen waren — sagte, als er die Baronin nach der Verabschiedung an die Tür brachte: »Entschuldigen Sie, wenn ich Sie mit zu viel Familiärem behelligt habe. Aber Sie wissen ja, wes das Herz voll ist ... Im übrigen: Erich wird pünktlich zur Stelle sein.« —

Als die Baronin die Treppen hinabstieg, überkam sie ein seltsames Gefühl. Kindertragödie? dachte sie. Oder war er wirklich ein »Blender«? Aber mein Gott, was hieß denn das: ein Blender sein? Machte er den andern etwas vor, bewußt etwas vor, worüber er sich im Innern vielleicht geradezu belustigt fühlte? So schaute er nicht drein, so bewegten sich nicht seine Worte. Mochte der Justizrat im Recht sein — die Art, wie er sein Recht zur Schau trug, war sicher nicht die rechte. Sie spürte, daß etwas Mitleidsvolles in ihr gegenüber diesem jungen Szawary aufstieg.

Als sie auf die Straße trat, empfand sie den dämmerigen Frühlingsnebel, in den sich etwas von jungem Blättergeruch mischte, als wohltuend.

Plötzlich gewahrte sie auf der andern Seite der Straße den Knaben, der den gelben Hund bei sich hatte. Er beschäftigte sich damit, dem Hund einen Ball zuzuwerfen, dem dieser dann in übermütigen Sprüngen nachjagte. Sie blieb einen Augenblick an einem dunkleren Hause stehen, so daß sie ihm nicht auffallen konnte. Das Spiel mit dem Ball wiederholte sich mehrere Male. Jedesmal, wenn der Hund den Ball zurückbrachte, wurde er von Erich gestreichelt und gehätschelt. »Mein guter Kerl ...« hörte sie ihn sagen. »Mein einziger guter Kerl ... mein Bester ...« Plötzlich geschah etwas. Der Hund mußte wohl beim Springen einem älteren Spaziergänger etwas zu nahe gekommen sein. Dieser versuchte mit seinem Spazierstock den Hund zu erwischen, und es gelang ihm auch, dem Tiere einen — freilich ganz gelinden — Schlag zu versetzen. Jetzt sprang Erich hinzu. Mit einer Stimme, die Lexa ganz deutlich auf der gegenüberliegenden Seite der Straße hören konnte, fuhr Erich auf den Fußgänger los: »Lassen Sie meinen Hund in Frieden, sage ich Ihnen ... Mein Hund hat Ihnen nichts getan ... Lassen Sie das Tier in Ruhe!«

Der Angesprochene war ziemlich betroffen. Es war ein kleiner, älterer Herr, wie es Lexa schien. »Aber ich bitte Sie, junger Mann,« sagte er. »Es ist doch Ihre Sache, auf Ihren Hund aufzupassen, daß er einem nicht zwischen die Beine läuft ...«

Es entspann sich ein Wortwechsel.

Plötzlich hörte die Baronin, wie Erich sagte: »Sich wegen einer solchen Sache aufzuregen! Das macht vielleicht Ihr Alter ... Sie schwachsinniger Patron!«

Ein paar Leute hatten sich um die Zankenden herumgestellt. Man ergriff für den alten Herrn Partei. Erich nahm den Hund an die Leine und verschwand. Zwei Frauen überschritten den Damm und kamen in die Nähe des Hauses, wo die Baronin immer noch stand. Sie hörte sie sprechen.

»Das war wieder der Erich ...« sagte die eine Frau zu der andern. »Wissen Sie, wenn der Junge mal das Maul aufreißt, dann tut er es gleich gründlich, der Bengel!« Dann gingen sie vorüber.

Die Baronin setzte ihren Weg fort. Ob er wirklich ein »Blender« ist? dachte sie.

Mit derselben Genauigkeit, die schon in seinen Fragen gelegen hatte, machte sich ein paar Tage später Erich daran, der Baronin von Korneliß den gewünschten Apparat einzurichten.

Während er immer wieder allerhand Fragen stellte, bald die Nähe der Wasserleitung, an die der eine Draht anzuschließen war, abmaß, bald die Decken prüfte und genau zu bedenken schien, wie die Unschönheiten, welche die Drähte bereiten mochten, möglichst zu verbergen seien, beobachtete Alexandra mit von ihm nicht gewahrter Aufmerksamkeit jeden einzelnen Griff, jede einzelne Handhabung, die er vornahm.

Der Apparat selbst sah zierlich und akkurat aus.

»Haben Sie den wirklich ganz allein zusammengezimmert?« fragte die Baronin.

Erich nickte. »Das ist wirklich keine große Sache, solchen Apparat zu bauen,« sagte er. »Man setzt einfach die Bestandteile zusammen.«

Aber die Baronin wollte das nicht glauben. Es kam ihr vor, als ob irgend etwas in dem Bilde, das die Eltern von Erich gegeben hatten, nicht stimmen könne. Nein, »so« war er bestimmt nicht. Es kam ihr vor, als ob er mit einer geradezu peinlichen Genauigkeit alle Hantierungen verrichtete, die Bohrungen vornahm, die Drähte in den Apparat zog und immer wieder alles überprüfte.

»Hätten Sie nicht Lust, Ingenieur zu werden?« fragte Alexandra.

Er wandte sich um und sah sie verwundert an. »Ich weiß es nicht,« sagte er dann ziemlich kurz angebunden.

»Aber kommt Ihnen denn nie der Gedanke daß Sie irgendeinen Beruf ergreifen müssen?«

Er senkte den Blick ein wenig. Fast, als ob er dem ihrigen entgehen müsse. »Nein,« sagte er. »Ich möchte am liebsten keinen Beruf haben.«

Alexandra war auf diese Antwort nicht gefaßt. Sie hatte gemeint, er werde zumindest irgendwie den Schein erwecken wollen, daß er an sich ganz gern etwas arbeiten würde, wenn ... Nun ja, eben jenes »Wenn«, von dem schon der Justizrat gesprochen hatte.

Die unbedingte Offenheit, mit der Erich jede Lust an einer Tätigkeit leugnete, verblüffte die Baronin. »Aber irgend etwas würden Sie doch vielleicht regelmäßig tun,« fuhr sie fort, »ich meine, vielleicht regelmäßige Aufträge in der Art wie dieser hier erledigen oder ...« Sie stockte. Denn sie sah in ein völlig ruhiges Gesicht, dessen Ruhe schon wie eine Verneinung schien.

»Ich habe eigentlich nur eine einzige Liebhaberei,« sagte nun der Junge, »außer meinem Hunde ...«

»Also doch eine ...« unterbrach ihn Alexandra. »Vielleicht daß sich aus ihr irgendeine Tätigkeit für Sie ergibt.«

Da lächelte der junge Szawary. »O nein!« sagte er.

»So sagen Sie mir doch, welche Liebhaberei ist das denn ...?«

»Das Schlafen,« sagte da der Junge.

Vielleicht hätte die Baronin diese Erklärung als eine Art von »Frechheit« im Sinne des Justizrats auffassen können. Aber sie kam so viel mehr als ein überlegtes, unabänderliches Bekenntnis heraus, daß sie nur ein Erstaunen auslöste.

Und sogleich setzte Erich hinzu: »Aber selbst das Schlafen hat die Unannehmlichkeit, daß man aufwachen muß ...«

Spottete er? Sie wurde sich nicht darüber klar.

Irgend etwas Demütiges, fast Gebrochenes lag in den Gesichtszügen des Jungen. Dann sagte er, als ob er sich zusammenraffe: »Sagen Sie mir doch ganz aufrichtig, finden Sie Flecky sehr häßlich? Er ist natürlich ein unechter Hund, das weiß ich. Aber vielleicht sagen Sie mir, ob er wirklich so abschreckend abscheulich aussieht, wie Papa immer behauptet.«

Es kam der Baronin vor, als ob jetzt plötzlich etwas Erhellendes in seinen Augen lag. »Ich finde den Hund sogar sehr niedlich,« sagte sie, »und vor allem sehr munter und wachsam.«

»Oh, er ist goldig!« sagte der Junge, und man hätte meinen können, daß er das fast mit einer Mädchenstimme sagte. »Ich wüßte gar nicht, was ich ohne ihn täte. Es ist immer, als ob er mich verstünde. Überhaupt ist das so sonderbar: als ob er, der nicht sprechen kann, mich besser verstehen könnte als die Menschen, die eine Sprache haben. Und wiederum die Menschen — sie können nicht begreifen, was ich an Flecky so gern habe.«

»Woraus schließen Sie denn das?«

»Man findet es lächerlich, wenn ich Flecky dasselbe zu fressen geben will, was wir essen. Ist das so sonderbar? Ich kann es nun mal nicht leiden, wenn man einem Hunde einfach Knochen und Reste in eine Blechschüssel wirft. Ich glaube, ein Hund spürt das ganz genau, w i e es ihm gegeben wird. Flecky wenigstens spürt es.«

Er machte eine kleine Pause. »Lieben Sie keine Hunde?« fragte er dann.

»O ja,« sagte die Baronin, die wie aus einer Nachdenklichkeit auffuhr, »ich liebe Hunde sehr, besonders schottische Terriers und Blenheims. Aber in einer Stadtwohnung ist es schwer, Hunde zu halten, wenn man gewohnt gewesen ist, mit ihnen im Freien zu leben.«

»Ja, das kann ich verstehen,« erwiderte Erich. »Ich renne auch mit Flecky so viel ich kann ins Freie. Und er freut sich so, wenn er im Wald herumtollen kann.« Seine Augen schienen sich in etwas Ungenaues zu verlieren, als ob eine plötzliche Niedergeschlagenheit über ihn käme ...

Die Baronin legte ganz sacht ihre Hand auf seine Schulter. Sie sah einen Augenblick mit großer Sanftmut auf ihn herab, als ob etwas Mütterliches diesem fremden Jungen gegenüber an sie heranträte. War es vielleicht gut, dachte sie, daß sie keine Kinder hatte? Die ihr früher einmal so erwünscht gewesen wären? Oder lag etwas unbeschreiblich Sehnsüchtiges darin, den Bekümmernissen eines Kindes nahe sein zu dürfen? Etwas fast Verlockendes?

Von innen schien eine Wallung in ihr aufzusteigen, diesem jungen Menschen irgendwie hilfreich sein zu wollen.

»Es ist doch eigentlich schade,« sagte sie, »daß Sie mit Ihren Eltern in einem so unerfreulichen Verhältnis leben ... Läßt sich das gar nicht ändern?«

Da sagte der junge Szawary ganz spontan: »Mein Vater haßt mich. Und meine Mutter ist eine hysterische Frau.«

Es war Alexandra, als ob sich plötzlich ein Schleier über die sanfte Stimmung legte, die eben noch vorhanden gewesen war, kaum daß die Erwähnung seiner Eltern fiel. Sie sagte: »Ich glaube, es ist nicht recht von Ihnen, daß Sie meinen, Ihr Vater hasse Sie ...«

Erich lächelte ein wenig. Er sah sie fast regungslos an. Dann sagte er: »Ich m e i n e das nicht ... es i s t so. Er hat es mir oft genug gesagt. Gestern erst hat er gesagt, je früher ich von der Bildfläche verschwände, um so besser wäre es. Er würde mir keine Träne nachweinen ... Und meine Mutter? Sie hat mich vielleicht in ihrer Weise ganz gern. Ich glaube, es wird Müttern überhaupt schwer, ihre Kinder zu hassen ... Aber meine Mutter hört nur auf meinen Vater. Es gibt für sie nichts Höheres als ihn. Sie tut so, als ob jedes Wort, das er spricht, unantastbar sei. Nur wenn sie mal etwas will, was ihm durchaus nicht paßt, dann bekommt sie ihre hysterischen Anfälle, legt sich zu Bett und stellt sich krank.«

Ein Schauer überflog Alexandra. Was war das plötzlich in dem Jungen? Welche groben, schaudervollen Worte sprudelte er da heraus? Als ob alles Sanfte, alles Kindhafte in ihm verflogen sei! Eine zynische Beobachtung eines gewiß nicht idealen ehelichen Verhältnisses, die aber gerade, weil sie aus einem jungen Menschen kam, verletzend berührte, brach aus ihm hervor.

»Ich finde das abscheulich, wenn zwei Menschen sich so voreinander verstellen,« fuhr Erich fort. »Bald soll es Papa nicht wissen, bald heißt es: Daß du ja Mama nichts davon sagst! Und dabei sind das meistens nur Kleinigkeiten, Geldfragen, Ausgaben und dergleichen ... Aber mir predigen sie die Offenheit, die Wahrheitsliebe und behaupten, daß zwischen ihnen keine Geheimnisse seien.«

Die Baronin wurde immer verlegener. Sie fühlte, daß Erich sich vor ihr rechtfertigen wollte. Aber das Thema, das er dafür gewählt hatte, paßte ihr durchaus nicht. Derartige Interna eines Familienlebens anzuhören, fand sie geschmacklos.

»Sie müssen bedenken, Erich,« erwiderte sie, »daß Ihr Vater in dieser Zeit einen schweren Stand hat. Sie können in Ihrem Alter gar nicht beurteilen, was es bedeutet, wenn ein Mann, der sein ganzes Leben ununterbrochen gearbeitet und sich für den Rest seines Lebens etwas Ruhe und Behaglichkeit erhofft hat, plötzlich vor der Tatsache eines völligen Nichts steht. Dinge trivialer Art, die früher gar keine Rolle gespielt hätten, die niemals eine Uneinigkeit zwischen zwei Eheleuten herbeigeführt hätten, wachsen unter solchen Umständen ins Riesenhafte; das Ideale, das Vergeistigte tritt hinter den kleinlichen materiellen Sorgen zurück. Das muß Ihnen schließlich doch auch begreiflich sein, nicht wahr?«

Der Junge gab keine Antwort. Es kam ihr vor, als ob etwas Versteinertes über ihm läge.

»Sie nehmen also auch gegen mich Partei?« sagte er nach einer Weile.

»Aber ich bitte Sie,« sagte die Baronin, die trotz, ja vielleicht gerade wegen dieser Antwort das Gefühl haben mochte, daß irgend etwas Nachgebendes in ihm anklang, »durchaus keine Partei. Ich möchte Ihnen helfen! Ich sah Sie heut bei mir herumhantieren und habe beobachtet, wie genau und sorgsam Sie das alles ausführten. Es scheint mir in Ihnen irgend etwas zu sein, was in den Anschuldigungen Ihrer Eltern unerklärt bleibt. Sie machen weder den patzigen noch den unbescheidenen Eindruck, der Ihnen nachgesagt wird. Und die Liebe zu Flecky zeigt, wie sehr Sie sich an etwas hingeben können, was Sie wirklich interessiert ... Das Schlimme ist eben nur, daß Ihnen das Arbeiten nicht liegt.«

»Das hat man mir zu Hause verleidet,« sagte Erich, zu Boden blickend. »Ich finde nun einmal alles Oberlehrerhafte lächerlich. Dieses Sichspreizen und Sichaufführen. Dieses Sichetwaseinbilden auf Dinge, die man auswendig herplappern soll, ob man sich darunter etwas denken kann oder nicht. So ein Lehrer ist doch nichts weiter als ein Lexikon von Vokabeln, Jahreszahlen und Bibelstellen. Finden Sie nicht?«

Alexandra zögerte eine Sekunde. Sie fühlte sich in einer seltsamen Lage. Als ob sie — die niemals Anlaß oder Drang gefühlt hatte, »Eltern« zu spielen — plötzlich in die Notwendigkeit versetzt würde, einem Kinde gegenüber etwas zu rechtfertigen, was auch sie natürlich nicht als einer unbedingten Rechtfertigung wert empfand. Oder hatte nicht auch sie, als sie das Lyzeum in einer mittleren Stadt besuchte, ihren Lehrerinnen gegenüber ähnlich empfunden, ohne es jetzt etwa als ein damaliges Unrecht anzusehen?

Aber sie sagte sich fast blitzartig, daß sie irgendeinen Ausweg finden müsse zwischen dem Dilemma, einem immerhin nicht unklugen, wenn auch sehr eigenhaften Jungen in einer Sache zu widersprechen, von deren Richtigkeit sie selbst nicht überzeugt war, und doch wieder den Jungen nicht in einer ihm sicherlich wenig günstigen Anschauung zu bestärken.

»Mein lieber kleiner Freund,« sagte sie, »niemand wird bezweifeln, daß Lehrer große Pedanten sein können. Aber sagen Sie mir: Was nützt es Ihnen, wenn Sie aus dieser Tatsache Folgerungen ziehen, die zwar nicht Ihren Lehrern, wohl aber Ihnen geschadet haben? Es ist eine recht fruchtlose Manier, Tatsachen, durch die wir nun einmal hindurchmüssen, durch eine zersetzende Kritik noch abschreckender zu machen. Man muß sich den unschönen Dingen im Leben unterwerfen können, um die Kraft zu haben, das wirklich Begehrenswerte zu erobern.«

Erich sah sie an. »Ich glaube ... Sie, Frau Baronin, würden nicht alles verurteilen, was ich tue,« sagte er mit einer Schlichtheit, die Alexandra von neuem wie eine große Hilflosigkeit vorkam.

Als Erich gegangen war, blieb sie eine Weile in Betrachtung stehen. Dann griff sie nach einem Buch, das vor ihr auf dem Schreibtisch lag. Aber es dauerte eine Weile, bis sie zu lesen begann.

Die Beziehungen der Baronin von Kornelitz zu den Szawarys waren in den nächsten zwei Monaten recht lebhaft.

Obschon sich Alexandra in einen nicht unbeträchtlichen Strudel mondäner Angelegenheiten gestürzt hatte, einige Tanzereien, zahlreiche Nachmittagsgesellschaften und sehr viele kleinere Soupers bei guten Freunden mitmachte, fand sie doch fast in jeder Woche Muße genug, sich nach den Szawarys umzusehen. Sie hatte auch sehr bald nach ihrer näheren Begegnung mit Erich den Versuch gemacht, für ihn irgendwo eine passende Beschäftigung zu finden. Nachdem ihr eine ganze Reihe von guten Bekannten sehr liebenswürdige, aber auch sehr bestimmte Körbe gegeben hatten, wenn sie auch versicherten, alles mögliche für die schöne Frau tun zu wollen, nur eben im Augenblick die Einstellung von Arbeitskräften und besonders einer völlig ungelernten Arbeitskraft keinesfalls ermöglichen zu können, war sie glücklich gewesen, als sich in einem kunstgewerblichen Atelier etwas für Erich zu bieten schien.

»Wollen Sie es annehmen, wenn die Leute dazu bereit sind, Sie einzustellen?« hatte sie ihn gefragt.

Er hatte nicht zugestimmt, sondern zu Boden gesehen.

»Sie werden doch morgen hingehen und sich vorstellen?« fragte sie weiter.

Ein schwaches »Ja« kam von Erichs Lippen.

Als sie dem Justizrat am Fernsprecher voller Freude von ihrer Hoffnung, nun endlich für den Jungen etwas gefunden zu haben, Mitteilung machte, sagte dieser: »Liebe gnädige Frau, Sie quälen sich umsonst. Glauben Sie mir. Das, was Sie jetzt so freundlich mit dem Jungen versuchen, haben schon viele gute Freunde von mir vorgehabt. Es war immer vergeblich. Ich glaube, er wird sich überhaupt nicht vorstellen.«

Und dann folgte ein langer Schwall von neuen Klagen, von Erzählungen über die letzten »Schandtaten« des Jungen, daß er im Zorn eine Vase zerworfen habe, daß er mit dem Essen nicht zufrieden sei und sich immer höhnischer gegenüber den Eltern benehme. Und immer, wenn die Baronin versicherte, daß der Junge in ihrer Nähe durchaus manierlich und anstellig sei, beteuerte der Vater ebenso hartnäckig: »Er ist ein Blender, Frau Baronin! Er kann sich wundervoll verstellen, sich meisterhaft aufführen ...« Dabei mußte man im Szawaryschen Hause gestehen, daß er vor Alexandra immerhin »einen gewissen Respekt« habe.

Angeregt durch Sophies Beteuerungen, daß die Baronin einen gewissen Einfluß auf Erich ausübe, hatte diese den Jungen ein paarmal zu einer Tasse Tee gebeten und hin und wieder Spaziergänge mit ihm und Flecky in den sich begrünenden Wäldern der Umgegend gemacht. Ohne den Jungen irgendwie mit Moralpredigten zu quälen, hatte sie versucht, ihm das Mißliche, das Unerfreuliche seiner Lage klarzumachen, und gehofft, aus dieser rein äußeren Erkenntnis heraus in ihm den Drang zu einem Tun zu erwecken. Aber merkwürdig genug, sie war fast niemals in der Lage, diese Einstellung, allmählich auf ihn einzuwirken, lange festzuhalten. Seine sonderbaren, fast naiven, aber doch wiederum bedrängenden Fragen ließen das Gespräch fast immer von ihrem heimlichen Ziele abgleiten.

Er wollte wissen, worüber man sich in »großen Gesellschaften« unterhalte, und ob er wohl jemals als mehr oder weniger Ungebildeter an solchen werde teilnehmen können; er fragte ganz zaghaft nach Alexandras Vergangenheit und ließ sich von dem verstorbenen Baron erzählen, der so gern jagte und im Flugzeug saß. Und immer kam es Alexandra vor, als ob er sich bei allen diesen Fragen mit ihrer Person beschäftigte, sie in heimliche Beziehungen zu dem Gefragten brachte.

»Sie werden gewiß von allen Damen am meisten bewundert, wenn Sie in Gesellschaft gehen?« fragte er, oder: »Ihr Mann muß Sie doch sehr geliebt haben, er hat Ihnen gewiß alles zuliebe getan?«

Und wenn die Baronin, fast ein wenig verwirrt, mit einer Gegenfrage antwortete, dann sagte er: »Ich wenigstens würde immer nur mit Ihnen tanzen ...« oder: »Ich würde Ihnen alles zuliebe tun können ...«, und er sagte das mit einem solchen naiv-ernsten und gleichzeitig wehmütigen Gesicht, daß die Baronin nicht einmal immer »Ach, Unsinn!« zu sagen wagte.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Ergebenheit des Jungen sie immer stärker anrührte. Obschon sie sich innerlich gezwungen fühlte, ihren Einfluß auf Erich in irgendeiner erzieherischen Weise geltend zu machen, spürte sie mehr und mehr, wie zuwider ihr dieser Zwang war. Und während dieses Gefühl fast mit jeder neuen Begegnung zunahm, verstärkte sich das Empfinden, daß dieser Junge, wenn man ihn ganz außerhalb jener Muß-Sphäre betrachtete und zu nehmen wußte, ein lieber, reizender Gesellschafter war. Niemals ließ er es an Aufmerksamkeit, ja an besonderer Zuvorkommenheit fehlen. Er riß die Tür auf, wenn sie ein Auto bestiegen, half ihr aufs sorgsamste hinein, trug ihr mit größter Vorsicht Pakete und erledigte diese oder jene Bestellung mit einem Eifer, der aus allen seinen Bewegungen und Blicken leuchtete. Alexandra war ihrerseits in dem Alter, wo Frauen sich gern verwöhnen lassen, wo die Verwöhnung jene kleine Eitelkeit befriedigt, die das Älterwerden auch in sehr vernünftigen Frauen verstärkt. Es kam hinzu, daß Erich immer, wenn auch nicht elegant, so doch durchaus dem gesellschaftlichen Rahmen der Baronin entsprechend gekleidet war, in gut sitzenden Sportanzügen, die seine schlanke und biegsame Figur hervortreten ließen. »Wer war der hübsche Junge?« wurde sie zuweilen gefragt, wenn sie zusammen Besorgungen gemacht hatten. Während das alles der Baronin das Gefühl eines angenehmen Zusammenseins gab und sie ganz sacht ein Empfinden von mütterlicher Freundschaft für den Jungen aufkeimen spürte, wurde sie durch die Sorge um die berufliche, die erzieherische Gestaltung seines Lebens immer wieder aus dieser Stimmung herausgerissen. Sie fühlte ganz genau, wie sich da etwas zwischen sie beide schob, das dieses sympathische Zusammensein, dieses harmlose Nebeneinanderhergehen störte. Zwar war ihr ja auch in diesen Dingen der Junge ergeben. Aber ihr, ja ihr kam es wie Nörgelei, wie dauernde Peinigung ihm gegenüber vor, wenn sie immer wieder von jenen Dingen sprechen sollte, die mit ihrer innerlichen Einstellung zu ihm so wenig zu tun hatten.

Auch er schien von Zeit zu Zeit zu erkennen zu geben, daß seine Beziehungen zu der Baronin am ungetrübtesten waren, wenn sie sich von allem Drum und Dran der banausischen Alltagsangelegenheiten, zu denen er nun mal seine »Laufbahn«, seinen »Beruf«, die Wünsche seiner Eltern rechnete, loslösten. »Ich möchte neben Ihnen hergehen, wenn Sie ins Engadin fahren ...« sagte er einmal, als von der bevorstehenden Reise Alexandras nach St. Moritz gesprochen wurde. »Ich möchte mit Ihnen Berge besteigen und Blumen pflücken und mitansehen dürfen, wie die Menschen Sie bewundern.«

»Aber, Erich!« hatte die Baronin erschreckt erwidert und rasch etwas andres zu sprechen begonnen.

Aber sie konnte nicht verhindern, daß der Junge noch rasch hinzusetzte: »Oh, ich weiß, das ist nur so ein Träumen von mir ... etwas ganz Unmögliches.«

Aber in Alexandra spann sich der Gedanke weiter, als sie einige Stunden später wieder an ihrem Kamin saß. Warum konnte man diesen jungen grazilen und sanften Menschen nicht so nehmen wie er war? Und was ging sie schließlich sein Beruf, seine Laufbahn an oder wie er sich zu Hause aufführen mochte? Das ging sie am Ende so wenig an wie der lateinische Name irgendeiner sie erfreuenden Blume, die in einer ihrer Vasen stand, oder die Feststellung, daß dieses oder jenes ihrer alten Bilder diese oder jene kunsthistorische Herkunft habe! Was ging sie an diesem Knaben andres an als das Wesen, das er »ihr« zur Schau trug und das ihre Beziehungen zu ihm ausmachte?

So kam es, daß sie ganz sacht in einen Konflikt ihm gegenüber gerissen wurde. So kam es aber auch, daß sie die Nachricht, daß Erich — wie der

Justizrat am Fernsprecher sagte — »natürlich nicht von ihrer freundlichen Empfehlung bei den Kunstgewerblern Gebrauch gemacht habe«, nicht mit der vielleicht zu erwartenden Enttäuschung aufnahm.

Aber der Justizrat hatte noch etwas andres gesagt, was sie beunruhigte. »Finden Sie das von dem Jungen nicht unglaublich würdelos?« hatte er geschrien. »Wie kann er es überhaupt wagen, Ihnen noch vor Augen zu treten? Sie bemühen sich für ihn in liebenswürdigster Weise, und er läßt die Sache einfach auf sich beruhen.« Und als die Baronin ein paar besänftigende Einwendungen machen wollte, da rief der aufgebrachte Vater: »Nein ... nein ... verehrte gnädige Frau! Jetzt muß durchgegriffen werden. Wenn wir nicht mehr mit dem Jungen fertig werden, dann gibt's eben andre Wege, die man zu gehen hat. Ich werde mich mit den betreffenden Stellen in Verbindung setzen!« —

Am Nachmittag kam Erich. Er schien ziemlich niedergeschlagen und einsilbig.

Alexandra hatte gemeint, ihm zunächst ihr Gespräch mit dem Vater zu verheimlichen und von ihm selbst zu hören, wie alles gekommen war. Aber Erich, kaum daß er neben ihr am Kamin stand, sagte beklommen: »Ich bin nicht dagewesen, Frau Baronin ... Entschuldigen Sie mich bitte!« Wie sickernde Tränen schienen diese Worte zu fallen.

Alexandra von Korneliß konnte nicht umhin, ihm ganz sacht über die dunklen Haare zu fahren. Es war ihr, als ob ein Zittern über seinen Nacken liefe. Und wirklich, waren da nicht Tränen in seinen Augen? »Ihr Vater hat es mir schon gesagt, Erich ...«

»Ja, er ist sehr wütend darüber. Und wenn er wütend ist, dann läuft er zu den Bekannten und erzählt ihnen alles Schlechte, was er von mir weiß.« Wieder war es, als ob die Sanftheit verflogen war und eine verbitterte Schärfe über seine Züge glitt.

Sie fragte ihn ein wenig aus.

Da sagte er schließlich zögernd: »Man hätte mich ja doch nicht genommen! Ich passe doch nicht in ein Geschäft. Ich passe überhaupt zu gar nichts und zu gar niemandem ... Es ist irgend etwas in mir, das immer anders will als alle andern. Ich bin zu nichts nütze und kann es nicht ändern. Ich hätte mir längst etwas antun sollen. Aber wer würde für den Hund sorgen? Sie knuffen ihn jetzt schon, wo sie können. Und Sie, Frau Baronin, wenn Sie ihn auch vielleicht nehmen würden, wenn ich nicht mehr da wäre — er ist doch gewiß nicht schön genug für Sie.«

»Aber, Erich,« sagte die Baronin, »was sind das für alberne Gedanken! Sich das Leben nehmen? Jetzt, wo es draußen so hell und warm und sonnig ist!«

Der Junge blickte eine Weile zu Boden. Dann sagte er in jener eigentümlichen zusammenhanglosen Art, die manchmal seinen Fragen eigen war: »Wissen Sie eigentlich mit einer Zwangserziehung Bescheid, Frau Baronin?«

Alexandra sah ihn betroffen an.

Er hatte ihren Blick aufgefangen. »Ja,« sagte er ziemlich leise, »man will mich in die Zwangserziehung stecken. Aber ich glaube, sie können es nicht, weil ich ja eigentlich gar nichts verbrochen habe. Ich habe mich erkundigt. Man muß etwas Wirkliches verbrochen haben, um in die Erziehungsanstalt gesteckt zu werden ... Aber immerhin, Papa hat einen solchen Haß auf mich, daß es ihm doch vielleicht gelingt. Einem Justizrat glaubt man ja ohnehin alles!«

Jetzt bemerkte Alexandra, daß er zitterte. »Ich glaube nicht, daß Ihre Eltern das tun werden,« sagte Alexandra, in der eine Angst aufstieg, als sie auf den Jungen sah. »Ich glaube nicht ...«

»Wenn sie es aber doch durchsetzen? Sie freuen sich doch, wenn sie mich los sind ...«

Alexandra faßte an diesem Nachmittag den festen Entschluß, mit Sophie Szawary zu reden. Es drängte sich ihr immer lebhafter, aber auch immer schmerzlicher auf, daß man mit Erich falsch verfuhr, daß man von ganz verkehrten, unverständigen Voraussetzungen ausging.

Sie machte sich noch am selben Tage zu den Szawarys auf, ohne sich anzumelden. Sie wollte die Mutter sprechen, ohne daß diese schon vorher auf das Gespräch vorbereitet war.

Es war dämmerig, als sie vor der Tür der Justizratwohnung anlangte. Sie wollte schon die Klingel ziehen, als sie eine sehr laute Stimme hörte.

»Du bist eine Verbrechernatur!« schrie der Justizrat. »Hast du nicht selbst gesagt, daß du jedem, der dir nicht wohlwill, den Hals umdrehen könntest?«

»Aber du bist kein Verbrecher, was?« hörte sie jetzt Erich. »Wenn du jeden Tag sagst, je früher ich aus der Welt käme, je besser wäre es für euch ... und daß Eltern eigentlich das Recht haben sollten, ihre Kinder zu erwürgen ...«

Dann wurden die Stimmen leiser und klangen nur noch vom Hinterzimmer her.

Alexandra von Korneliß wäre am liebsten die Treppe wieder hinabgestiegen. Ein schauderhaftes Gefühl überlief sie. Als ob sie ein häßliches Tier berührt hätte. War das Erichs Stimme gewesen, diese sonst sanfte, melodische und fast in Rhythmen sprechende Stimme, die jetzt den Ausbruch hemmungsloser Roheit hatte? Sie sah ihn vor sich, wie er heute morgen noch vor ihr gestanden hatte, fast demütig, reuevoll, daß man ihn gar nicht zu schelten vermochte. Wieder dachte sie: Warum legt das äußere Leben so viel Häßliches, so viel Störendes um die Menschen, daß sie schließlich im Innersten unkenntlich werden? Und rasch zog sie die Klingel.

Sie saß Sophie gegenüber. Dieser liefen die Tränen über das Gesicht. Sie hatte wohl auch

das Gefühl, daß Erichs Schicksal vor einer Wende stand. Sie begriff wohl genau, was die Erziehungsanstalt für Erich bedeuten werde, daß diese »Besserung« nichts weiter für ihn bedeuten konnte als eine Unschädlichmachung, eine Auslöschung.

Sie hörte kaum auf Alexandras beschwichtigende Worte. Sie horchte erst auf, als diese sagte: »Ich kann, nachdem ich doch etwas in die ganze Situation hineingesehen habe, nicht umhin, auch euch einen gewissen Vorwurf zu machen. Erich ist zweifellos ein merkwürdiger Fall von Anormalität. Ich betrachte seine Abneigung gegen jede Arbeit als eine Art von Krankheit oder vielleicht eine Art von — sagen wir Unterentwicklung. Die Weichheit seiner Sprache, die ganze knabenhafte Art dieses immerhin doch Siebzehnjährigen deutet schon darauf. Er gibt es ja auch offen zu. Er ist durchaus nicht verstockt oder boshaft. Er ist einfach ein Schwächling. Er paßt vielleicht nicht in die Schablone dieser Welt. Aber gerade deshalb solltet ihr ihn nicht wie einen Verbrecher, sondern viel eher wie einen Abseitigen behandeln. Ich gebe zu, daß das für euch Eltern sehr schwer ist. Ihr habt ihm aber vielleicht durch die rücksichtslose Art, mit welcher ihr ihm seine Unfähigkeiten vorhaltet, das Schamgefühl vor sich selbst genommen ... Geradeso wie ein Kind, das andauernd verprügelt wird, gar nicht mehr die Schmach spürt, die ihm angetan werden soll. Erich begreift eure Vorwürfe nur noch als Beschimpfungen, er sieht in ihnen längst nicht mehr die Schmerzen und Kümmernisse besorgter Eltern, und weil er das nicht mehr tut, habt ihr das einzige Mittel, ihn zu beeinflussen, die Einwirkung auf sein Gemüt, verloren ... Das kann ich euch als Vorwurf nicht ersparen. Ich bin oft und lange mit Erich zusammen gewesen. Niemals hat er es an Liebenswürdigkeit, an Aufmerksamkeit fehlen lassen; die Art, wie er seinen Hund behandelt, die Genauigkeit, mit der er ausführt, was er sich einmal vorgenommen hat, wie etwa die Anlage des Apparates in meiner Wohnung, zeigen zur Genüge, daß er nicht der innerlich verwahrloste Mensch ist, zu dem ihn dein Mann — gewiß in vollster Überzeugung — abstempelt ... Und ihr solltet doch einsehen, daß auch die Mittel, die ihr jetzt plant, zu keiner erwünschten Lösung führen können.«

Sophie wagte nicht zu widersprechen. Es lag doch ein gewisser gesellschaftlicher Abstand zwischen ihr und der mondänen Frau, die sich mit einer fast selbstwilligen Art bewegte und ausdrückte. So beteuerte jetzt die Mutter nur, wie schwer sie es immer wieder mit Erich hätten, wie sie nichts unversucht gelassen hätten und immer wieder enttäuscht worden seien. Die Baronin erkannte nur zu genau, daß hier alles Reden vergeblich war. Das tiefste Band, das transzendentale Band gewissermaßen zwischen diesen Eltern und ihrem Kinde war zerrissen. Der Glaube fehlte. Und die Liebe und die Hoffnung. Das schwere äußere Dasein hatte den Optimismus zermürbt. Zwischen dem Jungen und seinen Eltern konnte nicht mehr jenes bißchen Wärme sich ausbreiten, das als Odem der einfach-elterlichen Empfindungen Versöhnung und Verständnis zu bringen vermag. Es war alles versteinert, hart und kantig geworden.

So begnügte sich Alexandra von Kornelitz damit, Sophie wenigstens auf das nachdrücklichste vor dem brutalen Schritt zu warnen, den der Justizrat vorhatte. Und es war nicht schwer, die Mutter hierin zu beeinflussen. Sie versprach, ihren Mann, wenn irgend möglich, von seinem Vorhaben abzubringen. So kehrte die Baronin etwas erleichterter in ihr Heim zurück.

Aber der Gedanke an Erichs Ausbruch, wie sie ihn vom Treppenflur aus gehört hatte, wollte ihr nicht aus den Ohren. Nur wenn sie die Augen schloß, glaubte sie ihn zu sehen, wie er vor ihr stand, sein blasses Gesicht zu Boden gerichtet, und wie das dunkle Haar, das seine Schläfen umrandete, gestreichelt sein wollte, ganz sacht und tröstlich gestreichelt sein wollte.

(Schluß folgt.)

Singt, ihr Winde!

Singt, ihr Winde, ein junges Lied
Meiner Liebsten hinter den Hügeln!
Was die Sonne emporgeglüht,
Tragt es hinüber auf franken Flügeln!

Stummer Blüten berauschten Duft
Und der Vögel heimliche Weise,
Und den Atem aus Gruft um Gruft,
Tragt es hinüber zu ihrem Preise!

Meiner Seele versunknes Reich
Hob die Sonne aus Bann und Binde,
Tragt es über Hügel und Teich,
Tragt es hinüber, singt, ihr Winde!

Ernst Behrends



Begegnung

Federzeichnung von Ferdinand Staeger

Original im Besitz der Modernen Galerie in Darmstadt



Ferdinand Staeger: Die Mutter



Deutsche Sage

Ferdinand Staeger

Versuch einer Einführung in sein Werk

Von Dr. Reinhold Conrad Muschler

Wie in so vielen andern Zweigen des Lebens hat die Schwere der Zeit auch in der Kunst aus der Not manche Tugend geboren. Mehr als jemals vorher hat in der bildenden Kunst die Graphik so an Ausbreitung gewonnen, daß sie jetzt geradezu das Bild beherrscht. Der Grund zu diesem Aufschwung liegt nicht in einer Gefühlsänderung, sondern in dem rein äußerlichen Zwang, da die Anschaffung von Leinwand und Ölfarbe fast zur Unmöglichkeit geworden ist. Und diese Not wird zu einer Tugend von höchstem Wert, denn nichts schult den Jüngeren besser als die Hingabe an Stift und Platte, die kein Vertuschen von Fehlern dulden, sondern gnadenlos und unnachsichtlich alles Nichtkönnen aufdecken.



Selbstbildnis

Mehr denn je sind führende Meister auf diesem schwierigsten Gebiete nötig. Einer der besten von ihnen ist Ferdinand Staeger, dessen Entwicklungsgang ihn zum Vorbild der Lernenden machen kann. Nie hat er unsicher herumgetastet, nie wollte er etwas sein, das nicht selbst aus ihm reich aufquoll, alles Äußerliche fehlt ihm. Und dies alles zusammen ist Grundbedingung für einen berufenen Graphiker. Gerade der Griffelkünstler muß mit



Erstes Erkennen, letztes Gedenken

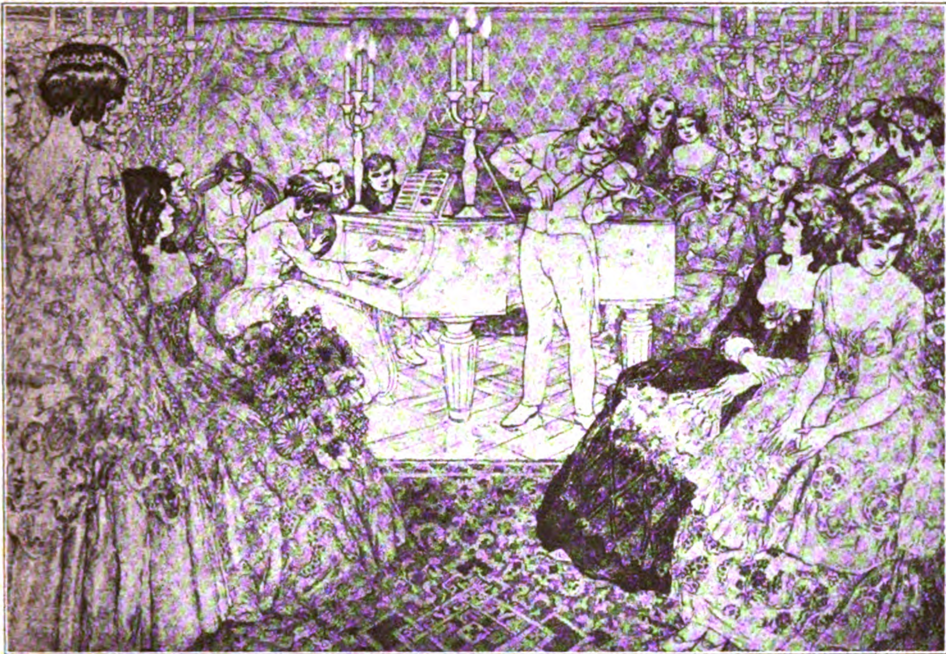
Staegers Werk ist mit der Natur eng verknüpft, ist ohne sie nicht denkbar. Daß der Meister hierbei keinem Naturalismus und Realismus einerseits oder einer Nachahmung der Landschaft anderseits verfiel, das beweist seine Stärke als Schaffender. Und das läßt auch begreifen, daß er einen eignen Stil prägen konnte.

Vielleicht half ihm beim Herausarbeiten dieser Eigennote sein Werdegang. Er war zum Teppichwirker bestimmt und hatte alle Schulung in diesem Gewerbe genossen. Da sich absolutes Kunstwollen am klarsten in dem Beiwerk darlegt, ist es verständlich, daß dieses »Muß« einer in sich so ernsten und gütigen Natur wie der Staegers nicht zur Hemmung wurde, sondern zur inneren und äußeren Schulung gereichte. Er lernte hier den körperlichen Zusammenhang eines Ganzen erkennen, er wurde in die Rhythmik der Farben eingeführt und erfuhr den Sinn und den Zusammenhang des scheinbar Spielerischen.

der Seele sehen, muß Verinnerlicher sein. Seine Ausdrucksskala, an die Gegensätze Schwarz und Weiß gebunden, muß von einer Stufung in sich sein, die nur durch größte Selbstschulung und rein persönlichen Weg zu erreichen ist. Das ist das Erfreuliche an Staegers Werdegang, daß er Däublers Wort »Stil ist Schicksal« an und in sich erfüllt hat. Man kann keinen Stil und keine Eigensprache »erreichen« wollen. Das ist ein Unding und führt entweder zur Verschrobenheit oder zur Seichtheit. Staegers Weg ist das Beispiel, wie ein berufener Künstler »wird«. Seit frühesten Jahren der Natur mit Leib und Seele verschrieben, sie einsaugend und mit dem Inneren festhaltend, ward er und mußte er Dichter werden. Daß seine Ausdrucksmittel Pinsel und Griffel sind, ändert nichts daran, daß er im Grunde genommen Dichter und Musiker ist, wie jeder wahrhaftige Künstler stets die andern Zweige der Künste innerlichst erfühlt und beherrscht, denn sonst ist er kein Ganzer und höchstens Kunstgewerbler.



Böhmerwaldmusikanten



Alte Hausmusik

Bei Begriffsdeutereien hat sich Staegers Wesen nie aufgehalten, er erfaßte alles innerlichst, und erst aus dem Empfindungschaos des überreich Erschauten wuchs dann der Kern des



Cosi fan tutte



Mozart auf der Reise nach Prag

Begrifflichen, um den sich das Denken kristallisierte. So entstand der Philosoph Staeger, wie er im Blatte »Erstes Erkennen, letztes Gedenken« und in der »Deutschen Sage« zu erkennen ist; und in dieser Begabung ist er ebenfalls Vorbild, denn so wenig ein wahrhaft schaffender Philosoph ohne künstlerische Fähigkeiten denkbar ist — wie sehr bestätigt das Kant! —, so unmöglich ist ein echter Künstler ohne denkerische Begabung. Alles Höchstkönnen bleibt ohne diese Zutat reine Technik und verflacht dann in Makartsche oder Pilotysche Breite ohne Tiefe.

Aus dieser Verschmelzung: Dichter, Musiker, Zeichner und Philosoph, wächst jeder Große auf, und daß Staeger alle diese Eigenschaften in beachtenswertem Maße sein eigen nennt — es gibt kein Blatt von ihm, an dem dies nicht zu erkennen wäre —, das bestätigt seine Künstlerschaft und seine Kraft als Wegzeiger. Die Stärke seiner Begabung erweist sich am überzeugendsten aus seiner Unvergleichlichkeit mit andern. Gerade seine Unabhängigkeit ohne verbohrte Einsamkeit macht seine Blätter, Gemälde und Fresken zu Offenbarern seines ungehemmten Lebensgefühls, stempelt seine Schöpfungen zu Bekenntnissen und erhebt seine Darstellungen zu Ausdrücken der Innensuche unsrer Zeit. Seine religiösen Blätter (man betrachte daraufhin die »Bergpredigt«) entwachsen keiner Weichlichkeit, sondern vielmehr eben jenem gesteigerten Lebensgefühl, als das wir die Religiosität ansprechen müssen.

Den Drang zur organischen Form fühlt Staeger seit seiner Brünner und Prager Zeit her, als er die Kunstgewerbeschule — äußerlich übrigens sehr erfolglos — besuchte. Und dieses tief Erfaßte hat ihn zum Ziel gebracht. Vollkommen in sich geschlossen ist nicht nur jedes seiner großen Nadelblätter (z. B. das Käthchen von Heilbronn, Mutter, Così fan tutte, Die Weber und Mozart auf der Reise nach Prag), jedes seiner großen Gemälde (wie »Jugendzeit«, »Die drei Schwestern«, »Zug Vertriebener« u. a.), zu einem in sich Ganzen verwoben sind auch die umfangreichen Blattfolgen. In ihnen (Meistersinger, Mo-



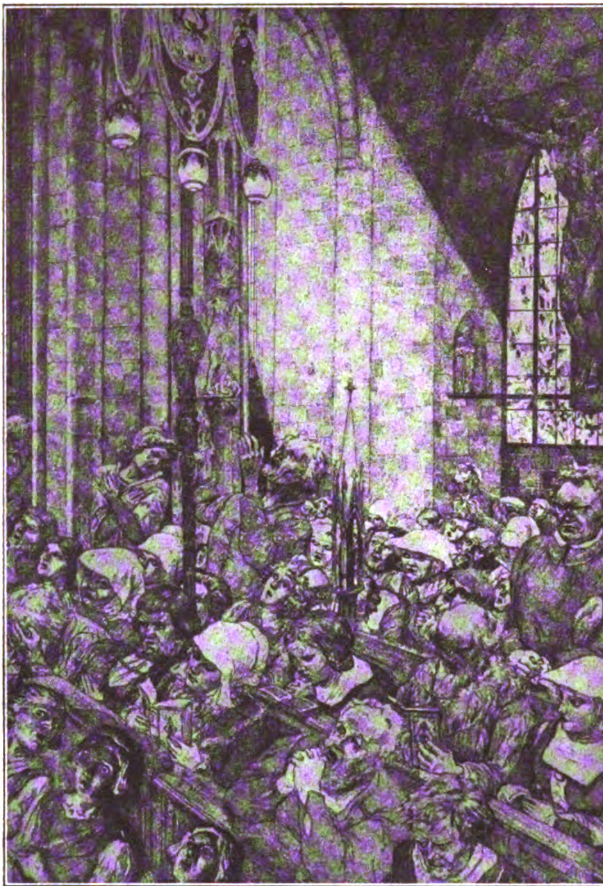
Florian Geyer

zarts Meisteropern, Oberon, Taugenichts, Waldlegende, Deutsche Lieder) sind die Einzelblätter innigst miteinander verknüpft. Das gleiche gilt von seinen Illustrationsfolgen. Hier sind Vollblätter (»Der junge Adalbert Stifter«), Textzeichnungen, Leisten, Vignetten und sogar die Vorsatzpapiere von einer Einheit der Form und des Inhalts, die Staeger in die erste Reihe der illustrativen Schöpfer stellt.

Im gesamten Werk wie in der kleinsten Einzelheit ist Staegers Note sofort erkennbar. Dies beruht nicht wie bei manchen Graphikern neben ihm auf einem ständigen Ausnützen einer einzigen Eigenart, sondern der Schlüssel zu diesem Geheimnis liegt in der Festigkeit, Reinheit und Klarheit seiner Sprache. Wie er in der Erfindung des Ganzen und der Einzelheiten nie unsicher tastet, sondern sinnfällig das Ausschlaggebende formt, so ist seine Linie gewissermaßen Rechenschaft seiner Erlebnisse. Alles liegt jenseits des augenblicklichen Reizes. Man kann und darf bei ihm nicht von einem instinktiven Gefühl reden, denn er ist gerade deshalb für die Werdenden so wichtig, weil bei ihm das Kunstmittel im höchsten Sinne etwas Erworbenes, etwas bewußt Gewordenes ist. Er stellt an die Nadel die allerhöchsten Anforderungen, aber er vergewaltigt sie nie zu Leistungen, die jenseits ihrer Ausdrucksmöglichkeit liegen. Er behandelt sie mit verinnerlichter Hingabe, ohne sie künstlich zu Strichtrapezkunststücken zu überdehnen. Und in dieser rein handwerklichen Geschultheit liegt die reizvolle Wirkung seiner Bilder. Nicht allein darin allerdings, sondern in der zweiten Haupteigenschaft seiner Tech-



Zu Eichendorffs »Taugenichts«



Aus dem Meistersingerzyklus: Kirchenchor

länger betrachtet. Dann erkennt der in diesen Offenbarungen Lesende sehr bald, wie viele Gedankengänge ihm noch zu enträtseln bleiben, welche Tiefen hinter diesen scheinbar so zart gesponnenen Liniennetzen verborgen sind, wie jeder Strich eine klare Willensäußerung darstellt und ein notwendiges Kompositionselement ist, das nicht hinweggedacht werden kann, ohne die Maschen des Ganzen zu zerreißen. Man betrachte daraufhin den so fein in sich geschlossenen und bis ins kleinste durchgearbeiteten »Kirchenchor« des Meistersingerzyklus.

Wesenhaft für Staegers Kunst ist ihre Innerlichkeit. Man hat ihn oft in einem gewissen einschränkenden Sinne als Romantiker bezeichnet. Abgesehen davon, daß dieser Begriff, in seiner Tiefe genommen, eine Auszeichnung darstellt, ist Staeger — er beweist das vor allem durch seine letzte großgesehene Blattfolge der Gerhart-Hauptmann-Blätter, z. B. der »Weber« — Künstler von solchem Ausmaß, daß

nik, aus der heraus die durchsichtige Klarheit seiner Arbeiten verständlich wird: er vermengt fast niemals die Mittel. Er bleibt bei der Nadel und erschwert den Inhalt nicht durch die übergroße Mannigfaltigkeit der Form. Durch diese, eine unerhörte Sammlung des Striches erfordernde Ausdrucksart erreicht er jene Übersichtlichkeit und das Klingende seiner Blätter — »Alte Hausmusik« ist dafür ein sprechendes Beispiel —, was ihn, der so fern jeder Großmannssucht ist, mit zum eigensten der Griffelkünstler machen. Seine besondere graphische Begabung zeigt sich darin, daß er seine Werke ganz dem Gemäldehaften fernhält. Diese Vereinfachung der Wirkungstatsachen gibt seinen Blättern die leichte Verständlichkeit für jedermann auf den ersten Blick. Daß es sich bei diesem Sofortverstehen nicht um ein billiges Entgegenkommen an den Beschauer handelt, wird jedem ohne weiteres klar, wenn er irgendeine Radierung Staegers

ihn nur Unkenntnis seines Gesamtwerkes als Kleinmeister bezeichnen kann. Staegers Art ist nicht mit seinen Nadeldichtungen erschöpft. Er hat Gemälde von gewaltigen Ausmaßen geschaffen, er hat Fresken von einer so leidenschaftlichen Dramatik des Inhalts gemalt, daß seine scheinbare Beschränkung im Ausdrucksmittel der Radierung doppelt beweist, wie sehr er in das Wesen dieses Kunstzweiges eingedrungen ist, um ihn nicht zur Bewegungsskizze herabzusetzen oder mit theatralischem Gepränge zu verkitschen. Der große Reiz seiner Arbeiten erklärt sich besonders daraus, daß er trotz seines außergewöhnlichen handwerklichen Könnens sich nie diesem allein verschreibt, sondern es immer nur als Mittel benutzt, um dem Gedankengang einen gleichlautenden Ausdruck zu verleihen. Diese so seltene Schulung im Sprachlichen besitzt er auch im Gedanklichen. Er bietet keine Grübeleien, keine gesuchten Ge-

scheitheiten — die so klug sich dünken und ach! so billig sind —, seine Phantasie ist die sich befreiende menschliche Sehnsucht, ist die rettende Freude vom Erkennen des Unzulänglichen. Deshalb ist er wurzelecht verbunden mit der Ideenquelle so Großer wie Kleist und Beethoven. Welch ein Erfassen des Demutsgedankens der weiblichen Seele liegt in dem Blatte »Käthchen von Heilbronn«, und welches Begreifen des Schöpferischen im Blatte »Beethoven«! Daß er hier keine sogenannte Monumentalität durch Vergröberung der Form anstrebte, sondern daß er unter Ausschaltung alles rein Erklügelten mit denkbar einfachster Sprache die ganze Vorstellungsreihe dieser Welten neu schafft, das ist das Fesselnde seiner Ausdrucksweise.

Die liebevolle Behandlung der Einzelheiten in seinen Arbeiten ist sicher noch ein Ausfluß der gediegenen Schulung. Nie verliert er sich bei diesem verzierenden Beiwerk im Spielerischen und überladenen. Alles ist Begleitung der großen Melodie der Hauptlinie, nichts ist verloren im Raum, nichts Füllsel, sondern alles notwendige Stütze des Ganzen. Am klarsten erkennt man dies in seinem Mozart-Zyklus, der förmlich in der Musik seines Landsmannes aufsprüht. Aus der charakteristischen Verwendung der Nebenmotive quillt der verträumte Märchenzauber von Tausendundeiner Nacht auf, deren Einzelheiten Staeger in ungewöhnlich zarter Art mit der Nadel nachgedichtet hat. Daß hier die blühende Ornamentik als eine für den Einzelfall bedingte Festlegung vom Künstler bewußt gewollt ist, daß es sich nicht um ein »charakteristisches Staeger-Moment« dabei handelt, das erkennt man da am besten, wo der Meister sich dieses Nebenschmuckes ganz entäußert hat, z. B. bei den Kriegsbildern (Zug vertriebener Ukrainer), den Bildnissen seiner Frau, General Hofmanns und dem prachtvollen Selbstbildnis im »Michael Kramer« sowie den humoristischen Blättern. Diese sind geradezu ein Prüfstein für Staegers Schaffen. Man sehe sich einmal diese »Böhmerwaldmusikanten an! Ist das gesunder Humor und befreiende Heiterkeit oder nicht? Alles ist — fast holzschnittartig — auf die verstärkte Linie beschränkt, kein Beiwerk, kein Ansatz von romantischer Zutat, alles ist — musikalisch gesprochen — in Quinten fest und lustig hingestellt, man hört den brummenden Baß des Humors seine fröhlichen Takte stampfen und erkennt, daß hier keine künstliche Einschränkung vorliegt, sondern man fühlt, daß die Linie als Ausdrucksverinnerlichung und in ihrer Gebundenheit an die Fläche die Gefühlsempfindungen vergegenständlicht. Wer also von einer starren Form bei Staeger sprechen will, muß sich bewußt einem Teil seines Schaffens verschließen. Daß aber bei diesen humoristischen Arbeiten auch die Staegerweise dennoch sofort zu erkennen



Heilige Familie



Bergpredigt

ist, das beweist deutlich, daß sie nicht auf einer handwerklichen Besonderheit oder gar Absonderlichkeit beruht.

Eine wichtige Erscheinung der Staegerschen Bildanordnung ist noch zu besprechen: seine Art, aus verschiedenen, zeitlich getrennten Inhaltsgeschehnissen ein Ganzes zu schaffen. Er erreicht damit das Ziel des heißesten Sehnens der Maler aller Zeiten, er steht darin Giotto am nächsten, ohne sich irgendwie mit ihm zu berühren. Die heutige Kunst hat dieses Problem mit zähestem Willen aufgegriffen, Illustratoren höchster Begabung wie Slevogt haben sich seiner bemächtigt. Die Durchführung zum geschlossenen Ganzen ist meines Erachtens erst Staeger gelungen. Ließ er bei den Mozart-Blättern, bei der Folge »Aus dem Leben eines Taugenichts« die Einzelepisoden noch in ihrer Getrenntheit auch räumlich durch rein ornamentale Merkmale erkennen, so hat er jetzt, besonders in dem unvergleichlich schönen Blatte »Florian Geyer« und den »Webern«, eine Verschmolzenheit der raumzeitlichen Ausstrahlungen zur Grundidee erreicht, die gewaltig in der Wirkung ist. Nirgends ist ein Nebeneinander, alles ist ein Miteinander, das mit solcher Wucht in den Raum hineingestellt ist und das mit derartiger Verbundenheit alle Einzelheiten dem Grundgedanken verschmilzt, daß die Vorstellung der Einheit überraschend ist. Auf diese Weise ist — ohne billige Betonung — wirklich Überweltliches erreicht. Hier ist ein Zeitalter, ein Geschehensstrom so zum Gesamtausdruck voller Kraft und Größe geworden, daß die Fülle der Erscheinungen ihrer sinnlichen Wahrnehmung fast ganz enthoben wird und der Ausdruck ohne jede schwächende Entrückt-



Bildnis des Generals Hofmann



Bildnis der Frau des Künstlers

Daß aus einer solchen Schulung des Formwillens eine jeder Oberfläche fremde religiöse Ausdruckssprache entsprießen mußte, ist ohne weiteres verständlich. »Die Bergpredigt« gibt einen Ton aus diesem besonders reichen Schaffen des Meisters. Was auch diesem Blatt das Gesunde und Überzeugende verleiht, ist die Innigkeit seiner Darstellung. Es ist nicht möglich, religiöse Kunst mit prunkenden Verkleidungen oder mit zweifelhafter Leidenschaftlichkeit zu schaffen. Hieraus folgern höchstens wirklichkeitsfremde Mißklänge. Für Staeger ist Religion keine Auseinandersetzung mit veräußerlichten Kulten, sondern ihm ist sie der Klangzauber der Seele, dessen Innigkeiten er in seiner einfachen Gläubigkeit wiedergibt.

Diese Gläubigkeit, die ja für den Künstler Lebensbedingung ist, spricht auch aus Staegers Kriegsblättern. In diesen »Karpathenkämpfen« liegt das Erkennen des Menschlichen als eines Teiles des Alls. Nicht der Kampf ist das Wesentliche, das Bleibende, das Schürende, sondern die Ruhe, Einfalt heit so mächtig aufstrebt, daß man bei diesen Blättern (auch »Rose Bernd« trägt schon diesen Charakter) von einer Stilneuerscheinung sprechen darf, die in ihrer harmonischen Ruhe und ihrer überirdisch menschlichen Leidenschaftlichkeit kein Stilversuchen darstellt, sondern einen Wunsch verkörpert, um dessen Erfüllung alle Präger klassischer Formen gerungen haben, ohne sie in solcher Geschlossenheit der Ausführung erreicht zu haben. Grünewalds malerische Farbengebung und Holbeins zeichnerische Größe sind solchen Ausdruckswelten benachbart. Ein Problem ist hier gelöst, das in den meisten Arbeiten der Mitschaffenden als immerwährende Hemmung dem Entwicklungsgang ihrer Träger eine geradezu tragische Note aufprägt.



Drei Schwestern



Zug vertriebener Ukrainer

und Größe der Natur, in der die Menschen sich vergebens bekriegen und nur ihre eigne Unzulänglichkeit beweisen.

Es ist an der Tagesordnung, den Entwicklungsgedanken, dessen Sklave man bis gestern war, heute verächtlich beiseitezuschieben. Das ist da angebracht, wo man ihn sinnlos, als den Allesenträtsler angebetet hatte, es ist aber töricht, ihn im besonderen leugnen zu wollen. Jeder echte Künstler hat eine Entwicklung seiner Werke zu verzeichnen, und auch in Staegers reichen Arbeitsreihen ist er klar zu erkennen. Und gerade an ihm erfühlt man Staegers Berufenheit, denn seine Linie steigt vom Überreichen und Empfindungsleidenschaftlichen zum Einfachen und harmonisch Geklärten. Und dies ist noch immer der Weg aller Großen gewesen.

Dein Auge

Und wenn, vom Leben hin und her gestoßen,
Von schrillen Leidenschaften wild zertreten,
Mein müdes, mürbes Herz, zu schwach zum Beten
Und auch zu hoffnungsarm, um mit der großen
Befreiertat Geschehenes zu meistern,
Im Kampfe liegt mit Gott und allen Geistern:
Mag sich's ereignen, daß aus trüber Flut,
Darin mein Wünschen steuerlos versinkt,
Dein klares Auge mir entgegenwinkt
Und wie ein Stern in stiller, reiner Glut
Mir bis ins Grau der nackten Seele lächelt.

Tief atm' ich dann. Und ganz in dich verloren,
Aus mütterlichem Mitleid neu geboren,
Fühl' ich von deiner Keuschheit Hauch
mich mild umfächelt.

Julius Berstl



Die Villa Tiburtina des Kaisers Hadrian

Aufn. H. Schmidt, Dessau

Die landschaftliche Gartengestaltung und unsre Zeit

Von Dr. Wilhelm van Kempen (Dessau)

Mit 8 Abbildungen nach Aufnahmen und Entwürfen vom staatl. Dipl.-Gartenbauinspektor Hans Schmidt (Dessau), D. W. B.

Seit Jahrtausenden, man darf wohl sagen: seit Bestehen gartenkünstlerischen Strebens überhaupt, ringen die beiden Hauptfaktoren der Gartengestaltung um die Herrschaft miteinander: die architektonische und die landschaftliche. So viel und so oft sich die erste auch durchgesetzt hat, nie ist der landschaftliche Gestaltungsgedanke dauernd unterlegen. Und darin hat man ein äußerst wertvolles Moment zu sehen, denn dadurch ist die Gartenkunst vor öder Einseitigkeit bewahrt worden, sie hat gerade in dem beständigen Ringen der beiden Gedanken um die Vorherrschaft den Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten, die wundervolle Vielseitigkeit und Elastizität gewonnen, die ihre Geschichte auszeichnet.

Der landschaftliche Garten ist der ursprüngliche, die Urform des Gartens ist ein Stück Landschaft, das der Mensch aus der Weite aussonderte, um sich darin auszuruhen, und das Paradies, von dem die Bibel erzählt, stellt auch einen Landschaftsgarten dar mit »allerlei Bäumen, lustig anzusehen«.

Die landschaftliche Gartengestaltung hat im Altertum keine allzu bedeutende Rolle gespielt, der architektonische Garten herrschte damals vor (Ägypten, Mesopotamien, Italien). Nur im späten Altertum zeigt die berühmte Villa Tiburtina des Kaisers Hadrian (117—138) landschaftliche Gestaltungstendenzen, insofern wenigstens, als der Kaiser dort auf seinem Ruhesitz in der Landschaft zerstreut eine Fülle von Reiseerinnerungen aus Griechenland, Ägypten usw. sowie philosophische Gedanken und Empfindungen in mannigfachen Bauwerken und Anlagen — Akademie Platos, Tempetal, Elysium, Unterwelt u. a. m. — erstehen ließ und zum Ausdruck brachte (Abbild. S. 283).

Ähnlich reich an zahllosen Baulichkeiten und Anlagen — Bächen, Seen, Brücken, Tempelchen, Häusern — war der chinesische Garten, der in Europa recht eigentlich erst durch William Chambers bekannt wurde, der 1757 und 1772 zwei Bücher über chinesische Gebäude und Gärten herausgab. Der chinesische Garten ist durchaus unarchitektonisch und unregelmäßig, er ist auf dem Grundsatze aufgebaut, Landschaftliches zu schildern, die Natur zu kopieren. So stellt er — und zwar alles in kleinstem Format — wilde Gebirgsgegenden wie liebliche Flußlandschaften, düstere Täler wie lachende Wiesengründe dar, alles wahllos neben- und durcheinander, ohne einen großen leitenden Gedanken, es sei denn eben den, die Landschaft, die Natur, wie sie draußen in der weiten Welt sich zeigt, hier auf kleinem Raum möglichst vielseitig wiederzugeben.



Aufn. H. Schmidt, Dessau

Goldfischteich in Wörlitz

Dieser chinesische Landschaftsgarten sollte Muster und Vorbild für die große gartenkünstlerische Bewegung werden, die die Jahrzehnte um 1800 erlebten und die grundlegend für die Zukunft wurden. Vorausgegangen waren die Kulturperioden der Renaissance, des Barock und des Rokoko, die

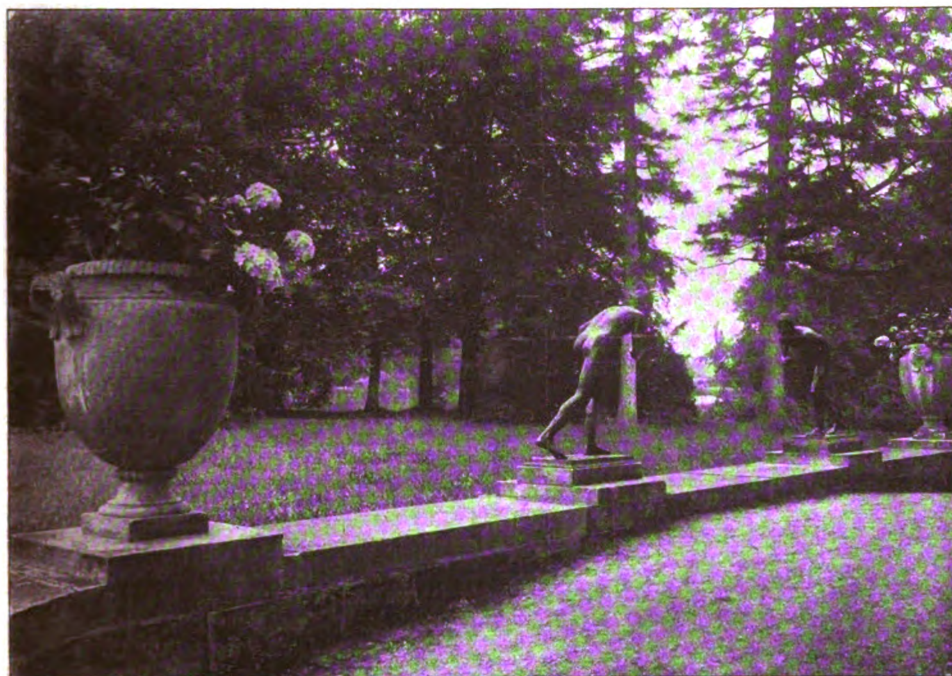


Aufn. H. Schmidt, Dessau

Italienisches Bauernhaus in Wörlitz

im italienischen, holländischen und französischen Gartenstil ihren gartenkünstlerischen Triumph gefeiert hatten: gewaltigste Architektonik, Aufteilung des Geländes in große, strenge geometrische Formen, Unterjochung der Landschaft unter den Willen des Architekten. In England sollte die Reaktion daraus erstehen. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts wendet sich Lord Bacon gegen die Verschneidung von Hecken zu Figuren und empfiehlt, daß wenigstens ein Teil des Gartens wild gelassen werden solle. Rund 125 Jahre später ist es William Kent, ein englischer Landschaftsmaler, der neue Gedanken bringt: der Garten soll »natürlich«, d. h. ein Teil der Natur, der Umgebung werden. Am Ende des Jahrhunderts steht dann William Chambers, der auf Grund der in China empfangenen Eindrücke zum eigentlichen Schöpfer dieser bestimmten Art des Landschaftsgartens, zum Propheten des englischen Gartenstils wird. Die unbedingte, zwingende Symmetrie des architektonischen Gartens ist einer freien, natürlichen Gestaltung gewichen, der Gartenkünstler unterjocht nicht mehr die Landschaft, sondern er paßt sich ihr an. Der Park wird durchsetzt mit mannigfachen Gebäuden und vielerlei Anpflanzungen, alle bestimmt — es ist das Zeitalter der Empfindsamkeit —, gewisse Empfindungen auszulösen. Grundsatz des englischen Gartenstils ist, der Landschaft, der Natur wieder ihr Recht zu geben, ihr die Kunst unterzuordnen; einer der großen literarischen Kampfgenossen dieser Bewegung war Rousseaus Ruf »Zurück zur Natur!«

Gewaltig war der Siegeszug dieses neuen Gedankens von England aus durch ganz Europa und darüber hinaus, vor allem auch nach Deutschland. Der erste große Park englischen Stils in Deutschland war der von Herzog Leopold Friedrich Franz († 1817) von 1764 ab geschaffene Park in Wörlitz bei Dessau, der bald das Muster oder wenigstens die Anregung für ungezählte andre Anlagen wurde und der, zu seiner Entstehungszeit weltberühmt und von allen Ländern her besucht, auch heute noch nichts von seiner Anziehungskraft eingebüßt hat. Kein Geringerer als Goethe war sein begeistertster Verkünder in Briefen und Tagebüchern und in der Nachschöpfung in den Parkanlagen von Belvedere und Tiefurt bei Weimar. Ob man in Wörlitz von der hinteren Schloßterrasse durch den eigentlichen Schloßgarten hinaussieht in den Park hinein (Abbild. S. 285), im Park selbst am Goldfischteich über den See hinüberblickt (Abbild. S. 284) oder am Rande der ganzen Schöpfung das Italienische Bauernhaus vor sich hat, das Karl August von Weimar seinem Freunde, Herzog Franz von Dessau, schenkte (Abbildung S. 284): immer eine neue Variation desselben Themas, desselben Motivs: die Landschaft künstlerisch — und das heißt für damals, für den



Aufn. H. Schmidt, Dessau

Schloßterrasse in Wörlitz



Teichmotiv aus dem Schloßpark in W.

herrschenden englischen Gartenstil: malerisch auffassen und gestalten.

Die Gegenwart ist in ihrer Grundstruktur letzten Endes solchen Bestrebungen nicht geneigt. Durch unsre Zeit geht ein architektonischer Zug, ein Streben nach Klarheit, Logik, nach Mathematik. Das ist der Einfluß der Technik auf die Kultur unsers jungen Jahrhunderts. Und so wird denn auch vielfach die architektonische Gartengestaltung heute höher geschätzt als die landschaftliche. Nun ist zweifellos diese Art der Gartengestaltung in manchen Dingen der landschaftlichen voraus. Für den Hausgarten z. B. empfiehlt sie sich unbedingt, denn der Hausgarten ist als ein Teil des Hauses aufzufassen, mithin muß er teilnehmen an der architektonischen Gliederung. Diese Forderung ist keineswegs neu, auch Chambers hatte sie schon aufgestellt. Die architektonische Gestaltungsweise über den doch immer begrenzten Raum des Hausgartens hinauszutragen in die Weite des Parkes, empfiehlt sich dagegen heute nicht so sehr, hier setzt die landschaftliche Gestaltung ein, der es mehr gegeben ist, sich den freieren, weiteren Verhältnissen sinngemäß anzupassen, als es die streng architektonische vermag.

Die Bilder — die Anlagen und Entwürfe stammen sämtlich von Gartenarchitekt Hans Schmidt (Dessau), D. W. B. — geben eine gute Vorstellung, wie reich und verschieden die Möglichkeiten sind. Der Weg im Gutspark Mößlitz bei Zörbig (Abbild. S. 288) stellt eine feinfühlige Vereinigung architektonischer und landschaftlicher Gestaltung dar, die beide sich in wirkungsvoller Weise ergänzen und heben, während der Blick auf Schloßteich und Schloß im gräflichen Schloßpark in W. (Abbild. S. 286) rein landschaftlich eingestellt ist und damit eine größere Weichheit zur Schau trägt. Ist es am Mößlitzer Parkwege die in ihrer kalten Strenge durch das landschaftliche Moment der großen Baumgruppe sehr fein gemilderte Großzügigkeit, die wirksam ist, so ist es im Park in W. das Idyllische, Romantische, das den Vorrang hat, ohne in süßliche Weichlichkeit zu fallen.

Der landschaftlich gestaltende moderne Gartenarchitekt beabsichtigt nicht, die Natur zu kopieren — darin unterscheidet er sich vom chinesischen Gartenkünstler alter Zeiten —, er will auch nicht mit seinen Schöpfungen bestimmte Stimmungen auslösen (Trauer, Freude, Hoffnung, Furcht) — das trennt ihn von seinen Lehrmeistern um 1800 —, er will weniger der Natur abgelauschte, als naturwahrscheinliche Bilder im Park schaffen, wie es der verstorbene, als Lehrer bekannte kgl. sächsische Gartenbaudirektor Bertram (Dresden), dessen Schüler Hans Schmidt (Dessau) ist, vor Jahren schon verlangte. Daher wird der moderne Gartenkünstler versuchen, interessante und lebendige Bilder dadurch zu erreichen, daß er Bäume, Sträucher und Blumen in ein bestimmtes Verhältnis bringt, sie aufeinander abstimmt oder geistreich kontrastieren läßt. Es ergeben sich dabei



Stauden im Kiefernwald — Nach einem Entwurf von H. Schmidt

vielfach Verbindungen von hohem Reize, so, wenn Birken und Wildrosen (Abbild. S. 287), Eichen und Rhododendren, Kiefern und Stauden (Abbild. S. 287 oben), Buchen und Iris vereinigt werden.



Wildrosen im Birkenhain — Nach einem Entwurf von H. Schmidt

Die Wirkung solcher nicht »natürlichen«, d. h. im allgemeinen in der freien Natur nicht anzutreffenden Zusammenstellungen ist nicht zu verkennen. Dem Gartenkünstler ist es in die Hand gegeben, solche Wirkungen zu erzielen, Bilder in seinen Parkanlagen zu schaffen, die, frei aus seiner künstlerischen Phantasie heraus gestaltet, dennoch naturwahrscheinlich erscheinen, die nichts Künstliches und Gekünsteltes zeigen, vielmehr als naturnahe, naturwahr empfunden werden. So werden nun Landschaft und Kunst zu einem einzigen harmonischen Akkord vereinigt.



Aus dem Park des Ritterguts Mößlitz bei Zörbig

Diese neuzeitliche landschaftliche Gartengestaltung ist naturwahr und entbehrt doch nicht ganz des Zaubers einer gewissen Romantik. Aber es ist dies eine gesunde, starke Romantik, frei geboren aus dem Gefühl für die Schönheit der Natur, und nicht eine kranke, müde Romantik, die in rührseliger Schwärmerei sich erschöpft. Diese Gefahr liegt heute nahe. Wenn z. B. Peter Behrens, »gegen die Sachlichkeit« unsrer Zeit ankämpfend (die er selbst einst mit schaffen half!), für die Gartenanlagen eine Abkehr vom Architektonischen fordert, so ist das zunächst etwas, worin man ihm zustimmen kann. Wenn er darüber hinausgehend jedoch wieder eine »romantische« Gartengestaltung preist, in der prinzipiell nichts gerade, sondern alles »wild« ist, wo das Laub auf den Wegen liegenbleiben soll, damit der hindurchraschelnde Wanderer romantischen Gefühlen sich zuneige, so müssen wir das ablehnen, streng ablehnen und scharf bekämpfen als eine krankhafte Romantik, die nur zu Künsteleien führen kann und damit die Gartenkunst innerlichst herabwürdigt und zur hohlen Attrappe werden läßt.

Das Problem der landschaftlichen Gartengestaltung wird nie einseitig zu lösen sein, es wird in einem Kompromiß zwischen architektonischer und rein landschaftlicher Auffassung gipfeln. Je weniger dieser Kompromiß als solcher fühlbar sein wird, je mehr beide Faktoren von der sorgsamen Hand eines Gartenkünstlers zu **einem** Gedanken zusammengeschweißt sein werden, je weniger Künstliches und Absichtliches solche Anlagen aufweisen werden, um so künstlerischer und anregender werden sie sein.

Liebe

Jeder Schmerz, den du mir antust,
Muß ein Lächeln werden,
Und die Worte deines Hochmuts
Aus den wilden Lippen, die ich liebe,
Werden süß im Brennen meines Blutes.
Alle bunten Lampen meines Hauses
Schweben leuchtend in den Abend,
Und in tiefgefärbten Gläsern
Stehn verzückte Frühlingsblüten,
Denn du gibst mir Fest und Freude.
Deine Küsse schenken meinem Herzen Güte,
Meine Hände müssen Segen sein
und Milde —
Laß, o laß sie nicht!

Charlotte Lange

Der Kommissar

Eine Erzählung aus dem Rußland der Revolution
von Rekko Maurach

II (Schluß)

Am nächsten Tag begann der Kampf gegen Kerensky. Der Heros des neuen Rußland achtete der wenigen Männer gering, die auch nach dem Umsturz in der Opposition verblieben. Ungestört streuten sie ihre Saaten.

Mitte April war Katzelstein Vorsitzender des Soldatenrats der Moskauer Garnison. Wie er dazu kam? Man wußte es nicht. Er war nie Soldat gewesen, nun trug er die Feldmütze mit der roten Kokarde und den schweren feldbraunen Mantel ohne Achselklappen. Man hatte ihn gewählt, nichts weiter. Die Soldaten, aus deren Mitte er durch geheime Abstimmung hervorging, hatten ihn gewählt, weil man ihn vorgeschlagen hatte. Wer ihn vorgeschlagen hatte, das wußte man nicht. Es ging das Gerücht, Genosse Katzelstein sei es gewesen, der bei der letzten großen Versammlung der Arbeiter- und Soldatendeputierten gesagt habe: »So lange ich im Amt bin, geht kein Mann und kein Geschütz an die Front.«

Vier Kriegsjahre bald lagen über dem Lande, die Teuerung wuchs, drüben weit in den Sümpfen des Poljeßje, in den Wäldern von Litauen, in den Ebenen der Moldau lagen die grauen Millionen, und es war noch kein Ende abzusehen, kein Ende für den Krieg — für die Kälte.

Und Kerensky? Genosse Kerensky, der Held Rußlands, der Mann der Zukunft? Kerensky, der erste Kriegsminister des freien Rußland? Kerensky dachte nicht an Frieden. Kampf bis zum Siege — die Parole blieb.

Und zugleich mit der Parole blieb das andre — vielleicht noch Jahre voll Krieg, voll Teuerung, Kälte und Hunger ...

Die Unterirdischen hatten den Schlüssel gefunden, und damit sperrten sie Tor um Tor auf.

Die Moskauer Regimenter kamen nicht zur Ruhe. Versammlungen, Debatten und Wahlen. Katzelstein ließ durch Beschlüsse der Mannschaften Offiziere einsetzen, absetzen oder maßregeln. Er verhinderte, daß die Truppen Dienst taten, indem er sie zu Versammlungen berief. Er redete und sorgte dafür, daß Redner andrer Parteien niedergebrüllt wurden.

Von Petersburg, wo die Häupter der Maximalisten ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, seitdem ihr Führer aus der Verbannung zurückgekehrt war, kamen die Befehle an die Agenten, floß durch unterirdische Kanäle Gift in Provinz und Front. Katzelstein war gerade in Petersburg, als der Verbannte zurückkehrte. Wenige Männer, schweigend, ruhig, erwarteten ihn auf dem Bahnsteig des Finnlandbahnhofes. Er kam aus der Schweiz, über Deutschland und Schweden. Im plombierten Wagen war er durch Deutschland gefahren worden, aus Furcht vor Ansteckung der deutschen Arbeiter.

Und nun kam er. Klein, untersetzt, das mongolische Gesicht mit leicht verschleiertem Auge, mit dünnem Kinn- und Backenbart, den Kopf in den Pelzkragen des Mantels eingezogen, unscheinbar und bescheiden. Wladimir Uljanow — Lenin. Und neben ihm sein Gefährte, ein Jude aus Lodz, mit zwinkernden Augen unter schwarzer Fellmütze und mit dunklem Knebelbart. Er hieß Bronstein. Man nannte ihn auch Trotzky.

Noch am selben Abend hielten die beiden unscheinbaren Männchen mit ihren Gefolgsleuten eine Besprechung ab, und am nächsten Morgen schon jagte Isaak Katzelstein im überfüllten und schmutzigen Schnellzug nach Moskau.

Es war Mitte April, der Himmel grau und trübe. Der Frühling kam.

Am Abend fand die große Sitzung der Arbeiter- und Soldatendeputierten im Großen Theater statt. Die Lampen glühten, dicht an dicht gefüllt mit den feldbraunen Massen war der Riesensaal.

Und Isaak Katzelstein schrie hinein in die Arbeiter und Bauern im Soldatenkleid, seine Stimme gellte in dem hohen Raum: »Genosse Kerensky, du hast uns den Frieden versprochen, zwei Monate ist es her, und noch donnern die Geschütze von Riga bis Galatz! Du hast uns den Frieden versprochen, und Stunde für Stunde rollen die Munitionszüge an die Front! Der russische Bauer und Soldat will nicht mehr kämpfen, du selbst hast es gesagt, Genosse Kerensky, als du noch Abgeordneter der Duma warst, jetzt aber bist du Minister, Kriegsminister, Genosse Kerensky, und der Krieg nährt seine Leute. — Genosse Kerensky, du hast uns Land und Brot versprochen, damals, als du noch zu uns gehörtest, Land für den Bauern und Brot dem Volk! Wo hast du dein Versprechen gelassen, Genosse Kerensky? Du hast dich an die Kapitalisten verkauft, an die Entente und die Kriegsdividende! — Genosse Kerensky, du hast uns Freiheit versprochen, und noch halten Generäle und Offiziere ihre Säbel über uns. Du aber, Genosse Kerensky, du fährst in ihrer Mitte im Auto zur Front — du hast die Todesstrafe wiedereingeführt — du hetzt uns zum Bruderkampf — du hast dich an die Generäle verkauft!«

Das Gift floß nicht mehr durch unterirdische Kanäle. Die Maximalisten waren keine Unterirdischen mehr. Offen standen sie vor aller Leute Augen. Und sie wuchsen. Es wurden Hunderte.

Isaak Katzelstein beschäftigte einen Stab von Mitarbeitern. Sie hatten keine Namen. Es waren verschlossene Männer ohne Namen und

Volkstum. Nächtelang standen sie vor den Druckmaschinen, die die Papiere hinausflattern ließen auf die Straße, in die Fabriken, die Kasernen.

In drei weiteren Wochen war der Name Bolschewisten in ganz Rußland bekannt. Das waren die Leute, die dem Soldaten den Frieden, dem Arbeiter die Werke, dem Bauern das Land gaben. Und es wurden Tausende. Und wieder stand Isaak Katzelstein auf der Tribüne. Er fragte nicht mehr, er interpellierte nicht, er befahl.

»Habt ihr Brot bekommen? Nein! Reißt die Magazine ein, dort liegt das Brot! Habt ihr Land? Nein! Setzt die Höfe der Gutsbesitzer in Brand, und das Land ist euer. Land wollen wir euch geben — Land, das ihr nicht übersehen könnt, Land, daß ihr genug habt für Kinder und Kindeskinder — brotbringendes, unermeßliches Land!« Und er hob die Arme über der grauen Masse der Bauern im feldgrauen Tuch, und in der rhetorischen Pause, in dem Aufatmen von einem Satz zum andern, da knirschte es ihm durch die Zähne — fast vermeinte er die Worte zurücknehmen zu müssen: Verfluchen will ich euch die Frucht eures Ackers, die Frucht eures Landes, und schlagen will ich euch mit Fieber und Dürre und Glut. Verflucht soll sein euer Acker, verflucht euer Land. Und wieder schrie er, heiser, keifend: »Und die Freiheit und Frieden! Nehmt sie euch, sie liegen ja vor euch! In Flammen die Werke, die Werften, die Hütten! Fort mit allen, die nicht mit uns sind, und dann seid ihr frei!«

Und Rede auf Rede, Wort auf Wort, und alle, die gegensprachen, die brüllte die rasend gewordene Menge nieder.

Als Isaak Katzelstein nachts gegen zwei allein das Theater verlassen wollte, hielt ihn auf der Freitreppe im Gedränge ein Mann an. Es war ein schlecht gekleideter Mann, in verschlissenem Studentenmantel, eine Brille vor dunklen, schwermütigen, treuen Augen.

»Genosse Katzelstein, wo haben Sie das gelernt? Es sind Lügen, das wissen Sie doch selbst.«

Katzelstein faßte den Mann schärfer ins Auge. Es war der ehemalige Student Jury Esawin, der ihn vor einem Jahr in die Kreise der Revolutionäre eingeführt hatte. Durch ihn hatte er Olga Alexandrowna kennengelernt. Er wollte weiter, aber wider Willen blieb er stehen. »Wie geht es Ihnen, Herr Esawin?« fragte er kalt.

»Ich war heute in Ihrer Versammlung,« sagte der Russe leise. »Und ich habe versucht, zu sprechen, ein Wort nur zu sagen gegen — gegen den Wahnsinn, den Sie verkündeten. Ohne Erfolg, man hat mich niedergeschrien.«

Isaak Katzelstein lächelte kaum merklich. »Ihre Früchte, Herr Esawin. Geben Sie acht, daß Ihnen die rote Welle nicht über dem Kopf zusammenschlägt.« Er wandte sich zum Gehen.

Der andre faßte ihn am Mantel. »Herr Katzelstein, Sie waren einst unser Schüler, als wir drunten in den Vorstädten den Tag des Volkes vorbereiteten. Sie sind einen Weg gegangen, der anders ist als der unsre.«

»Ich bin Ihr Feind geworden. Ihr Todfeind, jawohl, Herr Esawin.«

Der Russe trat einen halben Schritt zurück. Der düstere Schimmer des Gaslichts am Portal fiel in sein blasses Gesicht. »Wenn Sie wenigstens unser ehrlicher Feind wären,« sagte er nach einer kurzen Pause, »unser ehrlicher Gegner auf Tod und Leben, aber so! Herr Katzelstein, glauben Sie an das, was Sie verkünden?«

»Jawohl, Herr Esawin, ich glaube daran!« Die Stimme Katzelsteins zitterte vor verhaltenem Spott. Dann knöpfte er seinen schweren englischen Militärmantel zu und ging davon. Jury Esawin sah ihm nach, bis er im Dunkel verschwand. Und dann machte auch er sich auf, um die vier Werst in die Fabrikvorstadt des Südens durch die Nacht zu wandern. Trübe brannten die Lampen. Betrunkenes Grölen kam aus den Nachtkneipen. Jury Esawin ging müde und langsam.

Die rote Welle wuchs an. Man zählte die Anhänger der Bolschewisten nach Hunderttausenden. Kerensky und seine Leute merkten die Gefahr. Ein äußerer Sieg sollte ihre Stellung festigen. Anfang Juli trieb der Kriegsminister die Truppen zum Angriff auf die Front der Österreicher in Galizien. Nach wenigen Tagen kam der Rückschlag. Aufgelöste Massen fluteten in Panik zurück.

Die Stunde der Bolschewisten war da. Der kleine Mongole, der sich Uljanow Lenin nannte, und sein Berater, der Jude aus Lodz, holten zum Schlage aus. Mitte Juli begannen in Petersburg und Moskau Arbeiterunruhen und Militärrevolten.

Kerensky und seine Helfer rafften sich zusammen. Der Aufstand wurde niedergeschlagen. Lenin und Konsorten verschwanden in der Versenkung. Zwei Wochen lang hörte man nichts von ihnen. Aber sie lebten noch, das wußte man.

Isaak Katzelstein hatte in Moskau nicht mehr Erfolg. Kosaken sprengten die Züge der demonstrierenden bolschewistischen Soldaten auseinander, und zwei Tage später wurde er selbst in das Moskauer Zentralgefängnis gebracht. Es beunruhigte ihn nicht weiter, denn er wußte, daß die Regierung Gewalt scheute, für sein Leben brauchte er nicht zu fürchten. Die Saat reifte auch ohne ihn.

Sechs Wochen lang saß Isaak Katzelstein in einer Einzelzelle, schrieb, las und wartete geduldig, daß er freigelassen würde.

Und das geschah. Ohne Verhör und Untersuchung. Der Vollzugsrat hatte genau nach Katzelsteins Instruktionen gehandelt, die er heimlich aus dem Gefängnis herausschmuggeln ließ. Man hatte bei dem Kommandierenden General des Bezirks protestiert, hatte gedroht, hatte erneute Militärrevolten in Aussicht gestellt, und die

Gewalthaber gaben nach. Isaak Katzelstein wurde gewarnt, bei weiterer Propaganda würde er nach den geltenden Ausnahmegesetzen bestraft werden — mit dem Tode. Dann wurde er entlassen. Man holte ihn im Auto ab, seine Fahrt glich einem Triumphzuge, am selben Abend hielt er vor dem Zentralsoldatenrat die wildeste Brandrede seines Lebens.

Es war kaum noch nötig, zu hetzen. Die Saat war reif. Die Bolschewisten zählten nach Millionen. Lenin und Trotzky tauchten in Petersburg aus der Versenkung ebenso plötzlich wieder auf, wie sie darin verschwunden waren.

Flotte und Heer waren mürb wie Zunder. Es gab keine Disziplin mehr, die Offiziere flüchteten vor ihren Truppenteilen, ganze Divisionen liefen auseinander.

»Die Freiheit muß kommen, sonst hat Rußland in drei Wochen kein Heer mehr, das wir für unsre Zwecke verwenden könnten,« depeschierte Isaak Katzelstein nach Petersburg.

Der vierte Kriegswinter stand vor der Tür.

Am zehnten November erfolgte in Moskau und Petersburg gleichzeitig am selben Tage der große Matrosen- und Soldatenaufstand. Die Minister wurden gefangengesetzt, die im Moskauer Kreml sich verteidigenden Todesbataillone zusammenkartätscht, Kerensky flüchtete verkleidet ins Ausland. Lenin und seine Helfer übernahmen die Regierung. Die Freiheit war begründet.

Die Novemberstürme aus der Steppe fegten durch die verdüsterten Straßen Kiews. Der Winter kam. Es war der Winter 1919. Die letzte weiße Armee, die sich gegen das rote Moskau gewälzt hatte, war zurückgeworfen, aufgerollt und vernichtet. Ihre Trümmer fluteten zurück in den Kaukasus. Seit zwei Tagen wehten wieder russische rote Flaggen über der Stadt Kiew.

Das Strafgericht über die Empörer hub an. Die »Außerordentliche Kommission zur Bekämpfung der Gegenrevolution«, auf russisch »Tschreswytschainaja Komissija«, abgekürzt »Tschekà« genannt, folgte den roten Truppen auf dem Fuß und begann ihre Tätigkeit.

Der Novemberwind heulte über Kiew. Schmutziggelb waren die rollenden Fluten des Dniepr. Grau und verstört das Bild der Stadt. Dumpfe Angst lag über ihr. Züge manövrierten. Aus roten Frachtzügen ergossen sich Ströme von Soldaten, die ankommenden siegreichen Truppen der Roten Armee. Englische, russische Uniformen, mongolische Gesichter, zottige Pelzmützen, deutsche, französische Stahlhelme, schwer behängt alles mit Patronen, Beutesäcken, Karabinern. Sie erfüllten mit ihrem Schreien und Lärmen den Bahnhof, die Rampen, die Verladehallen.

Endlose Trains rasselten durch die Straßen, Wagen voll Sanitäter, voll Krankenschwestern, schreiend, rasend, vorwärtsfahrend.

Die Läden waren geschlossen, die Geschäfte tot. An der Ecke ein halb abgebranntes Gebäude. Noch kohlten die schwarzen Dachbalken. Scheu und gedrückt gingen die Menschen längs der Wände.

Vor dem Zentralgefängnis hinter dem Frachtbahnhof Menschengedränge. Infanteristen standen herum, dazwischen Haufen von Menschen mit hochgehobenen Händen. Gefangene Überläufer, arretierte Offiziere, Angehörige der geschlagenen Armee. Es waren Hunderte. Die Menge erfüllte den Gefängnishof, die Flure des riesigen Gefängniskomplexes. Gutes Zivil zwischen abgerissenen Lumpen, russische Offiziersuniformen, feldbraune Mäntel.

Es summte durch die Höfe und Korridore. Eng gedrängt warteten die Gefangenen, man wagte kein lautes Wort.

Die wachhabenden Rotarmisten in grauen Mänteln, rote Sterne auf schiefsitzenden Mützen, standen mit schußbereiten Gewehren als Kordon an den Ausgängen, um das Tor, in kleinen Gruppen auf den Höfen. Sie standen und warteten — ebenso wie die Tausende von Gefangenen. Sie sahen hungrig und müde aus, stumpfsinnig und gedrückt, sie sahen so aus wie früher der »swjatoi skot« — das »heilige graue Vieh«, die Soldaten der Kaiserlichen Armee. Nur der rote fünfzackige Stern auf der Mütze und die Buntheit und Verschiedenheit der Uniformen und Bewaffnung. Und mißgünstig von der Seite blickten sie auf ein paar Leute in englischer Uniform, gut rasiert und mit Revolvern bewaffnet, die um ein Auto herumstanden und sich unterhielten, laut und lachend, wie Leute, die satt und zufrieden sind. Das waren die Kommissare der »Tscheka«, die »Tschekisten«, die Gewalthaber über Tod und Leben.

Man wartete. Ein eisiger Wind heulte von der Steppe. Die Gefängnishöfe und die Menschen darin, alles wurde grau und farblos. Die Nacht kam.

Man wartete auf die Ankunft des Befehlshabers der Kiewer »Tscheka«, des allmächtigen Kommissars Katkow. Ohne ihn durfte nichts unternommen werden, namentlich keine Kreuzverhöre und Hinrichtungen. Und man durfte ihn nicht reizen, indem man ohne ihn anfing, die ehemaligen Offiziere herauszusuchen und an die Wand zu stellen. In diesem Falle war er in seiner Wut gegen die eignen Tschekisten ebenso maßlos wie gegen die Gefangenen.

So wartete man auf den Allgewaltigen.

Endlich kam ein geschlossenes Auto die Straße heruntergeknattert. Durch die Reihe der Tschekisten und Soldaten ging eine Bewegung. Das Auto hielt. Ein Rotarmist sprang vom Führersitz und riß den Schlag mit einem Ruck auf. Der Kommissar stieg aus.

Die Hände der Tschekisten flogen ruckartig, wie

Maschinen, an die Mützen. Regungslos, in Front standen die Soldaten.

Der Kommissar kam heran. Kurz, nachlässig begrüßte er die Beamten der Außerordentlichen Kommission. Auf die Rotarmisten sah er nicht. Er war schlechter Laune, wie es schien. Die Tschekisten traten unruhig durcheinander.

Der Kommissar war höchstens dreiundzwanzig Jahre alt. Seine grünlichen Augen blickten unruhig von unten herauf. Er war glattrasiert, um den Mund spielte ein nervöses Zucken. Er blieb stehen, die Sporen klirrten leise zusammen.

»So eine Menge ...« kam es nachlässig von seinen Lippen.

Ein Tschekist sprang herzu. Die Hand fuhr an die Mütze, und die Absätze klappten zusammen. »Genau so, Herr Kommissar. Eine furchtbare Menge ...«

»Viele Offiziere darunter?«

»Genau so, Herr Kommissar, eine große Menge.«

»Ah, die lieben Vögelchen,« lächelte der Kommissar. Er wurde guter Laune. Die Tschekisten lächelten ebenfalls.

»Einen guten Platz schon ausgesucht ... hm? Zum Kaltmachen?« Die Reitgerte klatschte an die Ledergamaschen. Der Blick kam unruhig von unten herauf. Er lächelte wieder ein sattes Lächeln.

Dann ging er durch die Reihen der Gefangenen, gefolgt von den Tschekisten, stehenbleibend, jemanden schärfer ins Auge fassend, sich umwendend, zum Untersuchungsraum des Gefängnisses. Er ließ sich in einen Stuhl fallen und spielte mit der Reitpeitsche. »Führen Sie mir die interessantesten Fälle vor,« sagte er nachlässig, eine Zigarette aus goldbeschlagenem Tula-Etui herausnehmend. Dann fuhr er einen Rotarmisten an, der auf sein Gewehr gestützt am Eingang lehnte: »Reiß deine Knochen zusammen, du Schwein! Hast noch nicht gelernt, wie du dich vor einem Vorgesetzten zu benehmen hast?«

Der Soldat fuhr erschrocken zusammen. Er stand starr und bleich wie eine Säule. Es war totenstill im Raum. Der Kommissar lehnte sich zurück.

Die Tür ging auf. Zwei Rotarmisten führten einen Mann im feldgrauen Mantel herein. Hilflos blieb er mitten im Raum stehen.

»Wer bist du denn?« fragte der Kommissar nach einer Weile gleichgültig.

»Genosse, Genosse ... ich gehöre zu Ihnen ... Man hat mich hergebracht, ich weiß selbst nicht, warum. Sagen Sie doch, Genosse ...«

»Genosse! Genosse!« äffte einer der Tschekisten nach. »Halt die Schnauze, Kerl! Sprich, wie es sich gehört, zu dem Herrn Kommissar. Merk' dir das, das ist dir kein ‚Genosse'.«

»Ein langweiliger Fall,« gähnte Kommissar Katkow. »Sag' mal, Freundchen, was würdest du wohl sagen, wenn ich dich nun — auf der Stelle — freiließe ... Dir sagen würde: Paschol! Scher' dich weg, mit Gott ... Was würdest du wohl tun, hm?«

Die Tschekisten hinter dem Tisch grinsten, und der Kommissar sah sich belustigt nach ihnen um.

Die Stimme des bärtigen Mannes zitterte. »Ich würde sagen: Gott erhalte Sie ... und Sie ... und Sie alle.«

»Sehr angenehm.« Der Kommissar lachte trocken. »Und was würdest du wohl tun — und das werde ich sagen, verstehst du —, wenn ich sagen würde: In einer Stunde schießen wir dich ab wie eine Katze?«

Die Augen des Mannes weiteten sich. Sie wurden glasig und verständnislos. Er begann am ganzen Leibe zu zittern.

»So ist der Mensch,« sagte der Kommissar verächtlich. »Also in einer Stunde reisest du zum heiligen Peter und Paul.« Und er bekreuzigte sich mit der Zigarette.

Die Rotarmisten nahmen den Mann in die Mitte und zogen ihn hinaus. Er versuchte vergebens, sich am Türpfosten festzuhalten.

Gleich darauf kam der Nächste. Ein schlanker Mensch in knapper feldbrauner Tuschurka, die Achselstücke abgerissen, so grob, daß die Uniformfetzen von den Schultern hingen. Er trat ein und blieb stehen, daß die Sporen leise klirrten.

Der Kommissar blickte ihn an. Seine Augen schimmerten unruhig, grünlich. Der andre schlug seine Augen nicht nieder.

Der Kommissar stand auf. »Ah, hohe Ehre! Ein Herr Offizier. Ihr Name bitte, Euer Wohlgeboren?«

»Walujew ... Graf Walujew, wenn Sie nichts dagegen haben. Stabsrittmeister zuletzt im 15. Tarutinschen Dragonerregiment Ihrer Majestät der Kaiserin Alexandra Feodrowna, von euch ermordet am 15. Juli vorigen Jahres zu Jekaterinburg.«

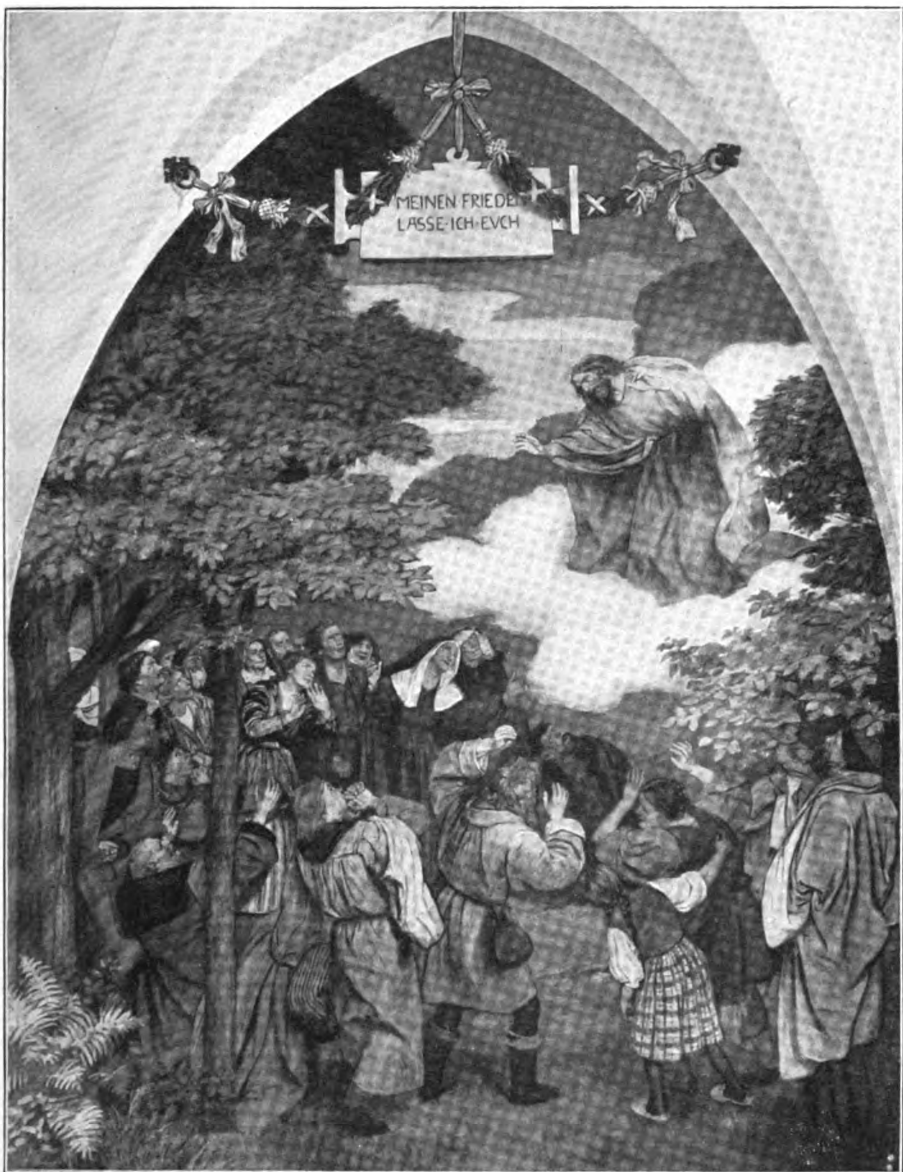
Totenstille.

Zwei Augenpaare bohrten sich ineinander. Kalt, verächtlich das eine, heiß, krallend das andre. Der Kommissar kam dicht an den Offizier heran. »Ah, Sie meinen, erschossen werden Sie sowieso. Da kann Schimpfen auch nichts verderben. Falsch gerechnet! Quälen lassen werde ich Sie ... martern ... so ... so ...« Der Kommissar bog die Reitpeitsche in den Händen, bis sie knackte.

»Bitte, ich stehe zu Diensten!« Wie ein Peitschenhieb die Worte.

»Ihre Achselstücke lasse ich Ihnen ins Fleisch brennen.« Pause. Der Kommissar rang nach Worten. »Langsam zermartern ... zu Tode quälen ... Wissen Sie, daß ich das auch kann, daß es in meiner Macht steht, daß es ein Hochgenuß sein wird für mich?«

Der Offizier drehte sich halb um. Ein einziges Wort fiel von seinen Lippen: »Shid! Jude!«



Eduard v. Gebhardt: Christi Himmelfahrt

Der Kommissar hob die Reitpeitsche. Ein roter Strich fuhr wie Blut über das Gesicht des andern. »Bringt ihn fort!« Seine Worte waren heiser, halb erstickt.

Die Untersuchung ging weiter. Der Kommissar nahm kaum mehr teil daran. Stunde auf Stunde, einer nach dem andern. Immer auf ein paar Minuten. Das Urteil stand immer fest.

Und draußen wartete die Masse der andern. Spätnachts begann im Hinterhof des Gefängnisses Schießen. Salven — einzelne knatternde Schüsse ... wieder Salven. Der Kommissar war stets zugegen. Laternen flackerten. Verhaltenes Stöhnen. Röcheln. Schüsse knallten.

Spätnachts fuhr das Auto des Kommissars vor seiner Wohnung auf der Kreschtschatikstraße vor. An den beiden Posten in Fellmützen und Mänteln vorüberschreitend, stieg der Kommissar zu seiner Wohnung hinauf. Bis vor zwei Tagen hatte dort der General Bogaewsky, Führer der weißen Truppen, gewohnt.

Der Diener nahm ihm den Mantel ab, dann durchschritt er allein die Flucht der vier oder fünf luxuriös eingerichteten Räume. Bevor er jedes Zimmer betrat, knipste er den Schalter an der Tür um, daß strahlendes, warmes Licht die Räume erfüllte. Als er das letzte Zimmer betreten hatte, schloß und verriegelte er die Flügeltür hinter sich doppelt zu. Er rüttelte daran, um sich zu überzeugen, daß sie hielt. Dann ließ er sich in einen Stuhl fallen. Er sah stumpf vor sich hin. Die Lichter glühten.

Der Kommissar Katzelstein blickte von unten herauf langsam um sich herum. Über die geschlossenen Rouleaus, auf die geschlossene Tür. Die Lampen leuchteten hell. Und doch — dunkle Ecken waren noch in dem Zimmer. Er konnte das Dunkel nicht vertragen. Dann kam hündische, knirschende Angst über ihn. Er wußte selbst nicht, wovor. Vor den Schritten der Posten draußen — vor dem Ticken der englischen Standuhr.

Er stand auf und hielt den Perpendikel an. Dann schaltete er die Lampe auf dem Schreibtisch, das Nachtlämpchen über dem Bett an. Und doch — es schien ihm dunkel, und er fror. Er rückte den Lehnstuhl an den knisternden Kamin, dann holte er vom Nachttisch eine halbgefüllte Flasche mit Kognak und goß sich zwei Wassergläser voll. Er schüttete sie hinunter. Dann fiel er schwer in den Stuhl zurück.

Er fühlte einen faden, ekelhaften Geschmack im Munde. Und ihn fror noch immer. Sollte er nicht die schwarze Ssonja holen lassen, die unter dem Namen einer Barmherzigen Schwester seinem Stabe überallhin folgte? Nein. Es ekelte ihn, an das Frauenzimmer zu denken. Er griff wieder nach der Flasche mit Kognak. Sein Blick wurde trübe und glasig.

Seit dem einen Jahre, da er Kommissar in der Tscheka war, seine Tätigkeit nur auf Gefängnissen und Richtstätten aller Städte und Gouvernements hatte, noch nie hatte er schwache Augenblicke gehabt. Und er würde auch jetzt — es war ja lachhaft!

Wie die Getroffenen sich krümmten draußen auf dem dunklen Richtplatz, wie sie gestöhnt hatten!

Ich bin übersättigt heute, dachte der Kommissar, nichts weiter ... gar nichts! Er stürzte den Rest des Glases hinunter.

Ein gellender Schrei kam in sein Zimmer. Es war der Schrei einer hysterischen Frau, durchdringend, schrill. Schritte polterten gegen die verschlossene Tür heran.

»Zu ihm will ich, zum Kommissar! Zu ihm!«

Katzelstein war zusammengezuckt. Er sprang auf und ging mit dem Revolver in der Hand zur Tür. Er lauschte.

Zwei Leute schienen draußen zu ringen. Eine kreischende Weiberstimme und der wütende Baß eines Rotarmisten. »Zurück da, Bestie, verdammte, von der Tür! Zurück da, sagt man dir!«

»Und ich muß! Herr Gott du meiner Seele, laßt mich doch ... es ist sonst zu spät.«

Katzelstein schloß die Tür auf. Es war kein Überfall, nur eine Bittstellerin, eine von den vielen. Er öffnete den Türflügel. Eine Frau stürzte herein, mit blonden, halb aufgelösten Haaren, noch ganz jung, in Schwesterntracht. Hinter ihr, sie am Arm zerrend, ein Rotarmist.

»Laß die Dame los!« gebot der Kommissar. »Was wollen Sie — um diese Zeit?«

Die Frau konnte vor Erregung kaum antworten.

»Jawohl, Herr Kommissar,« stotterte an ihrer Stelle der erschrockene Rotarmist, »hereingelaufen ist das Weib, an uns vorbei ins Haus. Und wie ich ihr nachlief, fing sie an zu brüllen.«

Der Kommissar winkte ab. Der Rotgardist entfernte sich. Das Weib stand schluchzend inmitten des Zimmers.

Der Kommissar stand vor ihr, die Hände in den Taschen seines Frenchs. Er wurde besser gelaunt. Er lächelte sogar. »Und was führt Sie her, meine Dame?« fragte er schließlich. Er ließ sich wieder in den Stuhl fallen und sah sie an.

Sie hatte sich unterdessen zusammengerafft. »Herr Kommissar, haben Sie Mitleid mit mir und mit meinem armen Bruder. Er hat doch nichts getan als seine Pflicht. Er war Offizier bei den Tarutinschen Dragonern, ist gefangen worden. Sitzt im Zentralgefängnis mit all den andern, und nun soll ... und nun soll er erschossen werden. Wofür denn, Herr Kommissar, um Gottes willen?« Sie brach wieder in Schluchzen aus.

Der Kommissar Katzelstein hatte kaum zugehört. Er hatte sie nur angesehen, mit lüsternen Augen. Sie ist ja noch ein unberührtes Mädchen, dachte er und biß sich auf die Lippe. Laut fragte er: »Offizier ist Ihr Bruder? Da wird sich schwer etwas machen lassen. Wie heißt er denn?«

Sie faßte sich wieder, ein Hoffnungsschimmer schien ihr doch noch aufzuleuchten. »Walujew ... Alexander Walujew, Stabskapitän bei den Dragonern.«

»Ja, ich erinnere mich,« sagte Katzelstein. Er dachte an den Hinterhof des Gefängnisses und an die drei Kugeln, die er selbst dem Offizier aus nächster Nähe in den Kopf geschossen hatte. Und das Mädchen stand vor ihm; ihr blondes Haar glänzte goldig im Schein der Lampen. Wie Olga Alexandrowna ausgesehen hat, dachte er. Eine wilde Begehrlichkeit erfaßte ihn. Er stand auf. »Ja, ich will versuchen, vielleicht läßt sich was machen, besonders, wenn du nett zu mir bist, kleines Mädchen ... ja, dann vielleicht.« Er faßte sie am vollen Oberarm und fühlte, wie sie zitterte. Er biß die Lippen zusammen vor verhaltener Sinnlichkeit. »Komm, wenn du lieb sein willst, kleines blondes ...«

Ein verhaltener Schrei klang in seiner heiseren Stimme, ein Schrei nach Rache. Die sollte es gutmachen, was die andre verschmäht hatte ... Seine Arme wollten sie an sich heranziehen.

Da warf sie sich mit einem Aufschrei zu seinen Füßen. Ihr blondes Haar umflutete wie eine Mähne seine Stiefel. »Herr Kommissar, haben Sie Mitleid mit meinem Bruder und mit mir! Quälen Sie mich nicht, lassen Sie mich doch ... so quälen Sie mich doch nicht!«

Der Kommissar trat zurück. Seine Begehrlichkeit war verschwunden, wie fortgeweht. Sinnlose Wut kroch hervor. »Ich halte Sie nicht. Bitte, die Tür ist offen. Gehen Sie, woher Sie gekommen sind. Aber erwarten Sie für Ihren Bruder keine Gnade.«

Sie blieb regungslos mit den Händen vorm Gesicht auf dem Fußboden liegen. Er trat an die Tür und pfiff. Ein Rotgardist kam herein. »Schaff' das Weib fort!«

Der Kommissar warf sich in den Lehnstuhl und holte sich das Etui heraus.

Der Soldat versuchte die lautlos Schluchzende herauszuschleifen. Er ging vorsichtig dabei zu Werk. »Armes, kleines Vögelchen!« sagte er, mehr zu sich.

»Halt deine Schnauze, Kerl! Behalt deine Meinung für dich!« Der Kommissar trat mit der brennenden Zigarette ans Fenster. Der Novembersturm aus der Steppe brauste draußen. Über die Schulter warf er noch zurück: »Überdies hätte die Sache keinen Zweck gehabt ... Ihr Bruder ist tot.«

Er hörte noch einen Aufschrei, dann schloß sich die Tür.

Kommissar Katkow fuhr ins Hungergebiet an der Wolga. Er hatte die Abteilungen der Tscheka in Kiew, Charkow und Sewastopol organisiert und dort anderthalb Jahre gewirkt; jetzt erhielt er höheren Orts den Befehl, sich zur Bekämpfung des Hungers in die östlichen Provinzen der Republik zu begeben.

Der Zug rollte durch das flache Steppenland. Gleich hinter der Lokomotive folgte ein blauer, verstaubter Schlafwagen, dessen Vorhänge fast immer herabgelassen waren. Darin fuhr der Kommissar und seine Begleiterin, die »schwarze Esonja«, wie sie von den Rotarmisten genannt wurde.

In den folgenden zwei Waggons dritter Klasse waren die übrigen zwanzig oder dreißig Tschekisten untergebracht, die den Stab des Kommissars bildeten, und der Rest des Militärzuges bestand aus mehreren Frachtwagen, in denen die Soldaten zusammengepfercht waren.

Die Augustsonne brannte aus stahlblauem Himmel unbarmherzig auf das glühende Land. Das spärliche Gras war graubraun und versengt, alles verstaubt, verbrannt, tot.

Gleichsam mühselig schleppte die Lokomotive den Zug vorwärts. Auf jedem Bahnhof gab es langen Halt, die Soldaten wurden ausgeschickt, um aus der Umgegend Holz zusammenzuschleppen, den Tender damit zu beladen, damit es weitergehen konnte, denn Steinkohlen oder Anthrazit wurde auf den Bahnen längst nicht mehr verfeuert.

Bei derartigen unfreiwilligen Pausen auf den einsamen Stationen, und auch nur dann, kam es vor, daß man den Kommissar zu Gesicht bekam. In seiner englischen Uniform, den Revolver an der Hüfte, hörte er mit unzufriedenem Gesicht den Rapport des Bahnhofskommandanten an, der sich wegen des Aufenthalts und des Kohlenmangels entschuldigte, ging ein paarmal ungeduldig auf dem Bahnsteig auf und nieder, ohne die Rotarmisten eines Blickes zu würdigen, und verschwand sehr bald wieder in der Tür seines Waggons. Finstere Blicke der Rotarmisten folgten ihm.

»Jsch ty ... Kommissar,« brummte irgend jemand. Aber man sprach weitere Gedanken nicht aus, denn die Tschekisten waren stets in argwöhnischer Nähe, und schon viermal war es auf der Bahnfahrt von der Krim an die Wolga vorgekommen, daß der Zug auf offener Straße gehalten hatte, mehrere Tschekisten einen Soldaten aus dem Waggon holten und ihn am Bahndamm niederknallten. Dann fuhr der Zug weiter. Es geschah auf Befehl des Kommissars, man wagte nicht zu fragen. Denunziation, das war klar.

»Und gerade den schickt man an die Wolga, gerade dies Raubtier, um den Hunger zu bekämpfen! Der wird euch was Schönes da anrichten, diese Bestie,« sagte ein Rotarmist zu seinem Nachbar. Beide saßen in der offenen Schiebetür des ratternden Frachtwagens.

»Dummkopf! Gerade den ... die Herren in Moskau wissen doch, was sie tun.«

Das leise geführte Gespräch verstummte. Der Zug rollte weiter durch die träge Glut der östlichen Steppe.

Mit jeder Stunde Fahrt weiter nach dem Osten

näher an die Wolga, häuften sich die Anzeichen des Grauens, das Hunderte von Werst weiter lag, dort, wo die Sonne jeden Morgen glutrot aus grauer Steppe emporstieg. Flüchtlingszüge hielten auf den Stationen, vollgepackt mit Menschen, die im Sande der Bahnsteige herumwimmelten, die Wartesäle füllten, die Türen umlagerten. Überall, auf allen größeren Kreuzungspunkten traf man diese endlos langen Züge, gefüllt mit kribbelndem, weinendem, schimpfendem Volk. Und es wurde schlimmer mit jedem Tag. Immer mehr der Züge, immer mehr der Hungernden, immer elender, immer zerlumpter, immer lauter und tobender wurden sie.

Und die Sonne glühte immer erbarmungsloser auf das fieberdürre Land. Flecktyphus und Cholera wüteten unter den Insassen der Flüchtlingszüge. Die während der Fahrt vom Zuge geworfenen Leichen der unterwegs Gestorbenen lagen rechts und links vom Bahndamm. Kahlköpfige Steppengeier saßen daneben.

Der Kommissar verließ kaum noch seinen Waggon. Während des Haltens stand vor jeder Waggontür ein Doppelposten mit geladenen Gewehren, um die Hungernden abzuwehren, falls sie Beute witternd über den Militärzug herfielen.

Auf der Station Balaschow kam es doch zum Zusammenstoß. Der Kommissar befand sich in seinem Waggon und unterhandelte mit dem Bahnhofskommandanten. Er machte dem Kommissar in seiner furchtbaren Erregung einen fast unzurechnungsfähigen Eindruck.

»Verstehen Sie doch, Genosse Kommissar. Ich bin auch Kommunist, weiß Gott, eingeschriebenes Mitglied der Partei — aber hier könnte ich rasend werden, bei dem, was ich hier aushalten muß. Tag für Tag, Stunde um Stunde neue Hungerzüge, die Menschen, rasend vor Todesangst — wie die Trauben hängen sie an den Waggons, flehen, betteln, brüllen, umlagern alles. Brot, Brot, gebt uns Brot, ein kleines Stück Brot! Brechen überall ein, zertrümmern alles, halten die Züge auf ... und Brot? Ja, Züge mit Brot kommen nicht, es kommen nur Züge mit Soldaten, Soldaten und wieder Soldaten. Ich möchte wissen, was sie hier sollen. Schickt uns zwei, drei Züge mit Getreide, das wäre etwas andres.«

Der Kommissar machte ein gleichgültiges Gesicht. »Zuerst, mein Lieber, haben die zusammengeknallt zu werden, die revoltieren ... basta!«

»Revoltieren? Revoltieren? Um Gottes, des Gnädigen willen, Genosse, wenn ich vorm Verrecken bin vor Hunger, und Sie haben noch einen Sack voll Mehl, dann stürze ich mich eben auf Sie ... mit dem Messer ... mit den Zähnen. Kann denn das anders sein? Und jetzt, was kommt? Kein Mehl, kein Brot. Immer nur Militärzüge, die die Lokomotiven wegnehmen und das bißchen Kohle, das noch auf den Stationen ist, verbrennen. Das ist alles.«

Der Kommissar zuckte die Achseln. »Ich habe Befehl, mit meiner Abteilung bis Serdobsk durchzufahren. Weiter nichts. Dort wird die Garnison von den Aufständischen belagert. Belieben Sie also sofort, mir die geforderte Lokomotive zur Weiterfahrt zu stellen.«

Er kam nicht weiter, denn draußen krachte ein Schuß, dem tausendstimmiges, rasendes Geschrei und Gebrüll antwortete. Dann hagelte Schnellfeuer.

Der Kommissar spähte, hinter dem Vorhang versteckt, hinaus. Die Tschekisten und Soldaten hatten von einem Flüchtlingszug die Lokomotive abkoppeln lassen und sie vor den Militärzug manövriert. Als man das merkte, begann der Lärm und das Getose. Die Tschekisten feuerten vom Tender herunter in die Menge. Verwundete und Tote stürzten über die Gleise.

Der Bahnhofskommandant war bleich geworden. »Genosse, wenn Sie den Leuten die Möglichkeit, abtransportiert zu werden, nehmen, dann gibt es Mord und Totschlag, zehnmal so schlimm als jetzt, den Bahnhof zünden sie mir an und zertrümmern alles.«

»Ich brauche die Lokomotive selbst,« erklärte der Kommissar. »Es tut mir leid.«

Das Geschrei draußen wurde immer ärger. Ein Stein klirrte durch die zersplitternden Scheiben eines Waggonfensters. »Krowopüza! Blutsäufer! — Der Kommissar! Der Kommissar!« brüllte es, gellte es durch die Luft. Die Menge drängte.

Katkow fuhr zusammen. Das war wieder der Ruf gewesen, der Schrei des gequälten Tieres, vor dem er zitterte.

Doch er war gar nicht gemeint gewesen, er war in Sicherheit, denn der Zug setzte sich mit einem Ruck in Bewegung.

Der Bahnhofskommandant, der aus dem Waggon herausgestürzt war, um noch in letzter Minute die Abkoppelung der Lokomotive vom Militärzug zu versuchen, war im Nu von einer johlenden Menschenmasse umgeben.

Katkow stand hinter dem Vorhang und konnte alles sehen. Man riß den Mann vom Trittbrett des fahrenden Zuges, Hunderte von Händen erhoben sich, mit Steinen, mit Knütteln bewaffnet — ein wildes Durcheinander, dann fuhr der Zug schneller.

Die schwarze Ssonja, hysterisch aufschluchzend, kam aus ihrem Abteil. Die schwarzen Haare hingen ihr wirr über halbnackte Schultern. Sie zog den Kommissar zu sich ins Abteil.

Der Zug rollte durch die Nachmittagshitze. Geier schwebten regungslos über die schweigende Steppe.

Gegen fünf hielt der Zug mit einem Ruck. Der Kommissar stand mühsam auf und ließ das Fenster herunter. Man hielt auf freiem Felde. Erregte Rufe ertönten. Die Rotarmisten liefen nach vorn. Es war etwas geschehen.

Dann betrat ein Mann den Schlafwagen. Der Kommissar trat ihm entgegen; noch etwas unsicher, schwankend infolge des hinuntergestürzten Kognaks. »Was ist denn? Warum stehen wir denn schon wieder?«

»Es geht nicht weiter, Herr Kommissar. Zehn Werst von hier ist der letzte Flüchtlingszug, der von Saratow gemeldet wurde, an einer Kurve entgleist. Die Lokomotive fuhr allein weiter, um Hilfe zu holen, und sprang gleich hier aus den Schienen. Die Strecke ist doppelt gesperrt.«

Der Kommissar stieß einen Fluch aus. »Wie weit ist es denn noch bis Serbobsk? Ich muß hin. Die Hungerkanaillen revoltieren. Wie weit ist es noch?«

»Zwanzig Werst vielleicht noch, Herr Kommissar.«

Der Kommissar stieg selbst aus dem Wagen. Mitten auf der Strecke, beinahe quer über den Schienen, lag die entgleiste einzelne Lokomotive. Weiterfahrt war ausgeschlossen.

»Die vier Lastautos runter von den Loren!« schrie der Kommissar.

Während die Rotarmisten sich an die Arbeit machten, die vier schweren Lastkraftwagen von den offenen Plattformwagen herunterzubringen, gab der Kommissar Befehle. Sechzig Mann sollten mitkommen, die andern mit dem Zuge hier warten.

Nach einer Stunde setzten sich die mit Bewaffneten und Maschinengewehren besetzten Kraftwagen in einer Kolonne in Fahrt.

Querfeldein, dem Bahndamm entlang ging es über den verbrannten Boden, so schnell, daß die Wagen rumpelten und rasselten. Im vorderen befand sich der Kommissar. Die Bajonette der Rotarmisten starrten in die Luft. Rasselnd ging es durch die glühende Steppe. Rotes Feuer schien in Funken und Flammen über die rötlich, ehern schimmernde Fläche zu laufen. Noch immer lag brandiger, schwüler Leichengeruch über dem Boden.

Da wälzte sich längs des Bahndammes — fünf Werst vielleicht war man gefahren — eine dunkle Masse dem Auto entgegen. Für einen Moment bremste der Führer des vordersten Wagens.

»Die Hungernden aus dem entgleisten Zug.«

»Wie sie laufen!«

»Wie ein Meer, so kommt es heran.«

»Man hört sie schreien. Hört ihr, wie sie rufen? Hört ihr?«

Die Motoren arbeiteten nicht, wirklich vernahm man ein dumpfes Murmeln, ein Summen, das näher kam, das anschwoll. Kein Mensch auf dem Auto sprach ein Wort.

Das Brausen kam näher, dazu das Getrappel von Tausenden von Füßen auf dem hohlklingenden Boden.

»Weiterfahren!« Die Stimme des Kommissars klang schrill.

Man fuhr weiter, der anstürmenden Flut entgegen. Und dann war man mittendrin. Mit einem Ruck stand der vorderste Wagen, die andern folgten, umdrängt, umstoßen, umbrüllt von Hunderten wahnsinnig gewordener, zerlumpter, sich wie die Verrückten gebärdender Menschen.

Der Kommissar war wachsbleich geworden. Er griff instinktiv in das Steuerrad. »Hinunterwerfen, wer heraufklettert!«

»Brot! Brot! Ihr bringt uns Brot! Gebt her! Gebt her! Brot!« Es schrie, es winselte, stöhnte, brüllte durcheinander. Man klomm auf die Räder, auf die Führersitze, Fäuste schlugen aufeinander ein, nackte, ausgemergelte Arme streckten sich aus.

Auf dem Auto sprach noch immer keiner ein Wort. Wie erstarrt standen die Tschekisten und Soldaten.

»Wir haben kein Brot! Wir haben selber nichts!« Die Stimme des Kommissars klang schrill, heiser. »Gebt Raum! Wir müssen weiter!«

Immer wilder drängte es um die Wagen. »Brot! Hunde, verfluchte, Brot! Wir verrecken, und sie fahren spazieren! Brot, gebt uns Brot! Hunde, verfluchte!« Man fing an, die Autos zu stürmen.

»Anlegen die Gewehre! Feuer in die Kanaillen!« kreischte der Kommissar. Gewehrläufe blitzten von oben in die Menge hinunter.

»Ah, Blutsäufer! Kommissarhunde! Schießt nur! Schießt nur, Blutsäufer ihr ... schießt doch!«

Fäuste, Steine, Stöcke wurden geschwungen. Ein Heulen ging über die rotglühende Steppe. Und dann ein Wort, gerufen, aufgefangen, gebrüllt von Tausenden: »Shid! Shid! Judenhund! Bey shidà! Schlagt den Juden tot! Bey shidà!«

»Schießen, Kanaillen, feige!« kreischte der Kommissar. »Fahr an, Chauffeur!«

Gewehrschüsse donnerten vom Wagen, mit einem Ruck ging der vorderste Wagen los, er drehte, herumgerissen vom Steuer, fuhr über formlose Leiber — holpernd, schütternd.

»Bey shidà! Bey shidà!« Es jaulte, es gellte, es brüllte über die Steppe.

Die drei andern Autos verschwanden im Haufen. Die Männer im fliehenden ersten Wagen konnten sehen, wie die Menschen über die Wagen herfielen, wie die im Handgemenge heruntergerissenen Rotarmisten zu beiden Seiten über die Wagenborde gezerrt wurden.

Das Auto des Kommissars raste durch die Steppe. Hinter ihm wälzte es sich, dunkle Klumpen, Menschenmassen, geschwungene Steine, brüllend wie die Tiere.

»Bey shidà! Bey shidà!« Der Kommissar stand aufrecht hinten im Wagen. Er sah starr geradeaus. Die Sonne war untergegangen. Schwarze Schatten zogen über die Steppe.

Die Lyrik der primitiven Völker

Von Dr. Heinz Werner

Lieder sind es, in des Wortes weitester Bedeutung, welche die Lyrik primitivster und primitiver Völker ausmachen. Das bedeutet: an dem Ursprung poetischer Kunst ist das Lied ein gesungenes Gedicht, das Gedicht tönende Gebärde. Hin und wieder begegnet man gesprochenen Versen; die ursprüngliche und weitaus häufigste lyrische Form ist jedoch eine innere Einheit von Musik, Wort und Gebärde. Diese innere Einheit, diese gegenseitige Anpassung von Wort und Melodie geht vielfach so weit, daß Naturmenschen es einfach nicht begreifen, wie man textlich wohlabgerundete Gesänge nach Art der europäischen überhaupt noch als »Kunst« ausgeben könne. Etwas verächtlich meinen daher die Omaha-Indianer und ebenso die Schwarzfuß-Indianer, die Weißen seien gar nicht imstande, ein schönes Lied hervorzubringen. Die indianischen Gesänge, ja, das seien echte Lieder, aber die sogenannten Lieder der Europäer, das seien bloße Reden, das sei Prosa.

Wenn man die poetische Kunst der Indianer auf sich wirken läßt, dann versteht man dies Urteil vollkommen. Solche Lieder bestehen aus abgerissenen Worten, sinnlosen, sogar teils in die Worte eingeschobenen Affektsilben; von einem inneren poetischen Zusammenhang ist für den Außenstehenden nichts zu spüren. Wenn Tschippewä-Indianer den Friedenspakt mit ihren Feinden schließen, so singen sie beispielsweise das folgende Lied:

Führer, Führer, »Kleinkrähe«, Häuptling,
o Führer!

Überall trifft man bei Naturvölkern auf eine Art der Setzung von Wörtern, die von der unsrigen völlig verschieden ist. Liedtexte haben eine von der Prosa mehr oder weniger abweichende Sprache. Die Wörter sind abgerissen, unzusammenhängend und daher manchmal selbst für den Eingeborenen, der die Lieder singt, völlig unverständlich. Da der Reiz, den der Naturmensch beim Singen und Hören von Liedern empfindet, vielfach nur auf dem Klanglichen und Rhythmischen der Worte und Melodien beruht, so übernimmt er — in den verschiedensten Gegenden der Welt — Gesänge von fremden Stämmen, deren Sprache er nicht beherrscht. Wir hören z. B. von westaustralischen Völkerschaften, daß selten eine Familie bei andersstämmigen Nachbarn Besuch mache, ohne daß sie ein oder zwei Lieder nach Hause brächte, die dann mit demselben Eifer gesungen werden, als wären es die eignen.

Derartige Lieder können übrigens noch in andrer Hinsicht unverständlich oder schwer verständlich sein. Nämlich insofern, als der Inhalt oft persönlichstes Erlebnis des Sängers ist, das sich als lyrisches Bruchstück, für jeden Uneingeweihten vollkommen unfaßbar, äußert. So hat z. B. das Lied eines Omaha-Indianers folgende Vorgeschichte: ein eben verstorbenes Mädchen erscheint dem untröstlichen Bruder im Traum mit den Worten: »Ich habe dich gesucht über die Weite des Landes hin.« Darauf ist er getröstet, er weiß sie als seine Beschützerin und dichtet das für den Uneingeweihten natürlich unverstehbare Lied: »Ich suche dich, o — Erde Ausdehnung über — Ich suche dich, o ...«

So viel über die äußere Form der Urlieder der Menschheit. Und der innere Gehalt?

Es gibt eine ganze Reihe von Gesängen bei primitivsten und auch noch bei höheren Naturvölkern, die überhaupt keinen inneren logischen Gehalt besitzen, die vollkommen sinnlos sind. Nicht immer und nicht überall sind die Lieder der Primitiven bedeutungslos oder unverständlich, sie sind es um so weniger, je mehr der Naturdichter mit dem Liede eine innere Absicht, sich zu entladen, oder eine äußere, etwas damit zu erreichen, verfolgt. Neben vollkommen sinnlosen oder auch wenig verständlichen Gesängen, in denen das Melodisch-Rhythmische weitaus überwiegt, findet man schon auf sehr primitiver Stufe Gesänge, die einen, wenn auch einfachen logischen Zusammenhang zeigen, ursprünglich aus einer Augenblicksstimmung geschaffen, allmählich aber durch Tradition von Volk zu Volk, von Ahnen auf Kinder und Kindeskinder überliefert werden.

Mit dieser durchaus sinnvollen Lyrik und ihrem Gehalt wollen wir uns beschäftigen.

Wir müssen dabei die Geistigkeit des europäischen Menschen weit hinter uns lassen. Was uns hier als Lyrik begegnet, ist Ausdruck einer Menschheit, für die es absolute geistige Werte wie Wissenschaft und Kunst, die um ihrer selbst willen gepflegt werden, vorerst noch nicht gibt. Alles, was der Naturmensch äußert, steht in engster Beziehung zu seinen persönlichen Bedürfnissen. Die Lyrik des Naturdichters ist in einem ganz extremen Sinn bodenständig, sie ist mit dem Alltag und seinen Forderungen in einer ungeahnt innigen Weise verknüpft. Es sind alltäglichste Ereignisse, Wünsche, Hoffnungen, die in der Urlyrik zum Ausdruck kommen. Nicht die verfeinerten Gefühle einer geistigen und seelischen Liebe, der Wehmut, Dankbarkeit oder gar einer Weltanschauung, sondern grob-sinnliche Affekte: Hunger, Ärger, Wut, Haß, Spott usw. sind Bildner primitiver Lyrik. Und dennoch: trotz des fast unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen der urtümlichen und der fortgeschrittenen Lyrik: im Grundwesen aller Lyrik sind sich niedere und höhere Poesie gleich. Goethe, der tiefste lyrische Gestalter, hat es einst ausgedrückt, als er von der Poesie im Sinne einer »poetischen Beichte« sprach: die inneren Leidenschaften, die Sehnsüchte des Menschen sind es, die in den Liedern ergreifenden Niederschlag finden.

Und es ist nicht zufällig, sondern im eigentlichen Sinne der Lyrik begründet, daß den tiefsten und den höchsten Liedern der Menschheit besonders zwei Grundaffekte wesentlich sind: die Sehnsucht (im allerweitesten Sinne) und die Klage. Natürlich äußert sich diese Sehnsucht und die Klage bei Primitivsten und Primitiven in absoluter Sinnlichkeit, in grob körperlichen Gefühlen: Sehnsucht wird zur Begierde, Klage oft zu einem Sichbeklagen.

Urformen der Lyrik sind Sehnsuchtslieder nach Nahrung und Besitz, nach sinnlicher Befriedigung, sind ferner die Trauerlieder; hinzu tritt vermutlich später der Zorngesang, der sich besonders als Lied gegen Feinde und gegen das andre Geschlecht ausbildet.

Die Lieder, die einen Wunsch nach Nahrung in Form einer Beschreibung von Nahrungstieren und -pflanzen und die Sehnsucht nach sonstigem Besitz ausdrücken, finden wir als zweifellos sehr primitive Gesänge bei den tiefststehenden Völkern, die wir kennen.

Die kleinwüchsigen Semang der malaiischen Halbinsel Malakka haben eine Unzahl von Liedern, aus denen die Sehnsucht nach Nahrungstieren und Früchten spricht:

Fett, unsre Frucht, am Ende (des) Zweiges;
Sie klettern, sie reißen ab, am Ende (des) Zweiges;
Fett, Vogel, am Ende des Zweiges;
Fett, junge Eichhörnchen, am Ende des Zweiges.

Die Form dieser Lyrik ist die bloße Beschreibung. Der Gegenstand des Interesses wird in seiner äußeren Gestalt und in seinen Bewegungen aufs genaueste beschrieben. Die Lyrik der Tierbeschreibung ist daher außerordentlich umfassend innerhalb der ursprünglichsten Poesie. Einer der berühmtesten Gesänge dieser Art ist das Lied, das die Semang über den Kra-Affen singen:

Er rennt entlang die Äste, der Kra.
Er trägt Früchte mit sich, der Kra.
Er geht hin und her, der Kra.
Über den Nguku, der Kra.
Über den Rambutan, der Kra.
Über den Semebambus, der Kra.
Über den Hamalingbambus, der Kra.
Über den Dickbambus, der Kra.
Er äugt abwärts, der Kra.
Er rennt entlang, der Kra.
Er rennt entlang die Äste, der Kra.
Er äugt vorwärts, der Kra.
Unter jungen Rambutans, der Kra.
Zähnefletschend, der Kra.
Von jedem Bäumchen, der Kra.
Er äugt vorwärts, der Kra.
Hergerichtet zum Tanz, der Kra.
Mit dem Stachel des Stachelschweins (durch die Nase), der Kra.

Für die Allgemeinheit dieser Nahrungstier-Gesänge ist es bezeichnend, daß in einem ganz andern Weltteil, auf Neu-Guinea, Lieder von ähnlicher Form gesungen werden:

Ein wenig watete das Wildschwein mit den Füßen im Wasser.
Es ging ins Wasser, um Fische zu fangen.
Es trank Kokosmilch auf der Insel Buyan.
Es trank Kokosmilch auf der Insel Singa.
Es trank Kokosmilch im Dorfe Wulabo ...

Aber auch sonst ist alles, was mit der Nahrung zusammenhängt, Gegenstand eines ursprünglichen lyrischen Interesses. So beschreiben die Botokuden noch lange Zeit später die Schlachtung eines Ochsen, der ihnen von einem Kapitän als Geschenk überlassen war:

Kapitän ist gekommen,
Kapitän ist gut,
Kapitän hat einen Ochsen gegeben,
Ochs wurde angebunden,
Ochs war wild,
Ochs mit dem Beil auf den Kopf geschlagen
Ochs zitterte,
Ochs fiel tot um,
Ochs ist gut,
Kapitän ist gut.

Ebenso sind auch sonst bei diesem sehr primitiven Völkchen alltägliche Ereignisse, die sich um die Nahrung drehen, ein beliebter Gegenstand ihrer Lieder, z. B.:

1. Die Sonne ist aufgegangen, Alte gib mir was in den Topf, damit ich essen und zur Jagd gehen kann.
2. Botokudos geht töten Vögel, Schweine, Tapire, Hirsche, Affen, Schlangen, Fische ...

Jede Art von materiellem Besitz und insbesondere Sehnsucht nach diesem wird besungen. So bildet sich der bei vielen primitiven Völkern übliche Bittgesang um Geschenke als besondere Spielart der »Nahrungslyrik« aus. Es sang etwa eine Weddafrau (Ceylon) nach Empfang eines Geldstückes durch einen Weißen folgende Worte:

Muß es spalten, dann verteilen, dann verteilen ..

Habe nun Betel, habe Tabak, fehlt mir noch Arekanuß, fehlt mir noch usw.

Der Herr hat mir ein Tuch versprochen, hat nur Erzgeld gegeben usw.

Etwas höher steht eine Gesangsgruppe der immerhin sehr primitiven Andamanesen (Indischer Archipel). Es sind Lieder, die zusammengenommen den Inhalt einer sehr einfachen Ballade ausmachen. Zuerst befiehlt man sich gegenseitig aus Mangel an Schweinen Muscheln zu suchen. Hierauf erklärt der Sänger, von den Dschungeln kommend, daß er keine Schweine gesehen habe; das Gesumme von Bienen hätte deren Grunzen übertönt. Er sei dann auf einen Begräbnisplatz gekommen, wo wegen der Toten kein Schwein ge-

wesen sei; dort hätte er Kopfweh bekommen. Schließlich hätte er ein Schwein gefunden und getötet, nachdem er heimlich den Bogen gespannt hätte:

Kommt ihr! Muscheln leset auf, leset auf!
Ihr, Muscheln leset auf!
Er durch wir schnell nimmt heim er.

Bienen mich machten taub,
Zikaden mich machten taub,
Mich machten taub, singend in die Ohren.

Toten Mannes Beine dasselbe als (ich) will jagen,
Mein Kopf,
Schmerz, mein Kopf,
Schmerz ist, Herzklopfen.

Bogen sein unterer Teil zurückziehen,
Bogen sein unterer Teil,
Auf Zehenspitzen ich kroch leise.

Neben diesen Nahrungsliedern gibt es — ebenfalls primitivster Sphäre angehörende — Gesänge, die den Wunsch nach geschlechtlicher Befriedigung ausdrücken. In North-Queensland (Australien) werden beispielsweise derart obszöne Lieder fast ausschließlich von Männern zum Vergnügen gesungen. Auch sonst kann jede Art der alltäglichen Verrichtung zum Inhalt eines Liedes werden. Zum Beispiel wird der (im Hinblick auf den Fischfang) besonders wichtige Bootbau von einem Angehörigen eben jenes sehr ursprünglichen Völkchens der Andamanesen so besungen: »Am Ende des Tages gingen wir leise und hörten den Lärm eines Bootes, das ausgehauen wurde!«

Vermutlich etwas höher stehende Lieder sind die aller Orten bei Naturvölkern auftretenden Klagelieder. Sie mögen nicht so ursprünglich sein wie etwa die Nahrungslieder; das geht daraus hervor, daß die Primitivsten ihre Toten vielfach sang- und klanglos verlassen. Die meisten lebenden Naturvölker haben jedoch diese Epoche längst überwunden und beklagen ihre Toten aufrichtig, noch häufiger allerdings im Sinne reiner Konvention. Hier ist es nun interessant zu sehen, wie eine große Reihe primitiver Totengesänge die Trauer mit dem Grundaffekt des Lebens, dem egoistischen Nahrungstriebe und dem Streben nach körperlichem Wohlsein, verbindet. In Melanesien (Südsee), in Zentralamerika und in Afrika gibt es Lieder, die sich darin äußerst ähnlich sehen. Es ist überall mehr die Klage um den Verlust eines Versorgers, als eine rein seelische Trauer. Ich setze ein derartiges Lied aus der Südsee her:

Mein Gemahl ist gegangen, wer ein andrer wird mir sein?
Mein Vater! wer Arbeit (machen) für mich er wird?
Mein Gemahl! wer Kokosnüsse (klauben) für mich er wird?

Diesem Südseelied fast vollkommen entsprechend ist der folgende afrikanische Gesang aus Kiziba:

Die Frau mein, sie starb. Ich mache was?
Mir wird gekocht von wem? Mir wird geackert von wem?
Es raubte die Frau mir mein, warum?

Und schließlich die Totenklage eines Miskito-Zambo (Zentralamerika):

(Meine) arme Frau ist gestorben.
Wer wird etwas für mich tun?
Wer wird deiner Kinder Kleider waschen?
Ich bin armselig, ich bin ein beklagenswerter Mann!

Besonders charakteristisch für die eigentümliche Verschiedenheit primitiver und höherer Lyrik ist das außerordentlich häufige Vorkommen einer Liedform, deren Grundgefühl ein sehr banaler Affekt ist, nämlich der des Zornes, ja sogar des ganz gewöhnlichen Ärgers. Nichts ist bezeichnender für die Tatsache, daß die Lyrik viel mehr als in unsrer fortgeschrittenen Sphäre verwurzelt ist mit den Alltäglichkeiten des Lebens, daß sie der menschlichen, allzu menschlichen Praxis entspringt, als gerade derartige Zornlieder. So finden wir, daß der Ärger, der doch in den Poesien einer höheren Kulturstufe gar keine Bedeutung hat, in der primitivsten recht häufig ist. Ein solcher Ärger-Gesang aus Südamerika lautet:

Jetzt rode ich nicht mehr den Wald!
Jetzt nicht mehr reinige ich die Pflanzen von Unkraut!
Ihr seid sehr knickerig!
Ich kehre zurück!
Zum alten verlassenen Haus kehre ich zurück!
Denn ihr gebt nichts zu essen!
Genug, ich reiße keine Mandiokapflanzen mehr aus!
Ich beschneide nicht mehr die Mandiokapflanzen!
Ihr hättet in den alten Häusern bleiben können!
Ihr hättet in der Wildnis bleiben können!

In ähnlicher Weise ist der Ärger bei den südafrikanischen Thonga ein wesentliches liedbildendes Gefühl:

Sie behandeln uns schlecht!
Sie sind hart zu uns!
Sie trinken ihren Kaffee!
Und sie geben uns keinen!

Auch der reine Hohn, besonders gegen persönliche Feinde und gegen das andre Geschlecht, ist ein sehr wesentliches liedbildendes Gefühl in einer Form und in einem Ausmaß, wie es uns Kulturmenschen gänzlich unbekannt ist. Schon bei den armseligsten Menschen, die heute leben, den zentralafrikanischen Zwergen, sind spontane lyrische Bosheitsbezeugungen nicht selten. Schweinfurth, der afrikanische Forschungsreisende, teilt ein solches Spottlied mit, das die Freude über die Köpfung

eines Feindes ausdrückt: »Bakinda, wo ist er? Bakinda ist im Topf!« (Schweinfurth kochte damals die Köpfe für anthropologische Zwecke aus.)

Und hierher gehört auch eine unzählbare Menge von Kriegsliedern aller Naturvölker, in denen die Feinde auf die erdenklichste Art verspottet und verhöhnt werden. Der Hohngesang eines Kwakiutl-Häuptlings auf einen andern lautet: »Du wirst gleich sein wem? Einem alten Hunde gleich, ausstreckend alle viere vor mir, wenn ich werde erregt ins Haus gehen.«

Besonders interessant sind die Spottlieder, in denen sich, wie in Wettkämpfen, die Kämpfer gegenüberstehen (vgl. die Schnadahüpfln unsrer Alpenbewohner). Ausgedehnt findet sich der Hohn des Einzelnen dem Einzelnen gegenüber in den Trommelgesängen der Eskimos. Bei Beleidigungen wird der Streit unter Trommelschlagen und Spottgesang ausgetragen, wobei die Zuschauer demjenigen recht geben, der besser gesungen hat. Das folgende Trommellied hat diese Vorgeschichte: der Angegriffene hatte den Sänger herausgefordert, weil dieser sich das Weib jenes Mannes angeeignet hatte. Der Sänger verspottet nun den Ehemann, daß er ihm früher einen Seehund gestohlen habe:

Mir war bange, als ich hörte, du wolltest mich herausfordern zu einem Trommellied — ah-va-va!
Du wolltest mich zu einem Trommellied herausfordern, da ich allein bin, und du dachtest, ich sei ungeschickt — ka-na-va-va!
Oh, wie vergeßlich bist du doch! Es ist sehr schlecht, so vergeßlich zu sein — ha-va-va!
Erinnerst du dich noch der Zeit, als du nicht mit andern leben konntest und wir dich in unserm Hause aufnahmen? — pu-va-va!
Warum waren wir so verrückt, dich aufzunehmen und dir einen Platz in unserm Haus zu geben? — sa-va-va-va!
Du brachtest uns nichts Gutes, du benütztest unser Haus, aßest von uns und stahlst von uns!

Weitverbreitet sind nun auch die Spottlieder, in denen der Andersgeschlechtige verhöhnt wird. Das ist jene Form von erotischen Liedern, die man auch in solchen ursprünglichen Geisteszonen antrifft, wo eine eigentliche Liebeslyrik fehlt. Besonders gern wird allerorten in diesen Spottliedern der Mann oder die Frau dadurch verhöhnt, daß ihre Liebesbegierde bloßgestellt wird. Diese Lieder wirken besonders im Sinn einer Beschämung, wofür Naturmenschen sehr empfindlich sind. So wird im Gesang eines Südsee-Insulaners eine Frau bespöttelt, weil sie während der Stillung ihres Kindes an Liebesabenteuer denkt.

Ein sibirischer Eskimo bespöttelt ein Mädchen so:

Dieses Mädchen, wer ist es? Ich will dies sagen:
Es ist ein Laus-aufspießendes schlechtes Kleines,
Gleich einem Laus-Ei an Größe, spitze Arme habend, spitze Beine habend.

Ich habe schon die eigentümliche Tatsache besprochen, daß die Urlyrik **Lobgesänge** auf Freunde, auf eine Geliebte nicht enthält. Dieser für die Kulturlyrik so wesentliche Gehalt tritt vorerst völlig zurück, weil der Naturmensch einer derart rein geistigen Zuneigung und inneren Unterwerfung, wie sie sich in dieser Liedform ausspricht, unfähig ist. Die Naturmenschheit besitzt aber wenigstens in etwas höherer Schicht eine eigentümliche Art von Lobliedern. Da sind einmal die Lieder des **Selbstlobes** der Einzelnen, voll Selbstüberhebung. »Wir sind das Feuer, welches das Land verbrennt!« lautet ein Gesang der südafrikanischen Thonga. Die andre Hauptgruppe von Lobliedern sind die durch die Furcht vor den Mächtigen diktierten Gesänge; **Preisgesänge** der Häuptlinge und großen Krieger also. Wir finden sie in den beiden wichtigen Zonen der Häuptlingsverehrung, im Gebiet der südafrikanischen Zulu und auf der polynesischen Inselwelt besonders ausgeprägt. Unter einem Fußfall wird der Häuptling der Zulu gepriesen; gerade im folgenden Liede ist das Motiv der Furcht, das in der Ehrfurcht und im Lobe steckt, besonders deutlich:

Du Grab, du dunkles von Nobamba! —
Du Quelle von Nobamba,
Davon ich trinkend,
Tot fiel nieder,
Und sank in den Schatten von Epungeni.

Alle bisher besprochenen Liedformen, mit Ausnahme der Loblieder, gehören einer Lyrik an, die, wenn sie sich auch in den höchsten Zonen der naturvölklichen Poesie finden, jedenfalls besonders charakteristisch ist für die primitivere Poesie. Diese Lieder sind alle dadurch gekennzeichnet, Ausfluß eines Gefühls zu sein, das in engstem Zusammenhang mit dem Triebleben des Alltags steht. In höherer Entwicklung wird die alltäglich-praktische Betätigung eine immer mehr **zauberhafte**; das magisch-religiöse Weltbild verdrängt das außermagisch-naive. In diesen Zauberfluß der Welt getaucht, erscheinen schließlich alle Verrichtungen, alle Hoffnungen, alle Erkenntnisse zauberhaft bedingt und magisch wirksam. Darum wird auch die Lyrik in der magischen Welt schließlich völlig den zauberischen Zwecken dienstbar. Alle Arten von Liedern, die wir bisher besprochen haben: die Nahrungs- und die erotischen Lieder, die Klage- und die Zorngesänge bekommen schließlich magischen Gehalt. Dabei unterscheiden sich vorerst solche Zauberlieder äußerst wenig von den nicht zauberhaften, und nur der Eingeweihte weiß die magische Bedeutung zu schätzen.

Der Korkbaum schwankt: krach, krach.
Sein Stamm bewegt sich mit dem blasenden Wind
Sich ausbreitend, dicht belaubt, schwankend.
Blätter des Korkbaums, Wurzeln des Korkbaums.



Irmgard Thürmer: Kinderbildnis

Unterirdische Wurzeln, Wurzeln an der Oberfläche.
Wurzeln an der Oberfläche sind streitende Schlangen.
Knospen des Korkbaums sind Brustwarzen der Jungfrau,
Blätter des Korkbaums sind voll Saft wie Milch.

Dies ist etwa ein primitiv malaiischer Gesang, der die Fruchtbarkeit des Korkbaums fördern soll. Wie man sieht, ein reines Beschreibungslied, wie die früher zitierten Nahrungslieder es auch sind; nur die Absicht, unter der sie gesungen werden, stempeln sie zu mystischer Lyrik. Ähnlich bestehen Liebeszaubergesänge in der Herbeizauberung der erotischen Freuden, auch darin, daß der Zauberer für die Liebeszwecke seinen eignen Körper auf magischem Wege wohlgestaltet. Ein mikronesischer Liebeszauber (Südsee) ist der folgende: »Möge ich stehen wie die königliche Umbrella ... Gras, Zweige, Bäume aller Art, des Himmels und der Erde, beugen sich in tiefer Ehrfurcht vor mir!«

Den Totenliedern entsprechen Banngesänge und Wehklagelieder, die durch Absingung den Toten fernhalten oder ihn von der Trauer wirksam überzeugen sollen.

Die Sprache der Totengesänge ist entweder eine für diese Zwecke ersonnene oder eine durch Gleichnisse aller Art bewußt unverständlich gemachte; sie kennzeichnet die Scheu vor dem Toten durch das Weglassen der alltäglichen Ausdrücke: so wie die Witwe etwa durch ihre Tracht sich maskiert aus Angst vor alltäglicher Berührung mit dem Toten, so verhüllt sie sich auch durch die Besonderheit der Worte in ihren Klageliedern. Ein derartig zauberischer Klagegesang auf Fidschi (Südsee) läßt die Mücken und Ameisen singen:

Hör' auf die Klage der Moskitos!
»Gut ist's, daß sie müssen sterben und weitergehen,
Aber wehe um meine Muschelschale,* die sie mir fortnahmen!« —
Hör' auf die Klage der Fliege!
»Gut ist's, daß sie müssen sterben und weitergehen,
Aber wehe um das Auge, das sie mir fortnahmen, von dem ich trank!« usw.

Den ursprünglichen Feindliedern entsprechen in der zauberhaften Menschheitsstufe Haß- und Kriegsgesänge von absolut magischem Charakter. Ein solcher zauberischer Schimpfgesang ist der folgende malaiische Spruch: Blickt auf diesen Menschen, als blickt ihr auf Asche! Als blickt ihr auf Sumpf! — Sitzend haßt! Schlafend haßt! Gehend haßt! Essend haßt!«

Die sonstigen Kriegszaubergesänge verraten nur in den seltensten Fällen ohne weiteres ihren magischen Charakter. So gebrauchen die Schwarzfuß-Indianer die folgende Zauberformel, die beim Anschleichen des Feindes Erfolg verspricht: »In der Nacht werde ich nicht gesehen. Die Hunde sind meine Freunde (d. h. sie bellen nicht).«

* Das menschliche Ohr.

Aber im weiteren Verlauf der Entwicklung des Zauberwesens gibt es keine Ereignisse, keine Wünsche, keine Ängste und Hoffnungen, die sich nicht im magischen Liede spiegeln. Die einfältigsten Schlummerlieder bekommen zauberhaften Charakter, bei den Eskimos auf Grönland ebenso wie in Afrika.

Wenn wir nun nochmals zurückkehren auf den eigentümlichen Gehalt und die eigentümliche Form der primitiven Lyrik, so finden wir das Wesen dieser Liedkunst nicht so sehr erfüllt durch die Freude an poetischer Gestaltung, sondern wir sehen die Lyrik unmittelbar in das alltägliche praktische Leben eingreifen. Ihre wichtigste Aufgabe ist, Wünsche als erfüllt vorzugaukeln, augenblickliche Freude und augenblickliches Leid in Stoßseufzern zu versinnlichen, Menschen feindlicher Art zu verspotten und zu verhöhnen, und schließlich alles irgendwie Begehrenswerte durch Zauberformeln anzuziehen oder zu verbannen. Und es ist besonders bezeichnend, daß die Motive höherer Lyrik, Wehmut und Sehnsucht, seelische Liebe und Freundschaft, melancholische Klage und Naturstimmung, fehlen. Denn all diesen geht die unmittelbare Beziehung zur Praxis des Alltags ab, all diesen fehlt die sinnliche Körperlichkeit, das Robuste der Tat. Die höchste Blüte menschlicher Sangeskunst, die Stimmungslyrik, entsteht erst verhältnismäßig spät.

Stimmungslieder findet man daher in nennenswertem Umfang erst bei den fortgeschrittensten Naturvölkern: neben vereinzelten Erscheinungsformen in Afrika und Amerika hauptsächlich unter den Volksstämmen der polynesisch-malaiischen Inselwelt. Hier sind es im wesentlichen zwei Arten der Lyrik: die Lyrik der Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft und die religiös gefärbte Lyrik der Weltschöpfung und Entwicklung. Sehr eigentümlich ist, daß die Stimmungslyrik der Sehnsucht nach geliebten Menschen zu einem sehr wesentlichen Teil von Frauen ausgebildet wird. Schon auf einer Stufe, auf der die Männer den Weibern gegenüber nur Spottgesänge kennen, wie auf den Salomonen der Südsee, singen Frauen von Sehnsucht und Liebe nach dem Manne. Ein in seiner Naivität ergreifendes Frauenlied aus Afrika sei hier einem formvollendeten Liebesgesang aus Neuseeland gegenübergestellt:

Morgen, morgen will ich aufbrechen,
Morgen, mein Vater, will ich aufbrechen.
Ich will aufbrechen mit einer Axt.
Mit dieser Axt will ich den Baumstumpf abhau'n,
Den Stumpf, an dem mein Freund das Bein sich wundschlug.

Die neuseeländische Frau aber klagt:

Dort steht der Stern, begegnet bald dem Morgen,
Er ist hinaufgestiegen, wird nun abwärtssteigen ...

Bald wird mein Freund Hapai von fern sich nähern —
O weh, mein Herz ist mir zerbrochen an dem Abend.
Wer wird zurück zu Waihuna, an sie sich lehnen,
Der hier zu Ripera das Bette freundlos steht?
Zu meinem abgenutzten Leib kehrt er zurück nicht mehr! —
Genug! Ich will ins Weite segeln — bald
Kehr' ich zum Bett zurück, wo ich geboren,
Wenn finster, mondlos über mir die Nacht droht.

Erschauern vor dem unfaßbaren Geheimnis des Todes versinnlicht sich in dem folgenden mikronesischen Trauerliede:

Was ist mit uns geschehen,
Daß der Himmel sich geneigt hat
Und niedrig ist?
Wir schreiten dorthin hinüber,
Aber ich kenne nicht unsern Weg.
Nämlich wir, steigen wir hinab
Oder steigen wir gen Himmel?
Zweifel ist in meinem Geiste ...

Eine weitere große Gruppe der Stimmungslyrik fortgeschrittener Naturvölker beschreibt in unermüdlicher Wiederholung die Größe und Weite der Welt, die unermeßliche Macht der Götter, die sie schufen.

Zum Schlusse stehe ein Beispiel für die Fähigkeit hawaiischer Dichter, das Gefühl der Erhabenheit in Bilder umzugießen: »O Kane, o Kuka-Pao! Und Lono-nui, wohnend in dem Wasser! — Geschaffen wurde der Himmel, die Erde. — Belebt, wachsend, sich bewegend. — Seiend, oben, jenseits, in zwei Teile geteilt. — Oh, der Ozean, der große, von Kane! — Oh, der Ozean, mit den Wassern durchdringend (die Erde)! — Oh, der Ozean, mit den Fischen, den großen — und den Fischen, den kleinen — und den Haien, und den Niuhi — und den Walen — und den Fischen, den großen, den Hihimanu von Kane.«

Die gesamte Stimmungslyrik dieser hochentwickelten Naturvölker ist Kunst, die in ihrem Gehalt und ihrer Form uns geistig nahesteht. Sie ist verwandt der Liebes-, der Klage- und der religiösen Lyrik, wie sie etwa bei den Semiten, den Juden und Babyloniern, zu finden ist, sie fußt auf Gesetzen der Gestaltung, die mehr oder weniger auch die unsrigen sind. Es darf allerdings nie vergessen werden, daß, wie alles Kulturgut, auch die höchste poetische Kunst geworden ist; und um sie vollends zu verstehen, ist es belehrend, die gröberen und sinnlicheren Gebilde urtümlicher Völker in ihrer Eigenberechtigung auf sich wirken zu lassen und anzuerkennen.

Frühling

Nun jubeln alle Hügel im Licht,
Wiegen im kleinen Wind sich die hellen Bäume,
Blühen die schweigenden Weiler
Weit in den Himmel hinein
Ihrer rauchenden Opfer blaues Frohlocken —
Ach, auf dem silbernen Teppich der Helle
Möcht' ich mich betten und
Beten möcht' ich, innigen Dankes voll,
Und die Erde umarmen, umklammern,
Die uns den segnenden Schoß
Wieder geöffnet!

Und ihre Früchte, sieh,
Heute schon trage ich sie,
Frühe Früchte des Frühlings,
In meinen singenden Händen.
Oh, den kostbarsten halten sie,
Längst den zärtlichsten meiner Träume
Fest, unlöslich gefangen:
Dich! — Du Ferne, du Liebe ...

Elmar Schoene

Wenn es köstlich gewesen ist

Vom Leben und von der Wärme einer Mutter

Von Helene Voigt-Diederichs

Von der Heuldecke und andrer Weisheit

Als ihre eignen Kinder noch nicht erwachsen waren, wünschte die Mutter sich schon Enkel, mit einem kleinen Stoßseufzer sogar: damit sie noch einmal von vorn anfangen und sie ganz richtig erziehen könne. Enkel, die ordentlich wären, alertig, nicht mundfaul ... es gab genügend Grund, dies oder jenes Kind einmal zu tadeln! Doch geschah es gelinde, vielleicht auch nur gegen einen Dritten gewandt; aber pflichtete dieser Dritte der Mutter bei oder griff gar selbständig an — gleich stellte sie sich schützend vor das abwesende, entschuldigte, klärte auf, hielt zugute. Der Fehler war nicht halb so groß, wie er scheinen mochte!

Ihrem Erstgeborenen gegenüber vertrat die Mutter die Ansicht, die menschliche Natur sei gut, und es komme nur darauf an, sie in diesem Zustand der Unschuld zu halten, vor allem keine Begierde zu wecken. So hielt sie es für wichtig, daß er den Zucker, diese Wolfsgrube der Zähne und der Moral, gar nicht kennenlerne. Jahrelang lebte sie in der Sicherheit, er wisse nicht, wie eben dieser Zucker schmecke, und sei deswegen gegen jedes Begehren gefeit. Aber als sie eines Tags aus seinen geschwollenen Taschen große Brocken des frisch zerschlagenen Zuckerhutes würgte, dämmerte es ihr, daß mit der Geburt schon die Vertreibung aus dem Paradiese beginne, ja, daß mehr allgemeines Gesetz als persönliche Ausnahme dahinterstecke.

Mehr und mehr erkannte die Mutter im Laufe der Zeit, daß zweierlei den Menschen bilde: das, was er von Natur aus sei, und das, was die Eltern dazugäben oder auch, je nach Umständen, davontäten. Freilich ließ das von Jahr zu Jahr anspruchsvollere Getriebe von Haushalt und Menschen ihr immer weniger Zeit für das einzelne Kind. Sie beschränkte sich darauf, möglichst wenig zu untersagen; was aber verboten war, das blieb verboten, und Verstöße wurden bestraft. Ferner wurden nach Möglichkeit fromme Gewohnheiten gepflegt; seinen Mitmenschen mit gutem Beispiel vorangehen, war die erste sittliche Pflicht.

Schelten tat die Mutter kaum. Sie schlichtete, mahnte ernstlich oder wurde auch einmal kurz. Sie sagte »Gehorche!«, oder sie schnitt die Erfüllung eines schädlichen Wunsches ab mit einem munteren »Und wenn du dich auf den Kopf stellst!« Dann wieder konnte sie einem ungehörigen Quäler durch ein schroffes »Dann tu es!« nachgeben, mit dem sicheren Erfolg, daß daraufhin der Bittsteller geheilt abzog. Um einen fröhlichen Rat war die Mutter nie verlegen. Scholl es ihr mißmutig entgegen: »Ich hab' keine Lust!«, folgte rasch ein straffes »So tu es ohne!«

Strafen gab es natürlich auch, Gott sei Dank. Der Vater schritt ein, wenn ein Massenverbrechen vorlag, Plünderung des verbotenen Kirschbaumes, Waten am Rande gefährlicher Kuhlen oder eine Jungviehhetze. Er hielt ein schnelles Verhör, niemand leugnete; meist waren auch die Beweise zu handgreiflich. Im Anschluß daran gab es mit der Reitpeitsche einige Durchzieher auf die drei oder vier Wadenpaare. Die Mutter ihrerseits lobte sich das lockere Handgelenk im rechten Augenblick. Mit Haarbürste, Löffel, Lineal oder was sonst gerade ihr im Griff war, setzte sie hurtig ein kleines sanft brennendes Pflaster auf Mund oder Hand.

Die Kinder waren nicht gröblich ungeraten, doch gelegentlich naschten sie, waren trotzig, kamen beim Rufen nicht schnell genug. Sie liefen heimlich barfuß oder, was das am meisten Anstrengende und Bekümmerliche für die Mutter war, sie tirrten sich untereinander. »Er (oder sie) tut mir was!« war eine beliebte Klage.

Stets gab es, die Mutter zum Vermitteln nötigend, zwischen den Kindern Bündnisse oder Gefahrzonen, angesichts derer ein Teil kläglich außenvor zu bleiben oder vergewaltigt zu werden drohte. Besonders als die Jungen heranwuchsen und in die Flegeljahre übergingen, das heißt, viel zu ungeschickt wurden, Liebes zu tun, und darum Böses taten. Reichliche Neckereien waren den Schwestern zugedacht und wirkten mannigfach zurück. Es gab da allerhand erlesene Namen, die nicht selten durch die Lüfte schwirrten. Piepsmüschen, Schreihals, Heulmaschine, Klotz, Neckhans — das Schlimme war, daß die Mutter selber derlei Ehrentitel in einem raschen Augenblick erfunden und damit für alle Zeit als Vergeltungsmittel anerkannt hatte.

Rangelte ein Kind quälerisch umher, hatte, was es brauchte und war dennoch mit allem unzufrieden, ward es kurzerhand nicht etwa abseits, sondern recht mitten in die Stube, auf die Heuldecke gesetzt. Diese war eine Schöpfung der Mutter, ihre Wirkung lag rein im Seelischen und hatte in allen Fällen verschleppter Mißlaune den besten Erfolg. Mausegrau mit feuergelbem Saum wartete die Heuldecke meist vorsorglich schon hinterm Torfkasten. In Fällen schwereren Geschreis wurde das Kind wohl rasch einmal übergelegt und bekam was auf seine vier Buchstaben; vorberechnet und kalten Herzens strafte die Mutter nicht. »So, nun hast du was, worüber du weinen kannst!« Meist ging sehr bald die Sturmflut des neuen Gebrülls

in Plätschern über, aus dem sich mit zunehmender Deutlichkeit herauslöste: »Ich — will wieder aa—rtig sein!« Nach wenigen Minuten war dann das Gestrafte so weit, mit heißem »Verzeih!« sein Kußmäulchen hinzuhalten. Das heißt, einige der Kinder sagten nicht Verzeih, sondern kamen stumm mit ihrem Mund; andern ward auch dieses schwer, und ihre Natur verhängte es über sie, warten zu müssen, bis sie geholt und befragt wurden: »Soll ich es dir verzeihen? Willst du es auch ganz gewiß nicht wiedertun?« Manchmal mußte sogar dieses Ja noch gelockt werden, das so lange schon bußfertig in der Kehle würgte. Und die Mutter, die so ungern grollte, verzieh nur allzu gern.

Brachte ihr ein Kind im Zwiespalt mit der Welt oder mit sich selber Vertrauen entgegen, beichtete gar aus freiem Trieb, so war es von vornherein entsühnt. Offene Laster liebte die Mutter mehr als versteckte Tugend. Mitteilsamkeit entwaffnete sie; ihr Verstehen ging mit, auch dort, wo ihr Verstand nicht billigen konnte.

Schrecklich war es, wenn das Vergehen eines Kindes von einem größeren geahndet ward mit dem finsteren Spruch: »So, nun kommst du in die Hölle!« So schrecklich, daß es die Drohung möglichst bald einem abermals kleineren weitergab. Kam derlei zu der Mutter Ohren, war sie gar nicht einverstanden. »Dummes Zeug!« sagte sie und tröstete das zu ewiger Qual verdammte.

Abends beim Gutenachtsagen versprach die Mutter regelmäßig: »Ich komme noch an dein Bett!« — »Liebe, du sollst nicht mehr kommen!« sagten die Kinder fürsorglich bekümmert und freuten sich zugleich, denn sie wußten, daß sie dennoch kam. Man lauschte und wartete, die Hände hübsch über die Decke gelegt; die Mutter bestand darauf, daß dieses gesund sei. Manchmal machte ein Ereignis des verflossenen Tages ein kleines Sondergespräch notwendig, das mit einem warmen Kuß schloß. Das überlieferte Gebet lautete: »Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich zu dir in'n Himmel komm!« Einmal drohte sich zum Schrecken der Mutter ein andres einzubürgern, dessen Verse überhaupt kein Ende nahmen. Sie hielt, über das kleine Trallenbett gebeugt, tapfer aus, war aber von Herzen erleichtert, wenn mit dem Weisen ins ew'ge Paradeisen der letzte der vierzehn Engel seine Pflicht getan hatte, und sie selber an das nächste Lager entlassen ward.

Nach dem Beten mummelte die Mutter die Decke wohlig um das Kind. Nun fing die Nacht an, jedermann sollte still sein. Aber alsbald, mit geflüstertem »Schläfst du schon?«, überzeugte man sich gegenseitig, daß daran nicht zu denken sei. Behutsam wurden Unterhaltung und Rätselfragen gesponnen, nur bei Meinungsverschiedenheiten brandeten die Stimmen unvorsichtig auf. Man war sich vielleicht nicht einig über den Platz von Gethsemane. »Im Garten bei der Friedenseiche!« —»Ach was, auf dem Berg im Eiesebyer Weg!« — »Nein, beim Kreuzpfahl!« Hörte die Mutter ihre Sprößlinge auf diese Weise hadern und lachen, so dachte sie wohl: Unsinn! Aber sie mischte sich nicht ein, rief höchstens ein mahnendes »Nicht mehr sprechen!« zu ihnen hinein.

Der Vater liebte Stille im Haus, ganz besonders bei Tisch. Jedes Schwatzen und Lachen war verbannt, vor allem, wenn die Erwachsenen sich unterhielten. Gott weiß, wie es kam, manchmal gerieten die Kinder doch ins Kichern hinein, je grundloser, desto unbezähmbarer. Das Erziehungswerk der zehnjährigen Marie, die viel Liebe darauf verwandt hatte, sämtliche Geschwisterlein mit gereinigtem Herzen und gefalteten Händen hinter ihre schon leeren oder noch ungefüllten Teller zu bändigen, brach in solchen Augenblicken entfesselter Leidenschaft kläglich zusammen. Fuhr der Vater mit einem barschen »Was soll das alte Gegacker!« dazwischen, so stockte man wohl, mühte sich, still zu sein, heftete krampfhaft seinen Sinn an Jesu Kreuzigung oder Großmutters Tod, hörte ein ersticktes Glucksen vom Nebenmann her — aus war es mit der peinlich beschworenen Finsternis im Gemüt. So konnte es sein, daß man herb vom Tische geschickt ward: »Lach dich draußen fertig!«

Gelegentlich wartete die Mutter einem Wunsch oder Eigensinn mit kleinen festen Sprichwörtern auf: »Kindermaß und Kälbermaß müssen große Leute wissen!« oder »Kinder mit'n Willen kriegen was auf die Brillen!« Später wurden andre Sätze beliebt. So klang es wohl, beileibe nicht als Redensart, sondern geradezu als Glaubensbekenntnis: »Einen Platz für jedes Ding, jedes Ding an seinen Platz«.

Gegen die Lüge zog die Mutter scharf zu Felde. »Sieh mir ins Gesicht! An deinen Augen kann ich sehen, ob du die Wahrheit sagst!« Dieser Befehl war ein untrügliches Mittel, den Sünder zu entlarven. Im Innersten lag der Mutter jedes Mißtrauen fern, doch ward das Naschen erschwert, indem zum Beispiel der Kuchenkasten nicht wie bei den guten Nachbarn unterm Ofen, sondern stets eingeschlossen im Sekretär stand.

Am liebsten war es der Mutter, den Übeltäter unmißverständlich zu erwischen. Sehr beklagte sie es insgeheim, wenn sie sich hatte hinreißen lassen, zu sagen: »So, dafür bekommst du Sonntag keinen Kuchen!« Strafe auf lange Sicht bedrückte sie; es war ihr durchaus gelegen, wenn ihr Gedächtnis sie im entscheidenden Augenblick im Stiche ließ. Das Kind seinerseits hatte niemals vergessen, hob weder Blick noch Hand der Mutter entgegen, die jedem seinen Kringel zuteilte. Rief sie nun gar des Bußfertigen Namen, so stockte er noch, zögerte, zu ergreifen, bis mittels der Augensprache ein bedeutungsvolles Hin und Her begann. Wortlos versicherte die Mutter, sie wisse, das Kind wolle es nicht wiedertun, und dieses milde Vertrauen stärkte einer neuen Versuchung gegenüber mehr als jeder Strafvollzug.

Wunderschön konnte die Mutter Geschichten erzählen. Vor allem das Märchen von der weißen Schlange. Wie zuversichtlich klang das »Hab' Dank, hab' Dank ...!« durch ihren Mund aus dem der Fische, Ameisen und Raben, und wie lecker lag in der Schüssel des treuen Dieners die dicke weiße Schlange! Für alle Zeit blieben Schlangen weiß und wohlschmeckend, mochten sie sich auch, abgebildet oder gar in Wirklichkeit, noch so grau und garstig darstellen.

Hatte ein Kind sich weh getan, so bekam es wohl zum Trost, wenn andre Mittel versagten, eine Geschichte geschenkt. Am allerschönsten aber blieb es, die Mutter aus ihrer eignen Jugend im Hamburger Elternhause erzählen zu hören. Das Kind liebte sie doppelt und gab ihr einen schnellen Kuß, wenn es aus solchen Enthüllungen ersah, daß sie selber ein Mensch gewesen mit menschlichen Lastern. War sie nicht eines Tags, zur Strafe für ein Vergehen, in ein Gitterloch gesperrt, herausgekletetert auf einen Schrank und saß nun hilflos dort oben fest? Und war ihre bewunderte Schwester einer Züchtigung in der Schule nicht nur dadurch entronnen, daß sie, immer rund um den Tisch sausend, jedesmal, wenn sie an der wenig älteren Mimi vorbeikam, einen förderlichen Schubbs erhielt, während die Lehrerin ein wenig am Kleide gezerrt und erfreulich gehemmt ward?

Bei guter Laune gab auch wohl der Vater ein Stückchen zum besten. Weniger mitliebend als die Mutter, legte er den Hauptdruck auf Witz, List oder Grimm der auftretenden Menschen oder besonders Tiere. Da war die Geschichte von Androklus und dem Löwen, vom Rotkehlchen und dem Landmann, vor allem aber die vom Eichbörnchen und dem Leopunzel.

Manchmal las die Mutter vor, aus Grimms und Andersens Märchen, aus Tausendundeiner Nacht oder aus Specters Fabelbuch, während die Kinder, mit dem Finger aufzeigend, die innig vertrauten, immer neuen Bilder besahen. Unendlich oft wiederholte sie die Leiden und Freuden Karls und Mariens, von der Hamburgerin Elise Averdieck mitgeteilt, blickte auch wohl von den Seiten hoch und unterbrach sich selber, weil eine eigne Erinnerung aus der Vaterstadt herzuschoß. Dann ward ihre Stimme noch wärmer und wirklicher, und die Enden der Stricknadeln knisterten lebendiger über der steifseidenen Nachmittagsschürze.

So unbedenklich die Mutter die Menschen ihrer Märchen als Wirklichkeiten, nur vielleicht als etwas entlegene, gelten ließ, so aus tiefster Seele feind war sie den gruseligen, höchst wahrhaften Spukgeschichten, die, unter den Mädchen und Tagelöhnerinnen geheimnisvoll von Mund zu Mund gegeben, ein seltenes Mal auch bis zu ihr drangen. Eine halbe Stunde weit, am Hexenberg, hatte sich ein Mann erhängt; ein Zauberer hatte sich ein Stück aus dem Bein des Toten geschnitten, nun kam der in dunklen oder stürmischen Nächten als Gespenst zurück, forderte und klagte: Min Lend! Min Lend! Die Mutter verbot, daß man den Kindern derlei Unfug zutrug, aber verstohlen raunte doch davon zu ihnen hin. Geglaubt ward zwar nichts, aber auch nie vergessen; manchmal rief abends beim Einschlafen eins nach der Mutter, weil es den Wipfelbogen des verrufenen Buchenwäldchens über sein Bett gewölbt sah oder das Gespenst im Ofenrohr jammern hörte.

»Hast du nicht ein bißchen was für mich zu tun?« Für solche Frage eines Kindes hatte die Mutter stets allerhand kleine Arbeit auf Lager. Am meisten beliebt war das Abwickeln von Wolle oder Garn auf der lustigen Winde. Wer geschickter war, bekam ein Wischtuch zu häkeln, wurde auch wohl zum Geburtstag mit einem geschwollenen Wunderknäuel überrascht, aus dem der ablaufende Faden Näschereien und Puppensächelchen entließ. Süßigkeiten in dieser Form ließ die Mutter nicht ungern gelten. Schenkte etwa ein Gast solche tütenweis ins Haus, wiegte sie den Kopf und lächelte, halb zu Dank und halb zur Abwehr. Eine mitgebrachte Apfelsine jedoch fand ungeteilte Billigung. Zum Speisopfer einer einzigen dieser Wunderfrüchte versammelte sich das ganze Haus; die stets vorhandene Säuernis wurde reichlich mit Zucker übertäubt, so daß dem Genießer neben dem tränenden auch ein lächelndes Auge beschert ward.

Solange die Kinder spielten, wäre die Mutter nie darauf verfallen, eins zum Helfen abzuberufen. Es kam ihr in der Hauptsache darauf an, daß es ausgefüllt sei. Eine ergötzliche Mitte zwischen Spiel und Arbeit hielt die Pflege der Tiere, die den Kindern zugehörten. Meist wohnten sie in Nebenräumen des Backhauses; es nisteten dort im Laufe der Jahre die mannigfachsten Zwei- und Vierbeiner. Neben unzähligen Kaninchen traten Lamm, Ziege und Meerschweinchen auf, aber es gab auch Eule, Reh und Rabe, gab Igel und Schildkröte, nicht zu reden von den zahlreichen Hunden und Katzen, die immer vorhanden waren, und von denen sich gern ein Kind ein bestimmtes Stück »tickte«, das heißt, aus freier Rechtsvollkommenheit in persönlichen Besitz nahm. Tierquälereien, die der Mutter ein Greuel waren, kamen kaum vor. Im Gegenteil, oft genug teilte man das Butterbrot mit einem befiederten oder befellten Liebling, und wurde nicht der Stier zu Weihnachten vom kleinen Christian mit braunen Kuchen von seinem Freßteller gefüttert?

An regnerischen Sonntagnachmittagen kam es vor, daß die Kinder auf der Hausdiele von der Mutter zum Spielen versammelt wurden. Auch der Vater nahm teil; es war eine festliche Angelegenheit, weil sie von den Eltern gemeinsam ausging. Anfangs sperrten die Kinder sich wohl aus Verlegenheit oder Ungeschick gegen dieses Schreiten und Kreisen, Singen und Sagen. »Es kommt ein Mann aus Ninive, heiza, wiza, wum!« Aber während sie innerlich noch in Auflehnung

waren, ergriff es sie doch plötzlich, gerade dieses Schreiten und Kreisen zog mit sich und ging wunderlich durch alle Glieder aus und ein. Bei den Liedern sang die Mutter laut voran. Sie hatte, dank ihrer starken wohlklingenden Stimme, als Mädchen im Hamburger Kirchenchor mitgewirkt, aber, pflegte sie zu sagen, es mußte jemand neben mir stehen, der richtig sang, dann ging es ganz gut.

Manchmal kamen die Kinder, mißmutig über das eigne Unvermögen, mit ihrem vollgekritzelten Papier und baten, die Mutter selber solle ihnen etwas Ordentliches zeichnen. Sanft und sicher waren die Linien, mit denen das Blatt von Weide oder Eichbaum aus ihrem Bleistift floß, wie plusterig der liebe Vogel mit dem umgewandten Hals, ach, und die fliegenden Schwalben, selig glitten sie durch die Lüfte, schließlich war es eine ganze Kette, und bestand doch jedes einzelne Schwebetier aus nichts anderm als einem winzigen klargeschwungenen Strich! Übrigens lag eine gewisse Geschicklichkeit, den Stift zu führen, in der Familie; die Mutter der Mutter hatte ihre geliebten Blumen nicht nur gezeichnet, sondern auch innige kleine Malereien verfertigt, von denen manch wertgehaltener Gegenstand, wie die schwarzgoldene Biedermeierdose mit dem Fuchsienzweig, liebevoll zeugte.

Sehr begierig waren die Kinder, frühmorgens die angelaufenen Fensterscheiben mit Fratzen vollzuschmieren. Der Vater mochte derlei Zierat nicht. Die Mutter freilich ließ ihn unbescholten gelten, wischte nur, damit der Vater sich nicht ärgere, schnell einmal mit der Schürze darüber.

»Macht euch alle fertig zum Baden!« Wenn an Sommernachmittagen dieser Ruf durch Haus und Hof erscholl, waren die Kinder meist schnell zur Stelle. Der alte Johann Adolf wartete bereits mit Butterpferd und Einspänner vor der Haustür. Nun flink alles hinauf, was Beine hatte! Der Weg war kaum eine Viertelstunde lang. Im Hof des Pastorats blieb der Wagen stehen. Man stieg aus und eilte durch den Garten zum Strande hinab. Häufig saß die freundliche Familie des Geistlichen in der Laube beim Kaffee und schloß sich der Badereise an. Am Strande stand das grüne Badehaus. Die Kinder zogen sich aus und liefen in das langsam tiefer werdende Salzwasser, patschten tapfer über den Kiesgrund zum glatten Sande hinaus oder quiekten zwischen Ernst und Lachen, wenn die Flut an den Bauch stieg. Die ganz Zaghaften wurden von der Mutter aus einer Schale mit Wasser beschöpft.

Manchmal fand man am Strande die Schleswiger Fischer vor, die für einige Tage ihre teerbraunen Zelte aufgeschlagen hatten. Dann war die Mutter dafür, daß heute lieber nur die Jungens ins Wasser sollten. Freundlich unterhielt sie sich mit den Fremden; Sprecher war meist der Älteste, der heiser war von einer Kugel, die ihm von Anno 48 her im Halse stak. Halb schaudernd sah man zu, wie blitzschnell die Fische ausgenommen, geschuppt und zerschnitten wurden, so daß die Teile noch springend in den Kochkessel kamen. Die entsetzten Kinder wurden von der Mutter getröstet. »Sicher, sie fühlen längst nichts mehr!«

Alles in allem war diese tägliche Badefahrt doch etwas anstrengend, und die Mutter atmete auf, wenn es Ende August kühler ward und man für dieses Jahr Schluß machen konnte. Als Ersatz begann für die Kinder, sobald es genügend dämmerig war, das Wandern mit Stocklaternen. Die Mutter hatte ihren Spaß daran und freute sich, wenn das alte Lied auflebte, das sie selber als Kind mit ihren Geschwistern gesungen: »Sonne, Mond und Sterne, meine lieb' Laterne ...«. Der Vater war ebenfalls diesem Spuk der Irrwische wohlgeneigt, nicht ganz ohne Furcht, daß eins mit seinem Licht zu nahe an die Strohdächer geraten könne.

Durchaus verpönt und den Dingen der Fleischeslust mit Abscheu zugerechnet blieb die Eitelkeit. Spiegel mußten sein, damit man sehen könne, ob man heil und sauber sei, allenfalls noch, ob Halsnadel oder Scheitel gerade säßen. Was darüber ging, das war vom Übel und wurde mit einem verächtlichen »Spiegelnanni!« bedacht.

Das Zeug der Kinder, ganz besonders aber das sonntägliche, sollte nach Möglichkeit geschont werden. Nicht zuerst, weil dies der Mutter Arbeit sparte, sondern weil es unrecht war, etwas zu verderben. Für die kleinen Mädchen waren die Kleider stets gleich geschnitten: tief frei am Halse, eine schmale Weißstickerei wurde am Saum entlang geheftet, ebenso um die kurzen Puffärmel. Hauptsache blieb, daß nie eine Leibeshülle zu eng geriet, was auch nicht leicht der Fall war, da jede von vornherein reichlich auf Zuwachs berechnet ward. Ein neues Kleidungsstück bekam das Kind mit einem heiteren »Vertrage es in Gesundheit!«, ein altes wurde nicht gern abgesetzt, sondern lebte noch lange als Regenjacke oder Notfallshose.

Sonntags gab es frische Kleider und für die Mädchen stets auch weiße Schürzen und weiße Strümpfe, von denen unendliche Paare die Schubladen bevölkerten. Meistens blieb auch noch für die Heranwachsenden ein Gewand »für best«, aber die Mutter gestattete ungern, daß es je getragen wurde. »Eins muß eben für best bleiben!«, sagte sie; niemals schien ihr dieser äußerste Fall einzutreten.

Die Mutter war dafür, daß die Kinder von klein auf ihre Pfennige verdienen und selber verwalten sollten. Jedes hatte im Bücherschrank des Vaters seinen eignen Spartopf, in dessen Schlitz beim Durchbruch des ersten Zahns der erste Groschen gesenkt ward. Später, angesichts der frischen Lücken im Gebiß des Sechsjährigen, gab es weiteren Lohn; meist war auch inzwischen die Fähigkeit zum Eiersuchen entwickelt und damit der Grundstock zu reichlicherem Vermögen gelegt.

Die vielen Hühner liefen frei durch Hof, Ställe, Böden und Holzwinkel; die Kinder stöberten ihnen nach und erhielten für jedes gefundene Ei ihren kupfernen Lohn. Weiteren Verdienst lieferten die Mausefallen. Je nach dem vorhandenen Segen wurde so ein Langschwänzlein von der Mutter mit ein, zwei oder mehr Pfennigen bezahlt, in ganz kläglichen Zeiten, wo die Mäuse nahezu ausgestorben schienen, sogar mit zehn.

Im Alter von fünf Jahren kamen die Kinder in die Schule, saßen am gleichen Tisch mit dem ausgebohrten, oftmals verkitteten, immer wieder unterhöhlten Astloch, aus dem schon der Vater und seine Brüder während des Unterrichts mit unschuldigen Atemzügen Sand in die Augen des Lehrers zu hauchen getrachtet hatten. Die jeweilige Erzieherin hatte sich außerhalb der Stunden nicht um ihre Zöglinge zu kümmern. So viele von diesen da waren, so viele Klassen bestanden, alle am gleichen Tisch, jede mit einem einzigen Insassen. Da war das geistige Haushalten nicht immer ganz einfach. Manche Lehrerin schied schon nach wenigen Monaten wieder, andre blieben jahrelang. Die Mutter empfing die neue, von allen mit Spannung erwartete Hausgenossin mit herzlichem Wohlwollen, auch dann, wenn ihre Erscheinung sie zunächst enttäuschte. Bilder ließ sie sich von den Bewerberinnen nicht schicken, ja, es war ein schlechtes Zeichen, wenn diese ein solches beigelegt hatten. »Man macht sich leicht eine falsche Vorstellung!« wehrte die Mutter. Sie wollte lieber frisch und ohne vorgefaßte Meinung dem neuen Menschen entgegentreten. Das Nötigste verriet ihr schon seine Handschrift.

In schwierigen Fällen stellte die Mutter sich auf die Seite der Lehrerin, auch dort, wo es an dieser selbst mehr als an den Kindern liegen mochte, wenn keine rechte Zucht zu halten war. Man lernte lesen aus Gurkes gelber Fiebel, die Schönschreibevorlagen stammten von dem berühmten Hamburger Schreiblehrer Rosenkrantz. Anschauung für den naturwissenschaftlichen Unterricht gaben die prächtigen Schubertschen Tafeln. Man mußte lernen, wovon die Tiere lebten, und vor allem, wie sie gefärbt waren. »In der Nabelgegend weißlich.« — »Fräulein Büsing, was ist Nabelgegend?« hieß es dann wohl quälerisch, und die junge, hilflose Lehrerin wand sich errötend um eine Ausflucht. Mehr als einmal mußte sie ihre Schüler bei der Mutter verklagen, und die gab ihr recht, stellte den Kindern vor, daß sie fürs Leben und nicht für die Schule zu lernen hatten, meinte aber schließlich wohl: »Fräulein Büsing, ich glaube, der Posten ist etwas zu schwer für Sie!«

Späterhin gab es Hauslehrer. Den kleinen, beleibten Philologen hatte die Mutter, trotzdem er gewissenhaft und gründlich war, etwas auf dem Strich. Manchmal kam der Herr Kandidat erregt aus dem Schulzimmer und bat, während er kriegerisch die Röllchen von den fetten Händen nestelte, sie möge ihm den Rohrstock vom Schranke reichen. Ihm folgte im Amt ein Theologe, sorglos gottesfürchtig, im Schulbetrieb mehr wohlwollend als eifrig. »Lernen tatet ihr vielleicht nicht allzu viel bei ihm,« sagte nachher die Mutter, »aber er war solch reizender Mensch!« Reine Seelenheiterkeit galt ihr in diesem Falle fast mehr als die starre Last von Kenntnissen.

Die älteren Geschwister bekamen Tanzstunde bei einem weißhaarigen Lehrer, der von Dorf zu Dorf zog und reichlichen Zulauf hatte. Manchmal ging die Mutter zum Zugucken und ergötzte sich an dem artigen alten Geck, der nicht nur das Tanzbein schwingen, sondern auch guten Anstand lehrte. Zum Beispiel, daß man, wenn während einer Gesellschaft das Gespräch auf ein unerfreuliches Gebiet kam, abzulenken hatte, indem man sagte: »Oh, wie sind die Gardinen hier schön weiß gewaschen!« Dieses kluge Wort wurde von der Mutter in den eisernen Bestand der Familiensprüche aufgenommen und im bedrohlichen Augenblick lächelnd angewandt — obgleich es ihr persönlich nahelag, auch einmal ihre eindeutige Meinung über Menschen zu sagen.

»Seid nur ja recht höflich gegen die Mädchen!« mahnte oft die Mutter, und nicht immer grundlos. Mit den Netten freilich waren die Kinder ohne Mühe selber nett, aber den Brummigen oder Reizbaren gegenüber machten sich Spott und freches Wesen breit. Auf alle Fälle hatte man den Dienstboten freundlich guten Morgen zu sagen. Und wenn die Mutter einen Auftrag übermitteln ließ, schärfte sie dem Kinde stets ein, »du möchtest« zu bestellen und nicht »du solltest«.

Von Herzen erbaulich war es der Mutter, wenn die Menschen um sie herum liebevoll miteinander umgingen. Von den Zärtlichkeiten der Kinder erntete sie den Hauptteil, aber wie ermunternd wußte sie vorzuschlagen: »Lauf, schlängle dich ein bißchen bei Vater an!« Man überwand den kleinen Ehrfurchtsschauer, schlängelte sich an und wurde vom Vater wohlgeneigt, sogar ein wenig überrascht empfangen.

Immer und überall suchte die Mutter die Aufgaben der Erziehung weniger nach Grundsätzen zu lösen als aus dem scharf und warm erfaßten Augenblick. »Man sieht wohl manches, was nicht so ist, wie es sein sollte!« sagte sie oft. »Aber es ist leichter, zu sehen, als zu ändern!«

Trotzdem, mit einem ganz kleinen Verzicht, diese Erkenntnis von Jahr zu Jahr heller und lebendiger in ihr ward, hörte sie nicht auf, sich Enkel zu wünschen, um noch einmal neu das Leben anfangen zu können, noch einmal Gelegenheit zu haben, aus Kindern Menschen zu formen, die liebenswürdig, ordentlich, unermüdlich tatendurstig und mitteilsamen Herzens waren. Menschen nach ihrem Bilde!

Nachdenkliches über Astrologie

Von Elisabeth Schellenberg (Elgersburg i. Thür.)

Die Sterndeutung ist ein Bemühen, dessen Ahnenkette sich über Jahrtausende zurückverfolgen läßt; und dennoch herrscht noch immer eine ratlose Unerfahrenheit über den tiefen Sinn eines Zusammenhanges zwischen Makrokosmus und Mikrokosmus, dem großen All und jeder Einzelseele. Notwendig freilich ist ein rückhaltloses Auftreten gegen alle die, welche — Unwissenheit und Neugier der breiten Masse nutzend — schmachwürdige Prophezeiungen hinsudeln, oft mit den banalsten Verallgemeinerungen, Gummikappen gleich, die sich dehnbar einem jeden Kopfe überstülpen lassen. Denn gerade von jenen droht dieser schweren Wissenschaft die herbste Verunglimpfung, weil die uneingeweihte Menge nicht erkennend zu widerstreiten fähig ist. Wer aber da meint, ein mit solchem Übelwesen behaftetes Wissen könne keine Achtung heischen, der sollte in Ruhe übersinnen, ob es nicht neben reinsten Propheten immer auch Stümper gegeben hat und geben wird, die jene heiligen Lehren profanieren, mißlich künden und damit dem würdigen Zwecke Schaden bringen.

Unwissende staunen nicht, wenn plötzlich im trauten Kreise die Gemüter lohen, die ehedem so friedlich schwangen; denn Mars hob störend seine Fackel über ihnen. Und dann, nur vom Freimut oder Lachen eines Einzelnen begonnen, hat die Sonnenstunde wieder lösend ihren Erfolg. Wie war es möglich, daß soeben, ohne äußere Ursache und Zwang, jene graue Stunde mich umdüsterte, der ich mich nicht entwinden konnte, und die wir gern den »toten Punkt« nennen? Saturn hatte die Macht mit seiner in sich gekehrten, schweren Hemmkraft. Sie alle, die Planeten, wirken sich uns gegenüber derart aus, je nach der Stärke, wie die einzelnen Personen zu ihnen in Beziehung stehen. Dazu bedarf es nicht des Glaubens: dem einen ist fühlbar, was den andern niemals erreicht ...

Aber der Einfluß der Planetenstunden bedeutet eine untergeordnete Erscheinung; weit wertvoller ist, daß man sich einmal klar werde über die eigne Veranlagung, das dichte Mäntelchen der Ichliebe lüftet und fest den geheimen Fehlern ins Auge schaut. Leider zieht die Welt ihren Nutzen auf ihre Art und versucht so die Sterne zu knechten, z. B. daß sie Einkäufe und Geldgeschäfte nutzbringend gestalten möchten; ja, in dieser Hinsicht »glauben« mehr Menschen »an die Sterne«, als man ahnen sollte. Höher wiegt bei weitem der ideelle Nutzen: wenn ich erkenne, wo ich fehlgehe, den Beweis schwarz auf weiß vor Augen halte — und das ist doch ein sehr stark warnender Finger! —, so achte ich auf die Strömungen, in die ich fallen könnte, wappne mich zuvor und wende den Kampf in Harmonie. Nicht kann es den Nutzen schwächen, zu entgegnen: Ein nachdenklicher Mensch muß Selbstzucht haben auch ohne Astrologie. Es üben sich eben gar so wenig Menschen im Nachsinnen! Kaum ein Tausendstel weiß um seinen aufgedeckten Charakter. Und ist es etwa nutzlos, wenn ich im Vergleichen von Horoskopen erkenne: hier liegt die Schuld; an dir die Schwäche, an mir die Angriffslust; an dir die hemmende Kraft, an mir das ungehaltene Stürmen; darum: hier dämmen, dort entfalten! Freunde erblickte man, die ein Dutzend Jahre miteinander im Kampfe lagen: Streit, Versöhnung, Qual, Liebe in stetem Wechsel. Nun findet man beim Prüfen solch ein Übermaß unglückseliger Widerscheine, die sich die Planeten in den Stunden der Geburten zugeworfen haben, daß man staunend nach dem wenigen forscht, wonach überhaupt die Anziehung und Anhänglichkeit hat erfolgen müssen. Wieviel Leid und Verbitterung hätte beizeiten durch eine erst zu spät erfolgte Trennung erspart werden können! Hierbei darf es nicht so verstanden werden, als könnten nur Eigner von harmonisch sich gegenseitig bestrahlenden Planeten eine glückliche Gemeinsamkeit führen; nein, es sind auch hier die Gegensätze, die sich ergänzen; nur ein überwiegend Gutes ist Vorbedingung.

Einst sprach ein Mann zu mir: »Ich unterstütze die Astrologie, bedarf ihrer aber nicht mehr, bin über sie hinausgewachsen: ich beherrsche meine Sterne.« Das ist es vielleicht, was wir mit höchstem Willen zu erreichen streben sollen.

Ja, gerade darin liegt unsre Aufgabe auf Erden, reif zu werden und die schweren, unheilvollen Scheine, die bei Charakterschwachen z. B. die Ehe spalten, umzuwandeln, daß die Fehler gegenseitig abgeschliffen werden und das rechte Einfühlen errungen wird. Horoskope, die gegenseitig wenig verzweigt sind — gut oder böse —, lassen auch keine reichhaltigen Beziehungen zu. Von bekannten Persönlichkeiten kann man zum Beweise innerer Anziehungskraft recht wohl Goethe und Frau von Stein anführen: seine Sonne steht in fünf Grad Jungfrau, wo ihr Mars sich befindet, und sein Mars in drei Grad Steinbock, dem Platz ihrer Sonne; man nennt einen solchen Stand »ausgetauschte Planeten«. Ähnlich verhält es sich mit Novalis und Sophie von Kühn: er hat die Sonne mit ihrem Mars ausgewechselt, den Mars mit ihrer Venus, und Mond steht auf Mond. — Frank Glahn sagt in seinen Ehekapiteln, die voller überzeugender Beweise sind: »Die möglichen astralen Kombinationen sind sehr zahlreich, oft witzig, sehr oft geradezu geistreich! Wer in das Labyrinth der vergleichenden Horoskopie eindringt, entbehrt gern alle andern Romane. Aber wie ein Roman einen Dichter voraussetzt, so setzt ein Horoskop intelligente Kräfte voraus. — Der ‚Zufall' vermag nicht fortgesetzt so erfinderisch zu sein. Noch packender wird das Studium von Familienhoroskopen, das muß man erst innerlich erleben.«

Zuweilen tritt die Frage auf: Wie nun, wenn die Sterne solche Macht besitzen und sie in Wahrheit ausüben, wie mögt ihr dann durch euer korrigierendes Eingreifen ihren Einfluß zunichte machen? Ein Goethewort erteilt die kürzeste Antwort: »Die Sterne zwingen nicht, sie machen nur geneigt.« Alle Tugenden und Laster sind bereit, uns zu eigen zu werden; an uns nur liegt es — inwieweit. Freilich ist dies Maß der Fähigkeit gleichfalls uns von Anbeginn zugeteilt. Selbst die Gewißheit, ob diese soeben hier geschriebenen Zeilen Widerhall finden werden, wird nicht nur von dieser Stunde, sondern auch von dem Leser abhängen, wie er zu der Zeit, da er sie liest, diesen geistigen Kräften entgegenkommt.

Gerade bezüglich des freien Willens in dem Schicksalszwange mögen noch einige erhellende Worte des holländischen Astrologen Libra angeführt werden: »Insofern wir uns in Harmonie mit dem Kosmos gebracht haben, haben wir einen freien Willen entwickelt und können die Planeteneinflüsse beherrschen, d. h. die Einflüsse kommen selbstverständlich ebensogut und wirken auf uns ein; aber indem wir uns über sie erheben, können wir ihnen eine andre Richtung geben — wir sind ihnen nicht mehr sklavisch untergeordnet. ... Man unterliegt den Einflüssen in verschiedener Weise. Der gewöhnliche Mensch kann von seinem Lebenswege nur sehr wenig abweichen, und insofern ihm Abweichungen gestattet sind, in dem Grade ist sein Wille eins geworden mit dem Willen des Logos. Die höchste Freiheit erweist sich als die größte freiwillige Gebundenheit mit dem Schöpfer. Der freie Wille des Menschen hängt also gänzlich ab von seinem moralischen Standpunkte in der Entwicklung. — Durch unsern schwachen persönlichen Willen lassen wir die ‚Zufälligkeiten' entstehen, die aber gleichzeitig für uns die größte Quelle der Belehrung werden; denn durch diese Zufälligkeiten geraten wir in Konflikte und machen Erfahrungen.«

Nehmen wir einmal an, das kommende Jahr läge sich mühselig und schwer über unser Leben; so gilt es, dort Zuflucht zu suchen, wo es durch Arbeit und Umgebung am leichtesten zu ertragen wäre. Hüten müßte man sich, eine wenn auch unbequeme, so doch bisher gemeisterte Lebenslage aufzugeben, um sie gegen eine ungewisse, fremde hoffnungsfreudig umzutauschen, die sich unter den bevorstehenden ungünstigen Einflüssen gerade deshalb weit schwieriger gestalten würde. Ein Entfliehen im eigentlichen Sinne gibt es also nicht. Ein Werk, das auch in dieser verfeinernden Weise wirken möchte, ist »Wesen und Ethik der Astrologie« von Fritz Werle (Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig; zu beziehen durch das Theosophische Verlagshaus, Leipzig); es entfacht aufschließende Gedanken und zieht ab vom Wege banaler Neugier, den so viele Neophyten beschreiten, wenn sie von der Wirkung der Gestirne vernehmen.

Zu allen Zeiten hat es bedeutsame Männer gegeben, die sich der Sternenwissenschaft geneigt zeigten: Ptolomäus, Pythagoras, Plato, Dante (der die Astrologie die erhabenste und edelste Wissenschaft ohne Fehler nennt), Giordano Bruno, Spinoza, Paracelsus, Francis Bacon, Newton, Keppler, Melanchthon, Leibniz, bis zu Goethe, der die berühmten Worte schrieb:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Es besteht eine umfassende Literatur, die hauptsächlich in letzter Zeit mit reichem Beweismaterial zu Hilfe kommt, die Ungläubigen zu überzeugen. Da ist ein Werk von Dr. Schwab, »Sternenmächte und Mensch« (Verlag Hugo Vermühler, Lichterfelde), das gut belehrend leitet, viel Statistik bringt und zur Veranschaulichung allerhand Typen verschieden beeinflußter Menschen zeigt. Ferner legt Oscar A. H. Schmitz Zeugnis ab in seinem »Geist der Astrologie« (Nirwana-Verlag, Berlin SW 48) mit gepflegtem Stil und künstlerischem Einfühlen; es gewährt besondere Freude, dieses Buch wieder und wieder zu lesen, denn es bietet des Guten in überraschender Fülle. Sodann hat Prof. Franz Boll ein Überschau ausbreitendes Werkchen »Sternglaube und Sterndeutung« (Verlag Teubner, Leipzig) verfaßt, wie es von einem der Wissenschaftler, die sich ja im allgemeinen feindlich stellen, nicht reichhaltiger hätte erwartet werden dürfen. Es gibt eine ziemlich umfassende Geschichte der Astrologie, obgleich man nicht recht klar einsieht, warum sich jemand so starker Studien beflissen hat um einer Sache willen, die er letzten Endes zu verneinen gewillt ist. In Alan Leos »Astrologischen Lehrbüchern« (Astrol. Verlag, W. Becker, Berlin-Steglitz) wird man vor allem recht nützliche und für den Anfänger brauchbare Darlegungen in verschiedenen Einzelheften zu Rate ziehen können.

Nicht selten vermag man es dem Menschen auf den ersten Blick anzusehen, unter welchem Einfluß von Tierkreiszeichen und Planeten sein Äußeres, sein Charakter und sein Schicksal stehen. Hat man aber die Geburtsstunde eines Unbekannten vor sich liegen, so vermag man schwer — ohne in Kleinigkeiten fehlzugehen — genau sein Äußeres festzustellen; gar zu vielseitige Einflüsse wären zu beachten. Der gewissenhafte, vorsichtige Astrolog wird sich überhaupt hüten, Ereignisse allzu eindeutig zu prophezeien, da die Vielgestaltigkeit des Kommenden niemals auf bestimmt umgrenzte Geschehnisse beschränkt werden kann; sofern man nur weiß, daß Hindernisse oder Förderungen zu erwarten sind, so möge man sich zunächst mit dieser Einsicht begnügen, anstatt sich

in allgemeinen Mutmaßungen zu verlieren. Nach dem Eintreten des Ereignisses freilich wird sich der Einfluß der Sterne sehr wohl genau und bis ins einzelne erklären lassen, wie ja auch der Arzt häufig erst nach der Sektion die Todesursache einwandfrei festzustellen vermag.

Kennt man Mensch und Schicksal, so spielt bei jedem Schritt, den man in der Ausarbeitung des Horoskops vorwärts tut, das Lächeln des Wissenden um die Lippen: immer nur Bestätigung. Wird man enttäuscht, so darf man mit Gewißheit annehmen, daß die Stundenangabe der unbedingt erforderlichen Genauigkeit ermangelt. Schon eine halbe Stunde Unterschied vermag zwar nicht im Stande der Planeten, wohl aber in der Häuserverteilung ein ganz andres der alle zwei Stunden wechselnden Zeichen im Osten aufsteigen zu lassen. Tag ohne Stunde schafft keine Klarheit, insofern als ja der Mond, der schnellste Trabant der Erde, in einem Tage 12—15 Grade durcheilen kann.

Tritt man den Dingen spürend näher, so dauert es nicht lange, daß einem alsbald auch eigne Mutmaßungen aufsteigen; vom Leben aus wird das Rätselwerk befragt, gleichviel ob es von der Vorwelt schon gedacht worden ist oder nicht. Wenn z. B. der Uranus, dieser chaotische Umgestalter, so wie er vorwärts schreitet, seinem Platz im Grundhoroskop gegenüber zu stehen kommt, was mag er da für Wirkung hervorrufen? Sieben Jahre zögert er in jedem der sechs bis zur Opposition zu durchlaufenden Zeichen; so würde er also im 42. bis 49. Lebensjahre dorthin gelangen. Seltsam, hier haben wir ja das sogenannte »gefährliche Alter«! Weiter: wenn Eltern in vorgeschrittenen Jahren noch Kinder zeugen, so treten Uranus der Eltern und Uranus des Kindes sich feindlich gegenüber von Anfang an; zeigen sie sonst — dies ist Bedingung! — nicht günstige Hauptaspekte oder Scheine, so muß mit Nichtverstehen und Kämpfen gerechnet werden. — Kein Kind wird je geboren, ehe der Mond, der Auslöser alles Geschehens, seinen rechten Stand erreichte, wie er ja auch allmonatlich im Leben des Weibes seine Rolle übt. Ist man solchen und ähnlichen Dingen des scheinbar natürlichen Geschehens, die sich leichtlich überwachen lassen, auf die Spur gelangt, so steigt es wieder fordernd empor, was schon zur Selbstverständlichkeit hätte werden sollen: das Wundern vor dem großen Geschehen nach ewigen Gesetzen. Aber wie so wenige Menschen leben bewußt, nicht nur triebhaft, alltäglich! Wie so wenige lauschen ergriffen in die Geheimnisse, die uns allerorten umgeben! Wenn man schon das Einwirken des Mondes auf Ebbe und Flut zu beachten gelernt hat — wieviel mehr sollte man den Einfluß der Gestirne auf innermenschliche Ereignisse zu erkennen streben.

Vielfach wird die Frage aufgeworfen: Wie nun bei Zwillingen? Müssen diese immer das gleiche Schicksal teilen? Ja und nein. Man unterscheidet eineiige Zwillinge, die zu gleicher Zeit empfangen sind, sich dann durch inneren Vorgang getrennt haben, in **einer** Umhüllung liegen und mit geringem Zeitunterschied geboren werden: das sind jene, die sich »aufs Haar gleichen«. Die andern sind zweieiige, nacheinander empfangen, in zwei Umhüllungen ruhend; Stunden können zwischen ihren Geburten liegen und ihr Leben wesentlich verschieden gestalten. Gibt es natürlichere Folgerungen? In München sinnt Dr. Mrsic mit besonderer Sorgfalt diesen Fragen nach. Geht man den Schicksalen zur selben Stunde Geborener nach, so wird man überraschende Tatsachenbeweise finden. Es ist bekannt, daß der Engländer Samuel Hennings zur selben Stunde, am selben Orte wie Georg 3. von England geboren wurde. Gleiche Schicksale trafen die beiden, natürlich mit Unterscheidung der Ebene, auf der sie lebten. Regierungsantritt und Geschäftseintritt fielen zusammen, Heirat und gleiche Kinderanzahl gleichen Geschlechts, bis auf den Tod zur selben Stunde.

Üble Konstellationen für die Jugend brauchen nicht unbedingt den Tod herbeizuführen, weil dann noch stärkere Körperkräfte zur Gegenwehr vorhanden sind, während diese gleichen in späteren Jahren tödlich treffen können. So hat eine nur leichte Erkältung Goethes Leben beendet. Die alten Ägypter schrieben schon jenen Aspekten Untergang und Tod zu, denen wir heutzutage keine so gefährliche Wirkung beimessen, weil derzeit das Leben weit größeren Gefahren ausgesetzt war und Morde zur Tagesordnung gehörten. Gegenwärtiger wird der Gedanke wohl durch den Vergleich, daß an einem Tage, wann an sich die Luft gefahrgeschwängert ist, schon ein Spaziergang den Tod herbeiführen kann.

Wie mancher Aufklärung harrt noch unser Wissen, denkt man nur an die noch zu studierenden Einflüsse jetzt errechneter transneptunischer Planeten, Hades und Kupido, die wegen ihrer bläulichen Färbung im Nachthimmel verschwinden und erst mit entsprechend empfindlichen Platten aufgenommen werden können. Auch Keppler würde die Gegenwart des damals unentdeckten Uranus im ersten Hause von Wallensteins Horoskop kritisch angesehen haben. Aus den Störungen in der Bahn dieses Planeten fand man dann vor beinahe hundert Jahren den Neptun, dessen Lauf man erst durch sechs der Tierkreiszeichen hat beobachten können. Da er 14 Jahre in einem Zeichen verweilt, so tritt er in den sechziger Jahren unsers Zeitalters in das Bild des Skorpions ein, das seiner Natur besonders entspricht, und so werden noch starke Vorgänge veredelnder Art zu erwarten sein, vielleicht auch, wie man anzunehmen geneigt ist, heftige Religionskriege.

Da ist soeben eine ausführliche Abhandlung über das einst von Keppler gestellte Horoskop Wallensteins veröffentlicht worden; besonders wertvoll in seiner Originalität und mit wort-

getreuen Briefen Wallensteins neu herausgegeben von dem Astrologen Wilhelm Becker in Berlin-Steglitz. Ohne Kenntnis des gewichtigen Namens war Keppler der Aufforderung nachgekommen und hatte die Nativität gestellt, um seine Ausführungen dann mit Randbemerkungen des Besitzers zurückzuerhalten, nebst der Bitte, »es weidtleuffiger auszucalculiren«. Nur eine Stelle der wirklich in ihrer Gradheit und Einfalt köstlichen Deutungen möge hier wörtlich folgen: »Im 33. Jahr ist Directio Medii Coeli ad Lunae Corpus, das möcht ein Glegenheidt geben zue einer stattlichen Heurath, waonn mann sich deren gebrauchen wolte, die Astrologi pflegen, hinzuezuesetzen, das es ein Wittib, und nit Schön, aber an Herrschafften, beäw, Vieh, vnd baarem Geldt reich sein werde, Ich zwar bin der Mainung, Er werde ihme ein solche vor allen andern belieben lassen ...«

Und hierzu als kleines Gegenbeispiel die bestätigende Randbemerkung von Wallensteins Hand: »Ao 1609 in Majo hab ich diese Heurath gethan, mit einer Wittib, wie daher ab vivum describirdt wierdt. Ao 1614, den 25. Martii ist sie gestorben vnd ich mit einer Jungfrau Ao 1625, den 9. Junii widerumb geheurath.«

Keppler erkennt bald »Authtorität vnd Macht« und daß Wallensteins Handeln zu vieler Leut Schaden geschieht und bald das »Podagra« erwecken wird. So nennt er verstecktermaßen das Sterben und stichelt, daß Wallenstein sich »um die Astronomischen Recreationes anzunehmen pfleget, sonderlich wann das kitzelige Podagra Bettrißen macht, vnd mann anderwegs nichts fürnemen khan.« Auch ohne Wissen um Uranus und Neptun zeigen die Ausrechnungen der Direktionen kommender Jahre — Keppler geht just bis zum März 1634! — das Eintreffen des Todes. Er sagt es unverschleiert: »also es werde der Effect auch Himmels halber (der irdischen Vrsachen zuegeschweigen) sich verweilen bis zu den fünff Oppositionibus Saturni vnd Jovis, Solis, Veneris, et Mercurii, die ein wunderlich Creuz machet und andoeten schröckhlichen Landverwirrungen ...« und schließt kurzerhand mit der Bemerkung, für die Zukunft nichts Sonderliches mehr zu sehen und es auch für diesmal nicht an der Zeit zu haben »so mühsambe vnd weitlauffige Partikulariteten zuecontinuirn«, und setzt nun pünktlich seine Rechnung auf.

Abermals sei es betont: nicht der »Glaube« baut diese Welten, sondern der Kopf hat sie errechnet. Darum ist die Astrologie eine Verstandesarbeit, ganz für sich, und bedarf nur des zusammenfassenden und vorsichtig abwägenden, ausgestaltenden inneren Blickes. Keineswegs aber braucht sie sich eins zu wissen mit den vielfach aufgerührten Fragen der Theosophie, wie sie auch das so vorzügliche und grundlegende Werk von Libra, »Technik und Ethik der Astrologie« (zu beziehen durch das Theosophische Verlagshaus, Leipzig) durchziehen. Es würde wirklich genügen, sich auf die hundert und hundert gewonnener Erfahrungen für die Beweisführung zu beschränken, anstatt sich völlig imaginären Dingen hinzugeben. Hat man doch sogar versucht, Christi Horoskop auszuklügeln, wo man sich immer auf mehr oder weniger legendären Boden begibt, wobei Thesen aufgestellt werden, die jeder noch so einfachen Begebenheit eine nie gewollte gewichtige Absicht unterschieben — wie es überhaupt so häufig die Art der Theosophie ist, das Schlichte als etwas vielseitig Neues aufzubauschen und ins Unverständliche zu steigern. Sie gerade ist es, die der an sich klaren Kunst das mystizistische Gepräge aufdrückt, so daß sie gern als Geheimwissen gestempelt und damit anrüchig wird und leicht den Spott aller besonnen Denkenden sich zuzieht. Während doch ein jeder Unbefangene nach seinen Kräften sich diesem Studium widmen kann, das — es sei immer und immer wieder erklärt — durchaus nur von der jahrhundertealten Erfahrung gestützt wird und allen denen gastlich offen steht, die unvoreingenommen und guten Willens sind. Eins freilich ist auch hier erforderlich: Begabung! Und dieses noch ist zu bedenken: wer etwa das Horoskop eines großen Denkers oder Dichters zu erforschen und vor allem zu deuten unternimmt, muß mindestens einen Hauch dieser Geistigkeit verspürt haben, wenn er nicht bei den allgemeinsten Feststellungen beharren will; es bedarf auch hier der inneren Berufung.

Die Sterne

Ob ich wandre, lese, träume,
Draußen im Feld, droben im kleinen
Immer, immer [Zimmer –
Umwölben mich die entfachten Sternen-
Oh, dies zu denken: [räume.
Daß sie sogar am steilen Tage
Uns ihre zeugenden Strahlen senden –
Die Fische, der Löwe, der Bär, die Wage –
Grüne, rote, goldene Strahlen –
Wonnen herniederleuchten und Qualen!

Und ob mich Dunkel und Schlaf umkreisen –
Mit währendem Wirken
Sprühen die leisen,
Gewohnten Lichter in hohen Bezirken.
Schwingend reckt das himmlische Rad
Die funkelnden Speichen
Und mahlt und mahlt der Ewigkeit
Rieselnde Saat, –
Die immer gleichen
Zugemessenen Körner der Zeit.

Ernst Ludwig Schellenberg

Goethe auf dem Straßburger Münster

Der Sommertag trug seine schwere Fracht
Durch Last und Lärm. Nun aber kam die Nacht.

Quälender Treppen enge, steile Fron
Leitet zu freien Atems goldnem Lohn.

Weit liegt das Land, vom Purpursaum umkränzt
Und von der Sterne Ahnen überglänzt.

So mengt sich freundlich Werden und Vergehn
Zu einem reinen, lieblichen Verstehn.

Noch flammt der Tag durch das berauschte Herz,
Doch eine milde Hand führt ruhewärts.

Einmal noch blickt er in den lauten Schein,
Tritt durch das dunkle Tor und ist allein.

Allein mit Mond und Sternen, Kreuz und Stein,
Und auch mit seiner Seele tief allein.

Sie schwebt um ihn, von tausend Düften schwer,
Sie rauscht, ein tausend Wellen weites Meer,

Sie blüht vor ihm im Tausendfarbenglanz
Und glüht vor ihm im wilden Taumeltanz,

Weht zephirmild, ein leiser Wiesentraum,
Und bricht, ein irrer Wildsturm, Haus und Baum,

Ist Berg und Meer und Fels und ist die Kraft,
Die herrisch Berg und Meer und Fels erschafft,

Ist Allmacht, regelnd Welt- und Sternenlauf,
Und bäumt titanisch sich dawider auf.

Betet zu Gott in Demut, fromm und rein,
Und wähnt im Tiefsten, selber Gott zu sein.

Und droht in ihrer irren Vielgestalt
Als eines Rätsels düstre Sphinxgewalt.

Wächst wolkenhoch, für seine Stimme taub,
Quellender Urwelttraum, und er ist Staub.

Das Auge taumelt, wellenwirre Schau,
Trunkener Sterne Tanz im samtnen Blau.

Erbangend tastet seines Herzens Hand
Nieder an steilen Turms erhellter Wand.

Sucht Halt am starren Ding, das nichts verstört,
Das keine Seele hat, die sich empört.

Das keine Seele hat? Klingt es nicht leis,
Wie eine Stimme, die von Schmerzen weiß?

Schwebt nicht das Bild des Turmes mondgedämpft,
Ein Antlitz, schwer vom Sorgenpflug durchkämpft?

Zacke um Zacke schmerzt, Spitzsäule droht,
In Fensterhöhlen stillbereiter Tod.

Versteintes Blatt, erstorbnes Hoffnungsgrün,
Steinerner Blumen zwecklos starres Blühn.

Zu tausend Formen wildzerrißner Schmerz,
Unrastgepeinigt, wie sein wirres Herz.

„In dir und mir der gleiche Tod und Sturm.
Bist du mein Bruder, rätselschwerer Turm?"

Die Hand streicht dankbar. Fühlt getreu gefügt
Die Kraft des Steines, die sich selbst genügt.

Die ruhig aus geheimer Kühle sprießt,
In seine Adern segnend überfließt.

Des klaren Schauens schwer vermißtes Glück
Kehrt selig ins erschloßne Herz zurück.

Ferne verweht die schwankende Gefahr,
Und seinem Blicke wird ein Wunder klar:

Zacken und Türmlein, wildes Schnörkelspiel,
Und doch geeint zu *einem* Wuchs und Ziel.

Zu einem Werk, das stark umschlossen hält
Vielfalt und Einheit gottgeklärter Welt.

Göttliches Spiel, das tausend Formen schafft,
Und *eines* Gottes einzig wahre Kraft …

Die Nacht hat über bunt verwirrtem Land
Des reinen Himmels Ruhe ausgespannt.

Still auch das Herz. Es pocht gefaßten Schlags
Der Erntereife zu des nahen Tags.

Robert Hohlbaum



Otto Wiedemann: Kuhweide

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Gerhart Hauptmann: Indipohdi — Carl Zuckmayer: Pankraz erwacht — Leo Lenz: Heimliche Brautfahrt — Rudolf Leonhard: Segel am Horizont — Klassisches: Coriolan und der Prinz von Homburg — Englisches: Die Überfahrt von Sutton Vane — Französisches: Zurück zur Schule! von Georges Birabeau — Der Herr seines Herzens von Paul Raynal — Der Kinderkarneval von S.-G. de Bouhélier — Die Kameliendame von Dumas-Tagger

Fast fünf Jahre hat es gedauert, bis Gerhart Hauptmanns jüngstes dramatisches Werk »Indipohdi« aus der Buchausgabe (Berlin, S. Fischer) seinen Weg auf eine Berliner Bühne fand. Und es gab eine Zeit, wo man dem Dichter die noch feuchten Manuskriptblätter aus den Händen riß, wo sein alljährlich mit der Pünktlichkeit der Majestäten sich einstellendes neues Werk die Krönung der Saison bedeutete! Womit erklärt sich dieser Wandel der Bühnengunst? Daß wir hier nach Hauptmanns eigner Bezeichnung ein »dramatisches Gedicht« statt eines regelrechten robusten Theaterstückes empfangen, kann allein nicht ausschlaggebend sein. »Hanneles Himmelfahrt« nannte sich »eine Traumdichtung«, der »Arme Heinrich« eine »deutsche Sage«, und »Elga« bekannte sich sogar als Fragment. Eher schon mögen Stoff und Schauplatz geschreckt haben. Die drei letzten Werke Hauptmanns, der »Weiße Heiland«, dies »Indipohdi« und das Romanepos »Die Insel der großen Mutter«, sind durch Bande äußerer und innerer Zusammengehörigkeit verknüpft. In ferne Länder und fremde Bräuche führt uns der Dichter, und wenn er dort auch ein überörtliches und überzeitliches Echo für jüngste Erschütterungen sucht, so will sich doch der Widerhall nicht so bald einstellen. Es geht dem dreiundsechzigjährigen Hauptmann hier nicht viel anders als dem gleichaltrigen Goethe nach den Befreiungskriegen, da er wähnte, in der Fest- und Dankdichtung »Des Epimenides Erwachen« wie seinen eignen Gedanken und Gefühlen auch denen des Volkes Ausdruck zu geben. Wie damals, so ist das Volk auch heute nicht geneigt, die Flucht des Dichters aus der Gegenwart in so weite Fernen mitzumachen; es verweigert, wie einst dem Weimarer, nun auch dem Schlesier, der so ganz anders begann, die Gefolgschaft auf einem Wege, der wohl in die innersten Kammern des Dichterherzens, nicht aber auch in das Herz der Allgemeinheit führt. Schon der »Weiße Heiland« hatte nicht recht für das ferne Mexiko, den König Montezuma und die alten indianischen Göttersagen erwärmen können, so viel Christliches darin auch verborgen sein mochte. Und nun abermals diese Rothäute, abermals diese fremdländischen Priesterkönige und barbarischen Opferbräuche, und mitten in sie hineingebettet des Dichters persönliche Herzens- und Gewissensnöte, für die er wohl einen näheren und vertrauteren Pflanzboden fände, wenn er nur die müde, welt- und zeitflüchtige Stimmung zu überwinden vermöchte, die ihn während und nach dem Kriege ergriffen hat. Ihm dorthin zu folgen, konnte der Wille nicht groß sein, sobald sich in uns wieder der Mut oder doch der Drang zum Aufschwung regte, für den wir uns wohl von unserm immer noch führenden Dichter zuerst Bekräftigung erhoffen durften.

Wie im »Weißen Heiland«, so ist es auch in »Indipohdi« ein weiser und gütiger, fast zur Heiligkeit emporgereifter Kronenträger, dem Hauptmann seine Schwächen, Leiden und Bitternisse auf die Seele und in den Mund legt. Prospero — so heißt er nach dem magischen Helden in Shakespeares Abschiedsdrama — ist vor zehn Jahren von seinem lebensdurstigen, feurig-ehrsüchtigen Sohn Ormann daheim in der Lombardei gnadenlos von Land und Thron ins Elend vertrieben worden, hat dann auf einer Südsee-Insel, wo die Eingeborenen, gleichwie im Mexiko Montezumas, nach alter Botschaft auf neue, weiße Götter warten, königliche Ehren und heilandartige Verehrung gefunden und ist eben im Begriff, den alten Blutbrauch der Menschenopfer zu beseitigen — da tritt sein Sohn, inzwischen gleichfalls vertrieben und auf der Flucht schiffbrüchig geworden, ihm, dem Priesterkönig des Landes — jetzt unwissend, wen er vor sich hat — abermals mit Mörder- und Empörerwaffen entgegen. Als aber Ormann dem greisen Alten gegenübersteht, bricht er unter dem Strahl der machtvollen Erscheinung wie unter einem Keulenschlage ohnmächtig nieder. Das Volk und sein Oberpriester, vom alten Wahn noch nicht geheilt, verlangen zur Sühne ihrer Sünden die Opferung des »Sonnensohnes«, und dem Vater gelingt die Verhinderung dieses Opfers nur, indem er sich selber opfert. Mit seiner demütig-getreuen Tehura, der ihm angetrauten Tochter des indianischen Oberpriesters, die an dem Greis das Wunder neuerwachter Liebeskraft gewirkt hat, steigt er zum schneeigen Gipfel des vulkanischen Berges wie zu einem Altar empor und weiht sich, seine Magie, seine Macht, sein Leid und seine Erkenntnis der Selbstauflösung, heimkehrend in das Ein und All wie Hölderlins Empedokles, entschwindend wie der heilige Sagenkönig dieser Insel, der aus seinem Namen Indipohdi (niemand weiß es) das Gebot entnahm, lebendigen Leibes in das Nichts hinabzutauchen, woher er gekommen. Auch was Prospero seinem Sohn hinterläßt, ist nichts andres als dieses: die Heiligkeit des Leidens verehren, die Gewissenlosigkeit und Nichtigkeit jeder Tat erkennen und der Idee, die nicht von dieser Welt, das allein gottgefällige Opfer des Selbst darbringen.

Noch einmal in dem heiligen Augenblick
Des Abschieds, wo der mächtige Webstuhl noch
Dröhnt und mein Werk schafft, was doch nicht
mein ist,
Grüß' ich dich, furchtbar-wundervolle Welt
Des Zaubers und der Täuschung. Du gebierst
Millionenfachen Fluch, wie Blumen auf
Glückseligen Wiesen, und ich habe sie
Jauchzend gepflückt und jubelnd mich gewälzt
Im Schmerzenstau, im Todesduft der Gräser.
Und als mein immer wachsendes Geweb'
Mich enger stets umstrickte und Gestalt,
Unzähliger Form, mich, der sie schuf, umdrang,
Da würgte mich mein eigner Zauber, drang
Mein Volk von Schatten grausam auf mich ein
Und legte mich, den Schöpfer, in die Folter.

Es ist nicht leicht, dieser Dichtung den inneren Kern des Gehalts aus dem fremdländisch bunten Drum und Dran und der nur selten zu lebensvoller Gestaltung durchgedrungenen Gedankenhaftigkeit der blassen und müden Verse zu entschälen. Gar zu sehr lastet auf dem Werk die Verdüsterung eines Dichters, der seine Fesseln wohl sprengen möchte, sich einstweilen aber nur wund daran reibt und schließlich matt die Arme sinken läßt. In Dresden, bei der ersten Aufführung, und später in der zu Ehren des sechzigjährigen Dichters veranstalteten Breslauer Hauptmannswoche hat man durch starke Betonung des Exotischen und Abenteuerlich-Romantischen versucht, den stockenden Fluß der Handlung aufzuwirbeln — zum Schaden ihrer Geistigkeit. Daß aber auch auf dem entgegengesetzten Wege keine entscheidende Belebung zu erzielen ist, bewies die mit dem Dresdner Bühnenapparat gespielte Berliner Aufführung des Lessingtheaters, wenn wir uns auch einen tiefer und reicher beseelten Darsteller des Prospero als Theodor Loos denken könnten. Der Beifall hielt sich in bescheidenen Grenzen, wahrte aber den Respekt, der einem Gerhart Hauptmann gebührt, auch wenn er strauchelt.

Vor einem wollen wir uns besonders hüten: wir wollen es den Meister nicht entgelten lassen, daß sich jetzt, doch wohl nach seinem Vorgang, so viele unreife Talente dadurch interessant zu machen suchen, daß sie sich Hals über Kopf in die Wildnis der exotischen Stoffe stürzen. Der amerkanische Wildwesten ist zurzeit unter den jungen Dramatikern nicht weniger beliebt, als es in unsern Flegeljahren zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Fünfundzwanzigpfennighefte der »Indianerbücher« waren, von Karl May, dem Klassiker dieses Genres, ganz zu schweigen. Ein neues Stück von Carl Zuckmayer, der anfangs sogar auf dem Programm des Deutschen Theaters stand, sich dann aber mit einer einmaligen Sonntagmittagvorstellung der »Jungen Bühne« begnügen mußte, nennt sich geradezu »Die Hinterwäldler«, und dieser Titel ist für sein Milieu, seine Handlung, seine Gestalten und seine Motive weit bezeichnender als der andre: »Pankraz erwacht«. Denn niemand weiß zu sagen, wovon oder woraus dieser Pankraz, jetzt ein schon ergrauter Ansiedler im fernen Westen, früher ein Seeräuber an der Küste, »erwacht«. Von seinen früheren Untaten? Oder von dem blutschänderischen Trieb zu seiner Tochter Alit, die außerdem von einem jungen Sioux-Indianer heiß umworben wird? In diesem Falle wäre das Erwachen etwas sonderbar und gewaltsam, denn der verliebte Vater erschlägt Alit oder vielmehr »spaltet sie wie ein Scheit Holz mit der Axt«. Da wäre denn nun glücklich der im Drama unsrer Jungen so beliebte Inzest auch in den amerikanischen Urwald getragen. Doch schweigen wir von den Schand- und Moritaten dieser Ansiedler, Pfadfinder, Waldläufer und Outsider; es ist genug, an dem Beispiel zu wissen, in welche Sackgasse rohen Ungeschmacks und kolportagehafter Mittel sich die



Aufn. G. Frautschold, Berlin

Theodor Loos als Prospero in Gerhart Hauptmanns »Indipohdi« (Lessing-Theater, Berlin)

Erotik verlaufen mußte. Ich würde den Namen Zuckmayer nicht im Bannkreis Hauptmanns genannt haben, wenn sich nicht auch schon vor einigen Jahren bei Zuckmayers wirr nachempfundenem Schauspiel »Kreuzweg« gezeigt hätte, wie folgsam er dem Dichter des »Hannele«, des »Florian Geyer«, der »Rose Bernd« und des »Emanuel Quint« nachtrabte. Das war zunächst harmlos und eher komisch als tragisch. Gefährlich aber wird solche Nachläuferei, für den einzelnen Trabanten wie für die ganze Richtung, wenn der Weg nun auch übers Weltmeer führt und dem Schiffchen der Tiefgang der Lebenserfahrung fehlt.

Im Komödienhaus, bei Leo Lenz könnten wir uns von diesen kannibalischen Hinterwäldlereien erholen, wenn seine »Heimliche Brautfahrt«, in der sich eine nicht umsonst in Mannshosen und Jagdstiefeln einherstolzierende Prinzessin auf eigne Faust ihren widerspenstigen prinzlichen Bräutigam zähmt, mehr wäre als ein artig kostümiertes Rokokohistörchen eines Presber-Epigonen, der von seinem liebenswürdigen Vorbild manches, fast alles, nur nicht die Beschwingtheit des Dialogs und die Kürze des Witzes gelernt hat. Erika Gläßner, im ledernen Reitdreß der Cavalière ebenso scharmant wie im Columbinchenröckchen der fahrenden Leute, gab, einmal frei von Unarten, das burschikose Prinzeßchen unter Friedrich August 3., der schließlich, auch hier »der Gerechte«, den Liebesbund segnet.

Mehr Tendenz- und Diskussionsstück als künstlerisch gestaltetes Drama geblieben ist Rudolf Leonhards Schauspiel »Segel am Horizont«. Denn hier geht es um die sozialpolitische Frage: Hält das Prinzip der Genossenschaft stand, wenn auf einem weiblicher Führung anvertrauten Schiff die Kapitänin als einzige Frau unter sechzig Männern zugleich dem sinnlichen Begehren und der Opposition des gekränkten Ehrgeizes, der verletzten Autorität all dieser »Genossen« ausgesetzt ist? Alles spricht dagegen. Dann aber macht das Schiff und mit ihm die Handlung eine plötzliche Wendung, und die Frage ist zugunsten der von vornherein beschlossenen Bejahung entschieden. Eine gewisse dramatische Begabung ist in den vier Schiffsakten nicht zu verkennen, und Gerda Müller findet als Gast der Volksbühne in der Rolle der Genossin-Kapitän ein ergiebiges Feld für die Energie ihrer aus dunkler problematischer Tiefe schürfenden Darstellungsgabe.


Aufn. G. Trautschold, Berlin
Szenenbild aus »Indipohdi« von Gerhart Hauptmann (Lessing-Theater, Berlin)

Ein befreites Aufatmen geht durch Brust und Lunge, wenn uns nach solchem »niedern Dunst« einmal wieder die Höhenluft der großen klassischen Dramatik umweht.

Mit Shakespeares »Coriolan«, der jetzt so selten auf der Bühne erscheint, wohl weil es der Zeit graust vor der aristokratischen Weltanschauung dieses letzten und bittersten seiner Römerdramen, steigen wir auf den einsamen Gipfel tragischer Mannesgröße, wo ungebändigter Stolz und übersteigertes Persönlichkeitsbewußtsein des Einzelnen zum Verbrechen am Vaterland wird, wo aber auch die Gemeinheit der feilen, faulen und wankelmütigen Menge sowie ihrer boshaften, ränkevollen und kleinlichen Tribunen tief unten auf der Talsohle der plebejischen Alltäglichkeit bleibt. Mehr als alle andern Werke des Dichters will dieses getragen sein von dem Darsteller des einen überragenden Mannes, der so tief fällt, weil er so hoch gestiegen war. Fritz Kortner, in der von Erich Engel geleiteten Aufführung des Deutschen Theaters, war dieser Mann nicht. Sein Coriolan erschien auch geistig in einer Untersetztheit, die der Gestalt nun und nimmer genügen kann. Fast schon Jakob Tiedtkes lebenssaftiger Menenius Agrippa, dieser behaglich-gutherzige Genüßling, der die berühmte Fabel vom Streit des Magens und der Glieder erzählt, und Walther Francks wildbdüsterer Volskerführer Aufidius, dessen Fluch es ist, keinen Überlegenen neben sich ertragen zu können, vollends aber Agnes Straubs machtvolle, in Sprache und Geste glänzend durchgearbeitete Volumnia, dies bis zur Starrheit strenge Marmorbild einer römischen Pa-



Aufn. Zander & Labisch Berlin

Neueinstudierung des »Prinzen von Homburg« im Staatstheater zu Berlin.
Paul Hartmann (links) in der Titelrolle

triziermutter, stellten ihn in den Schatten. Und das darf nicht sein, soll diese steile Charaktertragödie, die all ihren Saft für den Stamm fordert, zu ihrem natürlichen Rechte kommen.

Besser traf der »Prinz von Homburg« des Staatlichen Schauspielhauses unter der Regie Ludwig Bergers den Grundnerv des Dichterwerkes. Das sollte eigentlich bei der ethischen Unzweideutigkeit dieses vaterländischen Staatserziehungsdramas keines besonderen Lobes wert sein. Aber zu oft haben wir gerade bei klassischen Aufführungen des Berliner Staatstheaters erlebt, daß die Originalitätssucht der Spielleitung ihren Ruhm auf eigensinnigen Nebenwegen suchte, die sich von dem Pfad des Dichters weit entfernten. Deshalb diese Anerkennung des sonst Selbstverständlichen. Ein von lebensgefährlicher Krankheit Genesener tritt uns hier entgegen — wer wollte da nicht freudig die Arme öffnen! Und die Genesung kam nicht über Nacht, sie kündigte sich schon in der zweiten, wesentlich veränderten Tell-Aufführung, in der neuen »Minna von Barnhelm« und im jüngsten »Wallenstein« an. Um so zuversichtlicher dürfen wir hoffen, daß sie von Bestand sein wird. Wie die geistige Dramaturgie und das Bühnenbild, so diente diesmal auch die Darstellung dem Kunstwillen des Dichters. Paul Hartmann gab dem Prinzen mit dem Feuer, der Schwärmerei und der Kreaturhaftigkeit des unverstellten Gefühls doch auch Mannhaftigkeit genug, um den Umschwung seiner Erkenntnis und Gesinnung zu erkären; Werner Krauß war ein macht- und würdebewußter Kurfürst, dem man nur noch mehr erhabenen Humor und eine leuchtendere, freier spielende Menschlichkeit gewünscht hätte, und Arthur Kraußnecks prächtiger Kottwitz, in Erscheinung und Sprache gleich musterhaft, holte sich in der großen Szene mit dem Kurfürsten wohlverdienten Beifall bei offener Szene. Die letzten, tiefsten und reifsten Schönheiten dieser Dichtung zeigten sich freilich auch hier noch nicht erschöpft. Denn was diesem lange verkannten vaterländischen Werk den eigentlichen Glanz gibt, das ist die aus einem gotterleuchteten Dichter- und Sehersinn strömende Verbindung märkischer Zucht und Strenge mit gütiger und natürlicher Menschlichkeit. Wie der Prinz und Offizier, ehe er zum Staatsgehorsam genest, sich nicht seiner bebenden Todesfurcht schämt, so bewahrt sich der oberste Herrscher bei aller Autorität die weise Freiheit seines Menschentums und vergönnt neben dem eisernen Gesetz auch den »lieblicheren Gefühlen« Raum in seiner Brust. Das ist für Preußen auch heute noch eine preiswürdige Vision und ein zeitgemäßer Aufruf zur Erfüllung. Nur wer so »getreu dir im Schoß«, preußisches Vaterland, die Leier schlug wie Heinrich von Kleist, kann solche Schicksalssaiten treffen. Wird die preußische Republik überlegen genug sein, diesem Sänger in Preußens Hauptstadt oder in Preußens Herzen das große Ruhmes- und Ehrenmal zu errichten, das ihm die Hohenzollern schuldig geblieben sind?

Draußen in Charlottenburg, in der Berliner Straße, nicht weit vom Knie, gibt es ein kleines Saaltheater, das sich — etwas anspruchsvoll für seine Raumverhältnisse und Schallwirkungen — »Die Tribüne« nennt. Langen Atem haben seine Aufführungen, auch seine Erfolge selten, aber die Wachsamkeit und Findigkeit seines Spielplans beschämt manche unsrer großen »führenden« Bühnen. Namentlich zu England scheint die »Tribüne« gute Beziehungen zu unterhalten. Nachdem sie schon in der vorigen Spielzeit mit Chestertons »Magie« ein höchst fesselndes, geistvolles und auch dichterisch wertvolles Stück bei uns eingeführt hatte, ist es ihr jetzt gelungen, das in London mehr als fünfhundertmal gegebene Schauspiel »Überfahrt« von Sutton Vane zu erwerben. Es besteht eine gewisse Verwandtschaft zwischen diesen beiden Stücken, nicht nur insofern, als sie dem Übersinnlichen Eingang ge-

währen, sondern auch darin, daß dies Transzendentale mit dem englischen common sense, dem »gemeinen Menschenverstand«, friedlich vor einen Wagen gespannt und zu einem Ziele gelenkt wird. Auch darin noch gleichen sie einander, daß sie das Sentimentale und Theatralische, das dem Engländer unter der Rinde sitzt, keineswegs abtöten, wenn sie es auch durch gesunden Witz und gelinde Satire sozusagen okulieren. Ihre gemeinsame Kunst ist, aus Mystik und behendem Theatergeist ein gut gegliedertes, bis zuletzt wirksam gesteigertes Theaterstück zusammenzubauen.

Ein unheimliches Schiff, in das wir da zur Überfahrt eingeladen werden! Es hat keinen Namen, es hat keinen Kapitän, es unterscheidet keine Klassen, es führt keine Lichter; niemand von den acht Passagieren, die es an Bord hat, weiß, wohin es steuert, weiß, wohin er selbst eigentlich will und wie es an der Zeit ist. Allmählich, der eine früher, der andre später, der eine widerstrebend, der andre gutwillig, werden sie sich darüber klar, daß sie — Tote sind, die ins Jenseits fahren. Tote und doch noch so eigensinnig, um sich aneinander zu reiben, sich gegenseitig abzustoßen oder anzuziehen. Ja, als der weißhaarige Steward, hier eine Art Totengeleiter, ihnen verkündet, daß nun bald der »Prüfer« anlegen werde, um über eines jeden Reiseziel und weiteres Ergehen zu entscheiden, halten sie nach parlamentarischem Brauch eine Versammlung ab, um Beschluß darüber zu fassen: a) ob sie wirklich tot sind, b) wie sie dem Prüfer begegnen wollen. Dabei enthüllen sich alle noch einmal in ihrem alten irdischen Sein und Wesen: der leichtfertige, dem Whisky zugetane junge Lebemann Tom Prior; die eitle, oberflächliche und dünkelhafte Mrs. Cliveden-Banks, die es bequemer gefunden hat, fern von ihrem kranken und häßlichen Gemahl durchs Leben zu gehen; der muntere, wohlgelaunte Geistliche William Duke, der gern fünf gerade sein läßt; Mrs. Midget, die von leichtem Schlaganfall im Kopf etwas verwirrte, im Herzen desto standhaftere Frau aus dem Volke, die sich so schwer von ihrer täglichen Arbeit losgerissen hat; und endlich Mr. Lingley, der Großkaufmann, der seine schlotternde Angst durch ein großes Maul und eine aufgeblasene Geschäftigkeit zu verbergen sucht. Aber ehe der zweite Punkt der Tagesordnung noch erledigt, ist der Prüfer schon da. Thomsen heißt er, einfach Thomsen. Sieht aus und gibt sich wie ein Lotsenkommandeur oder ein Oberzollrevisor, so bieder, gutmütig und zutulich, und ist doch wohl niemand anders als der leibhaftige liebe Gott. Freundlicher, milder und gerechter kann der jedenfalls auch nicht mit uns umgehen, wenn wir dereinst vor ihm stehen. Den Geistlichen nimmt er gleich wie einen halben Kollegen untern Arm und verspricht ihm, daß er drüben sein ihm doch leidlich angenehmes Amt weiterführen dürfe; die Lady hält er für gestraft genug, wenn sie — seinetwegen in einer eleganten Villa — ihren bisher gemiedenen Mann betreuen müsse; Herrn Lingley, alias Lindenbaum, wird er wohl mal erst ein bißchen in die Leidenslehre schicken müssen, wie der Großkotzige andre hat leiden und darben lassen; die Mühsälige und Beladene aber aus dem Volke soll alles bekommen, was ihr auf Erden an Wohlsein und Behaglichkeit abgegangen ist, und als sie damit noch nicht ganz zufrieden scheint, wird ihr als Pflegling der junge Leichtfuß ans Herz gelegt, auf daß sie etwas zum Sorgen und Sichmühen habe, was doch schon auf Erden ihr Schönstes war. Mit diesem Tom Prior wollte der Prüfer wohl zunächst etwas strenger ins Gericht gehen. Da aber das alte Weiblein so hübsch für ihn bittet, dieweil er der erste, der auf dem Schiff freundlich zu ihr war, und da der arme Sünder selbst in Demut zerschmilzt, so läßt der Prüfer auch hier Gnade vor Recht ergehen und stärkt die zerknirschte Seele höchst eigenhändig mit einem Whisky. Dafür vertraut ihm dann die doppelt beglückte Mrs. Midget unter vier Augen an, daß es ihr Sohn ist, der ihr da zur Pflege übergeben, wenn es auch besser sei, er erführe nichts davon,



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus der Komödie »Zurück zur Schule« von Georges Birabeau (Die Komödie)
Hans Brausewetter und Grete Mosheim

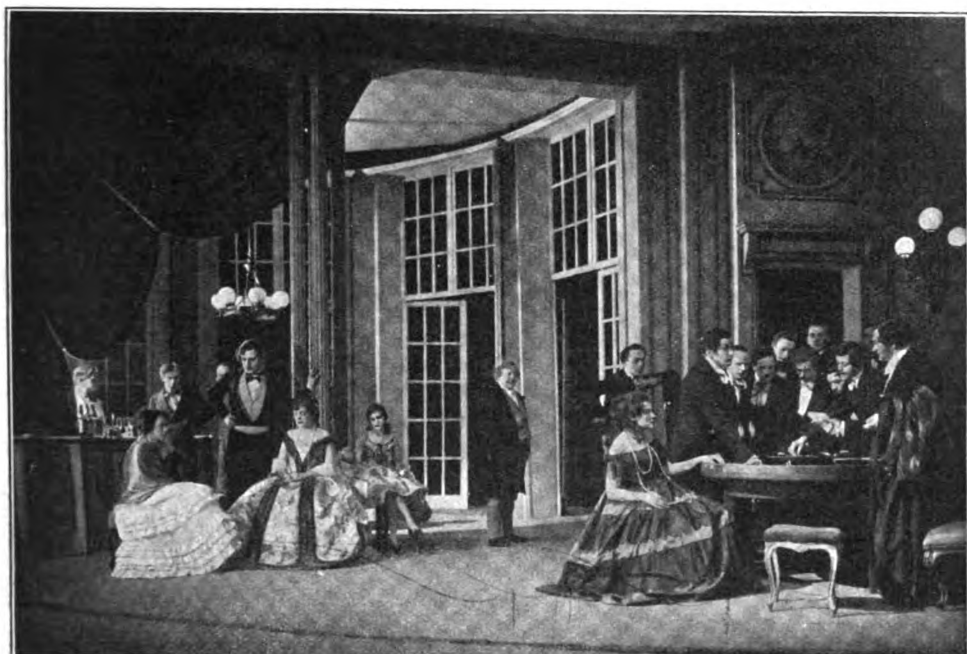
denn mit der Geburtsurkunde sei nicht alles so in Ordnung, wie es die englische Moral fordere. Ein Stück zwischen Himmel und Erde, halb Kartoffel, halb Sonnenblume. Wir Deutsche — das wollen wir uns zum Ruhm, aber auch zur Warnung sagen — würden es uns mit solchem Stoff schwerer machen, würden uns mit mehr sittlichem Ernst, mehr Grübeln und mehr Gewissensforderungen beladen, würden dafür aber auch die beiden »Halbwegigen« mit in die Erlösungsbarke nehmen, das junge Paar, das sich freiwillig und vorzeitig aus dem Leben gestohlen hat, statt den Kampf mutig aufzunehmen, und das nun auf Geheiß des offenbar mehr vom Verfasser als von Gott inspirierten Prüfers, ähnlich wie der Steward, der die Reise schon zum 5000. Male macht, hin und her, her und hin fahren muß, ehe es zur Ruhe kommt. Da lugt nun doch wohl ein Zipfelchen vom englischen cant hervor, oder gehört auch das bei unsern Vettern zur Lebensraison? Unser Gott, wenn wir uns einen dichten und schaffen dürfen, ist, hoffe ich, noch ein wenig freier und gütiger. Für ihn gibt es keine fliegenden Holländer und keine ewigen Juden ... Doch das Stück sei willkommen, wie uns von jenseits des Kanals lange keins willkommen war. Unsre jungen, dem Leben oft so verhängnisvoll entfremdeten Dramatiker können viel von ihm lernen, und auch die Darstellungskunst findet, wie vornehmlich Lucie Höflich (Mrs. Midget), Ilka Grüning (Mrs. Cliveden-Banks) und Paul Biensfeldt (Steward) beweisen, lebensvolle und dankbare Aufgaben darin.


Aufn. Zander & Labisch, Berlin
Elisabeth Bergner als Kameliendame
(Deutsches Theater, Berlin)

Endlich scheinen unsre Herren Direktoren nun auch in Frankreich Fühlung mit einer jüngeren Dramatikergeneration gefunden zu haben, die nicht immer nur das alte ausgelaugte Heu des Pariser Hahnrei- und Kokottenthemas wiederkäut.

Da erscheint ein Herr Georges Birabeau mit einem Dreiakter, der den Mut hat, sich gut bürgerlich Lustspiel zu nennen, und den fast deutsch-pedantischen Titel »Zurück zur Schule« führt. Betten kommen freilich auch bei ihm noch auf die Bühne, aber es sind, was sich schon moralischer anläßt, sechs statt zwei. Auch stehen sie in dem Schlafsaal eines Lyzeums, das der geschäftstüchtige Schulleiter über die Ferien, während der Hochsaison des Badeortes in ein Nothotel umgewandelt hat, und aus dem der Schulduft selbst durch die leichtfertigen Sommervögel nicht zu vertreiben ist. Im Gegenteil, dieser genius loci, diese Atmosphäre melancholischer Behaglichkeit und erinnerungsseliger Sentimentalität bringt sogar etwas Kindlich-Herzliches in die Handlung. Alle, die hier übernachten, besinnen sich wieder auf ihre Schuljahre und damit auf das bessere Teil ihres Ichs. Bei zweien, dem »jungen Mann«, der sich möglichst vorteilhaft an eine reiche Mitgift zu verheiraten sucht, und der hübschen Sekretärin, die kapabel wäre, sich wider die Stimme ihres Herzens einem fetten Automobilprotzen in die Arme zu werfen, bewirken die Schulbänke sogar einen Sieg des Herzens über Geldbeutel und Wohlleben, und das ist weitaus die hübscheste, innigste und zärtlichste Szene des ganzen Stückes.

Paul Raynal in seinem Schauspiel »Der Herr seines Herzens« wagt sich schon ein paar Meilen weiter nach Osten hin ... Zwei Fünfundzwanzigjährige, einander aufs innigste zugetan, sind in dieselbe schöne Frau verliebt. Der eine strömt seine Gefühle leidenschaftlich und rückhaltlos aus; der andre bleibt Herr seines Herzens aus angeborener Mannhaftigkeit, noch mehr aus willentlicher Freundestreue, die nicht den Finger ausstrecken mag nach dem, woran des andern ganzes Glück, ganze Lebensfreude hängt. Aber je mehr er sich zügelt, bändigt und bezwingt, desto heftiger lockt er wider Willen die Liebe, die ungestüme Leidenschaft der Frau von dem andern hinweg auf sich selbst. Dieser andre ist eine Weile von dem Sturm seiner Gefühle, von dem halben Gewähren und halben Versagen der Geliebten so benommen, daß er nicht merkt, wie es tatsächlich


Aufn. Zander & Labisch, Berlin
Szenenbild aus Alexander Dumas' Schauspiel »Die Kameliendame« (Deutsches Theater, Berlin)

um Henry und die schöne junge Herzogin steht. Als er endlich aus seinem Rausch erwacht und die Situation begreift, erschießt er sich. Da bricht der »Beglückte«, selbst fast entseelt durch den nutzlos aufreibenden Kampf, über der Leiche des Freundes zusammen mit dem verzweifelten Ruf: »Ich hab' dich nicht verraten!« ... Was werden sie in Paris gesagt haben, daß hier um der Liebe willen einer mal nicht lügt und betrügt, daß einer dem Freunde nicht nimmt, was ihm hinter dessen Rücken so zum Greifen dargeboten wird? Mir scheint, es gehörte Mut dazu, den Parisern mit dergleichen aufzuwarten, nicht weniger als zu Raynals »Grab unter dem Triumphbogen«, das dem unbekannten Soldaten gilt, und das in der Comédie Française erst einen Sturm der Entrüstung zu bestehen hatte, bevor es sich Erfolg und Respekt errang. Von allen französischen Stücken dieser Spielzeit verdient das Raynals am meisten Achtung auch von uns, fast ein wenig Liebe. Demgemäß wurde es auch gespielt, mit all den leise abgetönten Feinheiten des Kammerspiels in einem Quartett (Hermann Thimig, Hans Brausewetter, Mady Christians, Liselotte Denera), mit dem sich wohl nach Paris auf Gastspiel gehen ließe.

Auch in Frankreich selbst scheint den Staatsmännern allgemach die Erkenntnis aufzudämmern, daß für die Hebung des Theaters von oben etwas getan werden müsse. Den Dramatiker Saint-Georges de Bouhélier hat man kürzlich durch eine amtliche Ehrung ausgezeichnet, als nach seiner »Königstragödie«, seinem »Tristan« und seinem »Märchenspiel der Liebe« ein großes, im Mittelalter spielendes Geschichtsdrama von ihm bekannt wurde, dessen Darstellung ein breitägiges, über die Essenspause ausgedehntes Festspiel fordert. Sein »Kinderkarneval« begnügt sich noch mit ebenso viel Stunden, aber an schwermütigem Ernst und todumschattetem Lebensdrang fehlt es auch hier schon nicht, wenn im zweiten Akt die sterbensbereite und doch noch lebensdankbare Märtyrerin ihres liebefreudigen Herzens sich mit mutigem Trotz zu ihrer Sünde bekennt und im letzten Akt Todesflor und Karnevalsflitter eng ineinander verschlungen werden. Es geht ein Sichbesinnen durch Frankreich, wenn es einstweilen auch nur die Ernüchterung des Aschermittwochs und seines Katzenjammers sein mag.

Oder täuscht uns diese Wandlung nur die Auswahl vor, die wir gegenwärtig aus der französischen Dramatik treffen? Wer hätte sich träumen lassen, daß — noch dazu auf der Bühne des Deutschen Theaters, wo diese Art sentimental-schwülstige Theatralik einst ihren vermeintlichen Todesstoß empfing — Dumas' »Kameliendame« wieder erscheinen werde! Freilich hat man für diese Glorifizierung der Kokotte eine Bearbeitung für nötig erachtet — ob von Theodor Tagger oder Berthold Brecht, hat sich bis zum heutigen Tage nicht recht klären lassen. Hauptsache war wohl, daß Elisabeth Bergner und Lothar Müthel ein paar glänzende Rollen darin fanden.

Literarische Rundschau

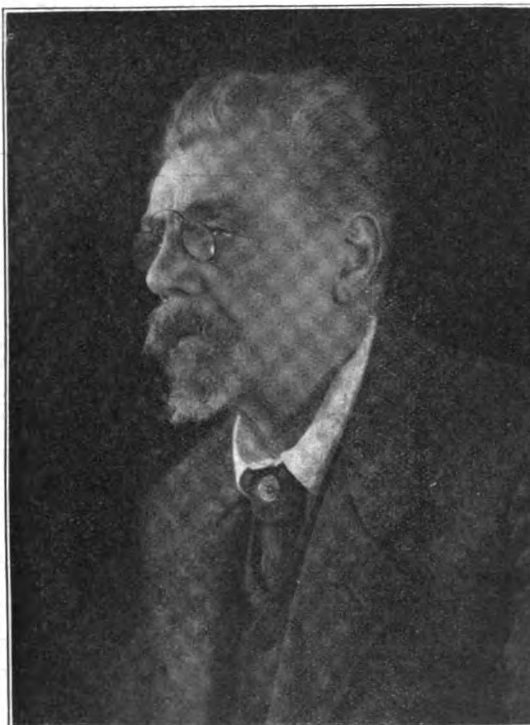
Ernst von Wolzogen hat sich den 23. April dieses Jahres, den 309. Todestag Shakespeares und des gleich unsterblichen Cervantes, des Don-Quijote-Dichters, dazu ausersehen, über die Schwelle der Siebzig zu schreiten. Oder ist das eine zu feierliche und pathetische Wendung für ihn, der sich niemals, durch so viele Wandlungen er auch gegangen sein mag, mit der steifen Repräsentationswürde befreunden konnte? Aristokrat von Geburt, Haltung und Gesinnung, hat er sein immer lebhaft bewegtes Blut doch gegen nichts so heftig aufschäumen lassen wie gegen die Verstocktheit bequemer Standes- und Klassenvorurteile gegen die Beharrungssucht geistiger Überkommenheiten. Seine oberste Göttin war stets das Leben, das sich ewig verjüngende und stets erneuernde; Leben, Bewegung, Verjüngung und Erneuerung ist der Pulsschlag, der durch alle seine Bücher und Unternehmungen geht. Er selbst ist sich dessen so sicher bewußt, daß er seinen Erinnerungen, diesem an Erlebnissen, Erfahrungen, Beobachtungen, Eindrücken, Gestalten, Gesichten und Gedanken ungemein reichen Buche, in köstlicher Selbstironie den Titel »Wie ich mich ums Leben brachte« geben konnte (Verlag Georg Westermann). Tatsächlich gelang ihm das, mochte er anfangen, was er wollte, stets und überall so wenig, wie es dem Schwimmer gelingt, das Wasser zu »erledigen«, das ihn trägt. Er hat denn auch zu Schluß dieser seine ganze Persönlichkeit mit all ihren Lichtern und Schatten getreu widerspiegelnden Erinnerungen nicht bloß — übrigens mit all dem liebenswürdigen Humor, der für solche Menschlichkeiten nur ihm zur Verfügung steht — seine körperliche Wiedergeburt nach langer Krankheit und lebensgefährlicher Operation geschildert, er hat auch ein Bekenntnis seiner Weltanschauung abgelegt, so frisch, mutig und männlich, so erfüllt von Deutschbewußtsein und germanischem Zukunftsglauben, daß manch einer aus der jüngsten Generation unsrer »Geistigen« sich dadurch beschämt fühlen darf.

»Wenn ich jemals dazu kommen sollte, die Geschichte meines Lebens in ehrlicher Prosa und unbekümmerter epischer Breite niederzuschreiben, so würde das ein Buch geben, neben dem alle meine zahlreichen Romane und Novellen wie harmlose Spielereien erscheinen müssen, ein Buch voll schwerer Tränen und grausamer Ängste, ein Buch voll hoher Wonnen und hellen Gelächters, mit einem Gedränge von Menschen und Ereignissen, wie keine Erfindung sie in einem dichterischen Werke zusammenzupressen vermöchte« — so hat Ernst Ludwig Freiherr von Wolzogen selbst dies lange vorausgeahnte und -geplante Buch skizziert, als er 1906 statt der Selbstbiographie zunächst aus seiner Lyrik ein »gereimtes Stammbuch seiner Menschlichkeit« zusammenstellte (»Verse zu meinem Leben«; Berlin, Fontane & Ko.).

Doch es ist vielleicht nicht nötig und jedenfalls nicht ratsam, die unverwüstliche Jugendlichkeit und Beweglichkeit allzusehr an ihm zu betonen. Wir Deutsche klammern uns nur zu gern an Schlagworte und kommen dann nicht wieder los davon. So blieb diesem Schriftsteller, der wohl einen Tropfen fremden Blutes und eine ganze Flasche Champagner in unsre Literatur brachte, aber sein Volkstum darum so wenig verraten hat wie Fontane, jahrzehntelang die Etikette »Vater des Überbrettls« eingebrannt. Und war doch nicht mehr als ein übermütiger, kecker Seitensprung, was er um die Jahrhundertwende in Berlin unternahm, um in den trüben, zähen Naturalismus, der sich damals auf unser literarisches Leben, vornehmlich auf unsre Bühne senkte, ein wenig Buntheit zu bringen. Erfrischen, verjüngen, veredeln wollte er auch damals, und nutzlos vertan sind seine Reformbemühungen um das Varieté, das doch nun mal eine Volksbelustigung sein und bleiben wird, keineswegs: noch vor fünf Jahren hat ihm die Artistenwelt, in der es meist ernster zugeht, als der gute Bürger sich träumen läßt, mit hilfsbereitem Dank bescheinigt, wie viel Anregung sie von seiner Eskapade empfangen habe.

Von seinem eigentlichen Wege ließ er selbst sich dadurch auf die Dauer jedenfalls nicht ablenken. Ein paar Jahre der Besinnung und Sammlung fern von Berlin, und der alte Wolzogen, der Welt- und Menschenkenner, der glänzende Beobachter und Sittenschilderer, der phantasiereiche Erfinder neuer Stoffe und Konflikte, der immer liebenswürdige, nie langweilende Erzähler, der unerschrockene Bekenner seiner innersten Gedanken und eigensten Überzeugungen, hatte sich als Romanschriftsteller wiedergefunden. Der 1909 zuerst in unsern Monatsheften erschienene »Erzketzer«, so neu im Stoff und selbständig in der literarischen Form er sich darstellte, nahm mit der Fülle seines Lebens und dem Farbenreichtum seiner Geschehnisse und Gestalten das künstlerische Versprechen wieder auf, das Wolzogens zuvor bestes Buch, der dem Andenken Franz Liszts gewidmete ernst-humoristische Musikantenroman »Der Kraft-Mayr«, schon 1897 gegeben hatte. Mit diesem Augenblick war der »leichtherzige Überbrettler« und der »scharmante Unterhalter« tot und begraben, und neu geboren wurde der »gottselige Deutsche«, der eifrige Verkünder einer diesseitsfrohen männischen Religions- und Lebensanschauung, der ernsthafte Humorist, der verantwortungsbewußte Zeit- und Sittendeuter. Es ist ein Verdienst der vom Westermannschen Verlage vorbereiteten neuen Ausgabe »Ausgewählter Meisterromane und -er-

zählungen«, daß sie durch die Voranstellung und enge Verbindung dieser beiden großen Wolzogenschen Romane, durch die die Achse seiner epischen Bedeutung läuft, das Charaktervolle und damit das Entscheidende und Bleibende seiner Erzählerkunst in den Vordergrund gerückt hat, um dann erst, in zwei geplanten weiteren Bänden, süd- und norddeutsche Erzählungen folgen zu lassen, in denen der Meister der behenderen novellistischen Form zu seinem Rechte kommen soll. Bisher schwammen in der Flut unsrer Roman- und Novellenliteratur etwa 50 weitverstreute, höchst ungleiche Wolzogen-Bände umher, und schwer war es, darunter das Wertvolle und Kennzeichnende herauszufinden; jetzt hat der Epiker selbst in strenger Selbstkritik für ein Richt- und Kennmal gesorgt, zu dem er sich noch heute voll bekennt und mit dem er auch vor die Nachwelt glaubt hintreten zu dürfen. Der Dramatiker Ernst von Wolzogen, der Verfasser des »Lumpengesindels«, der »Daniela Weert«, des Kolonialluftspiels »Unjamwewe«, der »Maibraut«, der »Fürstlichen Maulschelle« und noch vieler andrer heiterer und ernster Stücke, ist dabei zunächst übergangen. Hier bleibt der lebendigen Bühne die Verpflichtung vorbehalten, zu sichten, zu verwerfen oder zu bestätigen; dann erst wird sich mit Erfolg auch für die dramatischen Werke eine gleich kritische und standhafte Auslese treffen lassen, vielleicht noch bereichert durch diese oder jene neue Schöpfung des auch als Dramatiker Geläuterten und Ausgereiften.



Für die Öffentlichkeit hat einstweilen nur der Romanschriftsteller Wolzogen ein neues Reis angesetzt. Im Jahre seines siebzigsten Geburtstages ist im Berliner Verlag von Dr. Eysler & Co. der Zeitroman »Wenn die alten Türme stürzen« erschienen, auch er ein vollgültiges Zeugnis für die Lebenskraft, die noch in dem Siebzigjährigen pulst, wenn auch in lockererer Form gehalten als die beiden großen Repräsentationsromane. Was hier erzählt wird, ist die Geschichte eines in den Stürmen der jüngsten, von uns allen miterlebten Revolution untergegangenen Adels- und Dynastengeschlechts, dem aber der Wurm innerer Zerrüttung schon am Marke fraß, ehe noch der Sturm von außen es zu Fall brachte. Warum? Weil es versäumt hatte, »sich zur Freiheit des Denkens emporzuringen und geistige Werte in seinen Scheuern zu sammeln«, weil es aufgehört hatte, Sinnbild lebendiger, fruchtbarer Gedanken zu sein. Die aristokratische, freilich auf einer stark betonten Naturhaftigkeit ruhende Weltanschauung Wolzogens verleugnet sich auch in diesem jüngsten Roman nicht, aber so streng er auch mit den Pöbelinstinkten der zügellosen, von verantwortungslosen Führern verleiteten Masse ins Gericht geht, er zeigt sich doch auch hier ebenso wenig blind gegen die unserm Adel im Blute sitzenden Schwächen wie gegen die unverbrauchten starken und gesunden Kräfte, die im Volke schlummern. Bei allem grundlegenden Ernst geht durch das Ganze ein blühender, frei und leicht spielender Humor, den für die Behandlung dieser uns so nah auf den Leib rückenden Dinge kaum ein andrer schon aufgebracht hat.

Was Wolzogen in diesem Roman den Archivrat Dr. Tudichum, der wohl öfters das Sprachrohr seiner eignen Überzeugungen ist, über die gefährliche Massenzucht der Kunsttalente sagen läßt: »Nur darauf kommt es an, daß die bleibende, die wahrhaft bedeutende Leistung möglichst allgemein durchdringe und noch bei Lebzeiten der Künstler anerkannt werde«, das gilt auch von seinem Lebenswerk im besondern: auch ihm konnte kein besserer Dienst geleistet werden, als daß die Erzadern seines Erdreichs bloßgelegt und ans Licht gebracht wurden, wie es jetzt von den Auswahlbänden seiner Meisterromane und Meisternovellen zu erwarten ist. F. D.

Julius Berstl, im Hauptberuf Dramaturg und dadurch sozusagen schon von Amts wegen dazu angehalten, hinter die Kulissen zu sehen, ist auch als schöpferischer Schriftsteller nicht geneigt, auf dieses Vorrecht zu verzichten. Nur daß dann die Kulissen, hinter die er seine Blicke sendet, nicht mehr auf den Brettern stehen, die die Welt nur bedeuten, sondern im Leben selbst, neben und hinter dem Sichhaben und Sichgebärden der Menschen. Den Schleier von Geheimnissen der Seele zu heben, uns vor Abgründe und Schrecknisse zu führen, die unsre Behaglichkeit sonst gern meidet, das Schicksalsgewebe der Menschen bis in die tiefsten Fasern zu durchleuchten, bis dort, wo sie ins Jenseitige schweifen — dieser manchmal ans Mystische, manchmal ans Psychopathische streifenden Neigung begegnen wir bei dem Dramatiker Berstl, dem Verfasser des »Lasterhaften Herrn Tschu«, dieses »Spiels mit Körpern und Seelen«, so gut wie bei dem Romanschriftsteller, der das tragische Geschick Gottfried August Bürgers, des vom Stachel des Eros Gehetzten, unter dem bittersüßen Motto »Überall Molly und Liebe« behandelt hat (Braunschweig, Georg Westermann). Und auch sein jüngster Roman, wiederum die Geschichte einer Leidenschaft, führt seinen transparenten Titel »Das Bild im Spiegel« (ebenda) nicht umsonst. Auch hier enthüllt sich hinter den greifbaren Erscheinungen, dem gefährlichen Gegensatz der beiden von Grund aus andersgearteten Freunde Markwold und Klawitter, dem Kampf der jungen, von Natur so rein- und klargestimmten Frau Doris um die Liebe ihres durch ein verwirrendes Erlebnis in den Grundfesten seines Gemüts und Charakters erschütterten Mannes, eine zweite, ins Dunkle verschwebende und entgleitende Schicksalsmacht, deren letzte Ranken schon hinübergreifen in eine andre Welt.

Den »Inhalt« dieses Romans nacherzählen, hieße seinen bebenden Nerv bloßlegen, hieße den Schmetterlingsstaub von seinen schillernden Flügeln streifen. Ein paar Andeutungen müssen genügen. Ein jung Verheirateter, ein Gefühlsmensch, aber ohne ungesunde Exaltationen, naiv im Grunde, mit der Sehnsucht nach Frieden und Behaglichkeit im Blute, ein rotwangiger, zur Beleibtheit neigender Dreißiger von guter Erziehung und besten Aussichten auf eine gedeihliche Laufbahn, glaubt mit der restlosen, vollendeten Gleichheit der körperlichen Erscheinung auch eine eben solche Gleichheit der Seele zwischen seiner Frau und einem — Straßenmädchen entdeckt zu haben. Dieser Wahn, dieser unerbittliche, verhängnisvolle Zwang, zwischen der kühlen Doris und der heißen Sonja zu vergleichen, von dem zynischen Freund, einer vor nichts zurückschreckenden Genießer- und Eroberernatur, eher genährt als besänftigt, schlägt, je mehr er sich dagegen sträubt, immer tiefere Wurzeln in ihm. Der Teufel hat ihm einen Spiegel beschert: fügt es sich, daß Doris hineinblickt, so sieht er Sonja im Glas; tritt Sonja davor, so hebt sich, das Herz des lauernden Zuschauers verwirrend, das wohlgetroffene Konterfei Doris' aus der leuchtenden Tiefe. Diese unselige Verwirrung des Herzens droht schließlich auch auf Doris überzugreifen, und bei dem verwegenen Versuch, ihren Mann durch eine gewaltsame Gegenüberstellung der Doppelgängerinnen von seinem Wahn zu heilen, gerät sie in die Gefahr, dem Freunde, der längst auf diese Sensation der Sinne brannte, als ohnmächtiges Opfer seiner Leidenschaft in die Arme zu sinken. Im letzten Augenblick, mit dem letzten Aufgebot ihrer noch unverletzten seelischen Kraft befreit sie sich aus der tödlichen Umklammerung und heilt durch die Demütigung und Bloßstellung des gewalttätigen Eroberers zugleich ihren zu Hilfe gerufenen Mann von seinem Irrwahn, daß gleiche Körper auch gleiche Seelen haben müßten. Und dies Erlebnis, das erste große und tiefe in seinem Dasein, wird ihm Kraft geben, von neuem, bewußter und gesammelter als zuvor, um ihre Liebe zu werben ...

Berstls Buch, dem kühnen psychologischen Thema, einem Thema unsers nervösen Lebens, entsprechend in einem lebhaft, oft überlebhaft vibrierenden Stil geschrieben, verlangt reife und auch auf heiklen Pfaden folgewillige Leser. Sonst könnte es ihnen gehen wie dem »Helden«, der von sich bekennt, er habe einmal ein phantastisches Buch von Schrecknissen der Seele, geheimen Abgründen, Visionen und ähnlichem Teufelskram gelesen und es beschämt beiseitegelegt. Dann aber, fährt er fort, habe er an sich selbst dies Phantastische, dies geisterhaft Unwirkliche erlebt, und nun nehme das, was ihm damals als lächerliche Phantasieschemen erschienen, Gestalt und Schicksalsgewicht an. Da Berstls Roman, so oft sich unsre Gutbürgerlichkeit auch gegen ihn auflehnen mag, doch immer wieder die Kraft gewinnt, uns zu Miterlebenden zu machen, so wird sich die Wandlung, die Markwold erfuhr, auch an den Lesern dieses Buches vollziehen.

Kann es dann und wann nicht ohne Internationalismus abgehen in Kunst und Wissenschaft, nun gut, so laßt uns mit den Nordländern anfangen! Die sind uns nun doch mal die Nächsten, auch wenn sie fremde romanische Einflüsse zu sich hereingelassen haben, auch wenn sie scheinbar auf einer älteren Stufe des Kunstgeschmacks (oder der Kunstmode) stehengeblieben sind. Da ist der Norweger Knut Hamsun: im Grunde Realist, Kostgänger des wirklichen, erdhaften Lebens, auch heute noch, wo ringsum alles ins Erdferne, Mystische strebt, und doch Künder und Deuter ewiger, unveraltbarer Dinge. Bei ihm ist eine strotzende Lebensfülle und doch auch wieder eine elementare Einfachheit; er hat die zarteste Feinheit in psychologischen Einzelheiten und doch den Sinn und die Gabe für den architektonischen Aufbau

eines zum Großen strebenden Ganzen, die ruhige Sicherheit der Verhältnisse und den unbeirrbaren Zielwillen. Das alles kommt ihm als Romanschriftsteller zugute, das läßt keine Ermüdung, keine Wiederholung, keine Schablone aufkommen, auch wenn wir (in der bei Albert Langen in München erscheinenden Ausgabe seiner »Gesammelten Werke«) hintereinander acht starke Romanbände von ihm empfangen. Die führen uns über die Jugendwerke und die ersten Romane des Gereiften (4. Band: »Rosa« und »Benoni«) zu den frühherbstlichen Früchten »Gedämpftes Saitenspiel«, »Unter Herbststernen«, »Die letzte Freude«, zu den Reisebildern »Im Märchenland« und »Unter dem Halbmond«, die eigentlich auch Romane sind, und zu den Gipfelwerken, den schon sozialphilosophisch angehauchten »Kindern ihrer Zeit«, der »Stadt Segelfoß« und dem zur Urkraft des Mythus zurückkehrenden »Segen der Erde«. Es wird noch ein Romanband folgen; die letzten drei Bände sollen den Novellen und den Dramen vorbehalten bleiben.

Nicht aufgenommen in die Langensche Gesamtausgabe ist Hamsuns zweibändiger Roman »Das letzte Kapitel«. Ihn aber findet man, vortrefflich übersetzt von Erwin Magnus, bei Grethlein & Ko. (Leipzig und Zürich) in einer Sonderausgabe, die sich auch äußerlich durch vornehmen Einband und geschmackvollen Druck empfiehlt. Die Geschichte, die Hamsun hier erzählt, spielt in einem Gebirgssanatorium, wo sich wirkliche und eingebildete Kranke, Narren und Hochstapler, Natur- und Gesellschaftsmenschen zu jener bunten, mit Urkräften geladenen Gemeinschaft zusammenfinden, aus der seine Lebenskunst ihre stärksten Energien gewinnt. Dabei verträgt sich hier, was sonst bei ihm selten, mit schöpferischer Phantasie ein feiner, anmutig lächelnder Spott und eine wahrhaft menschenfreundliche gute Laune.

Der Augenblick, wo Brehms Tierleben »frei« wurde, d. h. wo nach Erlöschen des Urheberschutzes seine Neuausgaben dem freien Wettbewerb des Verlagsbuchhandels überlassen waren, ist in weiten Kreisen mit kaum geringerer Ungeduld erwartet worden als der gleiche Zeitpunkt für einen in privilegierten Ausgaben allzu lange gefangengehaltenen Klassiker. Denn auch hier handelt es sich um einen geistigen Nationalschatz, der erst recht lebendig und fruchtbar wird, sobald er allgemein zugänglich ist. Sich in diesem Sinne um die Bildung des deutschen Volkes verdient zu machen, schien also für die Verleger leicht, als mit dem 1. Januar 1915 volle dreißig Jahre nach Brehms Tode abgelaufen waren. Aber da erhob sich nun doch eine wichtige Frage: In welcher Form soll dies klassische Werk hinfort der Allgemeinheit zugeführt werden? In der ursprünglichen, die ihm der Verfasser selbst gegeben hatte, oder in der Bearbeitung, die das Originalwerk im Laufe der Jahrzehnte von einem Stab naturwissenschaftlicher Gelehrten erfahren hatte, um mit den Fortschritten der Wissenschaft in Übereinstimmung zu bleiben? Diese Bearbeitungen genossen für sich den Schutz freilich noch weiter, aber es konnte wohl nicht schwerfallen, neue Bearbeiter zu gewinnen, die dem Grundwerk dieselben oder ähnliche Erneuerungsdienste leisteten.

Über eine Auswahl aus dem Ganzen, über Kürzungen und Weglassungen ließ sich schnell entscheiden, die Frage, ob Originalfassung oder neuzeitliche Bearbeitung, forderte Überlegung. Und doch: drang man der Frage auf den Grund, erinnerte man sich erst wieder, daß Brehm ein Volksbuch, kein Werk für Gelehrte schreiben wollte, so war auch hier die Antwort bald gefunden: nur was und wie Brehm selbst geschrieben hatte, konnte der volkstümlichen Wiedergeburt wert sein, die fremden Zusätze oder Änderungen mußten wegfallen, selbst da, wo sie vor der Wissenschaft Verbesserungen bedeuteten.

Der Gewinn, der sich dadurch einstellte, war groß genug. Denn worin hatte und hat dieses Buch seinen Wert? In den wissenschaftlichen Forschungs- und Entdeckungsergebnissen? Nein — in der Kunst der Darstellung, in dem Ton der Erzählung, in der Wärme und Anschaulichkeit der Schilderungen. Brehm verschmähte es nicht, zu unterhalten, darum packte und erbaute er; Brehm verleugnete seine Persönlichkeit nicht, darum übte er auf seine Leserschar einen so unwiderstehlichen Zauber aus. Gewiß, er hat stark »anthropomorphosiert«, d. h. menschliche Seelenregungen und Verstandesgaben in die Tierwelt hineingetragen, in einem Maße, das sich vor der heutigen Wissenschaft nicht mehr rechtfertigen läßt. In all diesen Abschnitten muß man ihm heute mit Zweifel begegnen. Aber verkennen und bestreiten wir doch nicht, daß gerade hier auch heute noch die Fäden laufen, die uns an die Tierwelt heranziehen; sie zu durchschneiden oder ganz herauszulösen hieße oft nichts andres, als unser Interesse auch für das töten, was Brehm, dieser glänzende Beobachter, Exaktes über die Lebensgewohnheiten, die Ernährungs- und Fortpflanzungsweise und die Kunstfertigkeiten seiner Lieblinge zu sagen wußte. So aber verfuhr man in Wahrheit, wenigstens in der jüngsten Bearbeitung, mit dem »alten Brehm«, und damit hörte er auf, ein Volksschriftsteller zu sein, ohne doch ein zünftiger Gelehrter zu werden.

Dieser unglücklichen Halbheit soll jetzt ein Ende gemacht werden. Brehm soll wieder Brehm sein, und so erscheint bei Reclam in Leipzig von Brehms Tierleben eine mit 150 Bildtafeln (nach Zeichnungen und Naturaufnahmen) ausgestattete sechsbändige Ausgabe, die sich, auch wenn sie nur eine Auswahl vom Ganzen gibt, als »Ur-Brehm« bezeichnen darf, so glücklich stellt sie den »klassischen« Urtext wieder her. Die Auswahl ist so getroffen, daß vor allem die Tiere der

Heimat berücksichtigt werden, die uns besonders nahestehen, von den Tieren fremder Länder allein jene Arten, die dank unsern Zoologischen Gärten oder aus biologischen Gründen allgemein anziehend sind. Es trifft sich gut, daß auch im Originalwerk diese Kapitel die wertvollsten und fesselndsten waren, weil Brehm hier mehr als sonst nach eignem Erleben schilderte. Ausgemerzt im Fluß solcher Dichtungen ist nur das heute unzweifelhaft Widerlegte; Einfügungen in den Text selbst hat sich der Herausgeber Carl W. Neumann, ein namentlich in der Vogelkunde und in der tierischen Urweltkunde erfahrener naturwissenschaftlicher Schriftsteller, nirgends erlaubt. Nur ab und zu gibt eine bescheidene Fußnote vorsichtige Ergänzungen, zweimal sind als Anhänge besondere Abschnitte über Menschenaffen und Haushunde eingeschoben, worin allerlei neue Beobachtungen mitgeteilt werden. Der Gesamtinhalt beschränkt sich auf die Wirbeltiere, d. h. auf die Säugetiere und Vögel, die Kriechtiere und die Lurche und Fische, denn nur diese Gattungen hatte im Originalwerk Brehm selbst behandelt.

Es ist zu hoffen oder vielmehr sicher zu erwarten, daß Brehms Tierleben in dieser Form den Kindern und Enkeln wieder das werden wird, was es den Vätern und Großvätern war: ein lebendiges Volks- und Bildungsbuch. F. D.

Verschiedenes

Dr. Paul Ostwald, der Verfasser des im vorliegenden Hefte erscheinenden Aufsatzes über »Gustav Freytag als Politiker«, hat uns vor kurzem auch ein Lebensbild Rudolf von Bennigsens gegeben (Berlin SW 48, Staatspolitischer Verlag). Nur ein Büchlein von 60 Seiten, ohne den Ehrgeiz, Neues und Unbekanntes zu sagen oder Bekanntes in neuem Licht darzustellen, aber knapp, klar und bestimmt im Urteil und in der Form, neben Onckens zweibändigem Quellenwerk, das über die Persönlichkeit Bennigsens weit hinausgreift in die Geschichte der nationalen und liberalen Idee, endlich die fest umrissene volkstümliche Darstellung seines politischen Denkens und Wirkens, die uns bisher fehlte. Bennigsen hat, unmittelbarer und wirksamer noch als Freytag, an dem Ausbau unsrer nationalen Einheit, Freiheit und Größe mitgearbeitet; er sollte mit den Gedanken, die ihn dabei beseelt haben, und mit dem öffentlichen Charakter, der sich in diesem Kampfe herausbildete, auch wohl unsrer Gegenwart noch etwas zu sagen haben, sei es auch nur durch die Selbstüberwindung, die der treue Hannoveraner übte, indem er sich dazu erzog, alle parteipolitischen Forderungen der großen nationalen Gesamtidee unterzuordnen. Die beigegebenen drei »Kunstblätter« (Bildnisse und Gedächtnisblätter) sind leider weder des Dargestellten noch des Textes würdig.

*

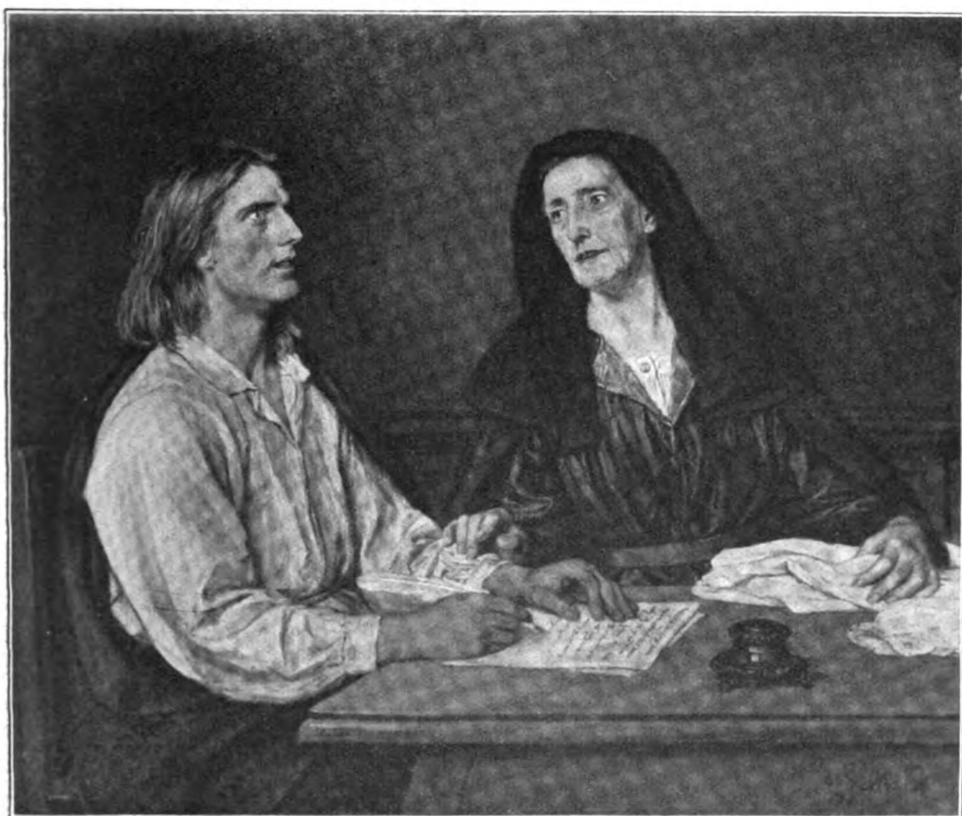
Der Verlag von G. D. Baedeker in Essen bemüht sich in anerkennenswerter Weise um die literarische Ehrung des Ruhrgebiets, die in der Tat über der wirtschaftlichen allzu lange vernachlässigt worden ist. Neuerdings hat er ein mit Federzeichnungen von B. Darwort geschmücktes Bändchen »Klöster, Burgen und feste Häuser an der Ruhr« von A. Lehnhäuser herausgebracht, das den Fluß des »schwarzen Reviers« von Hohensyburg bis zur Mündung begleitet, und diesem auf Geschichte und Sage fußenden Buche in der episch-lyrischen Dichtung »Die Kohle« von Emil Bertermann einen poetischen Begleiter gegeben, der in Gedichten von mannigfaltiger Form und lebhaft wechselnder Stimmung der »armen Schwester des stolzen Demantsteins« einen Ehrenkranz windet.

*

Wilhelm von Kügelgens Jugenderinnerungen eines alten Mannes (1802—1820) sind nach dem Originalmanuskript mit reichem, zumeist noch unveröffentlichtem Bilderschmuck, herausgegeben von Prof. Dr. Johannes Werner, bei K. F. Koehler in Leipzig erschienen. Vieles in den seit der Urausgabe (von Ph. Nathusius, 1870) geläufigen Ausgaben Unterdrücktes ist da wieder zu seinem Rechte gekommen; das Schönste aber sind die eingefügten Bilder, die vornehmlich aus dem künstlerischen Nachlaß des Malers schöpfen: Bildnisse, Gemälde, Zeichnungen, Scherenschnitte u. a. Mit den im vorigen Jahre erschienenen »Lebenserinnerungen« und dem noch zu erwartenden »Zwischen Jugend und Reife des alten Mannes« wird die geschlossene Vollständigkeit der Kügelgenschen Selbstbiographie hergestellt sein.

*

Litauische Märchen und Geschichten. Ins Deutsche übersetzt von Carl Capeller. Mit Buchschmuck von Eleonore Holtz. Berlin, Walter de Gruyter & Co. — An deutschen Übersetzungen litauischer Märchen und Geschichten war auch bisher schon kein Mangel. Diese neue verfolgt einen bestimmten Zweck: nämlich die bekannteste Sammlung, die von August Schleicher (Weimar 1857), die auch weiteren, der litauischen Sprache und Kultur unkundigen Lesern einen Einblick in das geistige Leben des litauischen Volkes zu verschaffen weiß, zu ergänzen. Die hier aufgenommenen Stücke sind mit wenigen Ausnahmen noch nicht ins Deutsche übersetzt. Mit Glück werden für besonders markante Ausdrücke und Wendungen nahverwandte aus dem Ostpreußischen herangezogen.



Eduard von Gebhardt: Johannes der Evangelist mit Maria, der Mutter Jesu Christi

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Von Kunst und Künstlern

Rembrandt: Landschaft (vor S. 229) — Eduard von Gebhardt: Himmelfahrt (vor S. 293) und Johannes und die Mutter Maria (S. 325) — Carl Strunk: Bildnis Gebhardts (S. 326) — Viktoria Zimmermann: Trauer (vor S. 265) und Anbetung (S. 327) — Hugo Vogel: Der Rat der Stadt Berlin empfängt das Abendmahl in beiderlei Gestalt (vor S. 253); Italienerin (vor S. 257) und Abendfrieden (S. 328) — Max Doenigus: Fiesole (vor S. 221) — Otto Wiedemann: Kuhweide (vor S. 313) — Irmgard Thürmer: Kinderbildnis (vor S. 301) — Ferdinand Staeger: Die Mutter (vor S. 273) — E. Pietsch: Eingang zum Seminar in Alfeld (vor S. 237)

Das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin hat durch glücklichen Tausch gegen einen Bastiano Mainardi und ein Bildnis in der Art des Botticelli eine Landschaft von Rembrandt erworben. Kein Wort über die Heimlichkeit oder die Eigenwilligkeit dieses Tausches! Man weiß, wie es im Kunsthandel zugeht: wird die Absicht eines solchen Tausches oder Kaufes erst bekannt, schieben sich die Finger der Vermittler in den Handel, und dann kann es vorkommen, daß morgen früh eine Million kostet, was gestern abend noch für ein paar Hunderttausend zu haben war. Auch wird in diesem Falle das in den Kauf Gegebene bei uns niemand sonst als etwa ein Spezialforscher vermissen. Dagegen eine Landschaft von Rembrandt! Es gibt ihrer in reiner Form und in Gemälden überhaupt nicht viele, und das Kaiser-Friedrich-Museum besaß bisher kein einziges von Bedeutung. Die Neuerwerbung scheint aus der früheren Großherzoglichen Galerie in Oldenburg zu stammen; wenigstens zeigt deren »Landschaft mit der Brücke« aus dem Jahre 1640 den Abbildungen nach größte Ähnlichkeit mit der unsrigen. Jedenfalls haben wir ein Werk aus Rembrandts bester und selbständigster Schaffenszeit vor uns. Mag es im Umfang und in der Schlichtheit seines Motivs mit den großen späteren Landschaften, insbesondre mit dem Kasseler Gemälde, dem »Flußtal mit Ruinen«, nicht wetteifern können, dafür ist es ursprünglicher und erlebnishafter, in seinem schlichten, natürlichen Aufbau noch unberührt von dem italienischen Einfluß, der sich in dem Kasseler Bild bemerkbar macht. Das Wunderbare aber ist auch hier das Licht. Dämmeriges Land, wolkenverhangener, dunstiger Himmel, aber auf die erhöhte mittlere Baumgruppe ergießt sich

das Licht mit geradezu magischer Gewalt. Es kommt wahrhaft »von oben«, aus einem höheren Reich, aus der Seele des »Schöpfers« — wobei man ebenso gut an den biblischen Schöpfer Himmels und der Erden wie an diesen göttlichen Maler denken mag. Rembrandt wäre ein religiöser Maler gewesen, auch wenn er nicht ein einziges biblisches Motiv gemalt hätte.

Eduard von Gebhardt, der kürzlich verstorbene Düsseldorfer Meister, brauchte solche Motive, aber er übersetzte sie ins Deutsche. Nicht nur dem Kostüm nach, das bei ihm meistens dem des deutschen Reformationszeitalters angeglichen ist, mehr noch im Gefühl und Ausdruck. Diese Innigkeit des Glaubens, diese Wehmut der Trauer, diese Inbrunst der Liebe und dieser Glanz seliger Hoffnung — sie sind von deutschen Gesichtern abgelesen. Selbst die Verklärung der Himmelfahrt bewahrt noch etwas Heimatliches, und wenn Jesu Lieblingsjünger Johannes und die Mutter Maria beieinander sitzen und von dem zum Vater Heimgekehrten reden, so schwindet alles Heilige und Göttliche, was uns von ihnen entfernen könnte, und wir fühlen uns ganz in ihrer Gemeinschaft. Es sind Menschen der Arbeit, der Not und des Leidens, die Gebhardt zu Trägern der heiligen Geschichte macht. Er verschönt sie nicht äußerlich, aber er läßt ihr Inneres, ihre Sehnsucht und Ruhe, ihren Kampf und Sieg, ihr Beten und Schaffen aus dem Herzen und Gemüt durch Fleisch und Knochenbau hindurch frei und klar auf ihr Antlitz treten. Und diese Widerspiegelung der frommen Seele im durchgearbeiteten Gesicht macht seine Bilder deutsch und christlich zugleich. »In Gebhardts Bildern«, sagt Cornelius Gurlitt, der sich mit seinen »sonderbaren Verklausulierungen im äußeren Erscheinen« sonst nicht recht befreunden kann, »ist eine tiefe Ehrfurcht vor dem Wirken des Christentums, vor der inneren Erlösung, die es dem Gebeugten bot.«



Carl Strunk: Eduard v. Gebhardt

Wer einmal die Freude hatte, den alten Gebhardt in seiner Künstlerwerkstatt der Düsseldorfer Akademie arbeiten zu sehen, der fand eine wohltuende Übereinstimmung auch zwischen seinen künstlerischen Gestalten und und seiner persönlichen Erscheinung. Dieser baltische Pastorsohn aus St. Johannis in Estland hatte in seinem breiten, massigen Körperbau, in seinen gelassenen Bewegungen und seinem großzügigen, bartumrahmten Gesicht selbst etwas von einem aus dem Biblischen ins Deutsche übersetzten Patriarchen. Etwas ungemein Wohliges, Warmes und Vertrauenerweckendes ging von ihm aus, und seine Würde war ohne jede Pose. Er gab mir einmal eine noch farbenfrische Aaron-Studie für die Monatshefte mit, einen prachtvollen Hohenpriesterkopf, von dem er sich offenbar schwer trennte, und unterdrückte den Abschiedsschmerz mit der scherzenden Bemerkung: »Unten vorm Ratinger Tor spielt der Enkel des Modells. Lassen Sie den das Blatt nicht sehen! Sonst rennt der Racker Ihnen straßenweit nach und schreit: Dat is mei Großvadder!« — was denn auch richtig geschah, da ich die Ölstudie doch draußen an der Luft erst trocknen lassen mußte. Oder er brachte zur Erläuterung seiner altdeutschen Bildkostüme ein halbgestärktes Oberhemd aus einer alten Ateliertruhe zum Vorschein und zeigte einem lächelnd, wie sich aus dem profanen Bekleidungsstück mit wenigen Griffen und Falten die weiße Haube einer heiligen Frau formen ließ. Diese Würde und dieses humorige Behagen an sich selber, das nur die echte Tüchtigkeit hat, finde ich vortrefflich festgehalten in der Bildnisskizze, die Carl Strunk von seinem ehemaligen Lehrer und späteren väterlichen Freund gezeichnet hat. Sie stellt, erst im vergangenen Herbst entstanden, wohl das letzte künstlerische Bildnis dar, das es von Gebhardt gibt. Der Meister selbst, der sonst sehr ungern Modell saß und mit seinen Bildnissen selten zufrieden war, selbst wenn sie von berühm-

ten Akademieprofessoren stammten, war von dieser mit breitem Rötelwischer hingeschriebenen Skizze förmlich begeistert und hat sie des zum Zeichen gleich mit seinem eignen Namenszug versehen.

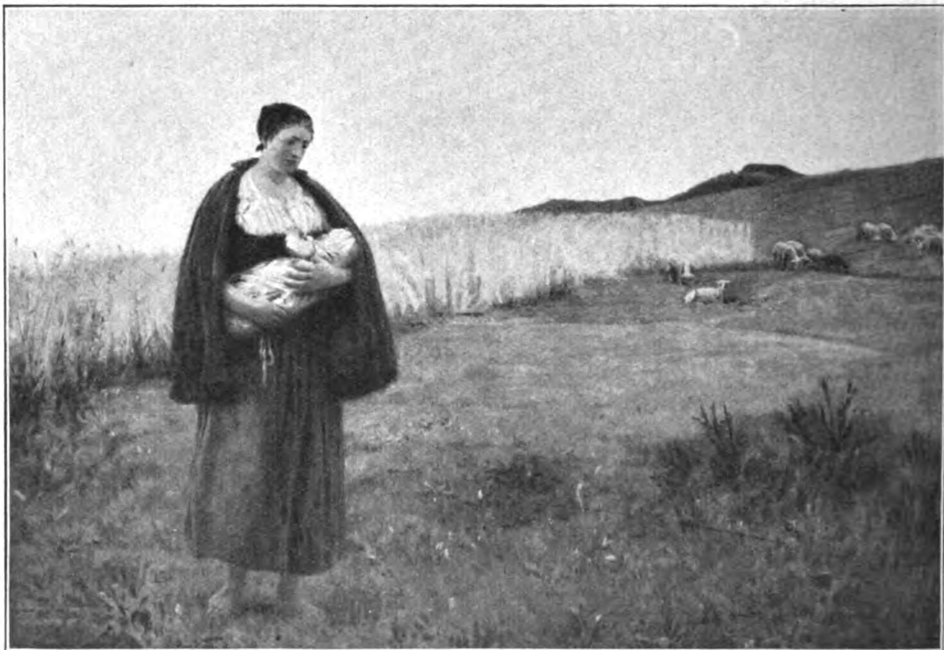
Gebhardt verpflanzte seine biblischen Bilder in die Welt des deutschen Bürgertums der Lutherzeit; erst die spätere religiöse Malerei unter Uhdes Führung suchte ihre Vorbilder unter den Proletariern, den Armen und Enterbten. Auch noch in die religiöse Malerei der hochgeschätzten Münchnerin Viktoria Zimmermann ist davon ein Zug übergegangen. Die Elende und Bedrückte, in der sie die »Trauer« darstellt, könnte wohl auf einem nach dieser Auffassung gemalten Kreuzigungsbilde stehen. In ihren jüngeren Schöpfungen, von denen wir in der »Anbetung«, dem Entwurf für ein Kirchenbild, eine Probe zeigen, ist sie zu einem herberen Linearstil übergegangen, der sich von jeder, auch der proletarischen Realistik fernhält und in seiner sakralen Starrheit etwas Vergeistigtes und Jenseitiges hat. — Bei dieser Gelegenheit holen wir die Mitteilung nach, daß sich das Original des im Februarheft farbig wiedergegebenen Gemäldes »Zirkus« von V. Zimmermann im Besitz des Herrn Dr. Willy Dietz in Berlin befindet.

Auch der Berliner Hugo Vogel, ein Schüler Gebhardts, der kürzlich in ungebrochener Kraft die Schwelle der Siebzig überschritten hat, begegnet uns in seinem großen Wandgemälde »Der Rat der Stadt Berlin empfängt das Abendmahl in beiderlei Gestalt« mit einem Gemälde aus der Religionsgeschichte, aber hier liegt der Ton doch auf dem Wort »Geschichte«. Denn so beweglich und gestaltenreich Vogel in seinem weitverzweigten malerischen Schaffen ist, so vortrefflich er auch das Bildnis, das repräsentative Einzel- und Gruppenbildnis oder, wie in der »Italienerin«, das Genrehafte beherrscht, so gut ihm auch stimmungsvolle figurenbelebte Landschaften gelingen, wie wir im »Abendfrieden« eine vor uns haben, seine eigentliche Stärke ruht doch in dem monumentalen Historienbilde, das bei ihm gern gleich in Zyklen auftritt. So hat er das Berliner Rathaus mit fünf Wandgemälden aus der Berliner Geschichte geschmückt, hat das neue Ständehaus in Merseburg mit Bildern aus der sächsischen Kaiserzeit ausgemalt und im Festsaal des Hamburger Rathauses in mächtigen, je hundert Quadratmeter großen Fresken wichtige Kulturabschnitte der Weltgeschichte dargestellt. Wir haben nicht viele Maler, die in gleichen architektonisch-dekorativen Aufgaben gleiches Geschick beweisen und gleiche Wirkungen erzielen.

Die ganze dichtgedrängte, wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaute Buntheit der kleinen italienischen Hügelstadt Fiesole, steil über Florenz, tritt uns in dem lustigen Bilde von Max Doenigus entgegen. Der Maler, in all seinen Schöpfungen auf den starken farbigen Ausdruck von Licht und Sonne bedacht, hat hier schon in die Farben die wie mit Patina überzogene Altertümlichkeit dieses durch Fra Angelicos Andenken geweihten Ortes zu legen gewußt. Das »unglaublich reich bebaut«, mit dem Goethe, aus den Apenninen kommend, das mit Villen und Häusern besäte Florentiner Tal begrüßte, es gilt auch von Fiesole im besonderen. Freilich, das Licht auf diesem Bilde überrascht uns. Von dem berühmten silbergrauen Duftschleier, in dessen Gewebfäden sich die Florentiner Sonne tausendfältig ver-



Viktoria Zimmermann: Anbetung — Entwurf für ein Kirchenbild



Hugo Vogel: Abendfrieden

fängt und spiegelt, merkt man hier nichts. Dafür ist das Bild zu sehr aus der Nähe gemalt, und es scheint Regen in der Luft zu liegen. Dann rückt dort alles fast beängstigend zusammen. Alle Töne werden dunkler, die Zypressen bekommen etwas Dräuendes, die Schatten lasten wie Blei auf den Plätzen, die Menschen und Fuhrwerke, die sich darauf bewegen, sind zum Greifen nahe, als könnte man Schach mit ihnen spielen. Das alles und noch einiges andre liegt in diesem fabelhaft echten Gemälde.

In dem Ölbild »Kuhweide« verwandelt sich der Tiermaler Otto Wiedemann, der uns schon oft mit seinen lebensgetreuen Aquarellen und Zeichnungen aus dem Berliner Zoologischen Garten erfreut hat, in einen Landschafter. Mag auch hier das weidende Vieh in seinen äsenden Bewegungen dem Bilde den Charakter geben, auch in der Landschaft, ihrem Duft und ihrem Farbenspiel verleugnet sich nicht die feine Beobachtungsgabe und die gediegene Tüchtigkeit des Künstlers.

Dann ist da noch unter unsern Kunstblättern das Kinderbildnis von Irmgard Thürmer. Fast sträubt sich die Feder, »Bildnis« zu diesem Blatt zu sagen. Denn von Persönlichkeit, woran wir beim Bildnis doch denken, ist noch nichts in diesem vier- oder fünfjährigen Spielkind, alles an ihm ist sozusagen noch unbeschrieben, wartet noch auf das Erleben, das seine Runen in dieses glatte Gesichtchen, auf diesen runden Körper ritzen wird. Auch als Malerei betrachtet ist dies Medaillonbild von einer Glätte, als wäre es auf Elfenbein oder Email gemalt, eine über Gebühr vergrößerte Miniatur. Aber es hat eine sichere, gewissenhafte Zeichnung, wie sie die Künstlerin, jetzt in Berlin eine gesuchte Kinderporträtistin, in ihren jungen Jahren bei Jules Lefèbre und Robert Fleury in Paris gelernt hat: »Le dessin c'est la conscience de l'art.«

Ferdinand Staegers Radierung »Die Mutter«, eine seiner feinsten und holdesten Schöpfungen, begleitet den Aufsatz von Reinh. Muschler, den ein Freund dem Freunde, ein Wortdichter dem Liniendichter geschrieben hat. Das farbige Einschaltbild »Eingang zum Seminar in Alfeld« von E. Pietsch gibt mit der gleichen Treue und Genauigkeit wie die farbigen Textbilder in dem Aufsatz von Dr. Adolf Reuter die bunten, lebensvollen Reize wieder, die an der Holzarchitektur dieses merkwürdigen Leinestädtchens so überraschen und ergötzen. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel
Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

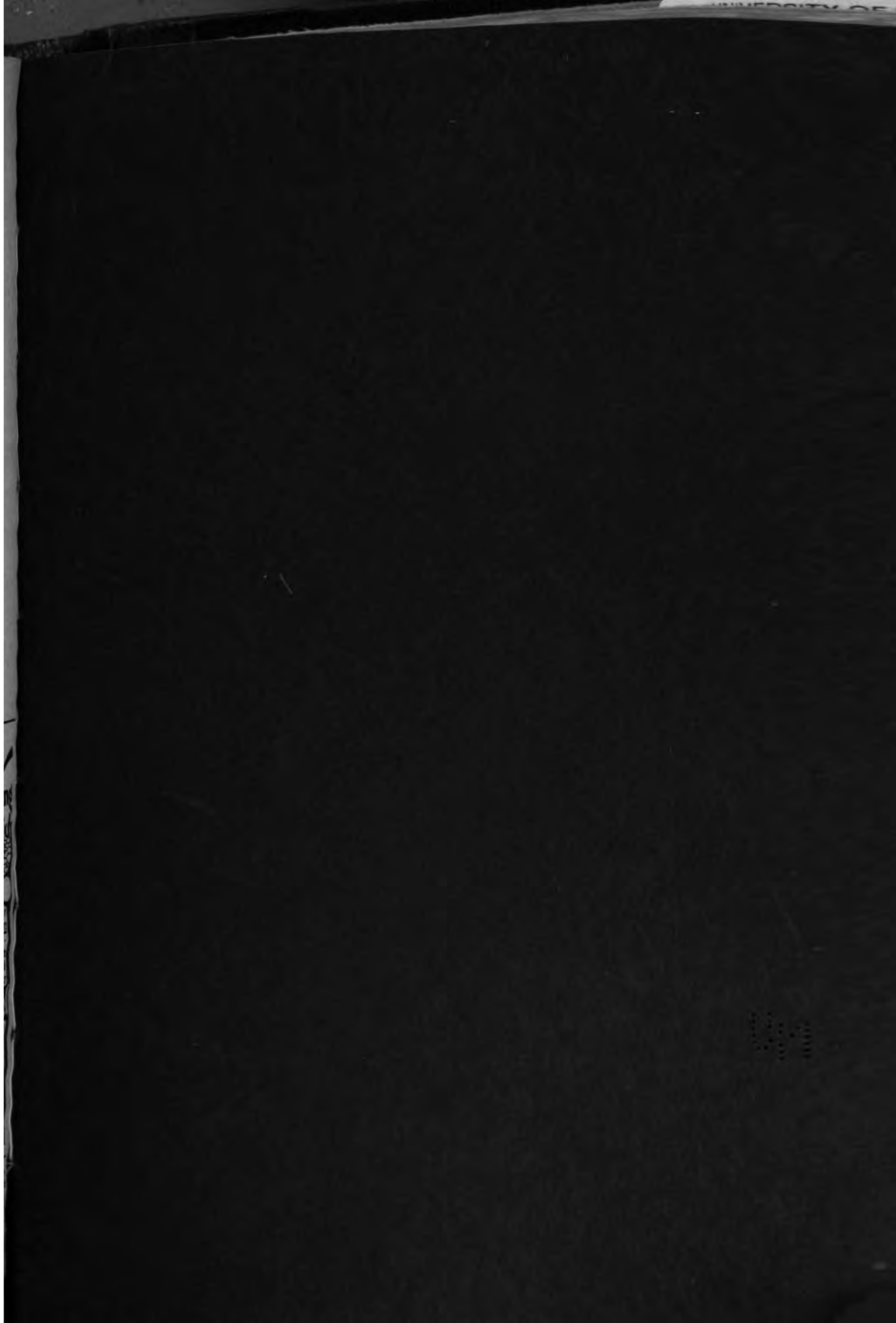
Westermanns Monatshefte

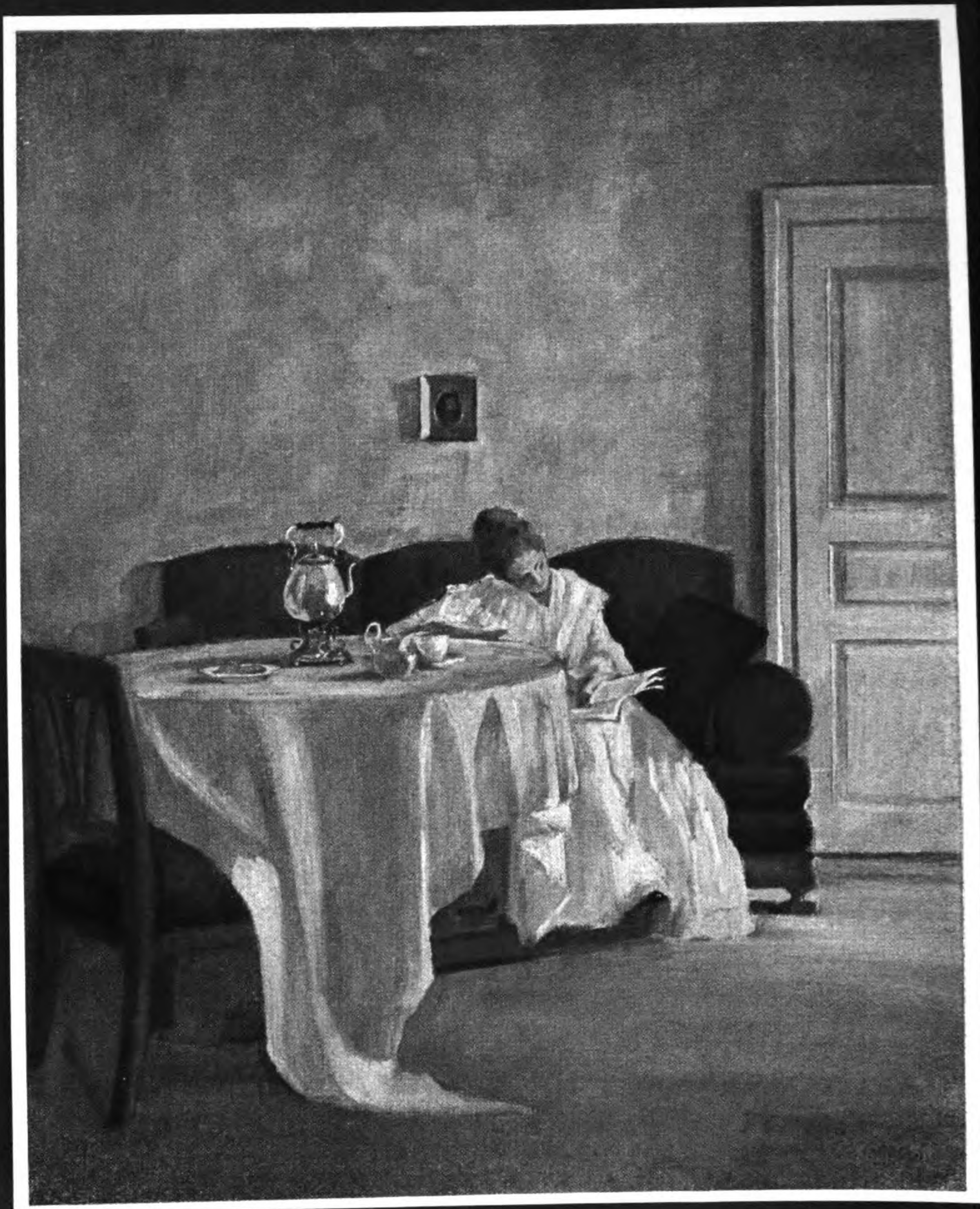


Juni 1925

69. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus





Josef Kühn jun.: Am Teetisch

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 826 Juni 1925

Die Witwe / Von Hildur Dixelius

Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Wolf Heinrich von der Mülbe

Sie ging in die Küche und deckte zur Vesper auf, als sich die Tür öffnete und Andreas, der Kleinknecht, hereinkam.

Schlaff und schwerfällig wie gewöhnlich ging er durch die Küche, setzte sich und warf die Mütze neben sich auf die Bank. Er saß ein paar Minuten, die Arme auf die Knie gestützt, da und blickte vor sich hin. Dann sah er mit seinen kranken Augen zu ihr auf, die er nie ganz öffnete, mit denen er immer nur blinzelte, um so wenig wie möglich von dem schmerzhaften Licht hereinzulassen.

»Mit dem Braunen ist es zu Ende,« sagte er kurz, wandte schnell seine Augen von ihr ab und blickte wieder vor sich nieder.

Sie blieb plötzlich mit dem Brot im Arm stehen. »Zu Ende —? Mit dem Braunen —?« Sie trat einen Schritt auf ihn zu. »Ist er tot?«

Der Junge blinzelte mit dem einen Auge zu ihr auf, das andre hielt er geschlossen, es war wässerig und rann.

»Er trat auf dem Steinacker in ein Loch und brach ein Vorderbein. Johannson hat ihn gleich erstochen.« Er wandte sein Auge von ihr ab, und seine dünnen Lippen preßten sich zusammen.

»Erstochen —? Ersticht man ein Pferd?« Sie vergaß, daß sie das Brot hielt, es entglitt ihrem Arm, und einige Scheiben fielen auf den Fußboden. Aber es war, als ob sie es nicht gemerkt hätte.

»Ersticht man ein Pferd —?« wiederholte sie mehr für sich selbst.

»Er sagte, daß das Fleisch so besser würde, als wenn man das Tier erschöpfe.« Seine Stimme war dumpf von bitterem Haß.

Sie stand da, als höre sie ihn nicht, und sah vor sich nieder. Dann bückte sie sich und fing an, das Brot aufzulesen. Als sie es weggelegt hatte, ging sie nach der Tür zur Kammer.

»Ich brauche einen Eimer kochend heißes Wasser,« hörte sie den Jungen hinter sich sagen.

»Du kannst dir nehmen, was du willst,« antwortete sie, ohne sich umzuwenden, und ging in die Kammer.

Der Braune — der Braune, es war, als ob der Hof nicht mehr derselbe für sie sei. Und daß er ihn erstochen hatte — er hätte dem Braunen wohl eine Kugel gönnen können!

Mit schwer an den Seiten herunterhängenden Armen stand sie da. Sie glaubte ihren Mann deutlich vor sich zu sehen. Der Braune war immer sein Lieblingspferd gewesen. Er hatte ihn schon als Füllen bekommen und dann fast dreißig Jahre gehabt. Zwischen ihm und dem Braunen hatte immer eine besondere Freundschaft bestanden. Einmal, während seiner Krankheit, hatte der Mann gesagt, daß der Braune an demselben Tage, an dem er ihn zum Kirchhof gezogen hätte, erschossen werden solle, und er hatte auch die Stelle auf dem Hof bestimmt, wo er begraben werden müsse. Nur auf ihre Bitte hatte er nachgegeben und erlaubt, daß der Braune noch eine Zeitlang am Leben bleiben dürfe.

»Junge — alter Junge!« Es war ihr gerade, als höre sie die Stimme ihres Mannes. Nein, sie

hielt es nicht aus — sie ging schnell wieder in die Küche.

Es war niemand darin, der Junge war schon gegangen. Sie las die Brotkrumen vom Boden auf, und unterdessen beruhigte sie sich.

Sie war noch eine junge Frau, seit bald einem halben Jahre Witwe. Während der Mann auf dem Krankenlager gelegen hatte, war der Knecht auf den Hof gekommen. Sie hatte niemals über das Eigentümliche nachgedacht, daß es ihr nie eingefallen war, sich seiner selbst angemaßten Herrschaft über den Hof zu widersetzen. Vom ersten Augenblick an hatte sie sich darein gefunden. Es war, als ob etwas in ihm sie bezwungen, sie ohne Worte bezwungen habe. Sie begegnete in ihm einer Stärke, die etwas Neues für sie war, einer Kraft, die sie auf eine eigentümliche Weise willenlos machte. Das ging so weit, daß er ihr wie einer Magd Befehle erteilte, und sie gehorchte mit einem Gefühl von Befriedigung, sie würde gesagt haben, von Glück, wenn das Wort in ihrem Munde nicht fremd gewesen wäre.

Der Mann war zu krank gewesen, um über den neuen Knecht und seine Herrschaft auf dem Hof nachdenken zu können. Er hatte alle weltlichen Sorgen aufgegeben. Von der Außenwelt hatte nur seine Frau für ihn existiert. Ab und zu hatte er nach Andreas, dem Kleinknecht, gefragt, den er von klein auf bei sich gehabt hatte.

Sie hatte die schlichte Ehrbarkeit eines alten Bauerngeschlechts im Blute mitgeerbt. Trotzdem die Macht des Knechtes über sie jeden Tag wuchs, war sie doch eine treue Frau geblieben. Als der Mann starb, hatte sie sich nichts vorzuwerfen. Sie hatte sich gelobt, ihr Witwenjahr in Ehren zu halten, und es bis jetzt auch getan. Das war ihr um so leichter gewesen, als der Knecht aus irgendeinem schwerverständlichen Grunde seine Stellung vorläufig durch andre Mittel zu stärken schien.

Wo der Mann in selbstverständlicher Rücksicht nie etwas in Frage gestellt hatte, wo er gebeten hatte, da befahl der Knecht. Und sie gehorchte. Nach dem Tode des Mannes spürte sie in ihm bald etwas, was sie nur als Haß gegen sein, des Mannes, Andenken deuten konnte. Er befahl ihr zum Beispiel, ihres Mannes Kleider zu verkaufen. Sie hatte warm an ihrem Mann gehangen, sie hatte ihn am meisten seiner großen Güte wegen geliebt. Den Befehl des Knechts hatte sie schmerzhaft wie einen Schlag empfunden, aber sie hatte gehorcht. Dann fing es an, über den Braunen herzugehen. Es war eine alte Gewohnheit, daß das Pferd jeden Morgen ein paar Stückchen Zucker und etwas Brot bekam. Während der Krankheit des Mannes hatte sie das übernommen und es auch nach seinem Tode weiter getan, bis eines Morgens der Knecht dazugekommen war, sie unfreundlich angelassen und etwas von albernen Dummheiten gemurmelt hatte, worauf er das Pferd roh und rücksichtslos eingespannt hatte und davongefahren war. Von da an war es unverkennbar, daß der Braune immer zu den schwersten Arbeiten genommen wurde. Mit Worten hatte sie nie für ihn gebeten, das war ihr unmöglich gewesen, aber er hatte doch gemerkt, daß es sie gequält hatte.

In ihrem Innersten fühlte sie, daß, wenn sie ihn heiratete, sie nicht glücklich mit ihm werden würde. In solchen Augenblicken sagte sie sich, daß er hart sei und ohne Güte in seinem Inneren, ohne die Güte, die sie über alles andre schätzen gelernt hatte. Und doch fühlte sie sich an ihn gebunden, hilflos, wie verzaubert.

Und nun dies mit dem Braunen! Wenn er ihm noch eine Kugel gegönnt hätte — aber ihn zu erstechen! Ja, wenn sie ihn nur vergrüben, so daß sie ihn nicht zu sehen brauchte, dann würde sie darüber wohl auch hinwegkommen. Sie dachte, daß sie hinausgehen und zeigen müsse, wo ihr Mann gesagt hatte, daß der Braune einmal liegen solle. Sie fühlte, daß sie gehen müsse. Sie stand da und kämpfte noch mit sich selbst, als sie Stimmen vor der Haustür hörte. Sie fuhr zusammen. Das war e r mit den andern Arbeitsleuten. Sie hatte ganz vergessen, daß es Vesperzeit war.

Als er in die Tür kam, warf er einen mißbilligenden Blick auf sie und wies auf den leeren Eßtisch. »Kommen wir zu früh?«

»Nein, ich habe mich verspätet,« antwortete sie demütig, während eine Röte ihre Wangen überzog. Dann ging sie eilig an den Herd und fing an, dort zu wirtschaften.

Er ging durch die Küche. Er war ein kräftig gebauter Mann. In seiner Haltung war ein derber Stolz. Er war aus Dalarne und ging immer in der Tracht seiner Heimat. Jetzt saß er da, die Beine in den gelben Kalbslederhosen von sich gestreckt. Der Raum war auf eine eigentümliche Weise von seiner Gegenwart erfüllt.

»Wo ist die Zeitung?« fragte er kurz. Seine Stimme war noch voller Mißmut.

»Da,« sie wandte den Kopf und wies auf den gelben Eckschrank.

Er ging hin, holte die Zeitung, warf sich wieder auf den Stuhl und las. Kein Wort von dem Pferd, als ob die Sache sie nichts anginge.

Am nächsten Morgen fiel der Regen in Strömen. Er kam herein, als sie am Herd stand und das Frühstück bereitete.

»Es wird am besten sein, du machst dich heute ans Wurstmachen« — er hatte angefangen, du zu ihr zu sagen, wenn sie allein waren —, »ich kann die Mühle drehen. Wir können bei dem Wetter nicht draußen arbeiten.«

Sie sah schnell zu ihm auf, während ihr das Blut ins Gesicht stieg. »Wurstmachen —?«

»Ja, von dem Pferdefleisch — du wirst es doch wohl nicht wegwerfen wollen? Mach' Wurst daraus und räuchere sie, dann hast du im Winter was, womit du die Holzknechte füttern kannst.«

In ihren Augen stand der Schrecken. Seine Befriedigung darüber sah sie nicht. Sie versuchte wieder und wieder zu sprechen, aber sie brachte kein Wort heraus. Sie wandte sich zum Herd und griff nach ihren Töpfen. Er machte ein paar Schritte, dann drückte er den Hut auf den Kopf und ging zur Tür hinaus.

Als sie allein war, ließ sie los, was sie in den Händen hatte, stand da und starrte vor sich hin. Dann fiel ihr Blick durch das Fenster. Sie sah ihn über den Hof gehen und blickte ihm nach. Sie wußte, daß sie ihm auch diesmal gehorchen würde.

Er war schon in der Braustube, als sie ein paar Stunden später dorthin kam.

Das Pferdefleisch lag in großen, dunkelroten Stücken auf dem Tisch. Sie blieb in der Tür stehen. Sie mußte sich Gewalt antun, um hineinzugehen. Er blickte zu ihr auf, während er damit beschäftigt war, die Fleischmühle festzuschrauben. Sie fing seinen Blick auf, ohne ihn zu verstehen, aber der Gedanke, daß es ihr Unglück werden würde, wenn sie sich an ihn bände, durchfuhr sie wieder.

»Das hätte niemand von dem Braunen gedacht,« sagte sie, als sie schließlich näher auf ihn zutrat.

Er sah wieder zu ihr auf. »Nein, der Braune sollte begraben werden, versteht sich, mit Pfarrer und Glockengeläute und einem Grabstein mit vergoldeten Buchstaben: Ewig unvergessen — Ruhe sanft! Ha, ha, ha!« Er lachte und zeigte seine kräftigen weißen Zähne. »Hilf mir — halte hier!« Er nahm ihre Hand, die unter seinem Griff zitterte. Er stand über sie gebeugt da, sie fühlte seine Augen auf sich und seinen Atem in ihrem Gesicht. Wie immer überfiel sie ein Schwindelgefühl, das ihr alles Wollen und Denken benahm.

Sie hatten beinah eine Stunde zusammen gearbeitet — er hatte die Mühle gedreht und sie das Fleisch hineingestopft —, als er zur Tür ging und nach Andreas rief. Noch schlaffer als sonst kam dieser auf den Hof.

»Du kannst eine Weile die Mühle drehen,« sagte der Knecht, als der Junge in der Tür stand.

Aber der Junge blieb stehen. Er war blaß, fast weiß im Gesicht. »Nein,« sagte er kurz.

»Was sagst du?«

»Nein, sage ich, ich drehe die Mühle nicht.«

Der Knecht richtete sich auf. »So — du drehst nicht, du Bengel du.« Er ging auf den Jungen zu und wollte ihn packen.

Aber der Junge entschlüpfte und lief zum Tisch. Sein Gesicht war gänzlich farblos, die kleinen, triefenden Augen waren blutgesprenkelt, und der weiße Schaum stand ihm in den Mundwinkeln. Er sprang auf die Bäuerin zu, die am Tische stand. »Ihr seid wie ein Hund,« schrie er sie an, »gerade wie ein Hund!« Jetzt war er außer sich, weinte und konnte kaum ein Wort herausbringen. »Er kann mit Euch machen, was er will — ein Hund seid Ihr, der gehorcht, in die Hölle sollt Ihr — das ist der Braune, den ihr da habt — sein Pferd — Ihr seid wie ein Hund, er ist der Teufel selbst!« Er weinte und raste, und sein Gesicht war unkenntlich. »Zur Hölle mit Euch, er —«

Der Knecht, der einen Augenblick erstarrt dagestanden hatte, packte ihn von hinten, aber der Junge riß sich los, und im nächsten Augenblick hatte er einen kräftigen Schlag in das Gesicht des Knechts geführt. »Da hast du was für alles — für sein Pferd — für alles! Ein Hund seid Ihr!« schrie er der Bäuerin noch einmal zu, rannte zur Tür und war hinaus.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen. Die Nase des Knechts hatte von dem Schlage angefangen zu bluten.

Dann lachte er auf. »Der Junge muß verrückt geworden sein.«

Sie antwortete nicht. Leichenblaß stand sie da. Durch die offene Tür sah sie Andreas vom Hof laufen, zur Landstraße hinunter und weiter.

Neben ihr lachte der Knecht sein gezwungenes Lachen. Dann gab er ihr ein Zeichen, daß sie weiterarbeiten wollten. Sie gehorchte, aber ihre Hände zitterten.

Er lachte mit demselben überlegenen, höhnischen Lachen. »Ich glaube, das hat dich getroffen, was der Trottel gesagt hat!«

Sie blickte nicht auf und antwortete nicht. Eine Weile arbeiteten sie stumm. Dann legte sie plötzlich das Messer hin, ging nach der Tür, blieb stehen und sah hinaus. »Wo er wohl hingelaufen sein mag?« sagte sie undeutlich und sah weiter hinaus.

»Oh, den haben wir wohl zum letzten Mal gesehen.«

Sie antwortete nicht gleich. Verschiedenartige Gefühle schienen in ihr zu streiten.

Endlich kam sie zurück. Aber sie setzte sich auf die Bank. Schweigend blieb sie ein paar Minuten sitzen, dann blickte sie zu ihm auf. »Du mußt Andreas das verzeihen, ich will nicht, daß er den Hof verläßt.«

Er stemmte die Hand in die Seite und sah sie kalt an. »Das kann ich mir denken — er soll sich benehmen dürfen, wie er will, versteht sich — und ich soll es mir gefallen lassen, ihm die Hand geben und mich dafür bedanken — so möchtest du es?«

Sie sah, ohne zu antworten, vor sich nieder.

Er war einen Schritt auf sie zugetreten. »O nein, du, hier gilt es er oder ich — einer von uns muß fort.«

Sie saß wie vorhin da, ihre Hände bewegten sich unruhig in ihrem Schoß, aber um den Mund trat mehr und mehr ein Zug erkämpfter Entschlossenheit. »Andreas ist doch mehr als Kind denn als Knecht hier,« sagte sie, ohne aufzusehen.

Er lachte höhnisch. »Wahrhaftig, ein schönes Kind!«

»Und er hat recht!« Sie sah geradeaus, und

ihre Züge fingen an zu zittern. »Er hat recht, ich bin wie ein Hund.« Sie schlug die Augen nieder und brach in Tränen aus. »Nein, rühr' mich nicht an — er hat recht, ich bin wie ein Hund. Du kannst mich zu allem bekommen — du hast mich auch hierzu bekommen.«

Er lachte wieder, aber es klang etwas anders. »Was schwatzt du da? Ich bin ein Mann, ich — ich arbeite und handle wie ein Mann, ich will von keinem Frauenzimmergeschwätz wissen, du hast noch keinen Mann hier auf dem Hof zupacken sehen. Was ist das für ein Geschwätz, daß du wie ein Hund bist? Du bist, wie eine Frau sein soll.«

Aber sie schüttelte nur den Kopf, während sie dasaß und zu Boden sah. »Nein, Andreas hat ganz richtig gesehen. Ich habe gemerkt, daß er schon früher so gedacht hat, und er hat recht. Aber wie dem auch sei, ich will nicht, daß er den Hof verläßt.«

»Nein, gewiß, er soll sich benehmen dürfen, wie er will, versteht sich, und ich soll es mir gefallen lassen.« Aber er sprach nicht mehr davon, daß sie zwischen ihnen beiden zu wählen habe; er ging einige Schritte auf und ab. »Ich soll es mir gefallen lassen, er soll sich benehmen dürfen, wie er will — das ist gerade die rechte Art, ein Kind zu erziehen.« Er lachte höhnisch.

»Du mußt ihm verzeihen — er tut es sicher nicht wieder.«

Er ging auf und nieder. Man sah, daß es in ihm siedete und kochte, und er sich auf das äußerste anstrengte, um sich zu beherrschen.

Sie saß immer noch mit halb niedergeschlagenen Augen da. »Er hat so an dem Bauern gehangen,« sagte sie dann. »Sobald es sich um ihn handelt, ist es, als geriete er außer sich, sei es im Guten oder im Schlechten — und ich habe ja gesehen, wie ihn das mit dem Braunen getroffen hat.«

Er zuckte die Achseln, während er an der Tür stand und hinausblickte. Dann wandte er sich zu ihr um. »Ja, wenn er hier wieder her soll, dann muß er um Verzeihung bitten, und das auf den Knien.« Er biß die Zähne zusammen.

Sie sah geradeaus. »Ja, ich will versuchen, ihn dazu zu bewegen. Aber ich bin nicht sicher, daß es gehen wird. Er hat nicht die Natur dazu.«

»Nein, das weiß ich.« Er lachte höhnisch auf. »Aber« — er blieb vor ihr stehen — »jetzt muß er es auf jeden Fall tun.«

»Ja, ich will versuchen, ihn dazu zu bewegen.« Es war immer noch dieselbe erkämpfte Ruhe in ihr. »Aber wenn er es nicht tut, dann ist es, weil er es nicht tun kann mit seiner Natur, dann mußt du ihm doch verzeihen. Ich will nicht, daß er vom Hof fortkommt, es ist gefährlicher, einen Jungen mit seiner Natur allein vom Hof wegzulassen als einen andern, und ich habe versprochen, für ihn zu sorgen.« Sie blickte nieder und sagte nicht, wem sie es versprochen hatte.

Aber er stand da und biß die Zähne zusammen. »Er muß um Verzeihung bitten,« wiederholte er dann hart.

Sie erhob sich. »Ja, wie ich gesagt habe. Ich will versuchen, ihn dazu zu bewegen, aber wenn er es nicht tut, mußt du mir versprechen, daß du ihn nicht bestrafst, daß du dich nicht an ihm vergreifst. Wenn ich ihm diese Versicherung nicht geben kann, dann bekomme ich ihn nie mit nach Hause, und« — sie sah wieder zu Boden — »ich will nicht, daß er den Hof verläßt.«

»Ich kümmere mich den Teufel um den Burschen,« stieß er hervor.

»Nein, du mußt mir versprechen.« Sie war ruhig, aber sie stand ganz blaß da. »Er tut es schon nicht wieder, ich will mit ihm reden — ja, weißt du, es ist doch nur seine Liebe zu —«

Er unterbrach sie. »Ach, schwatz' keine Dummheiten! Aber behalte den Engel im Hause, ich werde ihm kein Haar krümmen — nein, bewahr' mich!« Er lachte höhnisch. Aber dann trat er auf sie zu, packte hart ihr Handgelenk und zog sie an sich. »Aber wer hier zuletzt Herr im Hause wird, du oder ich, das wollen wir noch sehen —« Er drückte sie an sich, sein Gesicht lag heiß an dem ihrigen, während er über sie gebeugt dastand.

Als sie sich losgemacht hatte, stand sie glühend rot da und sah zu Boden. Man sah, daß da etwas war, worum sie kämpfte, und das sie nicht fahren lassen wollte. Sie blickte halb zu ihm auf. Ihre Brust ging noch heftig auf und nieder. »Du mußt mir versprechen, Andreas nichts zu tun,« sagte sie leise.

»Ich kümmere mich den Teufel um den Burschen, habe ich gesagt,« lachte er übermütig und zog sie wieder an sich.

Es war am Nachmittag. Der Regen hatte aufgehört, und ein frischer Wind zerriß die Wolken.

Sie war im Dorf herumgegangen und hatte nach dem Jungen gefragt, aber niemand hatte ihn gesehen. Da fiel es ihr ein, daß er sich sicher irgendwo versteckt hielte, um, wenn es dunkel würde, sich ungesehen davonmachen zu können. Aber sie mußte ihn zu fassen bekommen. Ihr so mühsam verteidigter Entschluß, niemals in dem, was Andreas oder seine Stellung im Hause betraf, nachzugeben, war ganz unbewußt für ihr Gefühl zu etwas geworden, wofür ihr ihre vielen Sünden vergeben werden würden.

Mit fieberhaft glänzenden Augen ging sie dahin und spähte über die Felder nach dem Walde hinüber, gleich ratlos, wohin sie sich auch wandte. Sie traf den Knecht eines Nachbarn. Er war taubstumm, aber sie pflegte sich leicht mit ihm zu verständigen. Sie sprach mit den Fingern und befragte ihn so. Der Taubstumme strahlte über das breite Gesicht und zeigte die ganze Reihe seiner von Kautabak schwarzen Zahnstummel. Nein, er hatte Andreas nicht gesehen — doch, heute vor-

mittag hatte er ihn da hinunterlaufen sehen. Er deutete auf die Wiesen. Plötzlich fiel ihr ein, daß er sich in einer Scheune verborgen haben könne.

Sie eilte hinab. Der Weg war vom Regen aufgeweicht, und der Lehm beschmierte ihre Schuhe. Nicht in der nächsten Scheune, dachte sie, wahrscheinlich in der letzten; und sie eilte weiter.

Als sie hinkam, sah sie, daß jemand kürzlich dort gegangen sein mußte. Sie öffnete die Tür. Die Scheune war voller Heu. »Bist du hier, Andreas?« fragte sie und blickte hinein.

Kein Laut, aber beim Öffnen der Tür hatte sie es oben im Heu rascheln hören. »Komm heraus, Andreas, wenn du da bist!« bat sie.

Dann trat sie in die Tür und fing an, sich im Heu hinaufzuarbeiten.

Da fuhr der Junge hoch, stieß sie beiseite und wollte vorbei.

Aber sie hielt ihn fest. »Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten, Andreas.«

Er wollte sich losmachen. Sein Gesicht war ganz verweint, die rotgesprenkelten, kranken Augen starrten entsetzt zur Tür hinaus.

Sie hielt ihn fest. »Du brauchst keine Angst zu haben. Ich bin allein, es ist niemand anders da — kommt auch niemand. Ich will mit dir reden, Andreas.«

Der Junge sah sie scheu, mißtrauisch an. Es war, als ob er noch nicht ganz überzeugt sei, daß er nichts von ihr zu fürchten habe.

»Ich will mit dir reden, Andreas — ich bin wohl nie häßlich zu dir gewesen.«

Der Junge schluckte und schluckte, seine Unterlippe zitterte. Dann warf er sich nieder und bohrte sein Gesicht ins Heu.

Sie setzte sich neben ihn. »Du mußt Johansson um Verzeihung bitten, und dann soll es vergessen sein,« sagte sie leise, abwartend.

Der Junge richtete sich auf den Knien auf, während die Tränen über sein verweintes, geschwollenes Gesicht strömten. »Nein — nie — nie im Leben tue ich das — denn — denn —«

»Niemand hat das Recht, sich so zu benehmen, wie du es getan hast,« sagte sie in demselben Ton wie vorher.

»Doch.« Die Tränen rannen immer dichter über sein Gesicht. »Ich hätte es ihm mehr geben sollen — viel mehr — ich hätte ihn — hätte ihn totschlagen sollen —« Sein Gesicht hatte denselben Ausdruck wie vorhin, als er den Knecht geschlagen.

»Man kann ja geradezu Furcht vor dir bekommen, Andreas.« Jetzt hatte sie etwas Strenges. »Niemand hat das Recht, sich auf diese Weise zu benehmen, und er hat dir doch nie etwas Böses getan.« Sie besann sich, noch ehe sie ausgesprochen hatte. Es fiel ihr ein, daß der Junge es wohl empfände, als ob ihm der Knecht nie etwas andres als Böses getan habe. Sie fühlte, daß sie auf diesem Wege nicht weiter käme.

»Jeder ist ja nach seiner Weise,« sagte sie nach einem kurzen Schweigen. »Johansson kann nicht wie du fühlen für den Bauern und was ihm gehörte.«

Der Junge lag immer noch auf den Knien, seine Zähne schlugen aneinander, die Augen rannen ihm. »Alles gehört dem Bauern — alles —«

Sie fand, wie sie es schon mehrmals empfunden hatte, daß diese Liebe zu dem Bauern unnatürlich war. Und doch war sie davon gerührt. Sie legte ihre Hand dem Jungen auf den Kopf, aber als sie etwas sagen wollte, erstickte das Weinen ihre Stimme. Er war ein Findelkind, der Junge, sie wunderte sich, wie schon oft, was er wohl für Eltern gehabt haben mochte, um so zu sein. Wen er liebte, den liebte er mit der Treue eines Hundes. Ja, in seiner Trauer bei dem Tode des Mannes war er wirklich ganz wie ein Hund gewesen. Aber wenn er jemand haßte, war auch sein Haß grenzenlos.

Einen Augenblick kam es ihr unmöglich vor, daß die beiden, um die es sich handelte, in Zukunft unter einem Dache würden leben können. Aber es war ihr ebenso unmöglich, daran zu denken, einen von ihnen zu verlieren. Nein, daß der eine blieb, war gleichsam auch die Bedingung für das Bleiben des andern. Es mußte auf irgendeine Weise gut werden. Und instinktiv griff sie zu dem sichersten Mittel. »Du mußt Johansson um Verzeihung bitten — du mußt es um meinetwillen tun. Ich bin doch nie anders als gut gegen dich gewesen, nicht wahr?« Sie blickte ihn abwartend an. Sie wußte, daß der Junge *ihr* etwa in demselben Grade ergeben war, wie er es dem Manne gewesen war.

Aber jetzt sah sie, daß er nur mit dem Kopf schüttelte, während seine Lippen zitterten und bebten.

»Nein — nie im Leben — dann — dann —«

»Dann gehst du eher vom Hof?« Sie sah ihn an.

»Ja, ja, das tue ich dann.« Seine Stimme war ganz heiser vor Aufregung.

Sie sah ein, daß er tun würde, was er sagte. »Aber wenn du ihn nun nicht um Verzeihung zu bitten brauchst — und Johansson hat versprochen, sich nicht darum zu kümmern —, wenn du nur versprichst, daß so etwas nicht wieder vorkommt, und daß du versuchen wirst, dein Bestes zu tun — ich will dich nicht zu andern lassen — du hast eine Natur, daß es schlimm enden kann, wenn du unter Menschen kommst, die dich nicht verstehen. Du weißt, der Bauer hat gewollt, daß du hierbleiben sollst. Du weißt, es wäre gegen seinen Willen, wenn du gingest.«

Sie hatte gesprochen, ohne ihn anzuschauen. Jetzt wandte sie sich zu ihm. Er saß zusammengesunken da, der Mund stand halb offen, die roten Augen sahen vor sich hin, aber der Haß war aus ihnen gewichen, es war nur ein Ausdruck unsäglicher Ergebenheit in ihnen. Sein ganzes Gesicht und auch sein Körper, wie er so zusammengesunken dasaß, drückten dasselbe aus. Sie fühlte, daß nichts in ihm sei als Ergebenheit für den Toten.

»Andreas,« — es wurde ihr schwer, ein Wort herauszubringen — »jetzt mußt du dem Bauern gehorchen und mit heimkommen. Du brauchst nicht um Verzeihung zu bitten, komm nur!« Sie griff nach seiner Hand.

Er entzog sie ihr, wieder zitterte sein Gesicht, und der Haß leuchtete in seinen Augen auf. »Aber wenn er mich anrührt, dann —«

Sie unterbrach ihn. »Er rührt dich nicht an, das hat er versprochen, wenn du versprichst, es nicht wiederzutun.«

Aber er saß da wie vorher. »Wenn er mich anrührt — dann — dann — schlage ich ihn tot.« Es funkelte in den kranken Augen.

»Wie du redest, Andreas, komm nun!«

Er erhob sich und folgte ihr.

Langsam gingen sie den Weg hinauf. Sie dachte, es sähe aus, als ob der Tag ihn um all seine Kräfte gebracht habe. Er strauchelte, während er neben ihr herging, die langen, mageren Arme hingen schlaff herunter, sein Gesicht war ausdruckslos.

Der Arme, dachte sie und fühlte sich innerlich zufrieden, daß sie die Kraft gehabt hatte, ihren Entschluß, ihn nicht fortzulassen, durchzuführen.

Während sie hinausgingen, brach die Sonne hervor. Als sie ankamen, schien sie über den Hof. Am Stall stand der Knecht und spannte die Pferdehaut an der Wand auf.

Es war am Abend desselben Tages in der Knechtstube. Andreas war allein darin. Die Uhr war zehn. Um diese Zeit pflegte er schon zu liegen, aber jetzt saß er auf der Bettkante. Gerade gegenüber an der andern Wand stand das Bett des Knechts. Darüber hing ein Elchgeweih mit einer Jagdtasche und zwei gekreuzten Gewehren, und darunter einige Photographien. Andreas' Wand hatte keinen andern Schmuck als eine silberne Taschenuhr mit Kette, ein Geschenk des Bauern zu seiner Konfirmation. Er saß auf der Bettkante und schluckte und schluckte.

Nein, er zog sich nicht aus. Er mußte fort — sonst würde er ihn erschlagen, wenn er wieder anfing, ihn so zu verhöhnen. Er ballte die Fäuste — dies Hohnlächeln, sobald er ihn nur sah!

Die Tränen traten ihm in die Augen, seine Zähne schlugen aneinander, er weinte über seine Machtlosigkeit, über das Gefühl seiner Schwäche. Aber er konnte wenigstens gehen und auf beide, auf ihn und die Bäuerin, pfeifen!

Die Bäuerin — er fühlte, wie fest er an ihr hing, er fühlte, daß er für sie in den Tod gehen könnte — für den ganzen Hof, und doch trieb ihn dieser Teufel davon — oh, wenn er ihn erschlagen könnte!

Das Licht auf dem Tisch war im Leuchter heruntergebrannt, die Flamme flackerte dicht vor dem Erlöschen. Über den Fensterladen schien der Mond herein, der sich manchmal verdunkelte, wenn der Wind Wolken über ihn hintrieb.

Andreas saß zusammengesunken auf der Bettkante. Nein, er würde nicht hierbleiben — dieses Hohnlächeln, das brauchte er nicht zu ertragen. Er stand auf.

Der Docht war erloschen. Draußen jagte der Wind die Wolken über die Mondscheibe. Er wollte gehen, ehe der andre hereinkam; er sollte ihn nicht noch einmal so höhnisch anlächeln dürfen. Gehen und sich irgendwo hinlegen und sterben, denn woanders als hier würde er doch nicht leben können. Aber ihn hier zurückzulassen, mit der Bäuerin, auf dem Hof — er ballte die Fäuste und weinte wieder in demselben Gefühl der Schwäche. Schluchzend vor Haß und Schmerz wollte er die Taschenuhr herunternehmen — die sollte nicht in seine Hände fallen.

In demselben Augenblick hörte er Schritte, der Knecht riß die Tür auf und kam herein.

»Was stehst du da und glotzest ins Dunkle?« lachte er auf. Dann steckte er ein Streichholz an. »Wo hast du das Licht?«

»Es ist zu Ende.« Die Stimme war tonlos, er stand gegen die Wand gekehrt da.

»Ja so, jaha, da mußt du dich allein im Dunkeln amüsieren, denn siehst du, ich,« damit drängte er sich vor Andreas, bis er gerade vor ihm stand, und schob ihm höhnisch den Daumen unter die Nase, »ich gedenke nicht heut nacht hier zu schlafen,« flüsterte er.

Dann stemmte er die Hände in die Seiten. Er war so groß, daß sein Kopf beinahe bis an die Decke reichte. Seine schwarzen Augen ließen die des Jungen nicht los.

»Findest du nicht, daß deine Bäuerin lange genug Witwe gewesen ist?« Er trat näher auf ihn zu. »Was, findest du nicht — ach, steh' nicht da, als ob du Prügel bekommen solltest. Ich werde dich schon nicht schlagen — nein, auf keinen Fall, aber meinst du nicht, daß sie jetzt Gesellschaft brauchen könnte?« Er lachte. »Was, findest du nicht?« Er folgte dem Jungen, der Schritt für Schritt gegen die Wand zurückwich. Als er ihn so weit bekommen hatte, hielt er sein Gesicht wieder dicht unter das des Jungen. »Was — findest du nicht, daß sie nun lange genug Witwe gewesen ist?« Er lachte auf, warf wieder einen Blick auf den Jungen, zuckte verächtlich die Achseln und trat von ihm fort zum Waschtisch, wo er Wasser in die Blechschüssel goß und anfing sich die Hände zu waschen. Dann ging er pfeifend herum und trocknete sich ab.

Er blieb vor dem Jungen stehen. »Stehst du noch immer da und glotzt?« Er lachte auf. »Und sabbern tust du wie ein Wickelkind — pfui Teufel, siehst du aus!«

Er warf das Handtuch auf das Bett, nahm seinen Hut und drückte ihn auf den Kopf. In der Tür blieb er stehen. »Gute Nacht, du! Glaubst du nicht, daß die Bäuerin heut nacht gut schlafen wird?« Er ging lachend hinaus.

Jetzt gab Andreas den ersten Laut von sich. Es war ein gurgelnder Kehllaut, ein Röcheln, ein Stöhnen. Als die Tür der Diele zuschlug, warf er sich auf die Erde. Da lag er und trat um sich, schlug und schlug mit beiden Händen auf den Fußboden, während es in seiner Kehle unaufhörlich gurgelte und röchelte. Dann fuhr er plötzlich hoch, sprang auf das Bett des Knechtes und riß eins der Gewehre herunter, das untere, von dem er wußte, daß es geladen war. Es war etwas katzenhaft Wildes in ihm, als er hinausschlich. Draußen war es nicht dunkel, der Mond war gerade frei von Wolken und leuchtete über den Hof. Er sah, wie der Knecht nach den Ställen ging.

Er lief und verbarg sich hinter der Ecke des Gesindehauses. Er lugte um die Ecke und verfolgte den Knecht. Eine schwarze Wolke trieb über die Mondscheibe, es wurde dunkler. Er spähte.

Wenn er zurückkam — zurückkam und hineingehen wollte, würde er ihn erschießen — und dann sich selbst. Es war kein Zweifel in ihm, seine Augen leuchteten. Jetzt konnte er ihn nicht sehen. Aber er würde schon wiederkommen — er stand mit dem Finger am Hahn — der Mond trat wieder hervor — jetzt — jetzt kam er — oh, der Teufel — der Teufel — würde er hineingehen? Jetzt meinte er, er müßte ihn erschießen, was er auch täte — aber, er würde ja hineingehen — ja, er ging hinein — war die Tür offen oder würde ihm die Bäuerin öffnen? Er biß die Zähne aufeinander, er zielte — jetzt — jetzt. Der Schuß fiel. Er warf das Gewehr hin, er rannte über den Hof, der Knecht lag vor der Haustür. Er lief zurück und nahm das Gewehr. Jetzt würde er sich selbst erschießen. Er tastete mit unsicheren Händen — der Schuß, der noch darin war, ging in die Erde. Er warf das Gewehr fort, es war ihm ganz schwarz vor den Augen, er sah nichts — er keuchte und röchelte. Seine Beine trugen ihn nicht, er fiel und kroch stöhnend und wimmernd hinter die Hausecke.

Es war bei Tagesgrauen in der Knechtstube. Andreas lag auf dem Bett. Er war vor einer Stunde draußen auf der Landstraße ergriffen worden. Ein paar Bauern — der eine von ihnen war der Gemeindevorsteher —, der taubstumme Knecht und eine Frau, alles Nachbarsleute, standen stumm auf einem Haufen zusammen und blickten auf den Jungen, der dalag, als ob er schliefe, oder vielmehr, als ob er tot sei. Die Frau trocknete sich die Augen mit der Schürze, die Bauern standen mit tiefernsten Augen, der Taubstumme schüttelte unaufhörlich den Kopf.

»Wenn das eine Woche früher geschehen wäre, dann hätte er nicht verurteilt werden können,« sagte der Gemeindevorsteher leise, »er ist erst zu Michaeli achtzehn Jahre alt geworden.«

Der andre nickte. Die Augen des Taubstummen hatten begierig an den Lippen des Sprechenden gehangen, um die Worte zu erfassen. Er nickte auch und schlug wieder und wieder mit der geballten Rechten in die offene linke Hand. Nun würde er verurteilt werden, meinte er und schüttelte bekümmert den Kopf.

Der Gemeindevorsteher trat vor und zog die Decke über den Jungen. »Er friert sicher, der arme Bursche, er ist wohl bis auf die Haut naß.«

Die Tür ging auf, und noch ein Nachbar trat ein.

»Ist er abgefahren?« fragte der Gemeindevorsteher.

»Ja, er ist gefahren,« antwortete der Neuangekommene und setzte sich auf den Stuhl am Herd. Sein Knecht war weggefahren, um den Länsman und den Gerichtsdiener zu holen.

Wieder wurde es still. Das Tagesgrauen nahm zu.

»Schläft er?« fragte der Neuangekommene.

»Nein — ich glaube nicht, daß er schläft. Andreas —« Der Bauer näherte sich dem Bett.

Der Junge schlug die Augen auf, aber der apathische, tote Ausdruck seines Gesichtes wurde dadurch nur verstärkt.

Die Frau trocknete sich wieder mit der Schürze die Augen. »Man weiß nie, was aus den Kindern wird,« sagte sie und setzte sich auf den Stuhl neben den Neuangekommenen. Sie weinte still.

Wieder herrschte Schweigen. Es war kühl in der Kammer, die Taschenuhr an der Wand zeigte auf halb fünf.

Die Frau war gerade aufgestanden, um zu gehen, als sich die Tür öffnete und die Bäuerin eintrat. Sie blieb an der Tür stehen. Die Augen in ihrem bleichen Gesicht waren groß und still.

Die Frau reichte ihr die Hand. »Ihr habt einen großen Kummer bekommen,« sagte sie.

Die andre antwortete nicht, sondern stand, ohne sich zu rühren, da. Ihre Augen glitten über die Anwesenden. Dann rieb sie nervös die Hände übereinander.

»Ihr wollt vielleicht allein mit ihm sein?« fragte der Gemeindevorsteher. »Ihr könnt ihn vielleicht zum Sprechen bekommen.«

Sie nickte, aber wie zerstreut.

Die Anwesenden gingen nach der Tür.

»Ja, Ihr tragt die Verantwortung für ihn, versteht sich,« bemerkte der Gemeindevorsteher, indem er sich in der Tür umdrehte.

»Ja, wir gehen wohl nicht fort vom Hofe,« sagte der zuletzt Angekommene. Sie gingen hinaus.

Sie trat an das Bett.. »Herrgott, wie unglücklich du dich gemacht hast, Andreas!« Es war wie ein heiseres Flüstern.

Der Junge drehte mit einer gequälten, angstvollen Bewegung den Kopf auf den Kissen hin und her, während er mit geschlossenen Augen dalag.

Sie zog einen Stuhl heran und setzte sich. »Wie unglücklich du dich gemacht hast, Andreas, dich und mich und —« Sie schwankte leise auf ihrem

Stuhl, aber ohne eine Träne zu vergießen; nur ihr Gesicht wurde immer blasser.

Sie hob den Kopf und sah ihn an. »Herrgott, Andreas, wie konntest du so etwas tun? Antworte mir, sieh mich doch an, Andreas! Wie konntest du so etwas Schreckliches tun?«

Die Lippen des Jungen fingen an zu zittern, die dünne Brust hob und senkte sich in kurzen, keuchenden Atemzügen.

»Wie konntest du, Andreas — was ist über dich gekommen? Der Länsman und der Gerichtsdiener werden bald hier sein, du sollst fort von hier. Du mußt mir sagen, wie du so etwas Schreckliches tun konntest, Andreas.« Es war etwas Unsicheres, Tastendes in ihrer Rede, wie wenn jemand weiß und ahnt und doch fragt.

Der Junge lag, ohne sich zu rühren, da; nur seine Brust keuchte.

»Es ist besser, du sagst es mir, Andreas. Du mußt ja doch damit heraus vor — vor dem Gericht.« Ihre Augen leuchteten groß in dem bleichen Gesicht.

Der Junge wühlte nur den Kopf in die Kissen.

»Hat er dich strafen wollen, hat er dich geschlagen, sich an dir vergriffen?« Sie blickte ihn nicht an, sie rieb nervös ihre Hände, die ganze Zeit ahnte sie das, wonach sie fragte. »Sag', Andreas, hat er sich an dir vergriffen?«

Aber der Junge schüttelte nur jedesmal, wenn sie fragte, immer abwehrender den Kopf.

»Der Gemeindevorsteher sagt, wenn bewiesen werden kann, daß er dir etwas getan hat, so daß du es in der Hitze getan hast, um dich zu verteidigen — dann — dann wird die Strafe geringer, dann wird es als Totschlag angesehen — sonst kannst du geradezu das Leben verlieren, Andreas.«

Der Junge lag wie vorher da, seine Zähne schlugen aneinander, wenn er sie nicht fest zusammenbiß.

Einige Minuten war es still.

»Ich möchte wissen, was du vor Gericht sagen wirst, Andreas, wenn danach gefragt wird.« Sie blickte vor sich nieder. »Sprich, Andreas, du verstehst, daß ich wissen will, ob du dich mit etwas verteidigen kannst.« Es war etwas Scheues, Unsicheres in ihrem langen Blick auf den Jungen. Der lag da und murmelte zwischen den zusammengebissenen Zähnen.

»Was sagst du, Andreas, was willst du vor Gericht sagen?«

Der Junge schüttelte den Kopf, seine Zähne klapperten. »Nichts — nichts —« murmelte er, »denn dann —«

Ihre Augen waren groß und still. »Aber dann verlierst du dein Leben, Andreas, wenn sie glauben, daß es nur deswegen war, weil du ihn nicht leiden konntest, daß du es nicht in der Hitze getan hast — wegen etwas Besonderem.« Sie schwankte wie in dumpfer Qual.

Das Tagesgrauen in der Kammer war zum vollen Tageslicht geworden. Jemand drückte die Tür auf. Es war einer der Bauern. »Jetzt kann man sie sehen — oben auf dem Hügel,« sagte er in der Tür.

»Er muß sich vielleicht umziehen und etwas Reines anbekommen, ehe er fährt.«

Sie stand auf. Es war etwas Abwesendes über ihr.

»Ihr habt einen großen Kummer bekommen,« sagte der Nachbar freundlich. Er blieb einen Augenblick stehen. »Wenn Ihr mir sagen wollt, wo er seine Sachen hat, will ich ihm helfen sich umzuziehen,« setzte er dann hinzu.

Sie wies mit einer Kopfbewegung auf einen Schrank. »Dort hat er seine Kleider,« sagte sie. Dann ging sie hinaus.

Es war eine Stunde später. Die Untersuchung draußen, die Untersuchung am Tatort war abgeschlossen und protokolliert.

Die Sonne war aufgegangen und stand zitternd über dem Waldrand.

Sie war allein mitten auf dem Hof. Die Nachbarn standen hier und dort in kleinen Gruppen zusammen und unterhielten sich leise.

Der Länsman kam aus der Gesindewohnung. Er trat auf sie zu. »Es ist kein Wort aus ihm herauszubringen,« sagte er. Es war, als ob er sich noch nicht ganz davon erholt habe, daß er so früh hatte aufstehen müssen, und er schien noch nicht richtig die Augen aufbekommen zu haben. »Wie ist er eigentlich, der Junge, ist er ganz richtig?« Er gähnte. »Ganz zurechnungsfähig?«

Sie blickte geradeaus. »Das ist er wohl — wir haben nie etwas andres gedacht. Aber er hat immer eine merkwürdige Natur gehabt,« fügte sie hinzu.

»Ja, jetzt kann man kein Wort aus ihm herausbringen, aber er wird wohl weicher werden. Weiß man, ob er einen Ha—ha—haß« — er gähnte wieder — »gegen den Ermordeten gehegt hat?«

Sie blickte geradeaus. »Sie haben sich nie gut vertragen,« sagte sie.

»Aber heut nacht — war da irgendein besonderer Auftritt zwischen ihnen, heut nacht?«

Sie stand wie vorhin da. »Ich weiß nicht,« sagte sie leise.

»Ja, das geht mich ja eigentlich nichts an, das ist schließlich Sa—a—ache des Richters, herauszukriegen ... — Sundquist,« rief er dem Gerichtsdiener zu, »wir können jetzt abfahren. Aber leg' ihm Handschellen an, dann können wir ihn auf den Rücksitz nehmen.«

Sie ging schnell an dem Länsman vorbei, auf das Wohnhaus zu und verschwand darin.

Dann war sie nicht mehr zu sehen, bis der Wagen vom Hof fuhr. Da kam sie herausgelaufen. Sie lief dem Wagen den Hügel am Stall hinauf nach. »Adjö du, Andreas,« sagte sie



Karl Spilling: Blühender Sommer

und versuchte seine Hand zu greifen, »adjö du!« Es dauerte nur eine Sekunde, das Pferd hielt nicht einmal an.

Dann ging sie wieder langsam den Hügel hinab am Stall vorbei.

Dort hing immer noch die ausgespannte Pferdehaut auf der roten Wand.

Es war drei Wochen später. Die Sonne stand leuchtend über dem Gerichtsgebäude, das oben auf der Höhe am Waldrand lag. Auf dem Hof gingen Leute umher, und die Pferde standen mit ihren Wagen am Zaun angebunden.

Drinnen wurde die Eröffnungspredigt gehalten. Die Männer fingen an, nach der Uhr zu sehen, ob es nicht bald zu Ende wäre, es zog sich heut sehr in die Länge.

Da sah man eine schwarzgekleidete Frau einsam den Hügel heraufkommen. Sie trug das schwarze Seidentuch der Bäuerinnen um den Kopf. Die meisten erkannten sie bald, und die sie kannten, wußten auch, warum sie sich heut einfand.

Mehrere von den Nachbarn, die in der Unglücksnacht dabei gewesen waren, befanden sich unter den Wartenden. Sie hatte am Tor haltgemacht und war dort für sich allein stehengeblieben. Einer von den Männern ging auf sie zu. Er ergriff ihre Hand und begrüßte sie. Dann sagte er etwas davon, daß es heut lange dauere, und zog die Uhr heraus; es war fast halb zwölf.

»Aber seine Sache kommt als die zweite daran,« sagte er, »wenn es also einmal anfängt, kommt er ja bald vor.«

Sie nickte nur.

»Ja, Ihr habt einen großen Kummer bekommen. Ihr seht mitgenommen aus. Ihr seid doch nicht den ganzen Weg zu Fuß gegangen?«

Nein, sie hatte ihr Pferd unten bei ihrem Schwager eingestellt; sie wies mit einer Kopfbewegung in die Richtung.

Der Bauer ging nach dem Eingang. »Nun scheint es zu Ende zu sein. Da kommt der Propst — ja, es ist am besten, Ihr geht hinein, damit Ihr sicher einen Platz bekommt, es wird heut voll werden.« Damit ging er von ihr fort.

Sie blieb einige Augenblicke stehen. Als sie aufblickte, sah sie die Leute hineinströmen. Langsam ging sie hinauf.

Der Propst begegnete ihr. Er drückte ihr freundlich die Hand. »Das ist heut ein schwerer Tag für Euch. Es ist gut, daß Olofsson ihn nicht hat erleben brauchen — er war ja wie ein Vater für den Jungen.«

Sie nickte. »Ja, das war er.«

Der Propst hielt freundlich ihre Hand. »Ja, ich will damit nicht sagen, daß e r mehr Vater für ihn gewesen ist, als S i e Mutter — aber Olofsson hatte ihn ja bei sich, lange ehe er heiratete, von klein auf.«

»Ja, gewiß, er war ihm immer wie ein Vater.«

»Ja, aber, wie ich sagte, Sie haben sich sicher auch nichts vorzuwerfen. Gerade eben hat jemand erzählt, daß er euch beiden ergeben gewesen wäre wie ein Hund. Aber man sagt ja, daß er immer ein sonderbares Wesen gehabt habe, so etwas ist einem Menschen angeboren, dabei ist oft nicht zu helfen. Man sagt, es sei unmöglich gewesen, etwas aus ihm herauszubekommen über das, was sich zwischen den beiden in jener Nacht zugetragen hat. — Ja, ja, Madam Olofsson, wie auch sein Urteil ausfällt, müssen Sie versuchen, es in dem Bewußtsein zu ertragen, daß Sie sich nichts vorzuwerfen haben.« Er drückte ihr wieder die Hand und verließ sie.

Sie schritt weiter auf den Eingang zu, langsam und mit gebeugtem Haupt.

Der Gerichtssaal war vollgestopft von Leuten. Sie mußte unter denen, die der Tür zunächst standen, stehenbleiben.

Von dem Fall, der verhandelt wurde, verstand sie nichts, sie stand so weit hinten, daß sie wegen der vor ihr Stehenden nichts sehen konnte. Und für das, was gesprochen wurde, hatte sie kein Ohr.

Es wurde schwüler und schwüler im Saal. Der Richter ließ ein Fenster öffnen. Ein Vogel verirrte sich hinein und flog erschrocken unter der Decke umher.

Unter den Zunächststehenden war einer ihrer Nachbarn. »Ihr werdet müde werden vom Stehen,« flüsterte er und reckte sich, um womöglich einen Sitzplatz für sie zu entdecken. »Und von hier seht Ihr den Jungen nicht, wenn er darankommt,« fügte er hinzu.

Gleichzeitig entstand eine Bewegung unter der Menge. Der Nachbar reckte sich, um zu sehen. »Der erste Fall ist nun wohl fertig,« sagte er, »dann wird er gleich kommen.« Und als von neuem eine Bewegung durch den Saal ging und alle Hälse sich reckten, fügte er hinzu: »Jetzt kommt er.«

»Ja, da ist er — könnt Ihr ihn sehen?« Er schob ein paar Rücken ein wenig auseinander. »Könnt Ihr ihn sehen?«

Und sie sah ihn. Es war wie ein Trost für sie, daß er seine eignen Kleider anhatte. Aber es waren die alten Feiertagskleider, die anfingen, ausgewachsen zu werden. Nie hatte sie früher bemerkt, daß die Ärmel so betrüblich kurz waren. Das war ärgerlich, fand sie. Da er nun seine eignen Sachen anhaben durfte, hätte sie so gern gewollt, daß er ordentlich gekleidet ausgesehen hätte. Als sie bemerkte, daß er gefesselt war, schlug sie die Augen nieder. Leise schwankend stand sie hinter den Rücken der Männer da.

Der Nachbar sah sie an. »Ihr müßt Euch trösten — es war wohl sein Schicksal so.«

Sie antwortete nicht, es war, als ob sie ihn nicht gehört habe.

Sie fuhr zusammen, als eine laute Stimme zu sprechen begann.

Es war der Länsman, der als Ankläger anfing, seinen Bericht vorzulesen. Mit halboffenem Mund hörte sie zu, aufgereckt, um auch mit den Augen auffassen zu können.

Da sich bei dem Verhör des Angeklagten nichts ergeben hätte, was darauf hindeutete, daß das Verbrechen in der Notwehr oder im Affekt geschehen sei, sondern statt dessen aus verschiedenem hervorginge, daß der Angeklagte einen alten Haß gegen den Ermordeten genährt habe, lautete die Anklage auf Mord.

Sie fiel aus ihrer angestrengten Haltung in sich zusammen, aber in ihre Augen trat ein Ausdruck, als sei sie auf das, was sie gehört hatte, vorbereitet gewesen.

Der Nachbar sah zu ihr hin. »Ihr müßt versuchen, es mit Ruhe zu nehmen. Es war ja nichts andres zu erwarten, da man ihn nicht zum Sprechen hat bewegen können. Wenn nun der Richter nichts aus ihm herausbekommt — Ihr müßt Euch freuen, daß Olofsson diese Stunde erspart geblieben ist, das alles wäre ihm zu nahe gegangen.«

Sie stand da, wie geistesabwesend. Er wußte nicht, ob sie seine Worte gehört hatte oder nicht.

Die Stimme des Richters schien sie in die Wirklichkeit zurückzurufen. Das Verhör des Angeklagten begann.

Der Richter war ein junger Mann, er sah bestimmt und ernst, aber doch gut aus — man konnte leicht merken, daß seine Art, den Angeklagten anzureden, mehr darauf angelegt war, mit Güte zu wirken als durch Strenge.

Der Angeklagte wurde aufgefordert, Auskunft über seine Lebensumstände zu geben.

Sie stand da und wiegte hin und her. Was sollte er sagen, der Ärmste! Seine Lebensumstände — er wußte ja nichts von seinen Eltern, wußte nicht einmal, wo er geboren war. Sie stand mit halboffenem Mund, gespannt, ob er etwas antworten würde. Aber sie hörte nur, wie der Richter seine Aufforderung wiederholte. Von dem Jungen kam kein Laut, sie konnte ihn jetzt ganz deutlich von hinten sehen. Wieder dachte sie einen Augenblick, wie ärgerlich es sei, daß er so ausgewachsene Kleider anhabe. Aber würde er nicht antworten? Sonst verdarb er sich ja alles ...

Wieder vernahm man die Stimme des Richters: Der Angeklagte habe das Verbrechen, dessen er hier angeklagt sei, gestanden, er habe also nichts zu verlieren, wenn er die Erklärungen, die verlangt würden, gäbe. Der Richter schloß damit, ihn ernstlich zu ermahnen, sein Schweigen aufzugeben. Dann wiederholte er seine Frage.

Im Saale herrschte das Schweigen gespannter Erwartung, aber der Junge blieb stumm.

Nun erklang wieder die Stimme des Richters, aber diesmal streng und befehlend.

Sie sah den Jungen eine Kopfbewegung machen, die seinen zähen Eigensinn verriet und die sie so gut an ihm kannte.

Wieder sprach der Richter: Der Angeklagte habe sein Verbrechen gestanden, seine Taktik, zu schweigen, müsse dahin gedeutet werden, daß er nichts zu seiner Verteidigung anzuführen habe, keine Erklärung, die das Urteil mildern könnte.

Hier wurde der Richter von einer Frau unterbrochen, die sich durch den Zuhörerhaufen gedrängt hatte, vortrat und sich neben den Angeklagten stellte.

Zuerst stand sie schweigend da und sah vor sich nieder, während sie die Hände nervös übereinanderrieb. Ihr Gesicht unter dem schwarzen Kopftuch war leichenblaß. Dann schlug sie die Augen, die groß und still aus dem weißen Gesicht blickten, zu dem Richter auf. Ihre Hände bewegten sich unaufhörlich umeinander.

Sie sagte, wer sie sei. »Ich bin als Zeugin vorgeladen, ich möchte bitten, meine Aussage zuerst abgeben zu dürfen, dann kann ihn der Herr Richter vielleicht nachher zum Sprechen bewegen.« Sie sprach leise, und ihre Stimme zitterte, ihre großen Augen hingen an dem Richter, der mit einem Kopfnicken ihrem Wunsche zustimmte.

Der Junge war zusammengefahren, als er sie gesehen hatte. Nun stand er zitternd da und sah vor sich nieder, seine Lippen bebten, seine kranken Augen tränten. Aber es war, als ob sie nicht daran dächte, daß sie ihn neben sich habe. Ihre Augen hatten einen abwesenden Ausdruck, als sie anfing zu reden. Ihr Gesicht war noch weißer geworden, aber ihre Stimme war fester.

Sie holte weit aus. Sie erzählte das wenige, was sie von dem Schicksal des Jungen wußte, bevor er, erst fünf Jahre alt, auf den Hof gekommen war. Er war elf Jahre, als sie dort Bäuerin wurde. Von da an wußte sie mehr zu berichten. Es hörte sich an, als ob sie über ihre Worte nachgedacht und sie auswendig gelernt habe. Was sie sagte, fing an mehr und mehr darauf hinauszulaufen, die Liebe des Jungen zu dem Bauern zu zeigen, und wie diese Liebe infolge seiner wunderlichen Veranlagung oft merkwürdige und gewaltsame Formen angenommen hätte.

Man fing an, einige eigentümliche Laute zu hören: ein stoßweises Wimmern, dann ein immer deutlicheres Schluchzen wurden in der Stille des Saales hörbar. Es kam von dem Jungen.

Sie hatte sich zu ihm gewandt. »Du mußt nicht weinen, Andreas, es ist, wie ich sage.« Sie trat näher zu ihm hin. »Du mußt nun ruhig sein, damit du nicht störst.«

Dann sah sie wieder zu dem Richter auf. Aus ihren Augen sprach der Eifer, fortfahren zu dürfen. Sie hatte die Hand des Jungen ergriffen und hielt sie in der ihrigen.

Sie fing an von der Krankheit ihres Mannes zu erzählen, wie der Knecht auf den Hof gekommen sei, wie es geschienen habe, daß der Junge ihn vom ersten Augenblick an haßte.

»Es war, weil er sich sofort zum Herrn des Hofes machte. Und ich ließ es geschehen.« Hier wurden ihre Augen groß und brennend. »Ich tat alles, was er sagte. Als Olofsson tot war, sah ich sehr wohl, daß er sein Andenken nicht ertrug, daß er gleichsam alles vom Hofe forthaben wollte, was auf irgendeine Weise an ihn erinnerte — und ich tat alles, ich war sozusagen in seiner Gewalt, sehen Sie, Herr Richter. Aber bei jeder Veränderung, die auf dem Hofe geschah, bei jeder Sache aus Olofssons Zeit, von der ich mich trennte, sah ich, daß es war, als würde dem Jungen ein Stück aus der Haut geschnitten — nein, nein, still Andreas« — sie faßte seine Hand fester —, »still, du weißt, es ist so, wie ich sage.«

Sie fing an von dem Pferd zu erzählen, von dem Auftritt in der Braustube, und wie er, der Knecht, sie da zum ersten Male an sich gerissen und heiße Worte zu ihr gesprochen habe, wie er angefangen habe, sie in Versuchung zu führen, und wie sie in seiner Gewalt gewesen sei.

»Aber es war die Sünde in mir, Herr Richter, die mich schwach machte, es war die Lust, es war die Lust, es war nicht Liebe — die fühlte ich nicht für ihn, die lebte in meinem Innersten immer noch für Olofsson — das habe ich seither begriffen.« In ihren Augen war der Ausdruck eines ehrlichen Selbstbekenntnisses. »Es war die Lust in mir, Herr Richter, die daran schuld war, daß ich ihm später am Tage versprach, daß er nachts immer bei mir sein solle — nein, nein, still, Andreas!« Sie faßte seine Hand fester, ihre Augen, die in dem weißen Gesicht brannten, hafteten unbeweglich an dem Richter.

»Und nun glaube ich, daß es in der Nacht so zugegangen ist — sehen Sie, er, er war —« Es war die ganze Zeit deutlich gewesen, daß sie vermeiden wollte, etwas Unvorteilhaftes über den Ermordeten zu sagen, jetzt stammelte sie, und es kam ein Ausdruck von Hülflosigkeit in ihre Augen, weil sie es nun nicht mehr vermeiden konnte. »Er war ein harter Mann, ein Mann nach seiner Art. Nun glaube ich, daß es in der Nacht so zugegangen ist, daß er dem Jungen gesagt hat, daß er nicht mehr in der Knechtstube schlafen würde, daß er nun zu mir ginge —' nein, nein, still, Andreas! Du störst den Herrn Richter, du weißt, es ist so, wie ich sage. Sehen Sie, er wußte, daß das den Jungen aufbringen und tief verletzen würde. Er hat ihn ja immer quälen wollen — auch hiermit —, aber er konnte sich ja nicht denken, daß der Junge so außer sich geraten würde — still, still, Andreas! Daß er ganz den Verstand verlöre.« Sie schwankte einen Augenblick leise und schloß die Augen.

Dann blickte sie wieder zu dem Richter auf. »Und nun möchte ich den Herrn Richter bitten« — ihre Augen hafteten eigentümlich groß und klar an denen des Richters —, »daß der Herr Richter den Jungen fragt, ob das nicht wahr ist, was ich hier dem Herrn Richter erzählt habe.«

Sie wandte sich zu dem Jungen, hob ihm den Kopf hoch und zwang ihn, sie anzusehen. »Nun mußt du antworten, Andreas, hörst du« — jetzt war etwas von einer klugen, mütterlichen Frau in ihr —, »du sollst antworten, als ob du vor Gott ständest, Andreas, denn der Richter steht an seiner Stelle.«

Dann sah sie auf. »Will der Herr Richter ihn nun fragen?«

Es war totenstill im Saal, als der Richter seine Frage stellte.

Ihre großen, blanken Augen hingen wartend an denen des Jungen. »Du mußt antworten, Andreas — du wirst mir wohl nicht den Schmerz antun wollen, nicht zu antworten.« Sie war wieder ganz die mütterliche Frau. »Du mußt antworten, ob das nicht wahr ist, was ich gesagt habe.«

Der Junge ließ seinen Kopf auf die Brust sinken.

»Sieh, Andreas, antworte nun.«

Der Richter wiederholte seine Frage.

Der Junge schluchzte auf und murmelte etwas Unverständliches.

»Er sagt ja, daß es wahr ist,« sagte sie eifrig. »Aber du mußt lauter sprechen, Andreas, damit der Herr Richter dich hören kann.«

Wieder schluchzte der Junge auf. »Ja, es ist wahr.« Es klang, als ob er es zwischen den aneinanderschlagenden Zähnen herausgeschleudert hätte.

Sie richtete sich auf. Einen Augenblick stand sie stumm und ganz still da. Es war, als ob ihre starke Spannung Grad für Grad nachließe. Dann sah sie wieder den Richter an. Ihre Augen waren voll einer großen ehrlichen Ruhe. »Ja, nun hat der Herr Richter gehört, daß er gesagt hat, daß es wahr ist, was ich erzählt habe. Und ich kann es auf meinen Eid nehmen, daß es wahr ist. Und nun möchte ich den Herrn Richter um ein so mildes Urteil wie möglich für ihn bitten.«

Bei den letzten Worten waren ihr die Tränen in die Augen gestiegen, und ihre Stimme hatte angefangen zu zittern.

Der junge Richter reichte ihr über den Richtertisch weg die Hand.

Dann ging sie leise mit gebeugtem Haupt durch den Saal, durch den Zuhörerhaufen, der ihr Platz machte, und auf den Ausgang zu.



Mit der Wachtparade

Über Kriegsgeschichte und Schlachtenwesen
Hatt' ich den Sinn mir dumpf gelesen:
O so viel Mord! O so viel Raub!
O so viel Glorienglanz und Lorbeerlaub!
Und dennoch: Es hoffe das Heil dieser Erde
Keiner vom Schwerte;
Und Marschmusik, Hurraruf, Lorbeer-
phantom,
Alles verwühlt der Strom
Des Nichts! – –

Da horch! Von ferne – scharfgezackt –
Große Trommel – Paukentakt;
Rauschen von Füßen an mein Gestade.
Mittag halb eins: die Wachtparade!
Ich tret' ans Fenster. Unter mir
Menschen, Menschen – ein dichtes Spalier.

Und wie das kriegerische Echo abgekämpfter
Garden
Aus blankem Messing bricht und rasselndem
Gedärm,
Bauscht sich's im Lärm
Von geisterhaften Fahnen und Standarten.
Alarm des Marschtritts schwillt ins
Tausendfache
Zu einer Riesenphalanx ahnenalter Rache;
Millionenfeindschaft, Haß und Mordbegier,
Aufstrudelnd aus Maschine, Mensch
und Tier.
O Waffenirrsinn, Wahn! O jammerschwache
Sanftmut unter christlichem Panier!
Mich schaudert's.

Und wie mein Blick dem Zinkenton
Entfriedet folgt und dem Tumult, der ihm
die Flanken fegte,
Prallt er zurück, denn unten zieht im Schwall
der Aufgeregten
Mein eigner Sohn!
Sein Antlitz leuchtet. Es wirr'n
Die hellen Haare ihm um die Stirn.
Er winkt mir! – –

Da hab' ich aus all dem krieg'rischen Wesen
Auf einmal nur Glorie und Glanz gelesen.
Meine eigene Jugend reckte sich
Und sah mich über die Achsel an;
Lüstern, abenteuerlich
Wuchs sie und loderte: Mann!
Mann, was hockst du in Dumpfheit und
Schwäche?
Gürte die Lenden, richte, räche!
Sanftmut ist Bangnis und Verrat;
Kampf ist Jugend, Kampf ist Tat!
Glaube, es muß auf Erden
Leben durch Tod geboren werden! – –

Getümmel mein Herz!
Bis ich's dennoch mit Gewalt
Untergekriegt und zusammengeballt:
Schwachheit fordert von uns das
dunkle Geschick!

Aber meinen Jungen ließ ich laufen
Mit den hellen, unbändigen Haufen
Hinter Standarten und Marschmusik!
Meinen Jungen!

Kurt Arnold Findeisen

Wenn es köstlich gewesen ist

Vom Leben und von der Wärme einer Mutter

Von Helene Voigt-Diederichs

Rast und Reise

Ruhe gab es für die Mutter nur insofern, als sie bei einer Tätigkeit Erholung von einer andern fand. Ganz entspannt dasitzen, pflanzenhaft der Wärme des Ofens oder gar der eignen Müdigkeit hingegeben, das galt kaum je für sie. Am ehesten noch geschah es, daß sie nach einem langen Arbeitstag ein stummes Weilchen auf dem Bettrande saß, bevor sie umgekleidet und erfrischt zu ihren Kindern an den Abendtisch kam.

War die körperliche Ermattung zu groß, so schlief sie wohl ein paar Minuten, je kürzer, desto erquicklicher, ohne auf Lager oder Tageszeit sonderlich zu achten. »Ich krieg' die Unruhe!« konnte sie wohl abends am Lampentisch sagen. »Laßt mich einen Augenblick absausen!« Sie lehnte sich aufs Sofa, schlug die Atlasschürze übers Gesicht, mahnte vielleicht noch: »Bitte, laut sprechen, nur nicht flüstern!«, und kam nach einer kleinen Weile wieder zum Vorschein, rosig und munter, hatte niemanden in seinem Behagen gestört und, trotzdem sie fest geschlafen, alles vernommen, was im Zimmer etwa Bedeutsames geschehen war.

Unbekümmert griff sie zur Handarbeit, war bald der Mittelpunkt der Unterhaltung oder suchte unter den Journalen, die eine Fülle von Bildern und Geschichten ausschütteten, das Wochenmaß des Romans heraus, nach dem gerade ihr Sinn stand. Manchmal lief von solchen Fortsetzungen ein volles Dutzend, aber die Mutter paßte niemals die falschen Stücke aufeinander, wußte Bescheid unter allen Minen und Gegenminen, verquickte nicht die tapfer bekämpfte Neigung einer Fürstin mit der Liebe des armen, aber genialen Hauslehrers, die einer andern Geschichte die Achse gab. Sie las außerordentlich gern, hatte meist neben den Journalgeschichten noch ein gutes Buch zur Hand, freilich auch verschiedene Strickzeuge, damit immer eins blieb, an dem nicht gerade die schwierige Geburt von Hacke oder Zehe sich vollenden sollte. Erzählungen voller Schicksal und Handlung, freilich nicht zu unglaubhaft, besonders aber Briefe oder Lebensbeschreibungen hatten von vornherein ihre Teilnahme. Stimmungen von Seele oder Landschaft brauchte sie weniger, immer wieder waren es die scharf gezeichneten tätigen Menschen, auf die es ihr ankam. »Apart, aber ich mag sie sonderbarerweise leiden!« konnte sie von einer Romangestalt so gut wie von einer tatsächlichen Bekanntschaft sagen.

Das Bedürfnis nach Austausch und Zusammenhang machte die Mutter zur eifrigen Briefschreiberin. Da waren Bruder und Schwester, da waren weitläufigere Verwandte neben Freunden und Gespielen aus der Jugend, da waren die Lehrerinnen oder jungen Mädchen, die durch Monate oder Jahre ihre Hausgenossen gewesen. Wer einmal in den Kreis ihrer Teilnahme getreten war, den entließ sie nicht leicht wieder. In späteren Zeiten waren es natürlich vor allem ihre eigenen Kinder, die sie mit ihren klaren, wirklichkeitsfrohen Briefen erquickte. Unerschöpflichen Stoff lieferte die Wirtschaft, lieferten Haus, Feld und Garten. Auch wenn ihr an einem hastigen Tage gar nichts Rechtes einfiel und sie sich ihrer öden Sätze wegen entschuldigte, schrieb sie unbewußt aus einem klugen, tönenden Herzen. Konnte sie Pakete machen, war sie in ihrem Fahrwasser, trotzdem es meist nicht nur an Papier und Pappe, sondern auch an Gelegenheit zur Beförderung fehlte. Bindfaden ward selbstverständlich niemals gekauft, sondern man mußte sehen, etwas zu erhaschen von den großen Knäulen gepichten Taues, mit dem der Dachdecker die Strohbunde auf den Sparren festschnürte. »Der Brief kostet zehn Pfennig,« entschuldigte die Mutter ihre Gebelust vor sich selber, »da wird es nicht viel teurer, wenn ich gleich ein Suppenhuhn oder ein paar Eier mitschicke.«

Das Briefschreiben vertrieb der Mutter jede Schlummerlaune, den alten Adam, wie sie zu sagen liebte. Einmal aber war es doch geschehen, daß ein krakeliger Tintentraum schräg übers Papier gelaufen war. »Der Ofen fängt schon an zu wackeln ...« Dies stand nun einsam auf dem säuberlichen Blatt, von der Mutter mit Lachen gebeichtet. Es störte sie nicht, wenn in der Kinderstube das Kleinvolk um sie herumkribbelte, ja, je tätiger und beglückter es ohne Zank seinen Spielen hingegeben war, desto freier war ihr zumute. Geriet unter Bleisoldatenschlachten, einstürzenden Bauwerken oder den vielen Knien und Ellbogen der Tisch zu sehr ins Schüttern, hob sie die Feder vom Papier, blickte sich um und harrte freundlich, bis die Platte sich beruhigt hatte. Ließ das auf sich warten, machte es ihr nichts aus, an die Kommode zu flüchten. Dort stand sie, tunkte ihren schottischen Federhalter in das blaue Tintenfaß und schrieb, während die erste Seite trocknete, rasch eine zweite an einem andern Brief.

Eine besondere Erbauung war es für die Mutter, ihre Anschreiberei in Ordnung zu bringen. Da ward der Übertrag ins Hauptbuch gemacht an der Hand des Besorgungszettels, der durch Wochen und Monate auflag, damit im Falle einer Stadtgelegenheit alles Nötige bedacht sei. Stellte sich zum Schluß heraus, das Haben wäre nicht so

groß, wie es eigentlich zu sein hätte, nun, so war leider nicht richtig angeschrieben! Unheimlich aber blieb es der Mutter, wenn einmal zuviel Geld in ihrem Körbchen war, und sie ließ nicht locker, herauszufragen, wer etwa ihretwegen einen Taler ausgelegt oder sonstwie den kürzeren gezogen haben könnte.

Am Sonntagmorgen fuhr die Mutter gern in die Kirche. Manchmal begleitete der Vater sie, ihr zur besonderen Freude. Aber dies geschah mehr an hohen Festtagen oder zur Ernteprebigt, wenn die Mauern mit Gewinden von reifem Korn bekränzt und der Altar mit Früchten geschmückt war. In späteren Jahren litt die Mutter es nicht mehr, daß nach der langen Arbeitswoche ihretwegen Kutscher und Pferde bemüht würden, und sie ging zu Fuß, feiertäglich gekleidet, Gesangbuch und Stuhlschlüssel in der Hand. Vielleicht war ihr der auf eine besondere Stunde verlegte Gottesverkehr nicht so wichtig wie das in alltagsferner Stille Für-sich-selber-sein.

Schon im Gedanken an die eigne fromm behütete Kindheit suchte die Mutter gern das Gotteshaus auf, obgleich ihre Kirchlichkeit andrer Art war als die ihrer zwar nicht weniger geisteslebendigen, aber körperlich zarten Mutter. Ihr war sie nicht so sehr Lebensbrot wie geheiligte Form, wie Zurückgreifen auf ein geistiges Gesetz, das unveränderlich blieb und darum eine Zuflucht sein konnte in Stunden tieferer Erschütterung. Hatte im Fortschreiten der Jahre eins ihrer Kinder einen unsicheren Schritt getan auf seinem Lebensweg, so konnte sie wohl sagen: »Eigentlich mache ich mir Vorwürfe, daß ich euch nicht besser angehalten habe, in die Kirche zu gehen!« Aber so recht im Innersten überzeugt war sie nicht, daß dies geholfen hätte, wenigstens grübelte sie nicht weiter über dem Gedanken einer Unterlassungssünde. Umgekehrt fiel es ihr nicht ein, die Hilfe, die sie selber hätte leisten können, gänzlich oder auch nur teilweise von Gott zu erwarten.

Der gute, stets wohlwollende Seelsorger hatte bei der Mutter einen freundlichen Stein im Brett. Gab es im Frühherbst das erste braune Brot vom neuen Roggen, wurde ihm alsbald eins ins Haus getragen. Nicht wie eine gewöhnliche Opfergabe, sondern es war eben Brot — Brot, von dem sogar die Krumen heilig gehalten wurden. Ward ein Tier damit erquickt, galt das nicht als Entweihung, wehe aber dem Kinde, das Rinden auf den Boden fallen oder gar im Zorn an den Kopf des Gegners fliegen ließ!

Zwischen den uralten Mauern der mächtigen Dorfkirche lagerte im Sommer eine kühle und im Winter eine eisige Luft. Gerade an den kältesten Sonntagen ging die Mutter mit Vorliebe hinein. Denn wenn nur drei Menschen in der Kirche waren — wie leicht konnte dies möglich sein angesichts der weitverstreuten, wenig gottesbedürftigen Gemeinde — brauchte der Pastor nicht zu predigen, und es lag der Mutter am Herzen, ihm solche Beschämung zu ersparen. Aufmerksam und freudig saß sie in dem zum Gute gehörigen Stuhl, das Gesangbuch auf dem Iltismuff, eine weiße Atemwolke vor dem Munde, leisen Blickes ein etwa neben ihr sitzendes Kind anweisend, mit den Füßen in die weiten Strohschuhe oder in den schaffellenen Sack zu schlüpfen, den sie selber verschmähte.

Die Kälte machte ihr nichts aus, abgesehen davon, daß ihre Hände empfindlich waren — oh, sie brauchte an Frosttagen nur das Hängeschloß einer Dachkammer anzurühren, so hatte sie schon verklamte Finger! Als einmal der Plan einer Kirchenheizung erwogen ward, kreiste eine Liste in der Gemeinde; wie jedes Mitglied war die Mutter gebeten, sich mit einer möglichst ansehnlichen Zahl einzutragen. Da ihr Geldkörbchen vollkommen ausgeplündert war, schrieb sie munter in den für das adlige Gut freigelassenen Raum: Ich friere nicht!

Übrigens brannte in der Mutter Kirchbereitschaft ein gut Teil ihrer herzlichen Menschenfreude. Man sah diesen oder jenen Nachbarn, fand Gelegenheit zu Hand, Nicken oder Wort — ein Glück, das mit heimgenommen und sogar an die Kinder weitergegeben werden konnte. Gern lächelte dann das eine oder andre und dachte bei sich: Nun ja, Mütter sind eben so ... Vielleicht aber war es genau das gleiche Kind, das abends zur entfernten Schleibrücke schlich, um dem vorüberbrausenden Zuge nachzuwinken — nur weil Menschen darinsaßen, Menschen, lockend und herrlich unbekannt.

Hin und wieder Sonntags im Sommer, wenn die Pferde wenig Wochenarbeit gehabt oder gar gerührt werden mußten, wurde spazierengefahren. Der offene Wagen Phaethon, vom Gesinde Feitung benannt, ward voll von Kindern gepackt, rund um die Mutter herum. Mindestens zwei kamen auch auf den Bock hinauf zum Vater, der bei solchem Anlaß gern den Kutscher zu Hause ließ und selber die Zügel nahm. Waren Besorgungen notwendig, blieb es nicht bei der gewöhnlichen Rundfahrt durch das grüne einsame Hügelland, sondern die Stadt ward zum Ziel genommen. Am frühen Nachmittag wollte man los und in der späten Dämmerung heim. Der Pferde wegen mußte ausgespannt werden, aber man selber kehrte nicht ein; Butterbrot für den Hungrigen und eine Flasche mit Milch fanden sich in der Wagentasche. Nach Sonnenuntergang fuhr man zurück, und die Mutter lehrte die Kinder den Abendgesang ihres lieben Hamburger Dichters »Der Mond ist aufgegangen ...« Es paßte so gut, denn genau wie im Liede stand der Wald schwarz und schweigend, und der weiße Nebel quoll. »Der Fuchs braut!« sagte geheimnisvoll der Vater. Zwischen den Knicks ward es früher dunkel als draußen im offenen Felde, es duftete warm nach Kartoffelkraut, Korn und Kühen. Manch-

mal zuckte ein schwacher Schein — von einem Pferdehuf, der Funken schlug, von einem entfernten Wetterleuchten oder von einem Stern, der durch den Himmel sank. Konnten die Kinder sich nicht über die Herkunft des Lichtes einigen, schlichtete die Mutter die Unruhe, indem sie sagte: »Wahrscheinlich war es Fannys Eisen am Stein, aber es kann gut sein, daß zugleich eine Sternschnuppe gefallen ist oder daß das Ganze doch ein Wetterleuchten war.«

Ein seltenes Mal trug es sich zu, daß die Mutter auf Reisen ging, obgleich das Loskommen, vom grünen Tisch aus betrachtet, eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit war. Lange vorher konnte sie sich's nicht vornehmen. Aber so, zwischen zwei Wäschen, wenn kein Einmachen und keine Schlachterei und kein kleines Kind und kein Gesindewechsel im Wege und die Meierin gut zugelehrt war, verkündete sie: »Kann sein, daß ich nächstens mal nach Hamburg fahre.« Ein Brustkind war kein besonderer Hinderungsgrund, ohne weiteres ward es mit eingepackt.

In früheren Zeiten mußte sie den Wochenwagen bis Kiel nehmen; hier befand sich die nächste Bahnstation. Später wurde ein Schienenweg nach Flensburg herübergelegt, den man bequem im eignen Wagen oder zu Schiff vom Dorf aus erreichen konnte; man ließ sich im offenen Boot an den Dampfer rudern. Mit einem Säugling oder mit sonstigem Gepäck war das Übersteigen leicht ungemütlich, besonders bei Wellengang, deswegen ward dieser Reiseweg selten gewählt.

Im Winter fuhr die Mutter ungern vom Hof. Sie ließ so viel Feuer, Licht, Wasser und womöglich noch junges Eis bei ihren Kindern zurück. Außerdem fürchtete sie, ein Schneesturm möchte kommen und sie von daheim abtrennen. Mannshoch konnten zwischen den Knicks die Flocken zusammentreiben, so daß es viele Tage Arbeit kostete, bis die Wege freigeschaufelt waren.

Nach Kiel fuhr die Mutter zu Schwester und Schwager Peters, der dort als Leiter der Sternwarte wohnte und späterhin des Schulbesuches wegen den Ältesten der Landneffen in den Kreis seiner töchterreichen Familie herzlich aufnahm. Gern verlängerte die Mutter die Reise und erfaßte die Gelegenheit zu einem Wiedersehen mit der geliebten Vaterstadt. Stieg sie in ein gefülltes Abteil, verklärte sie sich geradezu vor Menschenappetit. Nach wenigen Minuten war schon die erste Brücke geschlagen. Es gab so gewisse kleine unverfängliche Fragen, auf die Antwort leicht zu haben war. »Sie wollen nach Hamburg? So, da sind Sie wohl Hamburger? Ich bin auch Hamburgerin!« Ferner liebte sie es, sich bei ihrem Nachbarn freundlich nach seinen Kindern zu erkundigen. Die Antwort, daß man noch nicht im Stande der Ehe sei, störte nicht, sondern gab Anlaß zu allseitigem Gelächter, an dem auch die Unbetroffenen sich beteiligten — und wo man lacht, klingen schon die Herzen einander zu. Vielleicht stieg bald darauf eine Frau mit einem reisefertig geschmückten Sprößling ein. Die Mutter heftete verständnisinnige Blicke auf das kleine Gesicht und begann alsbald seiner Begleiterin zuzublinken, wie süß es sei. Welches Herz könnte da widerstehen? Oder es kletterte ein Beladener herauf, dem die Mutter freundwillig die vielen Pakete bergen half. Die Plauderei dehnte sich und verknüpfte bald die verschiedensten Geister, so daß mancher ungern an seinem Bestimmungsort den Zug verließ. Kam die Mutter an ihrem Ziele an, so wurde der Abholer meist noch Zeuge von allerhand herzlichen Abschieden. »Du fuhrst wohl mit Bekannten?« hieß es dann. »Nein, aber wir kamen so nett ins Gespräch ...« Jedoch um die Einzelheiten ließ die Mutter sich manchmal erst bitten, denn sie ahnte es schon, daß man sie abküssen und ein wenig über sie lachen würde wegen der neuen, mit Namen, Daten und Jahreszahl versehenen Bekanntschaft.

In Hamburg wohnte die Mutter meist im Hause ihres Bruders und seiner anmutigen südländischen Frau. Aber es gab auch sonstige Verwandte, daneben andre Familien, die ihr nahestanden. Tief in der Vergangenheit lag manchmal die Wurzel solcher immer noch blühenden Freundschaft. »Unsre Gärten stießen aneinander.« — »Sie war immer so besonders reizend gegen unsre Mutter« oder »Er hat sich von jeher für Onkel Justus interessiert!«

Nach dem ersten Abend ausgefüllten Beisammenseins regte sich in der Mutter alsbald der Wunsch, nun auch andre Menschen zu begrüßen, und es konnte sein, daß die Hausbewohner früh mit Lachen vernahmen, daß ihr Gast bereits ein paar Straßen weit einen kleinen Besuch gemacht und dort schon Kaffee getrunken habe, aber nun hier ein zweites Mal recht gemütlich mittrinken werde.

Indes, lange hielt es die Mutter nicht bei der behaglichen Rast. Sie mußte wieder in die Stadt zu neuen Menschen, vor allem aber zu ihrem Bruder ins Museum. Dort nickte sie dem Türhüter vertraulich zu. »Melden Sie, bitte, Herrn Direktor, daß seine Schwester da ist!« Die hohe Gestalt des Vielbeschäftigten eilte ihr mit stürmischer Freude entgegen. Er schloß die Schwester in die Arme und hielt sie dann wieder von sich, um ihren Anblick recht von Herzen aufzunehmen. Nachdem er die wichtigsten Fragen nach ihren persönlichen Angelegenheiten getan, floß ihm das Herz über vor Glück an einem Zuwachs seiner Sammlungen. Unverzüglich mußte die Besucherin an den Glasschrank kommen. Mit blanken Augen mehr an dem Bruder als an dem überschmolzenen Krug oder dem japanischen Stichblatt sich begeisternd, ließ sie sich willig in die Schönheit des neuen Stückes einweihen. Diese letzte freilich war ihr kaum so wichtig wie das Schicksal, das es gehabt, ob es Erwerb oder Geschenk sei und was

etwa für eine denkwürdige Begebenheit sich mit seinem Dasein verbinde.

Mit Treue suchte die Mutter Schulfreundinnen auf, am liebsten solche, von denen sie mindestens ein Vierteljahrhundert oder länger nichts wußte. Bewegten und dankbaren Herzens folgte sie den Pfaden des fremden Lebens. Jedesmal, wenn sie in Hamburg war, entzündete sich in ihr die Lust, irgendeinen neuen Menschen aus alter Zeit wiederzusehen. Oftmals auf der Straße besann sie sich: »Oh, hier in der Nähe muß doch Herta Soundso wohnen?« Immer fand sie das richtige Haus; Besuchstunden waren ihr nebensächlich.

Meist ward ihr eine warme, oftmals eine entzückte Aufnahme zuteil. Die gemeinsamen Erinnerungen an das Kleid der Mitschülerin, das Muster des Buntpapiers um die Schieferstifte, den Ausflug zur entlegenen Kuhmühle — Augen verklärten sich, und Herzen, die miteinander jung gewesen, wurden aufs neue jung. Immer anschaulicher entwickelte sich das Hin und Her. »Weißt du noch, so hielt die Lehrerin die Blätter aus dem Naturgeschichtsbuch hoch. Dies ist der Teestrauch — dies ist der Kaffeebaum ..., und dabei bog sie das Gesicht vor und schielte von der Seite auf das Bild ...« Vom Vergangenen sprang man zur Gegenwart über. Da war immer so viel gemeinsames Grundschicksal, bestimmt von Mann und Kindern, von Geburt, Heirat und Tod. An der Mutter Wärme schmolz die Steifheit, die manch gute Hamburgerin aus Erziehung, Abwehr oder Geblüt um sich geschaffen, schmolz sie auch dort, wo man auf großem Fuße lebte und zunächst etwas befremdet sein mochte wegen des Besuches zur nicht üblichen Stunde oder von dem unmodischen, wenn auch aus bestem Stoff kleidsam hergestellten Gewand der Schwester von Justus Brinckmann.

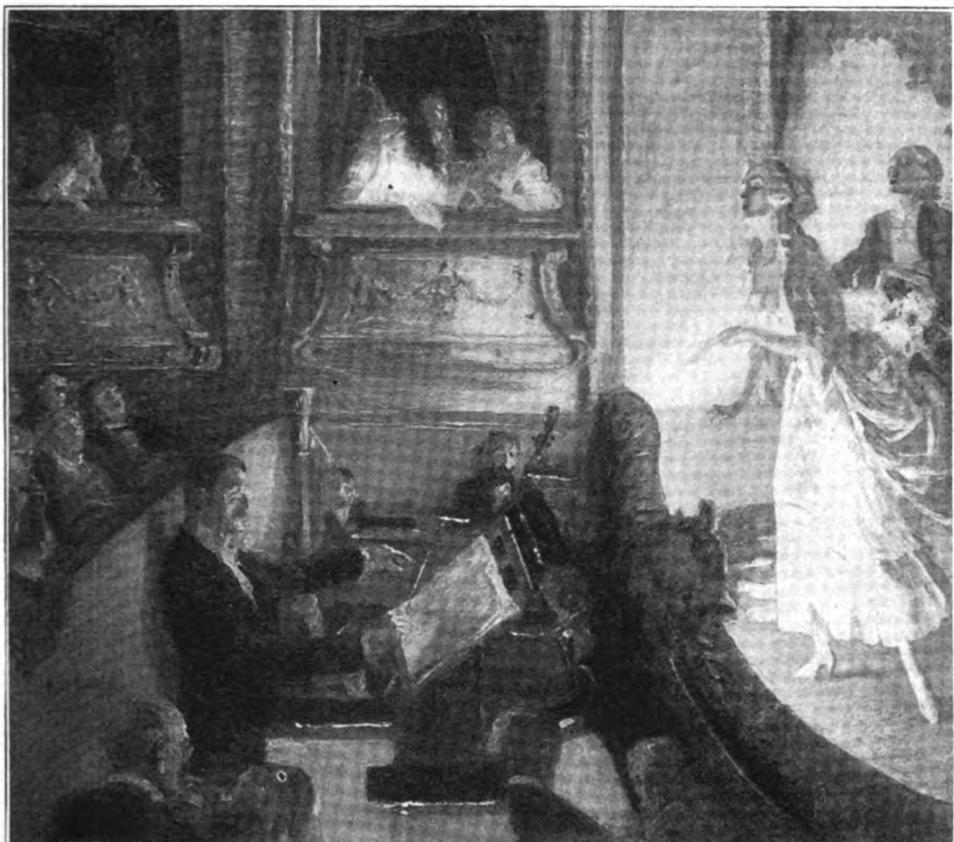
Häufig entwickelte sich bei solchem Wiedersehen auch im Gegenüber so viel Wärme, daß man die Mutter nicht allein davongehen ließ, sondern an das Ziel ihres nächsten Besuches geleitete. Wie herzlich liebte sie Häuserreihen und Hafen, Flete, Gänge und Marktplätze der alten Hansastadt. Durch das Neue hindurch sah sie lebhaft alles, wie sie es als Kind gekannt. Die Veränderung erfüllte sie nicht mit Wehmut, sondern machte durch Gegensatz und Zusammenhang alles doppelt lebendig. Zauberhaft war es ihr, durch die Straßen zu gehen, in denen ihre Mutter gewohnt und wo sie selber als Kind mit Bruder und Schwester gespielt. Hier hatten sie im Winter bei Nacht und Nebel mit dem Schlitten den seltenen Stein aus dem Moor für des Bruders Sammlung herbeigeschleift. An jener Ecke pflegte die Bürgerwehr vorbeizuklirren, trapp trapp in Wichsstiefeln und weißen Hosen — durch die Reihen lief es von Mund zu Mund, das halb wie Drohen, halb wie Warnung klang. »Owerpetten, Kohschiet!« wußte ein Kundiger das Gemurmel zu deuten. Hier wieder hatte die reiche Tante gewohnt. Wenn das Kind bei ihr zu Gaste war, wurde es vor Tisch gefragt: »Wieviel Kartoffeln ißt du wohl?« — »Vier!« stotterte es beklommen und hätte am liebsten vierzig gesagt. Dort hatte das Haus gestanden, wo der Igel über Nacht Junge bekommen in des Vaters Morgenschuh. »Das hätte er sich gestern abend wohl nicht träumen lassen!« schrieb der Knabe Justus an den Entfernten. Ach, und in diesem Winkel hatte sie einmal nächtlicherweile in einer ausgespannten Droschke Zuflucht gefunden. Sie hatte ihre Mutter besucht, von Altona aus, wo sie, die kaum Erwachsene, im Haushalt einer befreundeten Familie aushalf. In Hamburg sollte sie bei Bekannten schlafen, dort paßte es nun plötzlich nicht, und sie hätte zu Fuß voller Heimweh durch die Nacht zurück müssen. So stieg sie ohne Besinnen in den geschlossenen Wagen und weinte sich satt, schlief dann ein bißchen — und erschrak, als plötzlich der Schlag aufgerissen wurde und Besen und Wischlappen des Hausknechts hereinfuhren. Rasch sprang sie zur andern Seite davon, hinaus in den frischen Morgen, mit neuer Lust am neuen Tag.

Ein Fest war für die Mutter das Heimkommen zu ihren Kindern, für die Zurückgebliebenen ein fast noch größeres. Mit Sorgfalt und Glück konnte sie nicht ausgiebig genug ihre Erlebnisse vor den Ihrigen ausbreiten. Peinlich tatsachengetreu erzählte sie und stets doch mit frischem Schwung, hatte alles wahrgenommen, gehört, behalten. Sie holte die Ereignisse heraus, indem sie diese sozusagen aus der Luft ablas; ihre Liebe war es, die ohne jede Zutat die Wirklichkeit steigerte. Andächtig wußte sie eine Wohnung zu beschreiben, wie die Lage der Zimmer zueinander gewesen, wie der Ofen gestanden und wieviel Fach Fenster jedes gehabt. Wohlstand wußte sie, die ebenso sparsam für sich selber wie freigebig für andre war, durchaus zu schätzen. Doch nur, wenn er mit Gediegenheit verknüpft war. Bloßer Aufwand war ihr unbehaglich, außerdem empfand sie ihn als gewissermaßen betrügerisch, weil er vermutlich mit den Mitteln nicht in Einklang stand.

»Ja, das ist wahr, wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen!« sagte sie oft. Merkwürdig war es, daß sie nie Schlimmes erlebte. Trat doch einmal ein störender Zufall ein, so hatte er meist drei willkommene im Gefolge.

Was aber die Mutter vor allem mit heimbrachte, war Unternehmungsgeist. Geradezu ausgehungert konnte sie sich umblicken bei dem ersten prüfenden Gang durchs Haus. Und beinahe ungehalten sein über ein Werk, das, ihr zur Überraschung, etwa schon voraus geleistet war.

Sie hängte das Reisekleid in den Schrank, öffnete die Ärmel am Handgelenk und sagte funkelnden Blaublicks: »Kinder, ich bin ungeheuer tatendurstig!«



Robert E. Stübner: Konzert



Das Tal von Meran mit dem Küchelberg

Natur und Volkstum in Südtirol

Von Curt Scholl

Mit acht mehrfarbigen Abbildungen nach Pastellen von Prof. Wilhelm Feldmann in Lübeck

Während im nördlichen Tirol der Winter in seiner Strenge und Dauer wenig von dem Winter in Deutschland abweicht, ist er in Südtirol nur nach Wochen zu rechnen, erfreut sich doch die südliche Hälfte dieses Berglandes eines so milden Klimas, wie wir es nirgends, so weit die deutsche Zunge klingt, antreffen. Wenn die Erde bei uns noch unter der Schneedecke schlummert, blüht und duftet es schon in allen Südtiroler Tälern. Wir wandeln im Blütenschnee, der durch die weiche, kosende Luft auf uns herabfällt. Der Sommer vollends, der dem Italiens gleichkommt, verleiht der Landschaft einen wahrhaft paradiesischen Charakter. Während aus fernen Höhen die unter ewigem Schnee und Eis liegenden Felsenhäupter der Berge herabgrüßen, gedeiht in den Tälern eine verschwenderische Flora. Die Edelkastanie wechselt mit dem Weinstock; neben der Weinrebe gedeihen die vorzüglichsten und edelsten Obstarten.

In einem dieser von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Täler liegt am Ufer der Passer, die sich eine kleine halbe Stunde unterhalb in die Etsch ergießt, Meran, die alte Landeshauptstadt Tirols, an der geschützten Südseite des weinreichen Küchelberges, eines Ausläufers der Ötztaler Alpen, der als nördliche Felsenmauer dem Tale Schutz vor kalten Winden bietet. Dies unvergleichliche Klima hat Meran zu einem der berühmtesten und besuchtesten Kurorte der Welt erblühen lassen. In dem üppigen Weingelände, vor den zahlreichen, von den Höhen herabrieselnden frischen Quellen, in der Flut der Blütenpracht, auf den Spaziergängen in und um Meran, so unter den uralten herrlichen Pappeln der Giselapromenade oder draußen unter dem kühlen Schatten der Edelkastanien, beim Genuß der Fernsicht auf die gewaltigen Berge der Umgebung oder des weiten Blickes über die Rebengelände im Tal — überall grüßt uns die Natur in ihrer Vollpracht. Sie offenbart uns deutlich, warum Meran seit vielen Jahrzehnten das Ziel so vieler Reisenden geworden ist. Das Hauptkurmittel Merans ist zu allen Zeiten die Sonne, und weitaus die Mehrheit der Fremden besteht aus Gästen, die sich guter Gesundheit erfreuen und Meran nur der schönen Natur oder des Sports wegen aufsuchen.

Einen besonderen Reiz und Anziehungspunkt der Umgebung bilden die prächtigen alten Burgen an den Hügelsäumen, von denen die ganze Landschaft umrahmt ist. Zu ihnen pilgern die Fremden auf ihren Wanderungen durch die Nachbarorte Ober- und Untermais über die Naif hinaus, oder aber nach dem alten Felsennest Schloß Tirol, das als einstiger Sitz der Grafen von Tirol dem Lande seinen Namen verliehen hat. Aus den Fenstern des alten Kaisersaals



Die Brücke im Naiftal bei Meran

schweift der bewundernde Blick meilenweit durch das Etschtal. Und dann Burg Schenna! Sie ist wohl der malerischste Punkt des ganzen Etschwinkels am Eingang des Passeier und eine der ältesten Burgen dazu, soll sie doch bereits im 12. Jahrhundert erbaut worden sein. Auch das herrlich gelegene Schloß Goyen darf nicht vergessen werden, das man, durch das Dorf Schenna hindurch unter prächtigen Kastanien wandelnd, erreicht. Ein anderer Weg führt auf die Höhe der trutzigen Fragsburg mit prächtiger Aussicht weit ab- und aufwärts über das Etschtal. Wem diese Ausflüge nicht genügen, der mag sie noch weiter in die großen Hochgebirgstäler ausdehnen, die bei Meran in das Etschtal münden, in das Passeier- oder Ultental; wer erfrischende Gletscherluft atmen will, erklimmt die gewaltigen Berges- und Paßhöhen, die Laaser Ferner und andre, noch entferntere.

Selbst wer Südtirol nur auf flüchtiger Fahrt von den Fenstern seines Bahnabteils, des Autos oder der gemütlicheren Postkutsche betrachtet, gewinnt an den zahlreichen, nach deutscher Siedlungsart zerstreuten Häusern und Gehöften, den spitzen Kirchtürmen und Dächern, den zinnengeschmückten Burgen und Schlössern den untrüglichen Eindruck deutscher Eigenart. Auch Meran hat sich bis auf die heutigen Tage diesen deutschen Charakter in seinem Stadtbild erhalten. Deutsche Traulichkeit berührt uns beim Überschreiten des malerischen Marktplatzes, beim Anblick der erker- und giebelreichen Bürgerhäuser, der idyllischen Brunnenwinkel. Selbst die alte gotische Pfarrkirche, im 14. Jahrhundert erbaut, deren Turm jetzt der höchste in Italien sein soll, zeugt von deutschem Geist. Und es ist deutsches Handels- und Gewerbsleben, das sich unter den »Lauben«, zwei Reihen von Bogengängen, die die Stadt von Ost nach West durchziehen, abspielt. Zu Merans ältesten Bauwerken gehört das Fürstenhaus, das Herzog Sigmund einst der Stadt geschenkt hat. Eine Kapelle und einige mit alten Wappentafeln und Fresken geschmückte Zimmer, die neuerdings im Stil des 15. Jahrhunderts restauriert sind, versetzen uns in die Zeit eines mittelalterlichen Deutschlands.

Lassen wir uns vollends von der historischen Erinnerung in die Jahrhunderte des frühen Mittelalters zurückführen, so finden wir überall Beweise für das hohe Alter des dortigen Deutschtums. Deutsche Sprache hat auch hier immer die Vorherrschaft gehabt; deutsche Urkundensprache ist seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nachgewiesen. In die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts fällt die deutsche Abfassung des Meraner Stadtrechts. Wie groß die Geltung der deutschen Rechtssprache im 15. Jahrhundert gewesen, bestätigt die Tatsache, daß im Jahre 1463 die lateinischen Trientiner Statuten ins Deutsche übersetzt wurden. Zahlreiche Handschriften des Nibelungenliedes sind in Südtirol abgeschrieben worden. Aus dem reichen Südtiroler Minnesang klingen Namen bis heute fort, unter ihnen als der bekanntesten einer der des Herrn von



Vorfrühling bei Meran (Schloß Goyen)

Rubein aus Obermais bei Meran. Wissenschaft und Dichtung haben in dieser Stadt stets eine Pflegstätte gefunden. Volkskunde und Germanistik waren das Forschungsgebiet Ign. Zingerles, des Freundes der Brüder Grimm. Die Kraft des Liedes und der Dichtung und ein ungeheurer Reichtum an Erzählungsliteratur haben sich in diesem Tale eingebürgert. Deutsch ist des Volkes Sang und Klang. Zugunsten eines Uhlandsdenkmals gab Hans v. Vintler einen Band seiner Gedichte heraus, die heute noch gelesen werden, wie auch die zartinnige Lyrik von Cöl. Gschwari. Karl Wolf schrieb zahlreiche urwüchsige Geschichten (Sixt und Hartl, Die alte Posterin, Tiroler Treue), der feine Novellist Carl Zangerle humoristische Stadtgeschichten sowie ernste Skizzen (u. a. Jörg der Reimer), als Lektüre hauptsächlich von den Fremden bevorzugt, die in ihnen am besten und unterhaltendsten das bodenständige Volkstum studieren können. Romane, die von warmer Liebe zu ihrem Heimatlande zeugen, gab Henriette Schrott; »Jakob Brunner« und »Dr. Urthaler« sind darunter wohl die literarisch wertvollsten. Als Kunstkenner und Schriftsteller hat sich O. Menghin, der Sohn eines Meraner Volksschriftstellers, einen bedeutenden Namen erworben. Als Pflegemittel guter edler Musik in Südtirol gelten das ausgezeichnete Kurorchester und der vorzügliche Kirchenchor der Pfarrkirche zu Meran. Von bildenden Künstlern, die diese Stadt hervorgebracht hat, sei Hans Schnatterbecks Erwähnung getan. Er schuf den größten Flügelaltar des Landes für die Pfarrkirche zu Lana. In Meran erblickte 1869 auch der kapriziöse Münchner Künstler Leo Putz, dem man wohl etwas überschwenglich den Beinamen des deutschen Watteau verliehen hat, das Licht der Welt, und Ferdinand Weller sang hier das trutzige Kampflied gegen die 1848 ins Land gedrungenen Italiener:

Sie sollen uns nicht trennen,
Den Süden von dem Nord,
So lang' wir uns noch nennen
Der deutschen Grenzen Hort.

Sie sollen sie nicht haben,
Des Brenners Scheidewand,
Sie sollen sich erst graben
Ihr Grab in unserm Land. —

Die Bestrebungen Italiens, seine Grenzen über das deutsche Südtirol hinaus auf den Kamm der Zentralalpen vorzuschieben, sind uralt. Seit der Unterwerfung ganz Tirols unter die Römerherrschaft (15 v. Chr.), nach der sich zuerst römische Kultur und lateinische Sprache hier auszubreiten begannen, wurden die Versuche Italiens, sich wenigstens Südtirol zu sichern, noch verschiedene Male wiederholt. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sprach der Wille Napoleons das Land dem napoleonischen Königreich Italien zu. 1813 rückten die Österreicher durch das Pustertal vor und besetzten bald wieder das ganze Südtirol. Noch dreimal im 19. Jahrhundert



Vorfrühling bei Meran

waren die Tiroler gezwungen, ihre Landesmark zu schützen, in den Jahren 1848, 1859 und 1866.

Als nach dem letzten Kriege im dritten Punkt des Waffenstillstandsvertrages vereinbart wurde, daß sich die österreichisch-ungarischen Streitkräfte hinter eine Linie zurückzuziehen haben, die quer durch Tirol von den Quellen der Etsch und des Eisacks beim Reschen-Scheideck und am Brenner bis Toblach reicht und von dort nach Süden abbiegt, und als dem Feinde das Recht der Besetzung bis zu dieser Linie eingeräumt wurde, mit der Befugnis, die öffentliche Verwaltung im besetzten Gebiete militärisch zu kontrollieren, da war Italien ermächtigt, seine Hand auf das deutsche Südtirol zu legen, wo die Tiroler Geschichte einst begonnen und wo der große Volks- und Freiheitsheld seine Wiege gehabt hatte. Nach den furchtbaren, durch den Krieg ihr auferlegten Opfern



Bauerngehöft bei Meran

und Leiden ertrug die Bevölkerung mannhaft auch dieses Schicksal. »Tiroler sind wir, und Tiroler wollen wir bleiben« verkündeten selbst die ladinischen Gemeinden Oktober 1918 in ihrem Aufruf an die Deutsch-Tiroler.

Wohl sehen wir in manchem Wirtshaus ein großes farbenreiches Prunkbild unter Glas und Rahmen mit der Unterschrift »I nostri amati sovrani«, das italienische Königspaar darstellend, ein Bild, das bei dem flüchtigen Fremden den Eindruck einer innigen Liebe und Verehrung zum Hause Savoyen erwecken soll. Doch es ist sicher, daß die Anbringung der Bilder oft nur auf einen Druck von oben erfolgte. Es ist nicht das Italien, das wir von der Kunst und Literatur her kennen, sondern das faszistische, das sich so weit verstieg, die Ausrottung des Deutschtums sogar auf die Schulen zu erstrecken. Im Sommer vorigen



Frühling im Naiftal bei Meran

Jahres stattete der italienische Kronprinz der »neuen Provinz« einen Besuch ab. Bei dieser Gelegenheit überreichten die deutschen Frauen Südtirols dem Thronfolger eine Bittschrift, in der sie um Erhaltung des deutschen Unterrichts an den Volksschulen baten. Im alten Rom verwehrte man nicht den Sklaven den Weg des Fortschritts und der Bildung. Um so bedauerlicher, wenn jetzt gegen vierhundert deutsche Schulen Südtirols gesperrt wurden und nur siebzig Schulen erhalten blieben, in denen mit Ausnahme von ganzen sechs Wochenstunden ausschließlich in italienischer Sprache von italienischen Lehrkräften unterrichtet werden darf. Die zahlreichen faszistischen Staatsfeiertage werden auch in den Schulen festlich begangen. Der auf dem Schulhof aufgepflanzten Trikolore müssen Schüler und Lehrer mit faszistischem Gruße, mit hocherhobenem Arm, ihre Reverenz erweisen.

Der Bekämpfung des Deutschtums dienen weiterhin die Aufhebung der Autonomie der Gemeinden und der Bezirksgerichte, die Vorschriften, bei Ehescheidungen nur italienisch zu prozessieren, das Verbot des freien Grundstücksverkaufs u. a. m. Ohne Genehmigung der italienischen Behörden darf nicht die geringste Änderung an einem deutschtiroler Hause vorgenommen werden, und zwar aus dem Grunde, weil Südtirol — Festungsgebiet ist. Es soll mit dieser Bestimmung offenbar verhindert werden, daß Häuser und Grundstücke bei Verkauf wieder in deutsche Hände gelangen. Die systematische Verwelschung dehnt sich über Stadt und Dorf hinaus bis auf die höchsten Gipfel aus. So sind jetzt sämtliche Alpenhütten im Besitz des Italienischen Alpenklubs. Allen Schutzhütten, die einst den Südtiroler Sektionen des Deutsch-österreichischen Alpenvereins gehört haben, wurde zuerst zwar ihre Verwaltung gelassen, wenn die mit der Verwaltung betrauten Personen durchaus zuverlässig (benevisi) waren. Am 3. Dezember 1923 aber löste der Präfekt von Trient die zwölf deutsch-österreichischen Sektionen auf. So gingen ihre Schutzhütten mit deren ganzem Inventar in die Hände des italienischen Alpenklubs über. Die im Frieden von St. Germain angeeigneten Schutzhütten weisen nicht im entferntesten mehr die Bequemlichkeiten und die Sauberkeit von einst auf. Viele dieser Hütten sind natürlich durch Artilleriefeuer wenn nicht vernichtet, so doch arg beschädigt. Der Wiederaufbau verlangt erhebliche Geldmittel. Aber mit dem Aufbau einer Hütte ist es nicht allein getan, jede Schutzhütte braucht ein wohlgepflegtes und weitverzweigtes Netz von Zugangswegen, deren Erhaltung gleichfalls große Geldsummen erfordert. Überall lassen sich jetzt schon nach den Berichten der Touristen vielfache Verfallserscheinungen feststellen. Innerhalb weniger Jahre sind einzelne Stellen der Wege unpassierbar geworden, so daß mancher



Die Kirche im Dorf Schenna

Weg für den Bergsteiger unbenutzbar ist. Wegemarkierungen sind nur da erhalten, wo private und örtliche Verschönerungs- und Fremdenverkehrsvereine sich darum bemühten, also auf den Spaziergängen, selten auf den Höhenwegen. Die früher auf diesen angebrachten Wegezeichen ermöglichten eine tagelange Wanderung von Berg zu Berg, von Hütte zu Hütte. Eine Besserung dieser Verhältnisse ist nicht so schnell zu erwarten, es sei denn, daß sich die alten Sektionen hilfreich dafür einsetzen. Gewiß finden sich auch aus Italien zahlreiche Hochtouristen ein — die Königin Margherita war bekanntlich eine begeisterte Bergsteigerin —, aber die italienischen Alpinisten unterscheiden sich insofern von den deutschen, als ihnen die naturfrohe Wanderlust völlig abgeht. Dafür sind die Italiener leidenschaftliche Automobilisten, und ihre gut gepflegten Autostraßen sind immer überfüllt, werden daher von dem Wanderer, dem sein Leben lieb ist, sorgsam gemieden.

Wenn hier einiges von den Folgen des unglücklichen Kriegsausganges und seiner Wirkung auf Südtirol berichtet wurde, so geschah es, um uns die Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen, unter denen die Bevölkerung um Erhaltung ihres Deutschtums zu kämpfen hat. Wir dürfen über unsre im Norden, Osten und Westen bedrängten Brüder nun und nimmer der 250 000 Deutschen vergessen, die in der Südmark zwischen Brennerpaß und Salurn um den Fortbestand ihrer mehr denn tausendjährigen Stammesart, Kultur und Freiheit ringen. Vielmehr müssen wir ihnen in diesem Kampfe nach besten Kräften beistehen, indem wir ihre von Natur so gesegneten Städte und Gefilde aufsuchen, mit und unter ihnen leben und ihre treue, biedere Art zu verstehen lernen. Wem eine Reise dahin nicht vergönnt ist, bemühe sich wenigstens auf andere Weise, ihnen zu helfen, lese ihre Schriften, um durch sie in ihren Volksgeist einzudringen, erfreue sich an den Bildern, die uns die Herrlichkeit der Südtiroler Natur vor Augen führen.

Wilhelm Feldmann zeigt uns in seinen hier farbig wiedergegebenen Pastellen die überwältigende Schönheit der Landschaft um Meran. Sie sind nur ein kleiner Teil der künstlerischen Ernte seines vorjährigen Frühjahrsaufenthalts. Eine Fülle neuer Arbeiten, Studien, Gemälde und Pastelle mit Motiven aus Merans Umgebung, birgt sein Lübecker Atelier. Die Bilder weisen die gleiche Virtuosität auf, die wir aus seinen früheren Arbeiten kennen. Professor Feldmann, ein Meisterschüler Eugen Brachts, gehört neben diesem, neben Morgenstern, Valentin Ruths und H. Kaufmann zu den eigentlichen Entdeckern der Heidelandschaft. Er liebte die Heide und die Norddeutsche Tiefebene in ihrer stillen, schlichten Schönheit. Was Storm uns in seinen Dichtungen bietet, die weiche melancholische Stimmung, ist



Im Naiftal bei Meran

auch ein Charakteristikum der Feldmannschen Kunst. Von erdgeborener Urkraft zeugen seine großen Landschaften. Unsre ersten Galerien und Privatsammlungen besitzen Meisterwerke aus seiner Hand. In der Berliner Nationalgalerie hängt seit 1895 sein herrlicher »Mondaufgang«. Wenn nun der Künstler als neue Motive die Täler und Höhen des Meraner Berglandes im Bilde festhält, so wollen wir ihm dankbar sein, daß er auf seine vornehme Weise für die deutsche Südmark wirbt. Gewiß werden in vielen die Bilder Feldmanns den Wunsch erwecken, einmal die heilbringende Luft Merans zu atmen, sich einmal auf einem mit paradiesischer Schönheit verschwenderisch bedachten Flecken der Erde erholen und erfrischen zu dürfen.

Beschließen möchte ich diese Zeilen mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß die gegenwärtigen Machthaber des Landes in ihrem Regierungssystem, in der Behandlung der neuen Untertanen mit der Zeit wieder Milderung eintreten lassen werden. Der Worte des Größten unter ihnen mögen sie eingedenk sein. Im achtzehnten Gesang seiner Göttlichen Komödie gewahrt Dante im Stern des Zeus den Satz: »Diligite justitiam, qui judicatis terram«, zu deutsch: »Befleißigt euch der Gerechtigkeit, ihr, die ihr herrscht auf Erden!«

Du aber

Es kommen Blüten und vergehen wieder, Staub zu kiesen,
Du aber blühst nicht aus.
Der Abend legt sich stumm auf alle Wiesen,
Du aber hebst den Morgen in dein Haus.

Und Vögel nahn und baun und ziehn gen Süden wieder,
Nur du entfliehst mir nicht.
In dunkler Nacht gehn unter alle Lieder,
Du aber bist der Tag und lauter Licht.

Es heben viele Rätsel sich aus Grüften und aus Beeten,
Doch du bist ewig wahr.
Es lasten Winter über allen Nöten,
Du aber trägst den Sommer hoch im Haar.

Und viele Lichter steigen auf und gehen wieder unter,
Nur deins ist ewig groß.
Herbsttage nahn und werden immer bunter,
Du aber bist der Frühling und der Schoß.

Ernst Behrends

Propheten

Von Dr. Hubert Schrade (Heidelberg)

Thomas Mann schildert in seiner psychologischen Novelle »Beim Propheten« eine jener seltsamen Existenzen, die in Zeiten politischer, besonders aber religiöser Wirren mit dem Namen und dem Anspruch eines »Propheten« immer wieder aufzutauchen pflegen. »Ein fieberhaftes und furchtbar gereiztes Ich reckt sich in einsamem Größenwahn empor und bedroht die Welt mit einem Schwall von gewaltsamen Worten. Christus imperator maximus ist sein Name, und er wirbt todbereite Truppen zur Unterwerfung des Erdballs, erläßt Botschaften, stellt seine unerbittlichen Bedingungen, Armut und Keuschheit verlangt er, und wiederholt in grenzenlosem Aufruhr mit einer Art widernatürlicher Wollust immer wieder das Gebot des unbedingten Gehorsams. Buddha, Alexander, Napoleon und Jesus werden als seine demütigen Vorläufer genannt, nicht wert, dem geistlichen Kaiser die Schuhriemen zu lösen ...« Thomas Mann charakterisiert so seinen Propheten, einen der Winkelgeister, die an den Peripherien der Großstädte ihr lichtscheues Wesen treiben. Es ist kennzeichnend, daß die seelische Verfassung eines solchen modernen Propheten sich kaum von der unterscheidet, die wir schon an derartigen »Propheten« der Vergangenheit beobachten können.

Das 17. Jahrhundert ist nicht nur die Epoche, in der sich das natürliche System der Wissenschaften zu begründen anfing — dicht neben der Logik wissenschaftlichen Denkens hatte die Sehnsucht nach dem Irrationalen noch Raum in den Seelen. Es genügt, den Namen Jakob Böhme zu nennen. Was aber die Gotttrunkenheit des tiefsinnigen und vergrübelten Schusters noch seelisch ganz erfüllte, das wurde unter seiner näheren und ferneren Gefolgschaft oft zu leerer Seeleneitelkeit oder zum verhängnisvollen Seelengift. Jakob Böhme war »Autodidakt«, so man Autodidaxie nennen kann, was mitgeborener Drang der Seele war: über das Wesen der Gottheit und über die Weise, wie der Mensch ihrer teilhaftig werden könne, stündlich zu denken. Als der Görlitzer Mystikerphilosoph von einem Freunde das Wort »Idea« hörte, freute er sich über die Maßen und »nennete es gleichsam eine besonders schöne, himmlische, reine Jungfrau und geistig leiblich erhöhete Göttin«. Aber viele seiner Freunde ermangelten *dieser* »Ideen«, sie hatten und kannten nur seelische Triebe und Süchte, die zu befriedigen die Gottheit gerade noch gut genug war. Diese Leute sind die »echten und rechten« Erben (um mich in der Sprache der Zeit auszudrücken) jener Wiedertäufer gewesen, als deren Wortführer Thomas Münzer verkündet hatte: »Ein rechter Prediger muß ja ein Prophet sein, wann es die Welt noch also spöttisch dünket, es muß die ganze Welt prophetisch sein.« Mit der »spöttischen Welt« meint Münzer niemand anders als Luther, der sich bekanntlich in seinem berühmten Sendschreiben gegen die wirren Ekstasen des Täufertums wandte und sich lustig machte über die täuferische Forderung »der himmlischen göttlichen Stimm, die wir hören müßten. Also gaukelt dieser Schwymelgeist, daß er selbst nicht siehet, was er saget«. Denn nicht die ethische Bindung wollten diese Schwärmer (zu ihr waren sie innerlich viel zu schwach), sie wähnten mit ihren kleinen, aber von apokalyptischem Rausche aufgeschwellten Seelen den Himmel geradeswegs in ihre Herzen reißen zu können.

Viele dieser Schwärmer waren gewiß nicht ohne Tragik. Sie fühlten den Mangel einer entarteten Zeit und meinten, durch eine neue Entartung, die die Grenzen des dem Menschen Gebotenen überschritt, sich und die Welt von der allgemeinen Sündhaftigkeit befreien zu können. Andre jedoch — und es waren ihrer nicht wenige — standen auf und machten den Anspruch, auserwählte Sendboten Gottes zu sein, mißverstehend, was im Evangelium über das allgemeine Priestertum gesagt worden war. Fast in jeder Stadt tauchten diese »Gottgewaltigen« auf und gewannen zu ihrer Partei die Unwissenden, die den dunklen Sinn der Prophetenrede zwar nicht verstanden, aber gerade darum an ihre göttliche Wahrheit glaubten.

Die Apokalyptik des Täufertums hat bis ins 17. Jahrhundert nachgewirkt. In einer Karfreitagspredigt vom Jahre 1591 heißt es: »Nirgends nichts denn Furcht und Schrecken, Teufel und Gespenster, Unholde, Hexen, Mißgeburten, Erdbeben, Feuerzeichen am Himmel, dreiköpfige Gesichter in den Wolken und so viele andre Zeichen göttlichen Zornes. Deren ohngeachtet gehen alle Laster im Schwang, erschreckliche Mörder, Giftmischer nehmen zu mit jeglichem Jahr in allen Landen. Daneben treiben Höllenzwinger, Geisterklopfer und dergleichen Gelichters mehr ungescheut ihr Werk und verunehren und schänden das göttliche geoffenbarte Wort. Wunderdoktoren schreiben Bücher und Scharteken für Gelehrte und gemeines Volk, andre ziehen umher als Goldmacher, betrügen hoch und niedrig, andre verbreiten den seltsamen Mißglauben, als könnten sie durch ihren eignen Geist die Gestirne und andre Geister bezwingen und Menschen zu Tode bringen ohne äußerliches Werkzeug. Und solcher geheimen teuflischen Künste gibt es viele und wird damit die ganze Welt betrogen, daß es wahrhaftig die Zeit ist, der letzte Tag des Gerichts komme heran.«

Wir können uns in unserm rationalisierten Zeitalter vom Dämonen-, Propheten-, Wunder- und Hexensabbat jener Zeit kaum mehr eine Vorstellung machen, und was jenen Menschen dumpfer und schrecklicher Ernst war, muß uns heute als

törichte Befangenheit erscheinen. Aber jede Zeit hat ihre Propheten und Wundermänner, und wer weiß, welches Gewand Rudolf Steiner im 16. oder 17. Jahrhundert sich gewählt hätte! Heute belauscht man an rumpelnden Tischen die abgeschiedenen Geister, im 17. Jahrhundert erfand der müßige Sinn »sinn-volle« Wort- und Buchstabenspiele. (Wir sehen sie heute als Spiele an, dem damaligen Menschen waren sie genau so ernst wie dem heutigen gläubigen Geisterhörer.) Ein Freund Jakob Böhmes, Abraham von Franckenberg, suchte hinter das Wesen des Menschen dadurch zu kommen, daß er — um mit Jakob Böhme zu reden — »die Geister der Buchstaben« erweckte, aus denen das Wort »Mensch« zusammengesetzt ist.

S[4]
M[1] N[3] chen[5]
E[2]

Spielt man Ball mit den Buchstaben, so ergeben sich außer dem Worte »Menschen« die folgenden: 2 3 4 = Ens (Wesen); 1 2 3 4 = Mens (Verstand); 4 2 3 2 3 = Senen; 4 3 2 = Sne. Damit war also die geheimnisvolle Ordnung des Wortes Mensch ergrübelt, und daß der Mensch wie Schnee vergeht, was besonders tiefsinnig ist.

Von diesem Wortmystizismus war es nicht weit zum Aberglauben. Selbst Böhme hielt sich nicht frei von dieser Zeitkrankheit. In einem Sendschreiben an Hans von Schellendorf müht er sich unter Aufwand seiner ganzen Theosophie, ein Wunder erklärlich zu machen, von dem der Adressat ihm berichtet hatte. Der Porträtleichenstein auf dem Grabe von Schellendorfs Frau weine öfters. Böhme bringt zur Erklärung alle erdenklichen Gründe herbei und schließt: »Bedenkt, ob die Tote in ihrem Leben nicht Übles erfahren habe, warum sie jetzt weinen müsse. Es ist nicht geschehen aus Steines Gewalt (daß die Leichensteine haben Wasser geweint), sondern aus der Gewalt des Geistes, dessen der Stein ist, dessen Bildnis er ist.« Böhme fürchtet zwar mit dieser Erklärung ausgelacht zu werden, aber man muß ihm wenigstens zugestehen, daß sie aus dem Geiste seiner Theosophie konsequent entsprungen ist. Auch die anorganische Natur wird von guten oder bösen Geistern bewohnt. Was Wunder, daß der Teufelsglaube im 17. Jahrhundert, das doch zu einem Teile schon ein wissenschaftliches genannt werden muß, noch sehr stark war. Ein alter Traktat unterscheidet »arme« Geister, Teufel und Doppelteufel, vor denen selbst Jesus hat weichen müssen und zu denen — hier spricht der Antisemitismus des 17. Jahrhunderts — auch die Juden gehören. Der Verfasser dieser Schrift (»Gewinn und Verlust«; Johannes Beer, 1634) besaß übrigens nicht minder genaue Kenntnis von den Engeln. Denn er gibt die eingehendsten Anweisungen für den Verkehr mit ihnen — fast wie auf einem Apothekerrezept.

Wo die überirdische Welt so leicht für jedermanns Herz und Seele zugänglich war, da stand natürlich dem mystischen Schwärmertum Tür und Tor offen. Der schon genannte Abraham von Franckenberg entrüstet sich über die Abgötterei und »Annemlichkeit seiner selbst« unter den Schwärmern, welche »indeme sie die Verachtung der äußeren Welt profitieren / die kleinere Babel in sich selber nicht erkennen / und also aus einem Gefängnüß in das andere / von dem äußern auff den innern Grund gerahten / dannenher sie die Mystische Wunder-namen inen (sic!) selber in solcher Verführung zumessen. Der eine David / der ander Elias / dieser Michael / jener Gabriel; einer der Reuter auff dem weißen Pferde / der ander der Herr in Zion / einer der Engel aus der Sonnen / der ander Moses ... ja wohl gar Messias und Gott den Vatter selbsten«.

Um einen Begriff von der Art dieses Ekstatikertums zu geben, wollen wir Hans Engelbrecht mit einigen Zügen kennzeichnen. Er lebte von 1599 bis 1642 und stellt den reinen Typus eines pathologischen Ekstatikers dar. Eine im ganzen harmlose Seele, bereitete er den orthodoxen Braunschweiger Predigern einigen Verdruß, weil die ganze Stadt an das Bett des Visionärs eilte. Seinen Schriften sind »Gezeugnüsse« des Pastors Egardus aus Holstein angehängt, in denen die Ehrlichkeit Engelbrechts versichert wird. »Wer mir nicht glauben will, der mag die Leute zu Braunschweig darum fragen, ob Gott der Herr die Wunder nicht an mir getan habe.« Engelbrecht behauptet nämlich, schon einmal gestorben und mehrmals im Himmel und in der Hölle gewesen zu sein. Seinen Höllenbesuch beweist er folgendermaßen: »Gott ließ einen solchen teuffelischen greulichen Höllenstanck riechen, den Leuten die bey mir waren, daß es über alle maßen ein solcher Stanck war, da ich aus dem Bette stieg, daß sie den Stanck nirgend mit vergleichen konnten auf der Welt, daß ich da sagte, da sollet ihr es gewiß bey abnehmen, daß ich bin für der Hölle gewesen, den läßt euch Gott zum Zeugnüß riechen, den teuffelischen Höllenstanck, das ist nun ein Zeugnüß, daß ich bin für der Hölle gewesen.« Und zum Beweise, daß er auch in den Himmel aufsteigen und den Klang der himmlischen Musik hören könne, zwingt er eine Frau (»sie legte ihren Kopff bey meinen Kopff / ihr Ohr neigte sie an mein Ohr«), sie mit ihm zu hören. Im übrigen verlangt er aber von niemand, an seine Gesichte zu glauben. Dagegen verlangt er unbedingten Gehorsam gegen seine Worte, die Buße und Eintracht predigen. Einmal setzt er sich sogar mit dem Heiligen Geist gleich. Oder: »daß mich Gott zu einem Priester verordnet hat über die ganze Welt.« Das Gottgewollte seiner Sendung soll durch sein erstaunliches Vermögen, zu hungern, erhärtet werden und durch seine noch größere Fähigkeit, stundenlang ohne Ermüdung predigen zu können; trotz eines Schlaftrunkes hat er in seinen Prophetien

fortfahren müssen. Belustigend sind dann seine Klagen: wegen der hohen Druckkosten könne nicht alles, was er zu sagen habe, gedruckt werden. Geschrieben sei jedoch alles nur auf höheren Befehl Gottes, der ihm durch einen Engel überbracht sei. Das Fesselnde an den Schriften dieses Mannes ist die Schilderung seiner pathologischen Zustände — in einer Sprache, die gehetzt und an Wiederholungen reich ist wie er selbst. »Seelenangst und Traurigkeit« lassen nicht von ihm ab. In seinen Angstzuständen überfielen dann den durch alle möglichen Schikanen geschwächten Körper die prophetischen Verzückungen. Engelbrecht war eine bemitleidenswert krankhafte, schwächliche, im Grunde aber ehrliche Natur.

Anders die Duodezpropheten des 17. Jahrhunderts, die sich von einer lächerlichen Figur nicht unterscheiden, wenn sie nicht eine gewisse Ausnahmegröße erreichen wie Quirinus Kuhlmann, der sich für seinen Zäsarenwahnsinn auf dem Scheiterhaufen in Moskau verbrennen ließ. Zu jenen Pseudopropheten gehört auch Paul Felgenhauer. Im Gegensatz zu den Täufern verehrt er Martin Luther und nennt ihn den »Deutschen Evangelisten«. Er selbst dünkte sich natürlich ein andrer Luther, ja noch mehr, denn das häufige Spielen mit dem Namen des Apostels Paulus soll wohl nahelegen, daß er auch diesem sich verwandt fühlte. In seiner Eitelkeit rief er seinen Gegnern, an denen es nicht mangelte, zu: »Ich heiße Noli me tangere sonst wirstu dich trefflich verbrennen.« Daß die Welt demnächst in Schanden werde untergehen müssen, liest man in jedem Buche Felgenhauers. Den nahen Weltuntergang zu verkünden, war aber damals ein einträgliches Geschäft, denn allüberall war man chiliastischen Ideen zugänglich. Andreas Osiander schrieb in seinem 1545 erschienenen Traktat »Vermutung von den letzten Zeiten / vnd dem Ende der welt / aus der heiligen Schrifft gezogen«: »Denn gleich wie die Bauern den herbringenden Sommer durch das Ausschlagen der Bäume erkennen, die Sternkündiger können auch die Zeit des Ausschlags aus des Himmels Lauf bestimmen und so lange Zeit man nur will vorher verkündigen. Also soll auch der gemeine Haufen der Christen das herbringende Ende der Welt aus den Zeichen, so Christus angezeiget hat, urteilen und erkennen.« Anspruchslos pflegen Propheten nicht zu sein.

»Alarm Posaun, welche der Postillion des großen Löwen vom Geschlechte Juda in einem Gesicht im Traume hat hören blasen, und auch dieselbe selbst geblasen, welche einen solchen Schall und Laut von sich gegeben, als wenn man blaset, Reuter zum Pferde, wie solches hiermit ein Jeder allhier, nach Allem umständlich beschrieben, selbst lesen mag. — Allen Königreichen, Ländern, Königen, Fürsten und Herren, samt allen Ständen der ganzen Welt zu einer gewissen Nachrichtung und Ankündigung der Stunde der Versuchung, die da kommt über den ganzen Erdkreis, vom Postillion selbst getreulich notifizieret den 18. November des 1623. Jahres.« So läßt sich der weitschweifige Titel eines Prophetenbuches aus dem 17. Jahrhundert vernehmen. Es muß damals geradezu eine Sintflut von Wahrsagungen in Umlauf gesetzt worden sein. Denn schon Johann Valentin Andreae klagte: »So werden ihre (der Weltuntergangspropheten) Bücher so häufig aufgekauft, daß, wer sich nicht anders hat nähren können, einen solchen Betrug hat anfangen müssen.« Auch Felgenhauer gab im Jahre 1620 eine Chronologia heraus. Vorsichtigerweise (daß es ihm nicht so gehe wie etwa dem Leipziger Astronomen Nagel, dessen Prognostikon für den Weltuntergang sich als falsch erwiesen hatte, alldieweil die Welt weiterbestand) sagte er darin: »So lange (bis zu Christi Geburt) ist die erste Welt, von dem ersten Adam und Menschen an bis zu ihrem ersten Gericht und Untergang. Wie lange diese andere Welt stehen werde von dem anderen Adam und Menschen an bis zu ihrem Gericht und Untergang, will ich, ob mirs zwar Gott offenbaret, nicht sagen.« (!) Um doch wenigstens die prophetische Gebärde in etwas zu bewahren, rechnet er mit den geheimnisvollen und weit ausdeutbaren Weltjahren. Es kam eben unter allen Umständen darauf an, das nahe Weltende zu beweisen.

Zum Schlusse wollen wir die Aufmerksamkeit auf eine alte, bisher ungedruckte Prophetie lenken. Sie findet sich in dem Codex R 211 der Breslauer Stadtbibliothek. Die Handschrift ist betitelt: Chronologia omnium temporum (Zeitbestimmung aller Zeiten); sie wurde im Jahre 1626 geschrieben und hat wahrscheinlich den Zollbeamten Paul Kaym zum Verfasser, der uns außer eignen Schriften auch durch an ihn gerichtete Briefe Jakob Böhmes bekannt ist. Kaym war Chiliast, er glaubte an das Tausendjährige Reich, das Regnum Christi beatissimum, das er aber vorsichtigerweise erst im Jahre 2080 beginnen läßt. Für die dazwischenliegenden Epochen hat er seine Prophetien bereit. Wir suchen, was er denn über unsre Tage zu sagen hat. Der Zufall fügt sich sehr sonderlich. Wir lesen zu den Jahren 1914—1920 die lakonische Randglosse: Aera Bellica Desolutionis 42 annorum. Desinit 1976! (zu deutsch: 42 Jahre Krieg und Auflösung. Endigt 1976!). Nun gibt ja 20 + 42 nicht 76, aber vielleicht schaute das prophetische Auge Kayms, als es eben noch 42 Jahre der Verwüstung gesehen hatte, schon wieder weitere 14 Jahre den Engel der Zwietracht unter den Völkern wüten. Kaym ist also wohl der einzige Prophet des 17. Jahrhunderts, der etwas Wahres vorausgesehen hat — wenn auch mit blinden Augen.

Das Cembalo und sein Spieler

Von Paul Steinmüller

Im Sommer 1918 mußte ich in dienstlichem Auftrag eine Abteilung der Freiwilligen Krankenpflege besuchen, die in dem französischen Dorfe Frénois lag. Als ich nach Erledigung der Schreibstubengeschäfte mit dem Zugführer die Dorfstraße entlang schritt, begegnete uns ein Pfleger, der unter dem Arm ein durch seinen Umschlag kenntliches Notenheft trug.

»Wer ist das?« fragte ich.

Der Zugführer nannte den Namen und fügte eine Bemerkung hinzu, die Geringschätzung ausdrücken sollte, in mir aber just das Gegenteil erregte. Ich blieb stehen und wechselte einige Worte mit dem Pfleger, erfuhr, daß er Kirchenmusik treibe, aber seit seinem Eintritt in den Kriegsdienst keine Gelegenheit gefunden habe, seine Kunst auszuüben.

Schicksal, dachte ich, als ich weiterschritt.

Doch es gibt rätselhafte Zusammenhänge, die uns, sobald wir in ihre Kreise treten, unwiderstehlich zur Betätigung nötigen. Bei meinem nächsten Besuch in Frénois fragte ich nach Max Drischner. Er war krank gemeldet. Ich ging, ihn aufzusuchen, und gelangte durch die Schulstube, wo die Lehrerin die Dorfjugend lautieren ließ, über eine Art Hühnerstiege in den oberen Raum, wo der Gesuchte mit rotem, fieberglühendem Kopf lag.

Während ich an seinem Lager verweilte, bemerkte ich plötzlich in dem Wirrwarr des mit drei oder vier Mann belegten Quartiers auf einem Tisch feierlich aufgebaut eine Nachbildung des Isenheimer Altars mit den Bildern des Matthias Grünewald. Max Drischner gestand, daß dies sein Heiligtum sei. Wer eine Ahnung hat, was alles im Kriege mitgeschleppt werden mußte, den wird die Mitführung eines solchen Stückes zum Zwecke innerer Sammlung und Erbauung erstaunen. Und nun noch Grünewald! Dahinter mußte Besonderes stecken.

Es wurde mir nicht schwer, bei der Adjutantur des AOK. 5, die das Schloß Frénois belegt hatte, die Erlaubnis zu erwirken, daß Drischner das Klavier für seine Übungen benutzen konnte. Er hatte wer weiß wie lange keine Taste anrühren können.

Wenn ich jetzt nach Frénois kam, geschah folgendes: Ich wurde durch die mit Gobelins und Gemälden gezierten Schloßräume geführt bis zu dem Zimmer, in dem das übrigens recht mangelhafte Instrument stand. Auf dem Tisch vor einem alten Lehnstuhl lag eine Vortragfolge Bachscher und vor-Bachscher Musik, und Max Drischner spielte.

Diese Stunden rein menschlichen und künstlerischen Genießens inmitten einer von der Unrast des Krieges durchwühlten Zeit gehören zu meinen reichsten Erlebnissen. Ich hatte mich der Musik, der ich einst mit Leib und Seele ergeben war, völlig entfremdet, weil ich die Entwürdigung dieser Kunst und ihrer Schöpfer durch den neuzeitigen Menschen nicht ertragen konnte. Fast jeder Vortragende spielte nicht Bach, sondern sich oder seine oft recht unbedeutende Auffassung von Bach. Die geniale Geste, die Mätzchen der Technik drängten den Tonschöpfer völlig aus dem Vordergrund; man redete von Dirigenten und Virtuosen; das Virtuosentum schlug jede schöpferische Meisterschaft tot. Unzählige Menschen, die behaupten, unmusikalisch zu sein, entfremdeten sich der Kunst aus instinktiver Abneigung gegen dies Gebaren; dagegen wurden wirklich unmusikalische Leute zu begeisterten Heuchlern.



Aufn. Krahl, Brieg

Max Drischner
vor der Orgel der Nikolaikirche in Brieg

Drischners Spiel aber, ob es nun Bach oder Pachel-



Italienisches Oktavspinett 1583

Aus der Sammlung von G. Steingraeber in Berlin

schule für Musik befindet, ist für diese Form maßgebend. Die Saiten des Cembalo werden nicht vom Hammer angeschlagen, sondern von Federkielen oder Lederzungen gerupft, wie Harfensaiten vom Finger. Dadurch entsteht eine ganz eigentümlich schwebende silberne Klangwirkung. Daß vollkommene Instrumente zwei Klaviaturen, verschiedene Chöre von Saiten und Register haben, ist für den Grundcharakter des Cembalo nicht bestimmend. Das Nachbauen des Cembalo verdirbt dessen Wesen oft völlig, weil man durch die Verwendung zu starker Saiten den Klang entstellt oder durch eine zu schwere Holzkonstruktion ein spitzer, sofort verklingender Ton erzielt wird.

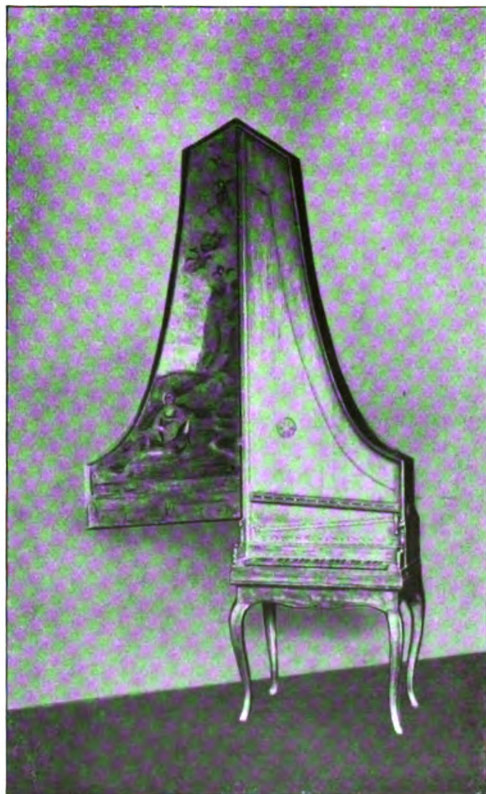
Es ist natürlich, daß wir, infolge der überaus starken Reize, die der Flügel von heute auf uns ausübt, nicht imstande sind, ohne weiteres die Feinheiten des Cembalo aufzufassen. Aber ebenso natürlich ist es, daß wir die alten Instrumente, die in Museen als Schaustücke dienen, nicht als Maßstab für die Klangwirkung des Cembalo ansehen

bel oder Frohberger bot, war durchaus ohne Aufdringlichkeit; hier war alles ein wahres wesenhaftes Eintauchen in den Geist des Meisters, der sich ihm offenbart hatte. Der Vortragende beanspruchte für sich nichts.

Das gleiche trat in seinen Kompositionen hervor, die ich zu Gesicht bekam: keine Spur von Schulfuchserei, sondern unbestreitbar Eignes, aber in allem ein fast demütiges kultisches Sicheinfühlen in den Geist echter Kunst. Und abermals das gleiche fand ich in seinem Orgelspiel, als ich ihm die Benutzung einer Orgel in Virton vermitteln durfte.

Und doch waren Klavier und Orgel nicht die Max Drischner gemäßen Instrumente; dies war im Gegenteil das C e m b a l o. Wer kennt es noch, dieses zarte Instrument mit der feinen schwebenden Klangfarbe, für das Händel, Bach und Mozart ihre Werke schrieben, für das noch Beethoven dichtete, bis er seinem Opus 106 die ausdrückliche Weisung »für das Hammerklavier« hinzufügte? Nur in wenigen Stücken wird es uns vorgeführt, und auch diese vermitteln nicht immer den Geist Bachscher Musik, was teils, wie erwähnt, an dem Vortragenden, teils am Bau der Instrumente liegt. Bach hat jedenfalls mit bewußtem Urteil das Hammerklavier für seine Tonschöpfungen abgelehnt.

Das Cembalo trat einst in verschiedenen Formen auf: mit hochgestelltem Saitenwerk. mit zum Spielen quergelegtem Saitenwerk (Abbildungen S. 357) oder in der Form unsers Flügels. Der Original-Bachflügel, der sich im Museum der Charlottenburger Hoch-



Clavicytherium (aufrechtstehendes Cembalo)
Pisa 1680

Aus der Sammlung von G. Steingraeber in Berlin



Bach=Klavizimbel
Nachbildung des Original=Bach=Cembalos im Museum der Hochschule für Musik in Berlin, erbaut von G. Steingraeber in Berlin

dürfen. Diese Stücke sind in einem jämmerlichen Zustande, und ihre Töne sind nur ein klägliches Wimmern. Oft findet man in ihnen nur die Reste der alten Saiten.

Drischner ging nun bei seinem Vortrag alter unsterblicher Musik von der richtigen Empfindung aus, daß man die Werke alter Meister nur wahrhaft wiedergeben könne, wenn das vermittelnde Instrument dem gliche, für das sie gedacht sind. Er hatte bei Frau Wanda Landowska in Berlin schon vor dem Kriege das Cembalospiel studiert und bei einer Pariser Firma den Bau eines Instruments bestellt. Während der Kriegsjahre hörte er nichts von seinem Cembalo; nach dem Frieden erhielt er von Paris die angezahlte Summe zurück und gleichzeitig die Kündigung des Vertrages.

In dieser Bedrängnis wurde ihm unerwartete Hilfe. Der Kommerzienrat Steingraeber in Berlin ist bekannt durch seine Sammlung musikgeschichtlicher Klavierinstrumente. Weniger bekannt ist, daß dieser Herr nicht nur umfassende Kenntnisse und einen rastlosen Eifer in der Erforschung historischer Instrumente, sondern auch eine sonst seltene Selbstlosigkeit und Liebenswürdigkeit besitzt. Er hatte damals zwei doppelmanualige Cembalos rekonstruiert, ein Zierstück und eine genaue Nachbildung des erwähnten Bachflügels. Dieses Instrument überließ er Max Drischner.

Seine Pläne legte Drischner in folgenden Worten klar: »Mein Ziel war, mit dem Cembalo Konzertreisen zu unternehmen. Ich wollte dem Menschen unsrer Tage, der über allen geistigen Errungenschaften die Seele verloren hat, zeigen, daß ein früheres Geschlecht, das noch seinen festen Glauben besaß, viel intensiver lebte als wir, die wir nie Zeit haben und durch das Leben hetzen, ohne von seinem Sinn viel zu ahnen. Ich wollte durch die alte Musik zur Einkehr, zur Wahrhaftigkeit mahnen, denn nur dadurch kann der Mensch zum inneren Frieden kommen.« Zweifellos, dies Ziel, das nicht die Kunst um der Kunst, sondern um des Dienstes an der Menschheit willen betreibt, ist das denkbar höchste. Für die Vermittlung der Musik eines Bach, dessen geistige Führerschaft für unsre Zeit ebenso unbestritten ist wie die der Meister unsrer



Genaue Nachbildung des Bachflügels, erbaut von Kommerzienrat G. Steingraeber in Berlin, im Besitz von Max Drischner in Brieg

Backsteingotik, war nur das Cembalo das gegebene Instrument, dessen zartes Flüstern und majestätisches Rauschen am vollkommensten die Regungen dieser großen Seele offenbart.

Den Reiseplänen aber trat eine neue Hemmung entgegen: die beispiellose Geldentwertung. Was nun beginnen? Doch schon öffnete sich ihm ein neuer Weg.

Im Herbst 1922 begegnete er in seinem Elternhause dem Professor Paul Hielscher aus Brieg, der über die Grenzen Schlesiens hinaus als musikalisches Genie und als einer der geistreichsten Menschen bekannt war. Hielscher erkannte in Drischner nach den ersten Worten die Zukunftsmöglichkeiten, die in dem um einige Jahrzehnte Jüngeren ruhten. Er hat dies bald darauf gelegentlich einer Aufführung öffentlich ausgesprochen: »Sie täten gut daran, sich den Namen Drischner zu merken, denn es könnte später Ihnen als Mangel an Bildung ausgelegt werden, wenn Sie sagten: den kennen wir nicht!«



Deutsches Clavichord, etwa 1720. Rheingegend (?)

Aus der Sammlung von G. Steingraeber in Berlin

Hielscher riet seinem jungen Freund, das Kantorenexamen zu machen und sich dafür von ihm vorbereiten zu lassen: es war für den angehenden Cembalisten die einzige Möglichkeit, einen Broterwerb in nothafter Zeit zu finden. Drischner hatte, nachdem er sein theologisches Studium aufgegeben, bereits in Breslau bei Hermann Lilge, in Berlin, außer bei Frau Landowska, bei den Professoren Egidi und Becker Musik studiert. Das Beste war in ihm das Eigne, das konnte eines geschickten Meisters Hand entschränken, aber nicht ihm geben.



Cembalo-Neubau nach verbesserter Konstruktion

Von G. Steingraeber, Berlin

Es war Hielschers besondere Gabe, dies zu erkennen; es ist sein Verdienst, dementsprechend den neuen Schüler, der gleich darauf nach Brieg übersiedelte, behandelt zu haben. Das Üble bei allen Lehrenden von Ruf und Stellung ist, ihr Übergewicht, die Unmöglichkeit eines Widerspruchs zu benutzen, um ihren Schülern das Alleinseligmachende ihrer Auffassung aufzunötigen. Es ist nicht der einzige, aber ein besonderer Beweis für Hielschers innere Größe, daß er der Eigenart Max Drischners völlig gerecht wurde. Er stand immer fördernd und beratend, aber nie erdrückend neben ihm, er ließ ihn

völlig frei gewähren, da er erkannte, daß hier etwas durchaus Eignes den Weg zum Licht suchte.

Seine Art, zu lehren, war einzig. »Die Regeln sind von Eseln für Esel geschaffen, immer nur für die Mittelmäßigkeit, immer erst nach den Kunstwerken. Der wahre Künstler trägt die Gesetze in sich selbst.« Nach Durchsicht einer Komposition sagte er einmal: »Fein gemacht! An dieser Stelle krepieren mindestens zehn Kontrapunktlehrer!«

Hielschers Größe liegt nicht nur in seiner Offenheit, sie ruht in seiner beispiellosen Selbstlosigkeit. Ein vielbeschäftigter Lehrer, der in der Presse durch Artikel auf die Zukunft seines Schülers hinweist — wo ist der sonst noch zu finden? Es ist sehr menschlich, aber nicht schön, was man für gewöhnlich in einem solchen Verhältnis erfährt: Ich muß wachsen, du aber mußt klein bleiben. Von der Art war Hielscher weit entfernt.

Dieser Mann starb, nach unserm Maß zu früh, am 18. Februar 1924, als die sogenannte Ausbildungszeit seines Schülers und Freundes noch nicht abgelaufen war. Vor seinem Tode empfahl er, Drischner als seinen Nachfolger zu wählen.

Nun sitzt Max Drischner vor seinem um 1725 erbauten Orgelwerk in der Nikolaikirche zu Brieg, und in Werk und Meister hat sich ein Gleiches gefunden: diese Orgel ist kein Konzertwerk voll Raffiniertheiten, sondern ein zeitloses Kultinstrument, wie es einst unter der Einwirkung Bachscher Geistesfülle gebaut wurde, und der Meister ein schlichter Mensch, der sich seiner Berufung durch den Geist bewußt ist und darum ohne Kompromisse mit dem Zeitgeist seine Straße geht. Er gibt keine Konzerte, er gibt Gottesdienst schlichthin und weiß in seinen kirchlichen Abendmusiken nicht nur Cembalo und Lauten zu verwenden, sondern, was mehr ist, jede Darbietung zu einer Beseelung zu gestalten. Man fühlt, daß sich formend in ihm etwas regt, was ewig ist, und dies geht trotz engherziger Mißgunst und schulmäßiger Verkleinerungssucht eben unbehindert seinen Weg.

Und weil es sich um dieses ganz Große handelt, darum war es unmöglich, diese kleine Betrachtung nach dem üblichen Schema mit Lebensdaten und technischen Einzelheiten zu schreiben. Das Cembalo wird, ob früher oder später, der Bereicherung deutscher Tonkunst wieder dienen, und unter seinen Spielern wird der der größte und uns der wertvollste sein, der seinen Beruf als Dienst am deutschen Geist erkennt.

Mädchenstimme im Lenz

Irgendwo in heller Weite,
Jubelnd wie der Lerchen Sang,
Gibt dem Frühling das Geleite
Einer Mädchenstimme Klang.

Auf und ab mit leichten Schwingen,
Einmal hoch und einmal tief,
Ist's, als wenn ihr selig Singen
Alle zarten Blumen rief.

Über sonn'gen Wiesenrändern
Schwebt sie wie ein Schmetter-
[ling,
An des Baches Silberbändern
Lächelnd sie sich halb verfing.

Nicht erschau' ich, die gesungen,
Nicht vernehm' ich ihren Tritt,
Dennoch zieht der Ton der jungen
Stimme mich voll Zauber mit.

Sie erschließet tausend Türen,
Voller Wunder ist die Welt,
Hoffnung scheint den Stab zu führen,
Und Verheißung steht im Feld.

Und der Liebe blauer Schleier
Sich um lichte Fernen schlingt,
Während durch die Frühlingsfeier
Hold die Mädchenstimme singt,
[singt und singt!

Emma Müllenhoff



Fritz Rhein: Damenbildnis

Gold

Erlebnisse in Sibirien von Heinrich Gerhard

Im fernen Osten von Sibirien, dort, wo der Ussuri seine Fluten in den gewaltigen Amur ergießt, liegt auf steilen Hügeln die Gouvernementsstadt Chabarowsk. Wer von uns in Deutschland kannte vor dem Kriege diese Stadt? Einige Firmen vielleicht und deren Reisende. Und doch ein bedeutender, wichtiger Ort, dessen Einwohnerzahl man auf 60—70 000 schätzte, mit einer Reihe moderner, stattlicher Gebäude neben den russischen Holzhäusern und Hütten der Chinesen. Zur Zarenzeit war Chabarowsk der Sitz eines General-Gouverneurs, eines Korpskommandos, mehrerer Divisionsstäbe und weiterer Militär- und Zivilbehörden. Auch eine Marineschule befand sich dort, war doch Chabarowsk zugleich Hauptstützpunkt der Amurflotte. Eine stattliche Anzahl mit französischem Golde erbauter moderner Kasernen bot Unterkunft für ein ganzes Armeekorps. Reiches Handelsleben blühte, denn der Amur und sein mächtiger Nebenfluß, der Sungari, waren mit einer starken Handelsflotte bevölkert, die dem lebhaften Warenaustausch mit der Mandschurei und China diente.

Durch den großen Krieg ist Chabarowsk vielen Deutschen bekannter geworden, wenn auch nicht in freundlicher Weise. War doch dort eins der größten Lager für kriegsgefangene deutsche Offiziere. Wohl an tausend dieser Unglücklichen harrten dort hinter hohen Bretterwänden und Stacheldrahtzäunen Jahr für Jahr auf den Tag der Befreiung, der ihnen endlich am 8. April 1918 schlug. Und außer den deutschen Offizieren waren noch rund viertausend Offiziere der österreichisch-ungarischen Armee, einige hundert Türken und mehrere Tausende von Mannschaften interniert. Die Nähe der Mandschureigrenze hat trotz strengster Bewachung viele Gefangene verlockt, einen Fluchtversuch nach dem benachbarten China zu wagen. Nur wenigen ist er geglückt. Von denen — und ihre Zahl ist leider sehr groß —, die dabei auf elende Weise umgekommen sind, erzählt die Geschichte nichts. Ihre Knochen bleichen irgendwo in den sibirischen Steppen und den Wüsten der Mandschurei.

Ein heißer Julitag des Jahres 1916. Noch um vier Uhr nachmittags brannte die Sonne mit einer Glut vom Himmel, wie wir sie in Deutschland kaum kennen. Die Straßen Chabarowsks lagen verödet. Wer nur irgend konnte, blieb im Schutz der Häuser. Selbst die weiten Höfe des großen Militärhospitals, in denen sich auch die erkrankten Kriegsgefangenen befanden, waren leer. Keiner mochte von der Erlaubnis, auf diesen Höfen spazierenzugehen, Gebrauch machen. In nächster Nähe der Offizier-Krankenbaracke lag ein kleiner verwilderter Garten. Eigentlich durfte man ihn kaum so nennen, denn er bestand nur aus ein paar baumartigen Sträuchern, zwischen denen einige kurze Wege führten, die sich in einer Ecke zu einem kleinen Platze vereinigten, auf dem eine Bank stand. Um das Gärtchen herum lief auf drei Seiten ein Bretterzaun, die vierte bildete ein Teil der Baracke. Die Sträucher standen so dicht, daß man von außen nicht hindurchsehen konnte. Und oben waren die Kronen so verwachsen, daß kaum ein Sonnenstrahl seinen Weg zum Boden fand. So stand denn auch die Bank im tiefsten Schatten, auf der drei Männer saßen und sich mit vorsichtig gedämpfter Stimme unterhielten.

Es waren kriegsgefangene Offiziere in der vorschriftsmäßigen Krankentracht: der Hauptmann in der österreichischen Armee G., ein geborener Tscheche, aber ein reichstreuer Mann, eine prächtige Erscheinung mit einem kühngeschnittenen Gesicht, lebhaften braunen Augen und einem dichten schwarzen Schnurrbart; links von ihm der Oberleutnant M. von der ungarischen Honved, dem man schon auf zehn Schritt den Vollblutungarn ansah, und rechts der Leutnant der Reserve H., ein Reichsdeutscher, blond, blaue Augen, ein echter Sohn der Norddeutschen Tiefebene. Trotzdem er den niedrigsten Rang bekleidete, war er von den dreien der älteste, schon Mitte der dreißiger Jahre. Hauptmann G. hatte seinen Kameraden soeben einen längeren Vortrag gehalten, den er mit den Worten schloß: »Also, diese Nacht muß die Sache gemacht werden, es ist alles bereit. Morgen vormittag werden wir als gesund entlassen, und dann ist's mal wieder für lange Zeit Essig mit einem Fluchtversuch. Seid ihr einverstanden, Kameraden?«

Die beiden andern bejahten.

»Noch eins,« fuhr der Hauptmann fort. »Wie schaut's mit eurem Geld aus?«

»Ich besitze 292 Rubel,« berichtete der Deutsche.

»Und ich 147 Rubel,« der Ungar.

Hauptmann G. rechnete einige Augenblicke. »Das wären also 439 Rubel,« sagte er dann, »denn ich besitze keine Kopeke mehr. Was ich hatte, gab ich dem Russen für die Zivilkleider. Aber es ist genug. Ich denke, wir kommen damit aus. Ihr gebt aber mehr als ich, bin halt ein armes Luder.«

»Macht nichts, Hauptmann. Ihnen verdanken wir ja doch nur, daß alles so fein vorbereitet ist,« antwortete Leutnant H. »Eine Frage hätte ich nur noch: Können wir uns auch auf die Mannschaften, die für uns einspringen, verlassen?«

»Unbedingt! Die Leute sind froh, daß sie aus ihren schlechten Baracken in die Offizierbaracke ziehen können und anständiges Essen bekommen. Und außerdem: die zehn Rubel, die sie pro

Mann erhalten. Da könnt ihr unbesorgt sein. Also Schluß der Sitzung! Heute abend um neun Uhr sind wir wieder hier. Unser Wärter kann sich nicht um uns kümmern, ob wir rechtzeitig auf der Stube sind. Der packt seine Lumpen für morgen. Um dieselbe Zeit kommen die Mannschaften hierher und gehen dann gleich an unsrer Stelle auf unser Zimmer, und wir ziehen ab. Fortes fortuna adjuvat!«

Von den drei Offizieren, die den kühnen Fluchtversuch wagen wollten, weilten Oberleutnant M. und Leutnant G. schon seit Wochen im Hospital. Der eine war wegen Leistenbruchs operiert worden, dem andern hatte der Blinddarm entfernt werden müssen. Sie waren beide schon auf dem Wege der Besserung, als Hauptmann H. eines Tags eingeliefert wurde. Angeblich litt er an schwerem Rheumatismus. Einige Tage lag er auf einem Zimmer mit einem russischen Kapitän zusammen; als dieser aber gesundgeschrieben und entlassen wurde, siedelte er in das Zimmer über, in dem M. und G. lagen. Das vierte Bett war mit einem deutschen Offizierstellvertreter belegt, der schon seit Monaten an einem schweren inneren Leiden krankte und meistens teilnahmlos dalag. Als die drei eines Abends zusammensaßen, hatte Hauptmann G. zum erstenmal von seinen Fluchtplänen erzählt. Er war im Januar 1915 verwundet mit dem Rest seiner Kompanie in den Karpathen gefangengenommen worden. Als Tscheche hatte er sich einer guten Behandlung bei den Russen zu erfreuen gehabt. Aber er war trotzdem ein guter Patriot und reichstreuer Offizier, der unter allen Umständen fliehen und dem Vaterlande seinen Degen wieder zur Verfügung stellen wollte. Bis zum Dezember 1915 war er in Kiew und dann in Astrachan interniert gewesen. Als er aber zweimal einen Fluchtversuch machte, der leider jedesmal von seinen tschechischen Mitgefangenen verraten wurde, transportierten ihn die Russen nach dem ferngelegenen Chabarowsk. Durch seine Beherrschung der russischen Sprache und seine geschickte Behandlung des Lagerkommandanten gelang es ihm aber bald, eine Reihe von Vergünstigungen zu erreichen, die den andern Gefangenen versagt blieben. Sein ganzes Dichten und Trachten war auf einen neuen Fluchtversuch gerichtet. Aus dem scharf bewachten Lager war ein solcher sehr schwierig. Deshalb simulierte er schweren Rheumatismus, um seine Aufnahme in das Spital zu erlangen. Hier war die Bewachung weniger sorgsam und das Wagnis nicht so groß. Aber dem Hauptmann G. fehlte das, was für eine Flucht unerläßlich war, nämlich ausreichende Geldmittel. Wer genügend Rubel besaß, konnte sich den Weg zur Flucht erheblich erleichtern. Oberleutnant M. und Leutnant G. besaßen Geld genug, und als Hauptmann G. ihnen seine Absichten mitteilte, erboten sie sich, ihre Reichtümer mit ihm zu teilen, wenn er sie mitnehmen würde. G. war damit einverstanden und setzte ihnen dann auseinander, wie er sich die Sache dachte.

Bisher waren alle Fluchtversuche nach Westen unternommen worden, wo die Grenze der Mandschurei verhältnismäßig nahe lag. Er wollte es gerade umgekehrt machen und versuchen, nach Osten zu entkommen, in der Richtung auf das Japanische Meer. Nach seiner Berechnung war die Entfernung von Chabarowsk bis dorthin 200, höchstens 250 Werst. Zwar mußte auf diesem Wege ein Gebirge überschritten werden, aber das störte den kühnen Mann nicht. Es kam ihm nur darauf an, seinen Aufenthalt im Spital so lange hinauszuziehen, bis wieder ein Wechsel in dem Wärterpersonal eintrat. Dann sollten drei Leute aus der Mannschaftsabteilung am Abend vor der Flucht die Betten der Offiziere belegen und an ihre Stelle treten. Der neue Wärter zählte wohl am nächsten Tage die Zahl der kranken Offiziere, aber ihre Personen kannte er nicht. Der Chefarzt — der Starschi Wratsch — ging zwar jeden Vormittag durch die Baracken, aber er blieb meistens auf dem Flur, selten betrat er die eine oder die andre Stube. Nach einigen Tagen meldeten sich dann die Pseudo-Offiziere gesund. Der diensthabende Arzt sah sie kaum an, sondern war froh, daß er wieder drei Kriegsgefangene loswar. Das Fehlen von drei Mannschaften aber wurde kaum bemerkt, und wenn auch schließlich, die Russen zeigten für die Wiederergreifung von Mannschaften wenig Interesse.

Das Glück war ihnen überraschend hold gewesen. Morgen wechselten die Wärter, und heute hatten sich alle drei gesundschreiben lassen. Für Zivilkleidung hatte Hauptmann G. gesorgt. Wie er das fertiggebracht hatte, war sein Geheimnis. Fragte man ihn, so lächelte er nur pfiffig. Proviant hatten sich die Flüchtlinge allmählich durch den Wärter besorgen lassen, der ihnen für Geld aus der Stadt und der Kantine heranschleppte, was sie haben wollten. Es war alles vorbereitet, die Flucht konnte beginnen.

Und das Glück schien den drei Gefährten auch weiterhin treu bleiben zu wollen. Während die Russen auf einem der Spitalhöfe versammelt waren und nach dem Zapfenstreich die Zarenhymne sangen, warteten in dem unburchdringlichen Gebüsch des Gärtchens die Flüchtlinge. Der Abend dämmerte früher als sonst, denn über den unendlichen Steppen jenseits des Amurs lagerten schwarze Wolkenmassen, aus denen Blitze zuckten und dumpfes Donnergrollen hörbar wurde. Die Natur schien den Ausbruch der kühnen Männer begünstigen zu wollen. Kaum zehn Minuten hatten sie gewartet, da erschienen draußen vor dem Gärtchen noch drei

Gestalten in Krankenkleidern, die ebenfalls im Dunkel der Gebüsche verschwanden. Eine kurze Begrüßung der beiden Parteien. Hauptmann G. instruierte die Vertreter rasch noch einmal, übergab ihnen die verabredeten 30 Rubel, ein letzter Händedruck, ein leises »Glücklichen Erfolg wünschen wir den Herren!«, und dann traten die Offiziere ins Freie und gingen langsamen Schrittes, scheinbar im Gespräch vertieft, in der Richtung auf die Mannschaftsbaracken zu. Doch nicht hinein, sondern um die Baracken herum. Bald verschwanden sie im zunehmenden Dunkel hinter einem Schuppen.

Der Bretterzaun, der das Spitalgrundstück gegen den steilen Abhang zum Amur abschließt, war bald erreicht. Einige Augenblicke sucht Hauptmann G., dann hat er die richtige Stelle gefunden. Er biegt ein Brett zur Seite, schlüpft hindurch und winkt seinen Begleitern, dasselbe zu tun. Dann bringt er das Brett wieder in seine frühere Lage. Links von ihnen fällt das Gelände steil zum Flusse ab. Hintereinander schleichen sie wie Katzen an dem Zaun entlang, bis er plötzlich scharf nach rechts sich wendet. Auf einen Wink des Hauptmanns kauern sie sich am Boden nieder.

»Hier müssen wir warten, bis der Russe mit den Kleidern kommt,« flüstert G. »Um halb elf will er pünktlich zur Stelle sein.«

»Wird er uns auch nicht im Stich lassen?«

»Keine Angst. Ich habe ihm noch zwanzig Rubel versprochen, wenn er uns bis zum Kirchhof in der Nähe des Bahnhofs führt. Die läßt er sich nicht entgehen.«

Schweigend hocken sie am Boden. Wird er kommen? Wird alles so weiter klappen wie bisher? Noch ist die Gefahr der Entdeckung nicht überwunden.

Aus der Tiefe hört man ein Geräusch. Alle drei fahren zusammen, denn ein Mensch klimmt vorsichtig den Abhang hinan. Aber bald raunt Hauptmann G. seinen Gefährten zufrieden zu: »Er ist's.« Und richtig. Nicht weit von ihnen hat eine dunkle Gestalt den Abhang erklommen und nähert sich dem Platz, wo sie lagern. H. springt auf, geht ihm entgegen, einige russische Worte werden gewechselt, und gleich darauf packt der Russe aus einem Sacke drei Bündel mit Kleidern aus. Nach zehn Minuten sind die Offiziere in Russen verwandelt. Schirmmütze, Rubaschka, Hose, lange Stiefel, Lederriemen und Rucksack, in den die unter der Krankenkleidung verborgenen Lebensmittel, Tabak, Pfeife, Streichhölzer usw. verschwinden. Auch den unentbehrlichen Tschainik (Teekessel) und Trinkbecher hat der Russe besorgt. Die überflüssigen Krankenkleider steckt er in seinen leeren Sack, den er seitwärts niederlegt. Er will ihn nachher abholen.

Jetzt geht es vorwärts, der Russe voran. Er führt sie, ängstlich alle Häuser vermeidend, durch Gärten, Gräben, über Zäune, Brachland um die Stadt herum, bis sie nach einer Stunde ungefähr den Kirchhof erreichen, in dessen nächster Nähe die Gleise der Eisenbahn nach der großen Amur-Brücke führen. Hier verabschiedet sich der Führer. Er erhält den versprochenen Lohn, und außerdem drückt ihm Hauptmann G. noch ein Papier besonders in die Hand, über das sich der Russe am meisten zu freuen scheint. Dann verschwindet er in der Nacht.

»Alle Achtung, Herr Hauptmann, mein besonderes Kompliment! Wie haben Sie das nur fertiggebracht, daß der Russe sich zu solch gefährlichen Diensten bereit finden ließ?« fragt Leutnant H.

»Oh, das war nicht so schlimm, das war ein alter Bekannter von mir. Der war öfters in unserm Lager auf Posten. Er soll in nächster Zeit an die Front, und da habe ich ihm eine Empfehlung an unsre Leute versprochen, wenn er etwa den Krieg satt hat und überlaufen will. Solche Papierchen schätzen die Russen sehr. Außerdem ist der Mann jüdischer Konfession und haßt die Russen im geheimen. Doch nun hört, Kameraden, wie ich mir die Reise weiter denke. Zunächst müssen wir die Gleise überschreiten; denn gehen wir auf dieser Seite weiter, laufen wir gerade in den Bahnhof. Auf der andern Seite gehen wir in einiger Entfernung von den Schienen immer an der Bahn entlang, bis der Tag graut. Wenn wir weit genug vom Bahnhof entfernt sind, können wir vielleicht auch den Bahnkörper benutzen, solange es dunkel ist. Es ist ein Glück für uns, daß das Gewitter drüben hochsteigt, das bringt hoffentlich noch Regen, der die russischen Posten in die Häuser treibt. Einige Kilometer hinter dem Bahnhof soll ein Sammellager der Dragoner sein. Ich weiß aber nicht, auf welcher Seite der Bahn.«

Sie brachen auf. Vorsichtig wurden die Schienen überschritten und möglichst leise in einiger Entfernung vom Bahnkörper weitermarschiert. Jetzt waren sie in Höhe des Stationsgebäudes. Alle Gleise schienen mit Wagenreihen vollgestopft zu sein, die sicher von zahlreichen Posten bewacht wurden. Sie waren schon ein Stück über den Bahnhof hinaus vorgedrungen, da zupfte Oberleutnant M. den Hauptmann plötzlich am Ärmel: »Sehen Sie mal da, Herr Hauptmann, dort steht doch ein Zug zur Abfahrt bereit, die Maschine ist schon davor, und lauter Güterwagen. Der fährt doch Richtung Wladiwostok. Wie wäre es, wenn wir den eine Strecke lang benutzten?«

Der Hauptmann überlegte eine Weile. »Es ist eine gefährliche Sache, wenn da Posten stehen, aber es wäre eine feine Gelegenheit, noch diese Nacht ein gutes Stück vorwärtszukommen. Wartet mal einen Augenblick.« Er verschwand von ihrer Seite, um nach ungefähr

zehn Minuten wiederzukommen. »Das Glück ist uns günstig,« flüsterte er, »beinahe am Schluß des Zuges sind zwei Wagen mit Baumstämmen. Da turnen wir hinauf.«

Wie die Katzen schlichen sie an die Wagen heran. Einige Minuten später lagen sie wohlgeborgen zwischen den Stämmen. Eine gute halbe Stunde verstrich noch in banger Erwartung. Einige Bahnbeamte gingen an den Wagen vorbei und zählten die Achsen. Endlich ein Glockenzeichen, ein Pfiff der Maschine, und langsam rollte der Zug in die Nacht hinaus.

Siebzehn Werst hinter Chabarowsk wurde die Station Krasnaja Rjetschka passiert. Der Zug hielt wohl eine Viertelstunde, vorn wurden anscheinend einige Wagen abgehängt. Dann ging es weiter. Das Gewitter war höher gestiegen, aber es kam nicht über den breiten Fluß herüber. Es blitzte stärker, der Donner grollte lauter, aber Regen kam nicht. Die nächste Station wurde durchfahren, die dann folgende ebenfalls. Auf der vierten Station hinter Chabarowsk hielt der Zug wieder. Es war inzwischen hell geworden, die Sonne ging auf. Die Flüchtlinge mußten daran denken, den Zug zu verlassen, denn die Sache wurde allmählich gefährlich.

Einige Werst hinter der Station richtete sich G. auf. »Jetzt wird's höchste Zeit, daß wir abspringen. Erst noch die nächste Wärterbude vorbeilassen, dann nach links herunter. Gefahr ist nicht dabei, es geht bergan, und der Zug fährt langsam.«

Und so geschah es. Das Wärterhaus war passiert. Noch einige Minuten, dann sprangen sie ab. Rasch die niedrige Anhöhe hinauf, und die Flüchtlinge waren im dichten Unterholz verschwunden. Vielleicht hatte sie der Bremser des letzten Wagens von seinem hohen Sitze aus gesehen; ehe der aber richtig begriffen hatte, was eigentlich los war, hatte der Wald die drei Gestalten schon verschlungen.

Es war gegen Mittag des fünften Tages ihrer Flucht. Die drei Kameraden befanden sich jetzt tief in dem Gebirge zwischen dem Ussuri und dem Japanischen Meere. Wie viele Werst sie zurückgelegt hatten, wußten sie zwar nicht, aber jedenfalls nicht die Entfernung, auf die sie gehofft, als sie noch im Krankenzimmer des Spitals ihren Fluchtplan theoretisch erörterten. Der Marsch war viel anstrengender gewesen, als sie geahnt hatten. Dazu die Hitze und in der Ebene die furchtbare Mückenplage. Als sie nach der Mittagsrast aufbrechen wollten, da hatte Leutnant H. erklärt, daß er nicht mehr weiterkönne. Die sonst ganz gut verheilte Schnittwunde von der Operation hatte sich durch die Anstrengung des Marsches, die Hitze und den Schweiß heftig entzündet und schmerzte bei jedem Schritt. Dazu waren die Füße wundgelaufen. Er hatte ausgehalten, so lange es ihm möglich war, nun aber ging es nicht mehr. Was sollte nun werden? Sie berieten hin und her. Hier bleiben, bis H. wieder marschfähig war? Das konnte ihr Verderben werden, denn sie zehrten womöglich ihre Lebensmittel auf und wußten doch nicht, wie lange sie noch bis zur Küste zu wandern hatten. H. redete ihnen dringend zu, ohne ihn weiterzuziehen. Er wollte ihnen folgen, sobald es ging, im Notfall aber nach dem vorgestern verlassenen Dorfe zurückkehren. Was dann geschah, mußte die Zukunft lehren. Auf keinen Fall aber würde er verraten, daß er Begleiter gehabt habe. Endlich ließen sich G. und M. — vielleicht nicht ungern — überzeugen, daß es nicht anders gehe, wenn sie nicht ihren ganzen Plan gefährden wollten. Sie teilten sich redlich in die Reisekasse und die Lebensmittel. Diese hatte Hauptmann G. glücklicherweise im letzten Dorfe durch einen wohlgelungenen Ankauf ergänzt. Dann noch ein herzlicher Abschied, und G. zog mit M. von dannen. Von der Höhe herab noch ein letztes Zuwinken, dann waren sie verschwunden.

Leutnant H. hat sie bis auf den heutigen Tag nie wiedergesehen.

Zunächst beschlich ihn ein Gefühl unsäglicher Verlassenheit. Am liebsten hätte er seine Gefährten wieder zurückgerufen, aber er schämte sich bald seiner Verzagtheit. Zunächst galt es, sich erst einmal wieder marschfähig zu machen. Lange verweilen durfte er hier oben in den Bergen nicht, sonst war er dem Hungertode geweiht. Er befand sich augenblicklich in einem Tale, das von einem Bache durchströmt wurde. Eine passende Stelle war bald gefunden, wo er bequem sitzen und die wunden Füße in das frische Wasser halten konnte. Mit Hilfe seines Handtuchs machte er sich außerdem andauernd kalte Umschläge auf die wunde und entzündete Narbe des Operationsschnittes. So saß er, bis es dunkelte, so saß er die Nacht hindurch beim klaren Sternenhimmel, rauchte eine Pfeife nach der andern und sann über seine Lage nach.

H. war sonst eine bedächtige, etwas langsame Natur. Der Drang, der Gefangenschaft zu entfliehen, und die feurige Natur des Hauptmanns G. hatten ihn bewogen, dessen Fluchtplan beizustimmen. Aber schon während des mühseligen Marsches waren ihm Bedenken aufgestiegen, ob der Plan, die Küste des Japanischen Meeres zu gewinnen, auch gut war. Wenn man sie nun auch glücklich erreichte, was dann? Des Hauptmanns Hoffnung und Plan, mit einem Segelboot an der Küste entlang bis in die Höhe von Wladiwostok zu fahren und dort einen neutralen Dampfer abzupassen, wurden immer aussichtsloser und abenteuerlicher, je länger er darüber nachdachte. Nein, das wollte er nicht mehr mitmachen. In den stillen Nachtstunden reifte in

ihm ein andrer Plan, der ihm aussichtsreicher schien. Er wollte zurück, den Ussuri aufsuchen und von da aus die Grenze der nahen Mandschurei gewinnen. Einmal dort, durfte er auf Unterstützung der Chinesen hoffen. Daneben erwog er auch noch die Aussichten, die sich boten, wenn er etwa die nächste Eisenbahnstation aufsuchte und mit Güterzügen nach Nikolsk-Ussurisk und von da in der Richtung nach Harbin fuhr. Er wollte sehen, wie der Zufall es bringen würde. In seiner Kleidung sah er ja wie ein Russe aus, und so viel verstand er von der Sprache, um sich durchzuschlagen.

Gegen Morgen schlief er doch vor Müdigkeit ein. Es mochte wohl schon Mittag sein, als er erwachte. Er besah seine Füße. Das Wasserbad hatte ihnen gutgetan. Auch die wunde Stelle auf dem Leib hatte sich durch die nassen Umschläge gebessert. Er setzte seine Wasserkur noch bis zum Dunkelwerden fort, schlief die warme Nacht hindurch prächtig und brach am nächsten Morgen frühzeitig auf. So gut es ging, hatte er Leib und Füße verbunden und zog nun vorsichtig schreitend talabwärts. Der Weg stand für ihn fest. Immer dem fließenden Wasser nach, so mußte er schließlich in die Ebene und an einen Fluß kommen, der die Eisenbahn kreuzte und in den Ussuri mündete.

Das Gewässer, dem er folgte, vereinigte sich nach mehreren Stunden mit einem von links heraneilenden stärkeren Wasser. Beide vereinigt, flossen jetzt durch ein wildromantisches Tal, das H. öfters an die Täler der Harzbäche erinnerte. Nur der schöne deutsche Wald fehlte.

So war es Nachmittag geworden. Es war für ihn höchste Zeit, seinen Füßen eine längere Rast zu gönnen. Eine geeignete Stelle war bald gefunden. Das Flüßchen — so konnte man es schon nennen — umfloß eine mit Sträuchern bewachsene Insel. Der eine Arm war wasserreich, der andre wohl nur bei höherem Wasserstande gefüllt. Jetzt führte er nur wenig Wasser, das Bett war meistens mit Geröll und Kies bedeckt. An der unteren Spitze der Insel lagerte er im Schatten der Sträucher. Ein Feuer war rasch angezündet, er schöpfte in seinen Teekessel Wasser, um sich Tee zu bereiten, und während der Kessel über dem Feuer hing, saß er auf einem Stein und starrte rauchend vor sich hin.

Da fiel so von ungefähr sein Blick auf den trockenen Grund des einen Flußarmes. Was konnte das sein, was da so in der Sonne blitzte? Ein Flußkiesel? Er stand auf und ging auf die Stelle zu. Es war ein gelbes Stück, wie seine Daumenkuppe groß, hart wie Metall, im Sonnenschein glänzend. Er drehte es hin und her — was mochte das nur sein? Ein Kiesel war es nicht. Etwa Gold? Es überrieselte ihn kalt. Er hatte noch nie dies edle Metall im Naturzustand gesehen. Großer Gott, war es möglich? Scheu blickte er sich um. War auch nicht etwa ein Mensch in der Nähe? Er nahm seinen Stock und wühlte in dem Geröll herum. Da war noch etwas, da wieder, dort auch. Mal kleiner, mal größer. Er sammelte bald eine Handvoll. Plötzlich dachte er an sein Feuer. Er riß es auseinander, zertrat den letzten Funken, damit ja kein Rauch verraten sollte, daß ein Mensch hier unten im Tal weilte. Und sie hatten doch die ganzen Tage hindurch in den Bergen kein menschliches Lebewesen entdeckt. Dann sank er wie erschöpft auf den Stein, auf dem er zuerst gesessen. Der Gedanke an das, was er gefunden hatte, machte ihn schwindlig.

Endlich wurde er ruhiger, er dachte nach. Wie kam Gold hierher, und war es hier in größeren Mengen vorhanden? Er betrachtete aufmerksam seine Umgebung. Die Ufer, die Berge waren felsig. Das Gold mußte in dem Gestein sitzen, und was er gefunden hatte, das war im Laufe der Zeiten wohl vom Wasser freigespült worden. Er überdachte, was er bisher alles über Goldfunde in Amerika, in Afrika und Australien gelesen und gehört hatte. Erzählungen über wilde Abenteuer in Kalifornien fielen ihm ein. Er stand wieder auf, ging zu dem wasserreichen Flußarm und untersuchte ein ausgewaschenes Becken unter einem der Wasserfälle. In solchen Becken mußte das schwere Gold ja liegenbleiben und sich sammeln. Seine Erwartungen wurden weit übertroffen. Auf dem Grunde des ziemlich tiefen Beckens lag das glitzernde Metall. Fast die ganze Mütze suchte er sich voll. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich seiner. Wie viele solcher Becken hatte er nicht schon passiert, wie viele gab es nicht noch flußabwärts?

Er blickte auf das felsige Ufer zu seiner Rechten. Ein, zwei, drei Meter, mal niedriger, mal höher stieg der nackte Stein empor, ehe er sich mit Vegetation bedeckte. Und in dem Stein sah er Adern laufen, verästelt wie ein Strauch mit seinen Zweigen, bald dünn und fein, bald bis zur fingerdicken Stärke anwachsend. Und diese Adern bestanden aus demselben gelbglänzenden Stoff. Er kratzte mit seinem Messer an dem Stein, um zu sehen, wie tief die Adern in ihn hineinführten. Er fand das Ende nicht. —

Es dunkelte schon, oben am Himmel erschienen die Sterne. H. saß immer noch auf seinem Stein wie ein Trunkener. Er fühlte keinen Hunger, keinen Durst, er fühlte nichts von seinen wunden Gliedern. Er wußte nur eins: er hatte Schätze gefunden, deren Wert sich gar nicht übersehen ließ. Und das in abgelegener, menschenleerer Gegend. Der Zufall hatte ihn hierhergeführt, wie der Zufall irgendeinem Glücklichen das große Los in der Lotterie beschert. —

So saß er die ganze Nacht bei dem Golde, das er zusammengesucht. Und als der Tag dämmerte, da wußte er, was er zu tun hatte. Er

wollte seinen Fluchtversuch nicht fortsetzen. Wußte er, ob der glücklich verlief? Und was nutzte ihm dann sein Fund hier, wenn er womöglich in den Steppen und Wüsten der Mandschurei dem Hunger, dem Durst oder Krankheiten erlag? Nein, er würde auf dem kürzesten Wege in das Lager zurückkehren. Gelang es ihm, unbemerkt hineinzukommen, dann war es gut. Erwischte man ihn, dann schadete es auch nichts. Er war ja freiwillig zurückgekehrt. Man würde ihn vielleicht einige Wochen in die Tjurma (Gefängnis) sperren. Die Zeit ging auch einmal herum. Und endlich mußte doch Frieden werden, der die Rückkehr ins Vaterland brachte. Und dann kam die Zeit, wo ihm sein Fund Früchte bringen mußte.

Leutnant H. hat getan, was er sich vorgenommen. An verborgener Stelle hat er zuerst das gesammelte Gold vergraben. Dann ist er frohen Muts talabwärts gewandert. Das Goldflüßchen mündete in einen größeren Fluß und dieser wieder in einen andern. Und dieser andre führte ihn nach dem Orte, wo Hauptmann G. die Lebensmittel gekauft hatte. Es war, wie er später feststellte, das Dorf Bjelewa am Chorfluß. Er kam in der Abenddämmerung dort an, aber es war noch hell genug, um zu sehen, daß am andern Ufer einige kleine Kähne lagen. Im Dunkeln durchschwamm er den Fluß, löste einen der Kähne und fuhr flußabwärts. Am nächsten Morgen hatte er mit Hilfe der Strömung und der Ruder ein gutes Stück zurückgelegt. Er fuhr auch seelenruhig am Tage weiter. Hier und da sah er einen Russen am Ufer fischen oder Bauern im Felde arbeiten. Sie kümmerten sich kaum um ihn. Am nächsten Tage sah er nicht allzu weit vom Ufer entfernt ein Dorf. Er verbarg seinen Kahn im Gebüsch, ging dreist in das erste Haus und kaufte von der Bäuerin Brot, Milch und Eier. Dann schlich er wieder unbemerkt zu seinem Fahrzeug zurück und setzte seine Reise fort. In den Nachtstunden passierte er die große Brücke, auf der die Eisenbahn Chabarowsk—Wladiwostok den Fluß überschreitet. Der Ussuri wurde glücklich erreicht und bald darauf der Amur. Eintretendes Regenwetter begünstigte seine nächtliche Fahrt den Strom abwärts an dem Dorfe Krasnaja-Rjetschka vorbei bis dicht oberhalb der ersten Häuser von Chabarowsk. Hier landete er, gab seinem Kahn einen Tritt und verbarg sich im Gebüsch, bis der Tag angebrochen war. Dann mischte er sich unter die Einwohner und trieb sich den Tag über, von keinem Menschen behelligt, im Chinesenviertel der Stadt herum. Nachmittags stieß er auf eine Abteilung von kriegsgefangenen Mannschaften, die nach dem Amur zum Baden geführt wurde. Geschickt schloß er sich ihnen an, badete mit ihnen und marschierte dann ruhig mit ins Lager, ohne daß es die wenigen Begleitmannschaften merkten. Im Lager offenbarte er sich dem ältesten österreichischen Feldwebel, der gern dafür sorgte, daß er in der Reihe der Mannschaften verschwand.

Im Januar 1921 endlich hat Leutnant H. die Heimat wiedergesehen. Sein Geheimnis hatte er bis dahin streng gehütet. Jetzt wandte er sich an verschiedene deutsche Geldmagnaten, um sie für seine Sache zu interessieren. Er erhielt überall eine Absage, meistens mit der Begründung, daß die politischen Verhältnisse im fernen Osten noch zu verworren seien, und man nicht wisse, mit welcher Regierung man einen Pachtvertrag abschließen solle. Diese Bedenken waren 1921 noch richtig. Gab es doch in Sibirien zu jener Zeit fünf verschiedene Republiken, teils weiß, teils rot, die sich gegenseitig bekriegten. Das ist anders geworden, nachdem im Jahre 1922 die Sowjet-Regierung die letzte weiße Republik Wladiwostok nach dem Abzug der Japaner unter ihre Herrschaft zwang. Seit der Zeit gibt es von der polnischen Grenze bis zum Japanischen Meer nur eine Regierung, und die sitzt in Moskau.

Es ist H. gelungen, im Sommer 1923 noch einmal Ostsibirien aufzusuchen und von Chabarowsk aus festzustellen, daß der Goldfundort noch immer unbekannt war. Nach mancherlei Abenteuern und Irrfahrten ist er im Dezember zum zweitenmal nach Deutschland zurückgekehrt. Ob es ihm aber gelingen wird, deutsches Kapital für eine Ausbeute jener Schätze zu gewinnen, scheint bis jetzt zweifelhaft.

Alle Nachforschungen nach seinen beiden Gefährten, Hauptmann G. und Oberleutnant M., sind bis heute erfolglos geblieben. Sie scheinen ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlt zu haben.

Heimat / Von Charlotte Lange

Ich habe keine Heimat
Als dich —
Nun laß mich ruhn
Bei dir.
Müde bin ich vom Wandern.
Ich habe Gebirge erstiegen
Und bin durch Ströme geschwommen —
Lang war der Weg.
Aber nun bin ich in dem Lande,
Das mein ist.
Und wenn in deinen Straßen
Ich betteln muß,
Ich will es auf mich nehmen.
Und wenn ich Ähren lesen soll,
Wo andre reiche Garben ernten,
Es sei mein Los.
Denn du bist meine Heimat,
Und ich lasse dich nicht.

Der junge Szawary

Ein kleiner Roman von Hermann Lint

II (Schluß)

Alexandra von Korneliß war nicht in einem der großen St. Moritzer Hotels und Kurhauspaläste abgestiegen, auch nicht im Suvretta-Haus, das sie immerhin wegen seiner herrlichen Lage oberhalb des Silvaplanasees gelockt hätte. Es zog sie in das ruhigere Quartier eines Alt-Engadiner Bauernhauses, das etwas oberhalb des St. Moritzer Kulms lag. Sie konnte hier für sechs Wochen eine kleine Zimmerflucht, bestehend aus einem geräumigen Schlafzimmer, einem »schweizerisch« eingerichteten Salon und einem daran grenzenden kleineren Nebengemach, mieten und kam sich behaglicher vor als in den vornehmen Hotelkasernen. Dazu boten ihr diese Räume Gelegenheit, Freunde und Bekannte, die sie aus vielen Ländern her und durch Beziehungen ihres Mannes — er war Diplomat gewesen — kannte, zur Teestunde zu bitten und solche Nachmittage mit allem intimen Reiz des Zuhause zu umkleiden.

»Schon allein der Umstand, daß es in diesen Privathäusern Vasen gibt, viele, große und sogar hübsche Vasen, könnte mich den Hotels abspenstig machen,« sagte sie einmal lachend. »Es ist zu fade, wenn man in sein Hotelzimmer mit einem großen Strauß bunter Blumen zurückkehrt und ein Mädchen — noch dazu etwas mürrisch — einem eine kleine Blumenvase oder gar ein längliches Milchglas anbringt.«

Ja, Alexandra liebte Blumen. Und wiederum: sie liebte die Blüte gerade dieser Jahreszeit, des beginnenden Juni. Da sie das Engadin kannte, so wußte sie auch um die Stellen, an denen in dieser so seltsam beflorten Gegend die einzelnen Arten blühen, so etwa die großen, weißgelblichen Anemonen, die in silberhaarigen Büscheln abblühen, die Feuerlilien, die im Geröll stehen, der blaue und der gelbe Rittersporn und der violette, duftende Türkenbund. Ihre Zimmer waren voll von Blumen, ohne daß sich unförmige Bukette den Besuchern aufdrängten.

Dann war der Blick auf den See in diesen Zimmern. Der herrliche Blick aus den kleinen, eingegitterten Fenstern, wie sie Graubündner Häuser haben — denn es war ein wirkliches Bauernhaus, aber ein solches mit schneegeweißten Aufgängen und Vorräumen —, der Blick über den St. Moritzer See hinweg zu den Bergen hinauf, dem Corvatsch schräg gegenüber und der fast hügelig wirkenden Kette von Bergspitzen, deren letzte der Languard war. Seitlich lag ein kleiner Balkon, weniger vielleicht zum Aufenthalt geeignet, weil er ziemlich schmal war, aber fast eine Sehenswürdigkeit durch die breiten Kästen mit Engadiner Riesennelken, die ihre schweren Köpfe über die Brüstung hängen ließen.

Alexandra fühlte sich wohl in dieser Umrahmung. Und die Gesellschaft von St. Moritz sprach von den reizenden kleinen Zusammenkünften in der Casa Colbani.

Von den Szawarys hatte Alexandra in den ersten vierzehn Tagen nur einmal gehört. Daß Erich nicht schreiben werde, wußte sie im voraus. Sie brauchte nur daran zu denken, wie sich der Justizrat einmal Luft gemacht hatte: »Und diese Handschrift, gnädige Frau! Diese geradezu katastrophale Handschrift! Nicht einmal einen fehlerfreien Brief kann der Junge schreiben.« Das genügte sicherlich schon für Erich, um selbst seinen guten Willen, ihr zu schreiben, seinem Schamgefühl unterzuordnen. Damals hatte sie kaum auf die Worte des Vaters gehört. Jetzt kam es ihr wieder zum Bewußtsein, wie sehr er durch die krasse Offenheit, mit der er in andrer Gegenwart des Sohnes Schwächen preisgab, diesem das moralische Rückgrat entzweibrach.

Aber Sophie hatte einmal geschrieben, einen nicht sehr langen und unwichtigen Brief, den die Baronin sogleich beantwortete.

Erst durch ein andres Ereignis wurde Alexandra ganz plötzlich und sehr lebhaft an Erich Szawary erinnert. Sie las in einer Zeitung der Hauptstadt folgende Notiz: »Zu der Bekanntmachung im Anzeigenteil teilen wir mit, daß der Sohn des hiesigen Rechtsanwalts und Justizrats Szawary seit etwa vier Tagen verschwunden ist. Da der siebzehnjährige junge Mann, der bisher keinen Beruf hatte, in letzter Zeit ziemlich stark an nervösen Krankheitserscheinungen litt, so liegt die Möglichkeit nahe, daß er planlos in der Stadt umherirrt. Auch ein Verbrechen ist nicht ausgeschlossen, ebenso ist es möglich, daß Erich Szawary, der wahrscheinlich eine Waffe bei sich hatte, seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht hat.« Es folgte eine genaue Beschreibung des Jungen und eine Zeile der Teilnahme für die schwerbesorgten Eltern.

Alexandra starrte wie betäubt zu den Bergen hinaus, deren Konturen sich unter dem wolkenlos blauen Himmel zackig abhoben. Sollte das das Ende Erich Szawarys sein? Sie spürte ganz deutlich, wie etwas Zusammenpressendes in ihr aufstieg. Hatte sie ihn im Dahinleben hier oben nicht eigentlich fast vergessen gehabt? Hätte sie ihm nicht schreiben sollen, lange und warme Briefe, war sie ihm das nicht schuldig, nicht sich selbst schuldig geworden? Sie dachte jetzt daran, in welcher kritischen Situation er zurückgeblieben war. Mit der unmittelbaren Aussicht, in die Zwangserziehung gesteckt zu werden. Hatte es ihn nicht vielleicht nach einem tröstenden Briefe von ihr gedürstet, auf den er harrte und wartete, täglich vielleicht wartete, und der nicht kam? Warum hatte sie ihm nicht geschrieben? Warum

hatte sie nicht dem Justizrat geschrieben, mit allen Entscheidungen wenigstens zu warten, bis sie zurückkäme? Warum hatte sie ...

Plötzlich glaubte sie es zu wissen.

Sie hatte nicht geschrieben, weil das Schicksal des Jungen zu den mannigfachen Dingen gehörte, die wohl ihr warmes Gemüt erregten und zu beschäftigen vermochten, aber keine tieferen Bindungen in ihr hinterließen. Da war die nervenkranke Mutter des im Kriege gefallenen Oberleutnants von Z., deren Schmerz sie nahestand, da war Marion von B., die zwischen schweren Entschlüssen in ihrer Ehe kämpfte, da war der Geheimrat P., den sie seines körperlichen Leidens wegen besuchte — und alle diese und andre Menschen genossen genau so wie der junge Szawary ihre Anteilnahme, ihr vernünftiges und doch erwärmendes Wesen, ihren Rat und ihren Scharm. Aber sie selbst fühlte sich nirgends so verankert, daß das Leiden dieser Menschen irgendwelche inneren Verkettungen in ihr herbeigeführt hätte. Vielleicht lag das an ihrer Art, alle diese Dinge mit einem wirklich bezaubernden Aufwand von Liebenswürdigkeit und Mitgefühl hinzunehmen, aber doch eben mehr wie etwas im besten Sinne Gesellschaftliches, nicht zu ihrem persönlichsten Leben Gehörendes zu betrachten. So hatte sie Erich zurücklassen können, ohne sich eigentlich darüber klar zu werden, was dem Jungen in der Zeit ihres Fernseins wirklich fehlen mochte. Sie fühlte jetzt etwas in sich aufsteigen, was ihr wie Vorwürfe vorkam. Und noch etwas andres glaubte sie zu spüren. Etwas wie einen Wunsch, eine Sehnsucht, daß dieser junge Mensch nicht für immer aus ihrem Gefühl ausgelöscht werden möge, ein ganz starkes Verlangen, ihn wieder zu trösten, ihn beruhigen zu können, eine Reue, es nicht schon stärker getan zu haben ...

Sie wollte am Abend an Sophie schreiben. Eine geplante Unterhaltung im Hotel du Lac sagte sie kurzerhand ab.

Aber die Worte wollten ihr nicht in die Feder fließen. Immer wieder sah sie hinaus in die dunkle Landschaft, über der sich die klaren Sternbilder breiteten. Was sollte sie schreiben?

War es eine »Erlösung«, daß er vielleicht nicht mehr lebte? Oder sollte sie der Mutter Beruhigendes sagen, daß er wieder zurückkehren werde, daß die schlimmste Furcht unberechtigt sei?

Sie schwankte hin und her. Ihr eignes Gefühl, das sich immer mehr zu etwas Schmerzendem ausbreitete, schien sich zwischen jede Entscheidung zu stellen. Sollte man diese Eltern »trösten«, die im Grunde vielleicht gar keines Trostes bedurften? Die vielleicht nicht einmal einen Trost verdient hatten? Da war es wieder, was sie im tiefsten aufrührte. Es lag nichts Versöhnliches über dem Tode dieses Jungen, wenn er ihn gesucht hatte — es lag etwas Entsetzliches, Grauenvolles darüber, etwas, was hätte aufgehalten werden können.

Sie raffte sich endgültig auf. Setzte die Feder hart und bewußt auf das Papier und schrieb an Sophie, was jeder nähere Bekannte auch geschrieben hätte.

Den nächsten Vormittag verbrachte sie wiederum abseits aller Menschen. Sie machte einen Spaziergang oberhalb der Weiden, die sich vom Kulm-Hotel erheben, in eine wenig begangene Gegend.

Als sie gegen zwölf Uhr die Casa Coldani betrat, kam ihr das Mädchen mit einer Botschaft entgegen. Es sei ein junger Herr dagewesen. Er habe sehr bedauert, die Frau Baronin nicht angetroffen zu haben. Erst habe er oben warten wollen, habe dann aber gemeint, es sei der Frau Baronin vielleicht lieber, wenn er später wiederkomme.

Alexandra war zusammengefahren. Zwar hatten verschiedene ihrer Bekannten Söhne im Alter Erichs, und es war auch vorgekommen, daß dieser oder jener von ihnen ihr eine Einladung oder Absage übermittelte, aber ein paar rasche Fragen schienen ihr immer wieder darauf hinzudeuten, daß es keiner dieser jungen Leute gewesen sein konnte, der vorgesprochen hatte. Sollte es wirklich Erich gewesen sein? Aber das war ja ganz unmöglich! Schon der weiten Reise wegen unmöglich.

Sie brachte kaum einen Bissen des Gabelfrühstücks über die Lippen, das sie mit ein paar andern Gästen des Hauses im Souterrain einnahm. Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht aufzuzucken, wenn die Glocke draußen geläutet wurde.

Und etwa eine Stunde später war das Unbegreifliche wirklich geworden.

Erich Szawary stand vor ihr — oben im Salon.

Er stand da mit gesenktem Haupte, ohne Worte und in seiner Sprachlosigkeit bis zur Demütigkeit herabgesunken.

Sie hat später noch oft an diesen Anblick zurückgedacht. Sie hat ab und zu später ein Buch ergriffen, in dem Gedichte standen und ein eigentümliches Gedicht — »Vergebliche Heimkehr« benannt —, daraus immer wieder und wieder gelesen, das so lautete:

Heimkehren wollt' ich, wie die Vögel es wollen,
Südlichen Fluges und glücklicher Wiederkunft,
Heimkehren wie Bauern von fremden Schollen
Mit Sehnsucht nach dem Friedevollen,
Das höher ist als alle Vernunft.

Heimkehren und wieder bei ihr sein.
Wenn der Zeiger ins Dunkel flieht,
Wenn das verdämmernde Benedei'n
Der Abendglocken ins Lautlossein
Zweier schweigender Menschen zieht.

Und ich trat an die Tür und hub an zu lauschen.
Und da war nichts, was sich dem Lauschenden bot.



Adele von Finck: Blumenstrauß

Denn mein Herz war zu laut im eignen Rauschen;
Ein Schwellen, wie seidne Gewänder sich bauschen,
Hielt es mit Heftigkeit überloht.

Doch als ich den Türgriff fester faßte,
Geschah es wie nach langer Gewalt,
Geschlag'ne Männer, junge, erblaßte,
Daß man nicht sähe, was ihnen laste,
Ein Lächeln haben: demütig und kalt.

Ja, so stand er da. Sie aber, die Baronin Alexandra von Korneliß, war verwirrt von den Wellen, die auf sie eindrangen. Sollte sie glücklich lächeln, von der Sorge um den tragischen Tod des jungen Menschen befreit? Sollte sie ihr Erstaunen, ja fast ihre Beklommenheit zeigen, ihn hier zu sehen? Sollte sie ihn fragen, wie er hierhergekommen und ob er hungrig sei? Oder etwa gleich: was nun werden solle?

Erich bewegte die Lippen. »Es ist gewiß sehr unrecht, Frau Baronin, Sie hier aufzusuchen, Ihnen vielleicht Unannehmlichkeiten zu bereiten, aber ...«

Sie fühlte eine Erleichterung darüber, daß er gesprochen hatte. »Sie müssen mir alles in Ruhe erzählen, Erich,« sagte sie so sanft gefaßt, wie man zu einem Kranken spricht.

Erich begann auch sogleich alle Einzelheiten seiner Flucht zu berichten.

Nach einer Szene mit seinem Vater, der wieder und alles Ernstes mit dem Jugendgericht und der Zwangserziehung gedroht hatte, beschloß er, auf und davon zu gehen. Er hatte nur ein kleines Reiseköfferchen mitgenommen, in das er seine besten Kleidungsstücke legte, und das jetzt am Bahnhof unten abgegeben war. Fleck brachte er zu einem Freunde, dem er das Vertrauen schenkte, den Hund einigermaßen gut zu versorgen.

»Ich dachte nur immer daran, wie ich zu Ihnen könnte ... Sie wiedersehen und mit Ihnen sprechen könnte, Frau Baronin ...«

Er schilderte genau seine lange und sicherlich nicht unbeschwerliche Reise. Sein letztes Taschengeld und was er sich bröckelweise zusammengespart hatte — »denn«, wie der Vater immer gesagt hatte, »der Junge hamstert sich etwas zusammen, um eines Tags durchzubrennen« —, reichte selbst für eine Fahrt im Personenzug und in der dritten Klasse nicht ganz aus. Er borgte etwas hinzu. Und dann kam die lange Reise über Süddeutschland und den Bodensee an die Schweizer Grenze, über die er sich ohne Paß hinüberschmuggelte.

»Und dann ... und dann ... Frau Baronin ... kam die Fahrt hier hinauf, die herrliche Fahrt die Berge hinan von Chur über den Albulapaß ...«

Er hatte plötzlich seinen Ton verändert. Während er bisher seine Erzählung fast etwas mechanisch und in leisem Tonfall vorgebracht hatte, fingen seine Worte jetzt zu leuchten an, als er von den Bergen, den Tunneln, den Schluchten, den Hängen mit Blumen und Stauden und den großen Kurven und Biegungen der Bahnstrecke sprach.

Die Baronin mußte schließlich seine Erzählung, die sich immer mehr in Einzelheiten verlor, unterbrechen. »Aber was soll nun werden, Erich?« sagte sie. »Sie müssen doch wieder zu Ihren Eltern zurück. Wir müssen sie benachrichtigen ...«

Erich hatte plötzlich seine Erzählung abgebrochen. Der Glanz auf seinem Gesicht war verflogen. Zwei geängstigte Augen sahen die Baronin an. Fast flehentlich. »Das werden Sie doch nicht tun?« fragte er. »Wenigstens doch nicht gleich?«

Er schien gar nicht auf den Gedanken zu kommen, daß seine Eltern sich ängstigen könnten. »Sie sind doch im Grunde genommen froh, daß ich fort bin ...«, sagte er mehrere Male, als Alexandra von Korneliß ihm die Folgen seiner Flucht vorhielt.

Und dann fing er an, zu bitten. Sie möge ihn nicht fortschicken, wenigstens ein paar Tage dabehalten ... ihn nur nicht fortschicken.

Als er fühlen mochte, daß Alexandra mit sich kämpfte, diesem Jungen eine Bitte zu erfüllen, die ja schließlich unter den einmal gegebenen absonderlichen Verhältnissen begreiflicher wurde, sank er vor ihr auf die Knie und tastete nach ihren Händen.

Die Baronin war auf diesen, den Jungen anscheinend übermannenden Ausbruch nicht gefaßt. Sie fühlte selbst, wie ein immer größeres Mitgefühl in ihr aufstieg.

Sie bedeutete ihn, sich zu erheben, was er auch sogleich tat. Dann sagte sie mit einigem Ernst: »Es wird mir nicht leicht, Erich, Ihre Bitte zu erfüllen. Aber ich muß einsehen, daß es vielleicht hart wäre, Sie jetzt gleich und ohne weiteres nach Hause zurückzuschicken. Sie wissen ja, daß ich Ihre Lage immer etwas anders angesehen habe als Ihre Eltern ... Aber das müssen Sie mir versprechen, Erich: zurück werden Sie fahren, spätestens wenn ich St. Moritz verlasse, also etwa in vierzehn Tagen. Was Sie dann Ihren Eltern sagen werden, müssen wir überlegen. Vielleicht, daß Sie angeben, irgendwo auf dem Lande bei Bekannten gewesen zu sein. Sie werden selbst einsehen, daß es recht eigentümlich gedeutet werden könnte, daß Sie gerade hier hinauf — und zu mir — geflüchtet sind. Man könnte meine Parteinahme für Sie als eine Aufmunterung auffassen, Sie von Hause fernzuhalten, und einen solchen Verdacht wollen gewiß auch Sie nicht auf mich laden.«

Erich hatte den Blick zu Boden gerichtet und antwortete nichts.

»Sie werden mir also versprechen, in vierzehn Tagen nach Hause zurückzukehren, und Sie werden mir noch etwas andres versprechen. Diese Flucht, diese abenteuerliche Reise und schließlich Ihr Aufenthalt hier oben, der gewiß vieles Schöne für Sie bringen wird, muß in Ihnen den Entschluß reifen lassen, ein neues Leben zu beginnen, wenn Sie zurückkehren nach der Hauptstadt ... Geben

Sie mir, wenn ich Sie hier aufnehme, Ihre Hand darauf, daß Sie zu Ihren Eltern zurückgehen werden und versuchen wollen, einen Beruf zu ergreifen!« Sie streckte ihm die Hand entgegen.

Erich zögerte, aber er ergriff die Hand nach einer Sekunde und stammelte etwas von Dankbarkeit.

Dann, als ob er sich aus der immer noch gedrückten Stimmung risse, eilte er an das Fenster. »O da ... da!« rief er aus. »Dieser wundervolle Blick, dieses Dunkelblau des Sees! Wie schön Sie hier wohnen!«

Die Baronin konnte jetzt zum ersten Male lächeln, seitdem er in das Zimmer getreten war. Es war doch trotz aller melancholischen Eigenart in diesem Jungen so viel Frische, es konnte so viel Temperament aus ihm heraussprudeln.

Sie klingelte. Und als das Mädchen eintrat, sagte sie: »Ich habe Besuch bekommen, Nina. Der Sohn meiner besten Freundin wird eine Zeitlang bei uns bleiben, um sich zu erholen ... Sagen Sie Frau Coldani, sie möchte doch ein Zimmer für ihn richten.«

Das waren leuchtende Tage. Tage mit großer Mittagsglut und kühlen Engadiner Abenden. Noch niemals hatte Alexandra von Korneliß einen Menschen, geschweige denn einen jungen Menschen kennengelernt, der mit so hohem Feuereifer alle Schönheiten der Natur in sich auffog. Sie hatte im Gegenteil vielfach die Erfahrung gemacht, daß Eltern über eine gewisse Gleichgültigkeit ihrer Kinder gegen Naturschönheiten klagten.

Es ist fehlerhaft von Eltern, zu meinen, daß die Natur die Kinder ebenso überraschen, fesseln und beschäftigen müsse wie Erwachsene. Auch die Genüsse der Natur haben ihre Tiefen und Unverständlichkeiten, ihre Umwege und Erfahrungen, die erst gelernt sein wollen. Das bloße Auge genügt nicht zum Genießen, nicht einmal immer bei Kindern zum Erstaunen. Kinder spielen manchmal lieber einen ganzen Nachmittag im Vorhof eines Hotels ein wildes Spiel, als daß sie sich Berge oder Hänge beschauen. Sie hantieren zuweilen viel lieber mit einem Schmetterlingsnetz, als daß sie einen Wasserfall besichtigen, und selbst halberwachsene Jungen interessieren sich zumeist weit mehr dafür, eine Landschaft photographieren zu können, als sie zu betrachten. Diese gewisse Kälte der Nicht-Erwachsenen gegen beschauliche Genüsse ist ein wohl »natürliches« Zeichen ihrer Jugend, dem alles Beschauliche noch fern liegt.

Darum hatte die Baronin oft genug Eltern darüber klagen hören, daß es gar nicht so leicht falle, halberwachsene junge Menschen auf Reisen zu zerstreuen, und es war ihr einige Male vorgekommen, daß eine Mutter gejammert hatte: »Denken Sie nur, meine Kinder fragen jeden Tag: Wann geht es nach Hause zurück?«

Erich Szawary aber bebte vor Entzücken über alles, was sich ihm hier auftat. Er, der zu Hause jedem Plänemachen abhold war, saß des Abends über kleinen Prospekten, die er sich in den Hotels zusammengesucht hatte, und überflog die Umgegend.

Der Berninapaß und die Alp Grüm, von der man ins Tessiner Tal bis Bormio hinabsah, der Julier mit seinem eigenartigen ragenden Aufbau und der gerundete Corvatsch, der Rosegg- und der Morteratsch-Gletscher, die Gruppe der drei, nur durch schmales Land getrennten Seen, die am Maloja endeten, die kleinen Dorfschaften Kresta und Celerina, das Tal des Inns nach Schuls und Tarasp zu — das alles waren für ihn bald geläufige Einzelheiten geworden. Er fühlte sich in diesem Lande heimisch werden, und es war, als ob er instinktiv zunächst damit anfing, die neuen Namen zu behalten.

Ebenso fesselte ihn alles, was die Blumenliebe der Baronin betraf. Er jammerte, daß die frühen Enzianen verblüht seien, und freute sich der letzten Alpenrosen. Er trug ihr Blumen zu, die er, der jetzt früh aus dem Bette sprang, schon vor dem Frühstück an irgendeinem nahen Felsen gepflückt hatte.

Und Alexandra?

Sie hatte auf ihren weiten Spaziergängen und Ausflügen stets Begleiter gehabt. Man riß sich in der St. Moritzer Gesellschaft darum, in der Nähe der schönen Frau sein zu dürfen, und bemerkte es immerhin mit einigem Verdruß, daß von jetzt ab Frau von Korneliß mit dem jungen Sohn der Freundin ihre Wege unternahm.

Sie aber verglich die leichte und harmlose Art, mit der Erich neben ihr herging, ihr zuhörte und sie ausfragte, mit der immer etwas steifen, dann aber auch wiederum trotz aller gesellschaftlichen Manierlichkeit etwas übertriebenen und geschäftigen Beflissenheit, mit der jüngere Herren oder betagtere Männer sich bei solchen Gelegenheiten benahmen. Sie schwatzte nicht gern Allotria, wenn sie an den wundervoll satten Hängen des Heutals entlang ging und am liebsten einer schweigenden Hingabe an die herrliche Einsamkeit dieser baumlosen Gegend von Weide und Duft verfallen wäre. Sie sprach aber auch nicht gern über Strindberg und Wedekind, über französische Politiker und deutsche Gelehrsamkeit, englisches Hockey und amerikanische Gesellschaft, wenn sie am rauschenden Wasser des Bernina oder am Inn-Falle stand und am liebsten alle Sprache von dem Geräusch der Flüsse, die so viel fließender waren als Worte, übertäuben ließ.

Aber Erichs Begleitschaft war anders.

Er war für diese fast schon ein wenig resignierte und sicherlich einsam empfindende Frau wie die Natur selbst: behende und naiv, voller Entzücken und voller Genußfreude, voller einfacher ungekünstelter Natürlichkeit.

Sie dachte zuweilen: Warum kann dieser junge Mensch nicht immer um mich sein? Warum

drängt sich zwischen die Harmlosigkeit unsers Zusammenseins das Leben mit seinen Unberechenbarkeiten? Es kam ihr vor, als ob sie den jungen Erich Szawary hier oben mit ganz andern Augen sähe als bei ihrer Abfahrt aus der Großstadt. So etwa wie ein Adler in den Lüften, zwischen zwei Wolken schwebend und in wundervoller Freiheit die Balance haltend, etwas ganz andres ist als das kauernde Tier im Käfig.

Hier schien es jedenfalls kaum etwas Verletzendes oder Störendes in Erichs Wesen zu geben. Seine Zuvorkommenheit wurde von allen Freunden bewundert. Seine Manierlichkeit fiel selbst Fernstehenden auf. Seine Bescheidenheit unterschied ihn von manchem der lauten und vorwitzigen jungen Leute, die in St. Moritz ihre Ferien verbrachten. Ihr selbst gegenüber war er stets heiterer Laune, stets bereit, auf alle Pläne einzugehen, niemals enttäuscht, wenn sie plötzlich Pläne umwarf, einen Ausflug kürzte oder ganz aufgab. Er hatte ein offenes und gutes Auge für alles Besondere in dieser Gegend, zum Beispiel für die kleinen romanischen Kirchen und verfallenen Türme aus der Römerzeit, für die Stile der Bauernhäuser und die Gärten mit den Engadiner Felsblumen, die hier und dort sorglich von den Graubündner Frauen gehegt werden.

Alexandra empfand die völlig ungekünstelte Art, in der er sich ausdrückte, den Freimut, mit dem er immer wieder Fragen an sie stellte und sich belehren ließ, als wohltuend. Sie hatte in letzter Zeit so viele Menschen kennengelernt, die entweder widersprachen, um interessant zu sein, oder alles bestätigten, um devot zu erscheinen.

Es ist zu begreifen, daß die Baronin, von diesen Empfindungen beherrscht und immer stärker ergriffen, nur ungern und selten Dinge berührte, die dieses harmonische Beieinandersein stören mochten.

In den ersten Tagen hatte sie noch dann und wann von den Eltern, von Erichs Flucht, von seinem Versprechen, nach seiner Rückkehr einen Beruf zu ergreifen, gesprochen. Erich hatte das immer still und meist mit gesenktem Kopf angehört, ohne sie anzusehen. Nur manchmal flüsterte er: »Ja, Sie haben recht, Frau Baronin ...« oder etwas Ähnliches. Sie hatte das Gefühl, daß sich sofort ein schweres Gewölk auf die Helligkeit dieses Hierseins legte, wenn sie ihm von diesen Dingen sprach. Nicht, daß er diese Gespräche und Erinnerungen mürrisch oder gar ärgerlich aufnahm. Aber eine Schwere, eine Trauer legte sich in seine Gesichtszüge, die Alexandra fast erschrecken machte. Und da sagte sie sich: Warum dem Jungen diese Tage vergällen? Diese wenigen Tage, in denen er vielleicht einmal in seiner Jugendzeit das Leben ohne Ketten genießen konnte? Warum sollte er sich nicht auf wenige Wochen des dunklen unfrohen Hintergrundes entledigen, der doch nun einmal sein ganzes bisheriges Leben überschattete? Warum sollte sie moralische Nöte in das blaue Bild dieser seiner Sommertage werfen? Warum sollte sie ihn nicht leben lassen ohne die Gedanken an Zukunft — Beruf — Rückkehr in das Einerlei des Alltags?

Und warum sollte sie sich selbst die Freude an dem Genießen dieses jungen Menschen verderben, indem sie ihn dauernd an die kommenden Sorgen und Pflichten gemahnte? Warum sollte sie erzieherhaft werden, die ihm gegenüber so ganz unerzieherisch empfand? Warum sollte sie magisterlich werden, sie, die nur sein Vertrauen und seine Freiwilligkeit suchte?

Es war ihr nach einiger Zeit, als ob Erich ihr Empfinden verspüre.

»Sie sind der einzige Mensch, der mich noch niemals gequält hat,« sagte er. »Ich möchte immer bei Ihnen sein ... einfach bei Ihnen sein.«

Sie hatte mit einem Scherz erwidert, den er aber nicht auffing. Gedanken schienen über seiner Stirn zu liegen, die sie nicht erriet. Rasch wandte sie das Gespräch auf etwas andres.

Aber wie sich die Tage vorwärtsschoben, war es doch unvermeidlich, daß der Termin der Rückreise Gestalt annahm. »Noch acht Tage« ... »Noch sechs Tage« ... »Nur noch vier Tage« begann Erich zu rechnen.

Sie beschlossen, ehe die allerletzten Tage herankamen, noch einen Tagesausflug nach dem Berninapaß zu machen.

An einem wolkenlosen Tage, der das Dunkelblau des südlichen Himmels hatte, saßen sie gegen Mittag schon auf einem Hange, von dem man das ganze Tal übersehen konnte. Diese menschenleeren Seitentäler der Engadiner Pässe, durch die sich nur ein von oben winzig schmal scheinender gewundener Weg zu ziehen pflegt, sind vielleicht das größte Entzücken dieser Landschaft. Kein Baum, kein Haus, keine Hütte wird sichtbar. Nur Einsamkeit zwischen hohen Bergen und der Flucht hellbesonnter, ganz kurzgrasiger Weiden, von denen der Duft des Thymians und Gebirgsklees weht. Man liegt hier abwärts ausgestreckt, mit dem Auge irgendeiner schneeigen Kuppe zu, blinzelnd und träumerisch.

»Geben Sie mir ein Taschentuch aus dem Körbchen, Erich,« sagte die Baronin, »ich möchte mich nicht die letzten Tage noch besonders verbrennen lassen.«

Sie legte das zierliche Batisttaschentuch mit dem gestickten Monogramm über ihr Gesicht, schloß die Augen, ohne jedoch sogleich in Schlaf zu sinken.

»Wollen Sie nicht auch ein wenig die Augen zumachen, Erich?« fragte sie nach einer Weile. »Man kann hier so wundervoll träumen ... fast, als ob man schon da oben wäre, wo nur noch Bläue ist.«

»Ich möchte lieber neben Ihnen sitzen,« sagte Erich.

Sie spürte jetzt, wie ein plötzlicher Windstoß ihr Taschentuch erfaßte und mit sich riß. Sie öffnete

aber ihre Augen nicht, einer fast unbezwinglichen Müdigkeit nachgebend. Dennoch merkte sie, daß Erich aufgesprungen war und nach einer Weile wieder zu ihr herantrat. Sie fühlte, wie er das Taschentuch wieder über ihr Gesicht legte.

Aber jetzt nimmt er es wieder fort, sacht, vielleicht mit einer Fingerspitze. Sie spürt plötzlich etwas Warmes auf ihrem Gesicht. Sie spürt zwei Lippen auf ihrem Mund ... Es ist ihr, als ob sie sich rasch aufrichten müsse, als ob sie Erich zurechtweisen müsse, mit ein paar kurzen, entscheidenden Worten ... Aber sie läßt ihn gewähren und weiß selbst nicht warum. Es durchzuckt sie der Gedanke, daß dieser Kuß vielleicht etwas ganz Kindhaftes, etwas von kindlicher Zuneigung Durchglutetes sei. Da nimmt sie ihn auf, diesen zarten, seltsamen Kuß des Jungen. »Erich,« sagt sie ganz leise, »mein lieber, armer Junge ...«

Und nun geschieht etwas Unerwartetes. Erich klammert seine Arme um ihren Hals. Er liegt ganz dicht neben ihr. Sein Atem bewegt sich schwer, und sein Herz muß ihm bis in das Gesicht hinein klopfen. »Ich liebe Sie ...« hört sie ihn flüstern, »... ich liebe Sie ... Frau Baronin.«

Da richtet sich Alexandra auf. Es ist ihr plötzlich, als ob die Leichtigkeit der Natur um sie her versunken sei, als ob plötzlich aus den duftenden Matten und den zitternden Gräsern das schwere Leben sich erhöbe und alles überdecke. Und wieder findet sie nicht einmal eine Geste, ihn zurückzuweisen.

Sanft legt sie den Arm um seine Schulter. »Erich ...« sagt sie wieder, »... mein lieber Junge ... das darf doch zwischen uns nicht sein.«

Da sieht sie in ein erblaßtes Gesicht. Als ob diese schmalen und durchsichtigen Züge etwas von der Innerlichkeit einer Johannes-Figur trügen, etwas schon in der Jugend Vorgereiftes, von einem Leide Gezeichnetes. Da weiß sie, daß sie ihn jetzt nicht zurückstoßen, nicht mit erheuchelten Worten zurückweisen darf.

»Sie müssen vernünftig sein, Erich!« sagte sie. »Ganz vernünftig sein ... Wenn Sie mich liebhaben und vielleicht etwas mehr und etwas andres als eine bloße Zuneigung zu mir in Ihnen ist, so müssen Sie begreifen, daß das Leben schon durch den Unterschied des Alters eine Grenze zwischen uns gesetzt hat ... Nicht wahr?«

Sie stockte. Sie glaubte plötzlich zu spüren, wie aus ihrem Innern etwas heranstieg, was sie fast Lügen strafte ... Etwas, was sie zu erfüllen schien und was sie von sich stoßen mußte, so sehr es sie ergriff. Sie fühlte Zwiespalt. Und das war genug, sie auf das äußerste zu verwirren.

»Daß ich noch jung bin,« sagte Erich, die Augen zu Boden gesenkt, »das ist doch auch nur eine Äußerlichkeit, wie so vieles andre. Es ändert doch nichts an meiner Liebe ...«

Da nahm sie ihn sacht zu sich heran, griff mit der Hand in sein Haar und streichelte es, tastete nach seiner Hand und hielt sie eine Weile in der ihrigen.

So saßen sie wortlos eine Weile, die ihnen viel kürzer erschien, als sie in Wirklichkeit war.

Seit dieser Stunde war es, als ob sich ganz unsichtbar, und ohne mit irgendeiner Äußerlichkeit in Erscheinung zu treten, etwas Umstürzendes in ihnen zugetragen hatte.

Hatte Alexandra schon in all diesen Tagen das Gefühl gehabt, Erich Szawary nicht mehr als den entsprungenen Sohn des Justizrats Szawary und seiner Frau anzusehen, ihn hier oben aller Häßlichkeiten, die das Leben um ihn gelegt hatte, zu entäußern, ihn ganz auf sich selbst, auf seine menschlichsten Wesenheiten zu isolieren, so fragte sie sich jetzt, ob nicht auch jene Wallung der Liebe, die in ihnen beiden angebrochen war, das Sakrileg dieses Aufenthalts sein dürfe, ob nicht auch diese Liebe ein Anrecht habe, gegenüber allen Sitten und Meinungen der Welt in einer unantastbaren Reinheit genossen zu werden? Sollte sie leugnen, daß sie für Erich mehr empfinden konnte als nur Mütterliches? Sollte sie ihm vorlügen, daß seine Liebe eine wahnsinnige Verirrung sei, und daß er auch hierin einsam und allein sein werde? Sollte sie ihn in den einzigen Gefühlen, mit denen er sich voller Hingabe an das Leben warf, verletzen und von sich stoßen?...

Sie saßen jetzt abends auf dem Balkon und schauten in die mondhelle Nacht, die jede Berglinie silberhell abzeichnete. Wie es da oben an den Konturen der Berge zu vibrieren schien, so schien es ihnen, als ob ein Flackern, ein Hin- und Herleuchten zwischen ihnen sei, wenn sie sich an den Händen streiften oder Erich seinen Kopf an den Mantel Alexandras legte. Lautloses, abgeschiedenes Zusammensein ... Oder: ihre Blicke begegneten sich, wenn sie inmitten einer Teegesellschaft, die Frau von Kornelitz nicht hatte vermeiden können, inmitten des Geschwätzes und Gehabes einer eleganten Welt plötzlich wie in menschenleere Weiten sahen. Und bei alledem war etwas von gegenseitiger Heimlichkeit in ihrer Liebe, etwas von »Es-sich-nicht-sagen-wollen«, von »Sich-nicht-eingestehen-wollen«, wie laut es schlug und wie tief es rührte.

Ja, in allem war die Scheu vor dem Mysterium, daß eine Frau von über dreißig Jahren einen jungen Menschen von achtzehn liebte, und daß ein junger Mensch von achtzehn Jahren einer Frau zugetan war, die fast seine Mutter hätte sein können. Ist das nicht die keuscheste der Lieben, die -- weil sie ihre Unbegreiflichkeit der Welt gegenüber kennt — sich in sich selbst vergräbt und nur aus den zarten, unirdischen Schwingungen überweltlich fortbewegt wird? Ist das nicht die keuscheste?

Langsam aber und unbegreiflich schnell für sie beide näherte sich der Tag, an dem die Baronin St. Moritz verlassen wollte.

Sie hatte schon sowieso acht Tage zugegeben, und es waren schon drei Wochen geworden, seitdem Erich hier war. Sie hatte beschlossen, nicht mit ihm zu reisen. Vielmehr wollte sie mit einem Umwege über Maloja und die italienischen Seen einige Tage später nach der Hauptstadt zurückkehren. Erich mußte versuchen, sich wiederum ohne Papiere über die Grenze zu schlagen.

Manchmal überkam es sie, wie er seinen Eltern gegenübertreten werde. Wenn sie ihn fragte, machte er eine ausweichende Bemerkung. Er sagte etwa: »O, ich habe keine Furcht mehr vor dem Leben ... und auch nicht vor der Rückkehr.« Oder: »Es wird schon irgendein Abschluß kommen ... ich habe keine Angst.«

Sie wußte nicht recht, wie er das eigentlich meinte. Aber sie war so völlig erfüllt von dem Gedanken, nur jetzt nicht an jene Dinge zu rühren, die ja doch sehr bald wieder im Vordergrund seines Lebens stehen mußten, daß sie sich die Sorge um seine nächste Zukunft ganz aus den Gedanken zu schlagen suchte. Nur jetzt ... jetzt ... diese letzten Tage und Stunden sollte er ihr gegenüber sein wie er war, wenn alles, was die andern Menschen von ihm forderten, abfiel, wenn er nur der große liebe Junge war, der natürliche, heitere, unumwölkte junge Mensch, der er hier oben gewesen war.

Am Nachmittag, der ihrer Abreise voranging, stiegen sie noch einmal den Weg oberhalb des Suvretta-Hauses hinauf, von dem man die ganze St. Moritzer Landschaft übersah.

Da lagen die kleinen Seen, deren Blau so verschieden war, die Spitzen der Fels- und Schneeberge, die großen weißen, fast amerikanischen Hotelpaläste, Wege, die sie gemacht hatten, Ziele, die sie gesucht hatten, die Staazer Alp, die ihre Blumenlese gewesen war.

Etwas unbeschreibbar Sehnsüchtiges war zwischen ihnen beiden.

»Das letzte Mal ...« sagte Erich nach einer Weile.

Und dann sah die Baronin, wie ganz hell glitzernd Tränen über sein Gesicht rannen, große glitzernde Tränen.

»Es wird schwer für uns sein, Erich, das alles zu vermissen ... Und wir müssen es nicht nur missen, wir müssen es auch vergessen. Das ist vielleicht das Schwerste. Aber diese Liebe, die zwischen uns gewesen ist, und die das tägliche Leben und die Umstände, unter denen wir zurückkehren, wieder von uns nehmen wird, gehörte sie nicht zu dem Glück, das wir hier aneinander verlebten? Ist sie nicht so verwandt mit ihm wie der Duft mit der Gestalt einer Blüte? Ist sie nicht der Hauch, der Atem über dieser Blüte gewesen, muß sie nicht mit der Blüte verlöschen? Erich, Sie müssen es mir versprechen, unsrer Liebe versprechen: Sie tun diesem Glück keinen Zwang an, Sie zwingen dieses schöne, in sich vollendete Glück nicht in einen Rahmen, in dem es keine Stätte haben kann. Sie nehmen es als einen Stern in die Dunkelheit des Lebens hinein ... als einen Wegweiser ... als einen Stern, nach dem sie blicken werden, ohne ihn erreichen zu wollen?«

Sie spürte, was diese Worte bedeuteten. Sie spürte, daß ihre Stimme bei aller Sanftmut, die sie ihr verlieh, nicht die Fülle hergab, die das Grab, den Abschied überdecken konnte.

»Ich will es Ihnen zuliebe versuchen,« sagte Erich. »Ich danke Ihnen für alles und für Ihr Verzeihen!« Und er verbarg sein Gesicht in den Händen.

Am nächsten Tage brachte die Baronin den jungen Szawary bis nach Samaden, wo die Reisenden aus Pontresina in den St. Moritzer Zug umsteigen.

Erich machte einen betrübten Eindruck. Die Baronin versuchte ihn zu erheitern. Wenn die erste, gewiß nicht leichte Begegnung mit den Eltern überwunden sein werde, könnte ein neues Leben für ihn beginnen. Sie würde dann sofort nach ihrer Rückkehr bei ihnen anläuten und sich nach allem erkundigen. Dann müsse er bald mit Flecky zu ihr kommen, zu einem weiten sommerlichen Spaziergang nach Potsdam oder in den Wildpark hinein.

Erich lächelte matt. Er sprach so gut wie nichts. »Ich glaube, es ist jetzt alles vorüber ...« sagte er einmal.

Das Wetter hatte sich plötzlich zum Schlechten gewandt. Auf sieben Wochen leuchtenden Sonnenschein folgten jetzt anscheinend regnerische Tage, mit tief in die Täler herabhängenden Wolken und heftigem Wind. Die Bergführer prophezeiten starken Schneefall in den Höhen.

Gerade als der Zug aus St. Moritz in Samaden einlief, prasselte von neuem ein Regenschauer hernieder. Rasch brachte die Baronin, in einen Sportregenmantel gehüllt, den Jungen in den schon dastehenden, sehr überfüllten Pontresinaer Zug.

Dann eilte sie zu der kleinen Bahnhofshalle zurück, da es der Regen einfach unmöglich machte, unmittelbar auf dem ungedeckten Perron auf die Abfahrt des Zuges zu warten.

Erich stand an dem Fenster des Abteils. Sie sah seinen Kopf, diesen schönen melancholischen Knabenkopf, das schmale, jetzt etwas gebräunte Gesicht, das heute kaum ein Lächeln, kaum eine Bewegung hergab.

Sie wollte noch einmal zu ihm hin, ihm einen Kuß auf die Stirn drücken, ein glückliches Zeichen für die Heimfahrt ... Irgend etwas ganz Elementares schien sie zu packen.

Da setzte sich der Zug in Bewegung. Langsam, noch viel langsamer, als dies bei Bergbahnen der Fall zu sein pflegt. Und immer noch stand Erich

regungslos, die Augen auf sie gerichtet, nur Trauer in seinem Blick. Alexandra von Kornelitz bemühte sich zu lächeln, es kam ihr jedoch vor, als ob sich ihre Züge nur unnatürlich verzerrten. Er hatte ja recht, der Junge, dachte sie eine Sekunde lang. Sie griff nach ihrem Taschentuch und begann zu winken ... und der Zug entschwand an einer nahen Kurve aus ihren Augen.

Der Nachaufenthalt, den die Baronin in Promontognio, Cadenabbia und Lugano wählte, war für sie ohne innere Beruhigung. Manchmal schob sie ihre Unruhe auf das schlechte Wetter, das sie an die Hotels fesselte. Aber sie spürte gleichzeitig, wie es das Aufrührende um Erich war, das sie nicht losließ. Von dem Augenblick, da sie ihn in Samaden verlassen hatte, glaubte sie zu empfinden, daß sie ihm gegenüber nicht liebevoll, nicht aufrichtig genug gewesen war. Aber wie konnte sie bis zum Allerinnersten ihm gegenüber aufrichtig sein, da sie über ihre eignen Gefühle kaum im klaren war! Liebte sie Erich so wie sie als Frau einen Mann geliebt hätte? Oder war es das wundervolle Gefühl einer Einsamen, ganz zart, ganz ohne irdische Beschwerungen von einem jungen Menschen geliebt zu werden? Ihm die Welt zu bedeuten? War es das berauschende Gefühl, von ihm ganz naiv, ganz ohne das Bewußtsein der Begehrlichkeit geliebt zu werden? Und was sollte sie ihm sagen? Wenn sie sich mit lodernder Leidenschaft an ihn geworfen hätte, so wäre sie sich verächtlich und sträflich vorgekommen. Wenn sie es nicht tat, so glaubte sie zu empfinden, daß eine letzte, allerletzte Unwahrheit nicht getilgt wurde, daß eine Schranke zwischen ihnen blieb, die keine Berechtigung, keinen Sinn hatte, aber verwirrend auf den Jungen wirken mußte, weil sie ihm den Weg zu ihrer innersten Empfindung abriegelte. Warum hatte sie ihm am letzten Tage davon gesprochen, daß dieses Erleben hier oben seinen Abschluß finden müsse, daß in der Großstadt ihre Beziehungen wieder das sein müßten, was sie früher gewesen waren? Warum hatte sie ihn mit diesem Bilde fast wie ein Vormund zurechtgewiesen und etwas festlegen wollen, was doch einfach gar nicht durch ein so pedantisches Vorhaben festzulegen war? Warum war sie nicht von ihm geschieden mit dem Ausblick auf ein Weitererleben?

Die Liebe läßt sich nicht abgrenzen, dachte sie. Es gibt in der Liebe kein Bishierher. Eine Begrenzung der Liebe ist schon ihr Tod. Liebe ist noch logischer als die Logik, noch endgültiger, noch eindeutiger.

Und in diese qualvollen Reflexionen mischte sich wieder die Besinnung auf die Pflichten, die sie gegenüber dem Jungen zu haben meinte: ihr Wunsch, sein äußeres Leben glücklicher zu gestalten, aus ihm einen brauchbaren Menschen zu machen. Der Gedanke, ihn da oben eine Zeitlang ganz als Menschen zu haben und zu begreifen, durfte sie nicht verführen, die äußeren, aber unvermeidlichen Vorbedingungen seines Lebens zu vergessen. Sie durfte ihn nicht als einen bloß »Geliebten« an sich ziehen und bei sich halten. Oh, wie entsetzlich das klingt, dachte sie, warum konnte nicht gerade solche Liebe, die sich von allen Äußerlichkeiten löste, die die Menschen aller ihrer Vorurteile, aller ihrer Zwänge und weltlichen Verpflichtungen entkleidete, Bestand haben und als die reinste gelten? Warum mußte diese Liebe umgarnt sein mit Dingen, die vielleicht gar nicht zu ihr gehören mochten, mit solchen Fragen wie: Wer bist du? und Wie alt bist du? und Was hast du gelernt?

Es ist begreiflich, daß die Baronin, von solchen Empfindungen gequält, nicht die Beschaulichkeit fand, die Landschaft der italienischen Seen zu genießen, zumal da das Wetter sich durchaus nicht aufhellen wollte.

Als vom Gebirge immer wieder neue Depressionen gemeldet wurden, brach sie kurzerhand ihren Aufenthalt in Lugano ab und reiste schon etwa acht Tage nachdem sie St. Moritz verlassen hatte in die Großstadt zurück.

Sie atmete auf, als sie ihre Wohnung betrat, die auf das sorgfältigste gepflegt worden war und alle nur erdenkliche Behaglichkeit ausströmte.

Sie riß ein paar Briefe auf, die keine besondere Bedeutung hatten und deshalb nur flüchtig von ihr gelesen wurden.

Es war schon ziemlich spät am Abend. Am Nachmittag war der Briefträger mit einem Einschreibebrief dagewesen, den er in Abwesenheit der Baronin wieder mit sich nahm und morgen früh nochmals mitbringen wollte. Er sei aus der Schweiz gewesen, sagte das Mädchen. Vermutlich eins von jenen mannigfachen Schreiben, die ihr flirtende Verehrer nachzusenden pflegten, dachte Alexandra.

Kaum daß sie sich ihres Reisekleides entledigt und ihren tea gown übergeworfen hatte, ging sie an den Fernsprecher. Sie verlangte die Nummer der Szawarys.

Sophie war sogleich am Apparat. »Ach, Lexa,« sagte sie, »ich freue mich, wieder deine Stimme zu hören ... Ich wollte dir schreiben ... Aber ich vermochte es nicht, nachdem Erich fortgelaufen war ...«

»Ja, Sophie, es muß eine schreckliche, entsetzliche Zeit für euch gewesen sein,« erwiderte die Baronin, die aus dem immerhin ruhigen Tonfall, mit dem Sophie sprach, die Hoffnung schöpfte, daß der Streit, der nach Erichs Rückkehr unvermeidlich war, jetzt überwunden sein mochte.

»Wir haben uns ganz langsam an das Schreckliche gewöhnen müssen ... an die Ungewißheit ... an das Warten.«

Alexandra fühlte jetzt, wie etwas Unsicheres, fast

Beängstigendes in ihr aufstieg. »Was macht denn Erich jetzt?« fragte sie in größter Gepreßtheit.

»Aber, Lexa,« antwortete Sophie, »wir wissen doch gar nichts von ihm, absolut gar nichts ... Er ist völlig verschollen ... Nun schon seit über vier Wochen.«

Es war Alexandra, als ob der Hörer ihrer Hand entglitte. Es war ihr, als ob eine eisige Gewalt sie plötzlich an sich riß.

Erich war nicht zurückgekehrt? Wo war er denn dann? Was war ihm geschehen? Sie vermochte sich so weit zusammenzuraffen, daß sie ein paar Worte stammelte: Natürlich ... sie hätte ja wissen können, daß Erich nicht da war ... aber sie hätte angenommen, er sei zurückgekehrt ... es sei nur eine Laune von ihm gewesen ... Sie hätte nicht nochmals schreiben wollen, um sich nicht einzumischen ... Sie werde Sophie in den nächsten Tagen aufsuchen.

Dann war das Gespräch beendet.

Frau von Kornelitz ließ sich in den ersten besten Sessel sinken, der neben ihr stand. Sie aß kaum einen Bissen. Schützte vor, schon im Speisewagen diniert zu haben. Schickte das Mädchen zu Bett.

Und dann saß sie allein in ihrem Zimmer, an dem feuerlosen Kamin und starrte vor sich hin.

So hat sie in dieser Nacht aufgesessen bis in die erste Frühe und hat die Müdigkeit der langen Reise nicht gespürt. In Qual und Angst, in starrer Verzweiflung und mit nicht endenden Fragen dagesessen.

Was mochte mit ihm geschehen sein? Ob er einfach umherirrte, aus Furcht, zurückkehren zu müssen? Sich nicht nach Hause getraute? Vielleicht hier in der Stadt angekommen war und darauf wartete, daß sie zurückkäme, daß sie ihn schützen würde? Oder ob er verunglückt war? Oder ob er sich selbst ...?

Fragen, auf die keine Antwort kam. Jeder Anhaltspunkt, jede Kombinationsmöglichkeit fehlte.

Schon tauchten Vorwürfe auf. Sie hätte ihn nicht allein reisen lassen sollen! Vielleicht daß man ihn an der Grenze festgenommen hatte, weil er ohne Papiere war; vielleicht daß er irgendeinem Betrüger zum Opfer gefallen war ... O Gott, es gab so viele Wahrscheinlichkeiten.

Da fiel ihr der Einschreibebrief aus der Schweiz ein. Vielleicht, daß er doch von Erich war ... vielleicht ...

Sie wartete von fünf Uhr morgens — in ihrem Bett ausgestreckt — auf das Kommen des Postboten. Niemals in ihrem Leben hatte sie so auf einen Brief gewartet. Sie zählte die Stunden, die so träge verrannen, dann die halben Stunden und die Viertelstunden, die es noch dauern konnte, bis der Postbote klingeln mochte.

Als es gegen neun Uhr war, die Zeit, um welche gewöhnlich das Mädchen vorsichtig eintrat und ihr eine Tasse Tee ans Bett brachte, tat sie so, als ob sie fest schliefe. Jedes Wort, das sie hätte sprechen müssen, erschien ihr als etwas, woran sie ersticken könnte.

Endlich läutete es. Sie vernahm, daß es der Postbote war.

Das Mädchen klopfte an ihre Tür und reichte ihr den Schein zur Unterschrift. Noch ehe sie ihren Namen hingekritzelt hatte, erkannte sie, daß der Brief Erichs Handschrift trug. Ja, es war seine kindliche, geradlinige Handschrift.

Dann riß sie den Umschlag auf und las:

»Bergün, 21. Juli. Am Abend.

Liebe Frau Baronin!

Nun werden Sie wieder in Ihrer schönen Wohnung sein, vielleicht an dem Kamin sitzen, den ich so gern hatte, und Sie werden vielleicht auch schon von Mama erfahren haben, daß ich nicht zurückgekehrt bin. Es wird Sie das vielleicht ein wenig enttäuscht haben. Ich möchte es fast glauben. Aber wenn Sie dann an alles zurückdenken, was zwischen uns in St. Moritz gewesen ist, dann werden Sie mir verzeihen, wie Sie mir ja vom ersten Augenblick unsers Zusammenseins alles immer wieder und wieder verziehen haben. Ich weiß, Sie werden mir verzeihen.

Sie haben mir einmal gesagt, man könne keine Blumen aus dem Engadin verpflanzen. Sie würden niemals in der Tiefebene gedeihen, und Sie sagten damals, daß der Anblick gezüchteter Edelweiße für Sie immer etwas Kümmerliches habe. Man kann aber auch Menschen nicht in ein Leben zurückverpflanzen, wenn sie einmal die hohe reine Luft einer andern, schöneren Welt geatmet haben, als es die so vieler armer Erdenbürger ist.

Was soll denn geschehen, wenn ich zurückkehre? Selbst wenn ich die Lust fände, mich Ihnen zuliebe allem zu unterwerfen, selbst wenn ich einen jener armseligen Bureauberufe ergreifen würde, für die mein Vater mich so gern erziehen wollte, selbst dann ... ja dann erst recht würde mir etwas fehlen, was mir niemand geben und was mir nichts ersetzen kann.

Denn ich weiß ja: nicht nur die schönsten, die einzigen schönen Wochen meines Lebens mußte ich da oben lassen, zwischen Hängen und Tälern, zwischen Gletscherluft und blauen Seen, etwas andres, was keine Welt mir jemals zurückgeben kann, ist mit alledem für mich da oben versunken. Wissen Sie es, Frau Baronin? Oh, ich brauche es nicht zu sagen. Sie wissen es.

Aber ich, der ich zu jung bin und nichts gearbeitet habe, kann ja kein Recht auf die Liebe geltend machen, obschon es mir so lächerlich vorkommt, daß man in dieser Welt selbst seinen Anspruch auf Menschen, die man liebt, mit einem Alter oder einer Stellung begründen und rechtfertigen soll. Ich kann nichts anführen, das mich Ihrer Liebe wert machen würde. Ich kann nur daran denken, daß da oben weit über der Baum-

grenze, weit über allem, was die Menschen sich erbauen, Liebe in mir sein durfte und von Ihnen erwidert wurde. Aber sagten Sie nicht selbst, daß ich Ihnen versprechen müsse, gerade das zu vergessen? Und ich dachte, es Ihnen versprechen zu müssen, weil ich Ihren Weg nicht beschweren wollte mit einer Sorge um mich, deren ich mich nicht wert fühle.

Ich möchte hier oben bleiben, hier in der reinen klaren Gegend, hier oben irgendwo an einer Stelle, die über den Dörfern liegt, ganz entfernt von allem, was sich Menschen zimmern und bauen. Irgendwo möchte ich bleiben, wo es keine Pflichten mehr gibt, wo nicht mehr von Arbeit und Not gesprochen wird. Ich fühle, daß für mich nur dort eine Stätte sein kann. Ich will hinauf in die Berge, hinauf an die Gletscher oberhalb Bergüns, dem Albula zu, auf dem jetzt die Schneestürme herumjagen!

Ich habe heute nacht ganz von weitem eine Lawine rollen hören. Merkwürdig um diese Jahreszeit. Aber die Natur ist eben nicht so logisch, wie die Menschen sie haben möchten. Auch die Natur kennt das Außergewöhnliche. Morgen früh wandre ich hinauf ... immer höher ... und wenn das Leben mir einmal wohlwill, so gibt es mir eine Schneedecke, unter die ich mich legen kann, so weich, so sanft, wie ich mich manchmal an Ihre Schulter lehnen durfte, wenn wir in die Täler oder in die Sterne sahen.

Brauche ich Ihnen mehr zu sagen? Mehr, als daß meine letzten Gedanken bei Ihnen sind, daß ich das bißchen warme Herzpochen, das ich Ihnen danke, mit hinaufnehme in die ewigen Berge, damit ich nicht ganz verlassen bin, wenn die Furcht vor dem Letzten an mich herantritt und mich einzuschüchtern sucht?

Dank, Dank, Dank!

Und nehmen Sie sich meines Hundes an.

Erich.«

Die Baronin war aufgesprungen. Schnell warf sie ein Kleid über.

Es mußte etwas geschehen. Der Junge war sicher noch zu retten. Es mußte gesucht werden. Sie mußte zurück in die Berge, nach Bergün und die Gegend absuchen lassen. Er mußte noch zu retten sein! Den Szawarys wollte sie alles sagen. Und wenn es ihr noch so schwer fiel. Kein Opfer, das nicht diesen Einsatz wert sein konnte! Und dann heute noch mit dem Abendzug hinauf in die Schweiz.

Sie rannte an den Fernsprecher und ließ sich mit dem Justizrat verbinden.

Der Vater war selbst am Hörer. Noch ehe sie etwas sprechen konnte, sagte er: »Wir haben nun heute früh die traurige Aufklärung über Erich erhalten ... Er ist in die Schweiz geflohen und dort verunglückt. Man hat ihn oberhalb Bergüns in einer Schneeverwehung gefunden, einfach unter einer Schneedecke. Seine Brieftasche enthielt alle nötigen Angaben.« —

Am Nachmittag saß Alexandra von Kornelitz bei den Eltern. Der Justizrat, der anscheinend in vollster Nervosität war, entschuldigte sich nach kurzen Worten mit einer unvermeidlichen Sitzung.

So saß die in Schwarz gekleidete Baronin mit Sophie allein. Sie konnte es nicht verhüten, daß der Schmerz der Mutter sich jetzt in strömenden Tränen bahnbrach.

Aber es wollte ihr immer wieder scheinen, als ob sich bei dieser Gelegenheit in Sophie das ganze Leid um eine längst verkümmerte Ehe und ein sicherlich nicht mehr gut zu lebendes Leben stärker lockerte als die Pein um den verlorenen, jetzt wahrhaft verlorenen Sohn.

Nachdem sie in Strömen verzweifelnder und erstickender Worte ihrem Schmerz Lauf gelassen hatte, sank sie fast zu einer Erschlaffung, zu einer ohnmächtigen Resignation zusammen. »Vielleicht war es für ihn so das beste ...« sagte sie.

Und die Baronin wiederholte ganz leise, aber mit andern Gedanken: »Vielleicht ... Sophie ... vielleicht.«

Dann sprachen sie über die Beisetzung.

Da die Szawarys wirklich nicht in der Lage waren, die kostspielige Überführung der Leiche zu bewerkstelligen, so mußte Alexandra mit einigem Takt ihnen einzugeben, daß sie hinauffahren werde und Erich bestatten — sie ganz allein, da der Justizrat so sehr beschäftigt war und Sophie sich zu elend zu einer langen Fahrt fühlte.

Man willigte dankbar ein. —

So stand wenige Tage später die Baronin von Kornelitz an der Bahre des jungen Szawary.

Es war wieder leuchtendes Wetter geworden, als ob die Stürme der letzten Tage jeden Anflug einer Bewölkung vom Himmel gefegt hätten. So leuchtendes, so überhelles Wetter wie in all den Wochen, die sie beide in St. Moritz verlebt hatten.

Sie hat Erichs toten Körper nicht gesehen.

Aber sie hat seine letzten Worte gelesen, immer wieder und wieder. Und sie hat jedes von ihnen mit Tränen getränkt. Und sie hat dem jungen Pfarrer, der die Worte an seinem Grabe sprach, für die Güte gedankt, mit der er dieses Verlorenen gedachte. Und sie hat den halbwüchsigen kräftigen Gebirgskindern, die herumstanden, einem jeden etwas in die Hand gedrückt als ein Opfer des Schwachen an die Stärkeren. An diese Stärkeren, die dereinst die großen Sensen schwingen werden, tauglich zu dem Berufe, der ihnen zufällt, festgewurzelt in der sicheren Tradition hart arbeitender Menschen.

Denn jener, den sie hier in die Erde ließen, war nicht von dieser Welt.



Wilhelm Noack: Frühlingswald am Nakauer See (Zyklus Elbing)



Die Basilika S. Sebastiano, unter deren Apsis man die Grabstätten der Apostel Petrus und Paulus zu finden hofft

Römische Pilgerstätten

Von Curt Bauer

Etwa eine Million Christen aus allen Ländern, darunter zwanzigtausend deutsche, rüsten sich während des vom Papst Pius 11. angekündeten Jubeljahres 1925 zu einer siebentägigen Pilgerfahrt nach Rom. Es ist das erste Jubeljahr der Kirche, in dem ihnen Gelegenheit geboten wird, das älteste Ziel christlicher Pilger in Rom in Augenschein zu nehmen.

Seit den frühesten Zeiten wandten sich die Blicke aller frommen Romreisenden in erster Linie den Gräbern der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus zu. Aber nur in den ersten Jahrhunderten scheint man diese genau gekannt zu haben. Später, nach Verlegung der Kultstätten aus den Katakomben in die Kirchen, entstand darüber eine gewisse Verwirrung, in die neuere Ausgrabungen hoffentlich manche Klärung bringen werden. Durch sie ist die Frage nach der ursprünglichen Grabstätte der beiden Apostelfürsten von neuem lebendig geworden, die gegenwärtig wohl als die brennendste auf dem Gebiete der christlich-römischen Altertumskunde bezeichnet werden darf.

Als die Stätte, an der Petrus das Martyrium erlitt, wird allgemein der Zirkus des Nero angenommen, dessen Zentrum ungefähr neben der Sakristei der heutigen Peterskirche lag. Jedenfalls bürgt uns eine glaubwürdige Urkunde aus dem zweiten Jahrhundert dafür, daß seine Gebeine bereits damals unter dieser Kirche ruhten. Es würde auch der angeblichen Gewohnheit der ältesten Christen, die Märtyrer gleich neben ihrer Hinrichtungsstätte zu begraben, entsprechen. Weiter außerhalb der Tore Roms, an der Via Ostiense, wurde das Haupt des Paulus durch einen Schwertstreich des Henkers abgeschlagen. Nach der Legende machte es drei Sprünge, und an den Stellen, wo es dabei die Erde berührte, sollen drei Quellen entsprungen sein, nach denen man den Ort Tre Fontane nennt. Eine halbe Wegstunde davon entfernt wurden dann nach der Überlieferung seine Gebeine beerdigt und über ihnen später die Basilika S. Paolo fuori le murà errichtet.

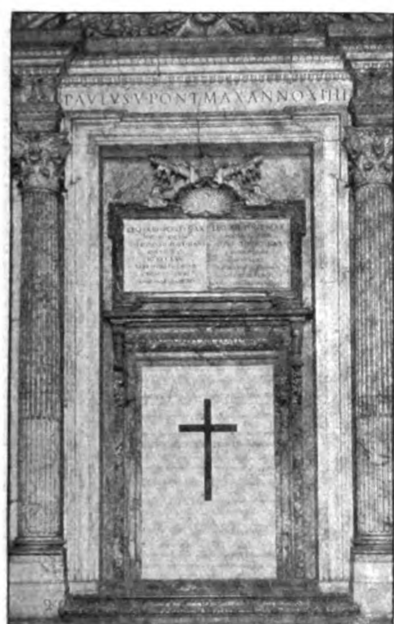
Nun sind wir jedoch gewöhnt, die Grabstätten der ersten Vorkämpfer des christlichen Glaubens in den Katakomben zu suchen. Südlich vom Palatin begann die von Appius Claudius erbaute Via Appia, an der bereits die alten Römer ihre Toten oder vielmehr deren Asche beizusetzen pflegten. Zahlreiche Kolumbarien sind dort unter allerhand Acker- und Gartenland ausgegraben worden, und außerhalb der heutigen Porta S. Sebastiano begleiten den Wanderer die Überreste antiker, von Zypressen und Pinien beschatteter Grabmäler weit in die Campagna hinaus. Vorher aber schon stoßen wir an einer Wegkreuzung auf eine kleine christliche Kapelle. Hier soll nach einer frommen Legende Petrus, als er seinem Märtyrertode entfliehen wollte, die Erscheinung des Herrn gehabt



Inneres der Peterskirche im 16. Jahrhundert

haben, der im Begriff war, nach Rom zu gehen. »Domine, quo vadis?« fragte der erstaunte Apostel. »Venio iterum crucifigi,« antwortete der Herr. Petrus faßte diese Worte als einen Vorwurf für seine kleinmütige Flucht auf. Er kehrte nach Rom zurück, um dort sein Martyrium zu erdulden. Soweit die Legende. Sollte in ihr ein wahrer Kern stecken, nämlich daß Petrus wirklich dem Tode auf der Via Appia entfliehen wollte, so wäre es nicht unwahrscheinlich, daß man ihn dort auch ergriffen, getötet und in der Nähe gleich begraben hätte. Wir gehen also weiter an der später gegrabenen Katakombe des heiligen Callixtus, in die seit langem das gesamte Heer der Fremden strömt, vorbei bis zu einer Talsenkung, wo die uralte Basilika S. Sebastiano steht. Diese Talsenkung hieß zur Zeit der ersten Christen ad catacumbas, und da sich diese Bezeichnung später auf alle andern unterirdischen christlichen Grabstätten erstreckte, so müssen wir es hier mit der ältesten von ihnen zu tun haben. Aber noch ein andrer Umstand spricht dafür. Bei Ausgrabungen, die neuerdings unter der erheblich größeren Apsis der Unterkirche von S. Sebastiano vorgenommen worden sind, stieß man auf zwei verschiedene Arten von Gräbern und fand neben der Leichenverbrennung die Inhumation. Denn die Römer verbrannten damals ihre Toten, während den Christen ihre Glaubensform die Beerdigung vorschrieb. Es wurden hier also Christen und Heiden zusammen begraben, was ebenfalls auf das hohe Alter dieser Funde schließen läßt, da sonst die Christen ihre Begräbnisstätten stets von den heidnischen getrennt hatten. Aber die Ausgrabungen sind noch im Gange, und man hofft, unter der Apsis der alten Unterkirche möglicherweise auf die ursprünglichen Grabstätten der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus zu stoßen.

Für eine derartige Hoffnung liegen natürlich ganz bestimmte Gründe vor. Bereits einige Jahrhunderte sind verflossen, als man in einer Kapelle unter der Kirche die mittlerweile verlorengegangene Damasus-Inschrift fand, die diesen Ort als Grabstätte Petri und Pauli bezeichnet. Nun stieß man neuerdings auf die geräumige Anticamera eines römischen Wohnhauses, das im ersten Jahrhundert n. Chr. dort errichtet wurde. Natürlich stand es damals oberhalb der Erde, bis sich nach seiner Verschüttung durch die Jahrhunderte die alte Basilika S. Sebastiano darüber baute. Es muß also hier draußen ein reicher Römer seine Villa gehabt haben. Seinen Namen erfahren wir aus der Inschrift eines mit reichen Stukkaturen und Malereien geschmückten Grabes, das sich unter dem Hause befindet und von vielen andern weniger geschmückten Grabkammern umgeben ist. Er hieß Hermes. Wir denken dabei unwillkürlich an jenen Hermes, an den Paulus einen seiner Römerbriefe gerichtet hat. Sollte es derselbe sein: ein Gesinnungsgenosse, der den Apostelfürsten während ihres Aufenthaltes in Rom Gastfreundschaft gewährte, von ihnen bekehrt wurde, und der viel-



Die Porta Santa der Peterskirche

leicht die Gebeine der beiden Vorkämpfer des Christentums nach ihrem Martyrium neben seiner eignen Grabstätte beisetzen ließ? Diese Fragen liegen nahe, aber es fehlt uns Gewißheit. Und doch möchten wir sie bejahen, wenn wir wieder zur Anticamera emporsteigen und ihre Wände in Augenschein nehmen. Sie sind vollständig mit griechischen und lateinischen Eingravierungen, mehr oder weniger flüchtig eingekratzt, bedeckt, die aus dem 3. Jahrhundert stammen und alle die Namen Petri und Pauli als Fürbitter anrufen. Zweifellos haben wir es hier mit der ältesten Pilgerstätte der Christen zu tun, die damals schon aus weiter Ferne herbeikamen, um sich durch den Besuch der Apostelgräber von ihren Sünden zu reinigen. Ein Brauch, der dann im Mittelalter wieder aufgenommen und durch die Einrichtung des Jubiläumsjahres der Kirche zur besonderen Bedeutung erhoben wurde. Jene ersten Rompilger aber mochten sich in dem antiken Wohnhause neben der San-Sebastians-Katakombe den Gräbern der Apostel besonders nahe wissen, daher ließen sie dort ihre Wegzeichen zurück. Die gleichen Räume werden in diesem Jubiläumsjahre 1925 nach anderthalbtausendjähriger Vergangenheit wieder zahllose Rompilger betreten. Sie werden alles an derselben Stelle finden, nur mit dem Unterschied, daß damals das Tageslicht in die Räume schien, die heute spärlich von elektrischen Birnen erleuchtet sind, und daß jenen Gewißheit war, was wir heute nur noch zu ahnen vermögen.

Wie die Gebeine aller ersten Christen, so mögen auch die der beiden in Rom martyrisierten Apostelfürsten ursprünglich in den Katakomben begraben worden sein, um dann später, als sie dort nicht mehr sicher waren, in die römischen Basiliken übergeführt zu werden. Zahllose Märtyrerreliquien sind auf diese Weise aus ihren ursprünglichen Katakombengrabstätten in die römischen Kirchen geschafft worden. Warum nicht auch die der Heiligen Petrus und Paulus? Die Gebeine des Petrus wurden an die Stelle gebracht, über der sich heute die gewaltige Kuppel des Petersdomes wölbt. Schon seit dem 2. Jahrhundert sind sie dort, wie gesagt, urkundlich bezeugt. Daher richteten sich im Mittelalter, als Rom von neuem das Ziel der Pilgerzüge zu werden begann, aller Blicke in erster Linie auf die Basilika von St. Peter. Und sie ist bis auf den heutigen Tag das Hauptziel aller Romreisenden geblieben.

Wann die Gebeine Petri an ihre jetzige Stelle gelangten, wird sich kaum je mit Sicherheit feststellen lassen. Jedenfalls standen damals noch die Mauern des von Caligula errichteten, nach Nero benannten Zirkus inmitten weiter Parkanlagen. Seinen Mittelpunkt bezeichnete noch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts der große ägyptische Obelisk, den erst Sixtus 5. durch Fontana auf den Petersplatz schaffen ließ. An der Umfassungsmauer dieses Zirkus befanden sich verschiedene Gräber von Märtyrern, die Nero auf grausame Weise in sei-



Das größte Kunstwerk in S. Pietro: Michelangelos Pietà



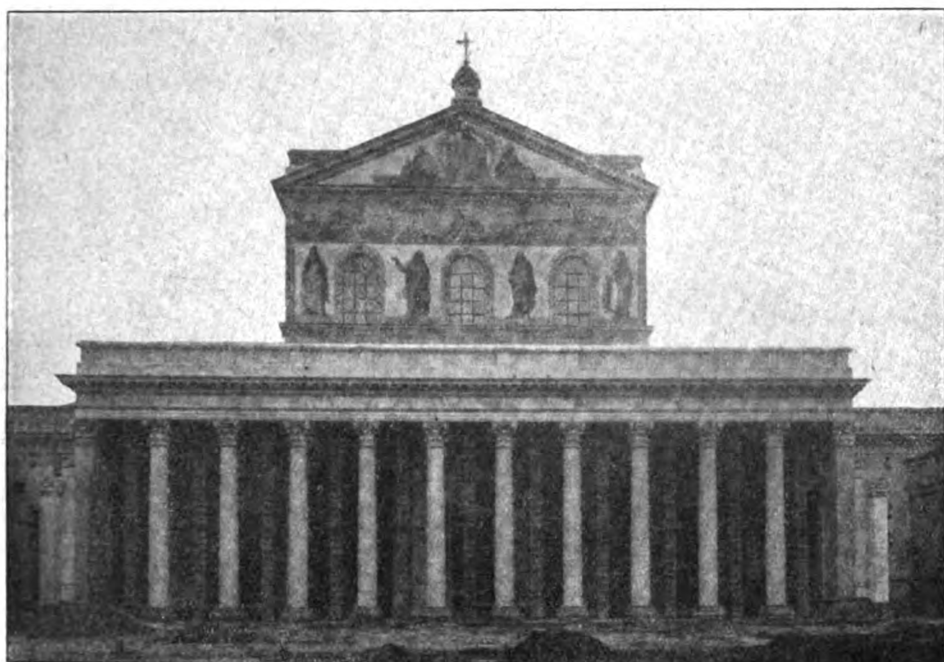
Petersplatz mit Obelisk und Fontänen

nen Lustgärten hatte ermorden lassen. Hier wurden auch die aus den Katakomben geholten sterblichen Überreste des Petrus beigesetzt. Es soll ein zweistöckiges Grabmal gewesen sein, über dem nach der Überlieferung schon Anaklet, der zweite Nachfolger Petri, eine kleine Kapelle erbaute. Auch als auf Anregung Konstantins, wohl aber erst nach seinem Tode, hier eine große Kirche errichtet wurde, suchte man das Gemäuer des Neronischen Zirkus für ihre Fundamente auszunutzen, in der Weise, daß das Grab des Apostelfürsten an der Ostseite des Chores zu liegen kam. Es war eine fünfschiffige Basilika, die mit dem Querschiff ein lateinisches Kreuz bildete. Der Platz, an dem sie stand, war sehr eng und unregelmäßig infolge der vielen Häuser, Ruinen und Kapellen, die sich ringsherum befanden. Mit heiligen Schauern betraten jene Pilger die zur Basilika emporführenden Marmorstufen, deren Steine sie küßten, während sie an ihnen auf den Knien emporrutschten: ein Brauch, den man heute nur noch in der Scala Santa bei S. Giovanni in Laterano anzutreffen pflegt. Das Atrium, genannt das Paradies, war von einem vierfachen Säulenportikus eingefaßt, den außen eine Mauer umschloß. Der steinerne Fußboden war von berühmten Gräbern besät. In seiner Mitte rauschte ein von Papst Symmachus errichteter Brunnen, den vergoldete Bronzedelphine schmückten und von dem Strahlen frischen Wassers ausgingen, mit dem die Pilger ihren Durst stillen und sich erquicken konnten. Das Dach des Brunnens wurde von Porphyrsäulen getragen und von der heute im Vatikan befindlichen Bronzepinie überragt. Bei großen Feierlichkeiten versäumte man nicht, diesen herrlichen Portikus aufs glänzendste zu schmücken. Von hier schickten die Päpste Exkommunikationen und Interdikte in die Welt, oder sie lösten diese von den unterworfenen Fürsten und Städten. Und hier empfingen sie Könige, Kaiser und Staatsoberhäupter, bevor diese in den Tempel geleitet wurden.

Die Fassade der Basilika hatte sechs große, von wertvollen Mosaiken und Fresken umgebene Fenster. In ihr Inneres gelangte man durch fünf große Pforten, durch deren mittelste, die silberne genannt, nur die souveränen Fürstlichkeiten eintreten durften. Später wurde eine andre, die Porta Santa, für das heilige Jahr reserviert, und zwar unter dem Pontifikat Alexanders 6., der den Befehl erließ, in den größten Basiliken Roms eine besondere Pforte zu eröffnen, von deren Durchschreitung die im heiligen Jahr zu erlangenden Gnaden abhingen.

Das Innere der Basilika entsprach den ernsten äußeren Linien des Konstantinischen Baues. Seine fünf Schiffe wurden von hundert gigantischen Marmorsäulen gestützt. Außerdem schmückten zahllose kleinere Säulen das ganze Gebäude. Völlig bedeckt mit Marmor, Fresken, Gold und kostbaren Steinen, prunkte der Altar in der Mitte der Kirche, unter dem sich das Grab des heiligen Petrus befand, umgeben von den Gebeinen neun andrer Päpste, die für ihren Glauben das Martyrium erduldet hatten. Neben dem Grabe waren zahlreiche Lampen von Gold und Silber, in denen unaufhörlich Balsam und wohlriechende Öle brannten.

Dieser stolze Bau prangte noch in seiner ganzen Erhabenheit im ersten Jubiläumsjahr 1300, als

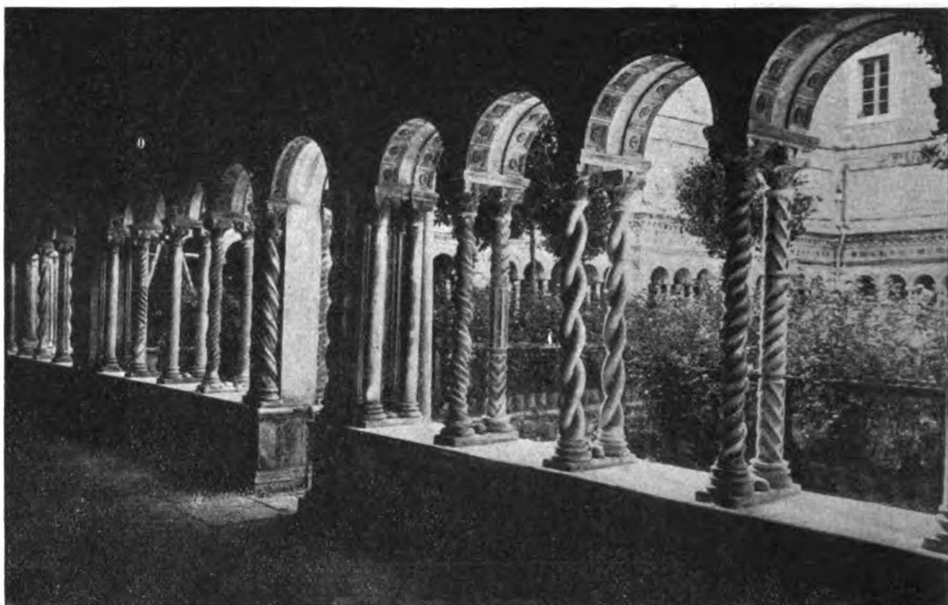


Hauptfassade von S. Paolo (19. Jahrhundert)

Dante nach Rom kam. Dann geriet er durch die schweren Schicksalsschläge, unter denen die Stadt zu leiden hatte, langsam in Verfall. Zugleich aber mit der Erneuerung der italienischen Kunst wuchs auch auf seinen Fundamenten ein Neubau, der das gewaltigste architektonische Monument der westlichen Kulturwelt und das erhabenste Wahrzeichen des Christentums werden sollte.



Inneres von S. Paolo



Der alte Klosterhof von S. Paolo fuori le murà

Schon Nikolaus 5., mit dem das Auferstehungswerk der Renaissance in Rom einsetzte, hatte mit einem Neubau der Peterskirche begonnen. Aber das Werk stockte nach seinem Tode und wurde erst wieder von dem mit Leidenschaft für Kunst und Größe erfüllten Papst Julius 2. aufgenommen, der im Jahre 1500 den Grundstein zum Bau der neuen Basilika legte. Es galt, den tiefen Riß, den das dunkle Leben seines Vorgängers Alexander 6. in das Ansehen der Kirche gegraben hatte, nicht nur durch moralische Tatkraft auszuheilen, sondern ihr auch nach außen hin ein überragendes Wahrzeichen zu errichten. Er hatte zu diesem Werke den damals in Rom als Architekt eben zu Ruhm gelangten Bramante auserseheen. Bramante, an unermüdlichen Messungen der antiken Monumente geschult, entwarf, mit diesen Erfahrungen ausgerüstet, den Plan eines gewaltigen Zentralbaues in Gestalt des griechischen gleicharmigen Kreuzes, der von einer gigantischen Kuppel überragt sein sollte. Trotz der Ungeduld, mit der Julius 2. das Werk betrieb, kam der Bau bis zum Tode Bramantes über die mächtigen Kuppelpfeiler nicht hinaus. Es bedurfte der größten Künstler jenes großen Jahrhunderts: Raffael und Giuliano da San Gallo, Peruzzi und Ant. da San Gallo, Michelangelo, Giacomo della Porta, Fontana und Maderna, um das Werk in seiner äußeren Gestalt zu Ende zu führen, so daß Papst Urban 8. im Jahre 1626 den neuen Dom einweihen konnte. Mittlerweile war der Plan eines griechischen Kreuzes im Grundriß von Raffael in ein langarmiges lateinisches Kreuz verwandelt worden. Es half auch nicht, daß Michelangelo, der auf die Pfeiler Bramantes die heute von der Welt bestaunte Kuppel errichtete, wieder zum griechischen Kreuz zurückgegriffen hatte: Paul 5. ließ von Maderna von neuem den Langbau herstellen, dessen Atrium-Portikus und Fassade die Pracht des Barock aufweist, während Bernini diesen Stil durch den schreienden Hauptaltar, den Schmuck der Apsis und der Pfeiler sowie die von ihm und seiner Schule stammenden Statuen dem gesamten Kircheninneren aufdrückte, wodurch die Wirkung des Domes innen und außen von seiner erhabenen Urform ins prunkvoll Festliche verwandelt wurde.

Das Schlimmste jedoch bleibt dabei, daß die Kuppel, das gewaltigste Wahrzeichen der christlichen Kirche, infolge der späteren Ergänzungen nirgends mehr voll in ihrer unvergleichlichen Wucht zum Ausdruck zu gelangen vermag. Von dem mit den großartigen Kolonnaden Berninis umgebenen Petersplatz aus gesehen, wird sie fast gänzlich durch die Kirchenfassade Madernas verdeckt. Der Umgang um den Dom, der zu den vatikanischen Sammlungen führt, ist zu eng, um einen entsprechenden Abstand zu gewähren. Wer in das Innere der Kirche tritt, verliert bereits, durch die Größe des langen Mittelschiffes getäuscht, das Gefühl für die Raumweite des Zentralbaues. Man muß schon emporsteigen bis zur Laterne der Kuppel, um von den Ausmaßen der Kirche ergriffen zu werden. Die Harmonie der äußeren Gestalt der Kuppel indessen vermag man nur aus größerer Entfernung, von erhöhten Punkten der Stadt zu genießen. So z. B. von der Galerie der Engelsburg, von der Piazzale des Gianicolo oder vom Monte Mario her. Man



Hauptfassade von S. Giovanni in Laterano

sieht also, der Romreisende muß so manchen Weg machen, um die Schönheit dieses durch das Grab des Apostelfürsten und den Genius der Kunst geweihten Domes ganz in sich aufzunehmen.

Um jedoch der Gnaden des heiligen Jahres teilhaftig zu werden, genügt es nicht, durch die Porta Santa der Peterskirche zu schreiten. Wie schon gesagt, ließ Alexander 6. noch in drei andern Patriarchalkirchen je eine Porta Santa anbringen, die am 24. Dezember, gleichzeitig mit jener in S. Pietro, eröffnet worden sind, nämlich in S. Paolo fueri le mura, in S. Giovanni in Laterano und in S. Maria Maggiore. Durch diese vier Pforten muß auf Anordnung des Papstes der auswärtige Pilger zehnmal, der römische sogar zwanzigmal hindurchgehen, um die weitgehenden Sündenvergebungen zu erhalten, die seit alters her mit dem Besuch der ewigen Stadt während eines Jubiläumsjahres verbunden sind. Da ursprünglich das Ziel der Pilger die Gräber der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus bildete, so ist bis auf den heutigen Tag neben der Basilika von S. Pietro der Besuch jener über dem Grabe Pauli errichteten S. Paolo fuori le mura ein Ort heiliger Verehrung geblieben.

Von der Porta S. Paolo aus führte die Via Ostiense zu der im Altertum blühenden Handelsstadt Ostia an der Tibermündung. Diese Straße scheint der Apostel Paulus auf seinem letzten Gange beschritten zu haben, begleitet von Petrus, von dem er sich nach der Legende etwa zehn Minuten außerhalb der Porta Paolo, wo heute die kleine Kapelle der Apostelseparation steht, trennte. Weiter draußen wurde er ergriffen und enthauptet, wurden seine Gebeine auf einem Grundstück beigesetzt, das später die heilige Lucina erwarb. Über seinem Grabe errichtete schon Konstantin eine Basilika, an deren Stelle unter den Kaisern Valentinian (386), Theodosius 2. und Arkadius ein Neubau trat, dessen Größe die alte Peterskirche übertraf und der aufs prächtigste ausgestattet war. Ebenso wie S. Pietro vom Borgo umgeben wurde, entstand um die Paulsbasilika ein ganzer Ort von kleineren Basiliken, Oratorien und Häusern. Durch seine Lage am Tiber war der Ort leicht feindlichen Angriffen ausgesetzt, und tatsächlich wurde die Basilika zur Zeit der Sarazenen verschiedentlich geplündert. Daher ließ Giovanni 8. im Jahre 880 eine Festungsmauer um diesen isolierten Häuserkomplex legen, und man gab ihm den Namen Giovannipoli. Neben der Kirche stand ein Kloster, dessen reizender Säulenumgang nach einer Inschrift vom Abte Pietro 2. (1193—1208) begonnen und von Giovanni 5. (1208—41) vollendet wurde. Es ist eine Perle mittelalterlich-romanischer Baukunst in Rom.

Man betrat die Basilika durch ein herrliches, von einem großen Portikus umzogenes Atrium, in dessen Mitte sich, wie üblich, ein Brunnen befand. Die fünf Schiffe des Kircheninneren wurden von



Scala Santa

vier Reihen zu je zwanzig Säulen aus verschiedenem Marmor getragen, die antiken Bauten entnommen waren. Das Dach bedeckte vergoldete Bronze, und die Wände prangten von Marmor. Das Mittelschiff endigte mit einem gewaltigen Triumphbogen, der von zwei mächtigen ionischen Säulen aus griechischem Marmor gestützt wurde, und den Galla Placidia, die Schwester des Honorius, mit Mosaiken geschmückt hatte. Unter diesem Bogen befand sich die Confessio mit den Gebeinen des Apostels in einem Bronzesarkophag, der wiederum in einen andern aus Marmor geschlossen war. Es ist schwer zu sagen, ob die Basilika S. Paolo nicht prächtiger ausgestattet war als die von S. Pietro. Fast möchte man annehmen, daß sie im frühen Mittelalter einen größeren Ruhm genoß als die Vatikanische. Konstantin hatte ihr unermeßliche Besitzungen in Europa und Asien geschenkt. Ein Überfluß an Gold-, Silber- und Edelsteinschmuck zeugte von ihrem gewaltigen Reichtum. Und die wohlhabenden Pilger trugen das ihre dazu bei, ihn beständig zu vermehren. Wie groß ihr Zustrom im Mittelalter gewesen, geht daraus hervor, daß man bei der Zerstörung des Kampanile eine Unmenge von Silbermünzen aus etwa siebzig verschiedenen Zechen Europas fand, die dem 10. und 11. Jahrhundert entstammen und offenbar von den Pilgern aller christlichen Länder gespendet worden sind.

Den prächtigen Bau erfaßte im Jahre 1823 eine Feuersbrunst und zerstörte ihn nahezu vollständig. Erhalten blieben nur noch die Tribuna mit Mosaiken des 13. Jahrhunderts, der Triumphbogen, zwei Kapellen, die Vorhalle und der Klosterhof. Obwohl Leo 12. sogleich mit einem Neubau begann, wurde dieser erst im Jahre 1854 vollendet und von Pius 9. im Beisein der zur dogmatischen Definition der unbefleckten Empfängnis versammelten Bischöfe der ganzen Welt eingeweiht. Er sollte den Eindruck der alten Basilika möglichst getreu wiederholen. Diese Absicht ist aber gründlich mißlungen. In seiner prächtigen und doch kalten Modernisierung läßt sein Anblick ziemlich nüchtern und vermag nicht mehr jene heiligen Schauer, jenes dämmerige Erinnern zu erwecken, das die Besucher angesichts der alten Basilika empfanden. Nur noch den Klosterhof umweht mittelalterliche Stimmung. Das Grab des Apostels Paulus jedoch läßt auch dem heutigen Pilger den Ort heilig erscheinen wie einst, während der weltliche Reisende mehr von der äußeren Pracht angezogen wird.

Das gleiche gilt von der Lateranensischen Basilika. Auch sie wurde im 14. Jahrhundert ein Raub der Flammen, ebenso der darauf von Clemens 5. errichtete Neubau. Wie die Gründung der beiden vorigen Basiliken, so geht auch die von S. Giovanni auf Konstantin den Großen zurück, der sie über dem Hause des Lateranus erbaut haben soll. Es handelt sich hier also um eins der vielen Beispiele Roms, in denen die Wohnung eines später heilig Gesprochenen, nicht sein Grab, den ursprünglichen Anlaß zur Errichtung einer Basilika gab. Verschiedentlich ist es gelungen, meist durch Zu-



Hauptfassade von S. Maria Maggiore

fall, solche römischen Wohnhäuser unter alten Kirchen aufzufinden und auszugraben, wie neuerdings das Haus der heiligen Cäcilia unter der gleichnamigen Basilika in Trastevere. Natürlich bilden derartige Stätten neben den Apostelgräbern das wesentlichste Ziel für alle Rompilger. Die Basilika S. Giovanni hat ihre große Bedeutung seit alters her dadurch gewonnen, daß sich um sie die Paläste der Päpste schlossen, die darin bis zum Exil von Avignon residierten. Erst nach ihrer Rückkehr wurde der Vatikan zu ihrem Wohnsitz auserkoren. Gleich nach ihrer Krönung nahmen die Päpste feierlich von der Basilika S. Giovanni Besitz. Sie bildete jahrhundertelang das Haupt aller christlichen Kirchen und war als Basilica Sancti Salvatorum oder Aula Dei zu den größten Gnadenerlässen berechtigt. Was heute die Peterskirche ist, war damals S. Giovanni in Laterano. Von ihrer Loggia aus erteilten die Statthalter Christi, wie später von der Loggia der Peterskirche, am Osterfeste nach dem Hochamt Urbi et Orbi den päpstlichen Segen. An ihrer gegenwärtigen Gestalt haben fast alle Päpste seit dem 15. Jahrhundert bauen helfen. Keine andre Kirche ist daher so reich an prunkvollen Kapellen und an Reliquien. Ihrer heutigen inneren und äußeren Gestalt aber hat die Zeit des Barock durch Fontana, Borromini, Galilei und den Statuenschmuck der Berninischule ihren Stempel aufgedrückt. Von dem Feuer verschont geblieben ist ebenso wie in S. Paolo der aus dem 13. Jahrhundert stammende und von demselben Petrus Vassallettus erbaute Klosterhof, der uns immer noch inmitten der geräuschvollen Großstadt wie ein wundervoller Hort mittelalterlichen Friedens anmutet.

Während diese Basilika nach der Rückkehr der Päpste aus Avignon durch die Peterskirche etwas in den Schatten gestellt wurde, blieben neben ihr zwei Heiligtümer stehen, die ihre geheimnisvolle Anziehungskraft für die Pilger in vollem Maße beibehalten haben. Nach einer irrigen Legende soll in dem kleinen achteckigen Baptisterium S. Giovanni in Fonte Konstantin der Große getauft worden sein. Es war lange Zeit die einzige Taufkirche Roms und geht mit dem Mosaikschmuck seiner Kapellen auf das 5. Jahrhundert zurück. Zum letztenmal drängte sich hier das Volk zusammen, als der Volkstribun Cola di Rienzi nach seiner Krönung sich freventlicherweise in dem Taufbecken dieses Baptisteriums badete, während draußen auf dem Platz aus den Nüstern des Pferdes der Marc-Aurel-Statue der Wein auf die Straße floß.

Gegenüber dem Lateran indessen befindet sich die sogenannte Sancta Sanctorum, die ehemalige Hauskapelle der Päpste. Sixtus 5. erbaute zur Seite dieses Heiligtums noch zwei andre Kapellen, errichtete davor eine zweistöckige Halle und versetzte dahin die aus 28 Stufen von tyrischem Marmor bestehende Scala Santa. Diese heilige Treppe darf nur auf den Knien bestiegen werden. Wer das nicht will, muß auf Nebentreppen emporgehen. Wir befinden uns hier an dem Orte der ewigen Stadt, der auf den Pilger die frömmsten Schauer auszuüben pflegt, und es ist ein ergreifender, den



Das Mittelschiff der Basilika S. Maria Maggiore

Beobachter ins tiefste Mittelalter zurückführender Anblick, die erschütterten Pilger in höchster seelischer Verzückung, ganz weltvergessen in sich versunken, Stufe auf Stufe unter flüsternden Gebeten emporklimmen zu sehen. Denn nach der Überlieferung gehörte diese Treppe zum Palast des Pilatus, und Christus selbst ging ihre Stufen hinan, um von oben dem Volke als Ecce homo gezeigt zu werden. Bereits im Jahre 326 soll die heilige Helena die Treppe von Jerusalem nach Rom gebracht haben. In einer der oberen Kapellen befindet sich eine der am meisten verehrten Reliquien Roms: ein Christusbildnis, auf Zedernholz gemalt, das die fromme Legende auf Lukas zurückführt, obwohl es sicher eine Arbeit des Mittelalters ist.

Liegen die vorigen drei Basiliken in der Ebene, so thront die vierte mit einer Porta Santa versehene, S. Maria Maggiore, erhaben auf der Höhe des Esquilin. An ihre Gründung knüpft sich eine hübsche Legende. Im Traum erschien dem frommen Römer Johannes die Jungfrau Maria. Sie ermahnte ihn, an dem Orte, wo er am andern Morgen Schnee finden werde, eine Kirche zu bauen. Das gleiche Traumgesicht hatten seine Frau und Papst Liberius. Es war am 5. August des Jahres 352, und Schnee im Hochsommer in Rom konnte nur durch ein Wunder hervorgezaubert werden. Aber das Seltsame geschah. Am andern Morgen war die Höhe des Esquilin mit frischgefallenem Schnee bedeckt, in den Papst Liberius sogleich den Grundriß der Kirche hineinzeichnete. Ob dieses Wunder, von dem uns die dem 13. Jahrhundert entstammende Legende berichtet, sich hier wirklich zugetragen hat, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls bildet diese in hoher Majestät thronende Kirche, namentlich vom Straßenzuge der Via Quattro Fontane her gesehen, einen der schönsten Punkte der ewigen Stadt und eine großartige Verherrlichung der Madonna. Von allen römischen Kirchen macht S. Maria Maggiore zweifellos den stimmungsvollsten Eindruck. Unter ihren Reliquien ist die heilige Krippe zu sehen, die um die Weihnachtszeit den Besuchern gezeigt wird.

Diese vier mit je einer Porta Santa geschmückten Basiliken, deren Betreten in erster Linie die Gnaden des heiligen Jahres verleiht, bilden zusammen mit der gleichfalls auf Konstantin zurückgehenden Basilika S. Lorenzo fuori le mura, die so weihevoll vor den Zypressen des römischen Campo Santo träumt, die fünf Patriarchalkirchen Roms. Dieser Name stammt daher, daß den Patriarchen von Alexandrien, Antiochien, Jerusalem und Konstantinopel, wenn sie sich in Rom aufhielten, eine besondere Kirche nebst Wohnung zugewiesen war, während der Papst als Patriarch des Abendlandes sich den Lateran vorbehalten hatte. Sowohl durch diesen Umstand wie durch ihren reichen Reliquienschatz wurden diese fünf Kirchen bald die Lieblingsstätten für die Andacht der Pilger. Von S. Paolo fuori le mura machten die Pilger den Umweg über die auf den Katakomben errichtete Basilika S. Sebastiano, um nach dem Lateran zu gelangen. Von hier zu S. Lorenzo aber pflegten sie in S. Croce in Gerusalemme einzutreten, so daß auch diese beiden Kirchen in den römischen Pilgerzug eingeschlossen wurden.

Zwei Rheingedichte von Heinz Steguweit

Sanktissimum

Der Weg ist schwarz, die Nacht ist kalt,
Ein Glöcklein silbert durch den Wald,
Nie müde springt des Bächleins Hast,
Ein jeder Wipfel hebt den Ast
Wie eine Hand, sich segnend stumm
In Demut am Sanktissimum.

Scheu leuchtet über Stein und Weg
Des Mesners Kerze im Geheg,
Das frische Chorhemd glatt und weiß,
Ihm hinterdrein auf Gottgeheiß:
Der stille Pfarrer alt und krumm,
Treu hütend das Sanktissimum.

Zu einem Kinde wandeln sie,
Weit — weit, des Glöckleins Melodie
Klingt erst nach müden Stunden aus,
Da finden sie das graue Haus,
Darin die Ampel schläfrig scheint,
Ein Vater kniet, der, leergeweint,

Des Heilands starken Trost erharrte
Und gläsern auf das Fieber starrte,
Das ihm ins Haus geschlichen kam;
Von fahlen Wänden lauert Gram;
Da: Lacht das Kind, sieht sich noch um,
Genesen am Sanktissimum!

Der Pfarrer wischt die Stirne: „Ja,
Noch immer ist das Wunder nah.
Das Fieber floh, rot ist der Mund,
Bald wird das Kindlein kerngesund!" —
Der Mesner rollt das Chorhemd ein,
Der Vater spendet Brot, auch Wein,

Dann gingen sie, diesmal zu dritt,
Der graue Pfarrer in der Mitt';
Aus Wipfel, Triften und vom Hang
Herjubelt Vogelmorgensang.
Nie — nie wird dieses Liedchen alt:
Der liebe Gott geht durch den Wald!

Volk am Rhein

Es steht ein Volk,
Das wartet Tag um Tag,
Hat Tränen mehr als sonst den Wein getrunken,
Ein Rabenschrei —
Der ist der Stundenschlag
Der Freiheit, die ins Knie gesunken.

Da horchen Mütter in die kalte Nacht,
Was sollen sie der armen Wiege singen?
Süß schlief die Frucht,
Nun ist sie aufgewacht,
Weil draußen fremde Trommeln klingen.

Die grauen Väter schluchzen in den Bart,
Ihr Tagwerk will ein Frondienst scheinen;
War's je der freien Alten Art,
Zu weinen?

Da welken Mädchen hin
Früh wie der Bast am Rain,
Wer hat der Freude Saitenspiel zerschlagen?
Es ist, als hätt' des Schicksals schwarzes Nein
Mit Steinen voll
Die lerchenfrohe Brust getragen.

Die Burschen, ah,
Geduld — Geduld,
Ein furchtbar Lauern adelt ihre Blicke,
Der Reine, ja,
Der Freie vor der Schuld
Ist Gottes Freund und ein Vasall dem Glücke!

Horcht nur: die Raben scheinen müde,
Ja, ja: der Trommeln Spott zerfällt im Wind,
O Adlerflug und Gottesfriede,
Wenn Deutsche wieder Deutsche sind!

Es steht ein Volk
Frei vor der Schuld,
Das Volk, es wartet.
Geduld!



Ein Wundertier

Erinnerungen an Hans Thoma

Von August Gotzes

Mit drei Abbildungen nach unbekannten Bildern des Meisters

Was unbewußt in Volkes Seele ruht / Die Kunst macht es bewußt; So wird's zu neuem Gut. Diese inhaltreichen Worte schrieb mir Hans Thoma im Jahre 1913. Welcher Künstler konnte ihren Sinn wohl besser auf sich selbst anwenden als der heimgegangene Meister, dessen Leben und Schaffen in der Weckung der in der Volksseele schlummernden Kräfte seinen stärksten Ausdruck fand! Selbst ein Sohn des Volkes, fühlte er mit dem Volke, wußte er auch jene unscheinbaren Dinge zu werten, die der einfache Mann liebte, an denen er seine Freude hatte, wenn sie auch von der gestrengen Kunstkritik abgelehnt oder als unkünstlerisch bezeichnet wurden. Er wußte: auch das Volk hat in Kunstdingen seine Meinung, und die soll man ihm nicht nehmen. Schon aus dem Grunde nicht, weil die deutsche Volksseele tief im Heimatlichen, in der Liebe zu dem, was wahr und schön, was echtes Deutschtum ist, wurzelt. Und Hans Thoma hatte gar nicht nötig, dem Volke eine Richtlinie vorzuschreiben oder ihm eine Meinung aufzudrängen. Dafür war er selbst zu eng mit dem Volke verwachsen. So kam es, daß seine Kunst eine wahre Volkskunst wurde, die jeder verstand, an der sich jedes deutsche Herz erfreuen konnte. Seine Werke wurden aus der Liebe zum Volkstum geboren, seine herrlichen Landschaftsgemälde und die prächtigen Steinzeichnungen; deutsche Romantik, deutsches Heimatgefühl, wirken unaufdringlich, schlicht und wahr, ein Spiegelbild eignen Seelenlebens. Und ebenso seine kleineren Arbeiten: die Zeichnungen und Radierungen, die köstlichen Federspiele, die er aus dem nie versiegenden Born seiner Jugenderinnerungen und seiner Liebe zum Kinde schöpfte, die unzähligen, an Einfällen reichen, zierlichen Federzeichnungen, die er als Buchschmuck und in Mußestunden aus der augenblicklichen Stimmung und seiner unerschöpflichen Phantasie heraus schuf. Wie offenbart sich da selbst in den manchmal unbedeutend erscheinenden Bildern ein reiches Innenleben!

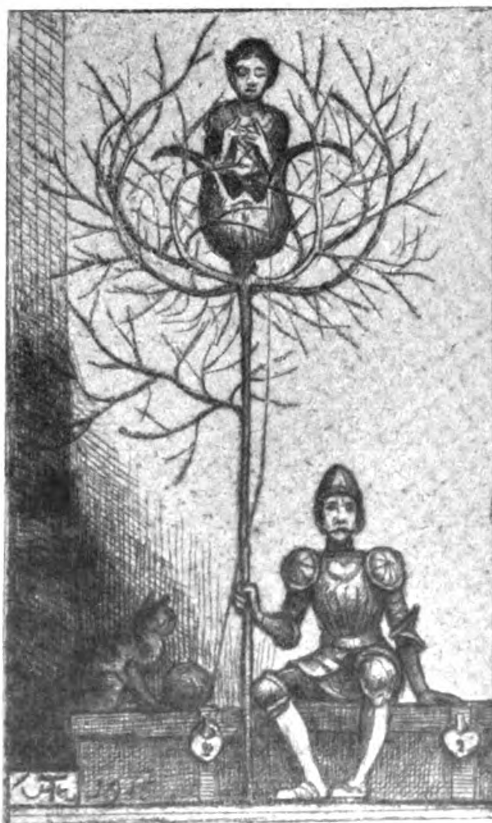
Und wie manches Bildchen hat er auch zu seiner eignen Freude und Erbauung gezeichnet und radiert, das der breiteren Öffentlichkeit kaum oder gar nicht bekannt wurde. Wenn er dann einem guten Freunde eine besondere Freude bereiten wollte — und Hans Thoma ist in seinem langen Leben immer ein Freudenspender gewesen —, so überraschte er ihn wohl durch irgendeine kleine Arbeit, die dem glücklichen Empfänger etwas zu denken oder zu deuten aufgab.

So sandte er mir im Oktober 1917 drei kleine Radierungen. Es war in der Zeit, wo er noch rüstig war. »Es geht mir in Anbetracht meines Alters und der allgemeinen Kriegssorge, die auf allen lastet, im ganzen gut, und ich kann, Gott sei Dank, noch tüchtig arbeiten,« schrieb er mir damals. Und zu den Radierungen, die mir trotz eifrigen Nachforschens noch nirgendwo begegnet sind, bemerkte er: »Wenn die drei Bildchen einen Vorzug haben, so ist es der, daß sie selten sind und wohl kaum im Handel erhältlich sein werden. Diese Radierungen sind Phantasiespiele mit der Nadel und sind wohl schwer zu deuten — was ja auch wieder der Phantasie freisteht.«

Da ist zunächst auf dem ersten Blatt von 1915

ein ernst dreinschauender gepanzerter Ritter, auf einer alten Truhe sitzend, die mit mächtigen Schlössern verwahrt ist. In der rechten Hand hält er ein Bäumchen, in dessen grünumrankter Blütenkrone ein Jungfräulein thront, das emsig strickt. Das Garnknäuel ist auf die Truhe heruntergefallen. Diese Gelegenheit benutzt ein Kätzchen, um damit zu spielen. »Ein altes Volkslied, Gretel im Grünen«, hat der Meister unter das Bildchen geschrieben. So hat er es in seiner Seele erlebt. Andre mögen es anders deuten. Es ist ein bildgewordenes Volkslied, ein Märchen oder dergleichen. Als solches wird es in dem Beschauer lebendig. Es mag dem Freunde dieser Kunst im umgekehrten Sinne ebenso wie dem Schöpfer ergehen, der es innerlich erlebt und dann als Bild gestaltet hat. Der Beschauer erlebt das Bild neu. Es erzählt ihm eine Geschichte, ein Märchen, manchmal auch ein Stück Wirklichkeit.

Hans Thomas Bilder bleiben nicht am Gegenständlichen haften. Es steckt immer ein tiefer Sinn in ihnen, der in seinem phantasie- und erlebnisreichen Seelenleben begründet ist. So hat es auch mit dem zweiten Bildchen vom Jahre 1910 seine besondere Bewandtnis. Das Motiv an sich ist einfach: ein Kind mit einem Ziegenböckchen auf einer herbstlichen Wiese. Wie arm und verlassen sieht dieses kleine Mädchen aus! Wenn es das gute Tier, das sich so treu an seine Seite schmiegt, nicht hätte, es würde niemand haben, dem es sein kindliches Leid klagen könnte. Kein Sonnenglanz ist in dem Antlitz dieses Kindes. Kalt und teilnahmlos, die Händchen ineinandergelegt, steht es da. Frühe Arbeit, harte Jugendzeit, alles das kann man aus dem Bilde herauslesen. So recht ein Idyll aus dem Leben der armen Leute, vielleicht entstanden aus dem Rückerinnern an eigne Jugendtage des Meisters, aus jener Zeit, da der Vater starb und der kleine Hans der Mutter in Haus und Hof zur Seite stehen mußte.



Ein altes Volkslied: »Gretel im Grünen«

Das dritte Blättchen stellt ein furchtbar selbstbewußt dahinschreitendes, sagenhaftes, beflügeltes Untier dar, wie Hans Thomas Phantasie deren so manche erdacht hat. Trotz seiner Krallen und Tatzen scheint es mir nicht ganz so gefährlich, wie es ausschaut und wie man auf den ersten Blick annehmen möchte. Ich glaube sogar, es kann sehr belustigend wirken, und viele mögen sich märchenselig daran erfreuen.

Zahlreiche Bilder Hans Thomas verdanken ihr Entstehen der Erinnerung an die Jugendzeit. Wir brauchen nur einen Blick in sein Lebenswerk zu tun und werden immer wieder auf Werke dieser Art stoßen. Unter ein Bild, das spielende und singende Schwarzwaldkinder darstellt, schrieb er mir die schönen Worte:

Was man in der Jugend schüchtern verschweigt,
Gar oft in Alters Munde als Weisheit sich zeigt. (1913.)

In Hans Thomas Bildern ist Klang, ist Musik. Keine laute, fortreißende, wie in den Werken Böcklins oder Klingers, aber verhaltene, süße Fülle der Harmonie, die die Seele rührt und in das lichte Land der Poesie und deutschen Romantik führt, wo der Himmel sich der Erde neigt und alle lauten Wünsche schweigen. So konnte er wohl in Hinsicht auf sein eignes Schaffen das Wort prägen, das er mir 1917 unter sein Bildnis schrieb: »Was Musik dem Ohr ist, das kann Malerei dem Auge sein.«

Hans Thomas Kunst wurzelt im Volkstum. Sie schöpft aber auch aus der großen Liebe, die ihn mit dem Vaterlande und mit seiner Heimat verband. Was er in deutschen Landen gesehen und erlebt, dessen erinnerte er sich gern und freudig auch in den Tagen des Alters. Und manche Arbeit entstand unter dem Eindruck solcher Erinnerung. Immer freute er sich auch, wenn andre dieses Gedenken an ferne Erlebnisse in ihm aufleben ließen, sei es durch Wort und Bild oder auf andre Weise. Eine besondere Freude war

es dann für ihn, wenn eine solche Schilderung nicht von Photographien, sondern von guten Zeichnungen begleitet war, die von des Künstlers eigner Auffassung und eignem Erleben berichteten. In seinen köstlichen Lebenserinnerungen erzählt Thoma auch von seinem Aufenthalt am Niederrhein und von dem damaligen Leben an der Düsseldorfer Kunstakademie. Als er in Düsseldorf weilte, besuchte er die nahe Stadt Neuß mit ihrem einzigartigen Quirinusdom und das altertümliche Städtchen Zons mit seinen interessanten Überlieferungen aus dem Mittelalter. Im Februar 1915 legte ich ihm einmal eine Abhandlung über diese alten Stätten deutscher Kultur und Geschichte vor, und er äußerte sich dazu: »Ihre Schilderungen der beiden Städte Neuß und Zons haben alte, schon fast verblaßte Erinnerungen in mir hervorgerufen. Ich habe beide Städte im Jahre 1868 mit dem Maler Scholderer von Düsseldorf aus besucht, allerdings immer nur auf Tagesausflügen. Durch Ihr Wort und die Bilderbeigaben lebt jetzt so manches wieder auf. — Ich freue mich immer, wenn ich irgendwo statt Photographien auch einmal Zeichnungen als Illustrationen finde; sie sagen, wenn auch nicht so präzis wie die Photographien, doch immer mehr, weil der Zeichner nicht anders kann, als das auszudrücken, also sagen will, was und wie er eine Sache gesehen hat — so freue ich mich auch an den zierlichen Federzeichnungen von M. Meyers.«

Doch sind es Volkstum und Heimatliebe nicht allein, die dieses deutschen Meisters Kunst verklären. Es tritt ein Drittes hinzu: seine tiefe und schlichte Religiosität. Wir wissen aus seinen wundervollen Büchlein der letzten Lebensjahre: »Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele«, »Wege zum Frieden«, »Seligkeit nach Wirrwahns Zeit«, und aus seinem »Jahrbuch der Seele«, eine wie abgeklärte, reine Seele in diesem wahrhaft großen Manne lebte, eine Seele, die sich den Kinderglauben und Kindersinn bewahrt hatte. Dieser kindhafte Glaube, der ihn durch sein ganzes Leben begleitete und in seinen religiösen Bildern, besonders in dem großen Bilderzyklus der Karlsruher Gemäldegalerie den höchsten Ausdruck fand, gab ihm auch in seiner letzten Lebenszeit, in der die Beschwerden des Alters ihn ständig an das Zimmer fesselten, jene glaubensvolle Zuversicht, die ihn heiteren und wunschlosen Sinnes der Ewigkeit entgegengehen ließ. Am 23. Juli 1920 schrieb er mir: »Das hohe Alter hat mich recht hilflos gemacht, meine Beine versagen den Dienst — auch das Denken und besonders das Schreiben fällt mir schwer — so gehe ich still und getrost der Ewigkeit entgegen und sage gern all meinen Leiden und Freuden Lebewohl — auch meinen Freunden möchte ich ein Abschiedswort zurufen, das ewige Wort, in dem die Unsterblichkeit sich spiegelt: Auf Wiedersehn!«


Kind und Ziege

In einem am 9. März 1922 an mich gerichteten Brief spricht er in ergreifender Weise über sein Verhältnis zu Gott und Ewigkeit: »Ich bin müde und sehne mich aus der aufgeregten Welt zur ewigen Ruhe, die mir ja bald zuteil wird — zu der ich weder froh noch traurig eingehe, aber in vollem Vertrauen auf Gottes Vatergüte, die ohne mich zu fragen mich in diese Welt der Verworrenheit hineingestellt hat, die muß es wissen, warum; ich weiß es ja nicht. — Ich glaube an eine Gemeinschaft aller Seelen und an ein ewiges Leben.«

Thoma war in seinem Leben stets Gott nahe. Er fühlte im Weben und Wirken der Natur den lebendigen Geist des Schöpfers. Jede reine Menschenseele war für ihn ein von göttlichem Odem verklärtes Schöpferwerk. Aus diesem Gotterleben wurde der inhaltreiche Vers, den er mir einmal sandte:

Vor Gott hat klein und groß gar nichts zu bedeuten,
Lenkt er auch die unermeßnen Weiten;
Doch wohnt er raumlos klein
Ungeteilt auch in der Seele dein. (1915.)

War es Hans Thoma in den letzten Jahren

seines Lebens auch nicht mehr vergönnt, künstlerisch tätig zu sein, so nahm sein immer noch frischer Geist doch an dem Geschick des Vaterlandes und des deutschen Volkes regen Anteil. Noch im Juni 1923 sandte er mir als Antwort auf eine Schrift über die Düsseldorfer Malerromantik eine Karte folgenden Inhalts: »Leider fällt mir das Schreiben fast unmöglich, und ich kann nur zu dieser kleinen Karte greifen, um Ihnen zu danken für Ihr schönes Buch, welches mich als ein gutes Zeichen zur Genesung Deutschlands anspricht. Der Ruf: Gott segne Deutschland! muß immer inniger aus allem Wirrwarr erklingen. Ergebenst nimmt Abschied und sagt Auf Wiedersehen! Hans Thoma.«

Am 2. Oktober 1924 feierte Hans Thoma seinen 85. Geburtstag. Überall wurde des Altmeisters deutscher Kunst gedacht. Auch ich sandte einen bescheidenen Glückwunsch nach Karlsruhe, nicht ahnend oder erwartend, daß es dem Hochbetagten möglich sein werde, sich meiner noch zu erinnern. Doch am 2. November schickte er mir eine Karte mit der bekannten Darstellung des Drachen, in dessen Rachen ein kleines Kind thront und, die Gefahr nicht ahnend, »sein Lebenslied singt«. Darunter hatte der Meister eigenhändig die Worte geschrieben:

Hans Thoma
dankt herzlich.

Es war sein letzter Gruß. Diese Karte aber wurde mir zum Symbol, als ich wenige Tage später tief ergriffen die vom 7. November datierte Todesnachricht in Händen hielt. Der Drache Tod hatte die reine Kindesseele dieses vorbildlichen deutschen Menschen und Künstlers verschlungen und in jene lichten Gefilde der Ewigkeit entführt, der ihr letztes Sehnen galt.

Ansbach

Du liebe Stadt! Geheimnis webt den Schleier
Um deine Wirklichkeit. Kein Mißklang bricht
Die Stille einer ewigen Gedächtnisfeier.

Dein Wesen ist vom Tag, vom Alltag nicht.
O schweige, wer Vergangnes will ergründen:
Hier spricht der Dinge edles Traumgesicht,

Erlöst von Irrsal und von Not und Sünden.
Zum Spiegel und zum Spiele wird die Zeit,
In die des Lebens volle Ströme münden.

Geh zur Kapelle, wo im Schwanenkleid
Die Ritter schlafen, die sich einst Marien
Zu frommem Dienste jugendlich geweiht,

Und laß im Schloß all deine Sorgen fliehen!
Sieh, wie aus Glanz und Macht ein Lächeln ward,
Ein fröhlich-schönes Leuchten und Erglühen.

Ein stiller Garten aber offenbart
Dir in dem wehen Rauschen alter Linden,
Geliebter Schatten kurze Lebensfahrt.

Von schmerzensreichem, schwerem Überwinden
Spricht Platens, spricht des Hausers früh Geschick.
Sie kannten nur das Suchen, nie das Finden.

Sie starben, um im unerlösten Blick
Den Freund noch und die Mutter zu umfassen,
Und ließen ihres Weges Spur zurück —

Du liebe Stadt, wes Herz kann dich verlassen?
Im Mythos deiner Brunnen singt verwehtes Leid
Und trägt den Klang durch rätselvolle Gassen.

Von Unvergeßlichkeit zu Unvergeßlichkeit,
Von Einst zu Einst bist du geliebt
Und ruhst im Pathos der Erlesenheit.

Du liebe Stadt, vor deinem Bild zerstiebt
Der Gram, der unsre Seele möcht' begatten,
Wir fühlen, daß es noch die Ruhe gibt.

Werd' ich zum Kind, bin ich mein eigner Schatten?
Die sanfte Schwermut deiner Stille legt
Den Schimmer selbst noch über das Ermatten.

Was ist's, das uns so tief an dir bewegt?
Wir schreiten durch unendliche Gedächtnisfeier —
Die ihre Toten noch wie Träume trägt.

Sophie Hoechstetter

Die Umkehr

Eine Novelle aus den Bergen

Von Hagen Thürnau

Die Bewirtschafterin des Schutzhauses war in die Tür getreten. Sie blendete mit den langen Händen voll ausgeweiteter Adern die Sonne von den Augen und spähte hinunter nach der Alm, wo der Weg heraufführte, zerknittert und schier endlos gefältelt.

Auf einer Bank neben dem Eingang saß der einzige Gast der Hütte. Ein Fünfziger mit ergrauendem Haar, lang und sehnig und mit scharfen Zügen. Seine Stirn reichte unter der englischen Reisemütze weit zurück, die Augenpartie verriet den Geistesarbeiter, der karierte Berganzug und das Einglas deuteten an, daß er gewohnt war, aufzufallen.

»Wieviel sind's denn, Theres?« fragte er gelangweilt.

»Sieben san drunten bei der Almhütten. Und dann die zwoa da heroben.«

»Schrecklich!« machte der Karierte. Wer weiß, was da wieder für Gesellschaft kam und seine Ruhe störte!

Doch nicht einmal die Sonne freute ihn, sie war hart und grell, und er begriff nicht, daß früher sein Herz davon froh geworden war. Was bedeutete es ihm, daß der Himmel blau war, und daß die Landschaft scharf hinter schleierloser Luft stand. So war es immer bei solchem Wetter, er kannte das, und es hatte ihm nichts zu sagen. Das Gebirgsbild da vor ihm war tot wie eine Theaterdekoration bei Tageslicht, Felsen und Almen waren angestrichen mit Kulissenfarben.

Unterdessen kamen die beiden Wanderer, die den andern voraus waren, die letzte Wegschleife herauf, ein Bergführer und eine Dame. Der Karierte sah, daß es ein etwa siebzehnjähriges Mädchen war, knabenhaft unbehindert in dunkelblauen Berghosen. Und ihr Erscheinen genügte, um in dem alten Freunde der Frauen eine jähe Wandlung hervorzurufen. Seine Züge spannten sich, seine noch eben teilnahmlosen Augen wurden wach und sicher, es war der schnelle Blick des Kenners, mit dem er das junge Mädchen abschätzte. Blond und kraushaarig war sie, sie hatte schmale Gelenke und zarte Schultern und einen biegsamen Körper. Das Schönste an ihr aber war die Zartheit der Haut. Man sah es am Hals, wo das tiefe Rot der Wangen in vollkommene Weiße verlief.

Das Mädchen hatte den rücksichtslosen Blick empfunden und zog unwillig die Brauen zusammen, aber sofort wußte auch der Betrachter seine Augen abzulenken, so daß der Eindruck verwischt wurde. Als sie dann vorbeikam, erhob er sich mit höflicher Zurückhaltung zum Gruß.

Anstatt ins Haus zu treten, ließ sich das Mädchen vom Führer den Wettermantel geben und setzte sich in die Sonne. Sie hielt sich für unbeobachtet, rieb sich mit schief geneigtem Kopf ausgelassen die Hände und zappelte mit den Beinen.

Der Karierte unterdrückte ein Lächeln und tat, als hätte er nichts bemerkt. »Wer kommt denn da noch herauf?« fragte er nähertretend mit einer Kopfbewegung. »Aber zuvor, mein gnädiges Fräulein, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Wendler ...«

»Wendler?«

»Ja, meine Gnädigste, Wendler, der Schwankdichter. Sie werden von ihm gehört haben.«

»Wer heraufkommt? Außer meinem Vater und meiner Tante ein dänisches Ehepaar mit ihrem Begleiter und zwei sächsische Lehrerinnen.«

»Hm!« machte Wendler. »Und Sie sind also voraufgegangen?«

»Ausgerissen!« rief sie vergnügt. Aber sie unterbrach sich und sah ihn mißtrauisch an.

»Keine Angst!« lachte er. »Ganz Ihrer Meinung! — Es lebe die Jugend!«

In seinen Worten war nur ein ganz leichter Geschmack von Bitterkeit gewesen, aber das junge Mädchen hatte ihn herausgemerkt. Unerwartet flog aus ihren grauen Augen ein Blick voll erschrockenen Verstehens und voller Abbitte, so daß sich Wendler verstimmt auf die Lippen biß. Doch die noch eben ein unbesonnenes Kind schien, wechselte geschickt und sicher den Gegenstand des Gesprächs. »Haben Sie am Wege den Block mit Glockenblumen gesehen? Er muß Ihnen aufgefallen sein. So etwas Lustiges! Es waren lauter blaue Elfenfräulein, die sich vom Balkon beugten!«

Eine kleine Dichterin! dachte Wendler. Blaue Elfenfräulein, die sich vom Balkon beugen! Das Mädchen begann ihn zu interessieren.

Um sie zu unterhalten, erzählte er von seinen Bergfahrten, und er wußte zu fesseln, nicht umsonst hatte er als Schriftsteller den Spürsinn für die Wirkung. Der Mischung von Künstler und Sportsmann verdankte er ja auch seine Erfolge bei den Frauen. Vielleicht hätte er gar nicht so viel verwegene Klettereien gewagt, wenn er nicht gewußt hätte, daß der Mut eines Mannes dem Weibe noch immer mehr gilt als Geist. Auch jetzt schlug er sein Pfauenrad. Und dabei nahm seine Rede ganz von selbst den einschmeichelnden Ton an, der ihm unzählige Male die Herzen der Frauen gewonnen hatte. Die Stimme wurde leiser, sie gewann an musikalischem Reiz, sie leuchtete und schillerte, durch ihren vibrierenden Klang schimmerte erregtes Gefühl, es war der Ton, der die Frauen berauschte. Und mit Genugtuung sah er auch bei diesem reinblütigen Geschöpf den Blick sich verschleiern.



Arthur Riedel: Kinder am Bach

Aber plötzlich wurden die Augen des Mädchens aufmerksam und fast erschrocken. Wendler folgte ihrer Richtung, und da sah er, wie ihre und seine Hand auf dem wettergrauen Holz des Tisches nebeneinander lagen. Glatt, unschuldig und jung die Mädchenhand, die seine behaart, faltig und alt. Er sah es mit einer Art von Grauen. Verlegen nahm er die Hand vom Tisch und rückte an seinem Augenglas.

Es war ein peinliches Schweigen entstanden, in das jetzt von unten Juhuschreie klangen. Wo der Weg die graue Schuttreiße zerschnitt, standen winkende Gestalten. Aber ihre Zeichen und Rufe blieben unerwidert.

Wendler sah eine Weile überlegend hinab. »Ich mache es wie Sie,« sagte er. »Ich werde ausreißen.«

Er holte seine Bergsachen und etwas Proviant, und in wenigen Minuten war er marschbereit. »Theres, ich will heute noch spazierenklettern.« Es war einer seiner unberechenbaren Entschlüsse.

Indessen lief er nicht nur vor den nahenden Bergdilettanten davon, vor den falschen Gemsbärten und dem Geschwätz bergstockbewehrter Damen. Das kleine verstimmende Abenteuer mit dem Mädchen hatte einen tiefersitzenden Unmut in ihm gereift, ein Unbehagen, das sich jetzt fast zu physischer Übelkeit steigerte. Er suchte Linderung durch die Anstrengung des Steigens.

In der Erregung war er zu schnell gegangen, mit dumpfen Schlägen pochte es in der Brust und in den Schlagadern des Halses. Ausruhend, ohne den Rucksack abzuwerfen, lehnte er sich gegen die schräge Wand eines Geröllblockes.

Vor ihm auf den Gletschern, die gleich riesigen Eisbären weiße Pranken nach dem Tal reckten, und auf den Bergen dahinter lag Sonne. Vielleicht war er gewohnt, beim Aufstieg die Berge im Morgenlicht zu sehen, jedenfalls meinte er, es sei eine gelbe, alte Sonne, ein müder, verdrossener Schein. Und dennoch sah jenes Licht freundlich aus gegen den Schatten der auf seiner eignen Talseite lag. Ein kleiner gefrorener See war in der Nähe, in sein Eis bohrten sich Trichter voll schwarzen Wassers, er bot ein frostiges Bild, und darüber breitete sich eine halbe Dämmerung, ein erstorbener Tag. Als Wendler sah, wie auch er hier in dem grauen Licht stand, fern von der immer weiter hinausrückenden Sonne da draußen, schauerte er zusammen. War das der Schatten des Alters?

Mit versagendem Willen fühlte er plötzlich, wie ihm aus dem Tal ein Gespenst nachstieg. Er hatte ihm entfliehen wollen, aber nun stand es und blickte ihn an: Er wurde alt!

Der Kalender sagte es: vor drei Jahren hatte er seinen fünfzigsten Geburtstag begangen, einen Tag, der ihm auch durch die Lobesartikel der Presse nicht schmackhaft geworden war. Der Spiegel sagte es: die Stirn wurde kahler und die Augenbrauen buschiger; die Züge waren durchpflügt; die Faltenfächer am Augenwinkel, die sonst nur beim Lachen aufsprangen, wurden zu Runzeln. Auch die Blicke der Frauen bezeugten es: in den Augen der Jüngeren lag oft schon das Vertrauen, das man einem guten Onkel entgegenbringt; sie beichteten ihm — die Liebe zu einem andern; und nur seine Rede hatte noch die alte Gewalt über sie. Das Schlimmste aber war, daß er es tief in seinem Inneren fühlte: Stunden der Leere kamen, der versagenden Kraft. Er selbst hatte den Lustspieldichter, dem nichts mehr einfällt, dem Gelächter des Publikums preisgegeben. Nun lernte auch er sie kennen, die tiefen Ohnmächte der Phantasie. Sie dauerten Tage und Wochen und entnervten ihn. Und sie hatten ihn jetzt in die Berge getrieben; vielleicht, daß er dort die alte Frische wiederfand.

In diesem Augenblick fühlte er es: sein Körper war noch leistungsfähig und geschmeidig. Aus der Erschlaffung, die ihn auf der Hütte gefesselt hatte, warf sich die erwachende Kraft auf. Er richtete sich empor und reckte sich. Ein wütender Trotz ließ ihn die Zähne gegeneinanderreiben. Er wollte es sich beweisen, daß er noch unbesiegt war von den Jahren; seine Arme verlangten danach, mit dem Berge zu ringen, sein Herz sehnte sich nach dem Rausch der Kraft, den es so oft schon erlebt hatte beim Klettern im Fels.

Wendler maß den Berg, der mit scharfen Graten vor der Sonne stand. Man nannte ihn das Matterhorn dieser Berggruppe, weil er sich so kühn wie jenes aufbäumte aus den grauen Geröllbahnen und den an ihm hochflutenden Firnfeldern. Zur Linken fiel der Südgrat erschreckend steil zu einer Scharte ab; und diesen Grat wählte Wendler. Er wußte, es war eine schwierige, aber nicht lange Kletterei dort hinauf; ganz das, was er suchte. Und so kehrte er sich auch nicht daran, daß der Tag schon vorgeschritten war, sondern griff, als er die Scharte erreicht hatte, ohne Besinnen in den kantigen Fels. Das Bergsteigen war ihm immer eine Sache des Temperaments gewesen.

Aber nun kämpfte er schon an die zwei Stunden; mit verzerrten Gesichtsmuskeln, alle Nerven gespannt; es war schlimmer geworden, als er erwartet hatte. Endlich kam eine senkrechte Wand, die er vergeblich nach Griff und Tritt durchforschte. Er strengte die Augen an und sah dennoch nur undeutlich, als wenn sich das Gestein vor ihm verhüllte. Da erst merkte er, daß das Tageslicht abnahm. Er war dämmerungsblind; wenn die Helligkeit unter eine bestimmte Grenze sank, wurde sein Sehvermögen auf ein ganz geringes Maß herabgemindert. Wollte er sich also nicht der äußersten Gefahr aussetzen, so mußte er sich nach einem Platz umsehen, wo er die Nacht verwarten konnte.

Vorsichtig stieg er zurück auf ein schmales Fels-

band und fand dort einen Spalt, der sich nach oben öffnete und ihn bis zur Brusthöhe aufnehmen konnte. Er klemmte sich hinein und begann seine Vorbereitungen zu treffen gegen den Nachtfrost.

Den Umständen nach war seine Lage nicht schlecht. Aber ihm türmte sich die Wand, und ebenso jäh stürzte sie unter ihm ab, er aber befand sich in der Spalte wie hinter einer Brustwehr; fallen konnte er nicht. Auch vom Wetter brauchte er nichts zu fürchten, über der Wand, die sich vom Himmel schwarz abhob, standen klare Sterne. Nur an die Kälte dachte er mit Besorgnis.

Während seine Augen auf den fernen Gletschern und Bergen ruhten, die noch einen matten Widerschein vom Westhimmel gaben, suchte Wendler seine Gedanken zu sammeln. Um die Zeit auszunutzen, wollte er sich mit einem Schwank beschäftigen, der in Kürze fertig werden mußte. Aber es war ihm unmöglich, jetzt daran zu arbeiten. Wie hatte er es überhaupt fertiggebracht, diese vielen Schwänke zu schreiben! Er hatte doch auch einmal literarische Ideale gehabt, hatte Verse geschrieben und sich in Novellen und Trauerspielen versucht. Längst begrabene Jugendträume! Er hatte schnellen Erfolg sehen wollen, Erfolg um jeden Preis. Und Geld! Unerwartet war ihm beides in den Schoß gefallen durch eine Spielerei, durch eine tolle, im Übermut verfaßte Farce. Und da der Schwank ihn bekannt gemacht hatte, kamen die Verleger und wollten von ihm ähnliche Schwänke, immer wieder nur Schwänke. Sie boten Geld, und Wendler brauchte das Geld, weil er die Frauen brauchte. So war aus dem jungen Dichter ein kühl lächelnder Zyniker geworden.

Trotzdem liebte er seine Arbeit. Es war doch immer noch ein geistreiches Spiel, er führte die Figuren gegeneinander wie auf den Feldern eines Schachbrettes, und an dem Kombinieren und Lösen fand sein scharfer Verstand seine Freude. Auch sein Künstlertum war nie ganz untergegangen; in allem, was er schrieb, gab es irgendeine Szene, meist eine Liebesszene, in der ein Funke seines besseren Könnens glühte. Man hatte ihn beklatscht, und er hatte sich behängt mit Varietéruhm und einer großen Mimeneitelkeit.

Das war in Berlin gewesen, das jetzt da draußen in der Nacht liegen mochte wie ein kleiner ferner Fleck von feurigem Nebel. Aber hier? Hier hing er in einem Felsenriß über toten Hochtälern und über den steinernen Wogen der Gebirgskämme. Zwischen Himmel und Erde hing er, zwischen der dunklen Tiefe und der weit ausgespannten Gebirgsnacht mit ihren flammenden Sternen. Hoch, hoch über ihm brannten sie, die Augen, mit denen das Weltall auf ihn herabstarrte, eindringlich, verwirrend, überwältigend, immerfort: das schwarze Weltall, das sich durchsichtig bis in unvorstellbare Fernen über ihm auftat. Hier, unter diesem grausamen, endlos tiefen Nachthimmel erschien ihm sein Leben und sein Werk so jammervoll klein, daß er vor Ekel und Erbärmlichkeit am liebsten geschluchzt hätte.

Es war völlig Nacht geworden, eine Nacht ohne Mond; milchig im Sternenlicht flimmerten die Firnfelder. Irgendwo in Wendlers Nähe fiel in gleichen Abständen ein Tropfen am Fels, und kaum vernehmbar war weit draußen ein dünnes Rauschen, so fein, daß es auch Täuschung sein konnte. Von Zeit zu Zeit aber klang über die stillen Tiefen ein Bersten; es wurde kälter, in der Ferne bellten die Gletscher.

Wendler fror; er wollte an etwas denken, das ihn wärmen könnte, aber an was hätte er denken sollen! An die Frauen etwa?

Er hatte viele, sehr viele gekannt, und es war ihm damit gegangen wie mit seiner Kunst: in Reinheit und Inbrunst hatte es begonnen und hatte geendet in Alltäglichkeit und Abscheu. Eine Jugendliebe so voll von Süße und Sehnsucht hatte ihn erfüllt — das war nun schon lange her! Er hatte andre Frauen geliebt und hatte sie besessen, ungezählte, und immer verwöhnter und wählerischer war er geworden. Schließlich fand er, daß die Frauen vom Theater noch am interessantesten waren, jedenfalls am bequemsten. Sie alle waren zu ihm gekommen, in das dunkelmöblierte Zimmer, von dessen Wänden die trockenen Lorbeerkränze, die bunten Seidenschleifen und die gerahmten Theaterzettel seiner Premieren herabsahen, und zuletzt war es immer dasselbe gewesen und hatte geendet in Überdruß.

Und dennoch hatte er es immer wieder probiert. Denn wie es in seinem verlogensten Schwank eine Szene voll tiefer Menschlichkeit gab, so gab es in jeder seiner Liebesaffären eine Stunde der Ehrlichkeit, da der immer noch glühende Funke Sehnsucht erwachte, noch einmal eine große Liebe zu erleben.

Das trieb ihn über jede Enttäuschung hinaus, aber hinaus auch über die, die an ihm zugrunde gingen, denn solche gab es. Er hatte keine Zeit gehabt, sich darum zu kümmern, das Leben stand nicht still, und er mußte von neuem suchen.

Er wurde ein Virtuose der Liebe und ein Frauenkenner. Er brauchte ihnen nur einmal ins Gesicht zu sehen, und er wußte, wie ihr Körper war und wie ihre Stimme klang. An dem ersten Kuß einer Frau erkannte er, wieviel Liebhaber sie gehabt hatte, und immer wußte er schon im voraus, was sie sagen und tun und wie sich das ganze Liebesspiel abwickeln würde. Auch er selbst hatte sein Schema, eine Reihe erprobter Wendungen und Szenen, die er herunterspielte wie eine Melodie, die man auswendig weiß. Es waren Variationen nötig, doch sie waren im Grunde gering. Bei den einen genügte Schmeichelei, die andern wollten analysiert und gedeutet werden. Aber sie hätten nur wissen sollen, wie leicht sie zu behan-

deln waren und wie sie einander ähnelten, die Frauen mit den Brillantringen und die Mädchen mit dem Silberreif; es kam eine Stunde, da sie gleich wurden. Alles war zur Routine geworden. Erlogen war die Leidenschaft, erlogen das Stammeln der Wonne, erstarrt zur Fratze das Antlitz der Liebe. O, er hatte es satt, es ekelte ihn.

Und was war geblieben von so viel Begehren und so viel Betören? Nichts, weniger als nichts! Leere und der Unrat der Erinnerungen! Um ihn zu diesem Eingeständnis zu bringen, hatte ihn das Schicksal genommen und hoch an dunkler Bergwand zwischen die Felsen geklemmt, damit er stillhalte und sich ins Antlitz sehe, damit er sein Urteil lese in den zornig und höhnisch auf ihn herabflammenden Sternen, die die Augen derer waren, über die er hinweggeschritten war. Stöhnend wie ein im Dunkel verendendes Tier erlebte er den Zusammenbruch seines Lebens. —

Ein unheimlicher Laut zerriß die betäubende Stille. Hoch in der schwarzen Wand hatte sich ein Stein gelöst, der nun mit klatschendem, knackendem Aufschlagen von Steilstufe zu Steilstufe fiel. Noch einen dumpfen Ton gab es in der Tiefe, dann war es wieder still.

Wendler war zusammengefahren, und nun schien es ihm, als sei von dem Geräusch die Einsamkeit erwacht und schlage entsetzte Augen auf. Furchtbar war es, hier in der Nacht allein zu sein, meilenweit entfernt von den Menschen, über Stein und Eisöde zurückgehalten vom Felsenarm des Berges. Trost und Glück wäre es gewesen, an einen geliebten Menschen zu denken, aber Wendler wußte nicht einen. Und es kam ein mächtiges Verlangen über ihn, lieben zu können, mit einer Liebe, die wärmt und segnet, mit einer Liebe, die unbeschwert ist von Begehren und nichts als Sehnen und Schönheit.

Seit langem schon war das Fallen des Tropfens im Gestein verstummt, und als der Schmerzergriffene jetzt den Arm ausreckte, um wie ein Versinkender nach einem Halt zu greifen, stieß er an einen Eiszapfen. Zugleich kam von den Gletschern ein kalter Hauch, so daß er zusammenschauerte und sich enger in den Umhang hüllte.

Wer jetzt unter dem schützenden Dach der Hütte schlief, hatte es gut. Dort ruhte das Mädchen, das in seiner Seele gelesen und verstanden hatte, daß er alt wurde. Ob sie wußte, daß er nicht zurückgekehrt war? Seine Gedanken beruhigten sich an ihrem Bild. Blond und kraus war ihr Haar, fröhlich und tief ihr Auge, Jugend strömte von ihr aus, es tat wohl, an sie zu denken.

Es tat wohl, so zu träumen; ganz unbeweglich, denn bei der kleinsten Bewegung wurde die Kälte spürbar. Auch müde war er, wohl vor Kälte, aber es war schön, so müde zu sein. Wenn er jetzt einschlief, würde er erfrieren. Es war ganz gewiß angenehm, zu erfrieren. Man träumte und schlief ein. Man dachte an etwas Freundliches, an das blonde Kind da unten, und dann war alles zu Ende. —

Erschrocken fuhr Wendler auf. War er eingenickt? Er durfte auf keinen Fall schlafen! Er war schon ganz erstarrt; Finger und Zehen fast gefühllos; nur mit Mühe gelang es ihm, sie zu bewegen. Um sich munter zu halten, begann er zu sprechen und zu singen. Auch ein Proviantrest war noch zu verzehren. Dann erinnerte er sich an die Gedichte, die er in der Schule gelernt hatte, und versuchte sie herzusagen. Aber auch hieran erlahmte bald sein abgestumpftes Denken, und nun war es irgendein bedeutungsloses Wort, das ihm durch den Sinn ging. »Elfenfräulein, Elfenfräulein«, sprach es in ihm ohne Aufhören; er war wie besessen von dem Wort.

Endlich nahm drüben der Horizont Stahlfarben an, es wurde langsam Tag. Die Felswand trat aus dem Dunkel grau und grämlich, die Silhouette der Berge riß sich hart ein, die Gletscher wurden stumpf und fahl. Der Osthimmel färbte sich grün und golden, und die Felswand, auf die er seinen Schein warf, begann zu leuchten. Dort, wo die Sonne kommen mußte, schoß eine gelbe Lichtgarbe in die Höhe.

Mit steifen Gliedern, unendlich vorsichtig, machte sich Wendler an den Abstieg. Er verließ den Platz, wo er die größte Niederlage seines Lebens erlitten hatte, und so gebrochen war er, daß er gar nicht auf den Gedanken kam, noch bis zum Gipfel vorzudringen. Unsicher und ängstlich kroch er hinab.

Da hörte er aus der Richtung des Eissees einen Jodelruf, und als hätte der Laut der menschlichen Stimme eine Verzauberung gelöst, flutete im selben Augenblick das Licht der Sonne über die Berge. Wendler hörte den Ruf sich wiederholen. Kein Zweifel, man suchte ihn. Indem er Antwort gab, sah er einen einzelnen Bergsteiger heraufwandern, und als er mit wankenden Knien an den Ausstieg der Felsen gelangte, fand er den Mann dort warten. Es war der Führer des blonden Mädchens.

Während Wendler erschöpft rastete, erzählte der Führer von dem fremden Fräulein. Um das Morgengrauen sei sie bereit gewesen zu einer Bergfahrt; als sie aber erfahren habe, daß der Herr nicht zurückgekehrt sei, habe sie den Führer ausgeschickt, um den Vermißten zu suchen.

»Damit konnten Sie doch warten!« sagte Wendler grob. »Laufen der Dame davon und verderben ihr den Tag!«

Der Führer stopfte verlegen die Pfeife. »Das Fräulein hat's g'wollt, das Fräulein ist schon recht,« wiederholte er immer wieder eigensinnig. Und dabei ließ es auch Wendler schließlich bewenden. Im Grunde tat es ihm wohl, daß ihn eine Verpflichtung mit dem Mädchen verband.

Um schneller vorwärts zu kommen, stellten sich die Männer auf den lockeren Schutt des Hanges,

legten sich gegen die rückwärts eingestemmte Eisaxt und fuhren ab. Bald aber wurden die Steine faustgroß, und während der Führer halb laufend, halb gleitend weiterstürmte, fühlte Wendler bei den ersten Sprungschritten, wie die verwachte Nacht und die seelische Erschütterung ihn entkräftet hatten. Er mußte mühsam und unbeholfen hinterherstelzen. Er war steif im Kreuz, und bei jedem stoßenden Schritt schmerzten die Hüftgelenke. Als er aber an ein Schmelzwasser kam, das sich durch die weiße Geröllwüste unter den Steinen klein und klingend einen Weg suchte, blieb er stehen und lächelte ein wenig: ganz so rann durch seine große Müdigkeit und durch die Dumpfheit seines Denkens ein kleines belebendes Gefühl: das fremde Mädchen auf der Hütte hatte um seinetwillen einer Freude entsagt, er durfte ihr dankbar sein.

Von der Hütte aus kamen den Zurückkehrenden zwei Personen entgegen, eine untersetzte Dame, deren Kopf dicht auf den Schultern saß, und ein schmalbrüstiger Herr mit weißem Spitzbart.

»Das ist der Herr Papa von dem Fräulein,« sagte der Führer.

An dicken Bergstöcken mühte sich das Paar heran, und zu seinem Erstaunen sah sich der Schriftsteller von dem alten Herrn auf die vertrauteste Weise begrüßt.

»Wendler, du hast doch noch dieselben verrückten Ideen wie damals,« tadelte das Männchen mit zarter Stimme.

Da erst erkannte ihn Wendler. Sie hatten zusammen die Schule besucht. Das war der blasse Liebenow, den er in seiner Erinnerung stets in Verbindung brachte mit winzigen Zetteln voll sauber geschriebener Notizen. Und nun war es ein Weißbart, der eine erwachsene Tochter hatte. Liebenow stellte vor. Die kurzhalsige Dame war seine Kusine, Fräulein Adele Heubaum. Und dann erzählte er von seiner Tochter.

Also Maja heißt sie, dachte Wendler und blickte nach der Hütte.

Einsilbig verzehrte er sein Frühstück, und mit der Sättigung gewann sein Schlafbedürfnis die Oberhand. Er erhob sich, um auf sein Zimmer zu gehen. Da trat unerwartet Maja ein. Sie mußte seine Rückkehr beobachtet haben, denn sie schien erstaunt, ihn noch anzutreffen, offenbar hatte sie seinem Dank aus dem Wege gehen wollen. Durch einen Schleier von Schläfrigkeit sah er sie vor sich stehen und hörte das Lachen klingen, mit dem sie seinen Dank abwehrte, dann tappte er die Treppe hinauf zu seinem Lager. —

Am frühen Nachmittag erwachte Wendler mit dem wohligen Gefühl, sich auf etwas freuen zu dürfen. Er fand die Familie vor dem Hause und gesellte sich dazu; doch die Hoffnung, sich mit dem blonden Mädchen unterhalten zu können, erwies sich als eitel. Liebenow, der sich immer mehr als lästiger Nörgler entpuppte, riß das Wort an sich. Bald bemängelte er die Wege, die nicht fest genug wären, bald den Hüttenstempel, der nicht federte. Sogar Methode lag in seinem Tadel, er machte sich über alle Mißstände, die er herausfand, Aufzeichnungen, und später sandte er den zuständigen Stellen Beschwerdebriefe und unterbreitete seine Verbesserungsvorschläge. Das war die Tätigkeit, die seine Tage ausfüllte, er war sozusagen freiwilliger Kontrollbeamter aller öffentlichen Einrichtungen. In kleinen Zeitungen wurden seine Klagen und Vorschläge gedruckt unter »Eingesandt« oder »Stimmen aus dem Publikum«. Er war »Stimme aus dem Publikum«, das war sein Beruf. Wendler ließ den schmächtigen Pensionär sich in Ärger reden, und hin und wieder glitt sein Blick über Majas klare Züge. Er fragte sich, was für eine Frau ihre Mutter gewesen sei.

Unangenehmer als der tadelsüchtige alte Herr war Adele Heubaum. Sie hatte strähniges Haar, von dem man nicht wußte, ob es blond oder braun war, und wässerige Augen mit sandgelben Wimpern. Für den Schriftsteller legte sie von Anfang an eine große Zärtlichkeit an den Tag. Ihr grobgeschnittenes Gesicht blickte mit schwärmerischer Bewunderung zu ihm auf, und sobald in Liebenows Nörgeln eine Pause eintrat, stellte sie an ihn eine ihrer sonderbaren Fragen. Denn sie war von einer unstillbaren Wißbegier. Sie experimentierte wie ein Naturforscher, hatte ausprobiert, ob Gänseblümchen als Wasserpflanzen auf dem Grund eines wassergefüllten Einmacheglases leben könnten; hatte Laubfrösche mit Erdbeermarmelade ernährt, um zu sehen, ob sie bei vegetarischer Kost gediehen.

»Herr Doktor,« fragte sie — alle Schriftsteller waren für sie »Doktor« —, »kommt es vor, daß die falschen Zöpfe, die man zu kaufen bekommt, von ägyptischen Mumien stammen?« Und dann wollte sie wissen, ob auf hohen Bergen die Mondkrater so groß seien wie im Fernrohr.

Die vergeblichen Versuche, miteinander ins Gespräch zu kommen, näherten Wendler und das Mädchen. Sie fühlten sich als Verbündete, und dieses Gefühl verstärkte sich im Laufe des Tages, als Geschmack und Ansichten begannen die Geister zu scheiden. Er und Maja schienen eine fortgeschrittene Menschenart zu vertreten, eine jüngere Generation. Und während ihn die Alterspartei, Liebenow und die alte Jungfer, für sich in Anspruch nahm, ging er mit fliegenden Fahnen zur Jugend über. Am andern Morgen wollte er mit Maja Edelweiß pflücken, und den Tag darauf wollten sie einmal richtig klettern.

Adele Heubaum wollte zwar die beiden begleiten, aber das lehnte Wendler als unmöglich so entschieden ab, daß sie einen zweiten Versuch nicht zu unternehmen wagte. —

Sie stiegen nach dem Tal hinaus über die Berglehnen, und obgleich sie sich fast in ebener Richtung bewegten, schienen sie an Höhe zu ge-

winnen, da der Talboden sich unter ihnen hinabsenkte. Die Hänge waren vom Almvieh zu Stufen zertreten, so daß sie großen Freitreppen glichen; es war ein müheloses Queren.

Wendler deutete hinauf nach den niedrigen Wänden rötlichen Gesteins, die durchzogen waren von schmalen Rasenbändern. »Jetzt machen wir uns wie die Mäuse an den durchwachsenen Speck da oben.«

»Ach, da sind sie!« rief Maja und wurde rot vor Freude.

Über den Sims eines Rasenbandes lugte ein weißer Stern, und ein paar Schritte weiter standen andre, drei, vier Edelweiß beisammen. Wendler hatte sie schon vorher gesehen, aber Maja sollte die ersten, die sie wildwachsend fand, selber entdecken. Nun reckte sie den schlanken Leib empor und streichelte die Blüten, neigte den Kopf auf die Seite und streifte liebkosend mit der Wange darüber hin.

»Ich will sie stehen lassen,« sagte sie dann und zog die Hand von den schlanken Stielen zurück. —

Auf einer grünen Kuppe streckten sie sich aus. Das Kinn in die Hand gestützt, lagen sie und blickten über Polster rotblühender Blumen nach den lichtüberflossenen Bergen. Wenn Wendler den Kopf ein wenig zur Seite drehte, sah er Majas Gesicht, so nah, wie er es noch nicht gesehen hatte. Er mußte sich zwingen, den Blick loszureißen, denn er fühlte sein Blut unruhig werden. Der Blick in die Ferne beruhigte, die Bergluft machte frei von Dumpfheit und Schwüle. Nun war es wieder das glückvolle Ruhen, wie ein Getragenwerden von einer Sommerwolke.

»Sie sind ein guter Kamerad,« sagte Maja aus ihrem Schweigen heraus.

Das Wort klang in ihm nach. Weiter wollte er auch nichts, als Majas Kamerad sein. Es gab überhaupt nichts andres zwischen Menschen: man ging ein Stück Weges zusammen als Kamerad, und mit Maja zu gehen war schön. Es war schön, sie neben sich zu haben, sie fern zu wissen von allen andern, nur für ihn vorhanden, und wunschlos ruhen zu dürfen unter dem mächtigen Strömen des Lichts, dem die Hänge in stiller Verzücktheit zugekehrt standen. Und wie die Täler der herabflutenden Sonne die Arme öffneten, so öffnete er sein Herz dem Namenlosen, das er in sich hineinsinken fühlte, dem er beglückt stillhielt.

Am Abend ging Maja früh zur Ruhe, denn der folgende Tag sollte außerordentliche Anforderungen an sie stellen. Auch Wendler zog sich bald zurück, schon deshalb, weil er das Bedürfnis hatte, allein zu sein. Leise, um das junge Mädchen nicht zu wecken, schlich er über den Kokosläufer des Ganges. Da fiel ihn vor Majas Tür ein lähmendes Gefühl an. Vom Herzen abwärts und im Rückenmark zerrte es an ihm wie Schwindelgefühl. Es war die Liebe, die ihn anfiel wie ein reißendes Tier aus dem Hinterhalt. Seine Knie wankten, erschöpft sank er in seinem Zimmer auf den Stuhl. Und dann erfüllten ihn freudige Rührung und Dankbarkeit, er war wie ein leeres Gefäß, in das ein Regen von Rosen stürzt. Vernünftig oder unvernünftig, er durfte wieder Liebe fühlen, ihre Süße und ihre Bitterkeit, unmittelbar wie in seiner Jugend, und er hieß sie willkommen.

Durch das Blockgewirr gestürzter Bergwände wanderten sie am Morgen zu der Mulde des kleinen Eissees. Dort hielten sie eine frohe Frühstücksrast. Kaum schien es Wendler möglich, daß er zwei Tage vorher von dieser selben Stelle in eine müdegelebte Welt geblickt hatte. Heute war alles voll bunter Farben und frischen Leuchtens. Das Grün der tieferliegenden Hänge schien noch satt zu sein vom Tau der Nacht, die Einförmigkeit des Geröllfeldes war aufgelöst in rosig behauchte Flächen und duftige Schattenflecke, die Gletscher hatten ihre strengen Mienen aufgeheitert, und der grüne Eisbruch am Rande des Sees stand in freudigen Flammen. Die Eistrichter aber waren Porzellanschalen, in die der Himmel jubelndes Ultramarinblau getropft hatte, weil er nicht wußte, wohin mit seinem Überfluß. Kein Wunder, daß heute die Welt für Wendler anders aussah, denn neben ihm stand Maja, stand schlankgezeichnet und leichtgestreckt im dunklen Berganzug vor der hellen Ferne, hatte die Hände hinter dem schwarzen Filzhut verschränkt, trug Sonnengold im blonden geringelten Haar und schaute aus freudeklaren Augen auf die verjüngte Welt. Sie war die Fülle, die Schönheit, das Leben, sie war der Morgen, der Gestalt angenommen hatte, war die Göttin der Gebirgseinsamkeit und war herausgestiegen aus den Tiefen des Eissees, um hinabzusehen auf ihr Reich. Heute waren alle Gespenster gebannt, heute durfte die Spukgestalt des Alters dem Wanderer nichts antun, denn heute, ja heute ging die Jugend an seiner Seite.

Nachdem sie den Reichtum der Stunde ausgekostet hatten, stiegen sie über Schutt und Schnee bis an die Felsen. Rucksack und Pickel wurden zurückgelassen und das Seil hervorgeholt.

Jedesmal, wenn die Seillänge abgelaufen war, verspreizte sich der Führende und ließ die Gefährtin aus sicherer Stellung nachkommen. Das Seil, das ihn mit ihr verknüpfte, teilte seiner sichernden Hand jede ihrer Bewegungen mit, es stellte eine enge Beziehung zwischen ihnen her, sie waren verbunden zu einer Gemeinschaft auf Tod und Leben, zu einer Einheit. Ja, es schien ihm, als sei dieses Hanfseil kein totes Ding mehr, sondern von Körper zu Körper ein lebendiges Zwischenglied, das Blut zu Blut und Gefühl zu Gefühl leitete.

Und siehe, auch die Berge wurden Wendler wieder neu. Er meinte, nie zuvor die Felsenwelt des Gebirges erblickt zu haben. Er empfand Majas beglücktes Staunen, wenn sie von der Gratschneide in die Tiefe sah, er fühlte ihr Bangen, wenn

ihre Augen über jäh abstürzende Steilwände tasteten, er wurde ergriffen von der Furchtbarkeit der drohenden Zacken, der kühnen Kanzeln und trotzigen Türme, aus denen sich der Grat über ihnen aufbaute, und sein Herz zagte erschüttert vor der erhabenen Gebärde des gewaltig auf sie niederschauenden Berges.

Bis zum Gipfelblock, der mit scharfen Kanten den Sonnenschein abschnitt, kletterten sie im Schatten. Nun plötzlich tauchten sie aus dem Dunkel empor in unendliches Licht, ohne Übergang ward es frei vor ihren Blicken. Nichts war mehr über ihnen als ein Himmel voll brennenden Blaus, nichts mehr vor ihnen als lichtdurchfluteter Raum, nichts mehr unter ihnen als duftige fliehende Tiefe. Hoch über den Tälern standen sie mit einem Male und hoch über den Bergen, in mächtig niederstürzender, betäubender Sonne. Der Rausch der Gipfelerhabenheit nahm sie hin, die große Trunkenheit der Fülle von Raum und Licht und Leben. Sie allein waren gewürdigt, hier oben zu stehen, sie beide, zusammengehörig in ihrer Auserwähltheit, ein Mann und ein Weib.

Überwältigt von dem auf sie eindringenden Jubel und Zuflucht suchend vor der aufgetanen Tiefe, drängte Maja vertrauend ihre Schulter an den Mann, der ihr Schutz und Führer war. Und hätte er in diesem Augenblick sie an sich gezogen, so hätte sie die Arme um seinen Hals geworfen, in der Überfülle ihres nach Auslösung ringenden Gefühls. Aber nichts dergleichen geschah. Wohl stieg dem Manne in schwerer Woge das Blut zum Herzen, er wußte, was der Augenblick ihm in die Hand legte. Aber während er unter dem Ansturm seines Gefühls sich kaum des Taumelns erwehrte, stand er stumm und regungslos und ließ die Minuten und die nie wiederkehrende Gelegenheit verrinnen. Dann beugte er sich nieder, nestelte an seinem Seilknoten und band sich los. »Es ist besser so,« sagte er seltsam tonlos, ohne Maja anzusehen, und trat ein paar Schritte weiter zu dem Steinmannl.

Das Mädchen hatte den Doppelsinn der Worte verstanden. Als sie sich nach einer Weile von ihrer Verwirrung erholt hatte und beide nebeneinander an der kleinen Steinpyramide saßen, streckte sie ihrem Führer die Hand hin und sagte: »Ich danke Ihnen.«

Mit diesen einfachen Worten war alles zwischen ihnen gesagt. In ihren Verkehr aber kam von nun an eine liebevolle Behutsamkeit, die Rücksicht auf ein wortloses Geheimnis.

Am andern Tage verließ Liebenow mit Maja und Tante Heubaum die Schutzhütte, um in einem entfernteren Tal den Sommeraufenthalt fortzusetzen. Wendler begleitete sie ein Stück Weges, er hätte gern noch einmal mit Maja ungestört gesprochen. Aber Fräulein Heubaum wich ihrem »Doktor« nicht von der Seite, sie war entschlossen, kein Wort aus seinem Munde zu verlieren und wenigstens noch seine Ansicht darüber zu hören, ob es eine Seeschlange gebe und ob die Ameisen rechnen könnten. So fiel zwischen ihm und Maja kein Wort mehr, wodurch das Verhältnis, in dem sie standen, geklärt worden wäre. Nur daß er beim Abschied ihre Hand einen Augenblick länger in der seinen hielt.

Auf dem Rückweg aber blieb er stehen und sah den Absteigenden nach. Sein Herz war ratlos wie in seiner ersten Jugend, er fragte sich, wie es möglich sei, daß er jene dort ziehen ließ.

Er war verwandelt. Voll von Ergriffenheit und Erlebnissen waren die Tage und Nächte. Leuchtende Morgen standen über den Bergen, jugendschön und triumphierend. An den Gräsern brannten die Tautropfen, wundersam schön sahen sie aus. Und auf den Hängen blühte es. Gelbe Arnikasonnen und blaue Enziansterne, und Blumen der Ebene, Vergißmeinnicht und Löwenzahn in neuen, ungewohnten Farben. Heller war die Sonne, reiner die Luft, frischer die Leuchtkraft der Blumen und ungetrübter das Gefühl.

Von der Stelle, wo er mit Maja geruht hatte, blickte Wendler nach der Richtung, in der er sie jetzt zu suchen hatte, dorthin, wo die gezackten Streifen blauen Duftes sich übereinanderschoben. Er träumte und sehnte sich. Er suchte und fand die Edelweiß, an die Majas Wange gestreift hatte; alle Tage stieg er zu ihnen hinauf. Fünf Tage blühten sie, dann schrumpften sie ein, und erst als sie verdorrt waren, nahm er sie mit sich. Auch den Fleck, wo er Maja das Seil umgelegt hatte, suchte er auf. Im Gestein streichelte er die Griffstellen, die er ihr gezeigt hatte. Und er klomm über den Grat und holte auf dem Gipfel die Zinkhülse aus der Steinspalte. Auf dem Blatt, das die beiden Namen trug, hatte ihre Hand geruht, und er führte das Papier und die Schrift an die Lippen.

Die Höhengänge, die er unternahm, enthüllten ihm ungeahnte Schönheiten. Ich sehe wieder mit dem Gefühl, sagte er sich. Und stundenlang lag er auf einem Hang in der Sonne und genoß diesen Zustand neuer Eindrucksfähigkeit. Er war wie ein klares Wasser, in dem die Welt sich spiegelt. Doch zugleich war er müde, wie früher, wenn der Frühling kam.

Träume und Verzückungen, Aufschwünge und Gefühlsstürze!

Er lagerte am Eissee. Aus dem weitgeöffneten Himmel brach weißes Sonnenlicht. Es prallte auf die Hänge, es spritzte auf an den Steinblöcken, es zerstob in kreisende Funken auf dem Eise des Sees. Und wenn der Ruhende die Augen halb schloß, sah er es durch das Licht tanzen, schlank und blond, eingehüllt in flammendes Haar. Wie eine feurige Flocke tanzte es, und er sah, daß es Maja war.

In die blendende Sonne der Gletscher schritt er hinein. Unter dem dunklen Blau des Himmels

wölbten sich Hügel unberührten Schnees, weißer als Kuppeln algerischer Moscheen, Tummelplätze des jubelnden Lichts. Und er riß die Gletscherbrille herunter und warf die Kleider vom Leibe. Nackt reckte er seinen jünglingsschlanken Körper auf und breitete die Arme gegen die große Verklärtheit, als biete er sich dar, verjüngt, gereinigt, ein neuer Mensch.

Dann wanderte er zurück. Am Eissee beugte er sich über eine Wasserlache, die sein Bild zurückwarf. Er sah, daß sein Haar grau war. Er wollte es nicht glauben. Und in den Nächten zerquälte er sich.

Müßig verging sein Tag; doch mit der Dunkelheit stieg aus den Schluchten das Verlangen, zeugen zu können für seine Liebe. Wie in der Jugend breitete er die Arme durch die Dämmerung in der schmerzenden Sehnsucht nach einer Tat. Wollust mußte es sein, sich aufopfern zu können für einen Menschen, den man liebte; am tiefsten und stärksten war erst die Liebe, die alles schenkte, alles hingab, selbst das Leben. Aber was konnte er wohl tun? Eine Tat, wie sein Herz sie forderte, hatte nur Platz in den Träumen der Dichter. Und nach dem jünglingshaft verschwärmten Tag tappte er durch das blauer werdende Halbdunkel zurück zur Hütte, schrieb auf dem Einschnitt des Fensters beim flackernden Stearinlicht sein Testament und setzte Maja als seine Erbin ein. —

Nebelschwaden zogen über die Gletscher. Schieferblau lag die Taltiefe, an ihren Seiten krochen Wolkenflocken auf und ab, und vor schwarzen Felswänden sank in Schleiern langsam der Regen. Ungeheuerliche Dunstgebilde glitten über das Tal, tiefer herab zogen die Nebel. Mißmutig und kalt fluteten sie um die Hütte, daß das Rauschen des Bergwassers wie durch Wände von Watte drang. Eine gelbe Mauer stand vor den Fenstern und vor der Tür, und dort blieb sie stehen acht Tage lang.

Wendler blieb. In der Hütte war ein Rest von Majas Gegenwart und ließ ihn nicht los. Jetzt wurde es eigentlich erst heimlich, denn das Regenwetter hatte die Touristen zu Tal getrieben, nun war er ungestört. Auch das Wandern durch Nebel und Regen war schön. Schemenhaft unaufdringlich war die Welt, zaghaft blickten aus dem Nebel schattenhafte Gebilde, alles schien ihn allein lassen zu wollen mit seinem Gefühl. Und schön war es, immer mehr sich einzuspinnen in seine Gedanken.

Er begann zu arbeiten; dieses eine Mal wollte er höchste Werte geben. Was ein Leben lang in ihm unentfaltet geruht hatte, sollte aufbrechen und sich vollenden in einer farbensatten Blüte.

Aber an einem Nachmittag riß der Nebel auf, und die Sonne schien. Eine grelle Sonne aus gereinigter Luft. Da ließ Wendler seine Arbeit im Stich und wanderte auf die Höhen. Die Gipfel kämpften noch mit den Wolken, doch die Nebelmassen mußten weichen, mit geballten Fäusten zogen sie ab. Weiß bestäubt waren alle Berge und Felskämme bis weit hinaus ins Tal. Die Welt war schön.

Als Wendler zurückkam, schnürte er sein Manuskript zusammen und packte es fort. Köstlicher als alle Dichtung war das Leben! Es war auch zu spät, er konnte nicht die Laufbahn des Dichters von vorn beginnen, sein Lebenswerk mußte stehenbleiben, wie es war, es war eben nicht mehr aus ihm geworden als ein Schwank- und Lustspielschreiber. Und sei's drum, als solcher hatte er gute Arbeit getan. Was er für Maja fühlte, wollte er nicht zu Literatur verarbeiten. Er wollte nichts tun, als hinabhorchen in sein Herz, wo die Liebe brauste wie ein wundersam voller Akkord, in dem alle Musik der Welt zusammenrauschte. Nur zuhören wollte er, das war genug.

Die Arbeit schien sein Blut gereinigt zu haben, er fühlte sich klar und frei. Was war er doch für ein Tor gewesen, daß er sich gequält und Maja begehrt hatte! Er wußte ja, daß jedesmal das gläserne Schiffchen des Glückes sich zerstieß an der Küste der Erfüllung. Nun war er klug geworden, das Gift war ausgeschieden, er war gesund. Er liebte alles Schöne, er liebte die Sonne, er liebte die Blumen, er liebte Maja. »Ich will sie stehenlassen!« hatte Maja gesagt von den Blumen. Er wollte Maja lieben, wie sie die Blumen liebte, nicht um sie zu zerstören, sondern um sich daran zu freuen. Er wollte sich freuen, daß es ein Wesen gab wie sie. Liebe um der Liebe willen, das war das Licht, das keinen Schatten warf. Was kümmert es dich, wenn ich dich liebe, ich will keinen Lohn! Wer so sprach, der stand hoch über jeder Enttäuschung, und so hoch stand nun auch er. Unverlierbares Glück war ihm geworden, an seinem Herzen barg er den Stein der Weisen, in seinen Händen hielt er den Schlüssel zum Garten des Friedens! —

Die anhaltende Arbeit und die Hochspannung des Gefühls hatten Wendler ermattet. Er schlief einen tiefen, langen Schlaf der Erschöpfung und erwachte erst, als die Sonne schon gegen aufsteigende Dampfmassen eine Schlacht gewonnen hatte. Unlustig erhob er sich und schlenderte ziellos umher.

Der Rausch seiner Begeisterung war verflogen, er sah die Dinge heute merkwürdig nüchtern. Was soll ich hier noch? fragte er sich. Er war ein Narr, der schwärmend seine Tage verlor! Was war denn eigentlich geschehen? Nichts weiter, als daß er einen vertrottelten Schulkameraden getroffen und mit dessen Tochter ein paar Spaziergänge gemacht hatte, mit einem Mädchen, das dreißig Jahre jünger war als er, und das an ihn, den Graukopf, gewiß nicht mehr dachte. Nichts, gar nichts war geschehen, es war das alltäglichste aller Abenteuer, nur sein Herz hatte eine Torheit begangen.

Er stieg hinunter zu den Schindeldächern der Alm. Dort verkaufte die Tochter des Senners Milch an die Städter. Und das Mädchen war hübsch.

Da begegnete ihm unterwegs der Hansl mit den Mulis. Er hatte einen Brief für ihn. Einen Brief von Maja. Sie rief ihn an in dem Augenblick, da er sich verlieren wollte!

Sie schrieb, sie lebe seit drei Wochen mit Vater und Tante das übliche Sommerfrischenleben. Jetzt sehne sie sich nach einer Wanderung im Hochgebiet. Ein Vetter sei gekommen und im Dorfe hängengeblieben, ein Student der Chemie. Aber der sei das erstemal im Gebirge und unerfahrener als sie selbst, und mit Führer zu gehen mache ihr seit der gemeinsamen Kletterei keine Freude mehr. Ob Wendler nicht mit ihr und dem Vetter eine Gletscherwanderung machen wolle.

Wie gern wollte er kommen!

Aber was war das mit dem Vetter? Der junge Mensch war in sie verliebt, natürlich! Aber fast sah es so aus, als wenn sie den Freund zu Hilfe rief! Nun, das würde sich zeigen. Die Hauptsache war, er würde Maja wiedersehen. Noch am selben Tage packte er seine Sachen und verließ die Hütte.

Am zweiten Abend trug ein Einspänner den Ungeduldigen durch dampfende Wiesen, die im Mondschein lagen. Einzelne Bäume hoben sich aus dem niedrig wogenden Nebel, sie wanderten dahin wie Menschengestalten durch blasse Roggenfelder. Im Dorfe waren erleuchtete Fenster, ihre Lichter schnitten trübrote Bahnen in den Nebel. Klopfenden Herzens sprang Wendler am Wirtshaus vom Wagen.

Hinten im getäfelten Herrenstübel fand er die Gesuchten beisammen. Da war Maja, die ihm mit Blick und Händedruck ihre Freude und ihren Dank zu erkennen gab. Da war Liebenow, der sich alsbald über die Schädlichkeit der Abendnebel ausließ und Lakritzen schluckte. Da saß Adele Heubaum, die ihn aus wässerigen Äuglein verliebt ansah und mit kreidiger Stimme fragte, warum der Himmel gerade blau und nicht weiß oder rot sei. Und da war auch der Vetter.

Der junge Chemiker war ein intelligent aussehender, süddeutsch brünetter Mensch mit den Narben einer Brandwunde unterm rechten Auge, den Spuren eines Unglücks im Laboratorium. Gewiß ein guter und offenherziger Junge, aber gegen Wendler wahrte er eine feindliche Zurückhaltung, er war in Maja verliebt und witterte einen Nebenbuhler. Wie sich Maja zu seiner werbenden Neigung verhielt, wurde nicht ersichtlich. Sie schien Wendler in der Nähe haben zu wollen, um nicht mit dem jungen Menschen so viel allein zu sein; vielleicht sollte seine Gegenwart ihr helfen, sich gegen ein noch schwankendes Gefühl zu wehren.

Wendler empfand ein Unbehagen, er hätte fortbleiben sollen. Um einer unangenehmen Lage ein Ende zu machen, erklärte er, nur gekommen zu sein, um sich in das Eisgebiet zu begeben. Es wurde daher verabredet, bereits am folgenden Tage zur Schutzhütte aufzusteigen.

Schon zu früher Stunde waren die drei Wanderer im taunassen Tannenwald. Tief unten schäumte der Bach über die Steine, an den Hängen standen gelbe Königskerzen, es gab Lichtungen, die rot waren von den hohen Blütenständen des Fingerhuts, hellglänzend lagen entrindete Stämme auf der Rodung, und als die Sonne höher stieg, sandten sie Ströme von Harzgeruch in die Luft. Es wurde ein heißer Tag.

Auf Wendlers Rat waren die Flaschen leer gelassen worden. Lange Zeit jedoch war kein Wasser anzutreffen, der Durst wurde quälender. Endlich rauschte es über die Felsen einer Querschlucht. Aber es wartete ihrer eine Enttäuschung. Das Wasser lief in dünnen Adern über schwarze Felsen, die tief zur Schlucht abstürzten und unzugänglich schienen. Wendler stieg ein paar Schritte höher, um zu sehen, ob weiter oben sich eine bequemere Stelle finde, doch vergeblich. Inzwischen war der junge Chemiker, die Feldflasche am Riemen zwischen den Zähnen, auf das nasse Gestein geklettert, und als Wendler das tollkühne Unternehmen bemerkte, war es zu spät, ein Anruf hätte ihn nur gefährdet. Auch Maja war verstummt, sie folgte dem Kletternden mit angstvollen Blicken. Jeden Augenblick konnte er abgleiten und in die Tiefe stürzen. Indessen das Wagnis gelang, die Flasche war gefüllt, und unversehrt gelangte der Student zurück, um Maja das Gefäß mit unbefangenem Lächeln zu reichen.

Jetzt aber hielt Wendler seinen Zorn nicht länger zurück. »Herr!« brauste er auf. »Durch Ihr Draufgängertum werden Sie uns alle noch zum Teufel bringen! Wenn Sie mir nicht Gehorsam versprechen, gehe ich morgen keinen Schritt!«

Die Augen des jungen Mannes blitzten. Er hatte sich offenbar gedrückt gefühlt, als der Unerfahrene und willenlos Geführte zu erscheinen, und jetzt hatte er scharfe Gegenworte auf der Zunge. Aber ein bittender Blick aus Majas Augen bändigte ihn, er schluckte seine Erwiderung hinunter und überwand sich sogar so weit, daß er versprach, sich dem Erfahrenen hinfort in allen Dingen unterzuordnen.

Trotzdem stellte sich eine frohe Stimmung nicht mehr ein. Hinzu kam, daß man jetzt durch eine unerfreuliche Moränenlandschaft wanderte. Die letzten fünf Stunden war das Tal düster und einsam, zwischen nassen Felswänden erklomm der Pfad ermüdende Steilstufen. Unmerklich bezog sich mittlerweile der Himmel mit Schleiergewölk, und als man die Schutzhütte erreichte, war das Barometer gefallen.

Um sich über das Wetter zu unterrichten, traten alle vor dem Schlafengehen noch einmal vor die Tür. Die Aussichten waren nicht gut, die Luft war warm, am Himmel blinzelten ein paar wässerige Sterne.

In sich gekehrt, hatte Wendler das Haus umkreist und stand nun in einem unerklärlichen Schmerzgefühl gegen die rauhe Wand gelehnt. Da sah er Maja und ihren Vetter sich nähern, und verdeckt durch die Mauerecke, hörte er sie leise miteinander reden.

»Heinrich,« bat das Mädchen, »bring' dich nicht wieder in Gefahr!«

Es war eine kleine Weile still. »Liegt dir denn etwas an mir?«

Abermals Stille. »Bleib noch!« hörte Wendler den jungen Mann bitten. Dann mußte Maja ins Haus gegangen sein.

Wendler trat in sein Zimmer. Auf dem Bette lag ein Steigeisen. Er nahm es und verbog es. Er entkleidete sich und legte sich nieder, aber in der Rechten hielt er das Eisen, um etwas zu haben, um das er die Hand krampfen konnte.

Was wollte sie? Was wollte Maja von ihm? Sollte er zusehen, wie ein andrer sie gewann? Das war zu viel! Er sollte sie in die Berge führen. Gut, das wollte er tun. Aber dann wollte er seine Lippen schließen und gehen!

Langsam dämmerte ein graues Licht, um die Hütte stand Nebel. Der Tag war verloren, die wenigen Gäste, die übernachtet hatten, stiegen zu Tal.

Gegen neun Uhr jedoch hellte es sich unerwartet auf, die Berge wurden frei, während der Himmel von einer formlosen Wolkenschicht bedeckt blieb. Wendler vermochte die Ungeduld der jungen Begleiter nun nicht mehr zu zügeln. Zwar war es zu einer Bergbesteigung zu spät; doch um den Tag nicht ganz zu verlieren, erklärte er sich bereit, die Gletscherwanderung nach einer benachbarten Schutzhütte zu unternehmen. Das war auf alle Fälle ungefährlich. Nur ein Firnjoch war zu überschreiten, und sollte das Wetter sich verschlechtern, so konnte man noch jederzeit umkehren.

Ohne Zögern machten sie sich auf den Weg. Wendler als erster trat Fußtapfen in den weichen Schnee, Maja und ihr Vetter folgten in seinen Spuren, in Abständen von zehn Metern verband sie das Seil. Ihnen zur Linken erschienen schwarze Felswände, durchsetzt mit verschneiten Bändern, und vor ihnen wölbte sich mit Kuppen und Eisbrüchen der Gletscher. Stumm stiegen sie an Schneekesseln und klaffenden Schlünden vorbei der Höhe des Joches entgegen.

Besorgt sah Wendler nach oben, an den Graten wehten weiße Schleier. Das war Schnee, der herübergefegt wurde, dort oben ging Sturm. Wie würde es auf dem Joche sein? fragte sich der alte Bergsteiger. Doch er schalt auch gleich wieder seine Beunruhigung übertrieben, er hatte sich ganz andern Lagen gewachsen gezeigt, das war heute auf alle Fälle nur ein harmloser Schneebummel. Und selbst wenn ein Schneesturm kam, sie hatten Karte und Kompaß und die Spuren. Und eine halbe Stunde jenseits des Joches stand die Hütte.

Am verwächteten Firngrat empfing sie von drüben der eisige Sturm, packte sie an, daß sie mit gespreizten Beinen sich gegen die Eisäxte stemmen mußten, um nicht zurückgeworfen zu werden. Es dauerte kaum eine Minute, da waren ihre Hände erstarrt und ohne Gefühl.

Während sie frierend und nach Atem ringend beieinanderstanden, entfaltete Wendler seine Karte. Der Sturm riß sie ihm aus der Hand und entführte sie in unzugängliche Felsen. Doch Wendler hatte genug gesehen. Der Weg führte über einen blankgefegten Eishang, nur eine kurze Strecke, aber es war unmöglich, mit den ungeübten Begleitern hinüberzugelangen, der Sturm würde sie ihm hinabreißen.

»Umkehren!« befahl er, und keiner widersprach. Sie waren alle froh, von dem Teufelsjoch hinabzukommen in den Windschutz. Erst als sie vor dem Sturm wieder gedeckt waren, atmeten sie auf und lachten sich an.

Wendler drängte zur Eile. Zuvor aber wurden Vorbereitungen getroffen für den Schneesturm, der sie sicherlich bald erreichte. Wendler holte seine weißwollene Schneehaube aus dem Rucksack und hieß Maja sie über den Kopf streifen. Für den Studenten war bereits gesorgt, er trug eine Mütze, die sich aufklappen und helmartig ins Gesicht ziehen ließ. Wendler selbst aber band sich ein großes rotes Taschentuch um die Ohren, das er unter dem Kinn verknotete.

Der Nebel kam. Kalt und feucht fegte er an ihnen vorbei und führte Mengen scharfer Splitter mit. Eilends, in umgekehrter Reihenfolge, tappten sie ihren alten Spuren nach.

War es nun Ungeschicklichkeit, oder weil seine Augen Maja suchten, plötzlich sank Wendler in einer schlechtgetretenen Stufe ins Knie und fühlte in dem versagenden Fuß einen Schmerz, als sei der Blitz hineingefahren.

»Halt!« donnerte seine Stimme den Voraufschreitenden zu. Als sie aber standen und zurückblickten, hatte er sich schon mit verzweifelter Anstrengung erhoben und stützte sich auf die Eisaxt.

Nichts merken lassen! war sein erster Gedanke. Um Zeit zum Überlegen zu haben, tastete er an seinen Taschen herum.

Unmöglich, mit dem Fuß aufzutreten, er war verrenkt oder gebrochen! Er mußte also zurückbleiben, sonst waren sie alle verloren!

»Ich vermisse meine Uhr!« rief er. »Am Joch oben hatte ich sie noch. Ich kehre um und suche. Gehen Sie indessen weiter, immer den Spuren nach. Es kann Ihnen nichts geschehen. Aber warten Sie nicht auf mich, sonst verweht Ihnen die Trasse, und Sie verlaufen sich!«

»Wir können Sie nicht verlassen!« rief der Student.

»Denken Sie an Ihr Versprechen!« herrschte ihn Wendler an. »Ich kenne den Gletscher besser als Sie! Ich vertraue Ihnen das Fräulein an und verlass' mich darauf, daß Sie ohne Aufenthalt bis zur Hütte gehen. Wenn ich Sie nicht vorher einhole, erwarten Sie mich dort!«

Ein übermütiges Lachen Majas unterbrach ihn. Sie hatte sein gerötetes Gesicht gesehen, das mit dem roten Tuch umbunden war. »Wie der Wolf als Rotkäppchens Großmutter sehen Sie aus!« rief sie belustigt.

Mühsam verzog Wendler das Gesicht. »Also machen Sie, daß Sie fortkommen! Auf Wiedersehen!«

Die dunklen Gestalten versanken im Nebel. Der Zurückgebliebene sah ihnen nach, auch als sie schon lange verschwunden waren. Es war das Leben, das da von ihm ging. »Auf Wiedersehen!« Nein, es gab kein Wiedersehen. Das Leben ging, und er blieb allein mit dem Tod. Denn was er soeben getan hatte, das war sein Todesurteil. Drei Stunden entfernt war die Hütte, und dort befand sich auch nur die Wirtschafterin; zum nächsten Hause im Tal aber brauchte man vier weitere Stunden, zur nächsten Führerstation gar sieben. Inzwischen kam die Nacht. Und eine Nacht im Schneesturm auf dem Gletscher, die hatte noch kein Verletzter überlebt.

Ohne Kampf freilich wollte er sich nicht aufgeben. Er versuchte zu gehen, aber mit einem Schmerzenslaut hielt er ein. Dann kroch er auf Händen und Knien und schob sich mit Hilfe der Eisaxt fort; doch kürzlich war Neuschnee gefallen, er brach durch die Decke in lockeres Pulver — auch das war nicht ausführbar. Er begnügte sich also, einen Schneewall zu bauen, um dahinter Schutz zu finden, wenn der Sturm heftiger einsetzte — das war alles, was er tun konnte.

Der Wind hatte eine Pause gemacht, für kurze Zeit riß der Nebel auseinander, die schweren Felswände kamen wieder zum Vorschein, düster und verbissen starrten sie auf das kalte Weiß des Ferners. In steilen Trichtern stürzte der Firn nach dem klaffenden Bergschrund ab, und weiter unten öffneten Eisspalten ihre hungrigen Mäuler. Wie ein furchtbarer Riese im weißen Clownsgewand sah der Gletscher aus, er krümmte seinen breiten Rücken und trug darauf die Last des schwärzlichen Himmels. Ungeheuerlich und grausam war diese Landschaft; selbst der Nebel schien Mitleid zu haben mit dem Verlassenen. Den Anblick verhüllend, floß das graue Chaos allmählich wieder zusammen.

Der Sinnende fühlte es kaum, wie die Kälte in seine Glieder schlich, er hielt Zwiesprache mit seinem Herzen, und sein Herz litt von dem Klange eines Mädchenlachens. Maja hatte gelacht über ihn in dem Augenblick, da er sich für sie opferte. Und das war bitter für ihn, der die größte Zeit seines Lebens ein Komödiant gewesen war. Das war Sühne für alle die Eitelkeit, an der sein Leben reich war. Nein, so gar nicht heroisch hatte es ausgesehen. Sie hatte gelacht über ihn, und er fand eine ätzende Wollust in dem Gedanken. So unscheinbar also war das wahrhaft Große! Denn nicht, da er sich Lorbeerkränze reichen ließ, war der Augenblick der großen königlichen Geste, sondern erst jetzt, da er hier stand, im Nebel, von niemand gesehen, ein verlorener Mann.

Und doch war es gar nicht so schwer, zu sterben, hier draußen im Schnee. Er würde müde werden, er würde an Maja denken — er würde langsam einschlafen.

Nein, es war schön, hier zu stehen und zu wissen, daß sie dort sicher hinabstieg zu dem schützenden Hause. Was lag an ihm, er war das Alter, dennoch das Alter, er wußte es nun. Aber die dort hinging, war die Jugend, sie sollte leben. Sie hatte ihm noch einmal den Rausch reiner Liebe geschenkt, hatte ihm, ohne es zu ahnen, alles gegeben, wonach er ein Leben lang in die Irre gegangen war, und jetzt durfte er für sie das Höchste tun, was dem Menschen zu tun erlaubt war, er durfte sich zum Opfer bringen. Für das alles hatte er ihr zu danken.

Die Züge des Einsamen verklärten sich. Ziehe hin! Das reinste Glück, die tiefste Erkenntnis, die letzte Jugend kam mir von dir. Ziehe hin, ich schenke dich der Welt. Alle Menschen werden mir dankbar sein, daß ich dich ihnen schenke. Sonnen tanzen in deinen Augen, Lachen blüht in deinem Blut, Freude und Glück gehen von dir über die Welt wie ein Blumenregen. Ich durfte dich lieben, sei gesegnet dafür!

Mit metallischem Sirren fahren die Eissplitter über den Firn. Die Fußspuren verwehen, farblos der Schnee, farblos der Dunst, kein Unterschied, keine Grenzen; der Einsame im Nebel steht jenseits der Dinge und blickt in das Nichts. Ausgelöscht ist die Welt wie ein Bild aus Kreide, verschwunden, vergessen. An ihrer Stelle schweben süßlockende, einschläfernde Traumbilder. Seidenes Glänzen auf blondem Haar, Sonnen in grauen, strahlenden Augen, Singen und Tönen in Höhen und Tiefen, Rosen und Licht, und alles ist leuchtende, wärmende, himmelantragende Liebe.



Der Börsenverein der Deutschen Buchhändler

Ein Gedenkblatt zu seinem 100jährigen Jubiläum

Von Rudolf Möhring

Am 30. April dieses Jahres waren einhundert Jahre verflossen, seitdem in Leipzig während der Ostermesse unter Führung des Potsdamer Buchhändlers C. Christian Horvath in Verbindung mit Dr. Friedrich Campe aus Nürnberg und Bernhard Friedrich Voigt aus Weimar der »Börsenverein der Deutschen Buchhändler« begründet wurde. Bestrebungen ähnlicher Art waren schon früher vorhanden gewesen. So hatte Erasmus Reich, der Mitinhaber der Weidmannschen Buchhandlung, schon 1765 die sogenannte »Buchhandelsgemeinschaft in Deutschland« gegründet, die sich in erster Linie den Kampf gegen die räuberischen Nachdrucke angelegen sein ließ. Aber erst dem tatkräftigen Potsdamer Buchhändler Horvath, der schon im Jahre 1797 für die im Buchhandel eigentümliche Abrechnungsweise im Theologischen Auditorium der Universität in Leipzig einen ständigen Abrechnungsraum geschaffen hatte, war es beschieden, die Organisation zu schaffen, die sich auch heute noch als die offizielle Standesvertretung des gesamten deutschen Buchhandels behauptet und internationale Bedeutung erlangt hat.

Bei seiner Gründung gehörten dem Verein zunächst 108 Mitglieder an; aber schon im Jahre 1840 stieg die Zahl auf 708, 1874 auf 1156; im Jubiläumsjahre 1925 ist die stattliche Zahl von 4879 erreicht worden.

Bis zum Jahre 1791 mußten die zur Messe nach Leipzig kommenden auswärtigen Buchhändler unter sich und mit den Leipzigern in ihren Wohnungen abrechnen, was bei der kleinen Zahl der damals in Leipzig bestehenden Handlungen zwar möglich, aber doch recht schwierig und sehr zeitraubend war. Im Jahre 1792 setzte es dann der schon genannte Potsdamer Buchhändler Horvath durch, daß die Meßabrechnungen in dem Richterschen Kaffeehaus in Leipzig stattfanden, und 1825 wurde als erste Buchhändler-Börse das erwähnte Theologische Auditorium der Universität gemietet, das während der Ostermeßzeit unbenutzt stand und deshalb für die Ostermeß-Abrechnung Verwendung finden konnte.

Nächst der buchhändlerischen Abrechnung betrachtete der neubegründete »Börsenverein der Deutschen Buchhändler« den Kampf gegen den unberechtigten Nachdruck und den Schutz des Eigentums an Werken für Wissenschaft und Kunst gegen Nachdruck und Nachbildung als eine seiner vornehmsten Pflichten. Dieser feste Wille des nunmehr, trotz der damals noch bestehenden staatlichen Zerrissenheit, festgeeinten deutschen Buchhandels konnte von den Gesetzgebern nicht unbeachtet bleiben, und neben dem Abschluß von Literarverträgen der einzelnen deutschen Staaten untereinander, die, von dem Grundsatz der Gegenseitigkeit ausgehend, den Nachdruck bekämpften, entstanden vom Jahre 1837 ab in rascher Folge in den einzelnen Staaten die »Verordnungen zum Schutze des literarischen Eigentums«. Die Bestrebungen der neugeschaffenen buchhändlerischen Organisation nach dieser Richtung hin kamen zum Ausdruck in zahlreichen Denkschriften des »Börsenvereins«, die die Vorschläge brachten, wie in den Staaten des deutschen Bundes ein literarischer Rechtszustand geschaffen werden könnte. Nachdem es gelungen war, den unberechtigten Nachdruck zu unterdrücken, konnte man an die Feststellung des Urheberrechts gehen, und im Jahre 1857 entstand unter Mitwirkung der drei Berliner Juristen Heidemann, Hinschius und von Rönne der »Entwurf eines Gesetzes für Deutschland zum Schutze des Urheberrechts an Werken der Literatur und Kunst gegen Nachdruck ...«. Dieser Entwurf bildete später die Grundlage für das vom »Norddeutschen Bund« im Jahre 1869 vorbereitete Gesetz, das am 16. April 1871 zum Reichsgesetz und später, ebenfalls unter Mitwirkung des »Börsenvereins«, in den Jahren 1901, 1906 und 1907 zum »Gesetz betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Kunst und der Photographie« erweitert worden ist.

In ähnlicher Weise wie für das Urheberrecht hat sich der »Börsenverein« auch für die Preßfreiheit eingesetzt, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in den deutschen Staaten in einer geradezu unerträglichen Weise beschränkt war. Seine »Denkschrift über Zensur und Preßfreiheit in Deutschland« vom Jahre 1841 wurde seinerzeit viel beachtet, wenn auch die endgültige Regelung dieser Angelegenheit erst durch das »Gesetz über die Presse vom 7. Mai 1874« erfolgte.

Geradezu vorbildlich sind auch die Bemühungen des »Börsenvereins« für die Regelung des »Verlagsrechts«. Durch Zusammenstellungen der gesetzlichen Bestimmungen über den Verlagsvertrag in den einzelnen deutschen Staaten, dann durch die »Verlagsordnung« vom Jahre 1893 hat der »Börsenverein« die Grundlage geschaffen für das »Gesetz über das Verlagsrecht vom 19. Juni 1901«.

Neben diesen Bestrebungen, die der Allgemeinheit dienten, entfaltete der »Börsenverein« seit seiner Gründung namentlich aber auch eine außerordentlich ersprießliche Tätigkeit für die Regelung der inneren Verhältnisse im Buchhandel. 1835 übernahm er das vom »Verein der Leipziger Buchhändler« gegründete »Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel« und gestaltete es allmählich zu jenem maßgebenden täglich erscheinenden

Fachblatt aus, das in keinem andern Lande von einem Fachblatt ähnlicher Art auch nur erreicht, geschweige denn übertroffen wird. Weiterhin ging das 1839 von O. A. Schulz begründete »Adreßbuch des Deutschen Buchhandels« im Jahre 1888 in den Besitz des »Börsenvereins« über, der es seitdem als offizielles »Adreßbuch des Deutschen Buchhandels« alljährlich erscheinen läßt.

Von ganz besonderer Bedeutung für den deutschen Buchhandel waren die vom »Börsenverein« aufgestellten »Normen für den Verkehr der Buchhändler untereinander«. Aus diesen Grundordnungen des deutschen Buchhandels nach den herrschenden Gebräuchen schuf dann der »Börsenverein« im Jahre 1880 die »Verkehrsordnung«, die für den Verkehr der Börsenvereins-Mitglieder untereinander verbindlich und dadurch für den gesamten deutschen Buchhandel maßgebend wurde.

Zu den weiteren Verdiensten des »Börsenvereins« gehört die Regelung des Rabattwesens dem kaufenden Publikum gegenüber, das lange Jahre hindurch zu lebhaften Kämpfen Anlaß gegeben hatte und wegen des im Buchhandel üblichen festen Landenpreises besonders wichtig.

Als besondere Leistung darf auch die Begründung der »Deutschen Bücherei« durch den »Börsenverein« bezeichnet werden. Um die Schaffung dieser deutschen Gesamtbücherei, die eine Reichsbibliothek in Leipzig darstellt, haben sich hauptsächlich verdient gemacht Erich Ehlermann und Karl Siegismund. Der schon früher erwogene Plan wurde im Jahre 1910 neu aufgenommen, und dank dem Entgegenkommen der staatlichen und städtischen Behörden und der Opferfreudigkeit des deutschen Buchhandels konnte im Jahre 1916 die »Deutsche Bücherei« ihr stattliches Heim beziehen.

Der »Börsenverein« hat seinen Sitz in Leipzig. Nachdem er sich in den ersten Jahren mit Mietsräumen hatte begnügen müssen, konnte er im Jahre 1833 daran denken, ein eignes Geschäftshaus zu bauen, dessen Grundstein am 26. Oktober 1835 gelegt wurde. 1836 war der Bau beendet, der 52 Jahre hindurch dem Verein als Heim diente, bis die Räume zu eng wurden und im Jahre 1883 an einen Neubau gedacht werden mußte. Für diesen Neubau stellte in richtiger Würdigung der Bedeutung, die der Buchhandel für Leipzig besitzt, der Rat der Stadt Leipzig eine Bodenfläche von 8000 Quadratmeter unentgeltlich zur Verfügung, und nach sorgfältigen Vorarbeiten konnte 1886 die Grundsteinlegung des neuen Heims und am 29. April 1888 die feierliche Eröffnung des »Deutschen Buchhändlerhauses« vorgenommen werden.

Was aber dem »Börsenverein der Deutschen Buchhändler« gegenüber ähnlich gearteten Vereinigungen seine besondere Eigenart verleiht, ist die Zusammensetzung seines Vorstandes aus den angesehensten Vertretern des deutschen Buchhandels. Wenn man die lange Reihe der Vorstandsmitglieder, die in den vergangenen hundert Jahren, häufig unter schwierigen Verhältnissen, ihres Amtes gewaltet haben, an sich vorüberziehen läßt, so sind es Namen von Klang, die nicht nur den Angehörigen des Buchhandels, sondern jedem gebildeten Deutschen geläufig sind. Es seien nur genannt: Fr. Campe, Carl Duncker, Wilhelm Ambrosius Barth, Theodor Enslin, J. C. B. Mohr, Fr. J. Frommann, Georg Reimer, Julius Springer, Wilhelm Hertz, Adolf Kröner, Paul Parey, Eduard Brockhaus, Carl Engelhorn, Albert Brockhaus, Ernst Vollert, Karl Siegismund, Artur Seemann und Arthur Meiner.

Mit Stolz darf der »Börsenverein der Deutschen Buchhändler« auf seine Leistungen in den verflossenen hundert Jahren zurückblicken. Für ihn gilt auch heute noch, was Friedrich Perthes, 1834 Vorsteher des »Börsenvereins«, in einer Rede aussprach: »... Unser Börsenverein ist die Stiftung eines Mittelpunktes, eine Vereinigung zum Veredeln unsers Berufes, zu streben, daß der deutsche Buchhandel immer mehr sich eigne, das Würdige und Wertvolle der Wissenschaft, wenn auch mit Opfern, zutage zu fördern, den Umschwung des Besseren in der Literatur zu erheben, durch Verbreitung des Nützlichen die Volksbildung zu beleben und in echt staatsbürgerlichem Sinne auf die öffentliche Meinung zu wirken, und daß das Ordnungsgemäße da bewahrt werde, wo Gesetze und Verwaltung hinzulangen und einzugreifen nur selten vermögen.«

Der Traum

Es schließt mein Ich in deinem Du
Die tagesferne Wimper zu;
Mein Auge hat so lang gewacht,
Nun kommt die Nacht, die Wundernacht.

Ich hab' so lang an dich gedacht,
Nun kommt die Nacht, die Sternenpracht.
Der Glöckner rief die Welt zur Ruh,
Im Traum versinken ich und du.

Franz Lüdtke

Blumen, Falter und Kolibris, ein Schöpfungszauber der Urwelt

Von Dr. Hugo Weigold (Provinzialmuseum in Hannover)

Wenn hoch im Norden nach langer banger Winternacht ein heißer Sommer einzieht, schmückt sich wie durch Zauber die Einöde mit einem Teppich von Blumen, ein Heer von Insekten, Fliegen und sogar einzelne Schmetterlinge begrüßen sie, und mit ihrem Gruß bringen sie ihnen Erfüllung ihrer Liebessehnsucht: sie spielen den Heiratsvermittler. Wunderbar ist das Blütenmeer der sibirischen Steppe und der Gebirge Zentralasiens. Eine verschwenderische Farbenfülle von tausend und aber tausend Schmetterlingen begleitet auch hier die Blumenpracht, eins mit dem andern untrennbar verbunden: keine Blume ohne Schmetterling, kein Falter ohne Blume!

Am eindrucksvollsten aber drängt sich alle Lebenskraft der Pflanzen zusammen in der unerhörten Prachtentfaltung in den Alpenmatten Osttibets. Da ist die Größe, Farbenglut und Häufigkeit der Blüten unsrer Alpen ins Unbegreifliche gesteigert. Und all das dient nur dazu, rechtzeitig in der kurzen Lebensfrist einen der strahlenden Bläulinge oder Apollos zu sich zu locken, auf daß diese mit der Bestäubung den Sinn des Lebens: Sicherung des Fortbestandes, erfüllen.

Und wenn wir eintauchen in die heißen Zonen, wo die Natur mit Blumen und Schmetterlingen Märchen dichtet, wo die Orchideen phantastische Traumgebilde heißen Fieberwahns zu verkörpern scheinen, so geschieht doch wiederum alles nur, um Schmetterlinge zum Besuch und zur Fremdbestäubung zu verlocken, die oft ganz besonders einigen dieser bizarren Blumengebilde angepaßt sind. Leuchtende Lappen locken von fern, bestimmte Zeichnungen weisen als Saftmale den Weg zu den Honigpolstern. Lilien breiten mächtige Kronen auf endlos langen Kelchröhren, in die nur der Rüssel ganz bestimmter weniger Schwärmerarten hinunterreicht. Dabei schüttet die Blume dem Falter ihren Blütenstaub auf den Kopf und Vorderleib, so daß er ihn in der nächsten Blüte unweigerlich auf der Narbe abstreifen muß. Und damit sind wieder Samen und Nachkommen gesichert. So geht das Spiel bei Tage mit grellbunten Farben und nachts mit weißen, süßduftenden Kelchen. Bewundernd und begehrlich schaut der Mensch auf zu dem fesselnden, nimmer ruhendem Spiel der herrlichen Schmuckgestalten.

Und noch andre strahlende, um Blumen schwirrende Gestalten erfüllen ihn mit heißem Begehren, ihre Schönheit aus der Nähe zu betrachten, doch stets sind sie flüchtig, und ihr Anblick nährt nur immer nie ganz befriedigte Sehnsucht: das sind die Kolibris.

Else Soffel hat sie unübertrefflich geschildert: »Und heimlich, wie der Dieb in der Nacht, plötzlich wie Liebesfeuer und vergänglich wie dieses, fremd wie das Glück und schön wie das Märchen, schimmernd wie Waffen sind sie gekommen, flüchtiges Heer am blühenden Morgen, eingefallen ins Blütenmeer. Flügelschwirrend, Liebeslied girrend, an Blumen weidend, Lüfte durchschneidend wie glitzernder Stahl. Ihr Flug ist dem Auge Trug, ihre Gegenwart stets Vergangenheit, Pflicht des Genießens läßt ihm nicht Zeit. Den Raubvogel schreckt er, dein suchendes Auge neckt er. Nahrung nimmt er vom Strauß deiner Hand, die er fand, als sein Taumelflug ihn vorübertrug, noch ehe dir klar, ob, der dich beraubt, Falter oder Vogel war.«

Blume, Falter und Kolibri — das Schönste, womit die Erde sich schmückt, liegt beschlossen in diesen drei Worten.

Und doch gab es eine Zeit, wo noch keine Blume mit fröhlich bunter Farbe den grünen Pflanzenwuchs der Erde belebte, wo noch kein Falter über die Triften flatterte und kein Kolibri von Baum zu Baum schwirrte.

Versetzen wir uns im Geist zurück in die graue Vorzeit, in das Mittelalter der Erde, die Juraperiode, wie die Geologen jene entlegene Zeitspanne nennen, die viele Millionen von Jahren hinter uns liegt. Nicht mehr bedecken jene sonderbaren Bärlapp- und Schachtelhalmbäume die Erde, die zur Steinkohlenzeit die Herrschaft führten, nein, schon wird die Szenerie bekannter; weite Wälder von Nadelbäumen, vermischt mit Zykadeen, dehnen sich über die Erdoberfläche von Pol zu Pol. Am Boden wuchern Farnkräuter und Schachtelhalme, die lange nicht mehr so riesig sind wie in den vergangenen Epochen. Die Tierwelt freilich ist fremdartig, doch hüpfen schon kleine Beuteltiere umher, wie noch heute in Australien, und ungeschickt flattern merkwürdige Vögel vom Baum zur Erde, Vögel mit Zähnen im Schnabel und langem Eidechsenschwanz, an dem rechts und links breite Steuerfedern sitzen. Sie fangen sich Grillen und Käfer. Auch Libellen schwirren schon im Sonnenglanz über die Gräser. Das ist aber auch alles, was uns bekannt vorkommt.

Nach Jahrmillionen schauen wir wieder nach. Wir sind jetzt in der Kreideformation, und zwar in deren zweiter Hälfte. Jetzt finden wir mit Erstaunen auf einmal Laubhölzer, Feigen, Eichen, Weiden, Pappeln, Lorbeer, ja, sogar schon Magnolien. Insekten schwärmen schon in größerer Zahl herum: Fliegen und Schwebfliegen, Eintagsfliegen und Köcherfliegen, ja vielleicht entdecken wir schon eine einfach gefärbte Motte, also einen Schmetterling. Die Vögel sind noch immer sonderbare Gesellen mit Zähnen im Schnabel. Möwenartig schweben sie über dem Wasser, andre sind Schwimmvögel, andre wieder Laufvögel. Von

Singvögeln sehen und hören wir noch keine Spur, überhaupt fehlen die echten Vögel mit ihrem zahnlosen Hornschnabel noch.

Wieder streichen ungemessene Zeiträume dahin, die Erde wird ein wenig kälter, es bilden sich nach und nach Zonen heraus. Von Grönland und Spitzbergen schwindet der Wald; einst blühten dort Palmen, jetzt nur noch zwerghaftes Gesträuch, aber auch das verschwindet nach und nach. Nicht mehr einförmig sind die Bedingungen auf dem Erdball, nein, immer vielgestaltiger werden sie, starke Verschiedenheiten in den Jahreszeiten, Kälte, Trockenheit, Hunger sind neue Begriffe. Die Folge davon ist ein außerordentliches Hin und Her in der Entwicklung, ein Versuchen und Tasten, wie man sich wohl am besten mit den neuen Bedingungen abfinde. Je weiter die Zeit fortschreitet in dieser endlos langen Tertiärperiode, desto bekannter wird uns alles; wir finden allmählich verschiedene Zonen ausgeprägt, und jede bekommt ihre eigne Pflanzenwelt und ihr eignes Tierleben. An tausend neue Möglichkeiten mußten sich die Lebewesen anpassen, die Folge war eine ungeheure Fülle neuer Formen, die Stammbäume verzweigten sich zu dichtem Buschwerk. Die ganze unendliche Verschiedenheit der Formen, wie wir sie heute sehen, bildete sich damals heraus, denn wer sich den neuen Verhältnissen nicht anzupassen verstand, ging zugrunde. Keine noch so sonderbare abweichende Lebensmöglichkeit blieb ungenützt, stets fand sich eine Abart eines andern Geschöpfes, die sich dieser Eigenart anpaßte und so, vor Wettbewerb gesichert, sich ein Eigengebiet eroberte. Und mit jeder neuen Pflanze, jedem neuen Wald ward auch die Vielfältigkeit in der Tierwelt größer: eins zog das andre nach sich.

Das war ein paradiesisches Leben und doch wieder ein Leben des Kampfes, der notgedrungenen gegenseitigen Anpassung. Da wurden alle Trümpfe ausgespielt, jeder neue Geistesfunken bedeutete Sieg, Emporringen, Aufsteigen in der Entwicklung. Es war eine Zeit der Schöpfung, aber niemand weiß, wer da schuf und woher der Geistesfunken sprang. Zauberhaft, geheimnisvoll muß das Werden und Ringen jener Zeit dem erscheinen, der sich in dieses gewaltige Mysterium vertieft. Um richtig zu schildern, was sich in jenen Jahrmillionen in tausendfältiger Wechselwirkung abspielte, dazu müßte man Forscher und zugleich Dichter sein; und um es ganz zu begreifen, müßte man nicht selbst ein Stück dieser Natur sein, die Schöpferkraft hat und nichts davon weiß.

Unscheinbar erst traten Blumen auf, und von Anfang an, schon von den Windblütlern her, hatte sich ein inniges Verhältnis zwischen Insekten und Blüten eingestellt. Kreuzbefruchtung mußte durchgeführt werden, wo immer es möglich war, denn nur in der Mischung der elterlichen, also verschiedener Eigenschaften, lag die Möglichkeit der Variation, die Möglichkeit, ein Kind zu erzeugen, das ein wenig abwich von den Eltern und daher die Fähigkeit hatte, sich neuen Verhältnissen rascher anzupassen, rascher ein winziges Stückchen höher zu klimmen in der Entwicklung, als das bisher möglich war, das heißt: das Gegebene besser auszunützen. Früher hatte der Wind die Übertragung des Blütenstaubes auf die Narbe der weiblichen Blüte besorgt, dazu war aber eine ungeheure Verschwendung an kostbarstem Material nötig. Viel praktischer war es, die ungebetenen Gäste, die Insekten, die immer kamen, um Blütenstaub zu stibitzen, heranzukriegen, und das machte sich wie von selbst. Die Absonderung eines süßen Saftes am Grunde der edelsten Pflanzenteile, der Staubgefäße und des Stempels, genügte, um die Fliegen und Schwebfliegen, und wie sie alle heißen, aus Gelegenheitsbesuchern zu sicheren Stammgästen zu machen. Sie bedeckten sich beim Schlürfen des Honigsaftes mit dem Blütenstaub und streiften ihn an der Narbe der nächsten Blüte wieder ab. Man konnte sich jetzt, wo die Kreuzbefruchtung ziemlich sichergestellt war, auf wenige Blüten beschränken. Sollten die Insekten diese aber finden, so mußten sie nunmehr größer werden, auffälliger. Sie nahmen bunte Farben an und schieden ätherische Öle ab, die, weithin duftend, den Insekten den Weg zeigten. Nicht alle machten diesen anfangs gewagten Versuch mit; noch jetzt haben wir ja Windblütler und allerlei Vorrichtungen bei Insektenblumen, die im Notfall eine Selbstbefruchtung möglich machen.

Immerhin war ein Weg eingeschlagen, der nach tausend und aber tausend Seiten hin Möglichkeiten bot. Denn in steter Wechselwirkung mit dem Abändern der Blütenpflanzen änderten sich auch die Insekten, die auf sie angewiesen waren. Die ganze Entwicklung könnte man mit einer Lawine vergleichen, die im Sturz immer größer wird und immer neue Teilchen mitreißt. Unter dieser Fülle neuer Erfindungen der Blumen, menschlich gesprochen, erwiesen sich natürlich solche als ganz besonders praktisch, die nur den Besuch einer einzigen Insektengruppe zuließen, andre gefährliche Insekten aber abhielten. Und so ward aus der offenen Blüte, die auch dem allzu rücksichtslosen Käfer offen stand, die röhren-, glocken- und trichterförmige Blüte sowie die Spornblüte. Denn all diese Blüten waren nur der noch jungen Insektengruppe der Schmetterlinge mit ihrem saugenden Mundwerkzeug, dem langen Rüssel, zugänglich, der keinen Schaden weiter anrichten konnte, als den Honig aufzulecken — und der war ja für sie bestimmt. Die Bestäubung besorgten sie aber so zuverlässig wie nur möglich, denn ihr Bau war eine Anpassung an das Blumenleben. So ging die wechselseitige Anpassung und Differenzierung immer weiter, ja so weit, daß wir jetzt Blumen mit viertelmeterlanger Röhre und dazugehörige Schwärmerarten haben. Beide sind notwendig aufeinander angewiesen, eins kann ohne

das andre nicht bestehen. Ja, es gibt Röhrenblüten mit so tiefer Röhre, daß man lange keinen Schmetterling kannte, dessen Rüssel lang genug gewesen wäre, um den Honig von ihrem Grunde zu holen. Doch konnte man mit ruhigem Gewissen einen Eid darauf ablegen, daß es diesen Schmetterling doch geben mußte, man kannte ihn eben nur noch nicht. Man suchte ihn und fand ihn, wie der Astronom neue Planeten auf dem Papier errechnet und sie dann mit der photographischen Platte tatsächlich findet. Wenn die Wechselwirkung so ins einzelne geht, kann man wohl die Mannigfaltigkeit der Erscheinung begreifen. Um nur einiges zu erwähnen: ein größerer Rüssel bedingte natürlich auch einen größeren Träger, die schwanken Röhrenblumen konnten einen solchen schweren Falter nicht tragen, deshalb mußten diese lernen, im Fluge vor ihnen haltzumachen, in der Luft rüttelnd stehenzubleiben und so den Honig herauszuholen. Daher die schmalen schwirrenden Flügel der Schwärmer.

Und nun kommt einer der schönsten Züge in der Entwicklungsgeschichte. Schweifen wir einmal ab von den Insekten zu den Vögeln! Hier war eine ähnliche gleichlaufende und gleichstarke Differenzierung während der Tertiärzeit aufgetreten. Die neu entstandenen Geschöpfe schlugen von Anfang an sehr verschiedene Wege ein, stand ihnen doch eine Fülle von Daseinsmöglichkeiten zur Verfügung, der Boden war ihnen längst bereitet. Der eine Zweig wurde zum Raubvogel, der andre schwamm auf dem Wasser, der dritte ging in die Wälder, um Früchte, der vierte, um Insekten zur Nahrung zu wählen, der fünfte nahm die Steppen zur Heimat und ward zum Laufvogel, und so fort. In verhältnismäßig kurzer Zeit mußte eine ganz beträchtliche Differenzierung erreicht sein. So ward ein Zweig auch zu geschickten Insektenjägern, die in reißendem Fluge die Beutetiere in der Luft aufschnappten, das waren die Schwirrvögel und die Schwalben, die aber, wie so manchmal zwei auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziele kommen, durchaus nicht nahe verwandt sind, trotz der verblüffenden Ähnlichkeit, die die gleiche Lebensweise zum Beispiel dem Segler und der Schwalbe gab. Gleiche Anforderungen, gleiche Bedingungen erzeugen gleiche Wirkungen. So kommen Geschöpfe ganz verschiedener Abstammung oft zu ganz ähnlicher Organisation. Man nennt das in der Wissenschaft Konvergenzerscheinungen, vom lateinischen Wort für »Zusammenneigen«. Einzelne dieser Schwirrvögel gewöhnten sich das, was unsre Schwalben nur ausnahmsweise tun, nämlich das Wegnehmen der Kleininsekten von den Blüten, als Besonderheit an. Sie erhielten dabei einen immer längeren Schnabel, um nicht bloß auf die offenen Tellerblüten angewiesen zu sein, sondern um auch die viel häufigeren, anders geformten glocken- bis röhrenförmigen Blüten untersuchen zu können. Wie das im einzelnen vor sich ging, was eigentlich den Schnabel länger machte, ob es die Auswahl des Passendsten war, also die Naturzüchtung nach darwinistischen oder nach lamarckistischen Grundsätzen, oder eine zielmäßige, gewissermaßen unbewußt vorbedachte Entwicklungstendenz, darüber werden sich die Gelehrten wohl ewig streiten.

Wenn nun aber eine solche Röhrenblüte nicht einmal einen Falter tragen konnte, so konnte sie einen Vogel, der mit seinem langen Schnäbelchen ihr Inneres nach kleinen Kerbtierchen sondieren wollte, natürlich ebenso wenig tragen. Es blieb ihm also nichts andres übrig, als es gerade so zu machen wie die Schwärmer: vor der Blume zu rütteln. Solche Flugweise war nur bei einem sehr kleinen Geschöpf denkbar. Die Flügel aber mußten dank der durchaus gleichen mechanischen Beanspruchung denen des Schwärmers so ähnlich werden, als es der ganz andre Grundstoff eben zuließ. Also erhalten wir ein kleines Vöglein mit überaus dünnem, langem Schnabel, schmalen Flügeln, die gedankenschnell schwirren können, und rückgebildeten, weil wenig gebrauchten Sitzfüßchen. Ja, wenn wir unsre logische Forderung näher betrachten, so haben wir einen echten rechten Kolibri zusammenkonstruiert — es fehlen nur noch die herrlichen Glanzfarben. War der Vogel einmal so weit spezialisiert, so war es kein Wunder, daß die Differenzierung noch weiter ging, genau wie bei den Schmetterlingen. So entstanden die vielen hundert Kolibriarten, die einen mit einem zehn Zentimeter langen geraden Schnäbelchen, die andern mit einem fast halbkreisförmigen, wieder andre mit einem aufwärts gebogenen Schnabel, immer entsprechend bestimmten Blumen. Die Kolibris sind also im wahrsten Sinne des Wortes Blumenkinder. Erst waren die Blumen da, dann paßten sich die Kolibris an sie an. Nie wieder wird die innige Liebe sich lösen, die den fliegenden Edelstein an das holde Blumenkind fesselt. Beim Schmetterling war es anders. Da kann man nicht sagen: die Blumen züchteten ihn, aber ebensowenig: er züchtete sie. Nein, in ewiger Wechselwirkung, in tausendfältiger Zersplitterung und Variation trieb eins immer das andre empor in der Entwicklung. Freilich hatten auch andre Insekten großen Einfluß auf die Blumenzucht, vor allem die Bienen und Hummeln. Von einem gewissen Punkte ab züchteten diese verschiedenen Insektenklassen für sich allein jede einen ganzen herrlichen Blumenstrauß heraus. Aber die Schmetterlinge erzielten doch, so scheint es, die schönsten Erfolge, wie sie auch für sich selbst das größte Entwicklungstalent entfalteten.

Aber noch fehlt uns eins, um das Bild zu vervollständigen: woher die ungeheure Farbenpracht der Falter, der Kolibris? Bei den Blumen verstehen wir sie, dort dienen sie als Lockmittel. Was aber soll sie bei ihren Gästen bedeuten? Schwer ist die Frage, aber ganz zu verzagen brauchen

wir vor ihr doch nicht. Wie gesagt, ging anfangs die Entwicklung der Formen und Farbenfülle geradezu reißend schnell vor sich. Schließlich waren aber die vorhandenen Möglichkeiten in der großen Hauptsache erschöpft — ganz hört die Entwicklung nie auf, auch heute wirkt sie fort und fort, nur langsam und heimlich, daß wir es kaum merken. Die »Erschöpfung« darf man nun nicht falsch verstehen. Es gibt sozusagen zweierlei Entwicklung, die eine großzügig von Typus zu Typus, die immer ihren Weg nimmt über wenig spezialisierte, vielseitige, d. h. altertümliche Tiere — scheinbar ein großer Widerspruch —, die bei großen Umwälzungen und Neuanforderungen noch die Möglichkeit haben, zweckmäßig das vorhandene primitive, aber vielseitige Material auszunutzen. So kommt es z. B., daß der Mensch in vielen Punkten solch ein altertümliches Tier ist: man denke, schon die allerältesten Ursäuger hatten fünf Zehen vorn und hinten.

Die andre Methode der Entwicklung bringt den Typus im allgemeinen nicht viel höher, ist aber für die Zusammenstellung der Lebewelt eines bestimmten Zeitalters allein maßgebend. Sie geht in die Breite, nicht in die Höhe, sie spezialisiert bis ins Allerfeinste. Es sind die Seitenäste des Stammbaums, die sich schließlich in dünnstes, dichtestes Zweigwerk-Filigran verlieren. Kommt jetzt ein Sturm, ein Feuer, so hält wohl der Stamm stand, der vorher ganz verschwand in der herrlichen Krone, aber diese selbst geht zugrunde.

Solche Seitenzweige stellen auch unsre Schmetterlinge und Kolibris dar. In ihrer Art sind sie so vollkommen, als sich nur ausdenken läßt. Aber sie sind an ganz besondere Bedingungen bis aufs Allerfeinste angepaßt. Waren sie einmal so weit, so hieß es stillestehen mit der ganzen Entwicklung, es ging einfach nicht mehr weiter. Und doch war noch überschüssige Kraft, Lust zur Weiterentwicklung da. Sie sucht einen Ausweg, aber jene Fortentwicklungstendenz ist nun in strenge Bahnen gewiesen, denn am allgemeinen Körperbau gibt es nichts mehr zu ändern, da ist schon alles vollkommen. Höchstens eine Rückbildung wäre möglich und kommt auch in seltenen Fällen vor, meist aber geht auch das nicht mehr an. Also bleibt nur eine Variation nebensächlicher Merkmale übrig, das aber ist die Farbe. Und da setzt nun die Entwicklung ein, ein wahrer Taumel, ein Schwelgen, ein Spielen tritt ein, das, beinah von nichts gehindert, ins Uferlose sich ausdehnt. In diesem Stadium stehen die Schmetterlinge und Käfer ebenso wohl wie die — in Hinsicht auf die ganze Tierklasse — ungleich mehr spezialisierten Kolibris noch jetzt. Denn die auf das Tertiär folgende Epoche, das Diluvium, hat auf unserm Gebiete nur noch verhältnismäßig Unwesentliches zufügen und ändern können, im allgemeinen ging die Entwicklung, allmählich abflauend, ruhig fort. Nur so ist es zu erklären, daß es auf der Erde allein an Insekten ebenso viele Arten gibt, wie alle übrigen Tiere zusammen Arten aufweisen, trotz einer bis ins einzelne gehenden gleichartigen Organisation. Was sie unterscheidet, sind eben nur nebensächliche Merkmale.

Daß dieser allgemeine Farbenreigen nicht zu einer heillosen Verwirrung und einem fürchterlichen Durcheinander geführt hat, dafür haben eine Menge Faktoren, als geographische und biologische Isolierung, eine gewisse Artbeständigkeit usw., gesorgt. Das gehört aber auf ein andres Blatt. Und im einzelnen ist auch das ein ewiger Zankapfel der Gelehrten, die so oft nicht erkennen wollen, daß die Natur sich nicht ins Schema zwängen läßt, und daß heute noch kaum ein Mensch imstande ist, ihre verschlungenen Wege nachzudenken. Wer übrigens sich einmal in ein besonderes Gebiet der Insektenkunde einarbeitet, merkt bald, daß es mit der Ordnung zum Glück gar nicht so weit her ist.

Mancher meint wohl, durch solches Tüfteln und Forschen würde der Mensch nur blasiert und nehme den Zauber von dem heiligen Walten der Natur. Aber was wir erzielten, ist ja kaum ein Wissen zu nennen, sondern nur ein Ahnen. Und dieses bebende Ahnen, das uns ein winziges Stückchen des verschleierten Bildes der Natur sehen ließ, weckt nur immer mehr die Sehnsucht, einmal im einzelnen die Mysterien des Werdens begreifen, verstehen zu lernen, sei es auch nur an jenem kleinen Ausschnitt des Naturganzen, der liebenswürdigsten, schönheitprangendsten Lebensgemeinschaft auf Erden: den Blumen, Faltern und Kolibris. Aber nicht einmal Seher- und Dichteraugen würden genügen, ihn ganz zu begreifen, ihn ganz zu fassen, den Schöpfungszauber der Urwelt.

Anbrechender Morgen

Windesrauschen weckte mich ...
In klarem Weingrün dämmerte die Ferne
Über dem langgestreckten Waldeszug ...
Doch vor dem pfirsichfarbenen Band des Ostens,
Moosschwarz-verschlafen, schauerten schon Wipfel ...
Ein Kuckucksruf rief jetzt den andern wach ...
Wasserfall der kleinen Vogelstimmen ...
Dann warf die Schwalbe ihre weiße Brust
Des Lichtes erstem Strahl entgegen,
Der die betauten Wiesenhalme traf.

Leo Sternberg



Karl Hanusch: Bäuerin aus der Hanna im Hochzeitsstaat



Beethoven

Farbenhören

Bilder und Text von Rudolph Gahlbeck (Schwerin)

Bei dem Hören von Farben oder — umgekehrt — dem Sehen von Tönen, diesem Grenzgebiet zwischen Musik und Malerei, also einer dreidimensionalen und zweidimensionalen Kunst, handelt es sich um eine Erscheinung, die weiter verbreitet ist, als man im allgemeinen annimmt. Schon bei Goethe findet sich ein Hinweis darauf, und in der folgenden Zeit hat sich diese Erscheinung namentlich in Frankreich reger Beachtung erfreut, doch ist erst in jüngster Zeit der Versuch unternommen worden, Musik durch Farbe und Form darzustellen. Es ist klar, daß für eine solche Empfindung der Farben, die zu Trägern musikalischer Werte geworden sind, keine Regelmäßigkeit und Übereinstimmung bestehen kann, da sowohl ein Tongefüge als auch ein Farbengebilde bei jedem Menschen verschiedene Eindrücke auslöst. Immerhin aber scheint es, als könne in zahlreichen Fällen die Allgemeingültigkeit nahezu erreicht werden.



Richard Wagner

Daß Trompetentöne durchweg rote Farbenerscheinungen auslösen, zeigt sich schon in dem weit gebräuchlichen Ausdruck: schmetterndes Rot, wobei jedoch zwischen den mannigfachen Abstufungen, die den Bezirk »Rot« füllen, durchaus zu unterscheiden ist, wie etwa zwischen dem eines Wagner und dem eines Richard Strauß. Ebenso wie die Trompete haben auch die andern Klangwerkzeuge ihre eigentümlichen Farben: Oboen ein scharfes Chromgelb, Flöten ein rundes Blau, die tiefen Blechbläser dunkelste Töne von Purpur über Tiefgrün bis zum Schwarz, die Celli Braun, die Violinen seidiges Indischgelb, und so fort. Die durcheinanderwogenden Stimmen des Orchesters bilden daher gleichzeitig für den Farbenhörer ein wundervolles Gemisch von Farben.

Und von Formen. Diese sind, da Musik Bewegung ist, naturgemäß einer stetigen Verschiebung unterworfen, wobei sie einer tiefen Gesetzmäßigkeit folgen, wie sie offenbar zwischen dem musikalischen Tongefüge (Rhythmus, Harmonie, Melodie) und dem Aufbau der Farben- und Formengebilde besteht.

Mein Zyklus »Sechs deutsche Musiker« (1924), dem die hier wiedergegebenen Abbildungen entnommen sind, ist aus der erwachenden Erkenntnis dieser Beziehung heraus entstanden. Die Arbeiten stehen jedoch erst an der Schwelle zur eigentlichen malerischen Darstellung der Musik, insofern, als in ihnen der Versuch gemacht worden ist, die gesamte Persönlichkeit des Musikers zu umfassen. Auf diese Weise konnte nur ein allgemeiner, näm-



Richard Strauß

lich der das ganze Lebenswerk beherrschende Grundton Gestalt gewinnen, während beim Herausgreifen eines Werkes dies konzentrierter, eindringlicher dargestellt zu werden vermag.

In Beethoven ist das Mächtige, Weltenumspannende herausgestellt, der heiße Schaffensdrang dieses Titanen, der seine Werke wie Blöcke übereinanderschichtet, der aus dem Unendlichen die Kraft schöpft, um sie aus seinem Herzen ins Unendliche wieder verströmen zu lassen. Beherrschend ist hier das Violett.

Bei Richard Wagner hat das Attribut »Bühnen«-Musik — also nicht mehr Musik schlechthin — in dem kulissenartigen Unterbau des Blattes seinen Niederschlag gefunden. Das für Wagner charakteristische Rot weist unter anderm auf die starke Heranziehung der Blechbläser hin.

Die oft unerhört gehäufte Kontrapunktierung zeitgenössischer Musik ist bei Richard Strauß betont, von dessen Sätzen einige geradezu geometrisch-malerisch wirken (Dreieck!), wie die herbe Schönheit einer Präzisionszeichnung. Mondgrün und Tintenrot sind bei ihm vorherrschend.

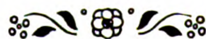
Von der schwerblütigen Erdgebundenheit eines Johannes Brahms will die lastende Melancholie der Farben und Formen zeugen. In der jähen Flamme zuckt die Leidenschaftlichkeit seiner Rhapsodien und ungarischen Tänze irrlichternd auf.



Johannes Brahms

So ergibt sich bei den einzelnen Tondichtern durch die Art ihrer Musik und die bevorzugte Verwendung bestimmter Harmonien und Instrumente ein jeweils verschieden bedingtes Formen- und Farbenspiel.

Die Pflege der Fähigkeit, Farben zu hören oder Töne zu sehen, einer Fähigkeit, die in jedem mehr oder weniger schlummert, wird namentlich für Maler und Musiker von größter Bedeutung sein, wird wechselseitig ungeheuer befruchtenden Einfluß auf ihr Schaffen gewinnen; und das lange angestrebte Ideal einer innigen Harmonie zwischen Bühnenbild und Musik — um nur ein Beispiel zu nennen — wird seiner Verwirklichung um so näher kommen, je fester sich die klingende Brücke von den Ufern der Malerei zu denen der Tonkunst fügt. Lang ist der Weg und gefahrvoll. Doch wir fürchten ihn nicht. Die Wasser werden sich teilen, und neue besonnte Gestade werden sichtbar werden.





Karl Hanusch: Der lustige Nikolaus

Eine neue sächsische Künstlergruppe

Von Wolfgang Schumann

Vor einiger Zeit erregte eine Vierer-Ausstellung in Dresden etliches Aufsehen, in deren Mittelpunkt Karl Hanusch stand. Sie erregte es nicht, weil sie etwa »revolutionär« gewesen wäre. Sie schien vielmehr das Wallen und Sieden des letzten Jahrzehnts zu verleugnen. Und so gab es einige Blinde, auch unter den Kritikern, die achselzuckend an diesen »altmodischen Sachen« vorüberliefen. Sie haben sich gründlich geirrt. Denn das Jüngste, was die Ausstellung wies, war nicht »vorrevolutionär«, sondern »nachrevolutionär«; die Anregungen des Fortissimo-Expressionismus waren darin nicht übergangen, sondern aufgenommen und abgeklärt. Hanusch zeigte ein Schlote- und Fabrikengemälde, das an Keckheit der Farbe und Anlage dem schaurigsten Pechstein in der Intention nichts nachgab. Beweis genug, wie stark ihn diese Möglichkeiten beschäftigt haben. Der jüngere Erich Ockert ließ Graphiken von jener expressionistischen »Gotik« sehen, die in den letzten Jahren alles galt. Beide aber stellten — ihre jüngsten Arbeiten — Porträte aus, die einem unwillkürlich die Frage nahelegten: Wo gehört das alles hin? Die Blinden antworteten wohl: Zu den Nazarenern! oder: In die akademische Dürer-Nachfolge! Einer nannte Runges Namen. Vielleicht war es Zufall, aber es war nicht falsch. Denn Philipp Otto Runges Wollen und Streben ist es in der Tat, an welches das beste Ringen unsrer Zeit bald wieder anknüpfen wird oder schon angeknüpft hat.



Karl Hanusch: Vor dem Bücherschrank

Ich habe es in den »Monatsheften« vor Jahr und Tag schon aussprechen dürfen, daß die gewaltige expressio-


Karl Hanusch: Am Morgen

nistische Welle aufzufassen sein möchte als Vorklang einer neuen hochklassischen Periode. Sie hat die völlige Freiheit des Schaffens wieder geltend gemacht; Freiheit zunächst von einer Lehrtradition, sodann vom Abbild-Wahn, endlich von Illustrierkunst und allem »Literarischen« in der Bildkunst. Sie hat das Schaffen aus reinstem, aller Nebenabsicht barem Schaffensdrang wieder proklamiert. Wie alle kunstrevolutionären Wellen hat sie freilich zunächst die brutaleren, extremistischen, auffälligsten, äußerlichsten Könner emporgehoben, manchen innerlich zerrissenen und laut schreienden Zeitgenossen; und viel Scherben gab es, wenig Duldsamkeit und eine Fülle überhitziger Verneinungen und Verdammungen. Was von dem Ergebnis der letzten zehn Jahre da ersten Ranges war, das freilich wird bleiben. Aber Zehntausende der jungen Früchte trugen den Todeskeim sichtbarlich in sich. Anstatt ihrer stand die unabwendbare Aufgabe in den Sternen: Wiedergewinnung großer Form, ohne Verzicht auf die heißeste schöpferische, sinngebende Leidenschaft. Das hat Ph. O. Runges aufstrebender Jugend vorgeschwebt, und vielleicht ihm allein und als letztem seit hundert Jahren. Könnten hier Hanuschs und Ockerts Porträte und Hanuschs »Fahnenanstreicher« farbig wiedergegeben werden, so wäre mit Händen zu greifen, welche höchsten Ziele sie mit dem großen Romantiker verbinden. Aber auch was technische Verhältnisse wiederzugeben erlauben, eröffnet den Blick auf die lebensgeschichtlich-künstlerischen Voraussetzungen ihres Strebens.


Karl Hanusch: Apfelpflücker

Alle vier Künstler entstammen dem Sachsentum. Einem Stamme, der in seltsamem Widerspruch zum Durchschnittscharakter viel Künstlertum hervorbrachte. Dessen stärkste Kraft gewöhnlich auf Fleiß und Emsigkeit, auf Gediegenheit des Handwerklichen sich gründete — Ludwig



Karl Hanusch: Damenbildnis

Richter, Otto Greiner, Richard Müller sind Zeugen aus den letzten Generationen. Hanusch, ein Künstler von langer Entwicklungszeit, der mancherlei Wandlungen entsprechen, scheint von Richter abzustammen. Zur Idylle kehrt seine Vorliebe immer wieder zurück und zum Schaffen für Kind und Volk. Graphiken wie »Am Schreibtisch«, vollendet in technischer Hinsicht und voll stiller Sammlung, »Herbst«, »Der lustige Nikolaus«, die Fibelzeichnung »Am Morgen« (Buchstabe M: Morgen, Mieze, Mops, Mantel, Milch), »Vor dem Bücherschrank« — dies eins seiner reinst gelösten Blätter, höchst eindringlich bei aller Schlichtheit —, solche Graphiken teilen mit denen Richters die stille Freude am Kleinen und Alltäglichen, die Lust an dinglicher Fülle. Doch fehlt Richters romantische »Poesie«, der erzählerische Ton; Hanusch bleibt im wesentlichen Bildner. Und er betont die Wirklichkeit schärfer. Man fühlt beinahe, daß er aus dem Proletariat kommt; übrigens empfindet er selbst dies stark, doch lehnt er, gerade als Proletarier, tendenziöse Kunst ab. »Müssen wir denn auch noch anklagen? Ich will lieber die Welt der Proletarier so malen, wie sie sie in Freude sehen. Es gibt auch eine Schönheit des Proletarierlebens, und manchmal lachen sie doch auch ...« Zu allen Zeiten ist Hanusch dem Künstlerischen zugewandt geblieben. Welche Klarheiten und Stilfeinheiten er als Graphiker erreichte, zeigen Blätter wie »Fahne hoch!« oder »Apfelpflücker«, jenes vom Dresdner Kabinett als sachlichste Arbeit geschätzt und erworben, dieses ein Höchstmaß von launiger Wirkung mit einem Mindestmaß an Mitteln, dabei ausgewogen bis aufs Milligramm.

Eine zweite Welt erschloß sich Hanusch im slawischen Osten. Dort wurde sein Auge hell für Farbe und Figur. Er versank förmlich in der naturhaften und doch nur halb ent-



Karl Hanusch: Mädchenbildnis



Karl Hanusch: Herbst

fesselten Lebenslust. Die »Bäuerin aus der Hanna im Hochzeitsstaat«, die als Einschaltbild farbig wiedergegeben werden konnte, bezeugt mit der Urlust ihrer Farbenfrohheit ebenso wie mit der träumerischen Versonnenheit ihres Schauens die stärksten Eindrücke, die Hanusch im Osten empfing. Daß er damals — er ist Schüler Banzers gewesen — im Abbildnerischen befangen war, mindert nicht die Reife dieser Malerei.

Ein drittes Erlebnis wurde ihm die deutsche Nordsee und die Landschaft der Insel Sylt. Wir besitzen von ihm Radierungen und Gemälde, die bezeugen, wie er vom bloßen Eindruckempfangen sich durchmalt und -radiert zum freien Ausdruck der Empfindung großer Natur. Hier keimen die frühesten Regungen des Heute.

Während des Krieges war Hanusch als Schaffender lahmgelegt. Doch durchlebt er menschlich die Eruptionen und Anregungen der expressionistischen Zeit lebhaft mit. Das liebenswürdige Mädchenbildnis von 1914 zeigt ihn noch als treusorglichen Zeichner. In dem »Damenbildnis« beginnt dann die Periode des Gliederns, Vereinfachens, Ausdrucktreffens. In einem noch späteren Bildnis hat er alle kleinen Züge abgetan; großflächig, in Farben, die nur noch Ausdruck sind, kompositionell meisterlich der Fläche einverleibt, gibt es nichts als das Wesenhafte und Tiefste.

Von diesem Bildnis her ist Erich Ockert zu begreifen. Er ist der Jüngere, ein Dresdner Arbeitersohn wie Hanusch, von dem er innerlich stark angeregt wurde. Ein Blatt wie der »Verlorene Sohn« bezeugt seine graphische Hand, seine verhaltene Leidenschaft, die ein energischer Wille zur klaren Form zügelt. Das »Mädchenbildnis«, von dem hier die Skizze abgebildet ist, mag angeregt sein durch Hanuschs Formenergie; mit seiner Großflächigkeit, dem starken Kontur, dem eindeutigen, gewollt vereinfachten Ausdruck und der Melodik weniger, breitflächiger Farben bezeichnet es



Karl Hanusch: Fahne hoch!

den nachexpressionistischen Willen zur »Vollkommenheit«.

Hermann Lange erweist sich ohne Frage als nahen Verwandten Hanuschs. Auch er ist von Herkunft Proletarier; er lebt in Hanuschs Heimatdorf bei Dresden. Seine Stärke ist das Idyll, das auch Hanusch niemals ganz preisgegeben hat noch preisgeben wird. Das »Fenster«, das von ihm hier wiedergegeben ist, mag einen ganz leichten Zug zur Pedanterie bezeugen. Doch wirkt gerade diese liebenswürdig, wie das ganze schlichtechte, übrigens wohlgearbeitete und fein ausgewogene Blatt. Das »Stillleben« bezeugt jene sächsische Freude am Naturreichtum, die einst in Bauernkunst blühte und heute zu den stillen und guten Graphikern an der Peripherie der lauten Moderne gegangen ist. Erst mit den »Bäumen«, einem Blatt von seltsamer Raumtiefe und reinstklingender Gartenstimmung, aber hat Lange die volle Freiheit der Auffassung erlangt.



Karl Hanusch: Am Schreibtisch



Erich Ockert: Mädchenbildnis

Von Ernst Berger erlaubte Ungunst der Verhältnisse nicht genügende Proben abzubilden.* Die »Landschaft« zeigt wenigstens einen Wesenszug. Dieser Sachse hat religiöse Einstellung. Über dem Bild liegt ein transzendenter Hauch wie über Steinhausenschen deutschen Waldwiesen, die weinen machen, und man weiß nicht, warum ... Ich kenne Landschaften von ihm, auch Kriegsskizzen aus Polen, die von intensiver Jahreszeit- oder Einsamkeitstimmung sind, und Figurenbilder, die andächtige Komposition aufweisen. Im Kreise Hanuschs steht er an der Peripherie. Es verbindet ihn damit die gespannte Eigenkraft, welche die

* Berger hat neuerdings die Radierungen und Illustrationen zu einer zweibändigen Ausgabe von Mörikes Sämtlichen Werken geschaffen, die 1925 bei Groh in Dresden erschien. — Die Hanusch-Gruppe stellt in diesem Jahre abermals in Dresden aus, zusammen mit dem ihr verwandten Georg Lührig.



Erich Ockert: Der verlorene Sohn

auf musikalischem und auch auf literarischem Felde. Man könnte heute fast von Epidemien-Abschnitten sprechen. Je rascher die Ansteckungswellen einander folgen, um so nervöser wird die Öffentlichkeit. Man erlebt das Neue nicht durch, man wird nicht fertig damit, und schon ist es »alt«. In dem Vielgewirr der Stimmen und dem Vielgewoge der Ströme bleibt eine Zeitlang das Sensationelle obenauf, und die allzu Achtsamen verwechseln es gern mit dem Genialen. Das ist die Nervenkrankheit, die ich meine. Ich bespöttele nicht die Leidenschaft der Neuerer. Wenn die Weltgeschichte mit Kronen spielt, Völker enterbt, Reiche vernichtet, Jahrhundertordnungen umstürzt



Hermann Lange: Stilleben mit Krug

Zeitströmung erlebt, ohne sich ihr zu unterwerfen oder sich gar an sie zu verlieren.

Niemand wird für die Werke und Künstler, von denen wir sprechen, epochemachendes Genie in Anspruch nehmen. Ich für mein Teil halte übrigens Geniekult und Geniegeschrei dieser Zeit für eine Nervenerkrankung. Es ist mit dem Kunstleben ähnlich wie auf dem Theater. Eine Eleonora Duse riß uns in Abgründe und Höhen der Empfindung, wo der letzte, tiefste Lebensnerv schwingt und die Symphonie der Erde vertausendfacht erklingt. Aber für das Theater bedeutet das Ensemble, die mittlere Höhe der täglichen Abendleistung fast mehr. In der bildenden Kunst sind die Persönlichkeiten dicht verwoben. Viel rascher als in der Musik, deren Gemeintypus von den Aufführungen stark beeinflußt, deren Entwicklung von der Langsamkeit des Gehörwandels stark gehemmt wird, eilt ein neuer Wille hier von Mann zu Mann und steckt die Geister erregend an. Das Bild einer Epoche — in unsrer rasch sich wandelnden Zeit sollte man vielleicht nicht »Epoche«, sondern »Wellenfrist« sagen — ist **auf bildnerischem Gebiete viel einheitlicher als**



Hermann Lange: Bäume

und das Grauen des Chaos inszeniert, kann die Kunst nicht im akademischen Trott wandeln; sie ist ein Kind ihrer Zeit und allzeit deren Ausdruck. Aber hinter den Evolutionen und Revolutionen, unterhalb ihrer Schaumkämme lebt das »Ensemble« der Künstler, in deren stillerem Kreis die Entdeckung zum Besitz umgeschaffen, das Niveau der Kunst eines Volkes erhalten und bestimmt wird. Wehe, wenn dieser Kreis taub und starr an Gelerntem festhält! Doch erfreulich scheint es mir, wenn er Eroberungen der Vordersten dem Grundwillen völkischer Kunstbestrebung in treuer und sachlicher Leidenschaft vermählt. Die expressionistische Bewegung war ohne Frage weit mehr als eine Ein-Jahr-Mode. Wie sie die ganze europäisch-amerikanische Kulturwelt erschüttert hat, so hat sie auch wahrhaft die Tiefen in jahrelangem Walten umgepflügt. Innerhalb ihrer gab es modische Abwandlungen, als Ganzes war sie ein richtunggebendes Ereignis größten Stils. Bleibende Früchte aber waren ihr, entsprechend ihrer bloßen Entwicklungsbedeutung, nicht überreich beschie-



Hermann Lange: Fenster



Ernst Berger: Landschaft

den. Es konnte nicht so sein. Das Größte erschwingt die Menschheit nur nach langer, opferreicher Vorbereitung. Der Boden muß umgepflügt werden, ja; aber Saat, Keimen, Aufwuchs fordern ihre Zeit. Neben den Vorstürmern müssen die Besinnlichen einhergehen. Nicht die zufriedenen Epigonen, aber die bedächtigen Verknüpfer des ersehnten, vielbeschrienen Morgen mit dem bleibenden Gestern. Gern bejahe ich den Sturmlauf der Getriebenen und Wollenden. Doch hinter dem zeitlich sich wandelnden Angesicht der Kunst birgt sich ein überzeitlich-unwandelbares. Die »Strömungen« prägen das Zeitliche; das Überzeitliche ist der Ausdruck des Gesetzes. Die Strömungen tragen jedes Einzelwollen, jede Stil- und Sonderbestrebung zu ihrem einseitig ausgesonnenen Ziel; das große letzte Ziel, das zu erstreben seltenen Epochen gegeben ist, kann nur die Frucht der Synthese sein, die viele Einzelziele und -strömungen in sich schließt. Auch da wird Durchbruch und letzter Vorstoß Sache Einzelner sein. Aber gehen wir wirklich einer neuen »Klassik« entgegen, so wird sie nicht Zeitwelle, sondern langhin- und langausschwingende Epoche sein. Und an ihr werden nicht allein geniale Führer, sondern das »Ensemble« einer dem ganzen Volke gehörenden Künstlerschaft teilhaben.

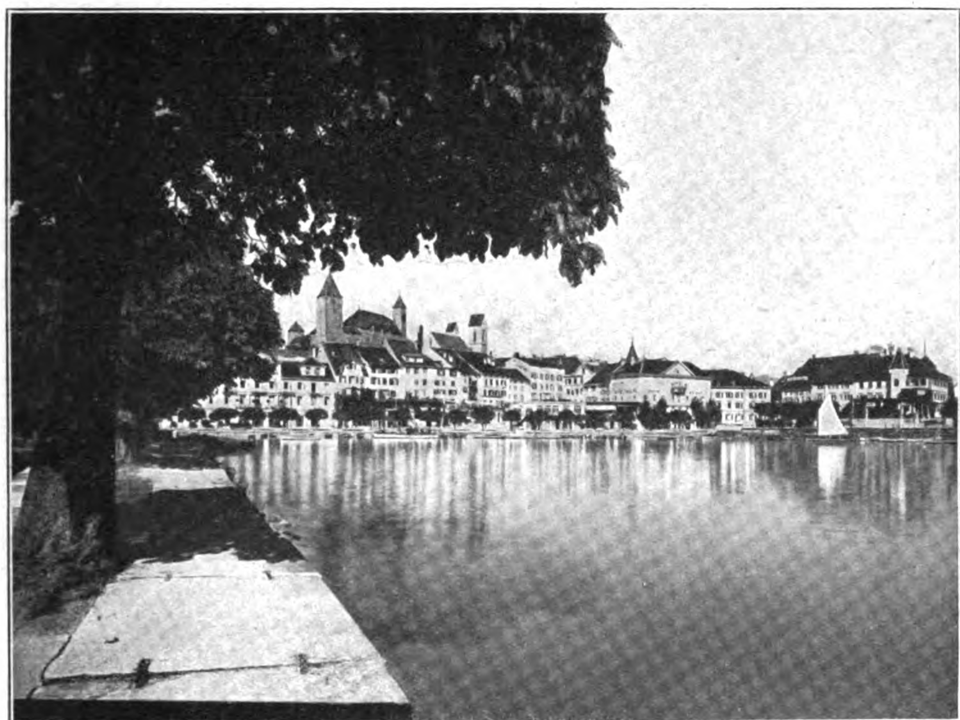
In diesem Sinne scheint mir die kleine sächsische Gruppe um Hanusch bemerkenswert, die erste eigengesichtige seit der — ebenfalls sächsischen — »Brücke«, über die Pechstein und Heckel ins Neuland galoppierten. Ein »Nach-Expressionismus« meldet sich, bald an Haider, bald an Runge gemahnend, an die großformig-intensiven Werke verschiedener Einzelgänger aus einem ganzen Jahrhundert. Zu diesen gehört das Werk Hanuschs und der Seinen. »Nach-Expressionismus« — »Früh-Klassik«. Der liebe Duft vergangener, vergehender Tage mischt sich mit dem verheißenden der Zukunft.

In den Morgen hinein

Eine Glocke klingt
Vom Berg in den Morgen hinein.
Eine Lerche singt
Hellfroh in den Morgen hinein.

Ein Wölkchen ertrinkt
Weißflaumig in den Morgen hinein,
Und mein Herz versinkt
Hinströmend in den Morgen hinein.

Albert Sergel



Rapperswil vom Hafen aus

Rapperswil

Von Gottlieb Binder

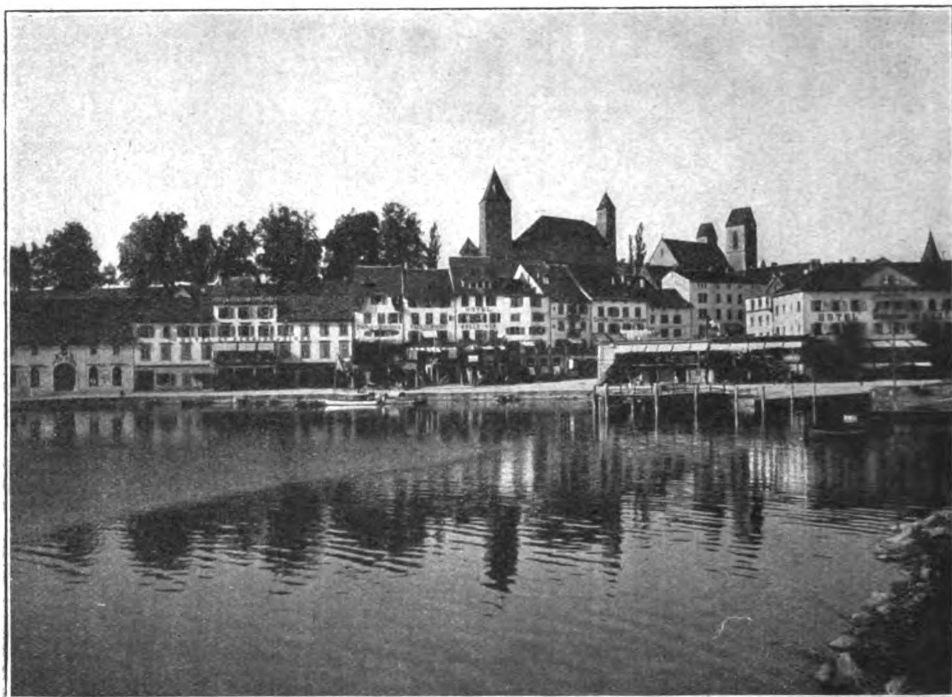
Mit 8 Abbildungen nach Aufnahmen des Wehrli-Verlags, Kilchberg-Zürich

Das St. Gallische Städtchen Rapperswil schmiegt sich fast ängstlich an die nach Süden gekehrte abschüssige Halde eines halbinselartig in den Zürichsee vorspringenden Hügelzuges. Es liegt noch ganz im alten Städtetraum, obschon es einen wichtigen Knotenpunkt bildet für Verkehrswege aller Art. Über der malerischen Stadt, die uns anmutet wie das Gedicht eines alten Romantikers, thronen das von einem Hauche alter Geschichte umwehte Grafenschloß, die gotische Kirche und das familiengeschichtlich interessante Brenyhaus. Die weißen Häuser längs des Hafens mit ihren bunten Fensterladen und den seltsam übereinander emporragenden Giebeln schließen sich mit den die Silhouette beherrschenden wuchtigen Türmen von Schloß, Kirche und Brenyhaus zu einem Bilde von bezaubernder Schönheit zusammen.

Wohltuend wirkt die Weite des lichtvoll, klar und schön gefügten Landschaftsbildes. Von drei Seiten her blaut der See in die Stadt hinein. Nach drei Seiten hin labt sich das Auge am weichen, ruhigen Linienzug niedriger Bergketten, am Schwung der Ufer, am fern verblauenden Horizont. Im Süden zeichnet sich bei klarem Wetter der Kranz der Schneeberge ab, der das Landschaftsbild prächtig abschließt.

Zum besonderen Gepräge des mittelalterlich versonnenen Städtchens gehört vor allem auch der Damm, die über den See führende »lange Brücke«. Kein zweiter Ort am Zürichsee besitzt eine derartige Verbindung mit dem jenseitigen Ufer. Die Brücke weist deutlich zum Etzel hinüber, hinter dessen Kuppe der Wallfahrtsort Maria-Einsiedeln liegt. Sie diente seit ihrer Erbauung im Jahre 1358 zwar in erster Linie dem Warenverkehr zwischen Deutschland und Italien, galt daneben aber mit Recht als Pilgerstraße, ward sie doch im Laufe der Zeit von Hunderttausenden von Pilgern, die aus dem Badischen, dem Schwäbischen, dem Bayrischen und der Ostschweiz nach Einsiedeln wallfahrteten, als Übergang über den See benutzt.

Rapperswil wird urkundlich Anno 1229 zum erstenmal genannt anläßlich einer Schenkung seines Grafen an das Kloster Rüti. Der genaue Zeitpunkt seiner Entstehung ist nicht bekannt. Die Grafen von Rapperswil hatten ihren Stammsitz ursprünglich drüben am Etzel, wo sie als Schirmvögte des Klosters Einsiedeln zu Macht und Ansehen gelangten. Als sie Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts die Burg Neu-Rapperswil am rechten Ufer des Zürichsees erbaut hatten, werden sie wohl auch dafür gesorgt haben,



Rapperswil vom Hafen aus

daß durch die Ansiedlung von Gewerbsleuten aller Art am Fuße des Burghügels sich eine Art Vorburg bildete. Bald ließ sich auch eine Reihe von Geschlechtern des niederen Landadels in Rapperswil nieder, so die Edeln von Windegg, Richenburg, Russikon, Hüneberg, Weyerhaus, von Bruhi, Thurn, Tößegg u. a. Die Grafen selbst standen in hohem Ansehen. Sie führten einen glänzenden Hof und geboten über zahlreiche Ministerialen, aus denen sie die Marschälle, Truchsessen, Schenken, Hof- und Wildmeister, Vögte und Amtleute auswählten. Graf Rudolf 1. reiste der Sitte der Zeit gemäß nach dem heiligen Lande. Mehrere Glieder der gräflichen Familie lebten als Ordensglieder in den Klöstern Einsiedeln, St. Gallen, Disentis und Wettingen. Zahlreich waren die Vergabungen der Grafen an Kirchen und Klöster. Das Volk glaubte, sie würden sämtlich geboren mit einem goldenen Kreuz auf der Schulter. Daß sie daneben die Sorge um das Wohlergehen der eignen Familie nicht hintansetzten, bezeugen ihre Besitzungen, die bis an die Grenze Italiens reichten.

Der Minnesang scheint in der Burg zu Rapperswil aufs eifrigste gepflegt worden zu sein, enthalten doch die Liederhandschriften Minnegesänge von den Grafen Wernherr und Johann und vom Marschall Albrecht. Eins der Lieder des Marschalls Albrecht beginnt also:

Aber hüget mir der muot!
zwär ez meijet meijen bluot
man siht uf dem zwie
Bollen, die sich went uftuon;
dar in setzet sich dur ruon
nahtegall diu vrie.

In die heutige Schriftsprache übersetzt, heißt es so: »Abermals freut sich mein Gemüt, wahrlich, es maiet der Maien Blüte: man sieht an dem Zweige Knospen, die sich öffnen wollen, darein setzt sich, um zu ruhen, die freie Nachtigall.«

Nach dem Erlöschen des Grafengeschlechts im Jahre 1283 gelangte die Grafschaft durch Heirat an die Grafen von Homburg und etwas später an die von Habsburg-Laufenburg. Einer der letzteren, Johann 2., der sich an der Zürcher Mordnacht beteiligte, brachte großes Unglück über das Städtchen. Um Vergeltung zu üben, zog Brun, der erste Bürgermeister Zürichs, um Weihnachten 1350 vor Rapperswil, machte das Städtchen dem Erdboden gleich, schleifte die Mauern der Burg und trieb die Einwohner bei harter Kälte aufs freie Feld hinaus. Der Graf wurde von Brun dreißig Monate lang im Wellenberg, einem in die Limmat hineingebauten finsteren Turm, gefangengehalten. Während dieser Zeit dichtete er das in einer Heidelberger Liederhandschrift enthaltene, von tiefer Sehnsucht beseelte Minnelied:

Ich weiß mir ein Blümlein blaue,
Von himmelklarem Schein,
Es steht in grüner Aue,
Es heißt Vergißnichtmein.

Ich konnt' es nirgends finden,
War mir verschwunden gar,
Vor Reif und kalten Winden
Ist es nun nimmer da.

Goethe hat dieses Minnelied umgedichtet und als »Das Blümlein Wunderschön des gefangenen Grafen« unter seine Balladen aufgenommen. Am Nachmittag des 24. September 1797 besuchte Goethe mit seinem Freunde J. Meyer von Stäfa die Insel Ufenau. Er durchwanderte das Eiland, das im milden Glanz der Herbstsonne golden aufleuchtete, und beschaute freudestrahlend den hellen See, das ferne blinkende Schneegebirge und das malerische Rapperswil mit seiner altersgrauen Burg. Bei dieser Gelegenheit mag der Entschluß in ihm gereift sein, das Leben der Rapperswiler Grafen näher kennenzulernen und das Lied Johanns — das ihm aus der Heidelberger Liederhandschrift bekannt sein mochte — umzuarbeiten.

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft verkaufte Johann 2. das in Trümmern liegende Rapperswil an einen Enkel Kaiser Rudolfs von Habsburg, Herzog Albrecht von Österreich, der Stadt und Schloß wieder aufbauen ließ. Durch abermaligen Zuzug von Adelsfamilien und Förderung des Handels und Verkehrs erlebte das Städtchen eine zweite Blütezeit. Den Bürgern erlaubte man, sich zu einem besonderen städtischen Gemeinwesen zusammenzuschließen, dem ein vom Grafen gewählter Schultheiß vorstand. Anno 1388 beteiligten sie sich unter der österreichischen Fahne an der Schlacht bei Näfels, wo die Glarner durch ihren Sieg den Zusammenbruch der österreichischen Herrschaft in der Schweiz besiegelten. In der darauffolgenden Belagerung des Städtchens durch die Eidgenossen leisteten die Rapperswiler solch heldenmütigen Widerstand, daß die Belagerer unverrichteter Dinge abziehen mußten.

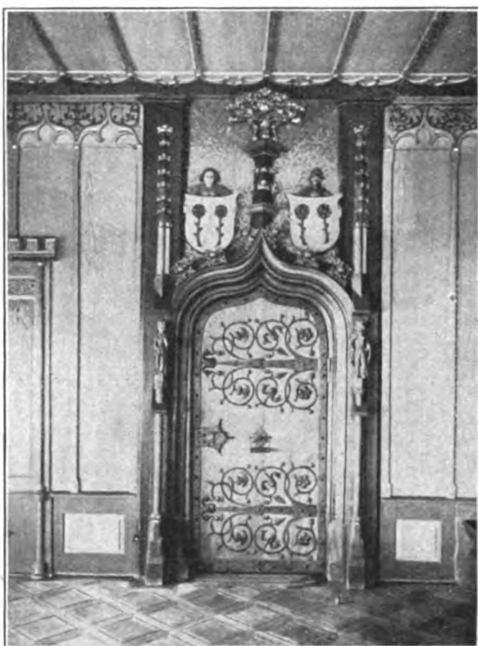
Zum Andenken an diese Begebenheit feierte das Städtchen jedes Jahr den sogenannten Burg- oder Platztanz. Er begann am Montag nach Lichtmeß und dauerte bis zum Donnerstagabend. Den Zug eröffneten der weißgekleidete maskierte Schloßnarr, der in Rot und Weiß gekleidete Tambour, der als Fähnrich amtende Schützenhauptmann, zwei Pagen in den Farben der Stadt und der Stubenmeister der sogenannten Knabenzunft mit Holzhut und Keule. Hierauf folgten sämtliche Herren und Bürger in schwarzem Mantel, den Degen an der Seite. Der Tanz bewegte sich zuerst um den Platzbrunnen und zog sich dann zum Schloß hinauf, wo er fortgesetzt ward. Am Tanze durften sich vom weiblichen Geschlecht nur die in rote Röcke, weiße Schürzen und bunte Halstücher gekleideten Töchter ledigen Standes beteiligen. Mit der Zeit scheint das Fest ausgeartet zu sein. In wenig salonfähigem Zustande: mit gemaltem Schnurrbart und einem ums Hutband geschlungenen Schübling (Wurst), kehrten die regimentsfähigen und andern Bürger jeweilen am Abend des vierten Tages zu ihren Gattinnen zurück. Sie hätten am Schlusse ausgesehen wie Krautstengel nach einer heftigen Reifnacht, bemerkt ein Chronist. In der beschriebenen Art erlosch das Fest zur Zeit der Französischen Revolution, lebte aber später in veränderter Form wieder auf und wird noch heute am Fastnachtdienstag gefeiert.

Nachdem Rapperswil sich Anno 1458 in eine Republik verwandelt und die Länderkantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus zu Schirmherren auserwählt hatte, war den politischen und wirtschaftlichen Sonderprivilegien der Adelsgeschlechter der Boden entzogen — die aristokratisch-feudale Zeit hatte in Rapperswil ihr Ende gefunden. Aber die Einbuße, welche das Städtchen durch den Abgang seiner angesehensten und begütertsten Geschlechter erlitt, konnte nur im Laufe vieler Jahre wieder gutgemacht werden. Die neuen »Beschirmer«, die selber keinen fremden Willen über sich duldeten, erwiesen sich in der Folge immer mehr als Bedränger der Stadt Rapperswil. In kleinlichem Eigennutz hemmten sie, die zu keiner Zeit Freunde von emporstrebenden Städten waren, Rapperswils freie Entfaltung. Anderseits



Das Rathaus

stand dessen Entwicklung die Stadt Zürich, wo alle Bedingungen für das Wachstum einer Großstadt gegeben waren, ohne besonderes Zutun im Wege. Was zur Zeit der Villmergerkriege die Zürcher zur Belagerung von Rapperswil veranlaßte, waren in erster Linie religiöse Meinungsverschiedenheiten. Seither halten die beiden Städte gute Nachbarschaft. Das geistige Leben des Rosenstädtchens (Rapperswil besitzt zwei rote Rosen im Wappen) ließe sich seit Jahrzehnten kaum denken ohne enge Anlehnung an Zürich.


Die spätgotische Tür des Rathaussaals

Als zur Zeit der Französischen Revolution das alte Stadtregiment in Rapperswil zusammenbrach, verlor das dortige Schloß seine Bedeutung. Man überließ es jahrzehntelang seinem Schicksal. Die Schloßuhr tropfte inhaltlose Sekunden in die Stundenschale der Zeit. Efeu und wilder Wein wucherten in ungehemmter Freiheit um das bröckelnde Gemäuer. In den weitläufigen Sälen grinste dem Besucher der trostloseste Zerfall entgegen. Da erschien im Jahre 1869 der Retter in der Person des polnischen Grafen Ladislaus Plater. Der ließ das Schloß wieder vollständig instand stellen und richtete in den weitläufigen Räumlichkeiten das polnische Nationalmuseum ein. Das Museum war dazu bestimmt, das nationale Leben Polens in Kunst und Wissenschaft, seine geschichtlichen Urkunden und Denkmäler zusammenzuhalten und aufzubewahren.

Plater lebte von 1846 bis zu seinem Tode Anno 1889 in Kilchberg bei Zürich — von 1877 an als Gutsnachbar C. F. Meyers. Er liegt in dem von Pappeln und Platanen beschatteten kleinen Zwinger des Schlosses begraben. Neben ihm ruht seine unglückliche Gemahlin, die ehemals hochgefeierte Bühnenkünstlerin Caroline Bauer, eine Tochter des 1809 bei Aspern gefallenen badischen Rittmeisters Heinrich Bauer. Plater nahm die Ungewißheit über das zukünftige Schicksal seines Vaterlandes mit sich in seinen ewigen Schlaf hinein. Und es war gut so; denn die Auferstehung Polens in seiner heutigen Staatsform hätte kaum seine Zustimmung gefunden, war es doch schon 1863 während des zweiten Polenaufstandes sein sehnlichster Wunsch gewesen, bei der Wiederaufrichtung Polens den Thron besteigen zu können.

Der ehemalige Turnierplatz des Schlosses bildet heute den von alten Bäumen beschatteten Lindenhof, der eine herrliche Aussicht bietet auf den Zürichsee und die Alpen. Schön ist es hier vor allem beim Erwachen des Frühlings, wenn die ersten Schwalben um die alten Schloßtürme schwirren, die Blätter aus den Knospen der Linden hervorbrechen, die Stadtkinder am Schloßberg die ersten Veilchen suchen, der unrastvolle lockende Föhn den See aus seinem Winterschlaf aufrüttelt, die Lützelau und die Ufenau im ersten Schimmer des Jahres herübergrüßen und die sehnsüchtigen Amseln an lauen Abenden auf Türmen und Giebeln singen. Man denkt dann an den Frühlingsweckruf des Einsiedlers Gurnemanz: »Auf! Kundry! Auf! Der Winter floh, und Lenz ist da! Erwach', erwache dem Lenz!« Reizvoll ist es auf unserm Luginsland auch, wenn nach einem Sommerregen die Sonne durch die Wolken bricht, die Firne der Alpen wie frisch gewaschen herübergrüßen, die Luft herbwürzig duftet und die Schwalben hoch fliegen, oder wenn ein schöner Sommerabend zu Berge steigt, wobei die höchsten Spitzen der Glarner Alpen so stark im Abendschein erglühen, als durchlodere sie ein inneres Feuer.

Heimelige, fast etwas gewagt terrassierte Gärtchen, in denen neben Gemüse und Obst auch die alten Blumen des Volksliedes gezogen werden, sonnen sich an der zur Hintergasse abfallenden Burghalde. An sie schließt sich der zum Endingerplatz hinabreichende Weinberg, in dem ein trefflicher Rotwein reift, dessen feurige Würze auch die am Fuße der Rebhalde wohnenden Brüder des heiligen Franziskus zu würdigen wissen. Eine vielstufige schmale Steintreppe führt zum Kapuzinerkloster hinunter, wo innerhalb der geheimnisvollen Mauern die frommen Brüder ihr Leben in Gebet und Arbeit zubringen. Man bewundert ihren besonders gegen den Herbst zu außerordentlich prächtigen Garten, die vom Geschichtschreiber des Klosters, dem Pater Rufin, behütete auserlesene Bibliothek und das heimelige Kirchlein, in welchem auf Grund tausend Jahre alter Kloster-

regeln die Mönche die horae canonicae verrichten und das »Gloria in excelsis Deo« singen.

Hier ließ sich im 17. Jahrhundert der besonders durch C. F. Meyers Dichtung bekannt gewordene, ursprünglich reformierte Bündner Pfarrer Jürg Jenatsch in die Dogmatik des katholischen Glaubens einführen. Jenatsch, eine der größten tragischen Gestalten des Dreißigjährigen Krieges, schrak vor Mord und Verrat nicht zurück, wenn ihn die Überzeugung beseelte, daß er dadurch der glühend geliebten Heimat einen Dienst erweisen könne. In Temperament und Vaterlandsliebe hat Jenatsch Ähnlichkeit mit Ulrich von Hutten, dem leidenschaftlichen Kämpfer für die Reformation und die deutsche Einheit, der, müde und krank, sich vor dem Ansturm seiner Feinde auf das stille Eiland der nahen Ufenau flüchtete und dort im Alter von 36 Jahren einsam erlosch. C. F. Meyer hat dem heißblütigen Streiter für Freiheit, Licht und Recht sein erstes und ergreifendstes Werk »Huttens letzte Tage« gewidmet.

Bei einem Gange durch die in leiser Biegung vom Rathausplatz aus verlaufenden Gassen fällt einem auf, daß die meisten Häuser mit ihren kahlen, nüchternen Fassaden sich allzusehr ähnlich sehen. Gewiß bringt da und dort ein hübscher Giebel, ein Erker, ein Gitter, ein an der Haustür angebrachtes Wappen, eine schöne gotische Fensteranlage, eine freskengeschmückte Fassade wohltuende Abwechslung, aber der Eindruck einer gewissen Einförmigkeit bleibt. Vor allem fehlen dem Stadtbilde die schönen Bürgerhäuser aus der Zeit der



Erker in der Hintergasse aus dem Jahre 1596



In der Hintergasse

Renaissance, des Barock, des Rokoko und des Klassizismus, wie sie z. B. Schaffhausen besitzt. In Rapperswil gab es eben keine Familien, die durch Großhandel oder industrielle Unternehmungen zu großen Vermögen gelangten, auch fehlten ihm, wie bereits bemerkt, seit dem 15. Jahrhundert vor allem die feudalen Geschlechter. Der größte Teil seiner Bewohner waren, wie heute noch, Gastwirte, Krämer und Kleinhandwerker. Die ansehnlichen Gelder, die von der Reisläuferei her flossen, scheinen andern Zwecken dienstbar gemacht worden zu sein. Jedoch war man in weitesten Kreisen zufolge der Verhältnisse auf die Sparsamkeit angewiesen. Diesem Umstand ist die geringe Anzahl bedeutender Kunstwerke und die Einfachheit des überlieferten Hausrates zuzuschreiben. Es fällt einem auch auf, daß bei der die Aussicht stark einschränkenden Enge der Gassen das Bedürfnis, durch einen Erker einen erweiterten Blick zu gewinnen, sich nicht stärker geltend machte. Zahlreich sind dagegen die aus der Mauerdicke sich ergebenden Nischen und die (meist gemeißelten) Steinsäulen in den Wohnstuben.

Ein reizvolles Bild altstädtischer Bauart bietet die Hintergasse. Sie war in vergangener Zeit neben der Rathausgasse ohne Zweifel eine der vornehmsten Gassen Rapperswils. Darauf weisen schon die Lauben und der Erker hin. Die Säulen des Bogenganges sind aus verschiedenem Material und in verschiedener Form ausgeführt und zeigen da und dort die Spuren des Alters. Die schönste Arkadenpartie weist ein Haus auf mit einem über



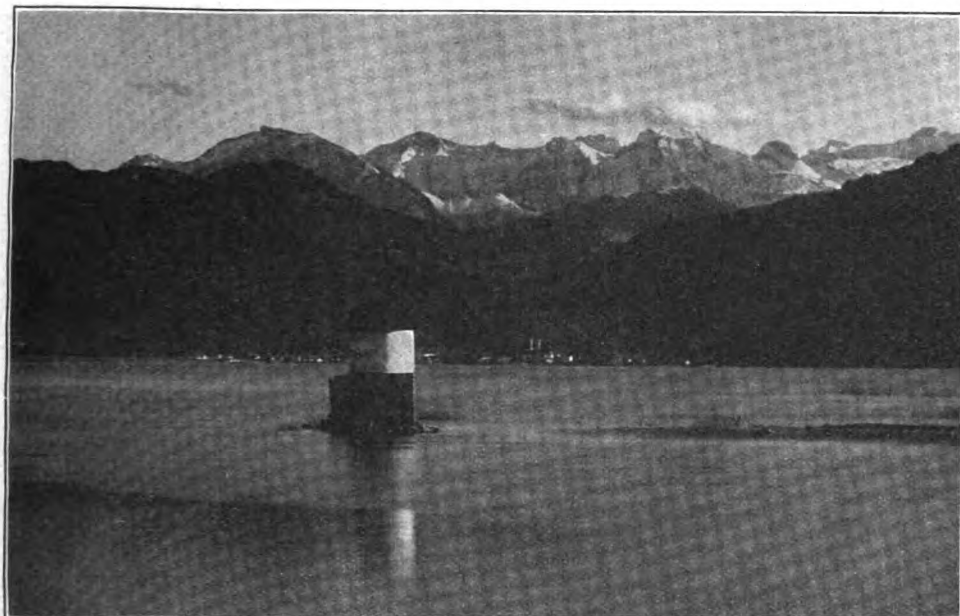
Das Kapuzinerkloster

mehrere Stockwerke sich erstreckenden Erker und mit massigen Säulen. Einen zweiten Erker besitzt ein Haus in der Herrengasse. Eine Mauerinschrift sagt dem Beschauer, daß der Erbauer des Erkers aus dem Geschlecht der Rickenmann stammt und Gerber und Beisitzer des Stadtgerichts gewesen sei. Der Erker beweist aber auch, daß Rickenmann ein vermöglicher und den Annehmlichkeiten des Lebens zugetaner Mann war. Er konnte nicht ahnen, daß einst gerade in der Herrengasse die ehemalige Geschlossenheit des Stils zugunsten der Zweckmäßigkeit geopfert werde. In den weiten Fischmarktplatz bringt der aus dem Ende der Biedermeierzeit stammende Bau des Spitals eine wohltuende Ruhe, und farbenfreudig belebt das freskengeschmückte Rathaus den Hauptplatz.

Das Schönste an den Häusern besteht darin, daß ihre Längsseiten fast ausnahmslos nach Süden gerichtet sind. So können sie möglichst viel Sonne, Südwind und Firnelicht einfangen. Merkwürdigerweise ergeben in Rapperswil die an sich wenig reizvollen Häuser ein Gesamtbild von außerordentlich malerischer Wirkung, wie bei kaum einem zweiten Schweizerstädtchen. Man muß übrigens die Gassen und Plätze im Schmuck rotleuchtender Fenstergeranien sehen oder in lauer Hochsommernacht, wenn das Mondlicht um die Türme und Giebel, die Erker, Gitter und Schilder webt und die sehnsuchtsvoll schluchzenden Brunnen den Anschein erwecken, als spende ihr Strahl statt des Wassers flüssiges Silber.

Neben der Malerei war die Goldschmiedekunst das einzige Kunstgewerbe, das den Ruhm künstlerisch begabter Rapperswiler weit über die Grenzen der Heimat hinaustrug. Als Goldschmiede brachten es die Domeisen und als Maler die Hunger und Felix Diog zu großem Ansehen. Die Goldschmiede fanden für ihre Erzeugnisse u. a. im Orte selbst reichen Absatz. So besaß die eigentümliche »Knabengesellschaft der unüberwindlichen Gewalt zur Sau« allein 69 silberne Becher. Diese Knabengesellschaft regierte größtenteils die Stadt. Ebenso übte sie das Sittengericht aus, was uns angesichts der 69 Trinkbecher etwas in Erstaunen setzt. — Im Rathaussaale werden neben Bildern von Diog und Hunger wahre Meisterwerke der Goldschmiedekunst aufbewahrt. Sehr sehenswert sind auch der vermutlich aus karolingischer Zeit stammende, in der Technik des sogenannten Grubenemails gearbeitete Abtsstab, die prächtige gotische Tür und der reich mit bildlichen Darstellungen geschmückte Ofen.

Einer der Bürger Rapperswils, die einst durch die alten Stadttore — das Wassertor, das Rietgaß- und das Halstor — ein und aus gegangen sind, hat sich im Herzen des Schweizervolkes ein bleibendes Andenken erworben: Josef Greith, der Komponist des Rütliliedes. Im Jahre 1820 befand sich der junge Greith mit seinem Freunde J. G. Krauer, dem späteren Luzerner Arzt, als Student auf der Universität Freiburg i. Br. Die beiden jungen, von tiefer Vaterlandsliebe beseelten Männer wurden ungeachtet der vielen Annehm-



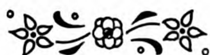
Das »Heilighüsli« (heiliges Häuschen) mit den Glärner Alpen

lichkeiten, die ihnen das Studentenleben in der schönen Dreisamstadt bot, wiederholt von der Sehnsucht nach den Gletschern, den Alpentriften und den blauen Seen der Heimat ergriffen. So entstand am 12. November 1820 das von Krauer gedichtete und von Greith komponierte anspruchslose und doch so mächtig die Gemüter ergreifende Rütlilied »Von ferne sei herzlich gegrüßet, du stilles Gelände am See«, das gewiß gesungen wird, »solange der Rhein uns noch fließet, solange die Alpen bestehn«.

Eine kurze Wanderung führt uns vom Hafen aus durch die Gegend des Bahnhofs in die Gartenstadt. Sie läßt uns so recht erkennen, wie dort, wo die Stadtmauer einst das Draußen vom Drinnen schied, die alte Zeit und die neue Zeit unerbittlich miteinander ringen. Da zieht sich die belebteste Verkehrsstraße hin, wo die Autos und die Motorräder vorüberrasen, da liegt der Bahnhof mit seinen zahlreichen Schienensträngen, kurz — da tobt Lärm der Neuzeit, der geschworenen Feindin alten Städtetraums. Mit großem Befremden schaut das aus der Zeit der alten hölzernen Seebrücke stammende »Heilighüsli« diesem nervenzerreibenden Hasten und Jagen zu. Es ist gut, daß man dieses uralte Brückenkapellchen — vor dessen Marienbild einst die Pilger auf ihrer Wallfahrt nach Einsiedeln gebetet haben — nicht in den neuzeitlichen Damm hineingebaut hat. Wer sollte sonst beim heutigen Verkehr auf dem Damm vor dem Bilde der Gottesmutter noch ein stilles Gebet verrichten können!

Auf den gleichen Ton wie das Heilighüsli und wie Alt-Rapperswil ist der weltabgewandt im Klosterfrieden ruhende Obersee gestimmt. Er hat im Gegensatz zu dem ganz von der Kultur in Beschlag genommenen eigentlichen Zürichsee seine Unberührtheit bewahrt. Schilf und Seerosen umträumen seine Ufer. Versonnen grüßen die Strand- und Fischeridylle Hurden und die herrliche Kirche von Lachen, das Wahrzeichen des Obersees, zur Grafenstadt herüber. Die Anlagen zwischen Damm und Hafen sind im Frühsommer, wenn in ihren Beeten Hunderte von roten Rosen blühen, schön wie König Laurins Rosengarten.

Wer am Strande oder von der Schloßterrasse aus die Sonne in majestätischer Strahlenpracht hinter die dunklen Waldberge versinken sieht und andächtig dem sonntäglichen Abendglockengeläute lauscht, das von allen Seiten über den violett beschatteten See herüberbringt, der wird von einem mächtigen Heimatgefühl durchdrungen; nun empfindet er in stiller Freude, worin die geheimnisvolle Anziehungskraft des Städtchens Rapperswil besteht.



Richard Wagner und das deutsche Volkslied

Von Prof. Dr. Arthur Prüfer

Das Bayreuther Festspiel ist, nach einem zehnjährigen unfreiwilligen Dornröschenschlafe, im Sommer des vergangenen Jahres wieder zum Leben erwacht und hat der Welt von neuem sein »Geheimnis offenbar gemacht«. Auf dem lieblichen Hügel bei Bayreuth, dessen Festspielhaus ohne Logenränge und soziale Absonderungen die Empfindung der Gemeinsamkeit fördert, fühlten alle, denen dieses Erlebnis vergönnt war, sich gleichsam als Mitgenossen des auf der Festwiese versammelten Nürnberger Volkes, deren lebensprühende Gestaltung durch Richard Wagners edlen Sohn Siegfried allein schon den Besuch der Festspiele verlohnte.

Wenn dort gegen den Schluß der Festwiesenszene Meister und Volk unwillkürlich in die »selige Morgentraumdeutweise« des Preisliedes Walther Stolzings einstimmen:

So hold und traut, wie fern es schwebt,
Doch ist's, als ob man's miterlebt,

erleben wir da nicht selbst in diesem begeisterten Mitsingen des Nürnberger Volkes eine ideale Darstellung von der Entstehung des Volksliedes, wie sie überzeugender und eindringlicher nicht gedacht werden kann? Freilich, nicht von Gassenhauern und Operettenschlagern, die sich leider heute die Welt erobert haben, sondern vom echten Volksliede, dem ein gesunder, edler, aus dem Ursprünglichen und Wesenhaften in Dichtung und Musik erwachsener Kern eignet. Daß aber in Wort und Weise des deutschen Volksliedes die tondramatische Kunst Wagners überhaupt verankert ist, mag zur Vertiefung der Erkenntnis vom Wesen seines unerschöpflichen Genius in einigen Zügen dargetan werden.

»O mein herrliches deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, wäre es nur, weil auf deinem Boden der Freischütz entstand! Wie muß ich das deutsche Volk lieben, das den Freischütz liebt, das noch heute an die Wunder der naivsten Sage glaubt, das noch heute, im Mannesalter, die süßen, geheimnisvollen Schauer empfindet, die in seiner Jugend ihm das Herz durchbebten! Ach, du liebenswürdige deutsche Träumerei! Du Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von den Sternen, vom Monde, von der Dorfturmglocke, wenn sie sieben schlägt! Wie ist der glücklich, der euch versteht, der mit euch glauben, lieben, träumen und schwärmen kann! Wie ist mir wohl, daß ich ein Deutscher bin!« — Als der 28jährige Wagner 1841 in der Pariser Fremde mit diesem Ergusse seine Novelle »Le Freyschutz« einleitete, offenbarte der Heimatsehnsüchtige damit ein liebevolles, inniges Verständnis für die Reinheit und den Reichtum der deutschen Volksseele, das durch sein ganzes Leben, Wirken und Schaffen hindurchklingt. Unter dem hinreißenden Zauberbann seines Bewußtseins vom wahren deutschen Freischützen, der von der großen Oper der Franzosen so seltsam mißhandelt worden war, gestaltete er nun selbst die Sage vom Fliegenden Holländer, die sich während der stürmischen Seefahrt von Riga nach Frankreich seiner künstlerischen Phantasie tief eingeprägt hatte, tondramatisch aus in gleich volkstümlicher Art, wie im Freischütz sein geliebter Meister Weber verfahren war. Umweben uns dort die Wunder und das Grausen des nächtlichen Waldes, so erfüllt hier die gewaltige Meeresstimmung unsre Seele; dort der wilde Jäger, hier der fluchbeladene, bleiche Seemann, der ewige Jude des Meeres. Die rauhe norwegische Küste, die Bucht Sandwike Dalands und die trauliche Spinnstube seiner Tochter Senta sind nicht weniger Geburtsstätten echter Volkslieder als der böhmische Wald und das Försterhaus, wo die Freundinnen der bräutlichen Agathe den Jungfernkranz winden. Schon in der dramatisch hinreißenden Schilderung jener denkwürdigen Meerfahrt in Wagners Selbstbiographie »Lebenserinnerungen« erzählt uns der Dichtermusiker, wie »ein unsägliches Wohlgefühl ihn erfaßt habe, als das Echo der ungeheuren Granitwände der Mannschaft den kurzen Rhythmus des Schiffsrufes »Hojohe, hallojo!« zurückgab, unter dem diese den Anker warf und die Segel aufhißte: »In mir haftete er wie eine kräftig tröstende Vorbedeutung und gestaltete sich bald zu dem Thema des Matrosenliedes in meinem Fliegenden Holländer, dessen Idee ich damals schon mit mir herumtrug, und die nun unter den soeben gewonnenen Eindrücken eine bestimmte poetisch-musikalische Farbe gewann.« Mutet uns das gemütvolle Lied des Steuermanns:

Mit Gewitter und Sturm aus fernem Meer —
Mein Mädel, bin dir nah

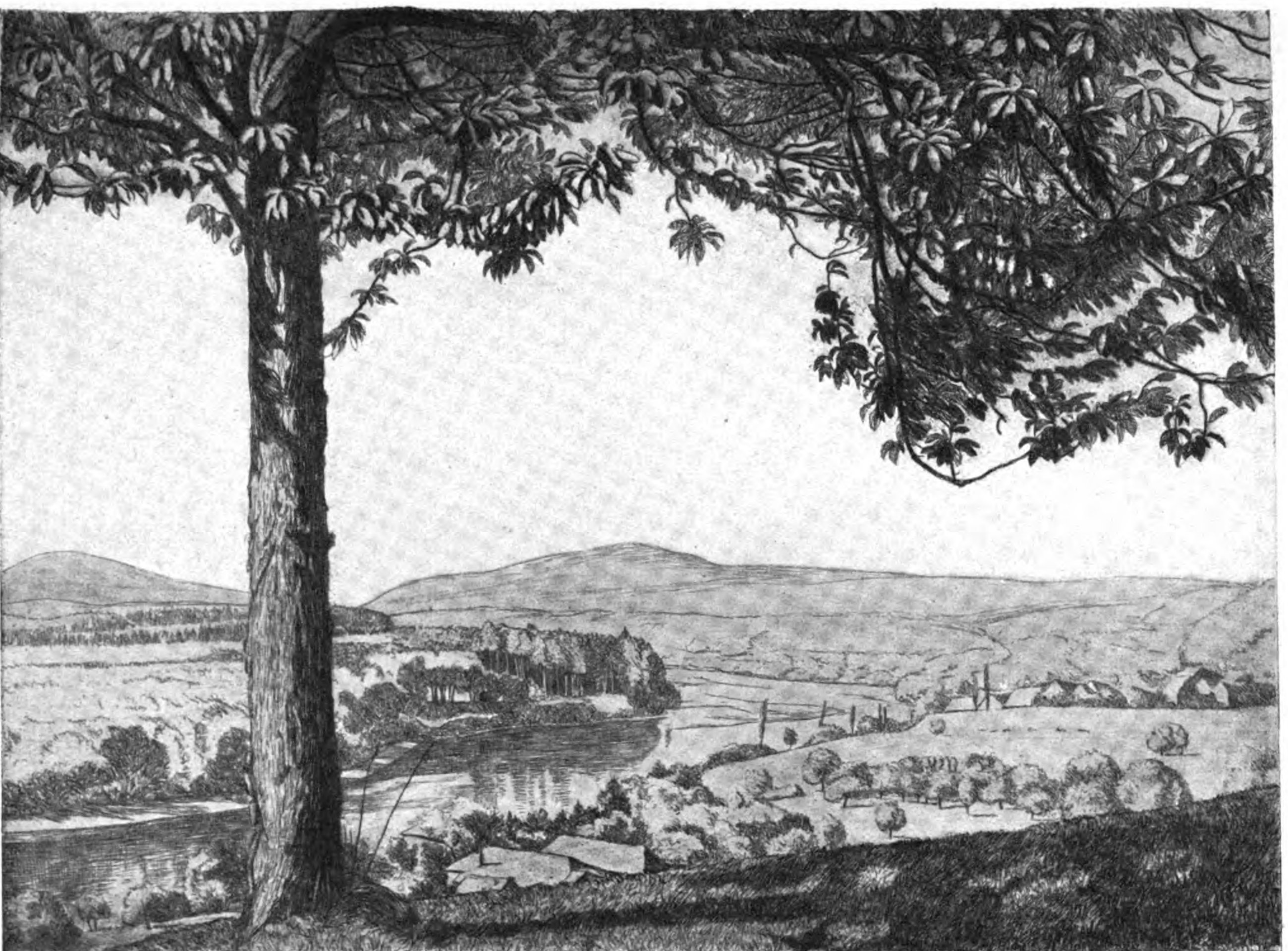
nicht wie eine echte Volksweise an? In Rhythmus, Vers, Gedankengang und Melodie, vor allem in dem eigenartig jähen und häufigen Wechsel zwischen sorglos frischer Heiterkeit und einer leichten Schwermut erweist sich uns die höchst charakteristische Art dieses Volksgesanges, den darum auch Max Friedländer ebenso wie den Matrosenchor:

Steuermann, laß die Wacht!

mit Recht in sein Volksliederbuch für Männerchor aufgenommen hat. Vor allem aber erfahren wir aus der Szene der Spinnstube, daß der Fliegende Holländer das erste Volksgedicht war, das Richard Wagner tief in die Seele gedrungen ist, wie er uns in seiner »Mitteilung an seine Freunde« ergreifend bekennt:

Johohe! Johohe! Hojoho!
Traft ihr das Schiff im Meere an,
Blutrot die Segel, schwarz der Mast!

Diese Ballade, die Senta im Großvaterstuhl singt: der thematische Kern der ganzen Musik und



Arthur Riedel: Rheinlandschaft bei Säkkingen

damit auch »das verdichtete Bild des Dramas«: das von Sturm und Blitz umwetterte Holländerschiff, dem aus nächtigem Dunkel über zerrissenem Gewölk der Stern der Erlösung durch die treue, opferbereite Liebe eines Weibes entgegenblinkt. Auch hier in Rhythmus und Ton dieselbe hinreißende Aufeinanderfolge der Geschehnisse, die in den drei Strophen das ganze furchtbare Geschick des bleichen Seemannes offenbaren. Alles wie im Volksliede, das vom Schicksal eines Ritters oder eines Mädchens in wenigen Strichen von der Wiege bis zum Grabe erzählt. Nicht minder volksliedhaft der dieser ergreifenden Szene vorausgehende heitere Chor der um den Kamin herumsitzenden und spinnenden Mädchen und die unheimlichen Spukgesänge der Holländermatrosen:

Nach dem Lande treibt der Sturm —
Huissa!

Die Mädchen, die dem Gesang der ersten Strophe teilnahmsvoll zugehört, sind durch die zweite ergriffen, singen den Schlußreim: »Betet zum Himmel, daß bald ein Weib Treue ihm halt'!« leise mit und am Ende der dritten Strophe nach einer Pause leise weiter:

Ach, wo weilt sie, die dir Gottes Engel einst könne zeigen?
Wo triffst du sie, die bis in den Tod dein bliebe treueigen?

Im »Zweiten Gesicht« von Hermann Löns lesen wir: »Sie konnte eben noch lustig lachen, aber dann begannen ihre Augen zu schwimmen, und wenn sie sprach, hörte er nicht ein hübsches Landmädchen reden, sondern sein Volk sprach zu ihm... Ihm gegenüber saß dann Annemieken, spann und sang mit nur halb entfalteter Stimme ein altes Lied. ‚So kann man tausend Jahre sitzen,' sagte er, den Funken zusehend, die um den Dreifuß sprangen. ‚Ja, Feuer ist Gesellschaft,' antwortete das Mädchen und ließ das Rad weiterschnurren. Er sah sie groß an; dieses eine Wort, das einzig mögliche, um die Bedeutung des offenen Feuers für das Seelenleben eines ganzes Volkes wiederzugeben, eröffnete ihm einen Ausblick auf die Entstehung der gesamten Volksdichtung.«

Klingt nicht hier ein Ton an, urverwandt der ahnungsvollen Stimmung, die uns die Sentaballade in der norwegischen Spinnstube erweckt?

Im Tannhäuser tritt uns eine noch deutlichere Ausgestaltung des Sagenstoffes entgegen, da eine seiner Hauptgrundlagen einer unsrer tiefsinnigsten Volksgesänge des 16. Jahrhunderts selbst bildet, worin der alte Zwiespalt irdischer und himmlischer Triebe in der Menschenbrust zu ergreifendem Ausdruck kommt:

Nun will ich aber heben an
Von dem Danhauser singen,
Und was er wunders hat getan
Mit Venus, der edlen Minne.

Der Neudichter hat frei und selbständig weitverstreute Bausteine zu einem organisch wohlgegliederten Sagengebilde zusammengefügt, sie aber aus einer einheitlichen Idee heraus, wovon seine Vorlagen nicht das geringste wissen, entwickelt: die den Sündigen erlösende Gestalt der jungfräulichen Elisabeth. Der »Deutschen Mythologie« Jakob Grimms, seines verehrten Führers in das Zauberland der mittelalterlichen Poesie, der auch das reiche musikdramatische Schaffen Siegfried Wagners herrlich befruchtet hat, verdankt Richard Wagner die Verschmelzung der Gestalt der Frau Venus mit der der altgermanisch-thüringischen Frühlingsgöttin Holda.

Wie schön blüht uns der Maie

singt uns ein altes Volkslied, und so tönt auch der liebliche Maiengruß des jungen Hirten im Wartburgtal des ersten Tannhäuser-Aktes uns wiederum echt volksliedhaft entgegen:

Frau Holda kam aus dem Berg hervor,
Zu ziehen durch Fluren und Auen.
Gar süßen Klang vernahm da mein Ohr,
Mein Auge begehrte zu schauen.
Da träumt' ich manch holden Traum,
Und als mein Aug' erschlossen kaum,
Da strahlte warm die Sonnen,
Der Mai, der Mai war kommen!
Nun spiel' ich lustig die Schalmei:
Der Mai ist da, der liebe Mai!

Wie der Dichter das singende Volk selbst belauscht, erzählt er uns anschaulich genug in seinen »Lebenserinnerungen«, als er auf einer Fußwanderung durch das böhmische Gebirge auf den so romantisch gelegenen Schreckenstein bei Aussig begriffen war: »Bei Ersteigung der Wostrai, der höchsten Bergspitze der Umgebung, überraschte mich beim Umbiegen um eine Talecke die lustige Tanzweise, welche ein Hirte, auf einer Anhöhe gelagert, pfiff. Ich befand mich sogleich im Chor der Pilger, welche an dem Hirten vorbei durch das Tal ziehen, vermochte es aber in keiner Art, später die Weise des Hirten mir zurückzurufen, weshalb ich mir dafür auf die bekannte Art selbst zu helfen hatte.« — Zwischen die Schalmeientöne des Hirtenliedes die ernsten Klänge des Pilgerchors! Keine andre Melodie des Tannhäusers hat, wenn auch seine harmonische Ausführung schon mehr nach der Vertiefung durch bewußte Kunst hinweist, solche Volkstümlichkeit erlangt. Sie wird höchstens noch durch die von Wolframs Lied an den »Holden Abendstern« übertroffen. Ihr sentimentaler Anklang ist wiederum dem Volksgemüt, das im Anblick der Natur sich leicht der Träumerei hingibt, feinsinnig abgelauscht.

Der farbenreiche, kultur- und rechtsgeschichtliche Hintergrund des Lohengrin bot so gut wie gar keine Gelegenheit, dem Stile der Dichtung volksliedmäßige Züge einzuweben, so wenig, wie in dem späteren Gralsdrama, dem Parsifal, wie tief auch Elsa als »der Geist des Volkes selbst« von ihrem Dichter erfaßt ist, und wie innig ihre gläubige Seele in dem Gebet:

Einsam in trüben Tagen
Hab' ich zu Gott gefleht

und in ihrem nächtlichen Bekenntnis:

Euch Lüften, die mein Klagen

auch ausströmt. Aber im 15. Kapitel »Helden« der deutschen Mythologie Jakob Grimms fand Wagner die Belehrung über die schönen Stammsagen zu seinem »Tannhäuser« und seinem »Lohengrin«, wie später auch für den rein menschlichen Ursprung seines Siegfrieds, und in den »Deutschen Sagen« der Brüder Grimm die mittelalterlichen Gedichte vom Wartburgkrieg und hernach vom Lohengrin so einfach und schlicht erzählt, wie Volkssagen selbst, und so entstanden, ihm bewußt oder unbewußt, die Dichtungen dieser beiden »romantischen Opern« als Naturmythen, wie sie sich ihm aus der Sage gestalteten, ihm, in dem nach Chamberlains bedeutungsvollem Ausspruche der größte Mythenschöpfer seit Homer dem deutschen Volke erstanden ist. Was Wagner beim Lohengrin, wie auch später beim Tristan, unter Mythos versteht, ist der einfachste und rein menschliche Gehalt einer bunten Fabel, die auf ihre wesentlichen Züge zurückgeführt wird, aber auf dem naturmythischen Hintergrunde des ewigen Kampfes des Lichts mit der Nacht und des Sieges des Lichts über die Finsternis, des Guten über das Böse.

Die gleichen Naturmythen hat der Dichter in ungeheurer Großartigkeit dargestellt in dem Hauptwerke seines Lebens, dem Ring des Nibelungen. Hans von Wolzogen hat auf die Verwandtschaft der Volkssprache mit der des Genius, auf die Urverwandtschaft des Volksmärchens mit der Sprache des Ringdramas hingewiesen. Aber der Ringdichter bietet uns auch ein Beispiel unmittelbarer Entlehnung einer Grimmschen Wortbildung, des altdeutschen heila-wac zu seinem »Weia-waga«, der Jauchzerbildung, mit der die Rheintochter Woglinde zu Beginn des Rheingoldes »in wurzelhaft-syllabischer Melodik die Flut begrüßt«:

wei=a, wag=a! wo=ge, du Wel=le,
wal=le zur Wie=ge, wa=ga=la, wei=a,
wal=la la, wei a=la, wei=a!

Nach Art des Eiapopeia unsrer »Kinderstubenlieder« hat der Worttondichter diese Versmelodie gebildet, und in der Tat kehrt das Eiaweia der Kindersprache mannigfach verändert auch in Volksliedern wieder, z. B.:

Dirndl, was fangst du jetzt an,
Hast ein klein' Kind und keinen Mann?
Ei, was frag' ich darnach,
Sing' ich die ganze Nacht:
Heie badeie, mein Bub, juchhe!
Es gibt mir kein Mensch was dazu.
(Zeitschrift für Mythologie III, S. 99.)

Und klingt nicht auch in dem zartsinnigen, rein orchestralen Siegfried-Idyll, worin der glückliche Vater das Stilleben von Triebschen am Vierwaldstätter See, der jungen Mutter seines langersehnten Leibeserben Siegfried dankbar huldigend, zum seligen Ertönen bringt, das altvertraute Wiegenlied vom schwarzen und weißen Schafe:

Schlaf, Kindchen, schlaf!

wundersam mit den Nibelungen-Erinnerungsweisen verwoben, hinein?

An volksliedmäßigen Zügen besonders reich ist auch Wagners Liebestragödie von Tristan und Isolde, die die uralte, von je in der Dichtung des Volkes sich wiederholende Begebenheit von der Begegnung zweier Liebenden musikdramatisch ausgestaltet: ein Zeichen (die Fackel) verkündet dem Geliebten, daß er ihr nahen darf. Unter dem Schutze des Wächters auf der Zinne des Turmes vergeht die Nacht in Liebesgesprächen, nur unterbrochen von den leise mahnenden Tönen des Wächterliedes (Brangäne). Im Morgengrauen werden die Liebenden durch Verrat überrascht. Dieser zweite Akt des Dramas ist ein großartiges Beispiel von Vereinigung volkstümlicher Einfachheit im ganzen und künstlerischer Vielgestaltigkeit im einzelnen: also der Grundgedanke des ganzen »das Sehnen hin zur heiligen Nacht« in der Form des mittelalterlichen Wächterliedes. Und diese volkstümliche Riesenneuschöpfung umrahmt von volksmäßigen Gebilden in kleineren Formen des Anfangs- und Schlußaktes. Den ersteren eröffnet die Stimme des jungen Seemannes von der Höhe des Schiffsmastes:

Westwärts schweift der Blick,
Ostwärts streicht das Schiff;

und wiederum, wie im Steuermannsliede des »Fliegenden Holländers«, nur noch ausgeprägter, der jähe Wechsel zwischen Klage und Übermut:

Sind's deiner Seufzer Wehen,
Die mir die Segel blähen?
Wehe! Wehe du Wind!
Weh, ach wehe, mein Kind!

Hier schon, wie dann im dritten Akt noch ausgedehnter, erklingt die Klage, »so innig ureigen allem Tönen«, wie der Tristandichter in seiner tiefsinnigen Beethoven-Festschrift sagt, und unmittelbar danach das übermütige Jauchzen: »Irische Maid, du wilde, minnige Maid!« Daneben Kurwenals urwüchsiger Spottgesang »Herr Morold zog zu Meere her« mit dem keck und scharf rhythmischen, vom Schiffsvolk wiederholten Kehrreim:

Sein Haupt doch hängt im Irenland,
Als Zins gezahlt von Engeland.
Heil, unser Held Tristan!
Wie der Zins zahlen kann!

Im dritten Akt haben wir wiederum für die Entstehung der traurigen Weise des Hirten ein Zeugnis von der das Volksgemüt belauschenden Kunst des Tondramatikers in seinen Lebenserinnerungen und Briefen aus Venedig, der Geburtsstätte jenes zweiten Aktes, der das »Wunderreich der Nacht« zum Ertönen bringt: jener von tief her anschwellende Klagelaut des Gondelschiffers, der mir »vielleicht die schon hier entworfene langgedehnte Klageweise jenes Hirtenhorns von Kareol unmittelbar eingegeben«. Diese Klage ertönt noch nicht »rein und friedensehnsüchtig, als Klage der Natur, furchtlos, hoffnungsvoll, allbeschwichtigend, welterlösend, wie die in ihr geeinigte Seele der Menschheit, durch diese Klage sich ihres hohen Amtes der Erlösung der ganzen mitleidenden Natur bewußt werdend, dem Abgrund der Erscheinungen entschwebt«. Es ist noch nicht die liebliche Melodie der Blumenaue und des Karfreitagszaubers, im dritten Akte des Bühnenweihfestspiels Parsifal, mit der Kundry, »die entsündigte Natur«, zum »erlösten Menschen« aufblickt. Vielmehr ist diese Tristan-Klage, ein »Volkslied ohne Worte«, das tönende Abbild der Welt des Leidens, der unendlichen Sehnsucht und eingetaucht in die unsagbare Schwermut der Meeresstimmung und der verfallenden Burgherrlichkeit:

Öd' und leer das Meer.

In der Frage des Hirten an den treuen Kurwenal:

Nun sag' auch ehrlich,
Alter Freund,
Was hat's mit unserm Herrn? —

wie merkwürdig scharf ist hier wieder der Ton des Volkes abgelauscht, mit dem es unter sich verkehrt: die eigentümliche Zutraulichkeit und die warme Teilnahme, verschmolzen zugleich mit einer leisen Ahnung des tragischen Verhängnisses!

In jener »alten, ernsten Weise und ihrer Klage Klang« mit ihren rhythmisch-harmonischen Veränderungen bewundern wir die »tiefe Kunst des tönenden Schweigens« nicht minder als in der melodischen Behandlung des lustigen Hirtenreigens bei Isoldens Schiffahrt, wozu (wie auch zu dem jubelnden Horn-Fugato am Schlusse des »Siegfried«) »das drollige Geblase« eines Schweizer Alphornisten auf dem Rigi angeregt hat.

Endlich vom Tristan zu den Meistersingern von Nürnberg! Wie ist doch auch dieses »Fest- und Erbauungsspiel des deutschen Volkes« in allen seinen Fasern mit dem Geiste und Boden seiner Heimat auf das beglückendste und innigste verflochten! Hat doch sein Dichter den Nürnberger Meister Hans Sachs als »die letzte Erscheinung des künstlerisch produktiven Volksgeistes« selbst von neuem zum dramatisch und reinmenschlich ergreifenden Leben erweckt. Man denke zunächst an den entzückenden Lehrbubenchor »Das Blumenkränzlein von Seiden sein«, an das treuherzige Johannisfestsprüchlein, das der Lehrbube David seinem geliebten Meister Sachs am Morgen seines Namenstages darbringt, an das Nachtwächterlied und das Schelmenlied der den David hänselnden Lehrbuben.

Endlich der reizvolle Schluß von Sachsens Selbstgespräch unterm Fliederbaum:

Dem Vogel, der heut sang,
Dem war der Schnabel hold gewachsen,
Macht' er auch den Meistern bang,
Gar wohl gefiel er doch Hans Sachsen.

In seinem köstlichen Schusterliede tritt diese Volkstümlichkeit nach der derb-gemütvollen Seite in kräftigem Holzschnittstil des Zeitalters zutage: ganz in der Art wie der geschichtliche Hans Sachs Gottvater in seinem Fastnachtsspiel »Die ungleichen Kinder Evä« handeln und reden läßt, hat Gott der Herr hier seinem Engel befohlen, für das aus dem Paradies verstoßene Menschenpaar Adam und Eva Schuhe zu machen, damit sie sich an keinen Stein stoßen und »fortan recht wandeln« können. Ein Zunftlied nach der im 16. Jahrhundert sehr beliebten Form, wie wir dergleichen später auf der Festwiese des dritten Aktes noch drei, eins der Schuster, eins der Bäcker und eins der Schneider, hören, im Inhalte aber von Wagner durchaus selbständig gedichtet. Ein Engel ist der Zunftgenosse des Sachs und tröstet ihn ganz so, wie wir uns das Engelein in Albrecht Dürers, seines großen Zeitgenossen, Bilde der »Melancholie« vorstellen können. Schon im »Holländer« und »Tannhäuser« schwebten Engel segnend über den reuigen Sünder-Helden und führten sie als liebende Erlöserinnen zum Tode. In den »Meistersingern« aber stärkt den Hans Sachs sein guter Engel fürs Leben und gibt ihm erhabene Gedanken ein:

Wacht auf, es nahet gen den Tag,
Ich hört' singen im grünen Hag
Eine wonnigliche Nachtigall.

Wie machtvoll feierlich ertönt dieser brausende Volkschor zum Preise Martin Luthers und der Reformation am St. Johannistage auf der Nürnberger Festwiese mit den ersten acht Zeilen, die Wagner von des geschichtlichen Meistersängers Hans Sachs eignem Preisgesange auf die »Wittenbergische Nachtigall« anstimmen läßt! Dieser geistige Weckruf, durch den Hans Sachs im Hinblick auf die neue große Zeit die Form des mittelalterlichen Wächterliedes erweiterte, ist nicht allein ein hellfreudiges Gegenstück zum leidvollen Tristanmahngesange Brangänens, sondern, wie schon der Kirchenchoral zu Anfang des ersten Aktes: »Als zu dir der Heiland kam ...« ein herrliches Zeugnis für die kunstvolle Wiedergeburt des geistlichen Volksliedes des 16. Jahrhunderts, wozu auch Joh. Sebastian Bach seinen Segen gegeben hat.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild (der Bettler und der Aussätzige) aus Ernst Barlachs »Sündflut« (Staatstheater, Berlin)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Ernst Barlach: Die Sündflut — Victor Hahn: Cesar Borgia — Carl Sternheim: Oskar Wilde — Wilhelm Stücklen: Sie selber nennt sich Helsinge — Frank Wedekinds »Franziska« als Gastspiel des Wiener Deutschen Theaters — René Fauchois: Der sprechende Affe — Das modernste Theater Deutschlands

In der »Sündflut« (Buchausgabe bei Paul Cassirer in Berlin), dem fünften seiner dramatischen Werke, hat Ernst Barlach, als Dichter ebenso eigenwillig wie als Plastiker, zum ersten Male einen altüberlieferten, von der Bibel vorgeformten Stoff ergriffen: die große Flut, das furchtbare Strafgericht und Zerstörungswerk, das Gott an den Menschen, mit Ausnahme des einen Frommen, vollzog, als das Maß ihrer Sünden überfloß, als sie unwert geworden waren seiner Schöpfergnade, als es ihn reute, daß er sie geschaffen hatte. Aber diese biblische Überlieferung, so ehrwürdig er vor sie hintritt, ist für Barlach doch nicht mehr als das Netzwerk, in das der Zeichner seine selbstschöpferischen Gesichte wirft, um die Linien zu tilgen, wenn sie ihm nicht mehr taugen. Er gibt dem Noah, der seinem Gott, geschehe was da wolle, in Demut, Dankbarkeit und Gehorsam ergeben ist, zu seinen drei Söhnen nicht nur eine Frau, die Ahire, die auf der Leiter der Frömmigkeit ein paar Stufen unter ihm stehengeblieben ist, er bedrängt Noahs Friedfertigkeit auch durch drei habgierige, hinterlistige Nachbarn, die vor dessen kindlicher Vertrauensseligkeit nur den Mut nicht finden, ihren Mordplan auszuführen, und er gibt dem gottseligen Patriarchen in Calan, einem reichen und mächtigen Beduinen, einen geistigen Gegenspieler, der sich in seinem trotzigen, selbstgenügsamen und böswilligen Ichgefühl gegen Gott auflehnt, ihn leugnet, verneint und auszulöschen trachtet. Aber damit nicht genug. Barlach führt aus einer fremden Zone, die heiterer und glücklicher ist als die Welt Noahs und Calans, das Naturgeschöpf der jungen lieblichen Awah ein, die von einer süßdumpfen Sehnsucht nach Gott erfüllt ist, aber meint, ihn nicht anders als durch zärtliches Betasten und wohliges Schmecken erkennen zu können, und gibt ihr als heidnischen Gegenpol die plumpe, träge, noch halb tierische Zebid; er jagt als Bild menschlichen Jammers, aber auch menschlicher Verbitterung und Bosheit einen buckligen Aussätzigen durch die fünf Bilder, der Gott nicht nur verflucht, nein, auch windelweich prügelt; er schlägt in düster drohenden Akkorden in dem jungen unschuldigen Hirten, dem Calans Grausam-

keitswahn beide Hände abhacken läßt, das heidnische Opfer- oder neutestamentliche Kreuzesmotiv an; er läßt Gott selbst, erst als vornehmen Reisenden, dann als bresthaften Bettler auf Krücken, erscheinen, zwei geflügelte Engel ihm zur Seite, die »ihn finden an jedem Ort, ihn erkennen in jeder Gestalt«.

Wer aber meint, daß sich mit diesem für vorsintflutliche Zeiten bemerkenswerten Aufgebot von Personen und Erscheinungen eine bunte und bewegte Handlung in Trieb setzen müsse, geht fehl und verkennt Barlachs auf dumpfe Einfalt und elementare Ursprünglichkeit gestelltes Wesen. Alles, was sich hier begibt, was hier in freundlichen und feindlichen Begegnungen, in sanften und erregten Gesprächen, in frommen und gottlosen Handlungen, unter Verzückungen, Qualen und Martern ausgefochten wird, bevor die große Flut kommt, gilt dem einen großen, von Ewigkeit zu Ewigkeit dauernden Thema, das bei Barlach überall hervorleuchtet, das ihm allein des Werkens und Wirkens würdig erscheint: dem Kampf Gottes um die Welt, dem Kampf der Welt um Gott. So vermessen es klingt, man braucht sich in dieser urtümlichen Welt vor dem großen Worte nicht zu scheuen: was Barlach geben, wovon er — bescheidener ausgedrückt — ein Zipfelchen wenigstens erfassen und festhalten möchte, ist: die Tragödie Gottes auf Erden. Die von keiner Religion zum Schweigen zu bringende Frage: Wie kam das Böse in die Schöpfung des Allgütigen, und wie kann der Allmächtige, dem es doch ein Leichtes sein müßte, es zu tilgen, es zulassen und dulden? — sie wird zur Achse der inneren Handlung, zum Kernproblem des seelischen und gedanklichen Ringens. Gewiß, zur Lösung führt auch Barlach sie nicht; aber er sagt manches gewichtige und fruchtbare Wort, wenn nicht zu ihrer Erhellung, so doch zu ihrer Vertiefung und Verinnerlichung. Das Wesentlichste dafür kommt nicht aus Noahs frommem Mund und Herzen, sondern von Calan, der, Gottes Feind und Verächter, sich so sehr Herr fühlt, daß er glaubt Gott, den armseligen »Almosenbeißer«, in einen Sack sperren zu können, der den »andern Gott« sieht, den Noah unbegreiflichen, der nur ein winziges Pünktchen ist in der großen, unendlichen Welt, den Gott, der schafft, aber auch vom Geschaffenen neugeschaffen wird. Glaube keiner, daß Gott Menschen wie Calan entbehren kann! Er vertilgt sie wohl, aber er wächst an ihnen, gerade an ihnen, und wandelt sich weiter mit ihnen zu Neuem. »Wie schön ist es«, bekennt dieser »gottlose« Calan, da er arm, klein und elend geworden, da die Flut den Verstümmelten schon zu verschlingen droht, »wie schön ist es, daß auch ich keine Gestalt mehr bin, nur noch Glut und Abgrund in Gott! Schon sinke ich ihm zu. Er ist



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Rudolf Forster als Oskar Wilde in Carl Sternheims Drama (Deutsches Theater, Berlin)

ich geworden und ich Er — Er mit meiner Niedrigkeit, ich mit seiner Herrlichkeit ein einziges Eins.« Es wäre zu billig, das, wofür Calan streitet und fällt, »Pantheismus« oder Freigeisterei zu nennen; denn gerade in der Überwindung solcher abstrakt-theoretischen Unterscheidungen durch die Urtümlichkeit der Gefühle und Triebe hat Barlachs Dichtung ihre Eigenart und ihren Wert.

Vieles bleibt dunkel auch noch in diesem geklärtesten der Barlachschen Dramen. Das Ganze ist so wenig »gemacht«, daß manches als nicht gekonnt erscheinen muß. Dennoch ist die Inbrunst der Dichtung, namentlich in ihrem ersten Teil, so unwiderstehlich, allein durch ihren Lebensatem, daß man begreift, wie ernste, der Nichtigkeit unsers dramatischen Durchschnitts müde Bühnenleiter sich trotz allen Schwierigkeiten und Fehlschlägen immer wieder zu diesem Antidramatiker hingezogen fühlen. Denn ein Verneiner der Bühne ist und bleibt dieser Ernst Barlach; doppelt erstaunlich deshalb das Wunder, daß der Berg immer wieder zum Propheten kommt. Wohl begeht das Theater damit ein Stück Selbstverleugnung, wie es in schwachen und schwankenden Zeiten wohl vorkommt; aber das Entscheidende für diese immer wieder erneute Werbung um einen so Spröden, den Gesetzen der Bühne völlig Ungehorsamen ist doch die bittere Not, die Erkenntnis, daß dem, was unserm Theater geläufig, nichts so sehr fehlt, nichts so dringend not tut wie das, was dieser Außenseiter und Eigenbrötler hat und gibt: Ernst und Tiefe des seelischen Erlebens, Ursprünglichkeit des Gefühls, Größe und Würde der Anschauung. Barlach mag einen Stoff wählen, welchen er will; er mag ihn tragisch, komisch, grotesk oder burlesk nehmen: immer entsteht etwas Religiöses und Mythologisches.

Barlachs »Sündflut« ist schwer zu spielen, schon weil sie so traditionslos dasteht, weil sie Gestalten auf die Bühne bringt, die dort weder Eltern noch Geschwister haben, weil sie eine Sprache spricht, so aus der Erde gewuchtet, daß ihr mit keiner Kunst der Rede beizukommen ist. Darum ist es kein Vorwurf, wenn gesagt werden muß, daß in der Aufführung des Berliner Staatstheaters die Darsteller Noahs und Calans an ihre Aufgaben nicht heranreichten. Wir müssen zufrieden sein, daß wenigstens die Bühnenbilder von Rochus Giese und die Spielleitung Jürgen Fehlings der visionären Welt Barlachs taugten.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus dem Schauspiel »Sie selber nennt sich Helsinge« von **Wilhelm Stücklen**
(Kammerspiele des Deutschen Theaters, Berlin)



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus der Komödie »Der sprechende Affe« (Die Komödie, Berlin)

Wenige Tage darauf gab es im Lessingtheater den »Cesar Borgia« von Victor Hahn (Buchausgabe bei J. G. Cotta in Stuttgart), eine Jambentragödie aus der Renaissance oder vielmehr, wie der Verfasser will, »die Tragödie der Renaissance«. Das Stück ist wohl zwei Jahrzehnte alt; schon vor mehr als fünfzehn Jahren wurde es unter Alfred Berger im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg aufgeführt. Kommt man von Barlach zu ihm, so ist der erste kontraststarke Eindruck der einer schul- und bühnengerechten Fertigkeit, die keineswegs mißachtet werden soll. Die fünf Akte sind geschickt aufgebaut, die Personen markant charakterisiert, die historischen Quellen schier bis auf den letzten Tropfen ausgepumpt, und an dramatischer Handlung und theatralischer Spannung ist kein Mangel, zumal wenn man darunter Mord und Totschlag, Gift und Blut versteht. Auch spürt man überall das redliche Bemühen, klassischen Vorbildern, vor allem Schiller, nachzueifern und selbst ihrer Sprache ein getreues Echo zu schaffen. Und doch — wie epigonenhaft, wie abgezogen, wie entgast und verdampft kommt uns dies alles vor, wenn wir noch den Ton aus der »Sündflut« im Ohr haben, und das Auge sich von dort etwas von der Größe Barlachscher Schaukraft bewahrt hat. Auch gewahren wir nun erst, wie es diesem Dichter trotz der Zerstreutheit seiner Bilder, der Entwicklungslosigkeit seiner »Handlung« und der Dunkelheit seiner Sprache gegeben ist, eine umfassende Vision alttestamentlicher Patriarchenzeit vor uns hinzuzaubern, während sich Hahns »Cesar Borgia« damit begnügen muß, statt des Kolossalgemäldes der gesamten Renaissance ein leiblich getreues Einzelporträt eines ihrer verruchtesten, aber sie keineswegs erschöpfenden Repräsentanten zustande zu bringen.

Mehr als dem Dramatisierer der Lebensgeschichte des Borgia ist auch Carl Sternheim in seinem »Oskar Wilde« nicht gelungen. Auch er hat in den vier Akten, an die das Deutsche Theater in seiner vom Dichter selbst geleiteten Aufführung außerordentlich viel Fleiß und theatralisches Geschick gesetzt hat, nicht die Tragödie und nicht das Drama des Dichters und Menschen Wilde, sondern nur die bürgerliche Katastrophe gegeben, durch die der Gefeierte im Jahre 1895 von seiner glänzenden Höhe ins Bodenlose gestürzt wurde. Der ganze erste Teil verfährt mit einer schier chronikartigen Wirklichkeitstreue, die fast einem Verzicht auf alle dichterische Phantasie und künstlerische Gestaltungsfreiheit gleichkommt. Jedenfalls bleiben wir in diesem ersten Teil kühl und kalt, wie freilich meistens bei Sternheim, wenn er Sensationen nachjagt. Erst in dem Augenblick, wo sich der verwöhnte Lebens- und Genußkünstler, der verzärtelte Schönheitsschwärmer und Seelenstutzer im Gefühl seines verkannten inneren Wertes gegen seine dünkel- oder pharisäerhaften Richter aufreckt, ergreift uns ein Gefühl vom Schicksalhaften dieses hohen, wenn auch eitlen Hinaufstrebens und tiefen Falls. Das Beste, Feinste und Inner-

lichste bringt der letzte, in Paris spielende Akt, aber gerade hier fragt es sich am meisten, ob der nicht wider Sternheims Willen und Wesen mehr von der Wirklichkeit als von ihm gedichtet worden. Da haust Wilde, seit zwei Jahren aus dem Zuchthaus von Reading entlassen, krank, gealtert, zerbrochen, in Fetzen schäbiger Eleganz von gestern gekleidet, in einem nicht minder schäbigen Dachgelaß. Ein englischer Freund bringt ihm Geld. Man wundert sich, daß er, der Stolze, es so willig nimmt. Aber dann erfährt man, daß er's von vornherein dem kleinen Infanteristen François zugedacht hatte, der mit so rührender Liebe und Bewunderung um ihn ist, damit der sich endlich seinen Herzenswunsch, ein Fahrrad zu kaufen, erfüllen könne. Welch kindliche Freude des Einsamen, schon vom Tode Gezeichneten über den Jubel des Jungen! Aber bald kommt zutage, daß François das Rad nur deshalb so heiß begehrt, weil er nun öfter und rascher zu Marcelle, seiner Geliebten am andern Ende von Paris, wird hinüberflitzen können. Zu seiner Geliebten, einem kleinen, dummen und doch so reizenden Mädel, gegen das auch der große berühmte, bewunderte Freund ein Nichts ist. Den trifft es wie ein Blitz. Dies alte, ewig junge Magnetspiel der Geschlechter — hie Weib, hie Mann! —, es bleibt doch das Natürliche, das Gesunde, das Siegreiche. Der kleine François stürmt überselig davon; der einst so reiche, jetzt so arme Oskar Wilde, im Sinn seines Lebens und Denkens matt gesetzt durch diese letzte Erfahrung, sinkt auf sein kümmerliches Sterbelager.

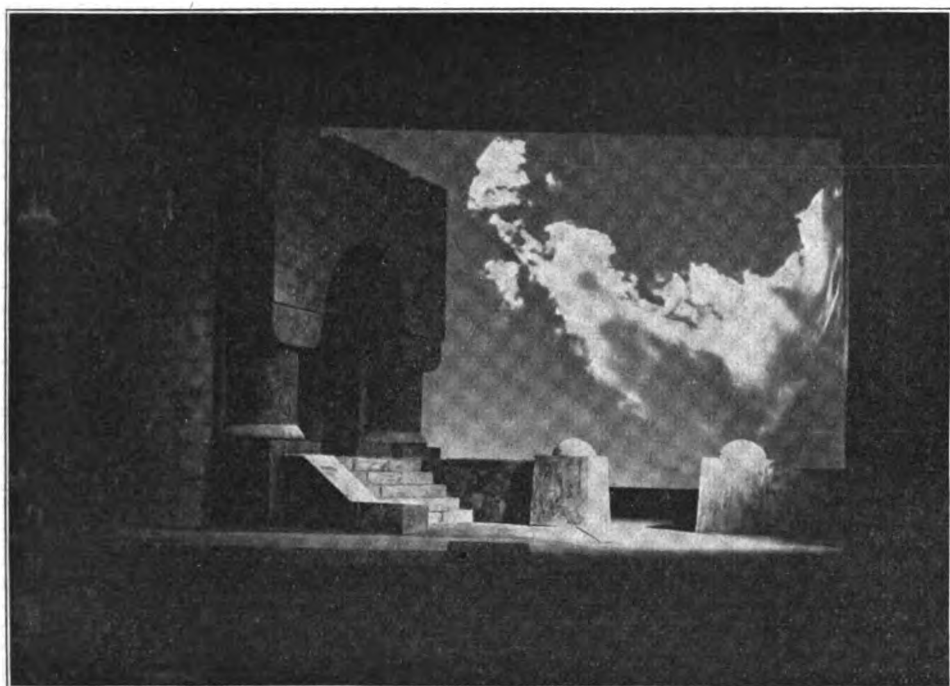
Keine Tragödie, aber wenigstens eine tragische Pointe, und eine, in der das Herz schlägt, das sonst bei Sternheim so selten gegen das selbstzufriedene Hirn aufkommt ... Rudolf Forster gab den Oskar Wilde, den Dandy, den Modeherrscher, den strahlenden Abgott seiner Freunde, den vom hellenischen Eros Gestachelten, den tief ins Dunkel Gestürzten und doch immer noch von einer Gloriole des Schönheitskultus Umwobenen mit einer Echtheit, die das Theatralische bis auf einen winzigen Rest vertilgte.

Den beiden dämonischen Männergestalten, der aus der italienischen Renaissance und der aus dem letzten fin de siècle, begegneten im Spielplan zwei aus der Phantasie erschaffene Frauengestalten, die ihnen an Fülle und Wildheit der Lebensenergie wenig nachgaben. Die eine schuf Wilhelm Stücklen aus einer — Ostpreußin. Im bürgerlichen Leben heißt sie Frau Bedalnigkeit, aber: »Sie selber nennt sich Helsinge«. Darin liegt ihr ganzes Schicksal und das ihrer Liebhaber. Sie kann von der Romantik nicht lassen; alles, was ihr munden soll, muß in Gefahr, Blut, Abenteuer oder Verbrechen getaucht sein oder wenigstens einen Duft davon haben. Wie aus der Ballade entsprungen und dort sehr gut zu verwenden; im alltäglichen Leben ein höchst gefährliches Spielzeug! Richtig bringt sich einer von den dreien, die gleichzeitig um sie werben, durch einen Pistolenschuß um die Ecke. Sterbend verdächtigt er einen der andern als seinen Mörder. Sie glaubt daran, weil es ihr schmeichelt, sich bis zum Wahnsinn des Freundesmordes geliebt zu sehen, und schwört, um den Kühnen zu belohnen und ihn sich zu retten, einen heiligen Eid, daß er in dem Augenblick, da der Schuß fiel, in ihrem Schlafzimmer gewesen sei. So wären sie einander gleich: er, der für sie gemordet, sie, die falsch für ihn geschworen hat. Aber der leer ausgegangene Dritte, ein kühler Zyniker, zerreißt das romantische Truggespinst, indem er den Selbstmord des Erschossenen beweist, und sprengt die beiden auseinander ... Kein Stück, nur eine erotisch-psychopathische Studie, bei der Ibsens Hedda Gabler Patin gestanden hat, aber eine verführerische Darstellungsaufgabe für eine so hitzige Tragödin wie Agnes Straub, die in den Kammerspielen diesen Stücklen denn auch fast wie einen Hebbel oder Shakespeare spielte.

Die Messalina aus Ostpreußen findet ihr Gegenstück in Wedekinds Franziska, dieser der Natur bis zum Schein der Andersgeschlechtlichkeit künstlich entfremdeten Faustina, die endlich doch wieder, ernüchtert von all den wilden und wüsten Abenteuern, der Glucke Bürgerlichkeit unter die warmen Flügel kriecht. Das Stück, vom Verfasser allzu anspruchsvoll als »modernes Mysterium« bezeichnet, ist uns nicht neu. Kurz vor dem Kriege, im großen Wedekind-Zyklus der Kammerspiele, hat der Dichter selbst es inszeniert und seine Frau Tilly die Titelrolle spielen lassen. Aber wie armselig war jene Aufführung von 1914 gegen die neue des Wiener Volkstheaters, die der Spielleiter Karlheinz Martin ins Theater in der Königgrätzer Straße übertrug! Die Bühne als Manege hergerichtet, das Ganze unter Scheinwerferbeleuchtung und Jazzbandmusik gesetzt, eine einzige pompöse Monstre-Revue, von Drama und Theater kaum noch eine Spur. Auch Tilla Durieux als Franziska, so virtuos sie Widerstände der Erscheinung und der Jahre zu überwinden weiß, im Grunde gibt sie nichts andres als eine glänzende, in tausend Farben und Lichtern funkelnde Varieténummer.

Als Reinhardt zu Beginn der verflossenen Spielzeit am Kurfürstendamm sein drittes Theater eröffnete, ließ er zwar für dieses neue Haus, die »Komödie«, nachdrücklich die Absichten vornehmer Gesellschaftspflege betonen, ein künstlerisches Programm für den Spielplan und die Haltung der Bühne aufzustellen vermied er aber wohlweislich. Wußte er schon, daß nach Goldoni und Pirandello das Zirkusstück im Anzuge war?

Denn hierauf läuft es in René Fauchois' »Sprechendem Affen« doch hinaus, das



Bühnenbild zu »Siegfrieds Tod« von Hebbel, 2. Akt. Entwurf von Felix Koch für das Schauspielhaus in Chemnitz

allein macht die Sensation dieser Komödie aus; alles andre ist nur Putz für die Fassade. Auch daß Faho, das Affenphänomen, gar kein richtiger Affe ist, sondern »nur« ein mit Affenhaut überzogener Mensch, der als solcher ein Recht auf zärtliche oder gar ritterliche Gefühle hat. Er verliebt sich nämlich bis über die Stumpfohren in die kleine allerliebste Zirkustänzerin, die seinen dankbar verehrten Herrn und Retter, einen leibhaftigen, nur ein wenig entgleisten Prinzen, mit unverhohlener Zärtlichkeit umwirbt, aber auch das possierliche Tierchen zuweilen krault und tätschelt, wie man wohl einstweilen einen Seidenpinscher liebkost, wenn man's bei der Herrin noch nicht darf. Daß die leckere Frucht für ihn nicht gewachsen, weiß er; doch wehe dem andern, wenn der sie entschält wegwerfen oder nur mit ihr spielen wollte! Aber nein, das ist ein ehrlicher Kerl, der den Ring am Finger nicht scheut, und so kann Faho, der Entsagungsvolle, nachdem er die Affenmaske abgenommen, seinen kameradschaftlichen Segen zu dem Bunde erteilen.

Das Stück des uns bisher unbekannten Franzosen »arbeitet« — um im Jargon der Zirkusleute zu bleiben — mit äußerlichen, plumpen, zuweilen rohen Mitteln, die wohl, wie der Seiltänzer, eine gewisse Spannung erzielen, aber nirgends ins Seelische vordringen, wozu es doch Miene macht. Was aber das Entscheidende ist: die Zirkussphäre mit ihren grellen Effekten, ihren naiven Kolportagetricks und ihrem bei aller scheinbaren Bitterkeit ach so sentimentalen Artistenhumor, sie findet sich bei unserm Wedekind weit besser getroffen. Albert Bassermann war ein in dieser kitschigen Romanwelt allzu nobler prinzlicher Impresario, Paul Graetz ein Affenmensch, der bei den Schimpansen im Zoologischen Garten nicht umsonst seine Studien gemacht hatte.

Nicht Berlin, sondern Chemnitz — und das ist ein neuer Beweis für die fortschreitende Dezentralisation des deutschen Theaterlebens — darf sich jetzt rühmen, das modernste Theater Deutschlands zu haben. Dort ist nämlich das alte Stadttheater nach den Plänen Adolf Linnebachs, des technischen Direktors der bayrischen Staatstheater, so gründlich und so geschickt zum »Schauspielhaus« umgebaut worden, daß sich mit seinen technischen Bühneneinrichtungen, vor allem seinem »Doppelboden-Bühnenversenk-System«, weit und breit nichts mehr vergleichen läßt. Nicht weniger als sechs verschiedene Bühnen stehen dank diesem System für jede Aufführung ohne besondere technische Vorbereitungen zur Verfügung; Verwandlungen erfordern nicht mehr als zehn Sekunden bis höchstens zwei Minuten! Daß aber im Chemnitzer Schauspielhause nicht bloß technisch, sondern auch dramaturgisch ein neuer künstlerischer Geist herrscht, mag das Szenenbild aus Hebbels Nibelungen beweisen.

Literarische Rundschau

In der Sammlung »Memorien und Briefe« die im Bibliographischen Institut zu Leipzig erscheint, hat jetzt auch die Königin Luise einen Band bekommen, der sich, herausgegeben und erläutert von Karl Griewank, hauptsächlich aus Briefen und Aufzeichnungen der Königin selbst zusammensetzt. Es gelingt auf diese Weise, mit den Zutaten des Herausgebers ein unmittelbares, abgerundetes und historisch beleuchtetes Gesamtbild von der Persönlichkeit und geschichtlichen Bedeutung der Königin zu gewinnen, ein Bild, das manche noch immer im Schwange befindliche falsche Vorstellung vom Wesen dieser Frau berichtigen mag. Königin Luise, lange Zeit ebenso kritiklos verhimmelt wie oberflächlich verurteilt, gehört nicht zu den überragenden, eindeutig großen oder klaren Frauengestalten der Geschichte. Sie selbst, die zu allererst immer Frau, Gattin und Mutter sein wollte, war sich der Unvollkommenheit ihrer Erscheinung bewußt, und ihr persönliches Wesen ist zu anspruchslos und ungestaltet geblieben, um einen Rest von schwächlicher Blässe ganz überwinden zu können. Aber im Lichte einer großen deutschen Geschichtsepoche — darin hat der Herausgeber recht, und das macht sein Verfahren so fruchtbar — erschließt sich manches Bedeutsame an ihr, so daß ihr durch Liebe, Leiden und weibliches Bemühen erworbenes ehrfürchtiges, ja begeistertes Andenken nicht mehr als zufällig erscheint. Die persönliche Tragik im Leben dieser Königin, die ein größeres und tieferwirkendes Schicksal gelebt hat, als ihre persönliche Bestimmung zu versprechen schien, ist dieses: Sie überspannte ihre Kräfte in dem tapferen Bestreben, den politischen Forderungen der Zeit genugzutun, für die sie doch nicht geschaffen war. Trotzdem ist sie durch ihr Schicksal und durch die von Poesie, Schmerz und Sehnsucht erhöhten Wirkungen ihres Menschentums eine Künderin des Zeitalters der deutschen Erhebung geworden. Ja, ihr Stern hat noch heute eine solche Leuchtkraft, daß es nicht verwunderlich wäre, wenn auch der Weg der neuen deutschen Not wieder davon erhellt würde. Mehr als er selbst prägt manchmal die Geschichte mit ihrem verklärenden Nachruhm den Menschen ... Es ist ein Verdienst dieser Briefsammlung, daß uns einmal an unwiderleglichen Zeugnissen — auch an neuen, bisher unbekannten, denn der Band bringt manches noch Unveröffentlichte aus dem ehemals Königlichen Hausarchiv in Berlin-Charlottenburg, dem Großherzoglichen Familienarchiv in Neustrelitz und dem fürstlichen Thurn-und-Taxisschen Zentralarchiv in Regensburg — gezeigt und dargetan wird, wie fern dieser Fürstin ursprünglich die Beschäftigung mit politischen Fragen gelegen hat. Noch als Königin hatte sie höchst unklare Vorstellungen über die europäischen politischen Verhältnisse. Als sie ernster wurde, beschäftigte sie sich neben den häuslichen Pflichten hauptsächlich mit religiösen Fragen. Auch was sie dann, seit dem Jahre 1805, für Preußen tat, floß aus sittlichen Motiven: aus Patriotismus und Gattenliebe, nicht aus Tatendrang, Herrschsucht oder gar Neigung zur politischen Intrige.

England hat in den letzten Jahren auf fast allen Lebensgebieten eine Umwälzung durchgemacht, deren Breite und Tiefe wir noch nicht begreifen können. Begreift es selbst sie doch kaum, obgleich die Literatur, dort drüben wie immer der Wirklichkeit, dem praktischen Leben näher auf den Fersen als bei uns, schon vielerlei Ansätze zeigt, des Neuen und Kommenden Herr zu werden. Sehen wir von sozialpolitischen und gesellschaftlichen Veränderungen ab, so springt auf geistigem Gebiete vor allem die religiöse Zersetzung in die Augen: der Puritanismus im alten Sinne mit seiner Bewährungslehre und systematischen Disziplinierung der ganzen Lebensführung ist im Absterben begriffen, alle religiösen Maßstäbe schwanken, aber auf den noch nicht vernarbten Rodeflächen des kirchlichen Lebens wächst schon eine religiöse Mystik empor, die die moderne nackt-naturalistische Kultur mit einem neuen, erhebenden und beglückenden Ideengehalt durchsetzen möchte. »Mystik« ist hier im weitesten Sinne zu verstehen, vom primitiven Spiritismus bis zum frommen Glauben und sittlichen Wollen. Mit der Mystik Hand in Hand geht die Psychoanalyse, haben doch die Theorien Freuds in England wie eine Offenbarung aus seelischem Neuland gewirkt und das Wunder zuwege gebracht, daß jetzt dort Unterhaltungen über geschlechtliche Dinge, die im viktorianischen Zeitalter streng verpönt waren, zur Tagesordnung der breiten Öffentlichkeit gehören. Der Roman, noch immer die repräsentative literarische Kunstform Englands, geht in dem allen voran. Es gibt kaum noch einen modernen englischen Roman von Rang, der nicht die okkulten Kräfte der Seele beschwört. Nur das Thema »Revolution« — abermals im weitesten Sinne gefaßt — kann an Kühnheit und Lebhaftigkeit mit Mystik und Psychoanalyse wetteifern. Auch hier geht man ins Radikale, bis zur völligen endgültigen Auflösung der Weltordnung und Vernichtung aller Kultur. Das hindert nicht, daß sich andre einer zügellosen Phantastik in die Arme werfen, zum Flug in die Wunder- und Abenteuerweiten der bunten Welt rüsten, das untergegangene Reich jener fröhlichen Lügner neu gründen wollen, die einst die Herzen der Menschen mit ihren verwegenen Geschichten leicht und kühn gemacht haben. Um es zusammenzufassen: die Abwendung von der Realistik, die Verlegung des Schwergewichts vom Verstand auf

das Gefühl und auf die innere Schaukraft, vom Hirn aufs Herz, darin lassen sich die den »Jüngsten« in England gemeinsamen Züge und Ziele erkennen.

Und das ist der Boden, auf dem das Buch »Jüngstes England« von Karl Arns steht (Leipzig und Köln, Eugen Kuner), eine Einführung in die vorherrschende englische Literatur der Gegenwart, wirklich der Gegenwart, werden darunter doch die Kriegsjahre und besonders die Nachkriegsjahre verstanden. Keine schulmäßig-philologische Arbeit, wohl aber ein ernster und tüchtiger Versuch, den deutschen Literaturfreund mit den modernen Hauptströmungen des englischen Schrifttums bekannt und vertraut zu machen. Denn dies Buch — und das ist seine Eigenart und sein Hauptverdienst — führt an die Quellen selbst heran, indem es charakteristische Proben (in guter deutscher Übersetzung) nicht nur aus der Lyrik, sondern auch aus dem Drama und dem Roman gibt.

Unsere Übersetzungen aus dem Russischen, zumal aus der Literatur der sechziger Jahre, haben bisher — das wird immer augenscheinlicher — viel zu einseitig die radikale Richtung der Ankläger und Aufrührer bevorzugt. So hat es geschehen können, daß einer der bedeutendsten russischen Erzähler, den man heute geneigt ist, in eine Reihe mit Turgenew, Tolstoj und Dostojewski zu stellen, der freilich auch in seiner Heimat unter dem vorherrschenden literarischen Radikalismus bitter hat leiden müssen, Nikolai Semionowitsch Leßkow, bisher wenig Beachtung bei uns gefunden hat. Und doch hätte ihm schon die Fülle der Stoffe und Motive, der Gestalten und Charaktere, die er beherrscht, eine starke Anziehungskraft verschaffen können. Diese echt epischen Vorzüge begegnen uns besonders in seinen Novellen, die bei C. H. Beck in München soeben in neuer Ausgabe (4 Bände) erschienen sind. Da finden wir, um nur ein paar besonders markante Stoffe und Figuren herauszugreifen, im »Toupetkünstler« den Grafen Kamenski, der seine Leibeigenen für die Bühne abrichten läßt wie Hunde fürs Apportieren; da erscheint im »Versiegelten Engel« eine Gesellschaft von Sektierern, die der Polizei ihr beschlagnahmtes Heiligenbild wieder entwendet und dafür in der Sakristei eine täuschende Nachahmung zurückläßt; da gibt es Geschichten vom Lande und Geschichten aus der Großstadt, altrussische Legenden und Geschichten aus guter alter Zeit und zwei so tröstliche Weihnachtsgeschichten wie »Die Tagediebe« und »Der Heckrubel«. So leicht und ungezwungen Leßkows Erzählerton dahinfließt, niemals fehlt ihm die Spannung, und durch keine seiner scheinbar willkürlichen Abschweifungen läßt er sich die Fäden der eigentlichen Handlung verwirren. Das Beste über Leßkow hat Maxim Gorki gesagt, der doch ganz und gar nicht zu seiner politischen Partei gehört: »Er liebte das alte Rußland, so wie es war, mit allem Unsinn seiner alten Sitten, er liebte das von den Beamten ausgesaugte, halb verhungerte, dem Saufteufel verfallene Volk und glaubte ehrlich, daß es zu jeder Tugend fähig sei. Aber bei aller Liebe behielt er die Augen auf. In der Seele dieses Menschen paarten sich in seltsamer Weise Überzeugung und Zweifel, Idealismus und Kritik. Er brachte es fertig, allen Parteien zu mißfallen. Ein neuer Beweis dafür, daß wahre Freiheit nur außerhalb der Parteien gedeiht.«

»Bewegung heißt des Lebens Genius« — diese eigentlich erst nach seinem Tode zur rechten Bedeutung durchgedrungene Sentenz des »in sich und um sich schauenden« Besinnlichkeitslyrikers Fr. Julius Hammer steht als Leitspruch über dem neuen Sportbuch von Carl J. Luther. Ein merkwürdiges Gespann, denkt man wohl zunächst: der zahme Dresdner Poet der gemütlichen Beschaulichkeit und Erbaulichkeit und dieser forsche, freiluftfröhliche Münchner Sportsmann und Sportschriftsteller! Aber dann erinnern wir uns — allein schon aus den Beiträgen, die Luther in den Monatsheften veröffentlicht hat —, wie alles bei ihm aufs Geistige und Innerliche gewendet wird, wie sein ewiger Kehrreim »Licht, Luft, Sonne« im Grunde weniger auf Körper- als auf Seelenpflege gestimmt ist, und da begreifen wir diese Kameradschaft. Auch der Titel des neuen Buches »Der große Sprung und andere Sprünge« (München, Berg-Verlag Rudolf Rother) macht uns darin nicht irre. Denn mit dem großen Sprung ist nicht etwa eine Rekordleistung im Skisport gemeint, sondern der Sprung aus der Großstadt ins Freie, und dies Buch ist ein neuer Dank des Stadtmenschen und geistigen Arbeiters an die Natur, die ihn aus einem Stubenhocker zu einem gesunden und fröhlichen Menschen gemacht hat. Schneeschuh, Nagelschuh und Paddelboot — das sind die drei Genesungsmächte, die Luther nicht müde wird zu feiern und zu preisen. In immer neuen Tönen, in immer verjüngten Melodien. Seit zwanzig Jahren steht Luther mit der Feder im Dienste dieser drei; hier sammelte er das Beste der weitverstreuten Dankopfer, die er ihnen in Gestalt von Aufsätzen, Skizzen, Plaudereien, Stimmungsbildern, Erzählungen usw. dargebracht hat. Keins davon bloß erdacht, alle erfahren, alle erlebt. Das Buch hat aus flotten Federzeichnungen von Toni Schönecker u. a. einen hübschen, die Phantasie anregenden Buchschmuck gewonnen; schade nur, daß sich damit die an sich gleichfalls höchst reizvollen Lichtbilder des Verfassers nicht recht vertragen wollen: Photographie und freie künstlerische Darstellung geben nun mal keinen stilvollen Zusammenklang.

Ottomar Enking als Graphologe! Daß der Verfasser der »Familie P. C. Behm« und der »Leute von Koggenstedt« in den Seelen der Menschen, zumal denen der norddeutschen Kleinstädter zu lesen versteht, wußten wir längst; daß er auch in die psychologischen Geheimnisse der Schriftzüge eingedrungen ist, war uns unbekannt, bis sein Buch »Mensch und Schrift« erschien (Bremen, Carl Schünemann). Da wäre denn nun die Handschriftenkunde, bisher immer noch ein wenig über die Achsel angesehen, durch Bekenntnis und Praxis eines Schriftstellers legitimiert, dessen Tüchtigkeit und Vertrauenswürdigkeit keinen Zweifel duldet. Denn hier wird Graphologie nicht als Spielerei getrieben, sondern aus »Beruf«, d. h. aus intuitiver Veranlagung heraus, wie einer Dichter oder Maler ist, weil er muß. Wieviel dabei freilich die Handschriftenkunde und -deutung der Schriftstellerkunst zu verdanken hat, möchten wir nicht untersuchen. Einen Lehrkursus wird man bei Enking schwerlich nehmen können — es sei denn, man brächte die gleiche Begabung mit wie er —, wohl aber wird man aus diesem mit vielen Schriftproben ausgestatteten Buche Blatt für Blatt wertvolle, für Menschenkenntnis und Lebensführung wichtige Anregungen gewinnen. »Was hat die Schriftendeutung für einen Zweck?« fragt Enking. »Kann man sie im Ernst gebrauchen? Ja, das kann man, und zwar überall im Leben. Eltern z. B. tun wohl daran, die Schrift ihrer Kinder genau so untersuchen zu lassen, wie sie deren Körper unter Aufsicht halten. Der Schriftenkundige wird sie darauf hinweisen, wo Gefahr für den werdenden Charakter ist; Heimlichkeiten, Lüge, häßliche Neigungen, Unbegabtheit für geistigen Beruf, aber auch Ehrlichkeit, Offenheit, Talent für Praktisches, Technisches läßt sich schon aus den Schriftzügen ganz junger Knaben und Mädchen erkennen; die Erziehung vermag auf dieser Grundlage einzusetzen: das Schlechte wird nach Kräften eingeschränkt, das Gute und die natürliche Begabung werden gefördert.«

Eng verbunden mit dem Namen Heinrich Heine ist seit einem Menschenalter der Name Ernst Elster. Denn dieser Marburger Universitätsprofessor war es, der aus den durch Mißverstehen, Willkür und Nachlässigkeit arg entstellten Heinischen Texten erst eine Ausgabe zustande gebracht hat, die von sich sagen kann: Hier spricht der Dichter selbst — nicht mehr der Setzer, nicht mehr dieser oder jener ältere Herausgeber, der irgendwie mit Johann Ballhorn verwandt war. Alle neueren Heine-Ausgaben fußten auf dieser Elsterschen, und auch für die gesamte Heineforschung war sie ein Pfadfinder. Wenn jetzt, nach jahrzehntelanger Vorbereitung, derselbe Forscher mit einer zweiten kritisch durchgesehenen und erläuterten Ausgabe zu Heines Werken, wieder erschienen im Bibliographischen Institut zu Leipzig (Meyers Klassiker-Ausgaben, zunächst vier Leinenbände), an die Öffentlichkeit tritt, so darf man erwarten, daß hier das Ziel der alten noch überflügelt werde. Und darin sieht man sich nicht getäuscht. Sorgfältige Einleitungen, Lebensabriß und Erläuterungen waren freilich schon vor fünfunddreißig Jahren da, so viel Bereicherung im einzelnen sie inzwischen auch erfahren haben; die synthetische Durchdringung der menschlichen und künstlerischen Erscheinung Heinrich Heines aber, eine Forderung der modernen Literaturforschung, bringt erst diese neue Ausgabe. Zudem wird hier zum ersten Male wichtiges Material aus dem bisher unveröffentlichten, nur dem Herausgeber zugänglichen Nachlaß Heinrich Heines ausgebreitet, darunter sogar Gedichte und als besonders wertvolle Kunstbeilage eine Wiedergabe der neuentdeckten Totenmaske Heinrich Heines. Sie gibt uns die Züge des Dichters so genau wieder wie sonst keins der zahlreichen Bilder von ihm. Ein abgrundtiefer Schmerz spricht aus ihr, und so stellt sie zu den Lazarusliedern des »Romanzero« den eindruckvollsten und erschütterndsten Belag dar.

Wir müssen es uns heute eingestehen: das gut und groß gedachte Unternehmen der Volkshochschulen hat nicht den Erfolg gehabt, den man sich davon erträumt. Es hängt doch wohl zuviel Akademisches daran, und es fehlt an geschulten Lehr- und Vortragskräften. Da muß nun doch wieder das volkstümlich-wissenschaftliche Buch heran oder, besser noch, die nach festem Plan angelegte und aufgebaute Reihe volkstümlicher Einzeldarstellungen, zu denen der Zutritt jederzeit offen ist, bei denen man je nach Aufnahmefähigkeit und Lernlust verweilen oder eilen darf, die ihre Lektion jederzeit wiederholen, wenn einmaliges Lesen — wie einmaliges Hören meistens — noch keine rechte Frucht getragen hat. Einen solchen allzeit gegenwärtigen Lehrkursus für Philosophie hat der Baustein-Verlag in Leipzig eröffnet; Prof. Dr. Karl Vorländer, der sich durch seine Kantschriften einen guten Namen gemacht hat, leitet und überwacht ihn. Es soll hier allmählich das gesamte Gebiet der Philosophie gemeinverständlich dargestellt und streng darauf Rücksicht genommen werden, daß die Sammlung für den Nichtakademiker bestimmt ist, was sich u. a. schon in der Vermeidung aller gelehrten Fremd- und Fachwörter ausdrückt. Nach einer Einführung in die Philosophie (von Vorländer; Band 1) finden wir gesondert und geschlossen dargestellt: Die griechischen Denker vor Sokrates; Voltaire als Denker; Kants Leben und Lehre; Nietzsche, den Philosophen des Heroismus. Stichproben aus diesen fünf Bänden bestätigen uns die Erfüllung des hier aufgestellten Lehrprogramms. F. D.

Verschiedenes

Germanische Mythologie. Religion und Leben unsrer Urväter. Von J. H. Schlender (Dresden, Alex. Köhler). — Eine volkstümliche, allgemeinverständliche Darstellung, aber eine, die aus den Quellen schöpft und auf den neusten, sichersten und gründlichsten Forschungen fußt. Aufgeräumt ist mit den schwächlich poetisierenden, alles aus dem Leben der Natur erklärenden Auslegungen; überall herrscht eine klare, nüchterne Sachlichkeit, die Phantasiewege verschmäht und sich nirgends an Hypothesen berauscht. Vortrefflich ist die Einteilung: Seelenglaube; Naturverehrung; Die germanischen Götter (in ihren einzelnen Erscheinungen); Die Vorstellungen von der Weltschöpfung und dem Weltende; Germanische Opfer und Festzeiten und ihre christliche Umdeutung. Dankenswert sind die vielen Belegproben aus der Edda und andern Dichtungen germanischer Urzeit. Weniger erfreulich ist die Fülle der Anmerkungen am Fuß der Seiten und im Anhang. So sehr dadurch in einzelnen Fällen das selbständige Studium gefördert werden mag, den Genuß des Lesens, die Formung der Bilder vorm Geiste des Lesenden stören die ewigen Verweise. Das Buch (275 Seiten mit Register) liegt schon in vierter, bis in die Literatur des Jahres 1924 neu bearbeiteter Auflage vor.

*

Alte deutsche Kaiserherrlichkeit — mag die jüngste geschichtliche Entwicklung dies Bild auf der Tafel der Wirklichkeit ausgelöscht haben, es lebt doch fort in unsern Träumen, unsrer Erinnerung, unsrer Hoffnung. Reiner und stärker als aus allen nachgelassenen steigt es aus den zeitgenössischen Quellen empor. Deshalb ist das im Inselverlag zu Leipzig erscheinende Sammelwerk »Deutsche Vergangenheit« so wertvoll. Der zweite Band, von Joh. Bühler besorgt, erweckt die von jungen Trieben und Kräften schwellende Zeit der Sächsischen und Salischen Kaiser (mit 16 Bildnistafeln und einer Karte) in fortlaufender Erzählung alles politisch Wichtigen — für das Kulturgeschichtliche ist ein besonderer Band in Aussicht genommen. Wie frisch und farbig, reingebadet vom Staub der Jahrhunderte, tritt uns da alles entgegen; wie wohltuend und klärend wirkt es, wenn wieder die Menschen und Dinge selbst zu uns sprechen!

*

Georg Friedrich Händels Musikwerke — nicht nur die weltbekannten Oratorien — erleben zurzeit in Deutschland eine neue Blüte des Ruhmes. Damit ist eine neue Zeit auch für die Würdigung der Händelschen Persönlichkeit gekommen. Schon allein die Tatsache, daß es ihr gelungen, vor 200 Jahren trotz allen Widerständen in England deutscher Musik zum Siege zu verhelfen, sichert ihr eine Kulturbedeutung. Da mag es besonders reizvoll sein, aus der Feder eines Engländers, Neumann-Flowers, nämlich in seiner bei K. F. Koehler in Leipzig in deutscher Übersetzung erschienenen Biographie Händels (»Der Mann und seine Zeit«), zu erfahren, welche Bereicherung das Londoner Musikleben durch Händels fast vierzigjähriges Wirken in dieser Stadt erfahren hat. Wenn auch Flower das Schaffen des Meisters nicht vom Standpunkt des Fachmusikers aus bespricht, so findet doch auch der Händel-Kenner und Musikliebhaber in dieser Biographie neue Tatsachen und Zusammenhänge. Der Verlag hat sich bemüht, durch reiche Ausstattung, besonders mit ein- und mehrfarbigen zeitgenössischen Bildnissen, die Wirkung des Buches zu erhöhen. Unter anderm hat der König von England die Wiedergabe der Originalhandschrift des »Largo« gestattet.

*

110 Abbildungen nach Naturaufnahmen hat die Verlagshandlung von Aug. Lax in Hildesheim zu einem Bilderband zusammengestellt, dessen Inhalt mit den drei Namen Braunschweig, Hildesheim und der Harz nur angedeutet ist. Denn um Braunschweig, das nicht nur mit seinen charaktervollen Monumentalbauten, sondern auch — fast noch schöner — mit intimen Privatbauten und einzelnen Architekturteilen, wie Fassaden, Portalen, Höfen und dergleichen, vertreten ist, gruppieren sich Wolfenbüttel, Königslutter und Helmstedt; an Hildesheim lehnt sich Gernrode an, und der Harz zeigt uns neben seinen landschaftlichen Reizen auch die Stadtjuwelen Goslar, Halberstadt, Quedlinburg, Wernigerode u. a. Die Aufnahmen sind gut gesehen und in stattlicher Größe mit der nötigen Klarheit wiedergegeben, so daß der Beschauer sich auch an Einzelheiten erfreuen kann. Dagegen ist der einleitende Text von Dr. Ernst Cohn-Wiener auf eine Kürze angewiesen, die dem hier ausgebreiteten Reichtum an architektonischen und landschaftlichen Schönheiten nicht gerecht zu werden vermag.

*

Heinrich Federer ist für seinen jüngsten Roman »Papst und Kaiser im Dorf«, der unter dem Titel »Der Friede einer andern Welt« zuerst in unsern Monatsheften erschien, von der Martin-Bodmer-Stiftung in Zürich mit dem diesjährigen, unteilbaren Gottfried-Keller-Preis (6000 Fr.) ausgezeichnet worden. »Der preisgekrönte Roman«, heißt es in der Begründung, »worin Federer mit unerschöpflicher Fabulierlust, natürlichstem Humor, gütiger Weisheit und Herzlichkeit die große Welt in der kleinen eines Dorfes begreift, ist als meisterliches Werk vertiefter Heimatkunst dieser Ehrung würdig.«



Wilhelm Noack: Besonnte Gassen in Heilsberg

Von Kunst und Künstlern

Wilhelm Noack: Frühlingswald am Rakauer See (vor S. 377); Besonnte Gassen (S. 442); Marktleben in Osterode (S. 443) und Selbstbildnis des Künstlers (S. 444) — Arthur Riedel: Kinder am Bach (vor S. 393) und Rheinlandschaft bei Säkkingen (vor S. 429) — Karl Spilling: Blühender Sommer (vor S. 337) — Adele von Finck: Blumenstrauß (vor S. 369) — Karl Hanuich: Bäuerin aus der Hanna im Hochzeitstaat (vor S. 409) — Fritz Rhein: Damenbildnis (vor S. 361) — Robert E. Stübner: Konzert (vor S. 345) — Josef Kühn jr.: Am Teetisch (vor S. 329)

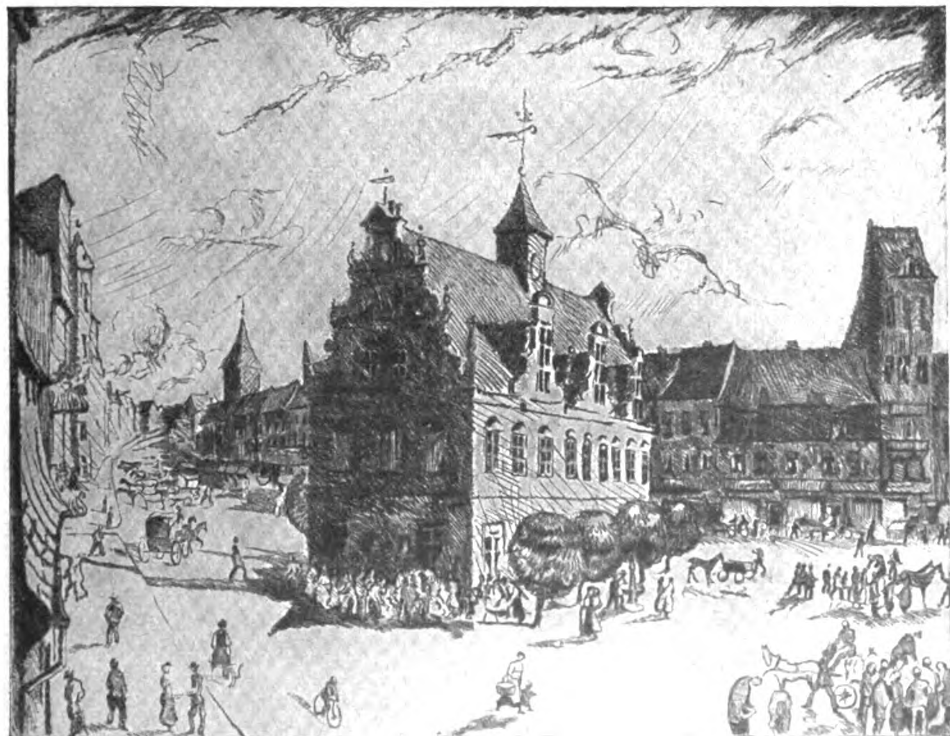
Als der junge, 1892 in Berlin geborene und dort bei Martin Brandenburg, Philipp Franck u. a. ausgebildete Radierer Wilhelm Noack vor sechs Jahren nach Elbing verschlagen und durch sein Amt auch festgehalten wurde, glaubte er als Künstler zunächst völlig verzagen zu müssen. Wo waren hier die malerischen Stimmungen, wo die romantischen Motive? Aber bald zeigte sich auch ihm, daß die überall zu finden sind, wenn dem Künstler nur das Auge zum Sehen und die Seele zum Schauen gegeben ist. Er ging durch die Straßen der alten Deutschorden- und Hansastadt und entdeckte die Reize dieser hochgegiebelten, vom Hauch der See gebeizten Häuser, dieser engverbauten Winkel, dieses kraus und bunt ineinandergeschachtelten Dächergewirrs, über dem die Patina der Vergangenheit liegt, noch aus der Zeit, da die Kauf- und Handelsherren aus Holland, England und dem Orient hier aus und ein gingen; er fuhr auf dem Fluß hinaus zur Schichauwerft und sah von dort Sankt Nicolai seinen großen bombastischen Kirchturm über die Häuserreihen am Fischmarkt hinwegrecken; er streifte — nun schon mutiger geworden und entschlossen, dieser spröden Stadt- und Landschaftsschönheit einen ganzen Zyklus von Radierungen zu widmen — in der Umgebung umher und fand, wie auch hier die neuerwachten linden Lüfte einen Frühlingswald am Rakauer See hervorzaubern, genau so voller Schöpfungs- und Verjüngungswunder wie unter südlicher Sonne. Freilich, etwas Märchenhaftes, Phantastisches tat er aus Eignem immer hinzu, in den Baumformen, bei denen man gern an Goethes »Erlkönig« denkt, in den Häuser- und Giebelformen, die wie von Gespensterhauch umwittert sind, selbst wenn sie in »Besonnten Gassen« stehen, im Getriebe der Menschen und Gespanne, selbst wenn es sich um das »Marktleben in Osterode«, der ostpreußischen Kreisstadt an der Drewenz, handelt, die freilich, wie das Rathaus beweist, gleich Elbing ihre stolze Deutschordensvergangenheit hat. Hier haben sich die Wolken schon beruhigt, die Noack, ein ernster, grüblerischer Mensch, wie sein Selbstbildnis vor dem Holzstock zeigt, sonst so gern zu Trägern und

Verkündern seiner phantastischen Launen macht. Dieser heute Dreiunddreißigjährige, er wird weiter reisen, wird sich klären und beruhigen, aber es wäre schade, wenn er darüber die »krausen Erlebnisse, Stimmungen und Gefühle« vergäße, vor deren Überschwang und Selbstherrlichkeit, nicht vor deren Begleitung ihn einst in jungen Jahren sein Berliner Lieblingslehrer Maillard wohlwollend gewarnt hat.

Neben die Blätter von Noack halte man die von Arthur Riebel, dem Karlsruher, die »Kinder am Bach« und die »Rheinlandschaft bei Säkkingen«, und man wird sich auf einen Blick bewußt werden, wieviel leichter als norddeutsche es die süddeutsche Kunst hat, sich mit ihrer angeborenen Lieblichkeit und Heiterkeit in unser Auge und Herz zu schmeicheln. Auch hier webt das Märchen, aber alles Spukhafte und Gespenstische ist von ihm abgesunken, bunte Blumen sprießen auf der Wiese, der Himmel blaut und leuchtet, Bach und Fluß silbern durchs sanfte, wellige Gelände, und die Bäume breiten das Gefieder ihrer Zweige darüber, so still, friedlich und behütend, als wollten sie über das alles ihren Segen sprechen. Eines lieben, teuren Meisters Name, den ich nicht zu nennen brauche, schwebt uns vor diesen beiden Blättern auf der Lippe — aber ist es nicht eine Ehre für den jungen Karlsruher, wenn das Gedächtnis des uns kürzlich Entrissenen so wie hier schöpferisch fortlebt in der jungen Generation, die noch unter seinen Augen strebte und reifte?

Karl Spillings »Blühender Sommer« ist eine freie Phantasielandschaft, die mit der edlen, naturverbundenen Nacktheit ihrer Figuren fast ans Mythologische streift und auch dem blauen, durchsichtigen Wasserspiegel und dem rosig bewölkten Himmel einen Hauch von olympischer Heiterkeit zu geben weiß. Der genaue Kenner der märkischen Landschaft und ihrer — man erschrecke nicht! — oft geradezu hellenisch anmutenden Luftstimmungen wird dennoch gewisse Motive der Havelseen erkennen, wie denn auch der Maler, uns schon durch Landschaftsbilder und ein fröhliches, lachendes Mädchenbildnis bekannt, seine Werkstatt vor den Toren Berlins aufgeschlagen hat.

Auch Adele von Finck, die uns den farbenleuchtenden Blumenstrauß für dieses Heft gegeben, hat ihre Künstlerwerkstatt in Berlin, geboren aber ist sie in Buenos Aires, und die üppige Tropenvegetation mit ihrem Blumen- und Blütenflor, den bunt gefiederten Vögeln, den im herrlichsten Farbenspiel schillernden Schmetterlingen, sie, die in ihrem empfänglichen Kindergemüt einen so tiefen Eindruck hinterlassen hat, klingt und tönt auch wohl heute noch in ihr nach, wenn sie sich aus Flur und Gärten Norddeutsch-



Wilhelm Noack: Marktleben in Osterode

lands die »Modelle« für ihre Blumenbilder zusammenträgt. Sie ist eine Koloristin, eine Farbenkünstlerin von Geblüt, aber auch von Kultur, und nicht umsonst hat sie, wie auch dies Blumenbild erkennen läßt, die malerische Harmonielehre der alten italienischen Meister studiert.

Das farbenfrohe Blatt »Bäuerin aus der Hanna im Hochzeitstaat« von Karl Hanusch, das man versucht ist gleichfalls ein Blumenstück zu nennen, begleitet Wolfgang Schumanns Aufsatz über die vogtländische Künstlergruppe und findet dort, im Zusammenhang mit den andern Schöpfungen dieser Vereinigung, die nötigen erläuternden und würdigenden Worte.

Ist dieses Bild ganz auf den koloristischen Eindruck gestellt, so haben wir in Fritz Rheins Damenbildnis ein Werk der hohen Porträtkunst vor uns, das in der Wiedergabe die Farbe getrost entbehren kann, so sehr ist hier der charaktervolle Ausdruck des inneren, des seelischen Lebens ausschlaggebend. Rhein ist ein Meister vornehmer Verhaltenheit, einer, der durchaus auf äußerliche Charakteristik verzichten darf, der allein durch Stirn, Auge, Mund, Hand und Haltung des Dargestellten zu uns spricht, und der deshalb gerade dort am stärksten wirkt, wo andre so leicht entgleisen: in Bildnissen stiller, vornehm abgeklärter, lebensreifer und schicksalgeprüfter Persönlichkeiten.

Bei Robert E. Stübners »Konzert« bedauern wir dagegen, daß ein ungünstiger Zufall unsre ursprüngliche Absicht, dies Gemälde farbig wiederzugeben, vereitelt hat. Aber wer sich nur einigermaßen darauf versteht, malerische Reize auch aus dem Schwarzweiß des Tondrucks zu erkennen und zu genießen, der wird sich gerade hier leicht eine Vorstellung von den koloristischen Werten des Bildes machen können. Das künstliche Licht vor allem mit dem launischen Spiel seiner Akzente und Kontraste gibt diesem Gesellschaftsbilde, einem Genre, das ohnedies selten genug ist in Deutschland, ein fabelhaftes, an Edelsteinglanz erinnerndes Leben. Aber auch das eigentümliche Fluidum des Konzertsaals, dieser aus Musik zusammengewobene Kontakt zwischen Podium, Orchester und Zuschauerraum, ist hier bildhaft geworden.


Wilhelm Noack: Am Holzstock (Selbstbildnis)

Die Kunst Josef Kühns hat unsre Leser schon durch eine lange Reihe von Jahren in farbigen Blättern begleitet. Ihnen allen ist eine vornehme Gedämpftheit der Farbe eigen, sie alle haben etwas dem lauten Tag Abgekehrtes, etwas Zurückgezogenes und Besänftigtes. Kommt es daher, daß dieser Maler, ein Schüler Schönlebers und Hölzels, sich seit bald einem Vierteljahrhundert nach Dinkelsbühl zurückgezogen und dort seine Künstlerwerkstatt in einem Hause aufgeschlagen hat, das in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch Ausbau einer Bastei an der alten Stadtmauer entstanden ist? Die innere Ausstattung ist mit Flügeltüren, Parkettböden, Öfen, Hausrat und alten Tapeten ganz in der Art der Rokoko-, Empire- und Biedermeierzeit gehalten. Und in einem dieser Zimmer ist der »Teetisch« gemalt worden, so daß der Künstler mit gutem Recht sagen darf: Auch das Motiv, das ich hier benutzt habe, ist von mir. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel
Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Burghardt in Charlottenburg. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte



Juli 1925

69. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus



August Böcher: Epiphyllum

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 827 Juli 1925

Die Botschaft vom Mars

Novelle von Anna Lydia von Rennenkampff

»Brigitte, komm! Sei kein Spielverderber. Du müßtest doch eine Bewegung kennenlernen wollen, die sich immer mehr und mehr durchsetzt. Und sie warten auf dich. Komm!«

Brigitte schüttelt den Kopf. »Ach, laß mich! Das ist doch alles nur Unsinn.«

Aber Sigrid Svenson gibt nicht nach. Sie legt den Arm um die Freundin und zieht sie energisch ins andre Zimmer.

Ja, da sitzen sie. Alle um den großen Mitteltisch. Die grünverschleierte Lampe hängt von oben herab und beleuchtet scharf die mit weißem Papier bedeckte Platte, auf dem ein Kranz von Buchstaben eingezeichnet ist. Die Gesichter der Umsitzenden sind im Schatten, aber doch brennen die Augen in heißer Erwartung. Eine allgemeine Kette zu bilden ist nicht nötig gewesen. Frau Arzebyschéwitsch besorgt alles ganz allein. Ihre kleine Greisenhand ruht auf dem Glastellerchen vor ihr. Jetzt schaut sie auf, und ihr Blick trifft Brigitte, die mit Sigrid herangetreten ist.

Ich wollte sie nicht malen, denkt Brigitte. So nichtssagend sieht sie aus, diese großartige Berühmtheit. Wo steckt der große Geist, der sie beherrschen soll?

Aber jetzt glimmt ein seltsames Leuchten in den kleinen, durchsichtig hellen Augen auf. »Bist du noch da?« fragt sie.

Der Teller setzt sich in Bewegung und streift zwei Buchstaben aus der Runde.

»Ja,« konstatiert Herr von Rochsitz, dem das Amt des Notierens aufgetragen ist. Fragen und Antworten folgen nun einander schnell; kaum vermag die kleine zitternde Greisenhand dem Teller zu folgen, der fast die Runde entlangrast ...

»Hast du jemand noch etwas mitzuteilen?«

»Ja.«

»Wem?«

»Brigitte Osten ...«

Brigitte zuckt zusammen, alle Augen wenden sich ihr zu.

»Warum ihr?«

»Weil um sie gesorgt wird.«

»Von wem?«

»Ben ... Bene ... Bernhard ...«

»Ich kenne keinen Bernhard,« sagt Brigitte. Aber sie ist bleich geworden.

Frau Arzebyschéwitsch blickt nur auf den Teller unter ihrer Hand. »Be—n—e—d—i—k—t«, buchstabiert er jetzt langsam und deutlich. Zwei-, dreimal hintereinander. Er bleibt dabei. —

Einer der Herren hat Brigitte einen Stuhl untergeschoben. Sie schwankt plötzlich.

»Benedikt läßt ihr sagen: Gib der Liebe Raum! Das Leben ist kalt ohne Liebe. Warte nicht zu lange. Nicht um Verlorenes trauere. Leben ist Leben — will Leben ... liebe!«

»Denkst du an etwas Bestimmtes?« fragt jemand aus dem Kreise. Ein älterer Herr mit martialischem Schnurrbart, den er selbstbewußt zu streichen pflegt. Er gilt als Brigittens unentwegter Verehrer, und zugleich ist er überzeugter Spiritist und versteht fabelhaft zu hypnotisieren. Nur bei Brigitte gelang es ihm nie.

»Er denkt an sie,« ist die Antwort.

»Wer?«

»Randolf ... Ralph ... Ralph ...« Dabei bleibt es.

Brigitte, die sich wieder gefaßt hat und nun vielen neugierigen Blicken begegnet, schüttelt lächelnd den Kopf. Nein, was weiß sie von einem Ralph?

»Wo lebt er?« fragt Brigittens Verehrer. Seine Stimme klingt etwas ärgerlich.

»Im Land der früheren Feinde ...«

»Nanu!«

»Ja, sie war früher gern da,« buchstabiert der Teller weiter.

Wieder richten sich alle Blicke auf Brigitte, die weiter den Kopf schüttelt. »Ich bin in vielen Ländern gewesen,« flüstert sie in Beantwortung der Frage ihrer Nachbarin zu. »Auch gern gewesen. Welches ist aber nicht eben das Land eines früheren Feindes?«

»Woher kommt die Botschaft?« hört man den martialischen Herrn wieder fragen.

»Vom Mars,« ist die prompte Antwort.

Vom Mars?! Nun schwirren eine Zeitlang die Stimmen alle durcheinander: »Vom Mars?« — »Ja, ist er denn ein Geisteraufenthalt? Nicht bewohnt von sichtbaren, lebenden Wesen wie wir, was man doch bisher angenommen hat?«

Frau Arzebyschéwitsch bittet um Ruhe. Der Blick, den sie über den Kreis gleiten läßt, ist wie erloschen. Dann strafft sich ihre kleine Gestalt wieder auf. »Wollen noch etwas Sie wissen?« fragt sie zu Brigitte hinüber.

Brigitte zögert, da ruft Sigrid: »Er möchte doch noch mal sagen, wer die Botschaft vom Mars schiebt, und ob man sich darauf verlassen kann.«

»Seine Angaben immer verlässig sind; aber ich ja aufhören kann,« sagt Frau Arzebyschéwitsch in etwas gekränktem Ton.

»Ach, bitte, bitte, weiter!« rufen Stimmen. Auch Sigrid bittet und setzt hinzu: »Ich wollte Ihnen und dem Geist nicht zu nahe treten, gnädige Frau.«

Also beginnt das Fragen wieder, und wieder bringt der Teller die Antwort: »Benedikt ... Vom Mars ... Ja ... Benedikt, vom Mars ...«

Beim letztenmal zittert die Hand, und der Teller schiebt sich nur noch langsam vorwärts. Da steht Frau Arzebyschéwitsch auf. »Heute wohl genug sein,« sagt sie müde. »Man Geister nicht soll langweilen.« Und als einige lachen, schüttelt sie mißbilligend den Kopf. »Nein, nein — große Ernst — nicht lachen ...« Sie nimmt den Arm der Tochter des Hauses und läßt sich ins Nebenzimmer führen, wo sie erschöpft in einen Ruhesessel sinkt und sich von Fräulein Lila mit allerlei kleinen Erfrischungen stärken läßt.

Unterdessen hat sich die Gesellschaft im Wohnzimmer auch erhoben, und man redet in halbem Flüsterton über das soeben Gehörte und die Persönlichkeit dieses eigenartigen Mediums.

»Wer ist sie?« — »Woher kommt sie?« — »Wie macht sich das alles?«

Frau von Talberg, Lilas Mutter, gibt die Erklärungen: »Sie ist eine russische Emigrantin, hat sich mit größter Lebensgefahr aus dem bolschewistischen Rußland über Finnland und Schweden nach Deutschland herübergerettet, für das sie immer Sympathien hegte, wenn sie auch das Deutsche noch eben mangelhaft spricht. Einst war sie eine nicht nur in ihrer Heimat bekannte und berühmte Schriftstellerin, deren Werke in mehrere Sprachen übersetzt worden sind. In der russischen Revolution hat sie alles verloren und nur wenige ihrer Bücher herüberretten können. Wir arbeiten nun mit meiner Tochter an der deutschen Übersetzung. Sie werden staunen, was für ein Material in diesen Romanen liegt, deren sie einen ganzen Zyklus geschrieben hat. Und zwar — denken Sie sich nur! — unter direktem Diktat eines höheren Geistes ...«

»Hört ... hört!« Die Gesellschaft umdrängt Frau von Talberg interessiert. »Wirklich?« — »Wie denn?« — »Ist das glaublich?«

»Aber doch, ja! Frau Arzebyschéwitsch war noch ein ganz junges Mädchen, das kaum eine Ahnung von Geistern und ihren materiellen Kundgebungen hatte, als sie einmal plötzlich eine brennende Hand auf ihrer Schulter fühlte und den zwingenden Befehl empfand: ‚Schreibe!' Sie nahm Papier und Stift und schrieb — schrieb — ohne zu ahnen, was sie schreiben sollte. Schrieb stundenlang, Blatt auf Blatt — und es wurde — im Laufe der Jahre — eine festgefügte Kette festumrissener, spannender, künstlerisch wertvoller Romane, die Offenbarungen aus einer uns bis dahin gänzlich verborgenen Jenseitigkeit brachten, Möglichkeiten aufdeckten, von denen wir uns nichts träumen ließen, und Zukunftsbilder entrollten auf Jahrhunderte — vielleicht Jahrtausende hinaus ...«

»Liebe Frau von Talberg,« wendet hier eine ältere Dame ein, Baltin wie sie, eine Baronin Felden aus dem einstigen Livland, »ich habe Frau Arzebyschéwitsch' Bücher auch gelesen. Sie sind geistvoll, ich will es nicht leugnen, aber doch in höchstem Grade phantastisch, und wer kann es uns beweisen, daß sie in der Tat das Diktat eines Geistes sind und richtige Spiegelbilder einer Welt geben, die wohl Gottes Weisheit und Güte uns Menschen verschlossen hat?«

Frau von Talberg zuckt die Achseln. »Beweise? Was läßt sich überhaupt beweisen?! — Übrigens — der Geist ist sogar — photographiert worden ...«

»Nein, so was!« — »Unglaublich!« — »Kann man das Bild sehen?« Die Fragen und Ausrufe überstürzen sich.

Frau von Talbergs freundliche Züge drücken einige Verlegenheit aus. »Das Bild ist nicht mehr zu haben, aber ich sah es vor mehreren Jahren. Ich glaube an die Wahrhaftigkeit Frau Arzebyschéwitsch', die ich als gewissenhaften Charakter kenne und schätze.« Leiser schloß sie: »Gerade ihre

äußerliche Unansehnlichkeit ist mir ein Beweis der Wahrheit ihrer Behauptung und ebenso die von allen zu kontrollierende Tatsache, daß diejenigen Werke, die sie ohne die Eingebung jenes Geistes geschrieben hat, in Stil, Anlage, Charakterzeichnung, überhaupt dem geistigen Niveau nach, tief unter jenen andern Arbeiten stehen. Sie werden selbst urteilen. Ich bin bereit, Ihnen bei nächster Gelegenheit einiges aus dem bereits von uns übersetzten Material vorzulesen.«

Dankend umringte man Frau von Talberg, die freundlich lächelnd grüßt und sich nun ein wenig nach Frau Arzebyschéwitsch umsehen will.

Brigitte hat stumm zugehört. Ihre Gedanken umkreisen noch die beiden Namen, die für sie Bedeutung haben sollen. Benedikt — o ... ja ...!

Da wendet sich Sigrid Svenson an die Baronin Felden: »Frau von Talberg ist wohl Theosophin?«

Die Baronin lächelt. »Das ist wohl zuviel gesagt. Sie interessiert sich für alle diese Fragen, kennt auch Ljubow Iwanowna Arzebyschéwitsch lange und steht unter dem Eindruck ihrer auf eine phantasiebegabte Natur stark wirkenden Werke. Ich möchte es fast Suggestion nennen ...«

Hier unterbricht sie der martialische Herr, Oberstleutnant a. D. Bröker: »Ja, ja, Gnädigste, unterschätzen Sie alle diese Kräfte nicht. Es gibt eben mehr Dinge ... usw. ...«

Allgemeines Lächeln. Man weiß, daß der Oberstleutnant gern zitiert, aber meist nicht recht den Wortlaut kennt und wohin es gehört.

»Aber wir sind ganz von der Marsbotschaft abgekommen,« meint Elsa Holtemann, eine junge hübsche Blondine, und kehrt sich zu Brigitte hin, die etwas abseits sitzengeblieben ist. »Da muß doch etwas dahinterstecken, Fräulein Osten? Benedikt — Ralph — ungewöhnliche Namen, nicht so leicht zu vergessen. Wie steht es damit? Oh, Sie werden rot, Fräulein Brigitte ...«

Der Ton war neckisch, aber etwas keck, und Brigitte würde die ihr nicht sympathische junge Dame ärgerlich abgefertigt haben, wenn sich nicht eine angeregte Diskussion über den Mars und die sich um sein Problem drehenden Theorien erhoben hätte. Ein bis dahin schweigsamer junger Herr, Dr. Heidereich, erweist sich als sehr beschlagen in diesen Fragen. Er weiß um alle neuesten Forschungsresultate, die neuesten Mutmaßungen, die sich darauf aufbauen, erzählt lachend von dem seltsamen Gebilde, das sich ein Professorengehirn als Typus eines Marsbewohners zusammengeklügelt hätte, und entwirft sogar auf dem noch eben geheiligten Geisterfragebogen mit seinem Bleistift in wenigen flotten Strichen zum allgemeinen Gelächter das Bildnis dieses merkwürdigen Wesens.

Da seien Geister doch sympathischere Bewohner, erklären die meisten Anwesenden.

Glauben Sie eigentlich an diese kuriose Marsbotschaft?« fragt auf dem Heimweg Elsa Holtemann Dr. Heidereich, der sich erboten hat, sie nach Hause zu begleiten. Sie gehen durch den Tiergarten. Es ist ein warmer Frühherbstabend, der Mond steht hoch am Himmel, zerrissene Wolken schieben sich an ihm vorbei. Es riecht nach Feuchtigkeit und schon nach moderndem Laub.

Dr. Heidereich lacht leise: »Es gibt mehr Ding im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt, wie Herr Oberstleutnant Bröker dies eine Mal fast richtig zu zitieren geruhte.' Warum soll der Mars nicht die Wohnstätte einer Geisterwelt sein können, die ihn als Durchgangsstadium zu weiterem Aufstieg zu benutzen hätte?«

»Ein materieller Wohnort für unmaterielle Wesen?«

»An unsre materielle Erde ist vielleicht auch eine bestimmte Geisterwelt gebunden. Wir sehen sie nur nicht.«

»Also auch dort vielleicht eine Doppelwelt? Eine sichtbare und unsichtbare? Dann schlösse ja die eine Annahme die andre nicht aus, und es könnten immerhin auf dem Mars menschenähnliche Geschöpfe und immaterielle Geister existieren?«

»Warum nicht? — Übrigens ...« Er lachte wieder: »Vielleicht spielt sich der ganze Vorgang, der diese Botschaft vom Mars hervorrief, im Unterbewußtsein Frau Arzebyschéwitsch' ab, das irgendwie Zugang zu Fräulein Ostens Unterbewußtsein finden konnte. Das eine weckte die schlummernden Erinnerungen des andern.«

»Ohne Geisterhilfe meinen Sie?«

Dr. Heidereich zuckt die Achseln. »Ich meine, Gedanken sind eine nicht zu unterschätzende Kraftwelt, ob sie nun von unserm eignen Geiste hervorgebracht und getragen oder von auswärts, aus andern Geistesquellen, gespeist werden. Vielleicht lehren Forschung und Erfahrung allmählich klarer und sicherer unterscheiden und scheiden; noch — müssen wir gestehen — machen wir nur die ersten tastenden Versuche ...«

Und dann gehen sie auf ein andres Gesprächsthema über, das die Marsbotschaft angeregt hat. Sie reden von der Liebe ...

Auch Brigitte und Sigrid wählen den Heimweg durch den Tiergarten. Brigitte ist anfangs schweigsam. Die empfangenen Eindrücke beunruhigen sie.

Sigrid muß aber die ihrigen aussprechen. »Brigitte, es ist doch ein seltsames Zusammentreffen, daß diese beiden Namen genannt wurden,« sagt sie lebhaft, sobald sie allein sind, und schiebt ihren Arm unter den ihrer Freundin.

»Wer ist denn Ralph?« fragt Brigitte zögernd.

»Aber natürlich Ralph Stanton. Hast du ihn denn ganz vergessen?«

»Ralph Stanton —? Ja, hieß er denn Ralph? Und wie käme er dazu, an mich zu denken? Wie lange ist es her, daß wir uns sahen? Flüchtig doch nur und ohne tieferen Eindruck meinerseits.

Warte ... zehn ... dreizehn Jahre sind wohl darüber hingegangen ...«

Brigitte bleibt stehen und sieht die Freundin an. Die Wolkenfetzen haben sich verzogen, das Mondlicht fällt hell auf ihre und Sigrids Züge. Brigitte Osten ist keine ausgesprochene Schönheit, aber sie hat ein interessantes, fesselndes Gesicht. Es liegt wie Schwermut darüber. Ist ihr das Leben etwas schuldig geblieben? Sigrid Svensons Augen lachen der Freundin munter entgegen. Sie sind so ganz verschieden, die zwei, aber sie haben sich herzlich lieb. Sigrid tyrannisiert Brigitte ein wenig, dafür sorgt sie unübertrefflich für deren leibliches Wohl. Da läßt sich Brigitte manches gefallen.

»Also, es ist natürlich Ralph Stanton,« erklärt Sigrid kategorisch im Weitergehen. »Er schwärmte schon damals für dich, aber du wolltest es nicht wahrhaben, achtetest auch nicht darauf. Besinne dich nur.«

»Du hast doch während des Krieges mit ihm korrespondiert, Sigrid. Hat er je nach mir gefragt?«

»Nein — das freilich nicht,« gibt Sigrid zögernd zu. »Doch ihr wart ja plötzlich Feinde geworden.«

Brigitte lächelt bitter. Daß ein Freund im andern plötzlich persönlich den Feind sehen sollte, war eine Forderung, die nur dieser entsetzliche Weltkrieg aufbrachte. Aber Ralph Stanton war ja nicht einmal ihr Freund gewesen, da mochte er in ihr die Feindin gesehen haben. Und jetzt? Muß sie ihn nicht zu denen zählen, die ihr geliebtes Volk ungerecht verurteilen?

Sigrid errät ihre Gedanken. »Tu Ralph Stanton nicht unrecht. Er hatte immer warme Sympathie für Deutschland; daß er sie während des Krieges nicht äußern durfte, müssen wir begreifen.«

»Schreibt ihr euch noch?«

»Nein — seit die Amerikaner in den Krieg eingriffen, nicht mehr.«

»Und weißt du, wo er ist?«

»Nein,« muß Sigrid zugeben.

»Siehst du! Und dann willst du glauben, was diese Botschaft behauptet: er denke an mich — und er solle noch einmal eine Rolle in meinem Leben spielen?! Ist das nicht lachhaft?« Und Brigitte lacht fast herzhaft auf.

»Lache nicht, lache nicht!« sagt Sigrid warnend. »Es könnte noch dein Schicksal werden. Wenn nun der heute gehörte Spruch doch Wahrheit würde?«

Aber Brigitte muß sich einmal auslachen. Es ist etwas Seltenes bei ihr, und es klingt fast schrill in der monddurchwobenen Stille, die sie durchschreiten ...

Ja, kann denn das wirklich Wahrheit sein?

Brigitte steht vor dem Bilde Benedikts, das sie einst gemalt hat, und schaut es lange an. Hat er wirklich zu ihr gesprochen? Aus dem dunklen, unbekannten Jenseits? Und dieses Jenseits ist ihr nun plötzlich sichtbar vor die Augen gerückt — sie sieht es allabendlich zwischen den andern Sternenwelten hinziehen als leuchtende Welt wie jene — bestimmt, zu wandern — zu wandern — in Äonen — und einst zu zergehen — wie sie alle — alle —?

Wie sagte doch Dr. Heidereich? Einst würde die Sonne alle ihre ausgeschickten Kinder, die Planeten, wieder zu sich heranziehen und in ihren Schoß aufnehmen ... Tauchen die Geister nicht auch ins Urlicht zurück, das — Gott ist?

Wo ist Benedikts Geist eben? Ist seine Wohnstätte wirklich der Mars? Das Gestirn dort oben, das in diesen Monaten der Erde so nahe rückt, daß die Menschen von ihren Sternwarten aus Versuche einer Verständigung mit den eventuellen Marsbewohnern anstellen wollen —? Und diese Marsbewohner sind Geister, und wir könnten schon längst mit ihnen verkehren?

Brigitte tritt ans Fenster, von dem sie den Vorhang zurückgezogen hat, und schaut zum nächtlichen Himmel auf. Ist jener helle Stern da in der Nähe des Mondes der Mars? Es heißt, er erglänze in rötlichem Licht. Sie kann das eben nicht so recht unterscheiden. Aber Dr. Heidereich will ja heute abend kommen und ihr Bescheid sagen, ihr und Sigrid. Die sie zu diesem merkwürdigen Geisterexperiment gestern angestiftet hat.

Wieder stellt sich Brigitte vor Benedikts Bild. So hatte er ausgesehen. Es war sehr ähnlich gewesen. Die kluge Stirn — die großen, ausdrucksvollen, schönen, aber durch die rapide abnehmende Sehkraft zu baldiger Erblindung verurteilten Augen, die ohne den scharfen Klemmer wie geblendet blickten. Die stahlharte Strenge aufblitzen lassen konnten und die sie doch so geliebt hat. Nur glaubte er es ja nicht. Denn was sein unbeugsamer, herrischer Wille heischte, konnte sie ihm nicht geben ... Er schalt sie Egoistin. Weil sie ihm nicht ihren Beruf opferte, nicht ihre Überzeugung, ihren Glauben ... War er nicht zehnfacher Egoist, das alles von ihr zu fordern? Und nun sie ihn und ihre Liebe längst hat begraben müssen, steht sein Geist plötzlich neben ihr und sagt ihr ein Mahnwort, ein seltsames. Aus seinem Munde doppelt seltsames. Sie hat es sich aufgeschrieben. Sie weiß es aber auch auswendig: »Gib der Liebe Raum. Das Leben ist kalt ohne Liebe. Warte nicht zu lange. Nicht um Verlorenes trauere. Leben ist — Leben — will Leben — liebe!« Nicht um Verlorenes trauere ... Daß er das sagen kann ... »Du darfst mich nie vergessen,« waren noch vor dem Tode seine Worte gewesen. Und nun: »Warte nicht zu lange ...« Ja, sie hat nicht viel Zeit mehr zum Warten. Sie ist nicht mehr jung ... Brigitte nimmt den Handspiegel vom Tischchen nebenbei und blickt hinein. Zeigen sich nicht schon feine Fältchen um die Augen? Diese blauen Augen mit den großen

Pupillen, die sie bisweilen schwarz erscheinen lassen. Diese Augen, die Benedikt so gern küßte und die er seine Lebenssaphire nannte ... Und das Haar, das dunkelblonde? Schon spinnen sich silberne schimmernde Fäden dazwischen ... »Ja, wie alt bin ich denn eigentlich? Vierzig? Nein, schon dreiundvierzig! Mit fünfundzwanzig war ich Benedikts Braut — mit achtundzwanzig mußte ich ihm sein Wort zurückgeben ... Nun ist er vierzehn Jahre tot ...«

Brigitte streicht die schweren Haarwellen, die ihr schmales Gesicht einrahmen, zurück und wirft den Spiegel hin. Sie weiß, sie ist nicht, was man schön nennt, aber sie hat ein Gesicht, das man nicht vergißt und von dem man abliest, daß eine Welt der Gedanken, der Farben und Formen hinter dieser Stirn und diesen Augen liegt. Hat sie es nicht erreicht, diese Welt aus sich herauszuprojizieren? Sie schaut sich in ihrem Atelier um. An den Wänden hängen und lehnen Bilder von ihrer Hand. Arbeit und Fleiß von Jahren — Jahrzehnten. Hat sie nicht viel erreicht? Ihr Name wird mit Achtung genannt. Sie hat sich auch selbständig durchs Leben kämpfen, hat sich eine sichere, fast reiche Existenz schaffen können. Jetzt freilich ... Aber wer darbte von ihren Kunstgenossen heute nicht?

Brigitte hängt wieder das Tuch über Benedikts Bild. Wie war der Zug um seinen Mund unter dem dunklen Schnurrbart und um das energische Kinn doch so spöttisch: Und du machst doch, wie ich will! Ob sie es tut? ... Ach ja, da ist doch noch der andre Teil der Botschaft: Ralph ... wirklich Ralph Stanton ...?

Aber Brigitte hört die Klingel im Flur schrillen; sie dreht das Licht aus und tritt nebenan ins Wohnzimmer, das schon hell erleuchtet ist. Der Tisch vor dem Biedermeiersofa ist gedeckt, Silber, Kristall und das feine Porzellan glänzen im Licht der hellverschleierten Lampe, die tief darüberhängt. Sigrid stellt noch eine Flasche Wein zwischen die Gläser, und dann begrüßen beide den eintretenden Dr. Heidereich.

Sigrid Svenson kann nicht lange mit ihren Fragen zurückhalten. Nachdem sie ihren Gast mit allem versehen hat, bricht sie lebhaft los: »Was sagen Sie zu der gestrigen spiritistischen Séance bei Frau von Talberg? Was halten Sie von dem Medium? Dieser russischen Dame mit dem schweren Namen ... Arzy ...«

»Ljubow Iwanowna Arzebyschéwitsch,« sagt Brigitte.

»Wissen Sie etwas über sie? Kann man ihr vertrauen? Oh, Sie nehmen noch etwas von diesem Lachsschinken, bitte, Herr Doktor — und, nicht wahr, Sie halten nächstens einen großen Vortrag über den Mars? Wir wollen doch viel, viel von ihm wissen, nicht, Brigitte?« Und sie sieht die Freundin aus ihren strahlenden Braunaugen aufmunternd an.

Dr. Heidereich lächelt. Er ist ein noch junger Mann, Sohn einer ihnen befreundeten Dame. Er gilt als sehr gelehrt und vor allem als sehr bewandert auf all den neuen Gebieten: Spiritualismus, Theosophie, Anthroposophie — ja — und in der neueren Marskunde.

»Ich danke, Fräulein Svenson. Von spiritistischen Séancen halte ich im ganzen wenig. Das Geistergeschlecht, das sich herbeidrängt — anders kann man es nicht nennen —, um von uns interviewt zu werden, ist meistens nicht des Vertrauens würdig. Aber die alte Frau Arzebyschéwitsch ist sicher eins der vertrauenswertesten Medien, die existieren, und ich traue ihr keinen Betrug zu.«

»Sie sieht nicht danach aus,« sagt Brigitte. »Aber eigentlich macht sie eher einen unbedeutenden Eindruck ...«

»Sahst du nicht, wie ihre Augen plötzlich zu leuchten begannen, als sich der Teller unter ihrer Hand in Bewegung setzte und sich aus dem Rund die ihm nötigen Buchstaben aussuchte?« wirft Sigrid rasch ein.

»Übrigens eine recht veraltete Manier, Kundgebungen der Spirits hervorzurufen,« meint Dr. Heidereich. »Moderne Medien machen es viel einfacher. Aber Frau Arzebyschéwitsch ist es so von ihrer Jugend her gewohnt. Sie hat den größten Teil ihres Lebens in Frankreich zugebracht, auch dort mit ihrem Manne lange Jahre in spiritistischen Kreisen gewirkt und viele ihrer Werke in französischer Sprache geschrieben. Es wird interessant sein, wenn Frau von Talberg sie ins Deutsche übersetzt haben wird, da können wir ja persönlich urteilen.«

»Und Sie meinen wirklich, es könnte etwas Wahres an der Marsbotschaft von gestern abend sein?« fragt ihn nun auch Brigitte.

»Oh, mein verehrtes Fräulein Osten — wie ich gestern Fräulein Holtemann auf dem Heimwege entwickelte ...«

Aber in diesem Augenblick schrillt wieder die Glocke im Flur. So spät? Das Mädchen ist schon schlafen gegangen. Sigrid geht, um zu öffnen, Brigitte bleibt etwas ängstlich sitzen. Wer kann jetzt kommen? Da tönen erstaunte Ausrufe und fröhliches Lachen zu ihnen hinein, und gleich darauf wird die Tür aufgerissen, und eine jugendliche Mädchengestalt, noch im Mantel, stürmt ins Zimmer und umarmt die überraschte Brigitte.

»Tantchen, erschrick nicht! Aber da bin ich! Und du mußt mich etwas behalten. Wir hatten Sturm auf der Überfahrt von Trelleborg. Das Schiff verspätete sich, ich verpaßte den früheren Zug und bin erst eben angekommen. Also ...«

Dann sieht sie auf und bemerkt Dr. Heidereich, der erfreut aufspringt: »Fräulein Herta! Das ist aber unerwartet!«

Und sie begrüßen sich herzlich. Es herrscht allgemeine Freude. Der ganze Raum klingt wider von den jugendlichen Stimmen. Die weisen Er-

klärungen über den Mars und die gestrige Botschaft bleiben unausgesprochen ...

Dennoch muß Brigitte in der Nacht so viel an Ralph Stanton denken, daß sie erst in den Morgenstunden einigen Schlaf findet. Ist das nicht doch ein seltsames Zusammentreffen? Vor ihr liegen die Visitenkarte Ralph Stantons und sein Brief an Sigrid! Herta hat beides aus Stockholm mitgebracht, wo es ihr von Sigrids Schwestern abgegeben worden ist. Signe und Nella waren verreist gewesen, als Mr. Stanton vor zehn oder vierzehn Tagen seinen Besuch hatte machen wollen und seine Karte hinterlassen hatte. Dann war am Tage von Hertas Abreise der Brief gekommen, und es lohnte sich doch nicht, ihn wieder per Post weiterzubefördern.

Mr. Ralph schreibt:

Lilledal bei Stavanger, ... August 24.

Sehr liebes Fräulein Svenson!

Ich hatte mich so sehr gefreut, Sie persönlich zu überraschen und Ihnen alles zu erzählen, was mich in diesen letzten Jahren vom Schreiben abgehalten hat. Nun waren Sie nicht zu Hause! Der Portier sagte mir, alle Fräulein Svensons seien verreist, sie kämen aber nach zwei Wochen zurück. Nun bin ich hier in Norwegen bei Freunden auf ihrem Gut in der Nähe des Stavanger-Fjords, habe viel Schönes gesehen und müßte eigentlich mit meinen Gedanken nur hier und bei Ihnen in Schweden sein, Länder, die ich jetzt erst und von so günstiger Seite kennengelernt habe. Aber stellen Sie sich vor: seit einigen Tagen hat mich eine ganz seltsame Sehnsucht gepackt. Ich möchte auch nach Deutschland hinüber! Ich möchte — Fräulein Brigitte Osten wiedersehen!

Oh, ich darf es Ihnen sagen: ich habe Fräulein Ostens Bild lange in meinem Herzen getragen. Ja, wären es wirklich schon dreizehn Jahre her? Wäre sie damals nicht so überraschend von Amerika aufgebrochen, ich hätte vielleicht doch gewagt, ihr auszusprechen, was mich bewegte. Es lag die ganze Zeit etwas wie ein stummer, aber tiefer Schmerz über ihr und machte sie so unnahbar ... Wenn ich den Schleier von ihren schönen Augen hätte heben können — ich hätte es so gern versucht ... Dann war sie aber plötzlich fort, und ich durfte nicht einmal ihre Adresse wissen. — Ob ich sie zu vergessen suchte? Nein! Aber Pflichten banden mich. Dazwischen lernte ich Sie kennen, Miß Sigrid, und wir wurden Freunde, gute Freunde, nicht wahr? Und wieder nur erst vor dem Abschied erfuhr ich, daß Sie auch mit Fräulein Osten befreundet sind, doch blieb mir keine Zeit, Ihnen tiefer darüber mein Herz zu öffnen. Dann kam der Krieg, dieser unselige, der uns allen — in allen Völkern — Masken vor das eigentliche Ich aufzwang, der niederriß, was man unendlich hoch geglaubt hatte. Sie wissen, wie begeistert ich für Deutschland empfand ... Und ich habe meinen Glauben daran und meine Sympathie bewahrt. Aber durfte ich es ahnen lassen? So trug man eben Masken ... Nachher, ja, nachher traten wieder so zwingende Pflichten an mich heran, die mich ganz und gar in Anspruch nahmen, da konnte ich mir nicht einmal die Korrespondenz mit Ihnen erlauben, die mir noch Anfang des Krieges soviel Trost geboten hat. Sie erzählten mir doch etwas von Deutschland — Sie erzählten ein weniges von Brigitte Osten ... Durfte ich um mehr bitten? Schon glaubte ich, einen Strich unter dies alles ziehen zu müssen, da — unerwartet winkte mir wieder die Freiheit meines Fühlens und Handelns — und da benutzte ich sie und folgte der Aufforderung meiner norwegischen Freunde, mit ihnen im Auto die schönsten Teile ihrer Heimat und Schwedens zu besuchen. All die schönen Eindrücke drängten sich zusammen, bis ich hier in der ländlichen Ruhe mehr zur Besinnung kam — und da — plötzlich — trat das Bild Brigitte Ostens so greifbar lebendig vor mich, daß ich ihre Anwesenheit fühlte, als säße sie neben mir. Und ich wußte: von dieser Sehnsucht komme ich nicht mehr los, ich muß sie wiederzusehen suchen! Wollen Sie mir dabei behilflich sein, Miß Sigrid? Ach, seien Sie lieb und begleiten Sie mich zu ihr nach Deutschland — wenigstens müssen Sie mir sagen, wo ich sie finden kann. Sollte sie unterdessen geheiratet haben? Nein, in ihren Augen stand etwas, das solcher Bindung entgegenstrebte. Aber, wie darf ich denn hoffen? Oh, der Mensch ist sehr inkonsequent! Ich wünsche, sie würde es — meinetwegen! In ihrer Kunst würde ich sie nicht hindern — die ist mir heilig wie sie selbst ... Schreiben Sie mir, liebste Freundin, nach Lilledal bei Stavanger. Wann kann ich Sie abholen?

Ihr allzeit getreuer Ralph O. Stanton.

Wie viele Male hat Brigitte den Brief schon durchgelesen? Ralph Stanton ...? Jetzt erinnert sie sich einer hohen, schlanken, aber kräftigen Gestalt, seines für ein Malerauge interessanten Kopfes mit den hellen Augen im dunkelgebräunten Gesicht. Etwas Rassiges steckte in ihm. Aber der Blick war warm und gütig gewesen, wie er in jener Herrenwelt drüben wohl nicht oft anzusprechen ist. Ist er nicht auch jünger als sie? Und er denkt wirklich an sie und will herüberkommen? Sigrid wird ihm natürlich schon morgen antworten. Bindet das sie am Ende? Ach, nein, nein! Nur das nicht! Dann mag sie lieber abwinken!

Brigitte tastet nervös nach dem elektrischen Schalter. Vier Uhr morgens. Sie muß wirklich etwas zu schlafen suchen, sonst ist sie morgen für die eigne Arbeit und die Abendklasse, die wieder begonnen hat, untauglich. War das nun alles — Marswirkung? Benedikts Willenssuggestion? — Benedikt ... Endlich findet sie Ruhe und schlummert ein ...

»Tante Brigitte, hast du wieder ein interessantes

Modell?« fragt Herta und hilft mit Tante Sigrid alles im Atelier für die Abendkurse in Ordnung bringen. Die Vorhänge werden zugezogen, denn es wird bei Lampenlicht gezeichnet. Hell brennen die zwei elektrischen Kronen von der Decke herab.

Brigitte ruht, in einem Sessel zurückgelehnt, und sieht zu. Sie ist müde. Sie hat heute scharf gearbeitet. »Interessant? Wie man's nimmt. Es ist jemand, der einst bessere Tage gesehen hat.« Brigitte steht auf und seufzt. »Daß man nur in dieser Weise helfen kann! Ich wollte sie eigentlich nicht malen. Sie hat mich selbst darum gebeten.«

»Ja, wer ist es?«

»Das Medium von neulich: Frau Arzebyschéwitsch.«

»Die russische Spiritistin, die dir die Marsbotschaft vermittelt hat?«

»Was weißt du davon, Kindskopf?« sagt Tante Brigitte etwas ärgerlich.

Aber Herta hängt sich lachend in ihren Arm. »Ist das ein Geheimnis, Tantuli? Dr. Heidereich ...«

»Na ja, Dr. Heidereich, das hätte ich mir denken können. Solltet ihr nichts Besseres miteinander zu verhandeln haben als solche Geister-Sterngeschichten?« neckt Tante Brigitte.

»Du, es muß aber höllisch interessant gewesen sein. Wenn's nun auskommt?« Aber als sich das finstere Fältchen über Tante Brigittens feiner Nase zeigen will, fragt Herta schnell: »Kann diese arme Frau Arzebyschéwitsch nicht mit ihren spiritistischen Vorstellungen sich was verdienen?«

»Das hält sie für Profanation. Und sie hat recht.«

»Ja, sicher,« ruft Tante Sigrid herüber. »Wie entwertet wäre jede solche Mitteilung, würde sie um Geld gegeben! — Aber es läutet. Es wird sie sein. Ich lasse sie erst noch sich gründlich zu ihrer angreifenden Rolle stärken.«

Bald darauf versammeln sich die Schüler und Schülerinnen. Lila Talberg ist darunter und selbst Elsa Holtemann, obgleich Brigitte diese wenig mag. Sie hat aber Talent und macht die besten Fortschritte. Auch Dr. Heidereich nimmt teil. Er und Herta wechseln einen raschen, verständnisvollen Blick. Sie kennen sich schon lange, und es ist nicht sehr undurchsichtig, daß Paul Heidereich sich für Herta interessiert. Trotz Elsa Holtemann. Die etwas spöttisch davon Notiz nimmt. — Es wird flott gearbeitet. Erst wissen sie nicht recht, was sie aus dieser kleinen, in sich gesunkenen Gestalt, aus den welken Greisenzügen mit dem erloschenen Blick machen sollen, aber wie Fräulein Ostens Hand hier und dort Lichter und Schatten hineinzeichnet, gewinnen diese Züge Leben und erzählen Ergreifendes — von diesseitigem und jenseitigem Erleben ...

»Ja, ja,« sagt die alte Dame, als ihr auf ihre Bitte die fertigen Skizzen gezeigt werden, »nicht das Gefäß sein Hauptsache — Hauptsache der Geist. Haben der Geist wohl fassen können hinter der erdenstaubige Mantel ...«

Sie sieht nicht mehr so unscheinbar aus, wie sie das sagt. —

Eine Woche darauf kommt ein Telegramm von Ralph Stanton: »Erlaube mir die Damen Mittwoch zu begrüßen.« Mittwoch! Das ist nach drei Tagen!

Also, er kommt wirklich! Brigitte fühlt sich etwas nervös. Sie meint, weil Sigrid zuviel Vorbereitungen machen will. Muß er sich nicht einbilden, sie empfinge ihn mit ganz besonderen Erwartungen? »Ach, bitte, laß das,« sagt sie mehrere Male. Und Herta trällert so vergnügt und viel. Das muß sie ihr auch etwas verbieten. Schließlich: geht es Herta oder sie an, wenn dieser Amerikaner kommt? Man wird noch sehr sehen, was an ihm ist, und wie man sich zu ihm stellt. —

Und dann ist der Mittwoch da, und sie stehen einander gegenüber. Sigrid hat ihn erst im Flur begrüßt und ihm nach einigen herzlichen Worten zugeflüstert: »Take care!« Da ist er etwas befangen eingetreten, aber das war vielleicht gut. Wie jung er aussieht! denkt Brigitte, und ihre Silberfäden fallen ihr ein. Auch sie begrüßt ihn etwas befangen, und das haucht eine zarte Röte über ihre Wangen und macht auch sie viel jünger.

Seine Augen strahlen auf, und er reicht ihr beide Hände. »Miß Brigitte ... Miß Osten, oh, wie bin ich froh und dankbar, daß ich dies erlebe ...«

Und dann setzt er sich ihr gegenüber, und sie sind mittendrin in alten Erinnerungen ... Ja, sind sie so alt? Mr. Stanton weiß lebhaft zu erzählen, er spricht auch gut Deutsch, und Brigitte fühlt sich erwärmt, wird selbst lebhaft, und die sie entzückend kleidende Rosenröte der Wangen hält lange an. —

Nachher zeigt sie ihm auf seine Bitte ihr Atelier. Er ist voll Bewunderung. Es ist ihr doch angenehm, obgleich sie es sich nicht eingestehen will. Konnte er wirklich Verständnis haben? Soviel sie weiß, ist er Kaufmann, und daß in seiner Bildung auch Erziehung zur Kunst eingegliedert gewesen sei, möchte sie bezweifeln. Aber sein Urteil ist treffend und nicht gewöhnlich. Das nähert ihn ihr schon etwas.

Sigrid hält sich diskret im Hintergrunde, macht auch gar keine verdächtigen, anzüglichen Mienen und Bemerkungen, bringt nur selbst das kleine Gabelfrühstück ins Atelier, damit das Mädchen nicht störend wirkt. Hertali ist auf diesen Vormittag zu Frau Geheimrat Heidereich beurlaubt. Sie zog trällernd ab, die Locken ihres Bubikopfes schüttelnd. Aber das war nun der Tante gleichgültig. So verlief das erste Wiedersehen über Erwarten gut und günstig. Oder fehlte Brigitte doch etwas? Er ist ein schöner Mann geworden, sagte sie sich, als er sich, diesmal mit Handkuß, von ihr verabschiedet hat und sie im Atelier auf und ab

geht, um innerlich mit ihren Eindrücken ins reine zu kommen. Und sie seufzt dabei. —

Die Tage stellen jetzt große Ansprüche an Brigitte. Man will sich doch täglich sehen — Mr. Stanton ist schließlich ihretwegen gekommen, und man will ihm allerlei zeigen. Ihre Stunden und Abendklassen will Brigitte nicht aufgeben, sie opfert also das eigne Arbeiten am Vor- und Nachmittag. Und sie geht mit Mr. Stanton in die Sezession, die Ausstellung am Lehrter Bahnhof, auch in die neueingerichtete Abteilung der Nationalgalerie im früheren Kronprinzenpalais. Die Museen und dergleichen überläßt sie Sigrid. Und Hertali? Sie ist dringend von Frau Geheimrat festgehalten worden. Sie ist gar nicht zu Tante Brigitte zurückgekehrt, hat ein hübsches, zärtliches, auch gar nicht anzügliches Briefchen geschrieben und einige nötige Sachen durch Geheimrats Mädchen abholen lassen. »Nach einer Woche komme ich«, stand als Postskriptum mit ihren steilen Buchstaben unter ihrem Brief. Brigitte war es recht. Die jungen Augen hätten sie etwas irritiert ...

Und dann ist Herta nach fünf Tagen schon plötzlich da. Ja, das wäre so bequemer gewesen, erklärt sie. Aber sie sieht gar nicht so vergnügt aus wie sonst. Dunkle Schatten umrahmen ihre Augen, die denen Tante Brigittens sehr ähnlich sind, und das feine, kleine Gesichtchen ist bleich.

»Na, was ist mit dir?« fragt Tante Sigrid. Sie besitzt Hertas Vertrauen eigentlich mehr als Tante Brigitte, vor der Herta bisweilen eine leichte Scheu fühlt. Herta will erst nicht recht mit der Sprache heraus, dann fällt sie der Tante Sigrid um den Hals und schluchzt: »Paul Heidereich hat sich doch mit Elsa Holtemann verlobt! Was ließ er mich glauben, daß ich ihm etwas bedeutete!«

Sigrids mitfühlendes Herz ist mit erschüttert. »Das hätte ich ihm auch nicht zugetraut. Er hat wohl das alte Rezept angewandt, den Gegenstand seiner Liebe etwas eifersüchtig zu machen. So sind die Männer!«

Sigrid pflegt sie im allgemeinen nicht so gering einzuschätzen, aber dies ist jedenfalls kein hübsches Benehmen, noch dazu einer Jugendgespielin gegenüber. »Was sagt denn die alte Frau Geheimrat dazu? Ich glaube, sie hätte es gern gesehen, wenn es Ernst zwischen euch geworden wäre.«

Herta nickt noch unter ihren Tränen. »Darum behielt sie mich wohl. Sie sah nicht sehr glücklich aus, als sie es mir mitteilte, und hat mich beim Abschied sehr herzlich in ihre Arme geschlossen.«

»Sag', Kind ...« Tante Sigrid sieht ihr tief in die Augen. »Hast du den Paul eigentlich richtig liebgehabt?«

»Ich ... ich glaubte es ... Gern hatte ich ihn ja immer.« Herta umarmt die Tante wieder. Es ist aber doch, als habe die Aussprache sie etwas erleichtert. Sie trägt den Kopf wieder höher, und die Augen mit den großen Pupillen gewinnen wieder den alten Glanz.

Zum Mittag wird Mr. Stanton erwartet, da hilft sie denn Tante Sigrid alles fein vorrichten und bügelt sich noch das weiße Kleid frisch auf.

Brigitte und Mr. Stanton durchwandern die Ausstellungsräume am Lehrter Bahnhof. Es ist nicht viel drin, was sie des Ansehens wert hält, aber ein paar Sachen von ihr sind auch darunter, und derentwegen hat Mr. Stanton hingehen wollen. Es interessiert ihn übrigens manches, ihr Geschmack stimmt augenscheinlich doch nicht in allem überein, und Brigitte wird dazwischen etwas ungeduldig, weil er oft längere Zeit vor einem Bilde stehenbleibt. Meist pflegen doch die Herren im Eilschritt derartiges abzumachen: hier und dort ein rascher Ausblick — rasch das Bedeutendste erfaßt — und weiter. So machte es Benedikt ...

Aber dieser Eindruck verliert sich wieder, als sie in Brigittens gewohntem Tempo durch den Tiergarten heimwärts schreiten. Ralph Stanton ist ihr doch sympathisch. Er erzählt gut, sie hört ihm gern zu — seine Stimme klingt weich und warm in ihr nach. Sie mag seinen elastischen Gang, die Bewegungen seiner Hände, die aristokratisch fein und gepflegt und dabei ausdrucksvoll sind. Den Kopf möchte sie malen. Es ist ein Charakterkopf, ganz anders als Benedikt, aber er hat seinen eignen Reiz ... Seltsam, von seinen Gefühlen für sie hat er noch gar nicht gesprochen. Ist es ihm noch Ernst damit? Es wird Brigitte plötzlich fröstelnd kühl, und doch ist es heute ein ganz besonders warmer Herbsttag. Die Sonne strahlt vom wolkenlosen Himmel, der fast in italienischem Blau erglüht, und die ganze bunte Pracht des Herbstes tut sich vor ihnen auf. Und doch! Es zittert ein Hauch von Vergehen, von letzter Schönheit in der Luft, und es durchdringt Brigitte ... Steht sie nicht selbst im Herbst des Lebens? Und will nach den Blüten des Sommers greifen?

»Verzeihen Sie, Mr. Stanton,« sagt sie plötzlich. »Wie alt sind Sie eigentlich?«

Er lächelt. »Vierzig, Fräulein Osten. Ja, das ist beginnender Herbst, nicht wahr?« Er nimmt seinen Hut ab. Sein dunkles Haar zeigt keinen grauen Schimmer. Es ist leicht gewellt, er trägt es in der Mitte gescheitelt. Er sieht entschieden jünger aus als vierzig. Ein paar vorübergehende elegant gekleidete junge Damen sehen ihn mit sichtlichem Wohlgefallen an. Brigitte durchschauert es wieder. Ist sie nicht viel mehr Herbst als er? »Liebe!« ist ihr zugerufen worden. Nun wohl, es bleibt dem Herbst nicht viel Zeit fürs Lieben. Rasch muß es gehen, denn rasch sinkt die Schönheit des Herbstes hin — wie jene welken Blätter, die lautlos niederfallen. Verklungen, vergessen ... Aber sie haben doch einst einen Lenz und Sommer gehabt. Und sie ...?

»Fräulein Osten, Sie sehen plötzlich so ernst und traurig aus,« sagt Mr. Stanton teilnehmend. »Kommen Ihnen Herbstgedanken, wo ich von mei-



August Böcher: Prozession in Überlingen

nem Alter sprach? Ist nicht der Herbst die Zeit der Ernte? Man muß oft neue Scheunen bauen, all den Reichtum einzubringen. Das erhält jung. Oh, der Herbst hat nicht nur Schönheit, er hat Gaben die Fülle, und er kann von langer Lebensdauer sein — erleben wir das nicht eben?«

Brigitte muß unwillkürlich lächeln. Hat er ihre Gedanken gelesen? Aber es wird ihr wieder warm unter seinem warmen Blick. Wenn er sie jetzt fragte? Doch sie sind nicht mehr weit von ihrer Wohnung, und — ach! — da begegnen ihnen Frau von Talberg und Lila ... Man begrüßt sich, Brigitte muß vorstellen ...

Beide Damen sehen interessiert auf. Brigitte ärgert sich, daß sie rot wird wie ein Schulmädchen. Sie werden doch nicht am Ende an die Botschaft vom Mars denken! Gott sei Dank! Sie wissen den Namen nicht ...

»Und unsre liebe Ljubow Iwanowna hat bei Ihnen Modell gesessen? Ja, sie ist wohl groß in ihrer Anpassung an die Verhältnisse. Nun, ich hoffe, daß es mir mit der Übersetzung ihrer Werke gelingt, dann kommt sie hoffentlich aus den Sorgen heraus. Sie wollen wohl nicht zuhören? Ich lese nächstens einige fertige Kapitel vor, die besonderes Interesse haben. Großartige Beschreibungen der schwarzen und weißen Magik,« sagt Frau von Talberg.

Brigitte dankt flüchtig, und man verabschiedet sich. —

»Du,« flüstert Lila der Mutter zu, als sie außer Hörweite sind, »ich glaube bestimmt, das ist der Ralph aus der Marsbotschaft. Wäre das nicht interessant? Da hätte Ljubow Iwanowna wieder richtig vorausgesagt.«

»Nicht sie, sondern der Geist, der durch sie sprach. Aber wir müssen es Ljubow Iwanowna erzählen.« —

»Darf ich fragen, um wen und wessen Werke es sich handelt?« fragt Mr. Stanton beim Weitergehen.

Brigitte gibt die Erklärung: »Eine alte russische Emigrantin, die unter Einwirkung eines Geistes großartige Jenseitsromane geschrieben haben soll; Spiritistin, die im Hause Frau von Talbergs bisweilen Séancen hält.«

»Oh, wie interessant!« sagt Mr. Stanton. »Könnte man nicht einmal sich das ansehen?«

Das fehlte noch! Brigitte steigt die Farbe wieder ins Gesicht, sie gibt eine etwas ärgerliche Antwort: sie glaube, das gehe nicht. Sie ist verstimmt. Mußten nun diese Frauenzimmer ihren Weg kreuzen! — Aber da sind sie zu Hause. Sie eilt die Treppe voraus, um sich rasch zum Mittag umzukleiden. —

Herta sieht süß aus in ihrem weißen Kleide, ein Kettchen um den schlanken blütenweißen Hals. Mr. Stanton stutzt, als sie ihm vorgestellt wird. Sein Blick wandert von der Nichte zur Tante. Auch Brigitte ist in Weiß, das ihr gut steht, und ihren noch feinen Hals umschließt eine weiße Perlenschnur.

»Aber diese Ähnlichkeit!« ruft Mr. Stanton aus. Alle lachen.

»Wirklich, nun muß auch ich sie zugeben,« sagt Sigrid. »Sonderbar, daß sie einem früher nicht aufgefallen ist.«

»Ach, Unsinn!« erklärt Brigitte entschieden. »Die müßte mein Malerauge doch schon längst entdeckt haben.« Sie sieht Herta prüfend an, fast streng. »Vielleicht die Augen ... ja, Stirn, Nase ... der Mund gar nicht.«

Freilich, Herta hat ein ganz besonders reizendes »Kußmündchen«. Sie ist nun unter den Blicken aller rosig erglüht, aber auch Brigittens Wangen haben sich rosig gefärbt.

»Zwei Teerosen, Knospe und Blüte,« sagt Mr. Stanton, sich lächelnd verbeugend.

Sigrid denkt: Kommt die Ähnlichkeit nicht durch den Zug leisen Wehs, den Hertas erste Lebenserfahrung um ihre jungen, frohen Augen gezeichnet hat?

Herta findet auch bei Tisch nicht ganz ihre gewohnte Fröhlichkeit und Keckheit wieder. Sie ist stiller als sonst und läßt die »Alten« reden. Aber sie lauscht gern Mr. Stantons Stimme. Ob er musikalisch ist? Sie möchte es annehmen. Sie ist selbst durch und durch »Musik«. Sie will Sängerin werden. Singen muß sie von früh bis spät — ja, Tante Brigitte verträgt es nur nicht sehr. Aber sie will lernen — lernen. Gewiß, es findet sich noch eine Möglichkeit — und Paul Heidereich soll es noch einmal bedauern ...

»Fräulein Osten, singen oder spielen Sie nicht auch?« bringt plötzlich diese warme, weiche Männerstimme an ihr Ohr. Gilt das ihr? Nein, Tante Brigitte.

Diese hebt lachend die Tafel auf. »Nein, Mr. Stanton, ich nicht, aber das Dingl da.« Und sie zeigt auf Herta. »Der können Sie kein größeres Vergnügen bereiten, als wenn Sie sie singen lassen.«

Mr. Stanton ist entzückt, und nun stellt sich heraus, daß er wirklich auch selbst musikausübend ist, Klavier spielt und eine schöne Baritonstimme besitzt. Im Wohnzimmer steht ein Klavier, und nun gehen sie beide mit Herta gleich daran, etwas zusammen zu probieren. An Noten ist nicht viel vorhanden, aber doch findet sich einiges. Mr. Stanton setzt sich zum Begleiten hin, und es ziehen die Klänge Schubertscher und Schumannscher Melodien, von Hertas frischer, starker, wohllautender und sympathischer Stimme getragen, durch den nicht großen Raum. Dann soll Mr. Stanton singen. Er hat keine Noten für seine Stimme, aber Herta verspricht, ihn frei zu begleiten, und sie tut dies auch zu seiner vollen Befriedigung.

»Sie sind ja ein Musikgenie!«

»Ich möchte Sängerin werden,« flüstert sie leise. »Glauben Sie, daß ich es könnte?«

»Oh — Sängerin ...?« Mr. Stanton sieht sie lange an. Fast will ein Schatten in seinen Augen aufsteigen. Dann probieren sie einige Duette.

Brigitte ist nebenan in ihr Atelier gegangen, die Tür steht offen. Sie hat sich in einen Sessel geworfen und deckt das Gesicht mit ihren Händen. Sie stöhnt leise — wie vor Schmerz. Sigrid tritt an sie heran. Sie weiß, daß sie sie nicht berühren darf. Was soll sie sagen? Vielleicht weht das alles nur vorüber. Sommerfäden ... Sommerfalter ... flüchtig und kurz. und das tiefe Gefühl, das so lange Treue gehalten hat, steigt wieder siegreich empor ...

»Daß ein Amerikaner so musikalisch sein kann,« sagt sie nur leise und mit einem Versuch, zu lachen. »Seine Großmutter ist, glaube ich, übrigens Kreolin gewesen, daher auch sein dunkler Teint.«

Brigitte schaut auf. Ihre Pupillen sind wieder so groß und dunkel, und es liegt wie Tränen in ihrer Tiefe ... »Immer dasselbe,« sagt sie. »Ich will — und es kommt nie dazu ... Leben ist Leben — ja, aber kommt es zu mir?«

Sigrid blickt teilnehmend auf die Freundin. Und es steigt der Gedanke in ihr auf: Soll sich Leben nur auf uns selbst beziehen? Leben ist Lieben. Heißt das nicht, aus seinem eignen Ich hinausgehen?

Nun folgen Tage, in denen Mr. Stanton seine Aufmerksamkeiten zwischen Tante und Nichte teilt. Er bringt ihnen Rosen, wundervolle, zarte, süß duftende Teerosen. Früchte und Süßigkeiten werden ihnen aus eleganten Läden in seinem Namen zugestellt. Herta freut sich kindlich darüber, aber Brigitte ist es nicht angenehm. »Das ist ihm doch früher nicht eingefallen,« sagt sie, und sie macht ihm Vorstellungen.

Ganz erschrocken blickt er sie an. »O bitte, Fräulein Osten — es hat mir soviel Freude gemacht, und ich dachte, Sie liebten Rosen ... Fräulein Herta wenigstens ...«

»Na, wir lassen uns ja ganz gern verwöhnen,« lacht Sigrid und hilft Herta, die Gaben schön in Vasen und Körbchen unterzubringen.

Dann unternehmen sie einige weitere Ausflüge. Jetzt geht die Initiative von Mr. Stanton aus; er kommt mit dem Auto und bittet die Damen, sich ihm anzuschließen. Ein-, zweimal läßt Brigitte sich überreden. dann bleibt sie zurück. Sie hätte keine Zeit. Und sie schickt Sigrid mit Herta. Was für einen Sinn haben diese Ausfahrten? Man redet kaum ein gescheites Wort. Stanton und Herta necken sich und führen allein die Unterhaltung, sie und Sigrid können auch zu Hause miteinander reden. Das muß Sigrid schließlich zugeben. Und da es nicht modern ist, junge Mädchen zu beaufsichtigen, auch Mr. Stanton alles Vertrauens würdig ist, macht es sich von selbst, daß Herta seine Begleiterin wird und sie nun beide gemeinsam die Bekanntschaft mit den Sehenswürdigkeiten Berlins fortsetzen. Anfangs hat Mr. Stanton lebhaft gegen Brigittens Fernbleiben protestiert, ihr augenscheinliches Sichzurückziehen scheint ihn zu befremden, dann aber scheint er sich drein zu finden, und unmerklich wendet sich sein Interesse immer mehr Herta zu. —

So sehen es die beiden Frauen an, die sie beide mit geteiltem Herzen beobachten. Herta scheint nichts zu bemerken. Sie gibt sich voll dem Augenblick hin, ist entschieden gern in Mr. Stantons Gesellschaft und kommt von jedem Ausgang mit ihm frisch und angeregt nach Hause. Sie musizieren auch wieder viel zusammen. Wenn es Tante Brigitte nicht stört und das Wetter nicht sehr verlockend ist. Aber merken die zwei auch nicht, wie sehr sich die Atmosphäre des Hauses geändert hat? Brigittens Züge tragen oft einen finsteren Ausdruck. Sie grollt innerlich Herta. Braucht die Jugend nur zu erscheinen, um allen Reiz des reiferen Alters erbleichen zu lassen? Warum hält sie sich nicht zu der Jugend, die ihr ansteht? Daß Paul Heidereich sich gar nicht mehr bei ihnen zeigt, fällt ihr wohl auf, sie muß Herta einmal danach fragen. Aber sähe es nicht so aus, als wiese sie sie — aus Eifersucht — in ihre eignen Grenzen? Von Dr. Heidereichs Verlobung, die noch geheim ist, weiß sie nichts. Und ihr Herz ist im Kampf. Wozu das alles? So wunderbar schien sich alles zu fügen — so — fast gegen ihren Willen — fing Ralph Stantons Persönlichkeit an, sie zu fesseln, und nun muß so ein junges, unreifes Ding wie die Herta ihr in den Weg treten und die neugeknüpften Fäden zerreißen! Welch einen Sinn hatte da die Botschaft? Brigitte fühlt sich immer tiefer in ihrem Stolz getroffen, sie ist verstimmt, und sie wird immer abweisender und verschlossener. Sie weist auch innerlich Mr. Stanton immer mehr aus ihrem Interesse zurück; oft denkt sie gar nicht mehr an ihn. Und sie lebt wieder ganz ihrer Arbeit. —

Mr. Stanton bemerkt das endlich. Er sieht sie bisweilen forschend an, und es ziehen Schatten über sein Gesicht. Dann widmet er sich wieder Herta mit neuer Hingebung.

Auch Sigrid hat Sorgen. Sie versteht Ralph Stanton nicht. Und sie leidet um ihn, denn sie hat ihn anders gesehen. Es ist doch eine Untreue gegen sein früheres, so lang gehegtes Gefühl. Ja — so sind die Männer! Aber daß auch er in diese Kategorie gehört, trifft sie nicht nur für Brigitte, auch für ihn — und ihre Seele, die so ganz auf treue, selbstvergessende Freundschaft eingestellt ist, kann sich da nicht zurechtfinden. Um Herta ist es ihr auch leid. Das Mädel weiß doch, daß sie ältere Rechte zertritt. Will sie dem Paul Heidereich zeigen, wie wenig ihr seine Verlobung bedeute? Das ist ein so altmodischer Trick. Ach, wie viele haben sich einst in unseliger Verblendung hinreißen lassen, aus unglücklicher Liebe in un-

glückliche Ehen zu treten. Das heutige Mädel ist klarblickender, denkt man. Sigrid kommen Erinnerungen an eignes Erleben. Sie hat die Klippe vermeiden können, und sie ist nicht verbittert. Sie hat ihr Herz den andern öffnen dürfen, für sie ist Leben — lieben! Und es bedeutet nicht nur die eine versagte, ach, oft so selbstsüchtige, weil fordernde Liebe ...

So gehen die Tage hin. Wie lange bleibt Mr. Stanton noch? Brigitte wünscht, er ginge wieder; selbst Sigrid weiß nicht, was sie wünschen soll. Und Herta —?

Herta steht in ihrem Stübchen am geöffneten Fenster und schaut hinaus. Es ist Nacht. Die Sterne flimmern. Wie ein Zucken geht es durch sie alle. Zuckt nicht auch so das Menschenherz? Und findet schwer Ruhe ... Dort oben steht der Mars. Paul Heidereich hat ihn ihr gezeigt. Er ist wirklich rötlicher als die andern ... Ja, sie hat heute Ralph Stanton von der Marsbotschaft erzählt ... War es, weil er im Begriff schien, ihr von Liebe zu reden? Nein, er liebt doch wohl Tante Brigitte ... Oder sie beide? Ja, da kann sie ihm nicht helfen ... Aber er hat sehr ernst ausgesehen, als sie es ihm sagte.

»Seltsam — seltsam —« wiederholte er immer wieder. »Fräulein Herta,« hat er gesagt, »können Sie verstehen, daß in der Seele zwei Bilder so ganz zusammenschmelzen, daß sie zu einem einzigen werden, das sie ganz erfüllt? Als ich Sie sah, Fräulein Herta, war mir, ich erblickte meinen Jugendtraum von Ihrer Tante vor mir. Sie war ja damals, als ich sie kannte, nicht mehr so jung wie Sie, aber sie hätte in noch jüngeren Jahren so aussehen können. Ich habe sie wohl auch immer in meinen Gedanken idealisiert, sie war eben für mich der Inbegriff alles Zarten, Weiblichen, Hohen ...«

»Ich bin nicht ganz zart und nur weiblich, Mr. Stanton,« hat Herta ihn lachend unterbrochen.

»Sie sind Sie, liebe Herta,« hat er gesagt und mit warmem Blick ihre Hände erfaßt. »Aber Ihre Tante ist eine reife Frau, ein Charakter, der in sich fertig scheint, der seinen eignen Weg gefunden hat und gegangen ist, der sich im Schritt schwer einem andern anpassen mag ...« Er hat etwas gestockt und dann fortgesetzt: »Ich habe sie mir vielleicht doch ein wenig anders vorgestellt. Und doch, ich gebe zu: wäre ihr junges Abbild in Ihnen mir nicht so berückend, meiner Sehnsucht entsprechend, vor mich getreten, ich hätte es gewagt, sie zu bitten, ihre Hand in meine zu legen und es zu versuchen, den Rest unsers Lebensweges zu zweien zurückzulegen ...« Er hatte aufgeseufzt. »Jetzt weiß ich nicht, ob ich es darf. Nicht nur, weil sich Ihrer Tante Bild in meiner Seele mit dem Ihrigen deckt, Fräulein Herta — es ist mir aber auch, als sei in ihr für mich alles Interesse erstorben — als denke sie nicht mehr an mich ...«

»Sie wird mir gram sein, daß ich Sie von ihr fortgelenkt hatte,« hat Herta gesagt. »Tante Brigitte liebt nur, wo sie geliebt wird.«

Gedankenvoll hat Mr. Stanton vor sich hingeblickt. »Ich tat wohl unrecht, mich dem Reiz Ihres Wesens und dem Zusammensein mit Ihnen so hinzugeben, Fräulein Herta. Aber es geschah anfangs wirklich wie unter der Suggestion, Sie wären beide eins. Dann freilich löste sich allmählich das eine Bild vom andern ... und nun ... ich kann es nicht leugnen, Fräulein Herta: das andre ist verblaßt, und das eine, das Ihrige, steht — wie in Flammen getaucht — in meiner Seele.«

Ralph Stanton hat sie angesehen mit einem Blick, der Herta durch und durch gefahren ist. Erschreckend hat sie beide Hände vors Gesicht gehoben. Traurig hat sie seine Stimme sagen hören: »Sie können mich natürlich nicht lieben, Fräulein Herta — wie muß ich Ihnen untreu, ja unehrenhaft erscheinen! Welch ein Vertrauen könnten Sie zu mir haben? Und doch, ich liebe Sie, liebe Sie mit der ganzen Kraft meines ganzen Seins; liebe Sie um Ihrer selbst willen, um Ihre goldige Frische und Jugend, um Ihre Aufrichtigkeit und Ihre Gaben — um Ihre Schönheit ... Und liebe Sie um der Erinnerung an Ihre Tante willen ...«

»Aber Tante Brigitte lebt und will noch ihr eignes Glück, das ihr versprochen ist,« hat Herta ausgerufen. Sie hat mit ihren Tränen kämpfen müssen, denn seine weiche, warme Stimme hat so ganz eigen nach ihrem Herzen gegriffen. Ja, wirklich, sie hat es physisch an ihrem Herzen gespürt. Aber will sie denn an Tante Brigitte ein Unrecht tun? Mag er lieber denken, daß sie ihn nicht lieben kann. —

So sind sie voneinander geschieden. Es blieb noch was ungesagt. Er hat ihre kalten Hände geküßt — die seinigen waren noch kälter —, und dann mußten sie rasch zum Mittag nach Hause laufen. Leise hat es zu regnen angefangen, alles sah so grau und verschleiert aus, die Menschen hasteten — so ohne Schirme. Herta ist sich auch so schirm- und schutzlos vorgekommen, und doch ging neben ihr einer, der sie beschirmen und beschützen wollte ...

Herta schauert zusammen. Es kam soviel Kälte durchs Fenster. Sie schließt es und bricht davor zusammen und schluchzt laut auf. Was soll sie? Was darf sie? Jemand muß sie tödlich betrüben. Tante Brigitte oder Ralph Stanton. Ach Gott — lieber Gott!

So findet sie Tante Sigrid, die auch nicht schlafen kann. Und da hat Herta alles herausschütten können — ihr Weh und ihre Sorge und — und ... Tante Sigrid streicht ihr liebkosend über den blonden Bubenkopf. Leise fallen ihre eignen Tränen auf ihn. Aber sie muß stark sein — um ihrer aller willen ...

»Aber die Botschaft vom Mars muß doch ganz in Erfüllung gehen, wenn es schon soweit gekommen ist,« sagt Hertali unter ihren Tränen.

»Muß sie das? Ja, ja, wenn es schon soweit gekommen ist — nur vielleicht in etwas andrer Art ...« Tröstend küßt Sigrid Herta. »Sei ruhig, Liebling! Über den Mars- und andern Geheimnissen waltet einer, der größer und weiser ist, als wir es verstehen können — und der unsre Herzen und Wege lenkt.« —

Am andern Vormittag hat Sigrid mit Brigitte gesprochen. Ihr alles erzählt. Und Brigittens inneren Kampf mitgefühlt, aber auch gewußt, daß sie Siegerin bleiben würde. Dann hat sie Brigitte allein gelassen, denn sie weiß, daß Seelen wie die ihre nur allein mit sich fertig werden.

Als Brigitte Sigrid wieder gegenübertritt, ist sie bleich, aber ruhig, und ihre schönen Augen haben einen ganz eignen Glanz. Sie bittet Sigrid, bei Mr. Stanton anzutelephonieren, er möchte am Abend herüberkommen, sie sei frei; es war dies nicht verabredet gewesen. — Beim Mittag gleitet ihr Blick prüfend, aber gütig über Hertas noch erhitztes Gesichtchen — sie hat wieder so viel weinen müssen — über sich diesmal, denn: hat sie nun Paul Heidereich geliebt oder liebt sie Ralph Stanton? — Man unterhält sich aber ruhig, als läge nichts Beängstigendes in der Luft.

Abends kommt Mr. Stanton. Er ist auch sehr bleich — bei seiner dunklen Hautfarbe wirkt es fahl. Er hat die Nacht nicht geschlafen — er hat mit sich gehadert und fast mit der Botschaft vom Mars, so lächerlich es ihm im Morgengrauen selbst erschienen ist. Er muß nun ein Ende machen. Aber wie? Könnte Brigitte ihn lieben und ihm seinen kurzen Traum verzeihen, in dem doch auch sie gestanden hat, wollte er seine Hände unter ihre Füße breiten und sie glücklich zu machen versuchen.

Brigitte hat Herta geschickt, ihr weißes Kleid wieder anzuziehen. Jetzt? Am kühlen Abend? Aber es ist doch im Wohnzimmer und Atelier geheizt worden. Brigitte reicht ihr auch zwei Rosen, zwei selten schöne, zarte Teerosen, die soll sie in ihren Gürtel stecken. Herta schüttelt das Köpfchen verwundert, gehorcht aber. Auch Brigitte ist weiß gekleidet wie damals — auch sie trägt Rosen im Gürtel — solche, wie sie Herta gegeben hat.

Als Mr. Stanton eintritt, stehen die beiden weißen Gestalten nebeneinander. Ruhig, gefaßt, lächelnd die eine — die andre etwas erschrocken und fragend. Die gute Sigrid hat Tränen in ihren Braunaugen.

»Mr. Stanton,« sagt Brigitte und faßt nach seiner und Hertas Hand, die sie zu beider Überraschung ineinander legt. »Ein Zug des Herzens hat Sie hergeführt.« Sie lächelt. »Auch Herzen irren bisweilen ... Aber wir müssen dankbar sein, wenn wir beizeiten ihren Irrtum erkennen ... Hier ist Ihnen ein andres Glück erblüht als das, wonach Sie ausgezogen sind — unsre Sehnsucht malt uns ja immer etwas andres vor, als was die Wirklichkeit uns zu schenken bereit ist. Freilich empfangen Sie etwas Schöneres. Wem sich die Jugend schenkt, der wird selbst jung ...

Nehmen Sie hier mein Paten- und Pflegekind, über das auch ich Verfügung habe — dessen junges Herz dem Schlag des Ihrigen entgegenschlägt, und — machen Sie es glücklich!«

Brigitte beugt sich über Herta, die wortlos schluchzend an ihrem Halse hängt, und küßt sie, dann reicht sie Mr. Stanton die Rosen aus ihrem Gürtel. »Zur Erinnerung ...« sagt sie.

Mr. Stanton weiß sich kaum zu fassen. Er küßt Brigitte immer und immer wieder die gütigen Hände, die nun alles Glück in sein Leben legen. Dann zieht er Herta leise an sich. »Darf ich? Darf ich wirklich?«

Und als sie ihr Köpfchen an ihn schmiegt, küßt er ihr Haar und ihre Stirn und ihre kleine feste heiße Hand. »Liebst du mich?« flüstert er leise.

Und sie nickt und sieht strahlend zu ihm auf. Jetzt weiß sie es! »Tante Sigrid, Tante Sigrid!« ruft sie dann.

Und Tante Sigrid nimmt glücklich mit ihnen allen an ihrem Glück teil. —

»Aber die Marsbotschaft?« fragt Herta im Laufe des Abends. »Was werden die alte Frau Arzebyschéwitsch und Frau von Talberg sagen?«

»Sie ist doch erfüllt — vielleicht in höherem Sinne,« sagt Tante Sigrid und blickt stolz und froh nach dem Atelier hinüber, wohin Brigitte gegangen ist.

Brigitte steht vor Benedikts Bild. »Sagtest du mir: Leben ist Leben — liebe!? Tat ich deinen Willen nicht? Ich meine, drüben bei seligen Geistern gilt Liebe — wie ich sie jetzt verstanden habe ...«

Abend

Erde, du dunkelrinnender Schaum,
Der mich so mühte,
Abend fällt, Traum kommt aus Traum,
Die Seele steht in Blüte.

Fern vertost, was tosend war,
Tröstend werden die Welten —
Und aus Fahrt und dumpfer Gefahr
Wölken Feierlichkeiten.

Gustav Schüler

Vom goldnen Ehering

Von Paul Steinmüller

Der Zwiewuchs

Die Sonderart

Oft hörte ich junge Hochzeiter ihre Lebenshoffnung aussprechen: ewiges Umarmen, wortloses gegenseitiges Verstehen, Ineinanderfließen zweier Ströme; endlich goldenes Abendrot.

Ist es das? Wäre es so, es wäre nicht gut. Die Ehe ist kein Abschluß, sondern ein Beginn, kein Gewordensein, sondern ein Werden, keine Erfüllung, sondern eine Aufgabe. Sie ist vielleicht die schwerste Aufgabe, liebste Frau, die Gott dem Menschen stellt, daß zwei, die verschieden sind in Blut, Seele, Geist, sich zu einer Einheit entwickeln sollen, jedes, getreu seiner Eigenart, wachsend; beide einander befruchtend, bis sie wie Kern und saftige Labe zu einer süßen Frucht geschlossen sich in Gottes Hand legen.

Ach, wären es die Gegensätze der Geschlechter allein: hier instinkthaftes Erfühlen, dort das Ergrübeln; hier das Ahnungsschwere, dort das vernunftgemäß Erfaßbare! Doch das Zusammenleben erst bildet Mängel und Schwächen aus. Keime, die vielleicht im Dunkel verkümmert wären, werden jetzt zur Entwicklung gereizt. Der Rausch, den das Körperliche erregte, verfliegt, und die Kräfte zweier Wesenspole beginnen ihr ernstes Wettspiel, in dem der Sieger bleibt, dem die größere Anmut des Geistes eigen ist.

*

Wie fein klang das Lied vom guten Kameraden! Im gleichen Schritt und Tritt! Wie schwer lernen sie jetzt, daß das Schritthalten mit dem andern sehr schwer ist, weil in jedem Werk eine andre Unruhe ist.

Weißt du, es kommt nicht darauf an, daß zwei die gleiche Meinung haben. Aber das ist bedeutsam, auf welche Art sich eine Meinung der andern anpaßt. Die Kunst des Nebeneinander und Miteinander und Füreinander ist die eigentlich eheliche Kunst. Dumpf und unerträglich wird die Luft einer Ehe, in der jede Sonderart erlischt, da nur einer Former und nur einer Stoff ist. Schlimm ist es in solchem Mißverhältnis für die Frau, wenn ihr Wachstum abgeschnürt wird, noch schlimmer, wenn sie die Herrschende ist. Achtung des einen vor der Eigenart des andern wird stets das Kennzeichen des rechten Bundes sein. Sie sucht nicht das Ihre, sondern das des andern ist.

Wir nennen das Liebe.

Das Auftun der Augen

Lasest du das rätselhafte Wort in unserm ehrwürdigen Buch: Da wurden beider Augen aufgetan und wurden gewahr, daß sie nackend waren? Dann wirst du wissen, daß sich in jeder Ehe die Stunde wiederholt, die das Geschick des Paares in dem verlorenen Garten entschied: die große Offenbarung, die Erkenntnis.

Du und ich und jeder trägt in seiner Seele etwas, das er als Makel empfindet, und das wir vor andern verbergen. Aber nicht jede Stunde ist gut behütet, und was die Liebe nicht bekennen mochte, entreißt uns der Zorn: das Häßliche unsers Wesens wird offenbar.

Dann erst zeigt sich, ob deine Liebe überwindende Kraft hat. Bleibt er der Hohe, ob er sich auch in kleinlichem Gebaren verlor? Bleibt sie die Hehre, obgleich die Selbstsucht sie so tief vor dir erniedrigte?

Es ist ein Kampf um das Ideal wider Alltag und Wahrheit, es ist das Einstellen auf eine neue Perspektive, was jetzt anhebt. Die Ehe verliert das melodramatische Eigentümliche der ersten Wochen. Jedes lauscht auf die Klangfarbe der Worte des andern; der Unterton der Rede wird plötzlich bedeutungsvoll. Jedes prüft Helle oder Verschattetsein der Mienen, Hast oder Gemessenheit der Gebärden; man liest zwischen den Zeilen. Da eins die Seele des andern nackt sah, ist etwas in ihm aufgeschreckt, das vorher schlief, eine Angst vor dem, das noch kommen kann.

*

Warum bange sein? Warum verzagen? Diese unbeherrschte Leidenschaft des Mannes, diese enge Empfindlichkeit der Frau sind die Wüsten deines Weges, die du in fruchtbare Landschaften wandeln sollst, sind Steine, die überwunden sein wollen. Der Zwiewuchs vollzieht sich nur dann naturgemäß, wenn Äste abgestoßen werden, ohne daß ein Sturm sie bricht.

Eines Menschen Seele in seinen Händen tragen, das ist nicht anders, als einen hochedlen Stein am Finger halten, ihn hüten, daß er nicht aus der goldenen Fassung bricht, ihn in das Licht heben, daß alle Facetten die himmlischen Strahlen empfangen.

Das ist der Anfang großer innerer Not, daß Frauen den Mut verlieren, dem Guten im Mann bedingungslos zu vertrauen. Um diesen Glauben mußt du kämpfen, dies Vertrauen als höchstes Gut festhalten.

Nein, die Ehe ist nicht das Grab der Liebe, sie ist das Grab der Selbstsucht. Wem Liebe nur Selbstsucht war, der mag an ihr vergehen!

Das segnende Walten der Frau

Unberührt von den Schatten wandernden Gewölks bleibt doch der Dank an die liebste Frau, von der fortwährend ein stilles Segnen auf den Mann ausströmt.

Diese Treue im kleinen, die sie lächelnd übt, wenn auch ihr Leib beschwert ist, wenn auch ihr Gang gehemmt wird von unbehilflichen Jähr-

lingen, die sich an ihr Kleid hängen; dieses Denken, wie sie spare und zuträglich baue, das wie eine nestrüstende Schwalbe von Töpfen und Nadelwerk in die Weite fliegt; diese Unermüdlichkeit im Kleinkram, der tausendmal das geregelte Tagestun zerpflückt — ja, auch daran denke ich.

Doch der Dank für dieses alles wird zur demütigen Freude für den Mann, dem die Frau Engeldienste geleistet. Sie ist wissender als der Mann, und sie ist erbarmungsreicher, darum weiß sie um seine Not, ehe er sie ausspricht. Die Seufzer, die ihm nächtlich die Sorge auf seinem Lager entpreßt, die Ängste, die ihn in seinem Zimmer aufjagen, drängen sich in ihren Schlaf. O, er ist zu stolz, sich zu offenbaren, aber sie weiß, warum die Speise auf seinem Teller bitter schmeckt.

Unaufhörlich strömt ihre Mitleidskraft auf ihn ein, stützt ihn und baut ihm Stege, daß er ihr entgegenkomme. Und findet er endlich das Wort, das sein Inneres entriegelt, so wird sie zur himmlischen Trösterin, die statt Zorn Güte schenkt. In dem verwickelten Knäuel entdeckt sie das Ende des lösenden Fadens, und wenn sie vor den Widersacher tritt, so ist es, als ob Gott zu ihm rede.

Lasset die Fremden und Fremdanbeterinnen zahme Ziervögel in goldenem Gehäuse sein, die für vollen Futternapf und Hege sich schmücken und singen. Des deutschen Mannes Genossin ist die Hausfrau, Helferin seiner Arbeit, Teilhaberin seiner Sorge. So ist der Weiser ihres Wesens gerichtet.

Der Wille des Mannes

In alten deutschen Weistümern ist die Stellung des Mannes bezeichnet: »Heldenhand hält besser Schwertgriff als Schwengelholz.« In dem Worte klingt mehr Adel als in des Weibes Schicksalsspruch: Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein! Doch besagt er das gleiche.

Ihr Frauen nehmt es als natürlich auf, daß der Mann, dem ihr euch gesellt, den Weg vor euch austrete durch Sand und Schlick und wuchernden Dorn. So wird es bleiben trotz der wunderlichen Evangelien einer sterbenden Kultur, und die es nicht wollen, werden unfroh sterben.

Aber töricht ist der Mann, der sein Mannestum mit Eigensinn und Härte behauptet und Turm auf dem Berge sein will, um die Gegend zu beherrschen; der mit überlegener Klugheit eine Unmündige zu erziehen trachtet und im Alter der Nörgler über Kesseln des Herdes und Schränken der Stube wird. Macht sich zum Narren des Schwengelholzes, der sich als Meister fühlt und doch der ewige Lehrling bleibt. Manches feine Gefäß, das hinter gläserner Wand edlen Trank birgt, zerbrach in so täppischer Hand.

Töricht ist es, von einer Gleichheit zu schwatzen, von der die Natur nichts weiß. Es gibt keine Gleichheit an sich. Doch alles Ungleiche ist da, daß es sich zu Gleichem verbinde.

Ärmlich und unfruchtbar wäre Mannesrat und Mannestat, würde es nicht geläutert durch den Einfluß einer edlen Frau. Was helfen alle Ideen, wo kein Ideal ist? Und ob er sich dessen bewußt wird oder nicht — sein Schaffen bedarf des geheimen Widerstandes, den das andersgeartete Wesen der Frau schafft. Und oft erwächst eben dadurch das Beste in ihm.

Willst du Turm auf dem Berge sein, so sei es. Aber laß den grünen Wald um dich wachsen, daß sein schattiges Geäst dein kahles Gestein umlaube und du selig in sommerliches Grün versinkst.

Der Zwiewuchs der Frau Welt

Laßt die Lästervögel krächzen: Es gibt mehr brüchige als glückhafte Ehen in der Welt! Laßt sie immerhin rufen; und warum wollt ihr sie Lügen strafen? Weite Wege muß die Menschheit wandern, ehe sie vom Trug der Frau Welt genesen kann, und vielleicht überwindet sie ihn nie.

Gar fein hörte ich die Geigen beim Mahl klingen, wenn Geld und Glanz Hochzeit hielten. Wie schwatzten die Gäste, und wie posaunten hohe Reden, wenn der Wein das Blut wärmte!

Alles verläuft herrlich, bis der Zwiewuchs beginnt, eins das andre stößt, eins am andern sich reibt. Dann bilden beide nicht *eine* Krone, sondern zwei Wipfel, und diese wachsen *von*einander, nicht *in*einander.

Vom Zwiewuchs, der Zwie-Tracht ist, wissen die Lästervögel sattsam zu sagen, und auch von den Wüsten, die sich hinter den Flitterwochen auftun. O, sie haben gelernt, den Schein zu wahren, und ihre Reden im Kreis der andern klingen friedlich.

Aber nur nicht allein sein, denn das bedeutet Wüste! Freude, nach der uns alle hungert — wo ist die? So gehen sie hin und kaufen die gewürzten Schaumkuchen der Lust, die süß am Gaumen zergehen, aber bitteren Nachschmack haben.

*

Wär' es nur dies, daß alle, die einem Irrtum anheimfielen, nun auch die gähnende Leere ihrer Kammern hüten müßten — man könnte es Schicksal nennen. Doch die Kühle dieser friedlosen Häuser geht wie ein Frosthauch durch Land und Volk, und wo die Ehe krankt, da siecht das Volk.

Aus diesen Ehen erwächst die Geselligkeit mit dem geistlosen Geschwätz über alles und jedes. Sie sind der Köder für die Abenteurer, die stets für die Zersetzung eine besondere Witterung haben. Sie sind der Flugsandgrund für die Pfeiler einer Kultur, die Treue und Glauben verdächtigt und der Liebe die Narrenkappe über die reine Stirn streift, da sie Liebe heißt, was nur Trieb ist.

Diese Fälschung der Gefühle, dieses Dulden des Halbwertigen und Vorliebnehmen mit Unechtem geht aus den Ehen, die keine sind, in das Volk. Das ist der Fluch, der am goldenen Ring haftet, wenn Menschen in berechnender Gier nach ihm greifen.

Des Lebens goldner Saum

Glück

Wirst du nie zur Ruhe kommen, du ungestümes Verlangen nach Glück! Besänftigt dich wirklich erst das Leben, wenn es seinen abendgoldenen Saum webt und wir von den Wiesen der Herbstzeitlosen aus über den Rand der Zeit blicken?

Ja, spät, oft zu spät erst lernen wir, daß Glück etwas ganz andres ist, als wir es dachten, etwas viel Höheres als Wohlleben und bloßes Gelingen. Glück hat nichts mit Gold und Besitz zu schaffen; Glück ist der Ruf aus der verlassenen Heimat, nach der wir heimlich verlangen; Glück ist Heimkehr und nicht mehr.

Und wie die Luft den Klang der Stimme trägt, so trägt nur eins das Glück uns zu: die Liebe.

Als du in mir die Liebe wecktest, liebste Frau, ward es mir zur Gewißheit, daß ich mit dir glücklicher sei als ohne dich. Und ich fand weiter, daß der Mensch nur in dem Maße glücklich ist, als er liebt. Erfolg, Ehre, Besitz? Ach, schweigt mir davon! Das Beste an meinem Werk kam nie aus mir selbst, nur aus der Liebe zu dem andern.

*

Paar um Paar folgt dem einladenden Ruf. Aber die meisten kommen ohne die Blume Nimmerweh auf die Wiese der Herbstzeitlosen, und alle bekennen, sie sei schwer zu finden.

Ist es unmöglich, den Suchern den Ruf zu deuten? Lernt es keins vom andern, daß das Glück kein Geschenk, sondern eine Aufgabe ist, daß glücklich sein nicht empfangen, sondern darreichen heißt?

Wer die helle Stube liebt, muß die Lampe putzen. Wer die Freude zu Gast ladet, muß ihr den Sessel an das Feuer rücken. Keiner wird glücklich ohne sein Zutun. Glücklich wird nur, wer glücklich macht.

Das ist der Grund alles Unglücks: Zu viele sind da, die mit Honig den eignen Becher süßen wollen und dem andern nichts übrig lassen; es gibt zu viele, die sich lieben lassen, aber nicht lieben.

Sieh, liebste Frau, dem Ruf lauschen und ihm ein wenig nachlaufen und uns seiner gelegentlich freuen, das taten wir längst. Aber das Wissen, daß er Glück ist, das fanden wir erst am Saum des Lebens.

Schicksal

Nichts verbindet die Menschen inniger als gemeinsam getragenes Leid. Nur Geringwertige vermag es zu trennen. Alle Geschehnisse verlieren im vereinten Erleben etwas von ihrer Herbigkeit, und auch der Schmerz erhält eine seltsame Süße, wenn seine Frucht reift. Alle Fugen und Risse schließen sich nur unter dem Druck.

Und dennoch — das Schicksal der Ehe ist das nicht allein, daß Mann und Weib wie Telamone und Karyatide die Nacken gegen äußere Lasten stemmen. Unser eigentliches Schicksal tragen wir mit der Erbschaft des Blutes in uns.

Blut, du purpurner Strom, auf dem der Nachen der Seele gleitet, welche Rätsel schließt du in dich! Urvätergelüste, die der Tod nicht auslöschte; alte Flüche, die immer wieder aufzucken; Schmerzen sorgender Altermütter und sündhafte Ängste gebrochener Väter. Alles das wirkt fort und mischt sich auf seltsame Art mit Neuem und wächst und gebiert.

Da wir uns verbanden, liebste Frau, nahm ich Schuld und Freuden deines Geschlechts auf mich und du die des meinen. Und du und ich sollen tragend ein Neues bilden und erlösen durch Liebe.

Was im Morgenland jeder Bettler weiß, das wissen wir nicht mehr: dieses Erdenleben ist nur eine geringe Wegstrecke zur Höhe, und wir reisen im Leben zum Leben, bis wir alles in allem sind.

*

Was kann im Bund des goldenen Ringes nicht zum Schicksal werden, wenn es aus dem Dunkel des Blutes auftaucht und als ängstigender Spuk in verborgenen Treppenwinkeln lauert!

Dankbar aber sollen alle sich des gemeinsamen Feierabends freuen, an denen das Schicksal im sanften Säuseln vorüberging, denen es nicht als zerstörender Wirbelsturm kam, wie ihn Dante in der Hölle der Leidenschaft sah. Denn Frauen gibt es, die ihre Bestimmung zu entdecken glauben, nachdem sie gefreit sind. Und Männer gibt es, die im Spiegel der Hexenküche das Mädchen erblicken, nachdem sie die Frau erwählt haben.

Der Weg der Zeit ist vom Sturm der Leidenschaft verwüstet, und was Wunden trägt, ist ohne Zahl. Danken, daß das Schicksal vorüberging — wer tut das? Dankbar die Stirn neigen, wenn es schlug — wer kann das?

Die Wandlung zur inneren Schönheit

Ruhevoll senkt sich der goldene Staub, der über der heimkehrenden Herde schwebte, wieder zur Erde, und nun sehen wir den Abend in froher feierlicher Pracht. Die laute, lärmende Unruhe erscheint gesänftigt, jetzt, da der Tag bald seine flammende Fackel zur Erde senkt.

So und nicht anders ist es, wenn sich die sinnliche Zärtlichkeit der Gatten in ein geistiges Aneinanderschmiegen wandelt und das Bräutliche in neuer Gestalt der Unrast des Lebens entsteigt. Wie wird alles Erdhafte klein! Wie bedeutungslos erscheinen Verschiedenheiten des Standes, der Bewertung, alle Selbstbehauptung und Herrschsucht, da die große Flamme des Herzens wieder rein und schön lodert!

Das, was uns gemeinsam war, wird zum Beherrschenden, und aus äußeren Engen geht der Weg in die innere Unendlichkeit. Das ist die dritte Wandlung der Frau: sie vollzieht sich nicht mehr allein in den Mann, nicht in das Kind, sie geht in die Unendlichkeit. Die Reise der inneren Schönheit beginnt.

*

Sahst du es auch, liebste Frau, wie Gatten, die gemeinsam das Leben trugen, einander ähnlich wurden? Ähnlich im Spiegel des Antlitzes, in der Führung der Gebärden, in den Regungen der Seele?

Wo du dies fandest, da gewahrtest du das Aufblühen innerer Schönheit. Denn es gibt nichts Schöneres als das Lauschen auf das seelische Gleichgestimmtsein, für das jede Musik der symbolische Ausdruck ist.

Und das ist immer das Besondere im Beisammensein gereifter Menschen, daß keiner weiß, wer Gebender und wer Nehmender ist, weil Darreichen und Empfangen so ineinanderfließen, daß nichts bleibt als ein tiefer Dank. Sieht dann einer vom andern sich übertroffen, so gibt er freudig sein Verdienst preis.

Augen, die schön wurden, weil sie nur Schönes sahen, sind selten. Aber kann man das Schöne nicht immer verkörpern, so kann man doch lernen, Unschönes zu verklären; und auch das ist Abendglanz.

Solange der Niedertrieb des Erdhaften um uns mit dem Auftrieb des Ewigen in uns rang, ging der Weg aus dem Dunkel in die Dämmerung. Nun aber steigen wir von einer Klarheit zur andern.

Doch die große Nacht? Ach, was ist die Nacht unter Sturm und Sternen dem, der um den Morgen weiß. Ein Schöneres fängt erst an.

An der leise sich öffnenden Tür

Bis zur letzten Tür wandern, bis an das Ende beharren, dann wirst du selig. Der Ring, den keine Untreue brach, muß sich schließen.

Für einige schließt er sich vorzeitig. War das Schicksal des einen Ehegenossen erfüllt, ehe die Wangen welkten? Weckte Spätsommersonne im Baum ein zweites Blühen, und suchte der Zurückbleibende einen neuen Bund? Das sind Gebote der Not und des Gewissens, die jeder nur in sich findet.

Was über allem steht, lautet, daß zwei eins werden sollen. Des Mannes unstetes Wesen geregelt durch die *eine* Frau, die ihm täglich lieber wird; der Frau Sehnsüchte gestaltet durch den *einen* Mann, dessen sie täglich gewisser wird. Mag das Werk des Mannes auch von ihr nicht voll verstanden sein, mag das letzte Rätsel im Wesen der Geliebten unerklärbar scheinen — wo blieben nicht Leeren! Auch das Wasser im gefüllten Eimer will einen Spielraum haben, daß der Träger es nicht verschütte.

Wer beharrt, wird selig. Und das ist, was ich Seligkeit nenne: auf Überwundenes glückhaft zurückschauen. Die Einzigen, die den Tod völlig überwinden, sind die großen Liebenden.

*

Wie erhaben die Pylonen der letzten Pforte ragen! Wenn du dich des Abends im Bett dem Dunkel der Nacht überläßt, ahnst du es: Es kommt eine Stunde, die trennt — und einer bleibt zurück! Dann sagt ein fröhlicher Glaube: Ich weiß um eine Gemeinschaft der Heiligen, die ewig wirksam ist zwischen heute und morgen, zwischen drüben und hüben. Wo aus Fleisch Geist ward, kann ebenso wenig eine Trennung sein wie im Reich des Stoffes, in dem eins immer wieder das anzieht, was zu ihm gehört. Ich glaube an ein *ewiges* Leben!

Wie sagt ihr denn, es gäbe kein Wiedersehn! Es gibt ein Wiedervereintsein. Es gibt ein Nieverlieren.

*

So schreiten wir der Tür entgegen, die sich uns leise, leise öffnet, und zuweilen schauen wir rückwärts, liebste Frau.

Erblicken Tage im Maienschein und Abende unter den Sternen des Advent: ward ein Myrtenkranz daraus. Blicken auf Täler des Kummers und auf Höhen dankbarer Anbetung: wuchsen Dornen im hochzeitlichen Geflecht. Wenden uns zum Weitergehen: siehe, alle Dornen blühen rosenrot!

Da sind Hände, auf denen viel Glanz, und Lippen, um die keine Spur des Alterns ist. Und die andre Jugend ist überall. Ist es die zweite? Ist es die erste? Es ist die eine, nur schöner, weil ein Dank sie besonnt.

Was ward aus dem, das wir werden wollten? Etwas ganz andres, als wir geplant. Wir näherten uns dem, das wir werden *sollten*; und das ist genug.

Sei Fels, sei rinnendes Wasser, sei Blume, sei fruchtloser Sand — alles Leben ist ein Warten auf die Liebe, alles Warten ist ein Blicken auf die weiße Sternenstraße, die in verdämmernde Gründe führt.

Du und ich, wir werden dort wandern, ich und du, liebste Frau, den Schönheiten weiter-Sonnen entgegen. Das Fünklein Licht, das wir dort tragen werden, ist ein großer Dank. Und auch das ist genug!





Ernst Stückelberg: Meine Mutter



Amorettenfries im Empfangszimmer des Malers im Erimannshof zu Basel

Ernst Stückelberg als Mensch und Maler

Von Graf N. Rehbinder

Seit vielen Jahrhunderten ist das Geschlecht der Stickelberger, die sich auch Stückelberger und Stückelberg nennen, zu Basel seßhaft. Bereits vor 1387 besaßen die Stickelberger dort das Bürgerrecht, und es ist bezeichnend für die Wesensart dieser altschweizer Familie, daß ihre Stammutter Ita, des Johannes Stickelberger, Bürgers zu Basel, Witwe, mit einem Akt der Wohltätigkeit die Bühne der Geschichte betritt: sie vergabte Anno 1387 ihre Güter zu Markt bei Haltingen im Breisgau dem Augustinerkloster in Basel. Die Stammreihe nennt manchen Mann, der sich in Wissenschaft hervorgetan, berühmte Theologen, Ärzte, Offiziere und Kaufherren. Den Ehrenplatz aber unter seinen Geschlechtsgenossen nimmt der Maler Ernst Stückelberg ein, der »schweizer Nationalmaler«, der die Fresken zur Tellkapelle schuf und sich durch die Fülle und den Adel seiner Werke einen ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte und ein bleibendes Andenken im Herzen des Schweizervolkes gesichert hat.

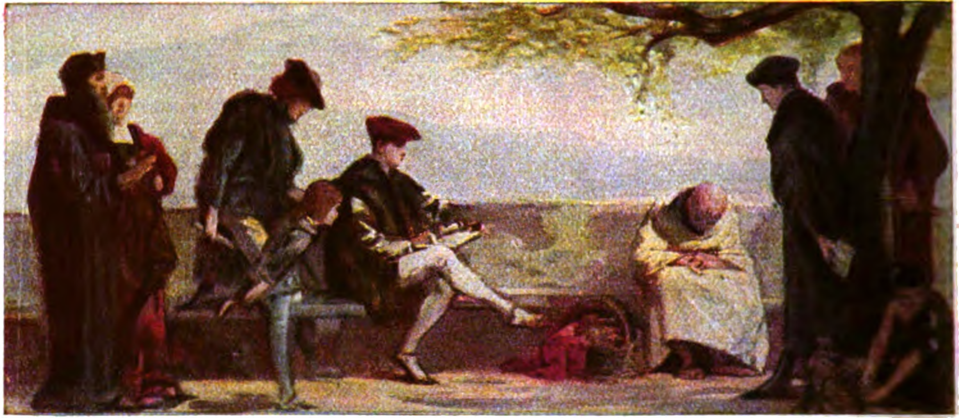
Johann Melchior Ernst Stückelberg, eigentlich Stickelberger, wurde am 21. Februar 1831 als Sohn des Kaufmanns Emanuel Stickelberger und dessen zweiter Gattin Susanna, geb. Berry geboren. Da der Vater aber bereits 1833 im blühenden Mannesalter von 52 Jahren vom Tode dahingerafft wurde, lag die Erziehung des Knaben ganz in den Händen der Mutter, an der er mit schwärmerischer Liebe hing und deren geistiger Einfluß weit über die Knabenjahre hinausreichte. Sie war eine geistvolle und feine Frau, eine stille und ernste Natur von geradezu puritanischer Einfachheit, von Herzen wohltätig und stets bereit, das Letzte herzugeben, wo es galt, menschliche Not zu lindern.

Stückelberg besuchte das humanistische Gymnasium und das Pädagogium zu Basel und erhielt nebenbei Zeichenunterricht bei L. A. Kelterborn. Daheim umwaltete ihn die Liebe und Sorgfalt eines treuen Mutterherzens und einer Schwester, die ihm bis zu seiner Verehelichung das Liebste auf der Welt war.



Selbstbildnis Ernst Stückelbergs in den Uffizien zu Florenz

Nachdem Stückelberg 1848 die höheren Schulen durchlaufen hatte, trat er als Lehrling in das Bureau seines Onkels, des berühmten Architekten Melchior Berry, der das Basler Museum erbaut hatte, und den Ernst später gelegentlich den Schweizer Schinkel nannte. Aber es gefiel ihm wenig bei Baurissen und Plänen. Die



Renaissance in Basel

angeborene Begabung verlangte ihr Recht, und er erklärte, Maler werden zu wollen. Die Mutter war, nach Stückelbergs eignen Worten, »zu verständig, um einem offenbaren Trieb zur Kunst zu widerstehen«, und es wurde, auf den Rat von Berrys Schwager, des Kunsthistorikers Jakob Burckhardt, die erste Ausbildung dem damals hochgeschätzten Historien- und Porträtmaler J. F. Dietler anvertraut. Bei ihm verblieb Stückelberg aber nur bis zum Spätherbst des Jahres 1850. Dann zog es ihn nach Antwerpen, dem Jerusalem der damaligen jungen Malergeneration. Hier wirkten Wappers, der vielgerühmte Wiedererwecker der flandrischen Malerei, und J. L. Dyckmanns, sein Schüler, unter der Devise: »Rubens als Erzieher«. Mit unermüdlichem Fleiß arbeitete der Kunstschüler hier oft bis in die späte Nacht hinein und erhielt bereits am Ende des zweiten Jahreskursus, obwohl er einer der Jüngsten war, im »Concours« den ersten Preis im Zeichnen nach der Natur. Aus jener Zeit besitzt der Basler Kunstverein nicht weniger als 44 kleine, aber sorgfältig und kräftig durchgeführte Aquarellköpfe, die ein erstaunliches Maß von Können aufweisen.

Von Antwerpen, wo französische Bilder sein Interesse geweckt hatten, ging er nach Paris. Die napoleonische Staatsumwälzung, die damals ganz Europa erschütterte, berührte Stückelberg wenig. Es war ein deutscher und schweizerischer Malerkreis, dem er sich in Freundschaft anschloß: Ludwig Knaus, A. Weckesser, P. Deschwander und vor allem der ihm wesensverwandte Anselm Feuerbach, zu dem er in dauernde Beziehung trat. Von den Franzosen interessierten ihn nur Courbet und Couture. Er kopierte im Louvre mit Eifer die alten Spanier, Holländer und Italiener: Velasquez, Veronese, van Dyck u. a.

Sein Aufenthalt in Paris befriedigte ihn nicht in dem Maße, wie er erwartet hatte, und so entschloß er sich bereits 1853 zur Heimkehr, um noch im nämlichen Jahre nach München weiterzuziehen, wo Moriz Schwind einen großen Kreis von Schülern um sich versammelt hatte. Sein Können erregte dort schon damals Bewunderung und Anerkennung. Schwind nannte ihn einen »gemachten Mann«, Kaulbach meinte, die Münchner könnten von ihm lernen, »aber«, setzte er hinzu, »er auch von den Münchnern«. Und er hatte recht. Es sei dahingestellt, ob sich Stückelbergs Kunst dem Einfluß Schwinds ganz entzogen hat; zweifellos gewann er in der Schwindschen Schule erheblich an technischem Können: »Melchthals Heimkehr zu seinem geblendeten Vater« und die »Stauffacherin«, die ihren Gatten zur Befreiungstat aufruft, Bilder, die er in jener Zeit malte, fanden in der Schweiz warme Anerkennung; die »Stauffacherin« wurde 1856 auf der Kunst- und Industrieausstellung zu Bern mit der silbernen Medaille ausgezeichnet und hat seitdem ihren Platz im Empfangssaal des jeweiligen schweizerischen Bundespräsidenten.

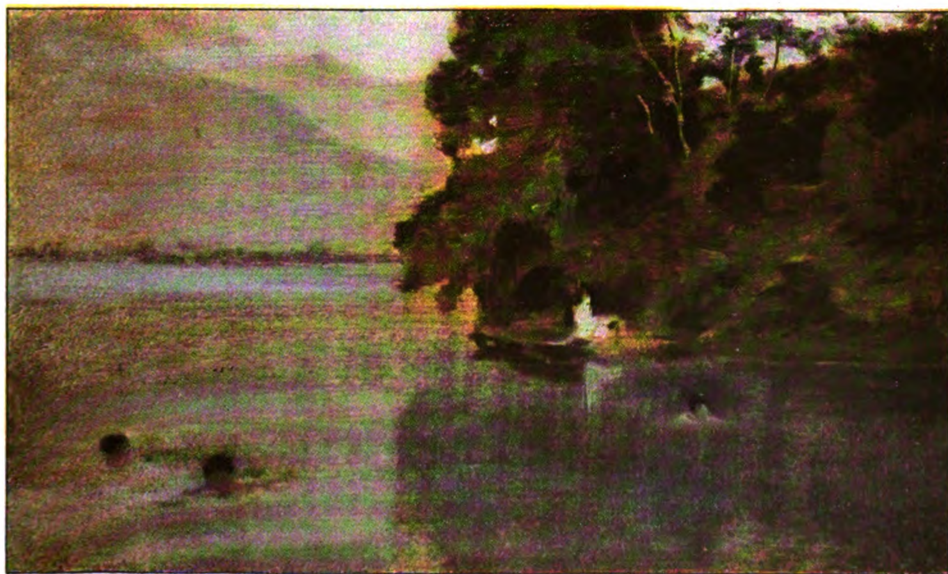
Im Sommer 1856, nach fast dreijährigem Aufenthalt in München, kehrte Stückelberg vorübergehend nach Basel zurück, um dann nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, zu eilen, von dessen Herrlichkeit er drei Jahre zuvor auf einer kleinen Reise »einen Hauch gespürt hatte«. Hier erholte er sich körperlich von den Folgen der schweren Typhuserkrankung, die ihn in München daniedergeworfen hatte; geistig »erschloß sich ihm hier der Zauber der wirklichen Welt«. »Schritt für Schritt wurde mir in Italien klar,« schreibt er, »ich finde hier meine Natur und mein künstlerisches Glück wieder.« Seine Bilder aus jener Zeit sind oft so frisch empfunden, als wären sie heute gemalt. In Italien fand Stückelberg, um mit Scheffel zu reden, »die echte blaue Blume der Kunst: wo für andre Stein und Fels sich auftürmt, tat sich ihm das Reich des Schönen auf; dort lagen Schätze, die kein Rost verzehrt!«

Sein Interesse wandte sich im Anfang seiner Reise, wohl beeinflußt von Jakob Burckhardt, vor-



Im Garten von Carboni bei Anticoli

zugsweise dem Architektonischen zu. Er reiste über den Brenner nach Verona und Venedig und beschäftigte sich in beiden Städten mit Architekturzeichnungen. Über Mantua, wo er eine kleine Hoferskizze zeichnete, ging es nach Modena und Bologna und endlich nach Florenz. Hier setzte er sich mit seinem Freund Johann Burger während des ganzen Winters 1856, fünf Monate lang, fest. Er zeichnete nach alten Meistern des Quattrocento, aber auch viel nach der Natur. Es finden sich da bereits einzelne Skizzen, die auf den Weg hinweisen, den er später einschlug, so ein liebliches Kinderköpfchen in einem Fenster des Palazzetto Strozzi inmitten des melancholischen Gartens, die Figur eines Mönches auf San Miniato und andres mehr. Um Ostern 1857 fand Stückelberg sich endlich in Rom. Zahlreiche Freunde aus der Schweiz, Antwerpen und München konnte er dort begrüßen: Böcklin, Franz Dreber, Zumbusch aus Wien, Julius Moser aus Berlin, den Belgier



Bei Riuppenberg



Marientag im Sabinergebirge (Museum in Basel)

Polydore Beaufaux, den Bildhauer Viktor von Meyenburg u. a. Tagsüber wurde fleißig gearbeitet, dann gab es meist eine Partie Boccia, ein Spiel, das besonders Böcklin leidenschaftlich liebte; abends traf man sich in einer Osteria vor der Porta del Popolo. Mit dem talentvollen, leider zu früh verstorbenen Berner Fritz Simon, der seinem Herzen besonders nahe stand, wohnte Stückelberg eine Zeitlang in der Via delle Quattro Fontane Nr. 53 bei der liebenswürdigen und klugen Teresina Reinhardt, der Tochter des noch mit Goethe befreundet gewesenen Malers Johann Christian Reinhardt. Im Sommer ging es hinaus ins Sabinergebirge, das nach allen Richtungen durchstreift wurde, und das er nach eignem Ausspruch bald besser kannte als das Basler Gebiet; Arsoli, Cervara, Saracinesco, Subiaco, Olevano, Palestrina, Genezzano, Paliano und endlich Anticoli-Corrado, sein Anticoli, dessen künstlerische Entdeckung er mit Recht für sich in Anspruch nahm. »Es war ein denkwürdiger Tag für mich,« schreibt Stückelberg, »als im Jahre 1858 ich zum ersten Male die Felsstufen von Anticoli-Corrado hinanstieg und ein schönes Weib nach dem andern stillstand und den Erstling von Maler anstarrte, der hier schon oft im Traum verweilt hatte.« In Anticoli fand er Material zum Bau seiner Hütte auf Jahre. »Hier«, sagt Geßler, Stückelbergs Biograph, »hat er endgültig den Menschen entdeckt.« Mit Leidenschaft sucht er sich jener Gegenden innerlich zu bemächtigen, aber immer nur ist die Landschaft begleitende Linie, die Menschengruppe, die Gebärde des Menschen die Hauptsache. Die im Sabinergebirge verbrachte Zeit nannte er die glücklichste seines Lebens. Sein warmes, menschenfreundliches Herz fand schnell den seelischen Kontakt mit der Bevölkerung, er kannte alle, vom Fürsten bis zum Bettler. Aus der Fülle der Modelle brauchte er nur herauszugreifen, was ihm zusagte, und der kunstverständige Pfarrherr von Anticoli spielte dabei den willigen und erfolgreichen Vermittler. Seine Skizzenbücher füllten sich mit Bildern des vollen, lebendig pulsierenden italienischen Lebens, eine Reihe von Gemälden wurden konzipiert und vorbereitet, die zum Besten gehören, was er geschaffen: Mariuccia alla fontana, Waldbrunnen im Sabinergebirge, ein Abend im Sabinergebirge und endlich sein Hauptwerk aus jener Periode, »Der Marientag im Sabinergebirge«, ein Meisterwerk, tief und satt in der Farbe und von klassischer Harmonie. Das Bild erregte weit über die Grenzen der Schweiz Aufsehen und Bewunderung, und Gottfried Keller besprach es im Berner »Bund« mit begeisterten Worten.

1859 im Herbst trat Stückelberg, dieses Mal



Marionetten (Museum in Basel)

zur See, die Heimfahrt an. Von Marseille ging es über Montpellier, Lyon, Genf und Neuenburg nach Basel. Im Adelberghause wurde Quartier genommen, dann begann die Arbeit. Die Bilder »Mariuccia alla fontana« und der »Marientag« wurden vollendet, ein Karton »Die Gründung des Klosters Schönthal« entstand, auch mehrere Bildnisse stammen aus jenen Tagen. Später siedelte er nach Zürich über und schlug sein Atelier im »Künstlergütli« auf, das Koller, der Tiermaler, ihm eingeräumt hatte.

Lange aber hielt es Stückelberg nicht in der Heimat, es zog ihn unaufhaltsam wieder nach Italien. Ende März 1862 gab er diesem Drange nach. In Rom war sein altes Quartier bei Signora Teresina Reinhardt schon für ihn bereitet, aber der Freund Fritz Simon fehlte, er war kurz zuvor in Hyères an der Schwindsucht gestorben. »Wie nach langem Schlaf komme ich mir vor«, schreibt Stückelberg, »in den bekannten Räumen; aber dem vor drei Jahren der erste Morgengruß galt, der ist, geschieden von der ewigen Stadt, in einer noch ewigeren; ob er da wacht oder schläft — ich weiß es nicht.« Von Rom, wo er sich Franz Dreber und dem alten Freunde Anselm Feuerbach angeschlossen hatte, zog es Stückelberg bald in sein geliebtes Anticoli. Er arbeitete dort mit großem Fleiß, seine Skizzen haben an Schönheit der Auffassung und Sicherheit des Ausdrucks gegen die von 1857—1859 noch gewonnen. Da finden sich Figuren, Kinder, Tiere, Landschaften, auch Gruppenbilder und Porträte. Bald aber erkrankte Stückelberg am Wechselfieber und klappte dann derart zusammen, daß der Arzt unverzüglichen Klimawechsel verordnete. Im Sommer 1863 hielt er sich im Tessin auf, trotz seiner geschwächten Gesundheit beständig auf Fußtouren und sein Skizzenbuch mit wertvollen Studien bereichernd. Von dort



Pifferaro



Vor der Madonna von Genezzano

ging er nach St. Moritz und endlich, gestärkt durch die heilsamen Bäder, über Zürich nach Reute zur geliebten Schwester Susanne, die dort mit dem Ortspfarrer Schläpfer vermählt war. Hier war es, wo sich ihm im Verkehr mit den schönen und liebenswürdigen Kindern des Pfarrhauses zuerst das künstlerische Verständnis für die Kindesseele erschloß, das sich später in seinen zahlreichen Kinderbildnissen und -gruppen verkörperte. Dort ist ihm die Idee zu seinem wundervollen »Kindergottesdienst« gekommen, zu dem sich eine größere Anzahl Studien aus jener Zeit vorfinden. »Der Abend im Tessin« war die reifste Frucht dieser Reise. Den Winter über hielt der Künstler sich in Basel auf, malte einige Bildnisse und vollendete die Sabinerbilder »Die Pilger von Pereto« und »Felicetta«. Die Nachwehen des italienischen Fiebers im Frühjahr 1864 veranlaßten ihn, Genesung in einem Seebade zu suchen. Er wählte die holländische Küste und reiste in Begleitung seines Freundes, des Prof. J. J. Bernoulli, über Brüssel nach Zandvoort bei Haarlem. Aber auch während seines Kuraufenthalts vermochte sein Fleiß nicht zu rasten. Die ewig wechselnde Herrlichkeit der See gab ihm neue Anregung, und so schuf er eine ganze Reihe kleiner Meer- und Strandstudien in Aquarell, die die Vorläufer der späteren reizenden, kleinen Studienbretter waren, die im Sommer 1924 auf der Basler Stückelberg-Ausstellung Bewunderung erregten. Im Sommer 1864 kehrte er vollkommen genesen nach Basel zurück und vollendete hier den »Kindergottesdienst«, der im Pariser Salon ausgestellt und von der französischen Regierung angekauft wurde. Es entstanden dann »Faust und Gretchen« und eine größere Anzahl von Kinderbildnissen. Diderot sagt einmal: »Malerei ist die Kunst, die Seele zu bewegen durch Vermittlung der Augen. Wenn der Maler nur bis zu den Augen kommt, so hat er nur die Hälfte des Weges zurückgelegt.« Stückelberg hat ihn ganz zurückgelegt. Sein Künstlerblick stieg durch das Auge seines Modells tief in dessen Seele hinab, und sein Pinsel zauberte die Seele in das Auge. Gerade seine Kinderbildnisse sind von entzückender Frische und der Ausdruck der Augen hier, wie überhaupt auf all seinen Porträtbildern, von ausdrucksvoller Sinnigkeit. Angeregt durch Kellers Meisternovelle, vollendete Stückelberg in jener Zeit auch sein großes Gemälde »Romeo und Julia auf dem Dorfe«, das 1867 zuerst auf der Pariser Weltausstellung erschien, später übermalt wurde und unter dem Namen »Jugendliebe« in den Besitz des städtischen Museums zu Köln überging.

Das Jahr 1866 bedeutete für den Künstler sowohl Abschluß als Beginn eines Lebensabschnitts. Er vermählte sich am 30. Oktober mit der 1842 zu Brooklyn geborenen Tochter Marie Elisabeth



Freiheit — Glück

des Kaufmanns und interimistischen amerikanischen Konsuls zu Basel Eduard Brüstlin und der Cecilie Louise, geb. Du Pasquier aus Neuchâtel. Feuerbachs Pessimismus wollte bekanntermaßen von Künstlerehen nichts wissen. In seinem »Vermächtnis« ist diese Ansicht unumwunden ausgedrückt: »Die gefährlichste Klippe im Leben des Künstlers ist die Heirat, am meisten eine sogenannte glückliche Heirat, wo man sich ineinander schickt und Neigung und Gewohnheit den leisen Druck der Fesseln vergessen machen, während dem Genius allmählich die Flügelfedern ausfallen, eine nach der andern, ohne daß er es merkt, bis er kahl dasteht.« Durch nichts konnte eine derartige



Die Töchter des Professors G. S.



Die Kinder mit dem Windhund (Museum in Basel)

Auffassung schlagender widerlegt werden als durch Stückelbergs Ehe. Sie ist ihm nie eine Klippe gewesen, auch kostete sie den Schwingen seines Genius keine Feder, wohl aber feuerte sie ihn zu höherem Fluge an. Der feine Geschmack und Kunstsinn seiner Gattin hat Stückelbergs Schaffen oft beeinflußt. Der ihm durch seine Mutter anerzogene Sinn für Einfachheit und demgegenüber das Trachten und Suchen nach allem Schönen, nach harmonischen Farben und künstlerischen Effekten brachten immer wieder inneren Zwiespalt und heftige Seelenkämpfe; dann wußte sie sich seinen Stimmungen anzubequemen. Denn Stückelberg war ein ausgesprochener Stimmungsmensch, und es bedeutete für ihn ein großes Glück, daß er eine Gattin hatte, die immer ihr Gleichgewicht bewahrte, ihn stets freudig, freundlich und hilfsbereit in seinen Arbeiten unterstützte und voll feinem Empfinden ihr Urteil abgab. Und wie wußte er ihr Dank für ihre Liebe und ihr fast visionäres Verständnis für alle Schwankungen seiner Seele! Seine Liebe spiegelte sich in seiner Kunst: oft hat er die Züge seiner Gattin im Bilde wiedergegeben (»Die Antwort«, »Mutter und Kind«, »Familie des Malers« u. ö.).


Der Liebling

Die Hochzeitsreise führte das junge Paar, wie nicht anders zu erwarten, nach Italien. Stückelberg suchte Orte auf, die ihm noch unbekannt


Das Brautpaar R. und J. H. unter der Tasso-Eiche bei S. Onofrio in Rom



Hochzeitsfest im Sabinergebirge

waren: Neapel, Pompeji, Capri. Auf Capri war es, wo er sein feingestimmtes Gemälde »Marionetten« konzipierte. Der Konservator der Basler Kunstsammlung, Prof. Daniel Burckhardt, sagt in seinem Bericht über die Kunstsammlung: »Es ist nicht jedermann gegeben, das feine Aroma zu spüren, das vielen Schöpfungen Stückelbergs, ganz besonders den ‚Marionetten', eigen ist; dieses wundersame Genrebild aus dem klassischen Altertum, eine der Perlen des Basler Museums, gibt einen deutlichen Begriff von dem vornehmen, wenig aufdringlichen Charakter des Künstlers.«

Im Sommer 1867 erfolgte die Heimkehr nach Basel, und nun erwies es sich bald, daß mit dem neuen Lebensabschnitt auch ein neuer Kunstabschnitt des Malers begonnen hatte. Ich wies bereits auf die hellgestimmten »Marionetten« hin, die dem Künstler auf der Münchner Ausstellung von 1869 die goldene Ehrenmedaille einbrachten; es war ein neuer Stil, den auch die drei Bilder, die er im Stadtkasino ausstellte: »Mittag auf Capri«, »Abend im Tessin« und »Frühlingsmorgen in Pompeji« ankündeten. »Die Gemälde strahlten in Licht,« sagt Geßler, »Dunkel und Saftigkeit waren überwunden; Stückelberg hatte in der Sonne des Südens und in seinem eignen liebebeglückten Herzen das gefunden, was uns noch heute in seinen Werken selbst so beglückt.«

Stückelberg lebte nun dauernd in Basel, und es war unstreitig das Verdienst der Gattin, daß sich Familienleben und Umgang behaglich entwickelten. Der Künstler stand dem praktischen Leben fern; in seiner Arbeitsamkeit verurteilte er streng alle Vergnügungssucht und oberflächliche Zerstreuung; seine Arbeit nahm von seinem ganzen Wesen Besitz, das moderne Getriebe war ihm fremd. Er lebte in den Traditionen seiner Familie und liebte diese Traditionen; wie Verrat erschien es ihm, wenn alte bewährte Grundsätze von den Jungen umgestoßen wurden. Alles, was ihn von seinem Schaffen abhielt, begegnete seinem Widerstreben; er ließ sich nicht gern aus seinem Gedankengang herausreißen und wich mancher interessanten Begegnung aus. Freilich, wenn die Hausfrau Gäste geladen hatte, so empfand er das als erfrischende Anregung und genoß es mit Behagen, obschon er sich wohl zunächst immer dagegen gesträubt hatte. So war es Frau Stückelbergs Verdienst, daß des Malers Heim die Stätte vornehmer Geselligkeit wurde, insbesondere, nachdem er 1871 den »Erimannshof« am Petersgraben, bis zum Jahre 1838 Eigentum der kunstsinnigen Frau Salome Merian-Stückelberger, einer Tante des Künstlers, erworben hatte. Er gestaltete diesen Besitz zu einem echten Künstlerheim, das er eigenhändig mit Wandgemälden ausschmückte: im Vestibül italienische Landschaften, im Salon eine Caritas, eine Sapientia, eine Diligentia und eine Vigilantia. Im Garten erbaute er sich ein geräumiges und helles Atelier. Hier hauste er mit Gattin und Familie in gegenseitigem liebevollem Vertrauen und sah seine Freunde als Gäste: den Ratsherrn Im Hof, die Professoren J. J. Bernoulli, H. Schieß u. a.

Eine markante Erscheinung unter den Besuchern war Charlotte Kestner, die geistvolle Tochter von Werthers Lotte, Charlotte Kestner-Buff. Seit 1848, ihrem 60. Lebensjahre, in Basel, widmete



Kind mit Rose

Daß es bisweilen an harmlosem Scherz im gastfreien Künstlerhause am Petersgraben nicht fehlte, möge nachfolgende kleine Anekdote zeigen, die zugleich einen verblüffenden Beweis für die Ähnlichkeit der Stückelbergschen Porträtbildnisse führt. Bei einer Abendgesellschaft sollte den Gästen ein neues Herrenporträt gezeigt werden. Man hatte vorher Kopf und Hand aus dem Bilde herausgeschnitten. Der bekannte Chirurg Prof. Socin, ein Freund von Spaß und Kurzweil, stellte sich im Hintergrunde des Ateliers in diesen Rahmen und steckte Kopf und Hand durch die Öffnungen. Die Gäste traten ahnungslos ein — allgemeines Staunen: »Oh, wir wußten gar nicht, daß Sie an dieser Arbeit sind!« — »Man kennt ihn gut, sehr ähnlich.« Endlich die einzelne Stimme des unvermeidlichen Kritikers: »Der Blick ist noch nicht ganz derjenige Socins.« Da fing das Bild an zu lachen, und alles lachte mit.

Stückelberg malte in Basel viele Porträte, auch Kinderbildnisse und

sie sich ganz der Erziehung ihrer Nichten und stand mit Feuerbach und der Familie Stückelberg in freundschaftlichem Verkehr. Ihre unscheinbare Figur, immer auf einen Stock gestützt, erschien oft im Stückelbergschen Freundeskreise. Von Feuerbach hatte sie sich 1867 malen lassen. Stückelberg, der schon als 16jähriger Schüler 1847 eine Zeichnung von ihrer damals 24jährigen Nichte Charlotte Kestner, späteren Frau Dr. Touchon, gefertigt hatte, saß sie 1868 zum Porträt. »Die Stellung,« schrieb sie dem Maler, »welche Sie mir geben wollen, ist sehr richtig, ja fein gedacht«; und später: »Unser Bild findet allgemeinste Anerkennung.« Dies Bildnis, das sich jetzt in Privatbesitz befindet, wurde während der letzten Stückelberg-Ausstellung viel bemerkt. Charlotte starb, 88 Jahre alt, 1877 im Domhof zu Basel, wo sie seit Mitte der 1860er Jahre gewohnt hatte. Das Feuerbachsche Bild »Madonna mit dem Christuskind«, das sich in ihrem Besitz befand, vermachte sie Ernst Stückelberg, und das Stückelberg-Archiv im Erimannshof verwahrt etwa fünfzig Briefe von ihrer Hand.



Kind der Irmgard — Studie zu den Fresken in der Tellkapelle



Tell

Das Jahr 1876 sollte für den Künstler von besonderer Bedeutung sein. Es war vom Zentralkomitee des Schweizerischen Kunstvereins eine Konkurrenz zur Erlangung von Entwürfen zu vier Fresken in der Tellkapelle ausgeschrieben worden. Unter sechzehn Bewerbern erhielt Stückelberg den ersten Preis und damit den monumentalen Auftrag der Ausmalung, die ihm den Namen des »Schweizer Nationalmalers« eintrug, seiner Kunst aber auch viele Freunde und Bewunderer in Deutschland gewann. 1878 ging er nach Bürglen und richtete sich sein Atelier im alten Zwingherrnturm ein. Dort malte er jene wundervollen Studienköpfe, urschweizer Typen, die in ihrer Frische und Kraft und der breiten, markigen Pinselführung unübertrefflich sind. In den Sommermonaten der Jahre 1880 bis 1882 wurden dann die herrlichen Fresken vollendet, auf die jeder Schweizer stolz ist und die der Stückelbergischen Kunst auch viele deutsche Bewunderer zugeführt haben. Selbst Gottfried Keller fand in seinem Aufsatz »Ein bescheidenes Kunstreischen« warme Töne aufrichtiger Bewunderung.

Gruppen, so das ergreifende Genrebild »Die Kinder de Barry«. Aus dem Jahre 1868 stammt die »Entsagung«. Alljährliche Reisen unterbrachen die Tage fleißiger Arbeit. 1868 war er in Madrid, 1869 besuchte er wieder München und trat bei dieser Gelegenheit Franz von Lenbach näher; dann kamen Dresden und Kassel an die Reihe, und dort malte er die Bildnisse des Herrn und der Frau Wedekind, mit denen er befreundet war. Im Jahre 1871 überbrachte ihm Graf Kalckreuth die Berufung zur Professur an der Weimarer Kunstakademie. Er ging zwar mit dem Grafen nach Weimar, lehnte die Berufung aber ab. Bei dieser Gelegenheit lernte er Ottilie von Goethe kennen, der er Grüße von Charlotte Kestner überbringen konnte.

Im Winter 1875/76 führte der Maler seine erkrankte Gattin an die Riviera. In St. Raphael und Frejus und dem Tal »des lauriers roses«, unter Pinien und Zypressen genas die Patientin, und der Künstler gewann neue, fruchtbringende Anregung für einige seiner besten Bilder: »Das Veilchen von St. Raphael«, das »Mädchen mit der Eidechse«, »Kinder aus der Fremde«; auch eine Menge Marinestudien entstanden. Im Jahre 1877 schmückte er die Treppe der Basler Kunsthalle mit dem Fresko »Das Erwachen der Kunst«.

Waren die ersten achtziger Jahre für den Maler auch reich an künstlerischem Erleben, so brachten



Geßler



Der Apfelschuß

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln

sie ihm im Kreise seiner Familie schweres Leid und herbe Verluste. 1881 starb zuerst sein älterer Bruder Emanuel, der ihm ein väterlicher Freund und Führer war; am 28. August folgte dem Bruder die inniggeliebte und verehrte Mutter in den Tod. Stückelberg hat sie in zwei meisterhaften lebensgetreuen Bildnissen festgehalten.

Des Künstlers Fleiß im Laufe dieser Jahre war erstaunenswert. Während seiner Arbeit in der Tellkapelle fand er noch Zeit, seinen wundervollen »Letzten Hohenrhätier« zu vollenden, ein Bild, das in Leidenschaft und Bewegung getaucht ist und zum Vollendetsten der Historienmalerei gehört. 1883 regte ihn Gottfried Keller zu dem harmonisch abgetönten Fresko »Gastmahl auf Manegg« an, mit dem er das Haus seines Freundes, des Stadtpräsidenten Römer in Zürich, schmückte. Während eines Sommeraufenthalts auf Schloß Wildenstein im Aargau (1886) malte er den »Liebesgarten«, »Königin Bertha« und das »Herbstlied«. Auch sein Selbstporträt in den Uffizien zu Florenz stammt aus jener Zeit.

Das Jahr 1888 findet den Maler wieder in Italien. Er besuchte mit seiner ältesten Tochter Assisi, Rom und Capri und ging an seinem lieben Anticoli-Corrado nicht vorüber. Alte Freunde wurden wiedergefunden, neue schlossen sich an, unter

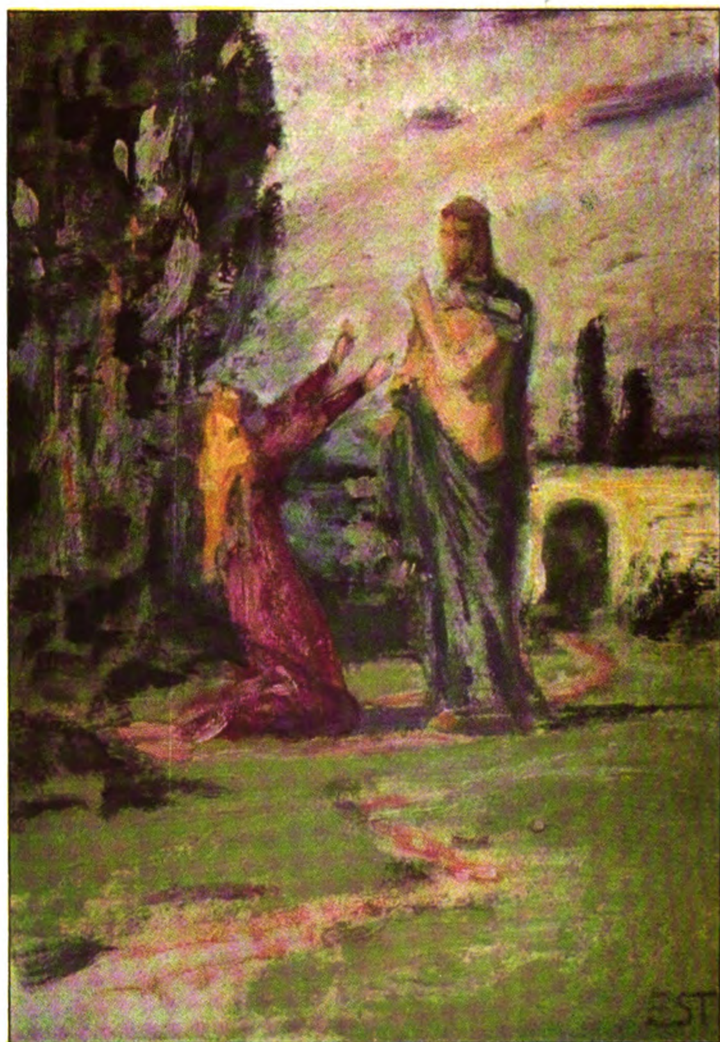


Der büßende Johann Parricida

(Kunsthaus Zürich)

ihnen die Spanier Sorolla und Benlliure. Der Maler hat sich hier in seiner Kunst einer neuen Art des Vortrages zugewendet: »Der Geiger von Anticoli«, »Melodien des Ozeans«, »Parricida«, »Die Pilger in den Abruzzen« und der »Verlorene Sohn« zeigen tiefe satte Töne, edlen Ernst im Ausdruck, Größe und Würde in der Komposition.

Am 30. November 1890 starb zu Beringen seine Schwester, Frau Susanne Schläpfer-Stickelberger. Es wurde bereits berichtet, mit welcher Innigkeit die Geschwister aneinander hingen. Der Tod der geliebten Schwester erschütterte unsern Maler bis in die Tiefe seiner Seele. »Es fehlt ein Apostel,« schreibt er am 21. Dezember an Koller, »der diese Tabea erweckt hätte.« Kurz vor ihrem Tode hatte er Susanne Schläpfer noch gemalt und seine ganze Liebe in das wundervolle Bildnis gelegt; nun brach er zusammen. Es folgt in seinem Schaffen eine nahezu vollständige Pause von fünf Jahren, in der er außer einigen Por-



Noli me tangere



Überschwemmung im Ghetto zu Rom

träten nur drei düstere Bilder schuf, die das Memento mori trauernd überschattet: »Der Friedhof«, »Die Abgeschiedenen«, »Tod und Leben«. Erst 1896 regte sein Genius noch einmal freudig die Schwingen; die lichtvollen Bilder »Am parnassischen Quell«, »Mystis und Corinna«, »Sappho«, »Die Seherin«, »Die Sirenen«, »Die Kreuzfahrerin« lassen den Künstler noch einmal in seiner ganzen Harmonie und Gestaltungskraft erkennen, dann nahte auch ihm der erbarmungslose Allvernichter. Am 14. September 1903 ward er nach kurzer Krankheit den Seinen entrissen. Aber auch die deutsche Kunst hatte einen schweren Verlust erlitten. »Jetzt wandelt«, schreibt Geßler, »die hohe, charaktervolle Künstlergestalt mit dem würdigen, edlen Haupt, aus dem zwei helle blaue Augen voll Güte leuchteten, nicht mehr unter uns. Seine Werke aber werden in strahlender Schönheit fortdauern zur Freude aller, die das Edle und Schöne lieben. Und wer hinter ihnen die große Persönlichkeit empfindet, dem wird es deutlich werden, daß hier ein Hauch von Unsterblichkeit weht.«

Stückelbergs Charakter war lauter wie Gold, ich möchte ihn vollbewußt »keusch« nennen, wie ja auch ein Hauch der Keuschheit durch alles weht, was sein Pinsel erschuf. Auch den Künstlerneid hat er nie gekannt. Er hätte als Devise Lenaus schönen Spruch führen dürfen: »Der Neid ist nur für gemeine Naturen, die einander, wie Pferde in demselben Pferch, das Futter wegfressen wollen. Künstler sollten wie die Adler mit ausgebreiteten Schwingen im freien, ungemessenen Luftraum um die Wette miteinander fliegen.« Stets brachte er



Palmsonntag in Assisi

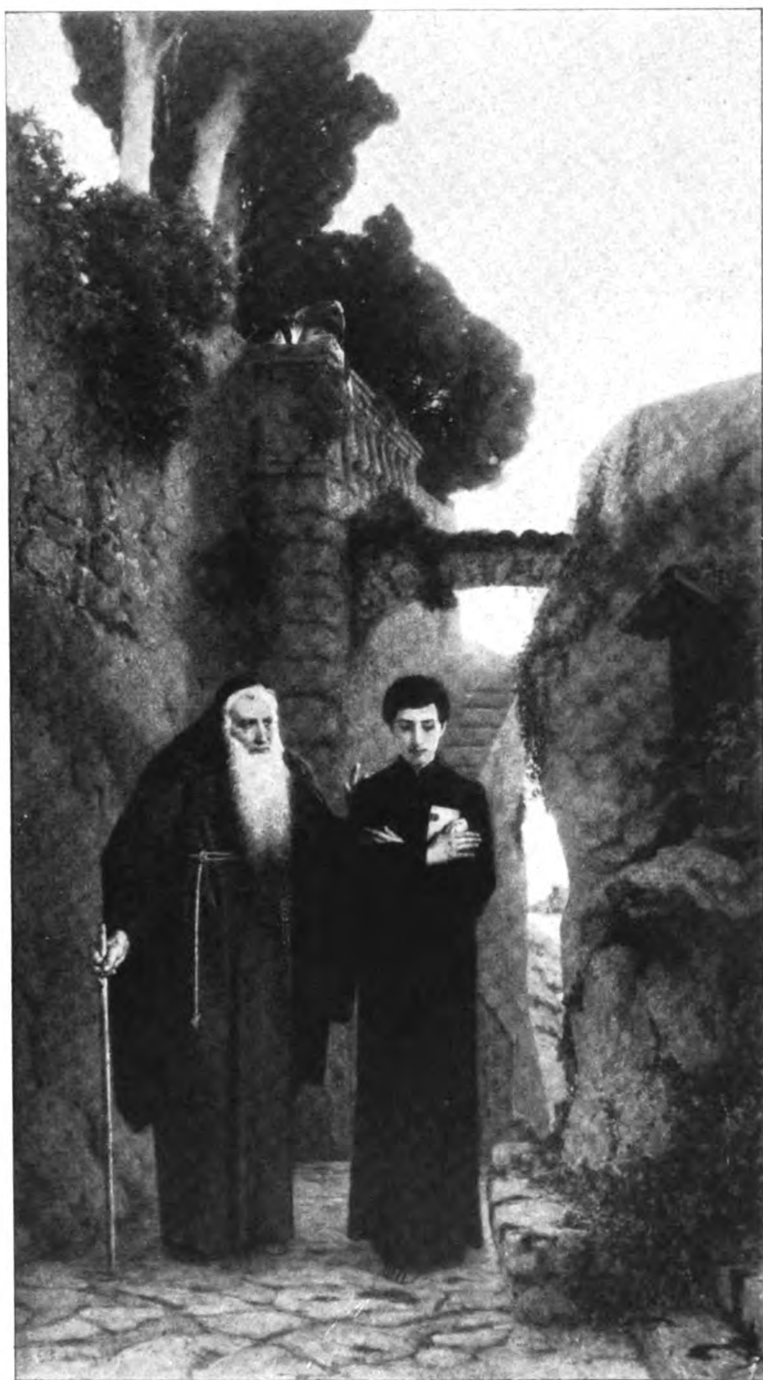
seinen Kollegen ein warmes Interesse entgegen. Streng gegen sich selbst, war er gütig und wohlwollend gegen andre, und seine rechte Hand wußte nicht, was die linke tat. Sein Fleiß und seine Fruchtbarkeit sind phänomenal, niemals aber »schluderte« er. Jedes seiner Bilder, und sei es die kleinste Skizze, ist genial konzipiert und sorgfältig durchgearbeitet.

Das Familienleben bereitete Stückelberg Glück und Sorge, denn er war nun mal ein Sorgengeist, und der Gedanke, was die Zukunft wohl seinen Kindern vorbehalten, hat ihn viel beschäftigt. Seine Gattin schenkte ihm im Laufe der Jahre sieben Kinder. Von seiner Liebe zu den Seinigen reden seine Briefe und vor allem seine Bilder. Wie oft hat er sie gemalt, einzeln, in Gruppen, mit der Mutter! Im Kreise seiner Hinterbliebenen wird sein Andenken als Heiligtum bewahrt.



Die Familie des Künstlers

Es ist merkwürdig, daß Stückelberg in Deutschland immer noch verhältnismäßig wenig bekannt ist, während Böcklin längst das Heimatrecht bei uns erworben hat. Auf mich wirkt Stückelbergs Kunst unmittelbarer, vielseitiger und auch deutscher als die Böcklins. Der Schweizer »Nationalmaler« ist deutschstämmiger Alemanne; er ist Deutscher, und seine Kunst gehört nicht nur seinem Stamme, sondern dem ganzen deutschen Volke.



Ernst Stückelberg: Entsagung

Die Religion Lessings

Von Prof. Dr. Georg Ellinger

Das Verhältnis unsrer Klassiker zur Religion hat namentlich in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Forscher beschäftigt. Je mehr die Teilnahme der Gebildeten an den religiösen Fragen gewachsen ist, desto unmittelbarer wurde das Verlangen nach einem Aufschlusse darüber rege, wie sich die geistigen Führer der Nation mit der gewaltigsten aller Lebensmächte auseinandergesetzt haben. Die Art, in der Goethe und Schiller ein Bekenntnis zu den positiven Religionen im allgemeinen und zum Christentum im besonderen ablehnten, ist bekannt. Nun berührte sich aber die von ihnen vertretene Humanitätsgesinnung so vielfach mit der christlichen Ethik, daß eine Wiederannäherung an ein freilich nicht dogmatisch gerichtetes Christentum zustande kommen mußte, wie das bei dem alternden Goethe mit Deutlichkeit zu ersehen ist. Der freie Standpunkt, den Goethe und Schiller bereits einnehmen konnten, mußte erst erkämpft werden. Diese Aufgabe fiel Lessing zu, und sie bildet einen Teil seines Lebensinhalts. Seine Auflehnung gegen den Dogmenzwang und Buchstabenglauben legt aber von selbst die Frage nahe, welche eigne religiöse Überzeugung er den von ihm befehdeten Mächten gegenüberzusetzen hatte. Die Religion Lessings zu erkennen, ist jedoch nicht leicht, weil er manche Rücksichten auf die Durchschnittsanschauungen seiner Zeitgenossen nahm und sich demnach vielfach einer Sprache bediente, deren eigentlicher Sinn nur dem Wissenden verständlich war. Dazu kam, daß seine religiösen Schriften auch den Zweck verfolgten, ihm Klarheit über sich selbst zu schaffen; daher haben wir es bei ihm auch in seiner Reifezeit nicht mit einem festen, fertigen System, sondern mit einem in beständiger Entwicklung begriffenen Gedankenzusammenhang zu tun. Rechnet man noch dazu sein glänzendes dialektisches Geschick, das namentlich in seinen Streitschriften es nicht immer leicht macht, zu dem innersten Kern seiner Ansichten vorzudringen, so kann man verstehen, daß einzelne Beurteiler daran verzweifelten, seine wahre Meinung festzustellen. Gleichwohl wird der Versuch gewagt werden müssen, das Wesen der religiösen Anschauungen Lessings bloßzulegen, zumal da vor kurzem diese Seite seines Lebenswerkes in einem Buche von **Gottfried Fittbogen: Die Religion Lessings** (Leipzig, Mayer & Müller, 1923) eine tief eindringende, aufschlußreiche Behandlung erfahren hat. Der theologisch und literaturgeschichtlich in ausgezeichneter Weise vorgebildete Verfasser untersucht und würdigt das gesamte für Lessings theologische Anschauungen in Betracht kommende Gebiet. Er geht an keiner Schwierigkeit vorbei, berücksichtigt jeden Einzelfall, sorgt dann aber doch dafür, daß sich die Ergebnisse dieser Kleinarbeit zu einer großen Einheit zusammenschließen. Das Verfahren, das er seinem Helden gegenüber einschlägt, bedarf noch einer besonderen Bemerkung: verstehen wir ihn recht, so ist es seine Meinung, daß die für jedes wissenschaftliche Streben selbstverständliche Pflicht der Wahrhaftigkeit einem Wahrheitskämpfer wie Lessing gegenüber doppelt notwendig sei. Deshalb kennt er keine Rücksicht: er sucht alles nach seiner Ansicht bloß Legendarische zu beseitigen, auch auf die Gefahr hin, Lieblingsvorstellungen der Nation unbarmherzig zu zerstören. Inwieweit dem Verfasser zugestimmt werden muß, wird dieser Aufsatz ergeben, wenn darin auch nur ein Teil des ungewöhnlich reichen Buches berücksichtigt werden kann, das sicher der Forschung die nachhaltigsten Anregungen gewähren wird.

Neben Lessings Schriften und Briefen sind für unsern Gegenstand auch seine mündlichen Äußerungen unentbehrlich. Es trifft sich gut, daß diese gerade jetzt zum erstenmal in einer zuverlässigen und vortrefflich ausgestatteten Sammlung vorgelegt werden: **Lessings Gespräche. Nebst sonstigen Zeugnissen aus seinem Umgang.** Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von **Flodoard Freiherrn von Biedermann** (Berlin, Propyläen-Verlag, 1924). Der Wert dieser vortrefflichen Leistung beruht insbesondere darauf, daß sie die Persönlichkeit auf das unmittelbarste nahebringt. Ist ihre Anziehungskraft vor allem darin begründet, daß sie den großen Mann in seiner Ganzheit vergegenwärtigt, so wird doch auch der hier behandelte Kreis seines Wirkens durch die mitgeteilten Aussprüche und Nachrichten wesentlich erhellt.

Lessings religiöse Stellung ist ohne den Gegensatz zu der das 17. und zum Teil auch das 18. Jahrhundert beherrschenden theologischen Großmacht schwer verständlich. Auf diese muß daher mit einigen Worten eingegangen werden. So ungeheuer die Bedeutung der **lutherischen Orthodoxie** war, so wenig kann sich die überwiegende Mehrzahl der Jetztlebenden eine Vorstellung von ihr machen. Denn was man heute »orthodox« nennt, hat mit der alten lutherischen Orthodoxie so gut wie nichts zu tun. Luther hatte den Menschen wieder in ein unmittelbares Verhältnis zur Gottheit gesetzt, allein er konnte für die dabei in Betracht kommenden Vorgänge einen äußeren Rückhalt nicht entbehren. Daher wurde die Heilige Schrift die unfehlbare Norm des Glaubens. So war die freie Bewegung der aus langer Knechtschaft erlösten Seele doch wieder durch eine große Reihe geschichtlicher Tatsachen gehemmt, ohne deren Anerkennung ein Durchdringen zu völliger Sicherheit nicht möglich war. Wurde nun diese Begrenzung zu Luthers Lebzeiten nicht allzu

schwer empfunden, da bei ihm im letzten Grunde doch immer wieder die ursprüngliche Kraft des religiösen Gefühls den Ausschlag gab, so änderte sich das Verhältnis wesentlich, sobald seine Nachfolger den maßgebenden Einfluß auszuüben begannen. Denn sie behielten in der Hauptsache nur die dogmatische Schale Luthers bei und errichteten auf Grund der Bibel und der protestantischen Bekenntnisschriften ein umfassendes Lehrgebäude, in dem mit einem Aufwand von Verstandesarbeit, der einer besseren Sache wert gewesen wäre, auf jede, auch die wunderlichste Frage Antwort erteilt wurde. Diese lutherische Orthodoxie hatte mit ihrem verstandesmäßigen Zwang dem gläubigen Menschen Fesseln angelegt, die ebenso schwer drückten wie die, die ihn vor Luther belastet hatten. Obgleich der lutherischen Orthodoxie nun seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts in dem die Religion von der Gefühlsseite aus erfassenden Pietismus ein gefährlicher Gegner erwachsen war, blieb doch ihre Herrschaft und damit die Herrschaft des Bibelglaubens im wesentlichen ungebrochen. Die Pietisten waren Protestanten; man konnte sie bekämpfen, aber ihnen nicht das Daseinsrecht streitig machen. Denn im Westfälischen Frieden war den drei christlichen Bekenntnissen Religionsfreiheit zugesichert worden. Anders verhielt es sich mit den seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts sich mehrenden Anhängern des Deismus in Deutschland; sie standen außerhalb der anerkannten christlichen Konfessionen und konnten auf Duldung keinen Anspruch erheben. Die Deisten waren zwar Gegner des Atheismus und Pantheismus, allein sie verwarfen das geoffenbarte Christentum und bekannten sich zu einer auf die Vernunft und die Offenbarung Gottes in der Natur gegründeten »natürlichen Religion«. Diesen deistischen Standpunkt hatte Hermann Samuel Reimarus (1694—1768), Professor der orientalischen Sprachen am Johanneum zu Hamburg, in mehreren Schriften, insbesondere in seinem Buche »Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion«, breit und nicht ohne manche Wunderlichkeiten entwickelt. Die christliche Lehre hatte er in den von ihm veröffentlichten Schriften nicht angegriffen, vielmehr selbst hervorgehoben, daß er sich nicht im Widerspruch zu ihr befinde, da die von ihm vorgetragene »natürliche Religion« als Vorstufe des Christentums betrachtet werden könne.

Der Deismus ist nur ein Glied in der großen Aufklärungsbewegung des endenden 17. und des 18. Jahrhunderts. Nicht sämtliche Aufklärer haben sich den Folgerungen des Deismus angeschlossen, aber gemeinsam ist allen die Neigung, das, was in der Religion auf übernatürlicher Offenbarung beruht, zugunsten einer verständigen, schlichten, mit der Vernunft übereinstimmenden Frömmigkeit zurückzudrängen. Daß Lessing mit einem Teile seines Schaffens in der Aufklärung wurzelte, ist bekannt.

Was aber war bei Lessing an dauernden religiösen Werten vorhanden? Er ist ein wahrhaft frommer Mensch gewesen. Das Dasein Gottes stand ihm außer Frage; Gottesbeweise hielt er für unnötig. Mit dem Gottesbewußtsein paarte sich ein starker Vorsehungsglaube; beides reicht, wie es scheint, schon in seine frühe Jugend zurück. Religiöse Fragen besprach er mit dem höchsten Ernst; Religionsspötterei war ihm ebenso zuwider wie Gottesleugnung, die er zudem für sinnlos hielt, da er sich den Menschen ohne Gott und Religion nicht denken konnte.

Für die Jugend und die Anfänge Lessings war die Stellung zum Vaterhause von außerordentlicher Wichtigkeit. Die Lebensluft des elterlichen Hauses wurde durch die lutherische Orthodoxie bestimmt. Zu ihr hatte Lessing schwerlich jemals ein inneres Verhältnis. Zwar eignete er sich, wie andres wissenschaftliches Gut, auch das Wesentliche der orthodoxen Theologie an, und als er geistig mündig geworden war, imponierte ihm die Fülle der Verstandesarbeit, die an dieses System verschwendet worden war. Aber die Grundlagen, auf denen es ruhte, sind ihm aller Wahrscheinlichkeit nach schon frühzeitig anstößig gewesen. Nun hatte er aber Rücksichten auf den orthodoxen Vater und die dessen Glauben teilende Familie zu nehmen, und so blieb ihm, wenn er Zusammenstöße vermeiden wollte, nichts übrig, als seine Meinung vorsichtig zu verhüllen und entscheidenden Bekenntnissen auszuweichen. Dieses eigentümliche Verfahren hat er auch in späterer Zeit beibehalten.

Trotzdem nun Lessing seiner Familie gegenüber nicht Farbe bekannte, ist es doch nicht zweifelhaft, daß er sich schon in jungen Jahren vom orthodoxen Luthertum abgewandt hat. Zeugnisse für diesen Vorgang sind die »Rettungen« des etwa Vierundzwanzigjährigen. Sie entsprachen einem seiner schönsten Charakterzüge, sich der ungerecht Verfolgten, Unterdrückten anzunehmen. Aber darüber hinaus gewinnen sie auch für die hier in Betracht kommende Frage Bedeutung. Denn Lessing wendet sich namentlich gegen Luther und das Luthertum; er tritt für die von Luther schlecht Behandelten, für Sekten und Heiden ein. Und in einer der wertvollsten dieser Arbeiten, der Rettung des Cardanus (Hieronymus Cardanus, 1501—1576), erscheint die grundsätzliche Abkehr vom orthodoxen Luthertum endgültig vollzogen. Allein er bleibt bei der Verwerfung der protestantischen Scholastik nicht stehen; auch dem Christentum selbst beginnt er mit kritischem Sinn gegenüberzutreten. Und zwar beurteilt er das Christentum sowohl an sich wie in seinem Verhältnis zu andern Religionen vom Standpunkte der Aufklärung aus. Entscheidend ist ihm an jeder Religion, was sie an moralischen Werten enthält. »Gott zu kennen und tugendhaft zu sein«, darin sieht er den Inbegriff aller Gläubigkeit. Indessen dieser moralische Kern aller Religionen gehört nach Lessing dem Christentum nicht

allein an; auch außerhalb dessen findet er sich, z. B. bei Sokrates und den Stoikern. Damit wird ein Gedanke wieder aufgenommen, der schon im 16. und 17. Jahrhundert von den edelsten Geistern vertreten worden war, der Glaube an eine allgemeine Offenbarung Gottes, die sich in jeder Menschenbrust vollziehe. Dieser universale Theismus wirkte auch in der Aufklärung nach, und ganz in deren Geiste war es, wenn Lessing den Wert der Religion hauptsächlich darin sah, daß sie das Glück des Menschen verbürge: wer im innigen Zusammenhang mit Gott steht, dem wird auch das Glück folgen, denn Gott kann nicht das Glück des Bösen und das Unglück des Frommen wollen.

Trotz mancher noch zu berührender Abweichungen, die über die Anschauungen der Zeit hinausweisen, kann also kein Zweifel daran sein, daß Lessing in der Hauptsache den Standpunkt der Aufklärung teilte. Die deistischen Grundsätze waren auch die seinen. Das zeigt sich am deutlichsten in einer Reihe von Fragmenten, die wohl zunächst zur eignen Belehrung niedergeschrieben worden sind. Ihre Entstehung fällt in die Tage des Breslauer Aufenthalts, d. h. in die Zeit, da die Reife des großen Mannes beginnt. Er sucht Aufschluß über den Ursprung und das allmähliche Anwachsen des Christentums zu gewinnen, aber ganz in der Weise der Deisten schiebt er alle übernatürlichen Kräfte beiseite und will zeigen, wie menschlich, ja wie allzu menschlich es bei den Anfängen und dem Wachstum der christlichen Religion zugegangen ist.

Fragen solcher Art haben Lessing wohl dauernd beschäftigt, wenn sie auch zeitweilig von den großen Gegenständen zurückgedrängt wurden, die ihn in der Zeit beschäftigten, da er den »Laokoon« und die »Hamburgische Dramaturgie« schrieb. Daher erscheint es selbstverständlich, daß der nach Lösung dieser Fragen Dürstende es freudig begrüßte, als er ein aus langen Erwägungen hervorgegangenes Werk kennenlernte, das ebenfalls von deistischen Gesichtspunkten aus die Entstehung des Christentums zu ergründen suchte und sich nicht scheute, den Gestalten der heiligen Geschichte sehr unheilige Beweggründe unterzuschieben. Eines solchen Unternehmens bedurfte Lessing, um selbst zu einem festen Standpunkte zu gelangen: der große Kritiker konnte an einem fremden Werke leichter als am eignen herausfinden, inwieweit der Angriff auf das kirchliche System sich rechtfertigen ließ. Zugleich war es aber möglich, eine solche Schrift als Sprengbombe zu benutzen, um die lutherische Orthodoxie aus ihrer Sicherheit aufzurütteln und sie zu einer Auseinandersetzung über die gegen sie ins Feld geführten Grundsätze zu zwingen.

Das Werk, um das es sich handelte, war die »Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes«, sein Verfasser der schon genannte Hermann Samuel Reimarus. Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts! Seine Werke predigten mit Wärme die »natürliche Religion« des Deismus. Aber das geschah mit großer Vorsicht. Wer diese Betrachtungen geschrieben, konnte sehr wohl ein zwar nicht engherziger, aber gläubiger Christ sein. Und für einen solchen ist Reimarus bis zu seinem Tode und darüber hinaus gehalten worden. Nun war er aber tatsächlich ein erbitterter Feind des Christentums. Und es erfüllte ihn mit tiefstem Unwillen, daß er seine Meinung über die Religion selbst vor denen verbergen mußte, die ihm am nächsten standen. Es hat etwas Erschütterndes, wenn man ihn über die unerträgliche Lage klagen hört, in die er durch den Widerspruch zwischen Überzeugung und Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse hineingeraten war. Alles, was er gegen die väterliche Religion auf dem Herzen hatte, legte er in seiner »Schutzschrift« nieder, »dem schärfsten Angriff auf das Christentum vor Nietzsche«, wie sie der jüngste Darsteller von Lessings Religion mit Recht nennt. Reimarus leugnete Weissagungen und Wunder, bestritt die göttliche Eingebung der Heiligen Schrift und schlug den Wert der Bibel im ganzen ungemein niedrig an. Die an einzelnen Erzählungen des Alten Testaments ausgeübte Kritik sollte die Unglaubwürdigkeit der biblischen Überlieferung handgreiflich dartun; und obgleich Reimarus nicht ohne Gefühl für die Größe Jesu war, wurde unter seiner Feder doch der Herr zu einem klug berechnenden, die Täuschung keineswegs verschmähenden Führer, wie denn auch die Jünger im Punkte der Wahrhaftigkeit schlecht abschnitten.

Es ist jetzt leicht, über die kindliche Art der hier an die mächtigen religiösen Ereignisse angelegten Maßstäbe zu lächeln. Aber so verkehrt auch die vorgetragenen Ansichten sind, Reimarus' Aufstellungen bedeuten doch einen wesentlichen Schritt auf dem Wege einer natürlichen Betrachtung der religionsgeschichtlichen Vorgänge. Das war es unzweifelhaft, was Lessing an diesem Werke anzog. Über die Schwächen von Reimarus' Beweisführung konnte er nicht im unklaren sein. Aber er hielt die Veröffentlichung für nötig, weil er dadurch den starren Autoritätsglauben zu erschüttern hoffte.

Die heftigen Kämpfe, die sich an die Herausgabe der angeblich in der Wolfenbüttler Bibliothek gefundenen »Fragmente« der Schutzschrift des »Ungenannten« knüpften, und in denen Lessing ein wuchtiger Gegner in der Person des Hamburger Hauptpastors Goeze erstand, sind hier nicht zu schildern. Für die vorliegende Betrachtung kommt es nur darauf an, festzustellen, welche religiösen Anschauungen Lessings in dem Fragmentenstreit zum erstenmal deutlich heraustreten. Mit Sicherheit ergibt es sich, daß Lessing vom Christentum den Verzicht auf das verlangt, was es an überliefertem Ballast bisher mit sich geschleppt hatte. Maßgebend ist für ihn nur der innere

Wert der Religion, sind, wie Lessing es ausdrückt, die »notwendigen Vernunftwahrheiten«; den geschichtlichen Tatsachen, von deren Anerkennung bisher die Zugehörigkeit zur christlichen Kirche abhängig gemacht worden war, gesteht er eine entscheidende Bedeutung nicht zu. Unzweifelhaft hat Lessing mit dieser Geringschätzung der in der Bibel überlieferten geschichtlichen Vorgänge den Protestantismus an einem Punkte weitergeführt, an dem die Reformatoren stehengeblieben waren. Denn auch diese hatten ursprünglich den Hauptwert nicht auf die geschichtlich überlieferten Ereignisse, sondern auf die innere Erfahrung gelegt. Dieses Verfahren, das sie, durch die Notwendigkeit gezwungen, nicht vollständig aufrechterhalten konnten, hat Lessing zu Ende geführt und damit den Weg bezeichnet, den der neuere Protestantismus gegangen ist; sein Einfluß auf die allmähliche Befreiung der Religion von einengenden dogmatischen Sätzen und ihre Zurückführung auf die den Glauben wirklich begründenden Kräfte kann daher nicht hoch genug angeschlagen werden. Allerdings haftete an den geschichtlichen Tatsachen, die Lessing nicht als entscheidend betrachten wollte, so an Kreuzestod, Auferstehung usw., ein solcher Pietätswert, daß der Leugner ihrer Bedeutung Tausenden als ein gottloser Zerstörer erscheinen mußte.

Auf welche Weise sich Lessing gegen derartige Vorwürfe verteidigte, gehört nur mittelbar in eine Betrachtung seiner religiösen Ansichten. Ganz kann es trotzdem nicht übergangen werden. Denn die Art, in der jemand für seine Überzeugung eintritt und leidet, ist allezeit als die Probe auf das Exempel betrachtet worden. Aber die Zeit der Scheiterhaufen war im 18. Jahrhundert bereits vorüber; ein Märtyrertum des Einzelnen hätte keinen Sinn mehr gehabt und der vertretenen Sache eher geschadet als genutzt. Aus diesem Grunde hat es Lessing nicht für nötig gehalten, über seine letzten Ziele offenen Aufschluß zu geben. Der neueste Darsteller unsers Gegenstandes beurteilt Lessings Verhalten im Fragmentenstreit sehr hart; er erklärt es im wesentlichen für »die große Verirrung eines großen Mannes«. Goeze hatte Lessing vorgeworfen, daß er durch die Veröffentlichung der Fragmente einen mittelbaren Angriff auf das Christentum unternommen habe. Gegen diesen Vorwurf der Christentumsfeindschaft verteidigt sich Lessing; nach Fittbogens Ansicht tut er das nur, um seine Person zu schützen, und er tut es mit halbwahren, ja mit unwahren Gründen. Schwerlich läßt sich dieses scharfe Urteil in vollem Umfang aufrechterhalten. Der große Streiter war vielmehr von dem Bewußtsein erfüllt, für die Wahrheit zu kämpfen; er wollte den starren Buchstabenglauben erschüttern und weitherziger Frömmigkeit eine Gasse brechen. Mit einer Art religiösen Eifers suchte er diese Lebensaufgabe von »seiner Kanzel herab« zu lösen. Es wäre dies aber unmöglich gewesen, wenn es Goeze gelungen wäre, ihn als einen Feind des Christentums bloßzustellen. Auch eine Amtsentsetzung wegen Irreligiosität würde ihm in den Augen zahlreicher Zeitgenossen, auf die er zu wirken hoffte, geschadet und dadurch seinen Worten einen großen Teil ihrer Kraft genommen haben. Und wenn er sich für berechtigt hielt, seinen Reformeifer innerhalb des väterlichen Bekenntnisses zu entfalten und zu verteidigen, obgleich ihn nicht bloß von den Starrgläubigen, sondern auch von den freier Gesinnten vieles schied, so erklärt sich das ohne Zwang daraus, daß er ein Feind aller Absonderung, alles Sektenwesens war. Nicht also um seine Person, sondern um eine große Sache hat Lessing hier gekämpft.

Aber über einen Punkt wird man mit dem neuesten Darsteller eines Sinnes sein: in den Streitschriften gegen Goeze konnten die religiösen Ansichten nicht voll zum Ausdruck kommen. Die Verteidigungs- oder Angriffsstellung, die hier beständig eingenommen werden mußte, hinderte den großen Dialektiker, alles zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Und darum wird man das Verbot des Kampfes als einen glücklichen Umstand betrachten müssen: erst dadurch wurde Lessing veranlaßt, den innersten Kern seiner Frömmigkeit bloßzulegen.

Das geschah in »Nathan dem Weisen«. Und deshalb wird ein Versuch, die Religion Lessings zu bestimmen, den religiösen Gehalt dieses Dramas feststellen müssen. Drei Dinge kommen dabei hauptsächlich in Betracht: 1. die im Mittelpunkt stehende Parabel; 2. der Verlauf des Dramas; 3. die erschütternde Szene, in der Nathan die innersten Triebfedern seines Handelns aufdeckt.

In der Parabel wird zwischen den drei monotheistischen Religionen ganz im Sinne der Aufklärung ein Unterschied nicht gemacht. Keine von ihnen hat das Recht, sich über die andre zu erheben, da die geschichtliche Überlieferung weder bei der einen noch bei der andern hinreicht, ihr eine Ausnahmestellung zu sichern. Entscheidend für die Echtheit ist allein der sittliche Kern des Glaubens, und da der Angehörige jeder Religion die Möglichkeit hat, durch gutes Tun diese Echtheit zu beweisen, so folgt daraus, daß keine vor der andern etwas voraus hat. Jedes feindselige Ringen um den Vorzug erscheint daher sinnlos; das einzig Richtige ist ein friedlicher Wetteifer, und da alle Religionen dabei schließlich die gleichen Mittel anwenden müssen, so werden die trennenden Schranken bald ganz wegfallen oder doch bedeutungslos werden; die Aussicht eröffnet sich auf eine Humanitätsreligion, in der sich die ganze Menschheit zusammenfindet.

Wie er sich die Bekenner einer solchen Menschheitsreligion dachte, hat nun Lessing in seinem Drama gezeigt. Denn die Hauptgestalten: Nathan, Recha, Saladin, Sittah und der Tempelherr haben tatsächlich kein Verhältnis zu der Religion, in die sie hineingeboren sind; was sie zueinander hinzieht,

ist der Glaube an das Gute in der Menschennatur und die Überzeugung von der Notwendigkeit, sich durch Ausbildung dieser Anlage immer mehr der göttlichen Güte wert zu zeigen.

Aus den Voraussetzungen des Geschehens hätten sich sehr wohl schwere, gefahrdrohende Ereignisse entwickeln lassen. Sowohl die verwandtschaftlichen Beziehungen, die erst zuletzt ganz aufgedeckt werden, wie der Glaubenshaß boten dazu die Handhabe. Aber Lessing geht solchen Folgen der Anlage des Dramas aus dem Wege. Was an furchtbarer Tragik zutage kommt, gehört der Vergangenheit an; in der Gegenwart trüben den Himmel nur einige aufziehende Wolken, und diese werden bald verscheucht. Das Ganze liegt im Schimmer einer verklärten Heiterkeit. Sie erklärt sich aus dem starken Vorsehungsglauben, der von Jugend an einen der wichtigsten Bestandteile von Lessings Frömmigkeit bildete. Damit verbindet sich eine der Grundanschauungen der Zeit, die von unserm Dichter geteilt wurde. Es ist der optimistische Zug der Aufklärung. Das Zeitalter lebte der fröhlichen Zuversicht, daß der Sieg des Guten nicht aufzuhalten sei und das Schlechte von selbst das Feld räumen müsse. Dieser Glaube gibt dem Ganzen die heitere Grundstimmung. Die Vorsehung lenkt alles zum Besten, und die Anschläge der Bösen fallen in nichts zusammen, noch bevor sie wirklich ins Leben getreten sind.

In der Tat scheint es nun, als ob hier ein wesentlicher Zug der Religiosität fehlt. Die Wirklichkeit zeigt die Dinge keineswegs immer in hellem Sonnenschein. Der Gute darf nicht hoffen, so sicher durch das Leben zu gehen, wie es die Gestalten unsrer Dichtung tun. Ganz im Gegenteil: gerade er wird nicht selten häufiger vom Unglück heimgesucht als der Böse. Es ist dann seine Aufgabe, sich mit diesem Leid auseinanderzusetzen und es als einen Teil der göttlichen Weltordnung zu betrachten. Das geduldige Tragen des Kreuzes gehört also zu den Pflichten des Christen; »ich will den Kreuzstab gerne tragen«, beginnt eine bekannte Kantate Johann Sebastian Bachs. Wird nun diese wichtige Seite des christlichen Glaubenslebens in unsrer Dichtung völlig vermißt? Gewiß nicht! Wir kommen damit zu einer Szene, deren Wert der neueste Darsteller gewiß nicht verkennt, deren Bedeutung für den vorliegenden Punkt er jedoch entschieden zu gering anschlägt. Nathan ist es, der alle Fäden der Geschehnisse in der Hand hält und von dessen Person jene verklärte Heiterkeit ausstrahlt, die dem ganzen Drama seinen eigentümlichen Charakter aufprägt. Allein damit dieser Mann die ihm von der Schickung übertragene Aufgabe erfüllen kann, hat er selber durch das herbste Leid hindurchgehen müssen. Und indem er willig dieses Kreuz auf sich genommen hat, ist es ihm gelungen, sich vor Verbitterung, vor Menschenhaß zu bewahren und sein Dasein zu einem Leben der Liebe und Versöhnung zu gestalten. So fehlt also die christliche Forderung des Kreuztragens keineswegs, und es kommt letzten Endes wenig darauf an, ob die Erfüllung dieser Pflicht in die Vergangenheit oder in die Gegenwart verlegt wird.

Die erschütternde Szene, in der Nathan von seinem furchtbaren Schicksal berichtet, bringt auch einen andern Hauptpunkt der Religiosität des Dichters an das Licht. Allerdings hängt dieser mit dem eben Gesagten unmittelbar zusammen. Nach der ersten wilden Verzweiflung fügt sich Nathan in das ihm auferlegte Los, weil er dem Willen Gottes nicht widerstreben will. Er fügt sich in der Hoffnung, daß die Gottheit ihm dazu Kraft verleihen wird. Ergebenheit in Gott ist also nach Lessing das eigentliche Kennzeichen des wahrhaft frommen Menschen. Allein dieser Zustand geht nicht vom Menschen, sondern von Gott aus; er ist eine Gottestat am sündigen Menschen. Ist er aber erreicht, dann wird die Gesinnung des Menschen völlig umgeschaffen werden, und aus dieser ganz gewandelten Gesinnung müssen mit Notwendigkeit gute Taten hervorgehen.

Der dargelegte Gedankenzusammenhang ist gut protestantisch und zeigt die engste Verwandtschaft mit den Grundlagen der Rechtfertigungslehre Luthers. Höchst wahrscheinlich ist sich Lessing dieser Übereinstimmung bewußt gewesen, und man wird ihm danach das Recht nicht bestreiten können, sich öffentlich dem Luthertum zuzuzählen, auch wenn er in wichtigen Fragen auf anderm Standpunkt stand.

Ähnlich verhält es sich mit den die ganze Handlung des Dramas tragenden Gedanken. Die Überzeugung, die zum Ausdruck gebracht werden soll, deckt sich mit einem wesentlichen Grundsatz des Christentums oder, wenn man so will, der Lehre Jesu: »Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.« Nicht das Bekenntnis des Mundes macht den Gläubigen, sondern die Erfüllung der höchsten Vorschriften der Religion. Nicht der Priester und der Levit sind die wahren Bekenner des Judentums, sondern der verachtete, götzendienerische Samariter, der nach dem Gebot der Religion den Nächsten wie sich selbst liebt. Ebenso wie der Samariter erscheint der gottergebene Jude Nathan dem offiziellen Vertreter der Religion gegenüber als der echte Christ, und es ist kein Zufall, wenn ihm die Worte zugerufen werden: Ihr seid ein Christ, bei Gott, ihr seid ein Christ / Ein bess'rer Christ war nie!

Faßt man das Gesagte zusammen, so sieht man Lessing allerdings noch teilweise in den Schranken seiner Zeit befangen. Anderseits ist er jedoch weit über sie hinausgeschritten. Völlig abgelehnt wird von ihm der Geschichtsglauben, d. h. die Form der Religion, die die Frömmigkeit vom Fürwahrhalten einzelner in der Schrift berichteter Tatsachen abhängig macht. Das ist der Standpunkt der Aufklärung und insbesondere des Deismus.

Allein es wurde schon hervorgehoben, wie die Art, in der Lessing diese Ansicht durchführt, vielmehr auf die Reformatoren zurückweist, die dem inneren Erfassen des religiösen Gehalts gegenüber den Geschichtsglauben verächtlich zurückschoben, ohne damit allerdings die Tatsächlichkeit der biblischen Angaben in Zweifel ziehen zu wollen. Steht Lessing also in diesem Punkte, in dem er sich mit dem Deismus zu berühren scheint, dem Protestantismus näher, als man annehmen sollte, so ist dies noch mehr bei seinen andern Anschauungen der Fall. Der Aufklärung kam es vor allem auf das gute Tun an; Lessing verlegt dagegen den Wert der Religion in die Gesinnung, aus der sich mit Notwendigkeit das gute Tun ergibt. Und ein weiterer wichtiger Fortschritt der Aufklärung gegenüber ist der, daß Lessing, wenn auch erst nach und nach, den eudämonistischen Zug aus der Religion entfernt: die Gläubigkeit verliert infolgedessen den Charakter eines geschäftlichen Verhältnisses zu Gott, durch das sich der Fromme für sein Wohlverhalten einen bestimmten Lohn sichert, sie wird zum Selbstzweck. Die Religion aber erscheint gleichbedeutend mit der Gottergebenheit, und dieser Zustand führt von selbst die Wiedergeburt des Menschen, seine Fähigkeit zu einem gotterfüllten Leben, einem Leben der Liebe herbei.

So wird also das Schlußergebnis lauten: Macht man die Zugehörigkeit zum Christentum von der Zustimmung zu gewissen, auf dem Geschichtsglauben beruhenden Sätzen abhängig, so war Lessing ein »Unchrist«, wie er sich selbst gelegentlich nannte; legt man indessen keinen Wert auf die Formel, begnügt man sich mit dem Inhalt der Lehre, so vertritt Lessing wichtige Grundanschauungen des Christentums im allgemeinen und des Protestantismus im besonderen, so daß er also zwar nicht dem Buchstaben, wohl aber dem Geist nach Luther ganz erheblich näher stand als die schwächlichen orthodoxen Epigonen, die sich für die echten Erben des Reformators hielten.

Damit ist das, was man im engeren Sinne als die Religion Lessings bezeichnen kann, in seinen Grundzügen dargelegt. Nur auf einen Punkt müssen wir noch eingehen, da der große Mann auf dem zu besprechenden Gebiete ein weithin leuchtendes Vorbild aufgestellt hat, und da von seinem Gedankenbau aus unmittelbare Fäden in die Gegenwart hinüberlaufen.

Unsre Zeit steht im Zeichen der Religionsgeschichte. Die hochmütige Ausschließlichkeit des einzig wahren Glaubens beginnt zu schwinden; ein Teil dessen, was die eigne Religion begründet, wird in jeder Gottesverehrung wiedergefunden. Zugleich aber bietet die religionsgeschichtliche Forschung die Möglichkeit, zu erkennen, wie die Menschheit sich allmählich von der niedersten Stufe religiösen Empfindens und Denkens zu der höchsten Erscheinungsform emporgearbeitet hat.

Der eigentliche Vater der Religionsgeschichte ist Lessing. Auf welchem Wege er es geworden, darüber nur noch einige Worte.

Das Zeitalter der Aufklärung nahm eine dem Menschen angeborene »natürliche Religion« an. Sie galt als die einzig wahre Religion. Durch pfäffischen Betrug und Tyrannenwillkür sollte dieses ins Herz gepflanzte Erbgut entstellt und verderbt worden sein; als Ergebnis dieses Verschlechterungsprozesses wurden die positiven Religionen angesehen. Die positiven Religionen also nur Abarten der natürlichen Religion! An dieser willkürlichen Konstruktion der Aufklärung war Lessing bereits in seiner Breslauer Zeit irre geworden. Insbesondere hatte er frühzeitig an dem Begriff einer schon zu Anfang in allen Menschen gleichmäßig ausgebildeten vollkommenen Religion Anstoß genommen. Und indem er von diesem Standpunkt aus die Frage weiterverfolgte, geriet er zu den Anschauungen der Aufklärung in einen unüberbrückbaren Gegensatz. Wo die Aufklärung Entartung feststellte, sah er Entwicklung vom Niederen zum Höheren: kraft der im Menschen ruhenden Anlage entfaltet sich stufenweise das Vollkommene aus dem Unvollkommenen.

So der Grundgedanke von Lessings Schwanengesang, der »Erziehung des Menschengeschlechts«. Vordeutend sind hier bereits der Religionsgeschichte die Ziele gewiesen, im einzelnen selbstverständlich nicht ohne Irrtümer, im ganzen mit bewunderungswürdigem Scharfblick. Treffend faßt der neueste Darsteller die Bedeutung des Werkes folgendermaßen zusammen: »Daß alle Religion lediglich aus der im Menschen latenten religiösen Anlage hervorgeht, daß die Ausbildung der Religion sich vollzieht entsprechend der Ausbildung aller übrigen Fähigkeiten, daß daher eine Spaltung zwischen vernunft- und offenbarungsgemäßer Religion nur im Wahn der Menschen besteht, in Wirklichkeit dagegen die religiöse Entwicklung der Völker bei aller Divergenz im einzelnen aus einheitlicher Wurzel hervorgeht, daß infolgedessen die niederen Religionsformen nicht bloß Unwahrheiten sind, sondern daß in ihrer Bizarrerie doch immer auch etwas von religiöser Vernunft enthalten ist, das ist das Neue in Lessings Schrift.«

Obgleich es sich hier um die Ergebnisse wissenschaftlicher Betrachtungsweise und nicht um das religiöse Innenleben der Einzelpersönlichkeit handelt, ist doch der Zusammenhang mit diesem unverkennbar, so sehr Lessing davon überzeugt war, daß beide Gebiete auseinandergehalten werden müßten. Auch hier keine übernatürliche Offenbarung, sondern ein allmähliches Wachstum angeborener Fähigkeiten. Je eifriger der Mensch daran arbeitet, aus diesen alles Unedle auszuscheiden, desto näher kann er der innigen Gottesgemeinschaft kommen, durch die ihm die Erreichung des höchsten sittlich-religiösen Zieles ermöglicht wird.

Der Höhlenfund

Von Alfred Manns

Professor Teutwein hatte soeben mit seinem Assistenten Doktor Horn einen Rundgang durch das von ihm geleitete große prähistorische Museum gemacht und begab sich nunmehr mit freundlichem Gruß in sein Arbeitszimmer.

Doktor Horn blieb unschlüssig vor der Tür stehen, die sich bereits wieder geschlossen hatte. Nachdenklich senkte er den Kopf, dann folgte er Teutwein.

»Haben Sie noch etwas? Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Kollege — dort stehen Zigarren.«

»Danke verbindlichst. Eine Frage hätte ich, Herr Professor. Sie machten einige Male Andeutungen von eignen Funden in belgischen Höhlen. Ich kann nun — verzeihen Sie mir, Herr Professor —, offen gesagt, nicht verstehen, warum Sie Tatsachen und Offenbarungen von vielleicht ungeheurer Wichtigkeit verschweigen.«

Teutwein blickte vor sich hin, er legte die Hand über die Augen, um seine Lippen zuckte es schmerzlich.

»Lieber Freund, Sie rühren da an ein Ereignis, das bedeutungsvollste meines Lebens, das furchtbar begann und mit der allerhärtesten Enttäuschung endete, einer Enttäuschung, die doch das größte Hochgefühl schuf, das ich bis heute empfinden durfte. Das klingt paradox, nicht wahr?

Sie sollen den Vorgang hören. Es ist auch wohl vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht recht, daß ich, aus Furcht vor dem Wiedererleben, die Geschehnisse von damals in mir verschließe.

Nun denn: Es war zwei Jahre vor dem großen Kriege, als ich mit Erlaubnis der Belgischen Regierung die berühmten Gebiete absuchte, in denen auch Rutot fünf Jahre vorher mit großem Erfolg gearbeitet hatte und vieles klärte, was bis dahin im Dunkeln schwebte. Es handelt sich um die Gebiete der Mesvinien- und Strepien-Funde.

Ich war gut ausgerüstet und hatte den Konservator Liepmann mit mir nebst drei tadellos eingearbeiteten Grabeleuten, die auch schon mit mir in Kroatien und in der Dordogne gewesen waren.

Fast zwei Wochen arbeiteten wir erfolglos. — Ach so, eins habe ich noch zu erwähnen vergessen. Wir machten die Expedition mitten im Winter; denn ein Bauer in der betreffenden Gegend hatte einen Eolithen gefunden von einer überaus abnormen Form und unter derart bemerkenswerten Verhältnissen, daß mir ein sofortiger Ausbruch geboten schien, da die Gefahr vorlag, daß sich gewisse Spuren und Anhaltspunkte sonst verwischen würden.

Es herrschte eine grimmige Kälte, an vierzehn Grad unter Null. Wir fanden zwar an der genannten Stelle noch einige weitere recht hübsche Faustkeile, anscheinend aus dem Oligozän, aber damit war es für lange Zeit Schluß. Nun änderte ich meine Methode, ich verlegte mein Augenmerk vom Diluvium zu dem festeren Tertiärgestein, mit andern Worten, ich suchte Höhlen.

Wellenartig ragte eine Kalksandsteinschicht aus dem Diluvium an gewissen Stellen hervor, eine mürbe, verwaschene Masse — Höhlengestein. Den Einwohnern war von Höhlen nichts bekannt, aber ich fand dennoch eine. Der Zufall half. Als ein Arbeiter mit der Hacke in den Sandstein schlug, brach ein Stück los und verschwand in einem Loch.

Am nächsten Tage waren die Aufräumungsarbeiten so weit gediehen, daß wir vorgehen konnten.

Schrittweise kamen wir weiter, dann weitete sich der Gang. Aber eine ungeheure Kälte herrschte hier unten, gegen die die vierzehn Grad draußen an frischer Luft nichts bedeuteten. So geht es nicht, dachte ich, und gab den Befehl, den Rückzug anzutreten. Hier unten mußte man doppelte Pelze anlegen, Holzkohlenöfen mußten beschafft werden für heiße Getränke und zum Wärmen der Hände.

Wir mochten etwa hundert Meter in den natürlichen Stollen eingedrungen sein, da ging ein Knistern durch das Gestein, das mir das Mark erstarren machte. Ich kannte mich sofort aus, aber bevor zu irgendeinem Entschluß Zeit war, stürzte bis fast zu der Stelle, an der wir standen, der Gang ein.

Einer der Arbeiter — er hieß Link und war ein Berliner —, der voll von tollen Schnurren saß, bekam einen Stein an den Kopf und fiel besinnungslos zu Boden, erholte sich dann aber bald wieder.

Die Leute vermochten zuerst den Ernst der Lage gar nicht zu ermessen. Das erste Wort des erwachenden Berliners war: ‚Man jut, nu zieht et hier wenigstens nich mehr.‘

Liepmann und ich aber sahen uns an. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren wir verloren. Nach vielleicht zwei Tagen würde man uns vermissen, einen Tag suchen und vielleicht drei Tage graben. Das war fast eine Woche, und dabei kaum Nahrung, und das Allerschlimmste — kein Feuer.

Selbst konnten wir zu unsrer Rettung nichts tun, denn unsre Geräte hatten wir auf halbem Wege liegen lassen, da sich keine Hindernisse boten. Proviant führte jeder mit sich — für einen Tag.

Instinktiv ließen wir uns, wo wir standen, auf den Boden gleiten. Es kam jenes psychologische Stadium, in dem nach einem gewaltigen Erleben der Geist sich gegen neue Eindrücke wehrt.

Ich glaube, minutenlang dachten wir alle zusammen an nichts; dann aber schweiften die Gedanken in die Vergangenheit.

Ich habe ja keine Angehörige, und die wirklichen Ereignisse meines Lebens sind, seit ich Mann wurde, ständig mit der Wissenschaft verbunden gewesen. In dem Augenblick dachte ich an jene Zeit, als, zuletzt vor fünf Jahren, in den lieblich romantischen Tälern der Dordogne meiner glücklichen Hand so manch köstlicher Fund gelang, der einen größeren oder kleineren Schritt weiter auf dem Wege zum Verständnis des Lebens unsrer Vorfahren aus frühester Urgeschichte bedeutete.

Die Kälte begann schon jetzt furchtbar zu werden.

Ich wandte mich nun meinen Leuten zu und gab jedem ein freundliches Wort.

‚Na, Herr Professor,' sagte der Berliner, ‚sonne Lage, die kenne ick. Wenn die Olle den Hausschlüssel nich rausrückte, denn war ick doch der Klügere, ick jab nach und blieb zu Hause.'

Liepmann war sehr ernst. Leise sagte er zu mir: ‚Wir müssen der Sache als Männer in die Augen sehen: in ein paar Stunden sind unsre Körper so kalt wie dieser Stein da. Ja, wenn wir Feuer hätten!'

Ich legte die Hand über die Stirn; mein Menschentum war durch das Leiden meiner Gefährten und ihr Schicksal mehr erschüttert als über das eigne.

In dem matten Schein der hier und da aufblitzenden Taschenlampen erschienen mir die vier Menschen wie Geister der Urzeit.

Und da wurde der Forscher wieder in mir wach, trotz Kälte und Todesnähe.

Ich holte jetzt die besonders starke Taschenlampe hervor, die ich vorsorglich geschont hatte, und glücklich faßte ich an die Taschen, wo ich ein paar Ersatzbatterien wußte. Ich achtete kaum auf die beginnenden Sorgegespräche der Leute und auf das leise Stöhnen, das die entnervende Grabeskälte ihnen ablockte.

Keiner aß etwas, nur zwei Worte wurden deutlich und bald vom einen, bald vom andern hervorgestoßen: ‚Kälte' und ‚Feuer'. Bald sahen auch die Leute klar. Ja, wenn man Feuer hätte, dann könnte man hoffen und an das Leben glauben, dann würde man leben! Aber woher Holz nehmen in dieser Höhle?

Ich vernahm von alledem nichts mehr. Ich hatte die Lampe entzündet und leuchtete die Wände ab, die hier aus massivem Sandstein bestanden. Lange brauchte ich nicht zu suchen, denn ein paar Schritte vom Austritt des Ganges, in einer geräumigen Höhle, sah ich Bilder in den Felsen gehauen.

Zuerst blieb ich ruhig bei der Entdeckung. Ich hatte viele Höhlen gesehen, mit den Zeichnungen spätdiluvialer Menschen der bereits hochentwickelten Cro-Magnon-Rasse, aus der Erdperiode, in der das paläolithische Zeitalter mit dem Ende des Diluviums in das jüngere, neolithische, hinübergreift. Wunderbare Bildwerke von einer künstlerischen Treffsicherheit und Beobachtungsgabe, wie sie in manchen Fällen auch heute noch kaum übertroffen werden kann, hatte ich im Keßlerloch und den Höhlen von Combarelles, Font de Gaume und vielen andern angestaunt. Sie waren mir geläufig und konnten mich nicht mehr verwirren.

Aber bei näherem Zusehen bemerkte ich doch, daß diese eingeritzten Tiergestalten von weit roherer, primitiverer Art waren.

Eine Aufregung sondergleichen bemächtigte sich meiner. Mit Gewalt zwang ich mich zur Gelassenheit. Hier galt es, klaren Kopf zu behalten. Immer deutlicher wurde es mir: diese Bilder hatten gar keine Ähnlichkeit mit den vielen, die ich gesehen. Alle diese bisherigen. ob sie von der Hand eines Künstlers oder eines Dilettanten stammten, deuteten auch schon durch die Art des verwendeten Werkzeugs auf das Magdelenien, die späteste, kulturell himmelweit über der älteren stehende Periode des Diluviums, hin.

Hier aber waren ganz offenbar rohe Werkzeuge verwandt worden, die der Cro-Magnon-Mensch des Magdeleniens verschmähte. Und auch die Formen waren von einer so kind-



Curt Topel: Holländische Mühle an der Unterelbe

Aus der Mai- und Juniausstellung 1925 der Galerie von Eduard Schulte in Berlin

lichen Unbeholfenheit, wie sie auch die schlechteste Zeichnung, die ich kannte, nicht aufwies. Nur mit Mühe, aber schließlich doch einwandfrei, war festzustellen, was der Zeichner hatte darstellen wollen. Besonders charakteristisch waren ein Pelznashorn und ein Auerstier.

Kein Zweifel, hier handelte es sich um eine Kunst, die vielleicht ungezählte Jahrtausende älter war als die älteste bekannte. Mit andern Worten, hier hatte der Neandertal-Mensch gezeichnet.

Mir schwindelte. Wenn mir dieser Nachweis gelang, dann war ein ungeheurer Schritt weiter zurück in die Entwicklungsgeschichte der Menschen getan.

Während den Arbeitern und auch Liepmann die tödliche Kälte bis ans Mark kroch, rollte mir das Blut heiß durch die Adern. Fieberhaft suchte ich weiter. Die außergewöhnlich trockene, sauerstoffarme Luft zwang zu schnellen Atemzügen.

Viele Bildwerke fand ich, offensichtlich von verschiedenen Individuen verfertigt, aber alle in derselben rohen Art. Weiter war nichts zu sehen. Nun begab ich mich in den Gang. Hier deuteten Spuren darauf hin, daß er bis zu einer gewissen Höhe das Bett eines Baches gebildet hatte. Auch hier waren Figuren, und merkwürdig, sie begannen alle oberhalb des ehemaligen Wasserspiegels. Waren denn diese Urmenschen — vielleicht des Chelleenzeitalters — hier hereingewatet, oder ... Ich lief zurück zur Höhle. Diese war nach hinten zu höher als vorn, wo dieselben Spuren auf einen früheren unterirdischen See deuteten, der bis zu jenem höhergelegenen Platz führte. Aber an einer Stelle hatte der See eine örtliche Senkung, deren Boden etwa zwei Meter unter dem Spiegel des Sees lag. Und doch setzten auch hier erst oberhalb die Zeichnungen ein.

Was waren das für Menschen gewesen, und auf welche Art waren sie dort oben hingekommen?

Ich war vollkommen verwirrt. Abermals begab ich mich in den Gang. Ich suchte weiter, und schließlich, in einer Nische, machte ich eine Entdeckung, bei der mir der Herzschlag stockte. Als ich das Kalktuffgeröll zur Seite schob mit Fingern und Fäusten, stieß ich auf Holz, morsches, aber doch gut zusammenhaltendes zähfaseriges Holz. Auf den ersten Blick erkannte ich, daß das Holz, ein mächtig umfangreiches Stück, von schwerfälliger Hand mit schlechtestem Werkzeug bearbeitet war. Ich achtete nicht der Wunden, die das Gestein in meine kältestarren Hände riß, daß sie über und über bluteten. Ich grub weiter und fand ein Boot in denkbar plumpster, massiger Form, aber doch wohl imstande, fünf oder sechs Menschen zu tragen.

Der erste Fund dieser Art war getan, durch mich! Alles, was man von den Menschen des Diluviums, und zwar aus Zeichnungen, wußte, war, daß die jüngsten, die Cro-Magnon-Leute, zuweilen sich Zelte anfertigten. Mochten nun die Bildnisse in dieser Höhle stammen aus welcher Zeit sie wollten, dieses Boot konnte nicht weiter zurückreichen als bis in die jüngste Zeit. Und doch, die Bearbeitung war geschehen mit ziemlich stumpfem Werkzeug, wie es die spätdiluvialen Menschen nicht mehr benutzten. Also dann, dann reichte die Kunst sogar des Bootbaues schon über das Magdelenien hinaus. Die Möglichkeit, daß sich das Holz so lange gehalten hatte, war bei der Eigenart der Luft nicht zu bezweifeln.

Ich grub und grub. Da plötzlich gewahrte ich in der Höhlung, die nun frei lag, etwas Weißes, das kein Kalktuff war. Mit unendlicher Vorsicht räumte ich weiter und sah einen wundervollen Neandertalschädel mit dem niedrigen Kinn und den Augenwülsten. Kein Zweifel, der Beweis war erbracht.

Jetzt rührte ich keinen Finger mehr. Ich wußte, bei leisester Berührung würde der kostbare Schädelfund, der kostbarste seit Jahren, zusammenfallen in Staub. Die Hebung durfte nur mit allen Mitteln der Kunst erfolgen.

Aber nun überkam mich die Hilflosigkeit meiner Lage. Ich war ein verlorener Mann.

Nein, dieses sollte nicht verloren sein. Ein Blatt Papier riß ich aus meinem Notizbuch; mühsam, mit blutenden, verfrorenen Fingern beschrieb ich den Fund und die Lage. Mochte der Zettel, den ich weithin sichtbar in der Höhle anbringen wollte, gefunden werden, von wem er wollte — was tat's, dieser Fund gehörte der ganzen Welt.

Nach der gewaltigen Erregung kam jetzt auch bei mir die Abspannung, aber das hohe Glücksgefühl herrschte doch noch vor.

Einige Stunden waren so im Fluge vergangen.

In der Höhle ließ ich mich ebenfalls nieder. Da hörte ich die Worte: ‚Kalt — wie Eis — wir sterben — Feuer', und wieder ‚Feuer'.

Liepmann näherte sich mir. ‚Mit Matzke

und Link sieht's nicht gut aus, eben ist der Matzke ohnmächtig gewesen, und Link hat solch stiere Augen.'

‚Link, der Spaßmacher, der uns alle bei Laune gehalten hat?'

‚Ja, Herr Professor, dem sind die Späße nun auch vergangen. Er hat zu Hause eine kranke Frau und fünf Kinder. Dem Matzke aber, dem geht's gut, der ist vor drei Wochen getraut, der lacht und phantasiert von seiner Frau. Ich glaube, in ein paar Stunden sind die beiden hinüber; die Kälte ist zu grauenhaft.'

Ich starrte ratlos und erschüttert ins Dunkle. ‚Ja, es ist schrecklich, dieses Sterben auf solche Art; aber, bester Liepmann, was soll ich tun?'

‚Nein, es ist nichts zu machen, Herr Professor, es ist auch nur, daß ich's gemeldet habe. Ja, wenn wir ein Feuer hätten — na, das ist nun nichts. Der Link und Matzke, die jetzt schon an der Reihe sind, die sind am Ende am besten dran. Mächtig müde ist man doch, Herr Professor; ich will mich auch schlafen legen. Gute Nacht, Herr Professor!'

Ich antwortete nicht, aber ich fühlte mit diesen Menschen, meinen Brüdern in Not und Tod, die sich nun anschickten zu sterben, und die alle ein Stück zuckendes Leben hinten in der Heimat zurückließen.

Gab es denn keine Rettung, wenigstens für diese hier?

Da plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke, den ich wie einen körperlichen Schmerz empfand, der mir in die Seele schnitt, weit schärfer als die Kälte in meinem Körper: Das Boot des Neandertalers konnte die Rettung bringen. Das millionenjährige Kulturdokument von unermeßlichem Werte für die Forschung, ein Dokument, das mit so eindringlicher Beweiskraft, durch das Zusammentreffen von unglaublich glücklichen Umständen, der Nachwelt vielleicht nur in diesem einzigen Exemplar erhalten war, es war imstande, fünf Leben zu retten.

Aber dann mußte ein brutales Feuer alles das zerstören, was die Natur unter dem von ihr selbst gelüfteten Schleier von den Geheimnissen der Menschwerdung gnädig enthüllte.

Das konnte nicht sein, das durfte nicht sein, das war unmöglich! Einen Augenblick empfand ich mein eignes Leben und das meiner Gefährten als eine Nichtigkeit gegenüber dieser großen Offenbarung.

Da scholl aus der Tiefe eine fröhliche Stimme; es war die des phantasierenden Spaßmachers Link: ‚Minnaken, hoppla — — und fällt er in den Graben, dann fressen ihn die Raben — — hoppla!'

Da preßte ich die Fäuste an die Schläfen. Mensch, Mensch, was machst du aus mir! Dann rief ich Liepmann.

Schwerfällig taumelnd erschien der.

‚Liepmann, dort im Gange habe ich eben ein großes Stück Holz entdeckt. Schaffen Sie es herbei; bei sparsamem Gebrauch langt das Feuer vielleicht, bis man uns ausgräbt. Es ist ein altes Boot, wissen Sie.'

Der Mann verstand. Er weinte wie ein Kind. ‚Das ist — das ist groß — Herr Professor, aber sehen Sie mal, ich habe auch eine Frau zu Hause und zwei so lütte dicke Pusselchen. — Nun sollen Sie mal sehen, nun sind wir — gerettet.'

Ich suchte wenigstens den Schädel zu erhalten, aber der zerfiel mir unter der Hand.

Das Krachen und Splittern des Holzes drang mir bis ins Mark.

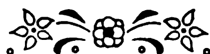
Aber als das Feuer brannte, war die Bitterkeit verschwunden. Und als die Wärme den Todesengel aus der Höhle trieb, da kam über mich die Befreiung: Das heilige Feuer der Menschenliebe brannte in mir; ich fühlte und wußte jetzt: kein Feuer ist wie dieses so rein und heiß, vor ihm müssen alle andern erlöschen, auch die Feuer der Wissenschaft.

Zuerst erwachte Link. ‚Ei, wie det hier fein nach Landrauch riecht. Nu bloß noch 'n Schinken bei und 'n Nordlicht, au Backe, denn wär' et hier wie uff'n Kietz. Na, denn woll'n mer mal.' Dann pfiff er: ‚Der Mai ist gekommen.'

Damit war der Bann gebrochen. Das Leben zog ein in die Höhle.

Wir wurden schon nach zwei Tagen erlöst, viel schneller, als wir zu hoffen gewagt.« —

Doktor Horn atmete tief, es schimmerte ihm feucht in den Augen, als er dem Professor die Hände hinstreckte, die dieser ergriff und drückte; doch er schnitt seinem Assistenten das Wort ab: »Ich weiß, was Sie sagen wollen, und ich danke Ihnen. Aber nun — nun muß ich ein Stündchen allein sein.«



Genie und kranker Geist

Von Dr. W. Schweisheimer (München)

Unsre Kenntnis von psychischen Vorgängen ist gering. Die bekannten körperlichen Unterlagen öffnen bisher keine Pforte zur Erkennung geistigen Geschehens. Schon längst hat sich die nach Ausweg aus dieser Dunkelheit trachtende Welt bemüht, die seltene Übersteigerung menschlichen Geistes, das Genie, mit krankhaften Veränderungen in Verbindung zu bringen. Nicht erst seit Lombroso versucht man überwertige Äußerungen geistigen Schaffens und krankhafte Äußerungen des Geistes in Beziehung zu setzen. Jeder, der den Weg beschreitet, auf dem Ausblick auf Zusammenhänge von Geist, Genie und Krankheit oder nur Ungewöhnlichem sich bietet, kann sich nur dann vor Irrtum schützen, wenn er sich bewußt bleibt, wie schwer die Frage zu beantworten ist: Wo ist die Grenze? Wo ist sicheres Urteil möglich? Genaue Grenzen zwischen »Normalem« und »Krankhaftem« sind im Geistigen nicht vorhanden, die Konturen verwischen sich. Erkennbar sind nur die Extreme.

Man hatte im allgemeinen bisher wenig Gelegenheit, besondere geistige Tätigkeit, vollwertiges geistiges Schaffen an Geistesgestörten zu verfolgen. Eine solche Möglichkeit hat sich erst seit der humaneren Fassung der neuzeitlichen Geistesgestörtenfürsorge ergeben. Eine Richtung des Erkenntnisstrebens geht darauf hinaus, aus der Beobachtung krankhafter Störungen den gesunden, normalen Zustand zu erschließen. Verfolgung des Schaffens bildender Kunst durch Geisteskranke bei den Insassen von Irrenhäusern und psychiatrischen Kliniken hat schon bemerkenswerte Aufschlüsse gezeitigt.

Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang der Bericht des Tübinger Psychiaters Gaupp über einen Paranoiker, den er lange Jahre hindurch zu beobachten Gelegenheit hatte, und der in den sich einstellenden Abnahme- (Remissions-) Zuständen seines Leidens zu höchst beachtenswertem geistigem Schaffen befähigt ist. Die Paranoia ist eine geistige Krankheit, deren Eigentümlichkeit Wahnbildungen, Wahnvorstellungen eines wahnhaften Weltanschauungssystems sind. Der Kranke ist »verrückt«, d. h. die Krankheit führt, wie Kraepelin sagt, zu einer »Verrückung« des Standpunktes, den der Kranke gegenüber den Lebensereignissen einnimmt. Der Paranoiker, von dem hier die Rede ist, hatte vor Jahren in seinem Wahnzustand eine Reihe von Morden verübt, was ihn dauernd in die Anstalt brachte.

In der Zwischenzeit hat sich eine Rückbildung seiner Wahnerscheinungen eingestellt. Gaupp macht aber darauf aufmerksam, daß trotz dieser Besserung nach wie vor die Unmöglichkeit für den Kranken besteht, im freien Leben von neuer Wahnbildung freizubleiben.

Während der Besserungszeit hat der erwähnte Paranoiker nun eine Lebensaufgabe und Trost — denn ihm ist in diesem Zeitpunkt die Einsicht in seinen Leidenszustand nicht mehr verschlossen wie zur Zeit seiner Wahntat — in dichterischer Arbeit gefunden. Die Frucht dieser Tätigkeit, die Gaupp auszugsweise veröffentlicht hat, ist in mehr als einer Beziehung auch für den Nichtpsychiater von Interesse. Es handelt sich um ein Drama »Wahn«, das äußeres und inneres Schicksal des Königs Ludwig 2. von Bayern schildert.

Diese Arbeit ist deshalb von Bedeutung, weil hier einem Selbstkranken, der im Verlauf seines Leidens wieder zur Einsicht gekommen ist, Einblicke in die Natur des Leidens geboten sind, wie sie auch dem den Kranken ständig beobachtenden Arzt nur durch glückliches Zusammentreffen bewußt werden können. An der Fähigkeit des Dichters, logisch zu denken und das Ersonnene darzustellen, besteht kein Zweifel. Der Inhalt des Dramas, soweit es sich um tatsächliches Geschehen, um »Handlung« handelt, schließt sich an die wirklichen Vorgänge an. Das Ende des Königs ist freier behandelt: das zur Flucht bereitgestellte Boot ist heimlich vom Ufer des Starnberger Sees entfernt worden, der König sucht es, nachdem er den wachhabenden Arzt ertränkt hat, er findet es nicht mehr und flüchtet sich nun in seiner wahnhaften Angst und Ratlosigkeit in den See. Er will schwimmend entfliehen, gerät immer weiter ins Wasser, wo er schließlich unter Hilferufen versinkt.

Das Wesentliche in diesem Drama ist die Fähigkeit des Verfassers, das Leiden des Königs, des Leidensgenossen, aus dem Selbsterlebten und Selbsterlittenen heraus zu erfassen und zu gestalten. Hierfür sind namentlich jene Stellen wichtig, die der Dichter dem begutachtenden Psychiater im dritten Akt, wo die Verschwendungssucht des Königs zum Handeln und zur Abhaltung eines Ministerrates zwingt, in den Mund legt. Der Psychiater sagt hier: »Seine Majestät leiden an Verfolgungswahn. Das Erstaunen wird nicht gering sein. Denn wer hätte nicht auf Gegenteiliges, auf Größenwahn, geraten? So hat sich Seiner Majestät Irrsinn bekundet. Wohl: der Größenwahn ist da, aber nur als nebensächliche Folgeerscheinung. Der Verfolgungswahn ist das Gesicht und das Wesen, der Größenwahn die Maske und der Schein. Dies ist Notwehr des Bedrängten, Selbstaufpeitschung des Gesunden, verzweifeltes Ringen um Selbstbehauptung. Stärke will der Schwache vortäuschen, sich selber vorlügen. Furcht ist Seiner Majestät Einsamkeit, Furcht Seiner Majestät Menschenscheu, Furcht Seiner Majestät Haß. Wo aber ist einer, selbst unter den Gesunden, der gern gestände, daß er Furcht hat? Wo einer, der bekännte das mutigste

aller Bekenntnisse: Ich habe Angst? Es will doch jeder ein Held sein, vor andern, vor sich selbst. O, was prahlen wir nicht an Courage vor! Und gleichen doch dabei den Tapferen, die pfeifen, wenn sie des Nachts allein durch den Wald gehen. Des Wahnsinnigen Furcht ist eben eine wahnsinnige Furcht: wahnsinnig im Motiv, wahnsinnig in der Marter, wahnsinnig in der Plan- und Tatauswirkung. Seine Majestät leben nicht in der Herrlichkeit, sondern im Elend.«

Auf die Frage, was denn der König zu fürchten habe, erfolgt die Antwort: »Das eben ist die Krankheit, der Wahnsinn: es liegt kein Grund vor, kein vernünftiger, für Gesunde ersichtlicher Grund. Aber für den Hirnkranken hat die wahnhafte Einbildung genau so viel Realität wie die wirklichste Wirklichkeit; über ihm waltet der Zwang. Zwangsgefühle muß er fühlen, und das Gefühl zwingt den Gedanken, und der Gedanke zwingt den Willen. Da liegt er, der Gefesselte, vom eignen Geist in Fesseln geschlagen!«

»Besteht keine Aussicht auf Heilung?«

»Wahrscheinlich nicht. Eine Gewißheit auszusprechen wage ich überhaupt nie. Die Psychiatrie weiß wenig und dies wenige nicht einmal sicher. Denn sobald wir einmal um Gesetz und Getrieb der kranken Seele wissen sollten, ist das Rätsel des Geistigen überhaupt gelöst. Eigne starke Verstandeskräfte — ein Geisteskranker braucht darum noch lange nicht ein Geistesschwacher zu sein — suchen den Kranken darüber hinwegzutäuschen; auch ist begreiflich, daß sich das Selbstbewußtsein gegen eine Erkenntnis sträubt, die nichts andres bedeutet als völlige Trostlosigkeit.«

Diese kurzen Auszüge zeigen schon mit erschütternder Deutlichkeit, wie verständnisvoll sich das eigne Leiden in die Gestalt des dichterisch erschauten kranken Fürsten übertragen hat. Daß der Dichter in seinen Ausführungen, »deren«, wie Gaupp bemerkt, »sich kein Psychiater zu schämen brauchte«, nicht ganz aus eignem schöpft, sondern auch aus medizinischen Schriften, namentlich aus dem Buch, das Gaupp früher über seine Krankengeschichte geschrieben hat und das ihm zugänglich gemacht wurde, über viele Einzelheiten unterrichtet ist, erscheint nicht verwunderlich. Das geistige Handwerkszeug muß der Mann, der nicht Medizin studiert hat, sich natürlich irgendwie verschaffen.

Das tut aber der Bedeutsamkeit und dem hohen Erkenntniswert des veröffentlichten Werkes des Paranoikers keinen Abbruch. Auf die Einzelheiten der im Stück gegebenen medizinischen Gutachten kommt es gar nicht so sehr an. Aber hier leuchtet das Werk eines geistig hochstehenden Menschen, dessen Geist, wie ihm selbst bewußt ward, erkrankt ist, der indes in lichten Zeiten schöpferische Fähigkeit besitzt, in das Dunkel hineinzuschauen, das uns aus dem Problem des Geisteskranken entgegennebelt.

Bei der Betrachtung der Verbindung von genialen und psychopathischen Zügen ein und desselben Geistes ist uns in neuerer Zeit ein vorzüglicher Führer in Birnbaums »Psychopathologischen Dokumenten« erstanden. Die bewußte Beschränkung, die hier unerläßlich ist, geht schon daraus hervor, daß dabei fast nur die Originaldokumente selbst verwendet sind: Tagebücher, Lebenserinnerungen, Bekenntnisstellen aus Werken, Briefe des Betrachteten und seiner Umgebung. Im folgenden soll an Hand solcher Eigendokumente ein Hinweis auf die erkennbaren Zusammenhänge (aber nicht etwa ursächlicher Art) von Psychopathologie und Genie gegeben werden. Unabhängig von der nach psychiatrischen Gesichtspunkten vorgenommenen genauen Einteilung der »Psychopathologischen Dokumente« sei hier einer Einteilung nach drei Gruppen von genialen Menschen gefolgt, wie sie vielleicht nicht in ein feststehendes wissenschaftliches Registriersystem passen, wie sie sich aber dem Leser derartiger Dokumente als natürlich gewissermaßen von selbst ergeben.

Zu der ersten Gruppe zählen solche geniale Männer, deren Leben infolge zerstörender psychischer Krankheitsprozesse in wirkliche, sicher faßbare Geisteskrankheit verlief. Hierher gehört in erster Linie das harte Schicksal des in früher Jugend durch Schizophrenie (Jugendirresein) dem geistigen Tod verfallenen Dichters Hölderlin. Die seine Krankheit bezeugenden Dokumente wird man nicht ohne Erschütterung lesen können. Hölderlin lebte noch lange nach seiner kurzen Dichterzeit, die ihm unvergänglichen Ruhm brachte, als ein der logischen Welt geistig Entrückter fort. Schon mit 32 Jahren war die geistige Erkrankung deutlich und der Umgebung offenbar. In wechselnden Schicksalen versuchte er noch die Tätigkeit eines Bibliothekars auszuüben, mußte aber bald eine geschlossene Anstalt in Tübingen aufsuchen und lebte schließlich dort in Privatpflege bei dem Tischler Zimmer, geistig immer mehr erlöschend, dem körperlichen Tod entgegen. Er wurde 73 Jahre alt, so daß der Verlauf seines Leidens von verschiedenen Beobachtern zu wechselnden Zeiten aufgezeichnet werden konnte.

Aus seinen späteren Aufzeichnungen geht eine Besonderheit seines Leidens auch für den hervor, der nichts von dem äußeren Schicksal des Dichters wußte: das ist die Aneinanderreihung klingender, aber sinnloser Wortgebilde in ständiger Wiederholung (Stereotypie). Es gibt Krankheiten und vorübergehende Krankheitszustände, die auf die Gestaltung des Werkes einen günstigen Einfluß ausüben. Gerade der Künstler, der durch eine Ekstase »außer sich gebracht« ist, schafft zuweilen — als gemarterter Verkünder des Unbewußten — Unsterbliches. Es ist nicht unmöglich, daß Hölderlins früheres hohes Schaffen, seine berauschende Sprache, mit Vorstadien der Erkrankung zusammenhängen, die sich später in Vernichtung wirklich

schöpferischer Fähigkeit und ihres Werkzeuges, des Geistes. äußert.

Ein Hölderlinbewunderer kann nur mit Ergriffenheit und im Bewußtsein der Ohnmacht auch des höchststrebenden menschlichen Geistes lesen, wozu der unentwegte Drang zu dichterischer Produktion Hölderlin in seinen letzten Lebenszeiten führte, etwa das jeden Sinnes entbehrende Gedicht über Griechenland aus dem Todesjahr des Dichters (1843). Datum und Unterschrift entspringen der geistigen Verworrenheit des Schwerkranken.

Griechenland.

Wie Menschen sind, so ist das Leben prächtig,
Die Menschen sind der Natur öfters mächtig,
Das prächt'ge Land ist Menschen nicht verborgen,
Mit Reiz erscheint der Abend und der Morgen.
Die offenen Felder sind als in der Ernte Tage,
Mit Geistigkeit ist weit umher die alte Sage.
Und neues Leben kommt aus Menschheit wieder,
So sinkt das Jahr mit einer Stille nieder.

Den 14. Mai 1748. Mit Untertänigkeit
Scardanelli.

Birnbaum, der auch dieses Gedicht veröffentlicht, kommt zu dem Schluß: »Vielleicht steht sogar die zerstörende Psychose triebkräftig an den Wurzeln des (Hölderlinschen) Ruhmes, indem sie ihn früher und stärker vor Mit- und Nachwelt gegenüber allen den andern heraushob, deren Begabung geradlinig aus dem Dunkel der Namenlosigkeit emporbrängte. Und noch ein andres hat die Geistesstörung fertiggebracht: sie hat es auch verhindert, daß die Jahre ihm etwas anzuhaben vermochten. Wiewohl er körperlich das biblische Alter erreicht hat, ist er für uns nur jung geblieben. Als Jüngling in leuchtender Jugendschönheit lebt er weiter.«

Die gleiche Krankheit wie Hölderlin hat den jungen Lenz gefällt, den Sturm- und Drangdichter aus der Goethezeit. Schon mit 26 Jahren waren bei ihm die Anzeichen der geistigen Erkrankung allgemein erkennbar. Es sind genaue Aufzeichnungen über die Wahnanfälle jener Zeit erhalten, da Lenz bei Goethes Schwager Schlosser in Emmendingen und beim Pfarrer Oberlin zu Walbersbach im Elsaß weilte. Lenz hielt sich damals für den Mörder eines an Krankheit gestorbenen Kindes, wollte sich verhaften lassen und stürzte sich in seinem Erregungszustand zweimal zum Fenster hinab, ohne sich dabei ernstlich zu beschädigen. Schlosser schreibt einige Zeit später: »Mit Lenzen ist's nun so, daß ich ihn nicht mehr behalten kann. Er schien auf dem Wege der Besserung, aber mit dem neuen Licht kam abermals seine Krankheit. Er wollte sich wieder zum Fenster hinausstürzen, und da das von meinem Kutscher, der eben dazukam, verhindert wurde, so fing er an so gut als zu rasen. Er stieß sich den Kopf wider die Wand und nötigte mich dadurch, ihn wieder zu binden und zu schließen und nun schon wieder seit zehn Tagen Tag und Nacht zwei Wärter bei ihm zu haben. Seit gestern liegt er zwar wieder still, aber er spricht mit niemand, ißt auch nichts, als was man ihm von Bouillon eingießt, und trinkt ebenso.« Der Zustand besserte sich schließlich wieder, aber rasch traten neue Verschlechterungen auf, sein Geist fiel gänzlicher Zerstörung anheim; die dichterische Schaffensmöglichkeit war unterbunden.

Mit am bekanntesten ist die Geisteszerstörung durch Krankheit bei Robert Schumann. Bezeichnenderweise traten bei ihm zuerst lange Zeit Gehörtäuschungen auf. Er hörte z. B. tagelang ein A klingen, was ihn zur Verzweiflung brachte; daraus entwickelten sich harmonische Zusammenklänge, ganze Musikstücke. Geister- und Engelstimmen mischten sich darein. Durch die unaufhörlichen Wahnvorstellungen wurde Schumann so gereizt, daß er schließlich versuchte, durch einen Sprung von der Bonner Rheinbrücke seinem Leben ein Ende zu bereiten. Er wurde aber von Schiffern gerettet und kam dann in eine Privatheilanstalt, wo er in Erregung, geistiger Lähmung und Apathie seinem baldigen Ende entgegenging.

Für unsre Zeit, die zum Teil glaubt, in sogenannten »okkulten« Erscheinungen einer Lösung unerforschter Vorgänge auf die Spur gekommen zu sein, und die in Unkenntnis früherer Geschehnisse den Eindruck zu erwecken sucht, als habe sie die »okkulten« Phänomene gewissermaßen erst erfunden oder ihre wissenschaftliche Bearbeitung in Angriff genommen, während in Wirklichkeit diese Phänomene zu allen Zeiten das Hirn von Zünftlern und Nichtzünftlern bewegten, mit dem gleichen »Erfolg« und der gleichen Hemmungslosigkeit in dem, was man »Beweise« nennt — für unsre Zeit mag es besonders interessant sein, daß in den ersten Anfängen der Schumannschen Erkrankung ein »okkultistisches« Phänomen, das Tischrücken, eine große Rolle spielte. Das Tischrücken war damals genau so »große Mode«, wie sie es in den Jahren nach dem vergangenen Kriege war.

Wasiliewski besuchte im Jahre 1853 Schumann. Dieser lag gerade auf dem Sofa und las in einem Buche, das von dem »Mysterium« des Tischrückens handelte. Als darüber gescherzt werden sollte, sagte Schumann mit unheimlicher Feierlichkeit und Langsamkeit: »Die Tische wissen alles.« Um Schumann nicht zu reizen, ging der Besucher auf die Äußerung ein, worauf er sich wieder beruhigte. Dann rief er seine Tochter herbei und fing an, mit ihr und einem kleinen Tisch zu experimentieren, wobei er den Tisch den Anfang der C-Moll-Symphonie von Beethoven markieren ließ. Die ganze Szene machte einen äußerst erschreckenden Eindruck auf den mit Schumann befreundeten Wasiliewski. An Ferdinand Hiller schrieb Schumann über seine Experimente: »Wir haben gestern zum erstenmal Tisch gerückt. Eine

wunderbare Kraft! Denke dir, ich fragte ihn, wie der Rhythmus der zwei ersten Takte der C-Moll-Symphonie wäre! Er zauderte mit der Antwort länger als gewöhnlich — endlich fing er an: ♪♪♪|𝅗𝅥| — aber erst etwas langsam. Wie ich ihm aber sagte: Aber das Tempo ist schneller, lieber Tisch!, beeilte er sich, das richtige Tempo anzuschlagen. Auch frug ich ihn, ob er mir die Zahl angeben könne, die ich mir dächte; er gab richtig drei an. Wir waren alle wie von Wundern umgeben.« Kurz nach diesen ersten deutlicheren Anzeichen der Urteilsunfähigkeit traten bedenklichere Symptome ein, die zuletzt zu dem geschilderten Schwund geistiger und schöpferischer Fähigkeiten führten.

Nicht selten war es die progressive Paralyse, die fortschreitende, rasch oder langsamer zerstörende Gehirnerkrankung, die geistig hervorragende Männer entwurzelt hat. Die Eigentümlichkeiten dieser schweren organischen Gehirnerkrankung, namentlich die Größenwahnideen, machen sich in späteren Werken der Erkrankten oft deutlich bemerkbar. Einer rasch verlaufenden paralytischen Gehirnerkrankung fiel N. Lenau zum Opfer, langsamer verlief sie bei Nietzsche, deutlich blickt ihr Einfluß aus den späteren Dokumenten des Wedekindfreundes Heinrich Lautensack hervor. Dabei gelingen ihm aber schon in der Zeit seiner Erkrankung so wundervolle Verse wie die beim Tode Wedekinds:

Es läuft jeden Tag wie eine Schale voll,
Die den Schlaftrunk birgt jedweder Nacht.

Auch durch die Krankheit des genialen Geistes, die Verdüsterung und immer schwärzeres Dunkel um den einst leuchtenden Horizont zusammenballt, züngelt zuweilen noch die ehemalige Flamme leuchtend und wärmend hindurch.

In die zweite Gruppe lassen sich jene zahlreichen genialen Geister einordnen, die in irgendeinem oder mehreren Zügen bei Vollbesitz ihrer Geisteskräfte starke Abweichungen ins Pathologische aufweisen. Hierher gehört beispielsweise Rousseau, dessen vielgestaltige Abirrungen uns in der ungewöhnlichen Erscheinung seiner »Selbstbekenntnisse« überliefert sind. In ihnen werden sexuell-pathologische Züge in einer sonst kaum gekannten Offenheit dargelegt, wenn auch anzuerkennen ist, daß zahlreiche dieser Züge weniger auf spezifischer sexueller pathologischer Veranlagung beruhen, als den Ausfluß einer allgemeinen Übersensibilität und Übersensitivität darstellen. Das geht in gleicher Weise aus der berühmten Szene mit der Kurtisane in Venedig hervor, da er ob einer kleinen Unregelmäßigkeit in der Körperbildung jeden andern Gedanken verliert und die Entrüstete zu dem Ausruf bringt: »Zanetto, lascia le donne, e studia la matematica«, wie aus gewissen Ansteckungsbefürchtungen, die eigentlich kaum als pathologisch aufzufassen sind.

Seltsam sind die nervösen Organleiden des Psychologen Fechner, sowohl in ihren einzelnen Symptomen wie in der psychisch bedingten Heilung. Fechner litt mehrere Jahre hindurch an schweren nervösen Störungen der Augen, des Kopfes, der Verdauungsorgane. Seine Lichtscheu steigerte sich derart, daß er nur noch im dunklen Zimmer weilen, nicht ohne Binde vor den Augen ausgehen konnte. Er konnte nichts mehr zu sich nehmen, weil er nichts verdauen konnte. Viele Wochen lang blieb er infolgedessen ohne jegliche Speise und Trank, so daß er zum Skelett abmagerte und nahezu verhungerte. Endlich gelang es einer Bekannten, ein Gericht herzustellen, von dem er annahm, er könne es vertragen. Und von da an, mit langsam steigenden Nahrungsmengen, richtete sich auch sein Allgemeinbefinden wieder auf, bis schließlich auch seine Sehstörungen, die Kopfbeschwerden und die Überspannung des Seelenzustandes in normale Bahnen gelenkt wurden. Fechner, der 86 Jahre alt wurde, war nach Überwindung der kritischen Jahre ganz gesund.

Eine eigentümliche Erkrankung, die — wie das Beispiel zahlreicher bedeutender Männer erweist — den geistigen Fähigkeiten vielfach zum mindesten keinen Eintrag tut, ist die Epilepsie. Es ist zweckmäßig, am Beispiel des großen russischen Dichters und Denkers Dostojewski in etwas ausführlicherer Weise die Vereinbarkeit epileptischer Veranlagung und genialen Geistes darzulegen.

Dostojewski litt, wie aus seinen eignen Schilderungen und jenen seiner Freunde hervorgeht, an Fallsucht, an Epilepsie. Es wäre falsch, die Grundlagen seines genialen Wesens mit Störungen im Nervensystem in Verbindung zu bringen, und überheblich, weil dem heutigen Stand des Wissens der Einblick in etwaige Zusammenhänge verschlossen ist; es wäre unzulässig, aus engem Gesichtsfeld des medizinischen Betrachters die rätselhaften Dinge geistigen Lebens zu betrachten. Aber doch erklärt das Wissen von der epileptischen Veranlagung Dostojewskis manches unverständlich Sensible in seinen Werken und läßt begreifen, daß er Epileptikertypen (z. B. Fürst Mischkin im »Idioten«) in einer sonst unbekannten Eindringlichkeit schildern konnte.

Die Anlage zu derartigen nervösen Affektionen steckte schon immer in ihm. Seine hochgradige nervöse Sensibilität und Reizbarkeit war seiner Umgebung bekannt. Als Kind fürchtete er die Dunkelheit; das hängt vielleicht auch damit zusammen, daß die Amme Lukerja ihm und seinen Geschwistern in der Dunkelheit oft schreckenerregende Geschichten erzählte. Er hat auch später die Schreckenszustände bei Nacht, den »mystischen Schrecken«, nie verloren. Wann und wodurch die Epilepsie zum Ausbruch gekommen ist, läßt sich nicht sagen. Sicher spielte das harte Schicksal, das den politischen Gefangenen über Verurteilung zum Tode ins Zuchthaus und nach Sibirien brachte,

eine große Rolle. Die Untersuchungshaft in der Peter-Pauls-Festung mit ihrer grauenvollen Einförmigkeit führte bei ihm bald zu hochgradiger Nervenzerrüttung. Sein gleichfalls, aber versehentlich verhafteter Bruder Andrei beschreibt das vollkommene Nichtstun, das zur Verzweiflung brachte.

So ward damals der Schlaf bei ihm schlecht, von krankhaften Träumen gequält. Er hat das Gefühl, als schwanke der Fußboden unter ihm, und fühlt sich daher wie in einer Dampferkajüte. Er lebte, wie er sich ausdrückte, gleichsam unter einer luftdicht abschließenden Glocke. »Mein ganzes Wesen hat sich im Kopf konzentriert und ist aus dem Kopfe in die Gedanken geflüchtet, obwohl die Gedankenarbeit von Tag zu Tag größer wird.«

Die ganze Zeit im Gefängnis wirkte sehr ungünstig auf Dostojewskis nervöses Befinden ein. Es wurde die Vermutung ausgesprochen, daß der Ausbruch der Epilepsie mit einer erlittenen körperlichen Züchtigung (Schläge mit Ruten) während der Zuchthauszeit in Zusammenhang stehe, daß es sich also um eine traumatische Epilepsie handle. Ein Anhaltspunkt für diese Auffassung ist aber nicht gegeben. Dostojewski, der sich dem Arzt Janowski, seinem Bruder Michail und in Genf dem Priester Petroff gegenüber ausführlich über seine Festungszeit aussprach, berichtete niemals von derartigen Vorkommnissen. Die in den Ausführungen Orest Millers geäußerte Ansicht trifft vermutlich das Richtige. Danach dürften sich die über das erste Auftreten und die Entwicklung der Krankheit widersprechenden Aussagen dahin zusammenfassen lassen, daß die Anfälle zwar schon vor der Verbannung auftraten, jedoch von ihm selbst nicht als Epilepsie erkannt wurden. Die weitere Entwicklung der Krankheit in Sibirien hat aber dann Dostojewski den Zweifel an ihrem wahren Charakter schwinden lassen. Der Annahme einer veranlassenden körperlichen Züchtigung bedarf es jedenfalls nicht.

Birnbaum bringt verschiedene Zeugnisse von Bekannten Dostojewskis, die das Bild einer genuinen Epilepsie in ziemlicher Deutlichkeit erstehen lassen. Die Mathematikerin **Sonja Kowalewsky** berichtet in ihren Kindheitserinnerungen von den epileptischen Anfällen Dostojewskis, wie er selbst sie ihr geschildert hatte. Nach dieser Schilderung ist der erste, wenigstens der erste bewußt als solcher erkannte derartige Anfall erst in Sibirien aufgetreten. Birnbaum, für den die Epilepsie Dostojewskis zweifellos ist, weist bei dieser Schilderung auf die charakteristische Kennzeichnung der den Anfall einleitenden Erscheinungen, der »psychischen Aura«, hin: das abnorme Erleben eines ungeahnt beseligenden Glücksgefühls, das Dostojewski selbst in engste Verbindung mit gewissen religiösen Vorstellungen bringt.

Ein hemmender Einfluß der Anfälle auf Dostojewskis Arbeiten machte sich, wenn auch nur vorübergehend, geltend. So schreibt er im Jahre 1867 an Maikow: »Von meiner Arbeit schreibe ich Ihnen nichts, denn ich kann darüber noch gar nichts sagen. Die Anfälle nehmen mir inzwischen meine letzten Kräfte, und nach jedem Anfall kann ich mindestens vier Tage lang meine Gedanken nicht sammeln. Und dabei ist der Roman meine einzige Rettung. Das Unangenehme ist, daß der Roman unbedingt sehr gut geraten muß. Nicht anders! Dies ist sine qua non. Wie kann er mir aber gut geraten, wenn alle meine Fähigkeiten durch die Krankheit völlig gelähmt sind!« Solche Schaffenshemmungen und die aus ihnen entstehenden Depressionszustände schwanden aber meistens rasch wieder.

Die Kenntnis derartiger Tatsachen ist nicht nur für die Erfassung der Persönlichkeit des großen russischen Dichters von Bedeutung, sie läßt auch manche Eigentümlichkeiten seiner Werke besser verstehen. Man darf aber keinen Augenblick bei der Betrachtung derartiger nervöser Störungen vergessen, daß sie wohl Licht in ein unbekanntes Dunkel werfen, daß sie aber trotzdem keine Möglichkeit bieten, zu erkennen, was in diesem Dunkel verborgen ist. Das **Wesen** eines Zusammenhangs zwischen Genie und beobachtbaren nervösen Störungen leuchtet hier nicht auf.

Bei den Anfällen **Flauberts** scheint es sich mehr um solche hysterischer Natur gehandelt zu haben. **van Gogh** hat nach Birnbaums Annahme an epileptischen Anfällen gelitten; sie waren mit Krämpfen, Erregungen, Verstimmungen, aber auch mit Wahnideen religiöser Färbung verbunden. Vor allem depressive Verstimmungen brachten immer wieder sein Leben und Denken aus der gewohnten Bahn. Er ist schließlich den Bedrohungen der Anfälle zum Opfer gefallen. Er setzte selbst, anscheinend aus Furcht vor ihrem Wiedererscheinen — vielleicht aber auch in einem Zustande krankhafter Depression —, seinem aus geordneten Bahnen geworfenen Leben ein vorzeitiges Ende« (Birnbaum).

Der vielseitige, rastlos grübelnde Geist **Strindbergs** wurde zuzeiten von Wahngebilden bedrängt. In verschiedenen seiner Werke, die großenteils Erlebtes, Durchdachtes an Hand ehemaliger Tagebücher wiedergeben, kommen diese Wahnvorstellungen zum Ausdruck. Namentlich der Übergang Strindbergs aus seiner naturwissenschaftlichen in die mystische Epoche ist so zu erklären. In der Zeit, da C. L. Schleich ihn kannte, scheinen aber Wahnvorstellungen ihn noch nicht in ihren Bann gezwungen zu haben. Schleich, der viel mit ihm zusammen war, berichtet über verschiedene mystische Taten Strindbergs, so daß er einmal erzählte, er habe durch heiße nächtliche Gebete vor dem Kruzifix einen schlechten Menschen zu Tode gebetet. »Man glaube darum ja nicht, daß Strindberg jemals geistesgestört gewesen ist. Er

war stets klar, logisch, denksicher und respektierte alle Einwände mit größter Seelenruhe. Vielleicht neigte er etwas zu Verfolgungsideen, aber diese hatten nie etwas Zwanghaftes, sondern waren stets der Ausfluß eines, wo ich ihn kontrollieren konnte, nur allzu berechtigten Mißtrauens. Man denke sich in das Bewußtsein solch eines allumfassenden Geistes hinein und frage sich, was er leiden mußte durch eine fast allseitig geschlossene Ablehnung, deren Widerstände und Hemmungen sich in einer Legion von Nadelstichen verwirklichten.« Großes Mißtrauen mit seinen Folgen als wahnhaft hinzustellen, ist ein gefährliches Beginnen. Seine Entstehung und Verankerung hängt nicht weniger mit angeborener Veranlagung zusammen als mit besonders kritischer Verwertung tatsächlicher Erlebnisse.

Verfolgungsideen spielen oft eine wahnhafte Rolle. Bei Gutzkow verdichteten sie sich zu einem System, das ihn zum Selbstmordversuch und in die Heilanstalt brachte. Aber bei ihm — wie bei andern — ist auch die Einwirkung des äußeren Schicksals mit in Betracht zu ziehen, das ihn aus politischen Gründen ins Gefängnis brachte, das Verbot seiner Schriften und sonstige schwere Hemmungen herbeiführte. Sensible Naturen geraten auf solche Weise in wahnhafte Vorstellungen, die unter andern Umständen ihnen vielleicht erspart geblieben wären.

In die dritte Gruppe gehören jene Männer und Frauen, bei denen einzelne Züge, wenn auch nicht pathologisch, so doch psychisch abwegig sind. Hier eine Grenze zu ziehen, ist besonders schwierig, und beim genialen Geist offenbaren sich hier keine andern psychopathologischen Züge, als sie dem »normalen«, nicht genialen, aber sensiblen Wesen auch, deutlich nachweisbar, anhaften. Hierher gehören plötzliche Leidenschaften, die alle andern Gedanken beherrschen. Rousseau wurde plötzlich von einer Schachraserei befallen, die ihn veranlaßte, sich in sein Zimmer einzuschließen und Tag und Nacht Schach zu spielen, alle Möglichkeiten des Spiels zu erschöpfen und auswendig zu lernen. In Richard Wagners Studentenzeit gab es einige Monate, da die Spielwut ihn gänzlich beherrschte, bis sie ihn plötzlich, wie sie über ihn gekommen, wieder verließ.

Auf pathologischen Gründen beruht die periodische Trunksucht, richtiger der Trinkzwang, Fritz Reuters. Es ist das eine Flucht ins Vergessen, in die Betäubung, aus einem von krankhaften Verstimmungen gequälten Leben. Ähnliche Gründe liegen der Trunksucht Poes zugrunde. Solche Menschen suchen den Alkohol nicht des Genusses halber auf, sondern er dient ihnen als ein sie vor Schlimmerem, vor dem Selbstmord bewahrendes Betäubungsmittel gegenüber ihren unüberwindlichen, periodisch wiederkehrenden Depressionszuständen. »So gibt die Einsicht in das Pathologische«, sagt Birnbaum, »die Gewähr dafür, daß noch nachträglich all jenen ein gerechter Richterspruch zuteil wird, die in Verkennung der krankhaften Natur ihrer Mängel vorschnell verurteilt und pharisäerhaft verdammt wurden.« Dem Opiumgenuß fallen manche Geister anheim, denen sich zufällig Gelegenheit geboten hat. Den Opiumträumen Baudelaires, Coleridges und Poes verdanken wir aber Schilderungen ganz zauberhafter Art.

Auch gesunder Geist leidet zuzeiten unter schweren seelischen Verstimmungen. Luther und Albrecht von Haller berichten darüber an Zeitgenossen. Grillparzers geistige Selbstzerfleischung ist in seinen Tagebüchern niedergelegt. Eine Überempfindlichkeit, wie sie beispielsweise den später einer Paralyse erlegenen Maupassant schon früh quälte, läßt vielen genialen Menschen den Verkehr mit der Umwelt so außerordentlich schwer und unerträglich erscheinen. Die innere Zerrissenheit, die daraus entquillt, führt Heinrich von Kleist zum Tode. Auf nervöse Überempfindlichkeiten beruhen vielfach auch die abnormen Empfindungen, die Farben hören, Töne riechen, Düfte und Töne sehen lassen. Wichtig für die Qual des Schaffens des Genies sind gewisse Zwangsvorstellungen, die Richard Wagner beim Entwurf der Lohengrinmusik unaufhörlich Rossinische Melodien hören, die Alfred de Musset unter furchtbarem Herzklopfen und Weinen schaffen lassen, die Turgenjew unter Stöhnen an den Schreibtisch zwingen.

Derartige Einzelheiten lassen sich nach verschiedenen Richtungen hin weiter ausspinnen. Dem Verständnis des Genies kommt man dadurch aber nicht näher. Es sind das Züge, die mit Krankhaftem, Psychopathologischem kaum mehr etwas zu tun haben. Freilich entspringen sie wohl der gleichen Veranlagung, die auf der einen Seite schöpferische Fähigkeit aufs äußerste ausgebildet hat, auf der anderen Seite Schwächen im nervösen System hat entstehen lassen. Psychopathologische Züge zur Erkennung des Wesens des Genies zu verwerten, wird so lange nicht gelingen, als das System des Ablaufes geistiger Vorgänge überhaupt noch nicht erfaßt ist. Die Hauptschwierigkeit liegt hier immer darin, daß der Urteilende mit demselben Material arbeiten muß, das er zu beurteilen hat: dem menschlichen Verstand. Diese Tatsache läßt eine objektive Erkennung von vornherein nicht zu. Und darauf beruht der Zweifel, ob eine objektive, sachliche Festlegung überhaupt menschlichem Verstehen zu erreichen sein wird.

Insbesondere wird das Wesen des Genies auf solche Weise kaum zu erfassen sein, der Kern jener Eigenschaften und Fähigkeiten, um derentwillen wir einen Menschen wohl als »begnadet« bezeichnen, und die Goethe den »dämonischen Geist« nannte, der das Genie in der Gewalt hat, so daß es ausführen muß, was jener gebeut.



Diego Velasquez: Infantin Maria Theresia

Deutsche archäologische Forschungstätigkeit im Euphrat- und Tigrisland

Von Dr.-Ing. Conrad Preußer, Mitglied der Assur-Grabungsexpedition

Jede Errungenschaft in der Forschung bringt uns einen Schritt vorwärts. So wie die neueren Erkenntnisse auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ungeahnte Ausblicke in die Zukunft erschließen, so öffnen die archäologischen Forschungen auf den Ruinenhügeln versunkener Epochen unsre Augen nach rückwärts in die Vergangenheit. Was liegt dem Menschen wohl näher als die Erforschung seiner eignen Geschichte? Wenn wir in dieser weiter vordringen wollen, so steht an unserm Pfade als ein uns allen bekannter Wegweiser die Bibel, die mit zwingender Notwendigkeit nach dem Osten weist, dem Lande, wo die Wiege des Menschengeschlechts gestanden hat, nach dem Land zwischen Euphrat und Tigris. Kein Wunder, daß nach der genialen Entzifferung der Hieroglyphen Ägyptens und der Keilschrift Babyloniens und Assyriens unter den großen Nationen ein Wetteifern begann, den Schleier der Vergessenheit, der über den Taten jener alten, in so enger Beziehung zu dem Alten Testament stehenden Völker liegt, zu lüften.

Bis zum Sturmjahr 1914 stand Deutschland mit in vorderster Linie dieser Nationen und erblickte eine vornehme Aufgabe darin, als Kulturpionier auf dem Gebiete der theoretischen wie der praktischen archäologischen Forschung eine von der Welt auch rückhaltlos anerkannte, vorbildliche Tätigkeit zu entfalten. Um so mehr ist es zu bedauern, daß die in sorgfältiger Vorbereitung befindlichen Veröffentlichungen deutscher Ausgrabungen durch den schweren wirtschaftlichen Druck, den die Nachkriegszeit unserm Volk auferlegt hat, in ihrer Bearbeitung auf das empfindlichste gelähmt worden sind. Erst jetzt beginnen sie allmählich aus ihrem langen Starrkrampf wieder zu erwachen.

Wenn heute die Welt widerhallt von dem Ruhm englischer Archäologen, denen die Auffindung der noch unversehrten goldstrotzenden Grabkammern des Pharaos Tutanchamon im Tal der Königsgräber bei Luxor geglückt ist, so möge, ohne die Bedeutung dieses englischen Erfolges beeinträchtigen zu wollen, dem gegenübergestellt sein, daß die Deutsche Orient-Gesellschaft, die seit 26 Jahren die Hauptträgerin des deutschen Ausgrabungsgedankens ist, z. B. bei ihrer vierjährigen Expedition in Tell el-Amarna (1911—1914) unter der Leitung von Prof. Borchardt staunenswerte Schöpfungen ägyptischer Bildhauerkunst in dem Hause des Hofbildhauers Thutmosis gefunden hat, von denen der fein modellierte Kopf der Königin Nofret-ete (s. Abb. 1), der mit all seinen leuchtenden Farben vollständig erhalten ist, neben andern Glanzstücken dem Tutanchamongrab ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann. Trotz der Schwere der Zeit ist es Borchardt gelungen, diesen Porträtkopf in einer würdigen Publikation* der weiteren Welt bekannt zu machen.

Erst vor kurzem ist in der Ägyptischen Abteilung der Berliner Museen der neue Amarnahof eröffnet worden, in dem Professor Schäfer die Funde der Amarna-Grabung in feinsinniger Aufstellung zeigt. Eine Fülle der größten Kostbarkeiten tritt uns dort entgegen, und staunenden Auges empfinden wir, wie lebendig aus den vor 3300 Jahren



Abbild. 1. Büste der Nofret-ete

* 44. Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft. Porträte der Königin Nofret-ete von Ludw. Borchardt. J. C. Hinrichssche Buchhandlg., Leipzig 1923.



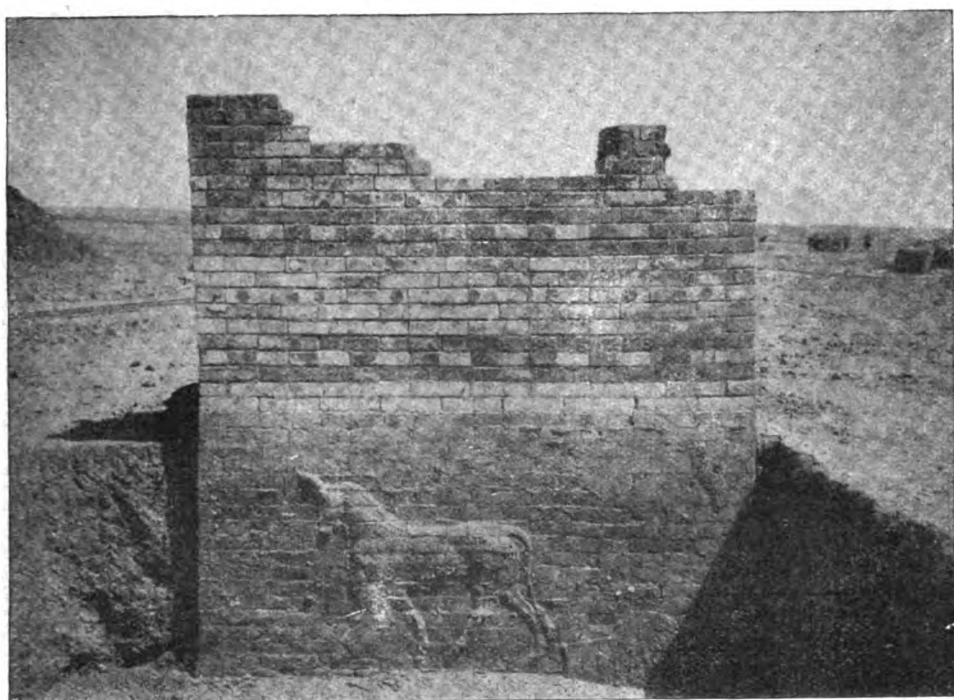
Abbild. 2. Freilegung des Ischtartores

geschaffenen Plastiken des Künstlers Seele spricht. Aber nicht nur im Pharaonenland ist der deutsche Spaten erfolgreich an der Arbeit gewesen; der Wegweiser, den die Bibel wies, deutete in erster Linie nach dem Zwischenstromland hin. Es sei mir gestattet, in der großen Pause, in der wir infolge des verlorenen Krieges noch abseits unsrer früher erkannten Kulturaufgaben stehen müssen, die großen Erfolge wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, die die deutsche Wissenschaft in Mesopotamien vor dem Weltkriege zu verzeichnen hatte.

Hier reichen die Anfänge deutscher archäologischer Tätigkeit in das Jahr 1887 zurück, wo Koldewey die sehr alten, bis in die vorgeschichtliche Zeit reichenden Ruinen von Surghul und El Hibba eingehend erforschte. Die erste vorbereitende Forschungsreise nach Babylonien und Assyrien, mit deren Hilfe unter den schier unzähligen Ruinenhügeln geeignete Orte ausgewählt werden sollten, um den Spaten anzusetzen, fand 1897/98 statt.

Die Berliner Museen im Einvernehmen mit der Deutschen Orient-Gesellschaft entschlossen sich zu der großen Tat, die bedeutendste Ruinenstätte der vorderasiatischen Welt, Babylon, für eine systematische Ausgrabung größten Stils in Angriff zu nehmen. Wenn auch die Arbeit bei dem Umfang des Stadtgebietes geradezu gigantisch erschien, so reizte demgegenüber doch die zentrale Kulturstellung der alten Königsstadt Nebukadnezars und der sagenumwobene Turm zu Babel, mehr Licht in diese Finsternis zu bringen. 19 volle Jahre ist unter der Leitung von Robert Koldewey, des im Februar d. J. leider viel zu früh Verstorbenen, Sommer und Winter hindurch in zäher, entsagungsvoller Ausdauer gegraben worden, und was das heißen will, auch im Sommer in diesem heißesten aller Länder der Erde durchzuhalten, kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß während der Monate Juli und August Tagesmaxima von 49 Grad Celsius im Schatten das Normale waren. Und dabei galt es oft, ungeheure Schuttmassen zu bewältigen, bis man — zuweilen erst in einer Tiefe von 25 Metern — auf die Fundamente der im Oberbau meist völlig zerstörten Gebäude gelangte, ein Umstand, der dem babylonischen Ausgräber seinem ägyptischen Kollegen gegenüber bei weitem größere Geduldsproben auferlegte.

Ein wahres Verhängnis für die babylonischen Kolossalbauten, die ebenso wie die aus Steinquadern gefügten ägyptischen für die Ewigkeit gebaut schienen, liegt in ihrem Baumaterial. Das an Stein arme Alluvialland erfand den Lehmziegel, der von den Reichen zu einem ungemein festen, quadratischen Backstein gebrannt und zumeist in Asphalt und Lehm verlegt wurde, eine Bauart, wie man sie sich für diese Zeit solider nicht denken kann. Jedoch hatte man dabei nicht mit der Pietätlosigkeit der späteren Geschlechter gerechnet, die bis zu unsrer heutigen Zeit die gewaltigen Mauern Nebukadnezars als Steinbruch benutzten, da diese ausgezeichneten Ziegel ein vielbegehrtes und verhältnismäßig billig zu gewinnendes Baumaterial geworden waren. Für den Aufbau von



Abbild. 3. Stier vom Ischtartor

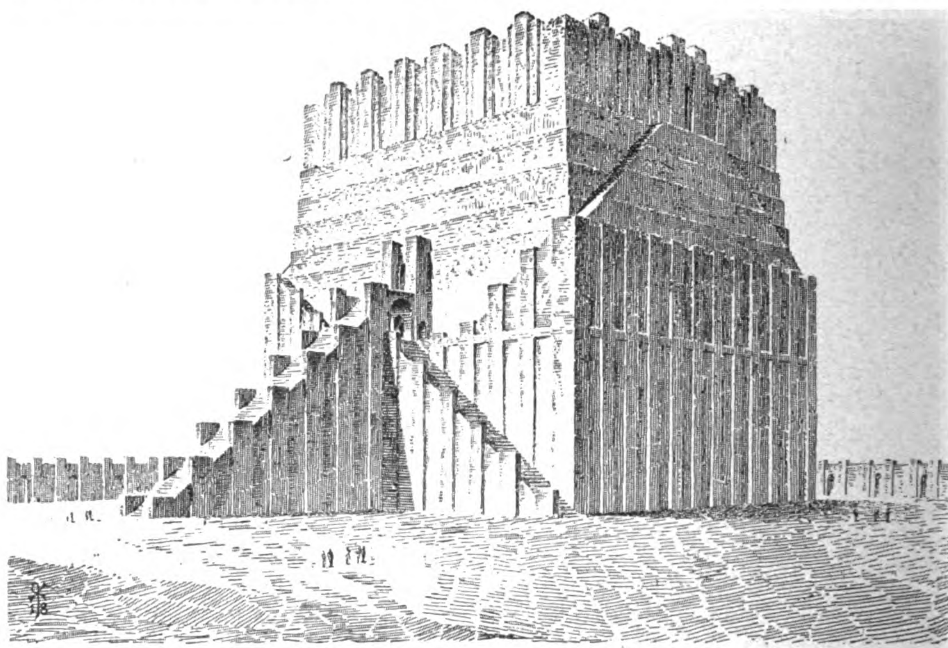
ganz Bagdad hat Babylon die Ziegel liefern müssen. Daß bei diesem kulturlosen Raubbau ungeheure Werte für die Wissenschaft unwiederbringlich verlorengegangen sind, liegt auf der Hand.

Bis zu jenem traurigen 4. März 1917, an dem der Altmeister der deutschen Ausgräberkunst, Robert Koldewey, unter dem Dröhnen englischer Fliegerbomben sein Lebenswerk im Stich lassen mußte, waren in Babylon die wichtigsten Bauten wenigstens im Grundriß wieder aufgedeckt, in erster Linie der monumentale Palast Nebukadnezars, in dem sich der 17 Meter breite und 52 Meter lange Thronsaal der babylonischen Könige befand. Man bedenke dagegen, daß der Weiße Saal im Schloß zu Berlin »nur« 16 zu 32 Meter mißt. Hier ist die historische Stätte, an der Belsazar sein verhängnisvolles Gastmahl hielt. Und wenn auch die Wand, an der die Flammenschrift erschien, jetzt in irgendeinem kümmerlichen arabischen Privathaus ihr ruhmloses Ende gefunden hat, so haben wir doch gegenüber der riesigen Mitteltür die große Nische in der Rückwand wieder aufgedeckt, in der der Thronsessel gestanden hat, und den Fußboden, auf dem sich des Königs tragisches Geschick vollendete.

An den Palast stößt als Teil des Festungsgürtels das noch heute hochragende Ischtartor (Abbild. 2) mit dem prachtvollen Schmuck von lebensgroßen, in bunter Emaille auf die Ziegelstirnseiten aufgebrachten Stieren (Abbild. 3) und Drachen. Auf dieses Tor führt die etwa 300 Meter lange Prozessionsstraße, die von hohen, verteidigungsfähigen Mauern begleitet ist, deren Wände mit langen Reihen hintereinander her- und auf den Eintretenden zuschreitender Löwen in flachem Relief und glänzenden Emaillefarben bedeckt waren; ein gewaltiger Eindruck für den aus öder Wüste kommenden Wanderer und ein grauenerregender Anblick für einen anstürmenden Feind.

Bruchstücke dieser emaillierten Ziegel, die die Vorexpedition heimbrachte, gaben den Anstoß bei dem Entschluß zur Ausgrabung von Babylon, denn die Leuchtkraft ihrer Farben ist noch genau die gleiche wie damals, und ihre Technik steht selbst heute noch unerreicht da. Eine Anzahl dieser emaillierten Reliefstiere ist nach jahrelangem, mühseligem Suchen unter vielen Tausenden von Bruchstücken zusammengesetzt worden und befindet sich jetzt in der Vorderasiatischen Abteilung des Kaiser-Friedrich-Museums zu Berlin.

Mit größter Spannung wurden die Grabungen an der Stelle verfolgt, an welcher der in der ganzen Welt berühmt gewesene Babylonische Tempelturm »Etemenanki« gestanden hat. Die eingehenden und langwierigen Untersuchungen haben ergeben, daß der Turm zwar sehr tief zerstört ist, daß aber die untersten Teile noch gut erhalten waren. Zur Zeit, als Alexander der Große in Babylon residierte, war das Bauwerk — nach etwa 230 Jahren seines Bestehens —



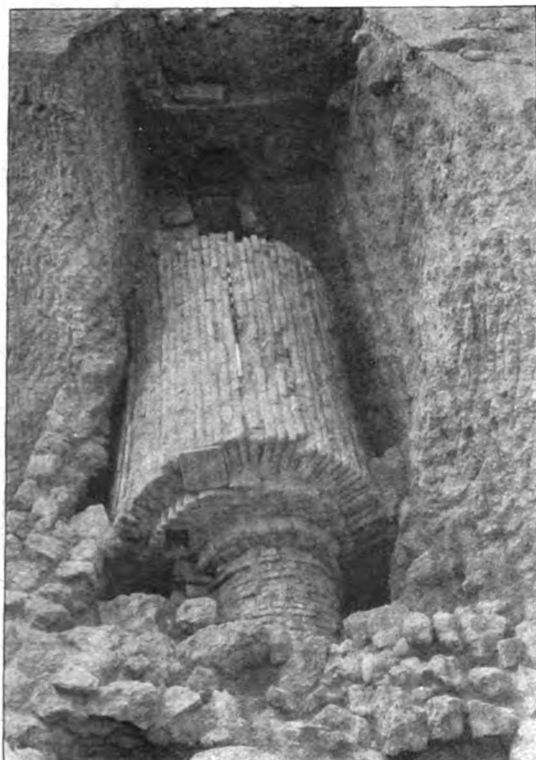
Abbild. 4. Der Babylonische Turm nach der Rekonstruktion von Prof. Rob. Koldewey

schadhaft geworden, und er faßte den Plan einer großzügigen Restauration, zu welchem Zweck er die baufälligen Teile abtragen ließ. Die daher stammenden riesigen Ziegelschuttmassen hat die Grabung in dem 1½ Kilometer entfernten nordöstlichen Stadtmauerwinkel, der von den Arabern heute »Homera«, d. h. der rote Hügel, genannt wird, wiedergefunden. Der Tod Alexanders, 323 v. Chr., verhinderte die Ausführung seines Plans, und so zerfiel die abgetragene Ruine immer mehr, bis durch die nivellierende Wirkung der auch uns Ausgräbern noch in unangenehmer Erinnerung befindlichen Sandstürme Mesopotamiens, die seit vielen Jahrhunderten auch über diese historische Stätte gebraust sind, eine flache Senke entstand, die nichts mehr davon verrät, daß hier einst das Wahrzeichen babylonischer Weltmacht, eins der sieben Weltwunder der Alten, gestanden hatte.

Heute wissen wir, daß der Turm einen massiven Lehmziegelkern enthalten hat, der von einem starken Mantel aus gebrannten Ziegeln umgeben war. Die Seitenlänge des Quadrats betrug durchschnittlich 91,55 Meter. Eine monumentale, dreifache Freitreppe führte hinauf zu den Stockwerken. Wie allerdings der Oberbau ausgesehen hat, können wir heute mit voller Sicherheit nicht mehr sagen. Wir wissen nur, daß oben auf der Plattform ein Hochtempel gestanden hat von quadratischem Grundriß mit einer Seitenlänge von etwa 80 Metern, so daß die äußere Gestalt des Turmes die eines ungeheuren, aus weiter Ferne im mesopotamischen Flachland sichtbaren Kubus gewesen sein muß, dessen Inhalt auf nicht weniger als 704 000 Kubikmeter berechnet worden ist. Bei den Einzelheiten des Aufbaues, den Stockwerken und Treppenläufen sind wir im wesentlichen auf die spärlichen Überlieferungen der antiken Schriftsteller Herodot und Strabo angewiesen und auf eine babylonische Tontafelinschrift, die mannigfache Angaben über den Turm Etemenanki und den zu seinen Füßen liegenden Tempel des Marduk, Esagila, enthält. Alle diese Angaben aus antiker Zeit sind auf das sorgfältigste geprüft und mit den Ergebnissen der Ausgrabung in Einklang zu bringen versucht worden. Hierauf hat Koldewey, dessen Urteil als das des berufensten Kenners uns maßgebend sein muß, seine in Abbild. 4 wiedergegebene Rekonstruktion gestützt. Ein sehr lehrreiches Modell, das die konstruktive Möglichkeit des Baues in überzeugender Weise zum Ausdruck bringt, ist seit einiger Zeit in der vorgeschichtlichen Abteilung der Berliner Museen, Prinz-Albrecht-Straße 7, öffentlich ausgestellt.

Neben diesen bisher erwähnten Monumentalbauten sind noch vier Tempel und ausgedehnte Quartiere der Stadt mit ihren Straßen und Wohnhäusern und der Pfeilerbrücke über den Euphrat und sogar ein griechisches Theater aus der Seleukidenzeit aufgedeckt worden. So steht heute das Bild der alten Weltstadt Babylon und das Leben und Treiben seiner Bewohner deutlich vor unserm geistigen Auge.

Von Babylon aus sind mehrere Unterexpeditionen ausgesandt worden zur Untersuchung andrer Ruinenstätten Babyloniens, von denen nur genannt seien: Birs, das alte Borsippa, Abu



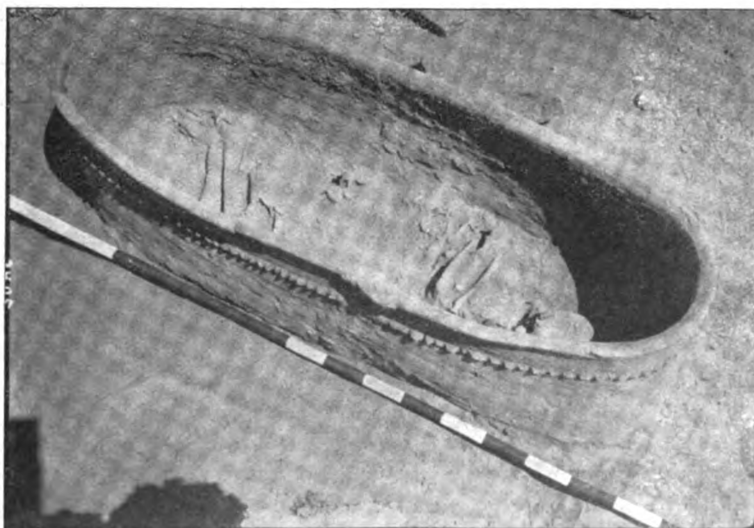
Abbild. 5. Ziegelgruft in Assur

Hatab, Fara, unter dem die uralte Stadt Schuruppak, die Stadt des babylonischen Noah, Utnapischtim, gefunden wurde und wo es gelang, gegen tausend eng mit Keilschrift bedeckte Tontafeln ältester Zeit zu bergen, die für die Urgestalt und die Entwicklung der Keilzeichen der Wissenschaft wertvollste Aufschlüsse gebracht haben, und ferner Warka, das biblische Uruk, eine Nachbarstadt von »Ur in Chaldäa«, der Heimat Abrahams. In Warka fand noch im Winter 1912/13 eine Voruntersuchung statt, da hier ein neues Grabungsunternehmen großen Stils geplant war.

1903 übernahmen die Berliner Museen zusammen mit der Deutschen Orient-Gesellschaft neben Babylon eine zweite gewaltige Aufgabe: die Aufdeckung der alten Hauptstadt des Assyrischen Reiches, Assur, die unter dem jetzigen Hügel Kal'at Schergât am Tigris liegt, 120 Kilometer unterhalb der späteren assyrischen Residenz Ninive, die gegenüber dem heutigen Mosul liegt.

Das Stadtgebiet von Assur war wesentlich kleiner als das von Babylon und ist unter der Leitung von Dr. Andrae in der verhältnismäßig kurzen Zeit von elf Jahren bis zu Anfang 1914 erschöpfend durchforscht worden. Der Umstand, daß bei dem Untergang des Assyrerreiches die Stadt im Jahre 612 v. Chr. einer gewaltsamen Zerstörung zum Opfer fiel, war der Ausgrabung insofern günstig, als dadurch die Einzelfunde bei weitem reichhaltiger waren als in dem langsam verfallenen und ununterbrochen bewohnten Babylon. Aus einer Unmenge von Gräbern (Abbildung 5) und Familiengrüften (Abbildung 6), die in meist unversehrtem Zustande geöffnet wurden, haben wir eine genaue Kenntnis der assyrischen Goldschmiedekunst und des Perlen- und Onyxschliffes gewonnen, über die selbst unsre heutigen Sachverständigen in Entzücken geraten. Als Grabbeigaben wurden ferner zierliche Elfenbeinschnitzereien, edel geformte Alabastervasen, glasierte und emaillierte Keramik und Gefäße aus buntem Glasfluß gefunden, die den heutigen Muranogläsern sehr ähnlich sind, und viele Gegenstände von zum Teil hohem Kunstwert.

In einem Wohnhausquartier, das besonders gut



Abbild. 6. Terrakotta-Wannensarkophag in Assur

erhalten war, wurden ganze Straßenzüge ausgegraben und die Innenräume der Häuser sehr bequem durch die anliegenden Haustüren verfolgt, so daß wir einen Einblick bis in alle Einzelheiten in die jungassyrischen Privathäuser bekommen haben. In ihnen fanden sich noch eine Menge Gegenstände des täglichen Gebrauchs. Im Innern der Stadt lehrten uns systematisch gezogene Suchgräben, daß hier viele Siedlungsperioden übereinander lagen: eine arabische ganz oben, dann zwei bis vier parthische und darunter drei und mehr assyrische, von denen jede auf der durch Natur- oder Kriegsereignisse eingeebneten Ruine der früheren unbekümmert um diese gebaut hat, was aus der Beobachtung der Querschnitte deutlich hervorgeht.

Die Stadt war rings umgeben von starken, doppelten Festungswerken, deren vollständige Aufdeckung unsre Kenntnis von dem damaligen Angriffs- und Verteidigungswesen ganz erheblich erweitert hat. Aufgefundene Waffen aus Bronze, insbesondere Spitzen von Brandpfeilen, geben uns Kunde, daß hier erbitterte Kämpfe getobt haben müssen.

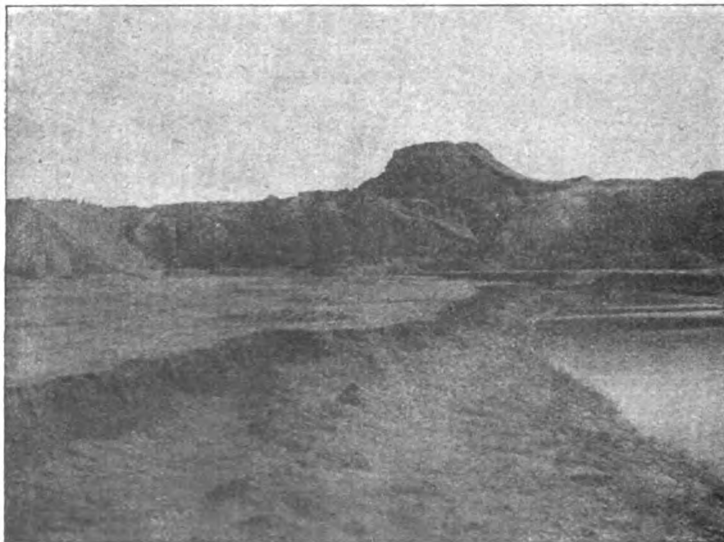
Der Haupttempel war dem Gott Asur geweiht, am höchsten Punkte der Stadt, dem felsigen Nordostplateau, gelegen, das wie die ganze Nordfront steil in die davorliegende Ebene abfällt. Neben dem Tempel der hohe Turm, dessen noch heute eindrucksvolle Kegelruine ähnlich wie in Babylon mit einem Hochtempel zu ergänzen ist. Mit Absicht hat man ihn auf diesen natürlichen Felsabsturz gebaut, damit seine imponierenden Mauermassen, die jetzt nur die Hälfte der früheren Höhe ausmachen, von der Ebene gesehen, noch gewaltiger erscheinen sollen (Abbild. 7).

Westlich des Asurtempels lag ein sehr interessanter Doppeltempel, der dem Himmels- und dem Wettergott, Anu und Adad, geweiht war. Adad hatte in seiner Hand einen goldenen Blitz. Weiter im Innern der Stadt lag ein Tempelkomplex, in dem Nebo, der Mondgott Sin und der Sonnengott Schamasch verehrt wurden, und da die Ischtar, die Göttin der Liebe, auch in Assur ihren Kult hatte, besaß sie schon von der ältesten Zeit her ein Heiligtum, das im Laufe der späteren Generationen verschiedentlich umgebaut worden ist.

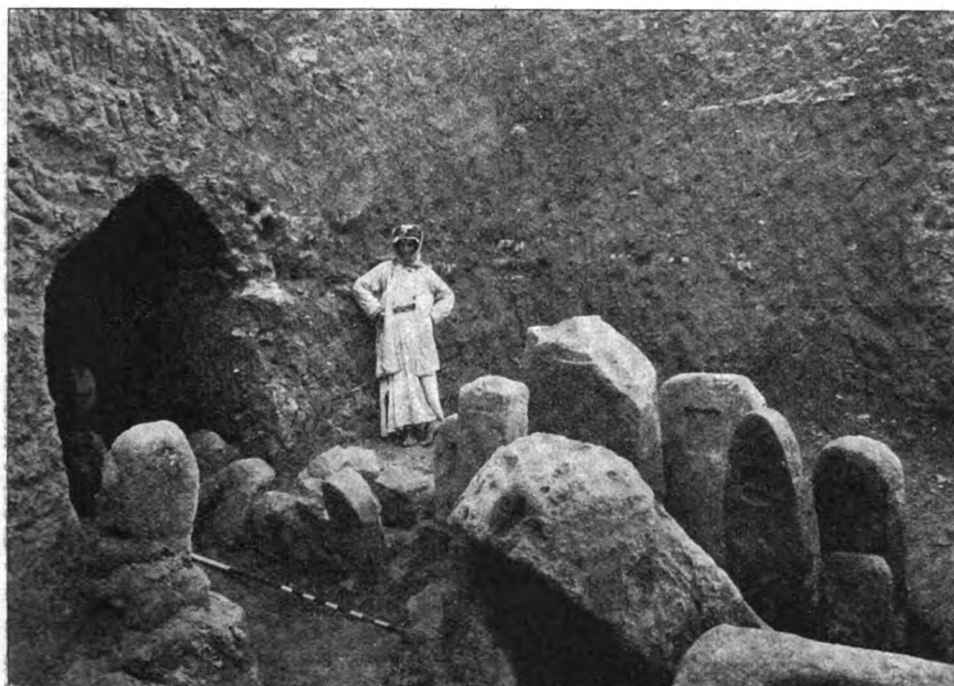
Ein eigenartiger Monumentalbau wurde außerhalb der Stadt in dem sogenannten »Festhaus« aufgedeckt. Alljährlich am Neujahrstag wurden die Götterstandbilder auf Wagen in feierlicher Prozession auf einer steinernen Fahrbahn von den Tempeln durch das »Gurgurri«-Tor, das Tor der Metallarbeiter, nach jenem Bau im Norden der Stadt geführt, dessen aus nacktem Felsen bestehender Hof mit Hilfe von künstlich gebohrten Pflanzlöchern und aufgeworfener Erde in einen herrlichen, Schatten und Blumenduft spendenden Garten umgewandelt war.

Unter den Palästen Assurs ist die Ausgrabung des Palastes Asurnazirpals, jenes kriegerischen und grausamen Königs, dessen Regierungszeit nach aufgefundenen Reliefdarstellungen in den Annalen der Geschichte mit Blut geschrieben ist, besonders lehrreich gewesen. Neben vielen Ton- und Steininschriften, die den ganzen Zeitraum des Assyrischen Reiches, vom 19. bis 7. vorchristlichen Jahrhundert, umspannen, wurde eine Menge prunkvoller, bunt emaillierter Terrakottafliesen und Tonknäufe gefunden, die die Wände der Staatszimmer geziert haben.

Im Süden der Stadt wurde eine höchst interessante lange Reihe von Stelen aufgedeckt, die in kleineren und größeren Exemplaren auf plakettenartigen Vertiefungen jeweils den Namen eines Königs und seine Genealogie enthielten. Hinter dieser Stelenreihe stand eine zweite, in bescheideneren Abmessungen, die dem Andenken verdienstvoller Würdenträger und Beamter des Assyrischen Staates geweiht war (Abbild. 8). Die Auffindung dieser Königsstelen hat uns viel historisches Material in die Hand gegeben, die lückenvolle Liste assyrischer Herrscher



Abbild. 7. Zikurat des Asurtempels von Assur



Abbild. 8. Stelen aus Assur

erheblich zu ergänzen. Eine der wichtigsten Fragen, ob die Tempeltürme Assyriens und Babyloniens nach Analogie der Pyramiden Ägyptens die Königsgräber bergen oder nicht, ist in Assur klar beantwortet worden. Durch Vortreiben von Stollen und Schächten in den inneren Kern der Zikurat des Asurtempels ist festgestellt worden, daß er ein vollständiges Massiv ist und keine Hohlräume enthält. Die Könige und Großen des Landes wurden vielmehr in der gleichen Weise beigesetzt wie ihre Untertanen, nur waren die Größenverhältnisse bei jenen wesentlich gesteigert. Im letzten Jahre der Grabung wurden unter einem altassyrischen Palast fünf große Ziegelgrüfte gefunden, in denen riesige Steinsarkophage gestanden haben bis zu Größen von 4 Meter Länge, 2 Meter Breite und 2 Meter Höhe, zum Teil mit dem eingemeißelten Namen des darin bestattet gewesenen Königs. Leider sind die Grüfte, wie es auch den meisten Königsgräbern Ägyptens ergangen ist, schon in alter Zeit von Grabschändern beraubt worden; selbst die dickwandigen Sarkophage fanden wir zertrümmert vor, bis auf einen einzigen, der in seiner massigen Wucht an ägyptische Parallelen erinnert.

Durch die abgerundete Erforschung von Assur ist uns zum erstenmal die gesamte Geschichte Assyriens hinauf bis zu den überraschenden Zeugen einer Bildhauerkunst aus dem 3. vorchristlichen Jahrtausend lebendig geworden, und mehr noch als das: die nachassyrische parthische Periode haben wir in ihrem eigenartigen, aus dem Hellenistischen entwickelten Baustil hier erst wirklich kennengelernt und haben sie in den hervorragendsten Beispielen an Tempeln, öffentlichen Staatsbauten, einem großen, fast lückenlos rekonstruierbaren Palast und vielen Privathäusern studieren können. Als willkommene Ergänzung für die parthische Siedlungsperiode in Assur gelang es überdies auf verschiedenen mehrtägigen Ritten, die 50 Kilometer westlich von Assur in der Wüste gelegene Partherstadt Hatra einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen, die Stadt, die von den römischen Heeren unter Trajan und Septimius Severus vergeblich belagert und erst um die Mitte des 3. nachchristlichen Jahrhunderts von dem Perserkönig Sapor I. eingenommen wurde. Als Ergebnis dieser Exkursionen entstand ein vollständiger Plan des Stadtgebiets mit den auch ohne Grabung noch gut erkennbaren Mauern, Türmen und Straßenzügen. Im Zentrum ragt der Palast empor, ein riesenhafter Gewölbebau aus Steinquadern mit feinster hellenistischer Architekturgliederung und reichem figürlichem Schmuck, ein Bau, den man auf gleiche Stufe mit Palmyra und Baalbek stellen muß, und dessen fabelhafte Wirkung auf seinem Kontrast zu der dominierenden Horizontallinie der ihn rings umgebenden Wüste beruht.* Man fühlt sich

* 9. und 21. Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft. Hatra I u. II von Walter Andrae. J. C. Hinrichssche Buchhandlung, Leipzig 1908 und 1912.



Abbild. 9. Hatra: Ruinen des Palastes

bei seinem Anblick vor ein Märchenschloß versetzt (Abbild. 9 und 10).

Von Assur aus wurde 1913/14 eine Zweiggrabung etwas oberhalb auf dem jenseitigen Tigrisufer in Tulûl-Akir, einer kurzlebigen Residenz des Königs Tukulti-Ninurta 1., unternommen. Auf ihrer Ruine hatten sich keine späteren Geschlechter wieder angesiedelt. Die Grabung konnte daher ohne Schwierigkeiten die Überreste dieser Periode in sehr instruktiver Weise sauber herausschälen. Eine Anzahl wichtiger historischer Keilschrifttexte wurde durch diese Forschungen der Wissenschaft neu zugeführt. Besondere Erwähnung verdienen überraschend gut erhaltene Teile von farbigen Wandmalereien, die in einem von Dr. Andrae kürzlich verfaßten, glänzend ausgestatteten und für einen weiten Leserkreis geschriebenen Werk* mit aufgenommen sind.

Neben den Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft, deren Hauptziel es ist, das Dunkel ältester Menschengeschichte zu erhellen, hat in den Jahren 1911—1913 unter der Ägide der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften eine Expedition zur Erforschung des Ruinengebietes von Samarra am Tigris unter Prof. Sarre und Prof. Herzfeld stattgefunden, die erste größere, auf Grabungen beruhende Untersuchung islamischer Denkmäler. Sie ist die notwendige Folge des wachsenden Interesses für die islamische Archäologie und des Wunsches, über die Blütezeit islamischer Kunst zur Zeit der frühen abbasidischen Kalifen, also über das 9. nachchristliche Jahrhundert, näheren Aufschluß zu gewinnen.

Samarra wurde von el-Mutasim, einem Sohn des aus den Märchen von Tausendundeiner Nacht berühmten Kalifen Harûn al Raschid im Jahre 836 gegründet. Seine Ruinen ziehen sich bei nur 2 Kilometer Breite 33 Kilometer lang am linken Tigrisufer hin. Zwei Drittel von ihnen haben den Kalifen el-Mutawakkil zum Erbauer, der der Stadt eine riesige Moschee gegeben hat, die größte der damaligen Welt, die für etwa 100 000 Beter Raum hatte. Vor der Mitte ihrer Nordfront ragt himmelan die Malwije, ein merkwürdiger Spiralturm, der noch heute das Wahrzeichen der Stadt ist und den einsam in der Sonnenglut dahinziehenden Karawanen aus weiter Ferne schon als trügerische Luftspiegelung erscheint (Abbild. 11).

Die Ausgrabungen erstreckten sich auf diese alte Hauptmoschee, den Palast Balkuwara, den eigentlichen, im Zentrum der Stadt gelegenen, ausgedehnten Kalifenpalast, das Bêt al Khalifah, und eine Anzahl von Privathäusern. Die Einzelfunde, die hierbei gemacht wurden, sind unter der Leitung von Prof. Sarre in dem vor Jahresfrist eröffneten Samarrasaal der Islamischen Abteilung im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin in anschaulicher Weise aufgestellt worden. Ganz besonders ist dabei auf die Abgüsse von großen Flächen der Original-Gipsstuckdekorationen hinzuweisen, die als meterhoher Sockelschmuck die Raumwände bekleidet haben. Der erste Band von Ernst Herzfeld über den Wandschmuck der Bauten von Samarra ist 1923 bei Dietrich Reimer erschienen. Ihm folgte im vergangenen Jahre ein zweiter Band von Friedrich Sarre über die Keramik.

Der Weltkrieg hat unsre erfolgreiche Ausgrabungstätigkeit jäh unterbrochen. Mit einer beispiellosen, allen bisherigen Anschauungen in der wissenschaftlichen Welt hohnsprechenden Brutalität hat sich der Feindbund in den Besitz unsrer Funde aus Assur und Babylon gesetzt. Hierdurch wurde der Wissenschaft, dem Gemeingut aller Kulturvölker, empfindlicher Schaden zugefügt, da die Fundstücke der Bearbeitung durch die Ausgräber, die allein imstande sind, an der Hand ihrer genauen Beobachtung aller Fundumstände das größtmögliche Maß von Belehrung aus ihnen zu schöpfen, entzogen waren. Trotz allem fühlt das deutsche Volk auf Grund seiner auf dem jahrhundertelangen Ringen um seine Ideale begründeten Entwicklung sich berufen, seinen Platz an der Sonne auch in dieser Beziehung sich wieder zu erkämpfen. Ein Volk, dem die archäologische Wissenschaft so viel verdankt wie dem deutschen, läßt sich nicht ohne Schaden für das Ganze von der Arbeit an der Erforschung versunkener Kulturen ausschließen.

* Walter Andrae: Assur, Farbige Keramik. Skarabaeus-Verlag, Berlin 1924.

Dr. E. Guyer: Meine Tigrisfahrt auf dem Floß nach den Ruinenstätten Mesopotamiens.

Die Lektüre dieses kürzlich im Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin erschienenen Buches gab mir in Anbetracht der neueren englischen Meldungen über ungewöhnlich große archäologische Funde in Oberägypten und Babylonien Veranlassung, durch den vorstehenden Aufsatz einem größeren Leserkreis die bedeutenden Erfolge in Erinnerung zu bringen, die vor dem Kriege auch den deutschen Ausgrabungen im Orient beschieden waren, die aber einerseits durch das bescheidenere Auftreten des deutschen Gelehrten und anderseits durch die Not unsers Volkes noch nicht so allgemein bekannt geworden sind, wie sie es verdienen.

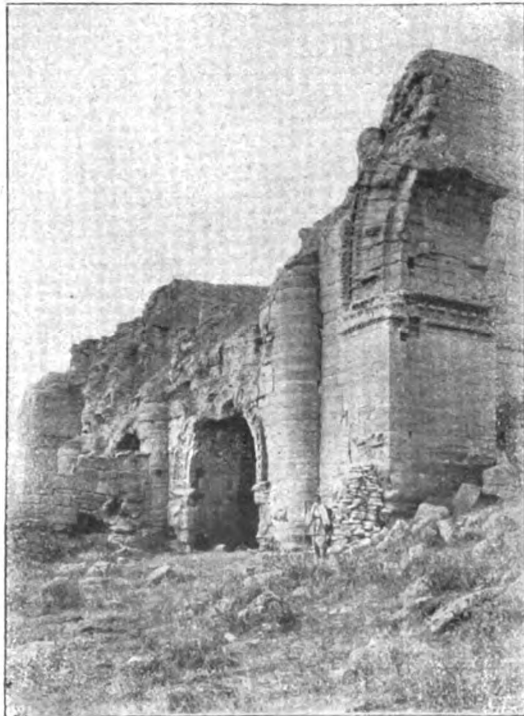
Guyer ist Mitglied der Samarra-Expedition Sarre-Herzfeld. Er schildert uns in flottem, humorvollem Erzählerton, in den er jedoch viel Belehrendes und Wissenschaftliches einzuflechten versteht, seine Reise nach Bagdad, der Märchenstadt Harûn al Raschids, die wir alle seit unsrer Jugend aus den Erzählungen Scheherezades kennen. Er bietet mit seiner »Tigrisfahrt« eine willkommene Ergänzung zu den rein wissenschaftlichen Veröffentlichungen dieser Expedition.

Guyer reiste durch Gegenden, die ich anderthalb Jahre früher durchritt, und die mir daher aus eigner Anschauung wohlbekannt sind.* Er beginnt in Triest und schildert uns seine der Komik vielfach nicht entbehrenden Eindrücke, die er während der Dampferfahrt über das Mittelmeer hatte. In Beirut bestieg er die Eisenbahn über den Libanon und gelangte bei den mächtigen Ruinen von Baalbek, die ihre Freilegung und Erforschung auch einer deutschen Expedition verdanken, nach Aleppo.

An diesem Ort stoßen Okzident und Orient hart aufeinander: die Eisenbahn hört auf, wenigstens damals, wo die Bagdadbahn noch in den Kinderschuhen steckte, und das Karawanentier, das die Weiterbeförderung der Lasten ins Innere nun übernimmt, tritt nach uraltem Brauch in seine Rechte. Mit dem Gefühl: ledig aller Fesseln der Zivilisation, und hinaus in die Freiheit der unendlichen mesopotamischen Steppe! ist gewiß auch Guyer hinausgezogen, und wer sich dabei noch so wie er mit einer durch nichts ins Wanken zu bringenden Ruhe wappnet, der ist gefeit gegen alle Tücken, die der Orient für den Reisenden in der mannigfaltigsten Gestalt fast stündlich bereit hat.

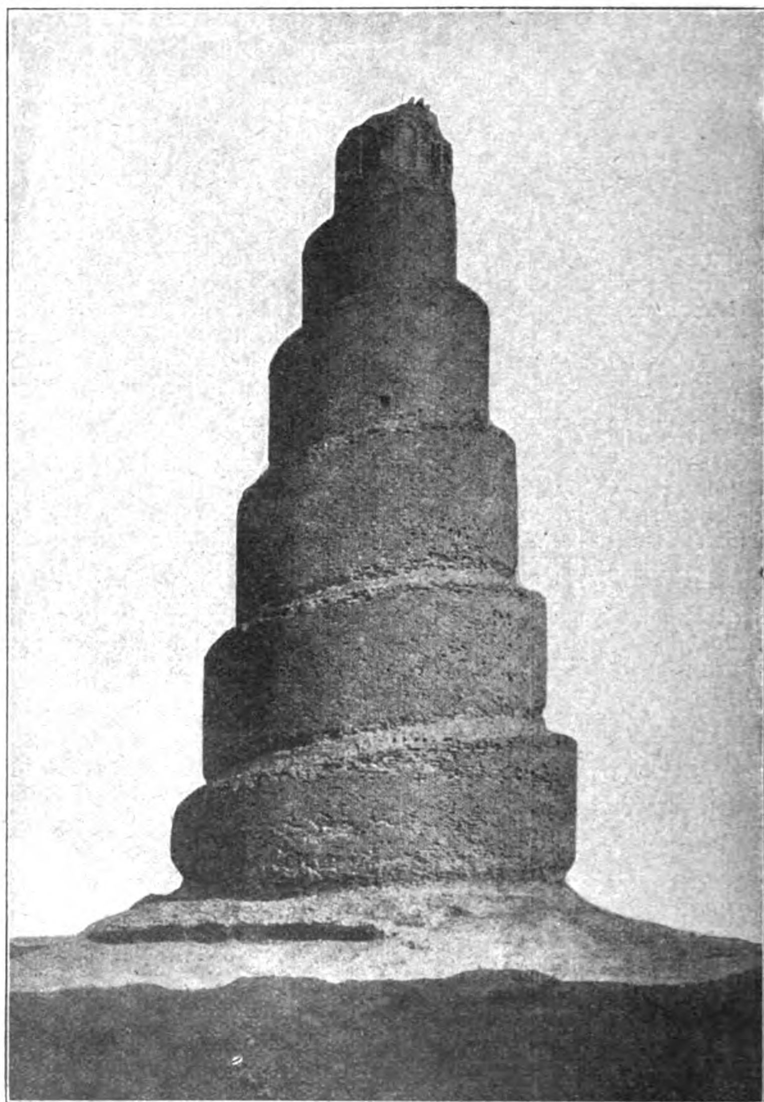
über Manbidj, dessen Ruinen, wie ich früher schon feststellen mußte, dem Raubbau der dort ansässigen Tscherkessen völlig zum Opfer gefallen sind, ging die Reise nach Nizib, Biredjik, hier über den Euphrat und weiter nach Urfa. Dabei wurden in erfreulicher Weise, trotz der bekannten zähen Abneigung der eingeborenen Begleiter, kleine seitliche Abstecher von der Karawanenstraße in die terra incognita unternommen, für die ihm die Wissenschaft gewiß dankbar sein wird, sobald sie die Ergebnisse erfährt. Von Urfa ging die Weiterreise in östlicher Richtung durch den Djebel Tektek nach Wiranschehir, dem früheren Standquartier des berüchtigten, räuberischen Kurdenscheichs Ibrahim Pascha, und von hier nach dem Endpunkt der Karawanenreise, der Stadt Diarbekir, die mit ihren trutzigen Basaltfestungsmauern von außen einen gewaltigen Eindruck macht und in ihrem Innern für den Archäologen ein reiches Feld der Tätigkeit bietet.

In Diarbekir beginnt der dritte Reiseabschnitt des Verfassers, die Floßfahrt den Tigris hinunter nach Bagdad, die besonders im ersten Teil, wo der Fluß noch wildschäumend und ungebändigt zwischen den steilen Felswänden Kurdistans dahinbraust (Abbild. 13), reich an drastischen Situationen und komischen Intermezzi aller Art war. Vor dem Antritt dieser langen Wasserfahrt besuchte Guyer noch die zwei Tagereisen entfernte Stadt Mejafarkin, über deren äußerst beachtens-



Abbild. 10. Hatra: Palastfront

* 17. Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft. Nordmesopotamische Baudenkmäler altchristlicher und islamischer Zeit von Conrad Preußer. Verlag von Hinrichs, Leipzig 1911.

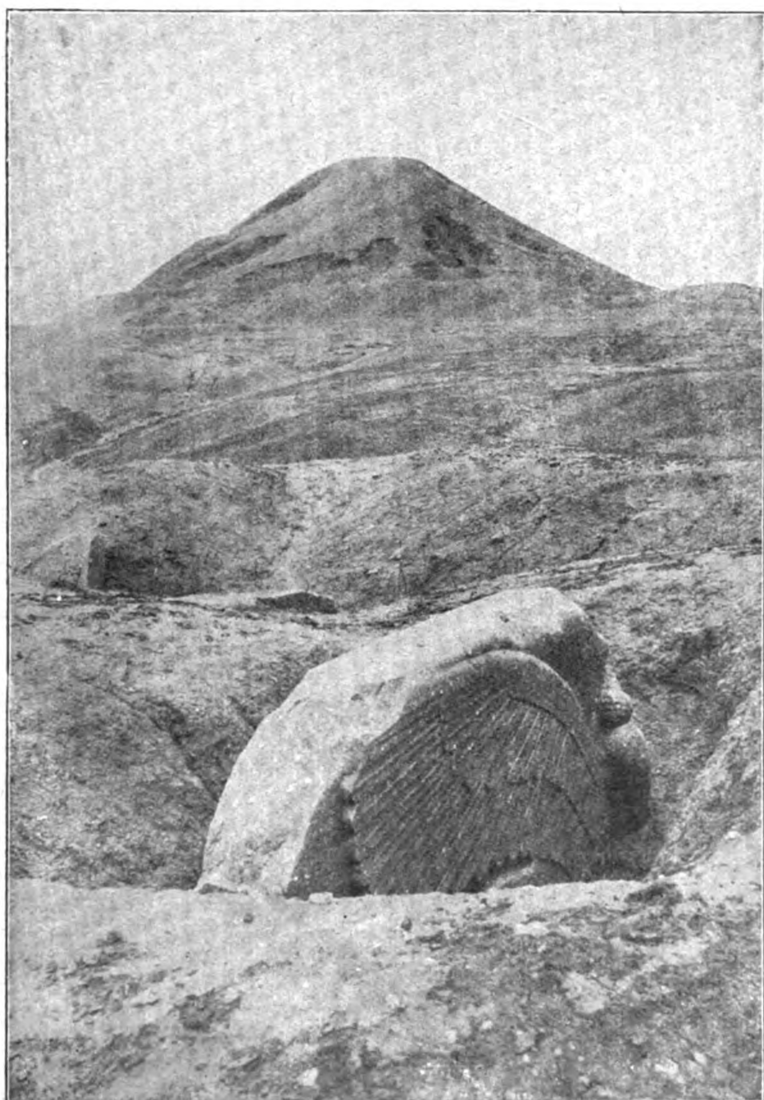


Abbild. 11. Der Spiralturm der Hauptmoschee in Samarra

werte Ruinen erst wenige Sachkundige berichtet haben, und bestieg sein vorausgeschicktes Kelek bei Salat Köj.

Man muß dem Verfasser recht geben, wenn er mit Sehnsucht an diese eigenartige Fahrt auf schwankendem Boden zurückdenkt, wo man bequem auf dem Feldbett liegend, mehrere Wochen hindurch ein höchst interessantes und abwechslungsreiches Panorama an seinen Augen in aller Gemächlichkeit und Ruhe vorüberziehen sieht. Es ist wirklich bezaubernd schön, und es konnte keine stimmungsvollere Vorbereitung für einen Besuch der Märchenländer aus Tausendundeiner Nacht geben als diese Floßfahrt. Majestätisch gleiten die senkrecht abfallenden kurdischen Gebirgswände vorüber. Hassan-Kêf erscheint mit seinem alten Ge-

mäuer und der geborstenen, kühn gespannten Brücke. An den Felsenklippen des durch seine christlichen Bewohner bemerkenswerten Tur Abdîn vorbei trägt der Strom das Kelek aus den Bergen heraus in das Flachland, wo als erste Stadt Djezîret ibn 'Omar liegt. Sie ist bekannt wegen ihrer islamischen Brückenruine mit den interessanten Tierkreisreliefs. In fünf Tagen weiter wird Môsul erreicht gegenüber dem alten Ninive. Guyer benutzt hier die Zeit, die der Kelekwechsel beansprucht, zu einer mehrtägigen Besichtigung und gibt bei ihrer Schilderung in gedrängter Form einen guten Überblick über die historische Entwicklung. Auf der Weiterfahrt gelangt er über Nimrud (Abbild. 12) nach Assur, wo ihm unter sachkundiger Führung ein Bild der alten assyrischen



Abbild. 12. Ruine des Tempelturms (Zikurat) von Nimrud. Im Vordergrund Gipssteinblock eines mit Keilschrift bedeckten geflügelten Tor-Stieres



Abbild. 13. Kelek-Fahrt auf dem Tigris durch die Schluchten Kurdistans

Weltstadt im Spiegel der Ausgrabung entrollt wird.

Unterhalb der Fatha durchbricht der Tigris den letzten Höhenzug, den Djebel Hamrin. Hier beginnt die mesopotamische Tiefebene, das »Land der Kanäle«, dessen brennende, aber bis heute noch ungelöste wasserbautechnische Probleme zur Wiederherstellung der früheren Fruchtbarkeit des Landes der Verfasser in großen Zügen streift. Der letzte Teil der Tigrisfahrt öffnet seinem erwartungsvollen Auge die Pforten des Märchenlandes: Samarra, die Stätte seiner Tätigkeit, zieht mit ihren noch ungehobenen Schätzen langsam an ihm vorüber.

Des Liebsten Ruf

Mein Blut ist heiß, mein Blut ist rot —
Wo ist mein Liebster? Ist er tot?

Mein Liebster in Feindes Lande blieb —
Mir war er wie das Leben lieb.

Sie sagen, ich solle lachen und frei'n —
Was wissen die Menschen von meiner Pein!

Jüngst bin ich um raunende Mitternacht
Von fernher klagendem Ruf erwacht.

Da jagt' es mich fort in den dunklen Tann —
Dort stand mein Liebster und sah mich an.

Bleich war sein Mund, bleich sein Gesicht —
Meine jubelnde Liebe erschrak davor nicht.

Mit meinem Leibe wärmt' ich ihn,
Der weit, ach weit gewandert schien.

Meines Haares Mantel, rot und schwer,
Ich schlug ihn schützend um ihn her. —

Als das Frührot über die Erde schlich,
Mein Liebster wie ein Schatten entwich.

Da schrie ich laut und sah mich um —
Die Tannen standen ernst und stumm.

Und als ich zitternd nach Hause kam,
Meine Mutter mit Zürnen die Beichte vernahm:

„Sperrt mich nicht ein! O laßt mich frei!
Mich ruft meines Liebsten sehnender Schrei.“

Karoline Hauch-Hochgründler

Hugo Stinnes

Das Werk und die Persönlichkeit

Von Dr. G. Made (Cassel)

In dem Streite der Meinungen um den großen Wirtschaftsführer Hugo Stinnes ist der Mensch Stinnes bisher zu kurz gekommen. Man sah in ihm nur den erfolgreichen Vertreter einer bestimmten Wirtschaftsauffassung und ließ die eigne Parteinahme in dieser Frage maßgebend sein auch für die Beurteilung des Menschen. Das mußte zu einem einseitig übertriebenen Gesamtbildnis führen, das um so mehr verzerrt erschien, je weiter sich der wirtschaftspolitische Standpunkt des Betrachters von dem des Betrachteten entfernte.

Uns erscheint der Streit darüber, ob das Wirken dieses Mannes Segen oder Fluch bedeutet, ziemlich müßig, weil wir in der industriell-kapitalistischen Entwicklung, für die der Name Stinnes vielfach als Symbol gebraucht wird, nicht das planmäßig angelegte Werk eines Einzelnen, und sei er noch so bedeutend, zu sehen vermögen, sondern ein vorwiegend schicksalshaft bestimmtes Werden, in das der Einzelne nur fördernd oder hemmend eingreift, je nach seiner verwandten oder entgegengesetzten Wesensart.

Auch Hugo Stinnes war, wenn er auch als eine der Haupttriebkräfte der auf Konzern- und Trustbildung hinauslaufenden neuen Wirtschaftsrichtung angesehen werden darf, doch nur ein kühner Schwimmer in dem breiten Strom der industriell-kapitalistischen Entwicklung. Das Urteil über seine Persönlichkeit darf daher nicht zusammenfallen mit dem Urteil über die wirtschaftlichen Zustände. Wir müssen uns ferner bewußt bleiben, daß der äußere Erfolg zwar gewisse Rückschlüsse auf den Charakter, die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten eines Mannes gestattet, daß er aber niemals Grundlage für ein sittliches Werturteil sein kann, das wir immer dann fällen, wenn wir jemand als Persönlichkeit bezeichnen. Dieser Wertung kann nur ein tieferes Eindringen in die inneren Triebkräfte (Motive), ein intuitives Erfassen des ganzen Menschen zugrunde liegen.

Charakter und Persönlichkeit des Mannes werden uns hier in erster Linie beschäftigen. Wenn wir dabei das Werk heranziehen, so leitet uns weniger der Wunsch, zu zeigen, wie hier deutscher Arbeitsgeist, verbunden mit modernem Wirtschaftsdenken, Wirkungen hervorbrachte, die selbst im Auslande hohe Anerkennung gefunden haben, als vielmehr das Bestreben, die inneren Triebkräfte, soweit sie auch der Fernerstehende zu erkennen vermag, bloßzulegen.

Die Hugo Stinnes-G. m. b. H., 1893 in Mülheim a. d. Ruhr mit einem Stammkapital von 50 000 M. gegründet, war der verhältnismäßig bescheidene Anfang, aus dem sich die Stinnesschen Weltunternehmen entwickelt haben. Die Gründung fällt in eine Zeit, in der der Einzelne als wirtschaftlicher Faktor schon kaum mehr bestehen konnte. Dem Zusammenschluß der Arbeiter in den Gewerkschaften und politischen Vereinen war der Zusammenschluß der Arbeitgeber gefolgt. Industriewerke, Handelsunternehmen, selbst landwirtschaftliche Kreise hatten sich zu gemeinsamer Vertretung ihrer Interessen zusammengefunden. Und innerhalb dieser Kreise selbst wütete der Konkurrenzkampf. Kleinere und schwächere Betriebe schlossen sich zusammen (Fusionen), um von den großen nicht erdrückt zu werden. Die großen Werke selbst bildeten Ringe, Syndikate, Kartelle und Truste nach amerikanischem Muster, um die Gefahren der Konkurrenz möglichst auszuschalten und die Preisgestaltung fest in der Hand zu behalten. Ein Kampf um die wirtschaftliche Macht war entbrannt, der an Hartnäckigkeit und rücksichtsloser Gewalt den großen politischen Kämpfen um nichts nachstand.

In diesem Ringen sollte nun der drei-



Hugo Stinnes

undzwanzigjährige Stinnes, dessen regem Selbständigkeits- und Tätigkeitsdrang die Rolle eines bloßen Teilhabers der Mutterfirma Matthias Stinnes nicht genügt hatte, sich behaupten. Bei seiner hervorragenden Sachkenntnis und seinen glänzenden wirtschaftlichen Fähigkeiten war das nicht schwer, und so sehen wir ihn bald sein Tätigkeitsgebiet erweitern.

Über das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat und das Kohlenkontor, in denen er schon in jungen Jahren eine führende Rolle innehatte, geht er von der Kohle zu Eisen und Stahl über. 1896 tritt er in den Aufsichtsrat der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-A.-G. ein. Gewaltige Bergwerksanlagen, Kokereien, Hochöfen, Stahlwerke und Fabriken für Fertigfabrikate kommen damit unter seinen Einfluß. Er baut Betriebe und Verwaltung des Riesenunternehmens mit seinen mehr als 40000 Arbeitern zu einem der führenden Montanunternehmen aus, das bald von höchster Wichtigkeit für Deutschland selbst und seinen Ausfuhrhandel werden sollte.

Von Kohle, Eisen und Stahl geht die Entwicklung weiter zur Elektrizität. Noch während des Ausbaues von Deutsch-Luxemburg war die Rheinisch-Westfälische Elektrizitäts-A.-G. auf Stinnessche Anregungen hin 1898 entstanden. Schon hier zeigt sich nun in seinen Anfängen der Grundgedanke, der in der Folge allen Stinnesschen Unternehmungen das charakteristische Gepräge gab: Vereinfachung und Verbilligung der Produktion durch Zusammenschluß von Werken, die nur verschiedene Stufen eines Produktionsprozesses darstellen. Der Betrieb der vielen kleinen, selbständigen Elektrizitätswerke in Rheinland-Westfalen war im höchsten Grade unwirtschaftlich. Die Werke, die sich dazu gegenseitig befehdeten und einander das Leben schwer machten, arbeiteten um so teurer, je weiter sie von der Kohle entfernt lagen, und bildeten vielfach eine schwere Belastung für die Gemeinden und Kommunalverbände. Für die Stromabnehmer aber war dieses System eine ständige Quelle der Unsicherheit und der Verärgerung bei fortwährend steigenden Strompreisen.

Die Gründung des Rheinischen Elektrizitätswerkes machte all diesen Übelständen mit einem Schlag ein Ende. Die Elektrizitätserzeugung wurde zusammengelegt an Orte, an denen genügend Kohle unmittelbar zur Hand war, und zwar eine Kohle, die sich wegen ihrer Minderwertigkeit zur Verfrachtung auf größere Entfernungen nicht eignete: die rheinische Braunkohle. Die Mehrzahl der kleineren Werke ließ man eingehen, nur einige der größeren blieben als willkommene Reserven bestehen. Das Werk ist heute gemeinsamer Besitz von Privaten und Gemeinden, neuerdings ist sogar das Reich daran beteiligt. Im Aufsichtsrat war Stinnes die maßgebende Persönlichkeit.

Bis dahin hatten die Stinnesschen Unternehmen kaum über die Grenzen von Rheinland-Westfalen hinausgegriffen. Die Angliederung der Dortmunder Union (1910) und die Interessengemeinschaft mit den Hochofen- und Stahlwerken Rümelingen hatten ihn nur noch fester mit der rheinisch-westfälischen Wirtschaft verbunden. Für diese arbeitsdurchfieberte Heimaterde schlägt sein Herz in unverminderter Wärme bis zu seinem Ende. Hier liegen die starken Wurzeln seiner Kraft, auch dann noch, als sein Werk bereits den Erdball umspannte.

Dazu aber wurden jetzt die ersten Schritte nötig, weil die unter der Führung von Stinnes arbeitenden Riesenunternehmen ihre Absatzmöglichkeiten vergrößern und sichern mußten. Der Gedanke des vertikalen Aufbaues, als dessen geistigen Vater man Hugo Stinnes ansehen darf, verlangte gebieterisch den Anschluß der Werke an den Überseehandel. So werden denn 1911 die Nordseewerke in Emden erworben, die wieder mit einer Reihe weiterer See- und Flußschiffahrtsunternehmen in Bremen, Köln usw. in Verbindung stehen.

1912 geht Stinnes dann zur Großreederei über und gründet die Hugo Stinnes-G. m. b. H. in Hamburg, die noch heute besteht. Erst 1917 tritt ihr die Hugo Stinnes-A.-G. für Seeschiffahrt und Überseehandel zur Seite, ein Geschäft von bis dahin unerhörter Vielseitigkeit, das in dem zweiten Sohne von Stinnes, der wie der Vater den Namen Hugo führt, einen überaus weitblickenden, kühnen Leiter erhält.

Damit war der Ring des vertikalen Aufbaues geschlossen. Der genialen Organisationsgabe, dem rastlosen Fleiß und der unermüdlichen Tatkraft eines Mannes war es gelungen, »in einem einheitlich geleiteten Unternehmen selbst die Rohstoffe zu fördern und zum Fertigfabrikat zu verarbeiten, selbst die Transportmittel zu bauen und zu besitzen und die eignen Waren als eigner Händler auf den Weltmarkt zu bringen«. Durch dieses System sollten nicht nur Zeit und Kraft gespart, unnütze Transporte vermieden, der Zwischenhandel ausgeschaltet und damit die Produktionskosten vermindert werden, sondern es gelang — und das wog in den kapitalknappen Zeiten besonders schwer —, den Kapital- und Kreditbedarf der einzelnen Werke gewaltig herabzumindern und damit Geld für andre Zwecke flüssig zu machen.

Der Weltkrieg setzte den immer weiter ausgreifenden Plänen ein gewaltsames Ziel, nicht aber der Tätigkeit des unermüdlichen Mannes. Seine Werke haben ihre Leistungsfähigkeit in der Herstellung von Munition und Kriegsmaterial glänzend erwiesen. Unerschöpflich war er selbst in der Auffindung immer neuer Wege zur Versorgung des blockierten Vaterlandes mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen. Daneben hat er den Auf- und Ausbau seiner Werke immer weiter gefördert, ha:

mitten im Kriege ausgedehnte Wälder in Ostpreußen erworben, um seinen Bedarf an Grubenholz sicherzustellen, und hat wohl auch auf die wirtschaftlichen Maßnahmen der deutschen Heeresleitung in den besetzten Gebieten einen maßgebenden Einfluß ausgeübt.

Der unglückliche Ausgang des Krieges bedeutete für Stinnes die Notwendigkeit einer völligen Umstellung seiner Betriebe. Zu dem Verlust eines gewaltigen ausländischen Filialnetzes kam jetzt die Wegnahme ausgedehnter Erz- und Kohlengruben in Lothringen und im Saargebiet. Um das verstümmelte Gesamtunternehmen wieder arbeits- und lebensfähig zu machen, mußten neue Anschlüsse gesucht, neue Verschmelzungen erzwungen werden. So brachte Stinnes nach harten Kämpfen mit seinem alten Geschäftsgegner Emil Kirdorf, dem Leiter der Gelsenkirchener Bergwerke-A.-G., eine Interessengemeinschaft zustande, die unter dem Namen Rhein-Elbe-Union G. m. b. H. bis zum Jahre 2000 festgelegt wird. Auf gleich lange Sicht lauten die Verträge über die Angliederung des Bochumer Vereins A.-G.

Mit Riesenschritten geht nun die Vertrustung weiter. Für ganz Deutschland wiederholt sich jetzt, was sich vor dem Kriege in Rheinland und Westfalen abgespielt hatte: der Zusammenschluß von Kohle und Eisen mit der Elektrizität, die Verschmelzung der Rhein-Elbe-Union mit dem Siemens-Schuckert-Konzern, der allein schon einen gewaltigen Trust dargestellt hatte. Damit entsteht der Elektro-Montan-Konzern der Siemens-Rhein-Elbe-Schuckert-Union G. m. b. H., ein Unternehmen von einem Ausmaß, wie es selbst in Amerika kaum seinesgleichen hat.

Im Inneren wird das gewaltige Werk unermüdlich ausgebaut und vervollkommnet, der Gedanke des Universalbetriebs immer restloser durchgeführt. Die Loeb-Automobilwerke in Berlin werden in den Vertikaltrust einbezogen. Um den Bedürfnissen der Passagier-Seeschiffahrt, zu der die Firma in Hamburg inzwischen übergegangen ist, besser gerecht werden zu können, werden große Hotelbetriebe dem Stinnes-Konzern angegliedert: das Hotel Esplanade in Berlin, die Gruppe der Kurhotels in Oberhof und Travemünde, das Carlton-Hotel in Frankfurt und das Atlantic-Hotel in Hamburg. Man staunt immer wieder über die unerbittliche Folgerichtigkeit, mit der hier eine Idee bis zu ihren letzten Auswirkungen durchgeführt wurde.

Auch die Bemühungen von Stinnes, im Interesse seiner Schiffahrtsunternehmen Beziehungen zu einer amerikanischen Petroleumgesellschaft anzuknüpfen, liegen in der gleichen Richtung, wenn auch das meiste, was darüber in den Zeitungen gestanden hat, Märchen war. Noch mehr übertrieben wird gewöhnlich die Rolle, die Stinnes im Zeitungs- und Pressewesen gespielt hat. Tatsächlich angekauft hat er nur ein größeres derartiges Unternehmen: die früher amtliche »Norddeutsche Allgemeine Zeitung«, die er als Deutsche Allgemeine Zeitung zu einem Weltblatte umgestaltete mit der ausgesprochenen Absicht, dem deutschen Volke ein großes Nachrichtenblatt mit nationalem Einschlag zu schaffen. Die »Frankfurter Nachrichten« und die »Industrie- und Handelszeitung« fielen ihm lediglich zu, weil sie den Besitzern der Druckereien in Frankfurt a. M. und Berlin gehörten, in denen die Deutsche Allgemeine Zeitung hergestellt wird.

Schon bei der Gründung des Elektro-Montan-Trusts waren volkswirtschaftliche und nationale Gesichtspunkte in Erscheinung getreten. Der Erwerb eines weiteren Unternehmens aber bedeutete geradezu eine nationale Tat. Durch Aktienankauf erwarb der Stinnes-Konzern im Frühjahr 1921 die Österreichisch-Alpine Montangesellschaft, die den steiermärkischen Erzberg, das größte geschlossene Erzvorkommen Europas, besitzt. Nach der Zerstückelung Österreichs waren die Werke gewaltig zurückgegangen, weil die mährischen Kokereien, die nunmehr der Tschechei gehörten, nur ganz unzulänglich Koks lieferten. Von den sieben Hochöfen mußten sechs ausgeblasen werden. Auch der Erwerb der Werke durch eine italienische Gruppe brachte keine Besserung, da Italien wohl das Eisen brauchen konnte, aber keine Kohlen hat.

Da kam Stinnes. Den heftigsten Angriffen und den niedrigsten Verdächtigungen zum Trotz brachte er in kurzer Zeit die Werke wieder in Gang, verringerte die Arbeitslosigkeit, senkte die Preise für die Eisenerzeugnisse, belebte die Bautätigkeit und hatte mit einem Schlage die gesamte österreichische Presse, die zum Teil mit höchstem Mißtrauen seine Tätigkeit verfolgt hatte, auf seiner Seite. Der Anschlußwille in Österreich hat durch dies tatkräftige uneigennützige Eingreifen eine ungeahnte Förderung erfahren. Zugleich zeigte sich so recht deutlich, daß Erwerbsmöglichkeiten allein nicht maßgebend waren für Stinnes und sein Wirken. Er hatte mit seinem Konzern ein ungeheures Kapital, etwa eine Viertelmilliarde Goldmark, in ein Unternehmen gesteckt, das in absehbarer Zeit kaum Aussicht auf irgendwelchen Gewinn bot, das dafür aber um so besser geeignet war, das Zusammengehörigkeitsgefühl und den nationalen Willen hüben und drüben kräftig anzuspornen.

So hat Stinnes auch in der Folge jede Möglichkeit, die Tore Deutschlands für die Weltwirtschaft offenzuhalten, mit klarem Geiste erfaßt und mit seinen ungeheuren wirtschaftlichen Machtmitteln ausgenutzt. In Deutsch-Österreich und der Schweiz, in Rußland und Rumänien hatte er schon festen Fuß gefaßt. Gleichzeitig aber hatte er sich nach Übersee erweitert, hatte in Süd- und Zentralamerika, in Mexiko und zuletzt in den Vereinigten Staaten Verbindungen geschaffen, die der deutschen Ein- und Ausfuhr neue breite Wege öffneten.

Selbst Ostasien hatte er bereits wieder in den Interessenkreis des Stinnes-Konzerns einbezogen. In Shanghai ist eine der wichtigsten Stinnes-Niederlassungen tätig, und auf Java unterhält Deutsch-Luxemburg eine große Waggonbau- und Reparaturanstalt. Hätte Stinnes länger gelebt, und wäre er nicht durch den Weltkrieg in seinen Plänen gestört worden, er hätte, ein moderner Fürst der Arbeit, mit seinem Geiste tatsächlich über ein Reich geboten, in dem die Sonne nicht untergeht.

Daß gerade er mit seinem tiefen Einblick in die wirtschaftlichen Zusammenhänge auch in politischen Fragen um Rat angegangen wurde, ist nicht verwunderlich in einer Zeit, in der wirtschaftliche und politische Verhältnisse so schicksalshaft ineinander verwoben sind, wie dies heute der Fall ist. Man darf aber nie vergessen, daß Stinnes hier immer nur als Vertreter der Wirtschaft gesprochen, geraten und gehandelt hat. Er hat nie den Ehrgeiz besessen, als Staatsmann eine Rolle zu spielen, er, der persönlichen Beruf und völkisches Schicksal einzig und allein auf wirtschaftlichem Gebiet erblickte. Das abgerundete Bild eines in sich geschlossenen, widerspruchslosen Charakters wäre zerstört, wenn man von dem Politiker oder dem Staatsmanne Stinnes sprechen wollte. Die Wirtschaft war sein Schicksal. Die Rolle, die er in der Politik gespielt hat, dürfen wir daher hier füglich beiseitelassen, wenigstens soweit sie ein aktives Eingreifen in die Politik bedeutete. Passiv und ungewollt hat sein Lebenswerk ohne Zweifel politische Wirkungen ausgelöst, die in Zukunft sicher zum Vorschein kommen werden. Von Rheinland-Westfalen ausgehend hat er über Hamburg und Berlin nach Ostpreußen, über Thüringen und Bayern nach Österreich hinein über ganz Deutschland ein System wirtschaftlicher Beziehungen geschaffen, das auch in Zeiten politischer Schwankungen ein starkes Band der Zusammengehörigkeit bilden wird. Hier ist durch das Werk eines Mannes der Einheitsgedanke viel wirksamer und nachhaltiger gefördert worden als durch hundert der schönsten Parlamentsreden.

Hugo Stinnes war das Urbild des neuen deutschen Unternehmers. Daß er den Nützlichkeitswert in allen Lebenslagen voranstellte, macht ihn zum reinen Typus des »ökonomischen Menschen«. Aber er war ein ökonomischer Mensch großen Stils, in dem »gleichsam die Idee des Nützlichen, die Idee des Güterschaffens zur dämonischen Leidenschaft wird«. Wie all diese Männer, war auch Stinnes besessen von dem Drang zu schöpferischer Tätigkeit. Die Arbeit war ihm Lebensbedürfnis in einem Grade, wie nur wenigen Menschen. Für sich und andre kannte er in dieser Beziehung weder Schonung noch Grenzen. Es wäre lächerlich, wollte man bei ihm als Beweggrund für diesen Tätigkeitsdrang die bloße Jagd nach dem Gelde, nach Erwerb und Besitz ansehen. Solch unaufhaltsames Vorwärtsstürmen muß tiefere Gründe haben.

Der innere Drang zum Schaffen, zu schöpferischer Betätigung stellt den großen Wirtschaftsführer in eine Reihe mit den großen geistigen Führern aller Zeiten. Hugo Stinnes war ein Genie der Arbeit und des praktischen, wirtschaftlichen Kombinierens, wie Kant ein Genie des abstrakten, theoretischen Denkens war. Er mußte schaffen und wirken Tag und Nacht, wie Schiller und Goethe, Bach und Beethoven. Aber er dichtete in Stahl und Eisen, er kombinierte in Kohlenkähnen und Ozeandampfern, in Automobilen und Kraftmaschinen.

Genie und Fleiß sind immer beisammen, weil geniale Kraft nach lebendiger Verwirklichung drängt. Keiner war fleißiger als Hugo Stinnes. Er arbeitete zwölf bis vierzehn Stunden täglich, ohne zu ermüden. Zwei bis drei Nächte in der Woche brachte er auf der Eisenbahn zu. Aber auch sein Eisenbahnabteil wurde zum Arbeitsraum. Dort nahm er die Berichte seiner Werkdirektoren entgegen, erteilte Weisungen und traf Entscheidungen, wenn er die weiten Gebiete seiner Werke durchfuhr. Erholung und Zerstreuung kannte dieser Mann nicht, Ablenkung hatte er nicht nötig. Dabei verrichtete er die Tagesarbeit dreier Menschen und schaffte für ein Heer von Arbeitern, ja für ein ganzes Volk mit einem Erfolg, der ans Märchenhafte grenzt.

Und noch ein Weiteres hatte er mit allen wirklich großen Männern gemeinsam, die völlige Bedürfnislosigkeit in Dingen des äußeren Lebens. Als ihn einst ein Zeitungsmann nach dem Geheimnis seiner ungeheuren Arbeitskraft und seiner fast grenzenlosen Arbeitsfähigkeit fragte, sagte er: »Ich esse spärlich, ich rauche nicht und trinke selten Alkohol; wer diese Regel befolgt, kann ständig arbeiten.« Seiner Anspruchslosigkeit entsprach seine Bescheidenheit und seine Gleichgültigkeit gegen äußere Ehren und Würden. Als ihm für seine rastlose Tätigkeit im Kriege Orden und Ehrenzeichen, Titel und Würden angeboten wurden, lehnte er lächelnd ab. Er blieb der einfache »Kaufmann aus Mülheim«, als den er sich mit Vorliebe bezeichnete.

Seiner persönlichen Bedürfnislosigkeit entsprach sein äußeres Auftreten; zwanglos und unauffällig alle Bewegungen, schlicht und fast übertrieben einfach die Kleidung. Eine schwarze, eiserne Uhrkette war der einzige Schmuck, den er trug. In Gewohnheit und Gehaben war er ein einfacher Mann, der »eher das Aussehen eines Arbeitersekretärs als das des deutschen Rockefeller« hatte.

Aber ein Feuergeist wohnte hinter der hohen Stirn dieses Mannes. Ein klarer, durchdringender Verstand, an großen Verhältnissen seit früher Jugend geschult, ließ ihn die Dinge sehen, wie sie sind. Theoretisches Denken und Spintisieren lag nicht



Mathilde v. Freytag-Loringhoven: Japanische Quitte

in seiner Art. Philosophie und ethische Probleme haben ihn kaum jemals beschäftigt. Das Stinnessche Denken, von gründlichen Fachkenntnissen und einem erstaunlichen Zahlengedächtnis unterstützt, war nur oder doch vorwiegend auf wirtschaftliche Dinge und Verhältnisse gerichtet. Er ging ganz in seinem Berufe auf. Nur so läßt sich die fabelhafte Konzentrationsfähigkeit, sein allezeit gegenwärtiges Gedächtnis selbst für kleinste Einzelheiten erklären.

In derselben Richtung arbeitete auch die ungeheuerliche Phantasie und Kombinationsgabe dieses modernen Helden der Arbeit. Ein Projekt jagte in seinem Kopfe das andre, Pläne von gigantischem Ausmaß entsprangen seiner genialen Intuition, Pläne aber, die immer erst der Mitwelt bekannt wurden, nachdem sie bereits zur Wirklichkeit geworden waren.

Für den Stinnesschen Willen gab es scheinbar kein Hindernis. Ihm ebenbürtig war nur sein unverwüstlicher Optimismus. »Und wenn ich schon den Strick um den Hals habe, gebe ich die Hoffnung auf Durchkommen nicht auf. Es ist schon mancher Strick gerissen!« Dieses Wort, das uns der bekannte Industrielle C. Fr. von Siemens überliefert hat, gibt den unbeugsamen Lebenswillen dieses heldischen Geistes treffend wieder. Stinnes konnte alles, was er wollte, weil die Kraft seines Wollens alle Hindernisse besiegte. Hatte er einen Entschluß gefaßt, dann gab es für ihn keine Bedenken mehr, dann arbeitete sein reicher Geist nur in der einen Richtung: Ausführung des Entschlusses, Verwirklichung des Geplanten. Und dieselbe Entschlußkraft, dasselbe unbekümmerte Selbstvertrauen verlangte er von seinen Mitarbeitern, die er mit selten fehlendem Scharfblick auszuwählen wußte.

Stinnes, der wirtschaftlich schöpferische Geist, konnte, was er wollte — und er lebte nur so lange, als Wollen und Können bei ihm in Übereinstimmung waren. Sein Können aber scheiterte, nicht an wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Hindernissen, sondern an der Politik, an der Entwicklung, die die Dinge im Ruhrgebiet genommen hatten. An der stumpfen Sinnlosigkeit der französischen Zwangsmaßnahmen zerschellte sein bis dahin unüberwindlicher Lebenswille. Der Körper allein aber vermochte nicht der tückischen Krankheit Herr zu werden, die ihn gerade in den finstersten Tagen der Ruhrschande heimsuchte. Der gewaltige Wirtschaftsführer fiel, ein Opfer politischer Verhältnisse.

Mag nun das Urteil über seine Tätigkeit lauten, wie es will, das eine steht fest: mit Hugo Stinnes ist ein Mann dahingegangen, der bei aller Einseitigkeit ein deutscher Führer war durch hervorragende Geistesgaben, durch klaren Verstand und kühne Phantasie ebensowohl wie durch starkes Wollen. Denn dies Wollen war rein. Das mußten ihm selbst seine Feinde zugestehen; das werden mit uns auch diejenigen gern zugeben, die nicht wie er der Meinung sind, daß der Wirtschaft der Vorrang vor der Politik gebühre, die nicht seinen außenpolitischen Glauben teilen, daß die wirtschaftliche Vernunft schließlich doch alle völkischen und gefühlsmäßigen Hindernisse besiegen und einen »ewigen Frieden« herbeiführen werde.

Noch eine Frage bleibt zu beantworten, wenn sich uns das Bild des starken, unbeirrbaren Charakters zu dem der sittlichen Persönlichkeit abrunden soll: die Frage nach seiner Stellung zu den obersten Werten unsers Kulturlebens.

Wir haben schon betont, daß Stinnes kein bloßer Geldverdiener war, der um Ruhm und Reichtum fronte. Aber wofür arbeitete er? Er soll einst einem sozialistischen Gewerkschaftsführer, der ihm diese Frage vorlegte, geantwortet haben: »Für meine Kinder.« Die Antwort klingt um so wahrscheinlicher, als Stinnes in einer beneidenswert glücklichen Ehe lebte. Aber sie enthält kaum die tiefsten Beweggründe für das rastlose Schaffen dieses Mannes. Diese liegen vielmehr in den Tiefen dieser echt faustischen Seele, in denen die eigentlichen Lebenswerte wurzeln.

Leistungen von dem Ausmaß, wie sie Stinnes vollbracht hat, sind nicht denkbar ohne ein starkes Gefühl des Verpflichtetseins. Die reichen Gaben, die ihm ein gütiges Geschick in die Wiege gelegt hatte, hat er nicht nur im eignen Interesse, sondern auch im Dienste der Gesamtheit aufs beste angewandt. Schon als Lehrling auf der Zeche Viethe, wo er fast ein Jahr lang als Bergmann über und unter Tag gearbeitet hat, zeigt er dieses hohe Pflichtgefühl. Als Student auf der Bergakademie in Berlin arbeitet er mit höchster willensmäßiger Konzentration, um alles zu lernen, was der Wirtschaftsführer braucht, zu dem er sich berufen fühlte. Und weder im Kriege noch in den schweren Zeiten nach dem Kriege hat Stinnes sich jemals versagt, wenn es galt, im Dienste des deutschen Volkes Angriffe abzuwehren und Lebensmöglichkeiten zu verteidigen.

Allerdings hat er sich in allen Verhandlungen immer als Vertreter der Wirtschaft und als Kaufmann gefühlt. Aber die starken Antriebe, die er von diesem Gefühl unzweifelhaft empfangen hat, waren gebändigt von einer Selbstbeherrschung, die ihn davor bewahrte, ein blindes Werkzeug des Erwerbstriebes zu werden und dauernde Interessen vorübergehendem Gewinn zu opfern. Selbst da, wo er in die Politik eingriff, selbst in Augenblicken, in denen ihn Charakter und Temperament die Grenzen äußerer Beherrschtheit überschreiten ließen, sind diese Gesichtspunkte noch in Erscheinung getreten. Selbstbeherrschung verrät sein klarer, nüchterner Blick für die Notwendigkeiten des Tages, seine überlegene Anerkennung des politischen und wirtschaftlichen Gegners, seine hartnäckige Entschlossenheit in der Überwindung von Hindernissen.

Und als drittes Kennzeichen der Persönlichkeit wird man ihm ein hohes Verantwortlichkeitsgefühl nicht absprechen dürfen. Hinter all seinen Bestrebungen zur Vereinfachung und Verbilligung der Produktion, hinter allen Kämpfen um das Gedeihen der deutschen Wirtschaft steht dieses Verantwortlichkeitsgefühl für die Gesamtheit, für die Hunderttausende seiner Arbeiter und für das Vaterland. Zwar stellte er hohe Anforderungen an alle seine Mitarbeiter, wie er gegen sich selbst streng und rücksichtslos war, aber darüber hinaus ist ihm das Wohl seiner Arbeiter nie gleichgültig gewesen. Es war für ihn selbstverständlich, daß ein großes Werk nicht gedeihen könne, wenn die Arbeiter nicht selbst von diesem Gedeihen Vorteil haben. Der von ihm ausgegangene Gedanke der Klein- oder Arbeiteraktie sollte das Band zwischen Werk und Arbeiter fester knüpfen und damit den Gedanken der Werkgemeinschaft fördern helfen als wirksamstes Gegenmittel gegen den zersetzenden Klassenkampfgedanken.

Der kategorische Imperativ der Pflicht, das Verantwortlichkeitsgefühl des frei schaffenden Geistes und die Selbstbeherrschung des sittlichen Charakters fehlen also in dem Bilde dieses Mannes nicht. Eine solche Persönlichkeit setzt sich durch auf allen Gebieten, sie adelt jede Tätigkeit, verknüpft sie mit den ethischen Werten, die wir als oberste Richtlinien unsers Lebens und Strebens ansehen. Ja, sie führt sie schließlich hinüber auf das Gebiet der Religion, auf dem das Letzte und Höchste gedeiht, was Menschenherzen zu fühlen vermögen.

Für Stinnes war dies Höchste und Letzte, soweit man aus seinem Leben und Wirken urteilen darf, unlöslich verknüpft mit Produktion und Gütererzeugung, mit dem Begriff der Arbeit. Das Evangelium der Arbeit hat Stinnes in Worten und Taten gepredigt. Unter allen Pflichten stand ihm die Pflicht der Arbeit obenan. Die Arbeit aber wächst damit weit über das Streben nach persönlichem Nutzen hinaus. Sie wird zur Arbeit an und mit der Gemeinschaft. Da der wirtschaftliche Erfolg, in den Dienst der Gemeinschaft gestellt, nun zugleich der Veredelung des Menschengeschlechts dient, wird die Arbeit zum Gottesdienst und zur religiösen Übung. Nirgends hat man mit mehr Recht von einer Religion der Arbeit gesprochen, als bei den großen deutschen Wirtschaftsführern. Diese Männer treten damit wieder ein in den Kulturkreis, aus dem sie ein überspanntes Ideologentum glaubte hinausweisen zu müssen, indem es ihnen die Ideale absprach, ohne die der Mensch sein Menschentum, das Höchste und Wertvollste im Menschen, verleugnet. Aber gerade sie sind vielfach die Vollmenschen, die »das Gedachte an die Wirklichkeit knüpfen« und ihm damit erst zum Leben verhelfen. So erst wird der Mensch selbst zum Schöpfer und gottähnlichen Wesen, das wir unter dem Namen der genialen Persönlichkeit verehren.

Mit Hugo Stinnes ist eine solche Persönlichkeit zu Grabe getragen worden, ein echt deutscher Mann, an dem in Stunden tiefster Schmach deutsches Fühlen und Wollen sich aufrichtete, dem selbst das Ausland in den Tagen allgemeiner Verachtung deutschen Wesens staunende Bewunderung nicht versagen konnte. Möge er auf allen Gebieten Nachfolger finden, Männer, die ihm gleichen an sachlichem Denken und schöpferischer Intuition, Führer, die ihm nacheifern an Fleiß und Anspruchslosigkeit, Helden, die ihm ebenbürtig sind an stahlhartem Willen und mutiger Tatkraft — dann wird sein vorbildliches Leben und Schaffen nicht vergeblich gewesen sein.

Deutsches Frührot

Es ist ein Ring gesprungen
An Gottes Vaterhand,
Darin in tiefen Runen
Der Name Deutschland stand.

Von seiner Wunde zittert
Ein leises Klagen aus,
Als irre eine Seele
Um ein zerfallen Haus.

In jeder Frührotstunde
Betrachtet Gott den Ring,
Ob nicht durch seine Runen
Ein neues Leuchten ging.

Er weiß, es wird aufs neue
Sich schließen der alte Bund,
Wenn wieder die heil'ge Flamme
Aufloht auf deutschem Grund,

Wenn wieder deutsches Fühlen
Ersteht aus Schutt und Sand,
Wenn wieder Herz und Hände
Sich beugen dem Vaterland.

Und leis und lindernd streichelt
Der Herr den alten Ring — —
Eine lichte, goldne Wolke,
Die über Deutschland hing.

Jörg Ritzel

Die Radstädter Schlittenfahrt

Eine Geschichte aus Salzburgs alten Tagen

Von Ludwig Huna

Der Winterwind vom Haunsberg her weht den klebrigen Schnee über die Dächer der Stadt. In den Fenstern des Hochschlosses glosen ein paar Lichter wie Wolfsaugen in die späte Nacht. Auf dem Reckturm knarrt die Fahnenstange, und die neuen Apostel in der Leonhardkapelle frieren, wenn der Wind durch alle Türfugen heult. Im Glockengestühl ächzt es, und im Hornwerk hoch oben in der Nordmauer der Burg zittern die Orgelpfeifen vor Kälte.

Der Erzbischof Leonhard von Keutschach lehnt in dem geschnitzten Eichenstuhl vor seinem warmen Prachtofen in der goldenen Stube, und seine Fußspitze spielt mit einem der Löwenmäuler, die die herrliche glasierte Kachelornamentik tragen. Das bauernharte Gesicht mit dem despotischen Zug um die Lippen streift kein Schimmer von Behaglichkeit. Es weilte heute wohl niemand gern in der Nähe dieses grübelnden, verbissenen Greises, und die fürstlichen Räte verließen ihren Herrn gar frühzeitig, um aus dem Bereich seiner bösen Laune zu kommen. Nur einer schleicht fuchsartig draußen im Gang an den galonierten Dienern vorbei, die des Glockenzeichens ihres Gebieters harren. Das ist der junge hagere Kammermeister, Herr Kaspar Schürle von Reithau, mit dem krankhaft blassen, feingeschnittenen Junkergesicht, den schillernden Katzenaugen und der scharfgezeichneten Habichtsnase. Der wird ungeduldig, daß sich sein Herr noch immer nicht nach ihm sehnt. Er möchte gern klopfen, aber er fürchtet den Grimm des Fürsten.

Leonhard von Keutschach durchstöbert den Ratsbrief der Stadt, den er sich vor einer Stunde aus der Hofkanzlei hat holen lassen. Die Gerechtsamen der Gemein machen ihm das Leben sauer; bei jedem Artikel kraut er sich das spärliche weiße Haar vor Ärger, daß sich aus dem verbrieften Labyrinth der Freiheiten kein Ausweg finden lassen will, der zu seinem selbstherrlichen Despotentum hinüberführen könnte. Überall stößt er auf Klauseln und Einschränkungen seiner Macht, auf kaiserlich bestätigte Privilegien des Bürgerpacks. Wozu sitzen wohl seine welschen Juristen in der Hofkanzlei, wozu taugen sie, wenn sie ihm nicht einmal aus dem Winkelwerk des Rechts heraushelfen können?

Er gibt dem Löwenkopf einen unsanften Tritt und erhebt sich. Ein Schluck Wein aus dem goldenen Becher auf dem Ebenholztischchen stärkt ihn. Er öffnet die Tür. »Warum kommt Er nicht herein, Kammermeister?« fragt er unwirsch in das Halblicht des Korridors hinaus.

»Euer Fürstliche Gnaden haben mich nit rufen lassen.«

»Sein Verstand soll Ihm sagen, daß Er mir immer willkommen ist. Herein!« Und der Fürst schiebt den Höfling mit dem geschmeidigen Rücken in die goldene Stube. »Kommt Er von auswärts? Was bringt Er mir für Narration? Hab' Ihn absichtlich so spät bestellt, daß das Gemunkel sich nit auswächst. Rapportier' Er mir!«

Der Kammermeister nestelt, das betreßte Barett in der Hand, an der Goldverschnürung seines Wamses, und in seinen Augen schillert eine böse Freude. »Fürstliche Gnaden, ich hab' Wasser auf Höchstdero Mühle. Die städtische Sache spitzet sich ernstlich zu. Die Bürger sind es satt, sich von Euer Fürstlichen Gnaden noch länger drangsalieren zu lassen. So heißen sie mit Permission höchst verächtlich die väterliche Sorge Euer Fürstlichen Gnaden.«

»Wer schreit das so grob in den Wind?« fährt Leonhard auf.

»Der Rat mit dem Virgil Schwaiger an der Spitze.«

»Er hat das selbst gehört?«

»Mit diesen meinen Luchs- und Fuchsohren, die in der Bärenkälte wohl erstarrt, aber nit taub geworden sind. Im Stadthaus haben sich die ehrbaren Herren nit mehr sicher gefühlt vor Euer Fürstlichen Gnaden Leisetretern und Spionen und haben es vorgezogen, ihre zornerfüllten Herzen an anderm Ort zu erleichtern. Unter der Schneiderherberg am Kai liegt ein alter Keller, so dem Wolfgang Klötzl gehöret, einem der Stadtväter. Dort versammeln sich des Nachts die unzufriedenen Räte und Zunftmeister, die vorlauten großen Herren der Kramerzech, und der Schneiderwirt schenkt ihnen Wein, und sie disputieren bis in den Morgen hinein und verschwören sich bis an Euer Hochfürstlichen Gnaden Kopf heran. Da bin ich denn, wie ich's herausbekommen, mit List an das Rattennest heran. Im Nebenhaus ist der Keller des Domherrn von Trautmannsdorf. Dort hab' ich bei Tag heimlich die anstoßende Mauer faustgroß aushauen lassen, bis nur mehr ein dünn Scheibewändchen blieben; eine Schusterahle besorgte die letzte feine Arbeit des Durchlochens. Nun hatt' ich den Raum nit nur im Ohr, sondern auch im Aug'. Steh' seit zwei Tagen auf der Lauer und bin vollgesogen wie ein Schwamm mit Rebellenweisheit.«

Dem Fürsten leuchtete die Genugtuung aus dem blauen Greisenauge. Er zog den Kammermeister an eine der gewundenen Säulen heran, an der sein Rübenwappen glänzte, und drückte ihn dort in einen Sessel nieder. »Das vergess' ich Ihm mein Lebtag nit, ist mein Haupterhalter und Wardein gewest, das soll Ihm trefflich regalieret werden. Aber nun sprech Er leis.« Der Fürst schob die weite, faltenreiche Soutane über die Knie, die Hände in die Hängeärmel und spannte die Ohren.

Schürle von Reithau genoß in seinem Bericht

noch einmal die Wollust des errungenen Triumphes. Seine Augen blitzten, und seine Beredsamkeit malte und schilderte, als stünde er vor einer horchenden Menge, die er für eine große Sache zu begeistern hatte. »Sind aus den besten Geschlechtern, die dort des Nachts beim elenden Kienspan zusammenkommen, wenn die Bierglocke längst ausgeläutet. Die Venediger Kaufleute geben den Ton an, die Großherren von der Kramerzunft hauen wacker drein, die Goldschläger schimpfen wie die Spatzen, alle aber übertrumpfet der Matsperger, Euer Fürstlichen Gnaden ärgster Feind.«

»Ja, ja, hat mir als Bürgermeister vor zwei Jahren manchen Schimpf angetan, ließ mir den Schiffmann auf der Dult verhaften und in den Narrenkoter sperren, hat mir die Helmparten für den Herzog von Bayern verweigert.«

»Nit zu vergessen, wie er den welschen Raifel in den Lötschen ausschenken ließ für jeglich gemeinen Mann, nur nit für Euer Fürstlichen Gnaden Leut'.«

»Und hat er mir nit gedroht, meinen Stadtrichter einzuriegeln und ihn die Suppen mit andern Malefikanten essen zu lassen?«

»Er bespritzt auch jetzt mit seinem Geifer die ganze Bürgersippschaft. Dann ist da der Gauchsperger, so das Spital verwaltet, der Sebastian Tunkl, nit zu vergessen der stille, aber gefährliche Klanner —«

»Ist's der, so in der Tragasse alle Gewölb zusammenkauft für sein Venediger Handel?«

»Derselbe. Und sein Freund Dachauer, so die Stadt vor Jahren aufgehetzt, auf daß sie sich mit dem Stegreifritter Gansel verband gegen Euer Fürstlichen Gnaden Regiment. Die beiden sind eng befreundet und sollen gar enger aneinandergekettet werden durch ein bös' Hochzeit.« Der Kammermeister senkte die Blicke und stockte.

»Hm — wenn der Schürle in Verlegenheit kommt, ist sicherlich ein Frauenzimmer daran schuld,« half ihm der Erzbischof lachend weiter.

Der Höfling räusperte sich mit einem unterwürfigen Lächeln. Das Wort seines Herrn schmeichelte seiner Eitelkeit, denn er war als galanter Herr am Hof bekannt. »Ich will's gestehen, es ist ein Frauenzimmer mit im Spiel. Die Kaufmannsstube des Klanner birgt einen kostbaren Schatz, so über alle morgenländischen Spezereien erhaben ist, ein fein Jüngferlein, die Klanner Margret, um die sich selbst ein stiftischer Hauptmann vergeblich bemühet. Will's gestehen, daß ich selbst bei der Jungfer zuweilen scharmutzier, nur leget mir mein Adel Reservation beim Karessieren auf. Setz' auch mehr den verliebten Tauber auf, um aus der Jungfer Mund so manch Stadtgeschicht heimlich zu erkunden, die Kleine verplaudert sich gar so gern. Wenn also Euer Fürstliche Gnaden hören sollten, daß man über den Schürle gewisse Märlein ausstreuet —«

»Und daß sich mein Kammermeister bei einer Bürgermamsell warmhält, so will ich wissen, auf welchem Berg der Wein gewachsen ist. Aber genung von der Jungfer Klanner, ich brenn' auf wichtigere Dinge. Was brauen die Räte unter der Schneiderherberg?«

»Veritable Verschwörung ist's. Die Blase muß bald platzen. So überreif ist der Haß, daß es wundernehmen muß, wenn Euer Fürstliche Gnaden noch ein Lebenslichtlein aufgesteckt hat.«

»Was treiben sie mir an?«

»Vergewaltigung der Stadt, das Regiment gegen der Gemein alt Herkommen und Freiheit. Halten wie Fähnlein ihre Pergamenter in der Hand, so punktweis' ihr Recht und Privilegie verzeichnet stehen. Sind die alte Klagen seit zehn Jahren. Entrechtung, Verkürzung der Strafgelder, Eingriff in die richterliche Autorität, Freilassung von Verbrechern, die die Stadt verurteilt hat —«

»Haha!« lachte der Fürst heiser dazwischen. »Weil ich den Landshauptmann und Landschreiber in ihren stinkenden Prozeß hineinriechen lass'!«

»Wollen es nit dulden, daß der Landshauptmann die Verbrecher im Amthaus der peinlichen Frag' unterziehet, ohne daß Stadtrichter und Bürgermeister davon wissen. So schrie's gestern der junge Dachauer, des Alten Einziger, in die Versammlung. Ist einer der ärgsten Hitzköpf, derselbe, so da sein Bräutigamsangel nach der Jungfer Margret Klanner geworfen. Derselbige hat es den Leuten in die Hirne gedonnert: Alt Herkommen und städtisch Recht läg' darnieder, vom Römischen Kaiser und König begabt, gefreit und von allen löblichen Fürsten zu Salzburg belassen, und so hätten die Ständ' die Pflicht, sich zusammenzutun und sich zu verpflichten gegenseitig, ihnen, ihren Kindern und Nachkommen und dem Stift zugute und zur Verhütung mehren Unrats.«

Leonhard ging mit großen Schritten auf und ab. »Der junge Fant scheint das Maul vollzunehmen. Ist Empörung gegen die landesfürstliche Souveränität. Solch mutwillig Fürhalten muß beizeiten gekürzet werden. Was wollen sie eigentlich, die störrischen Schädel? Gerechtsamen, Freiheiten, Bestätigung der alten Gesetze, so nit mehr taugen? Hat ihnen der Friedrich doch die Laus in den Pelz gesetzt und kriegen sie nit mehr los. Sie sollen sich die Gunst durch weise Mäßigung verdienen, erst Untertanentreue lernen und die Art, Bestätigungen zu fordern. Bin ich denn noch meines Lebens sicher? Ziehen sie nit schon mit Helmpart und Panzer durch die Straßen, wenn ich in den Dom geh'? Haben sie nit mit dem kecken Wispacher unterhandelt, meinem Widersacher, um mich in die Krallen zu kriegen? Haben gegen mein Verbot das Wechselrecht heimlich gestattet, die Zöll der Sackträger und Faßzieher eingesteckt, die Traidmaut willkürlich ausgeschrieben, meine Söldner mir zum Schimpf vor der Stadt Toren stehenlassen, so daß der Mangold von Ost-

heim sich ins Fäustchen lachte, gen den ich sie warb. Haben meine Gefangenen eigenmächtig uns zu kleinlicher Verachtung herausgenommen aus dem Turm, haben in mein fürstlich Geleit gegriffen und Personen in Haft getan, so ich entlassen gnädiglich, nur weil sie kein Urfehd geschworen. Oh, könnt' eine Messen lang über die Übeltaten herziehen, so die Bürgerkanaille auf dem Gewissen hat, und wär' dann erst am Anfang der Litanei. Kammermeister, daß ich die Sach' beim Kopf pack' — wer sind die größten Schreihälse?«

»Der Fisch stinkt vom Kopf. In wenigen Tagen ist Bürgermeisterwahl, es wettet keiner, weil's jeder weiß, daß sie den Matsperger wählen werden. Lasset den greifen, und die andern werden zahm wie Schafe. Sonst aber Gnade Gott Euer Fürstlichen Gnaden Stadthoheit!«

Der Erzbischof strich sich das fette Kinn mit der Linken und blickte nachdenklich in die bunte Glasur des singenden Ofens. »Der Rat hat einen Hydrakopf. Ausbrennen müßte man das ganze Nest. Wer schreit noch so laut?«

»Der junge Dachauer mit den vielen Anhängern der Peutler, Büchsenmacher, Steinmetze und Zugwerker.«

Der Fürst musterte den klagenden Höfling. »Ja, ja — der Mann steht Ihm nit sehr zu Gesicht, weil Er bei der Jungfer Klanner ein warm Nestlein hat. Mach' Er mir nichts vor. Ich kann's begreifen. Aber weiter!«

Schürle beeilte sich, über seine Verlegenheit weiterzuhüpfen. »Dann ist der Saurer, ein hartköpfiger Schreier und unsauberer Patron, der alle Skrituraler hinter sich hat, der Ritzinger und Fröschlmoser und noch ein halb Dutzend, von dem ich nit viel mehr als den Namen weiß. Auch den Staatsrechtsverweser haben sie auf ihre Seiten bracht, und so möge sich Euer Fürstlichen Gnaden Autorität ruhig zu Grab legen, wenn nit ein Gottswunder geschieht.«

Des Fürsten schliefender Tritt stockte. Auf seiner Stirn schwoll die Zornader, das Schnaufen seiner Brust hörte sich wie das Geräusch eines scharfgetretenen Blasbalgs an, und die Hände verkrampften sich zu Fäusten. Schürle wußte, daß ein Zornausbruch drohte, und daß man in solchen Augenblicken nicht mehr den Mund auftun dürfe.

Draußen tobte der Schneesturm. Aus der Finsternis, die über der Stadt lag, leuchteten nur von Zeit zu Zeit ein paar Lichtaugen auf, wenn die Windfackeln der rondemachenden Scharwächter durch die Gassen züngelten.

Leonhard war ans Erkerfenster getreten. Die derbe, mächtige Gestalt war unter dem Ansturm der Erregung noch gewachsen, und wer jetzt dem alten Mann unter die Fäuste gerannt wäre, hätte zu spüren bekommen, daß er noch immer Kraft genug hatte, sich seiner Haut zu wehren. Nicht nur das Gefühl des beleidigten Herrscherstolzes durchzitterte ihn, er glaubte, daß man mit dieser Verschwörung ihm selbst ans Leben wollte, und daß alle bisherigen Beschwerungen und Drohungen nur der Auftakt zum letzten Verzweiflungsschritt der Bürger waren. Nun wurmte es ihn, daß er vor kurzem seine Söldner vor der Stadt zurückziehen mußte, mit denen er sich durch einen Handstreich der Stadt hätte bemächtigen können. Aber die Tore waren stark besetzt worden, die Bürger vorsichtig, und so mußte der Erzbischof, um Blutvergießen zu vermeiden, seine Absicht aufgeben. Aber etwas mußte er tun, irgendwie mußte er den Knäuel lösen, um seine gefährdete Autorität wieder hell leuchten zu lassen. Zugleich mußte die bürgerliche Freiheit, so diese ungebärdigen Räte für ewiglich gewährleistet ansehen wollten, gebrochen und der Ratsbrief des voreiligen Kaisers Friedrich 3., der der Stadt Brauch und Herkommen gnädiglich bestätigt hatte, null und nichtig gemacht werden. Wiewohl hinter dem Fürsten Prälaten und Ritterschaft standen, war mit Gewalt nichts mehr zu erreichen, dieweil das Reich ein Machtwort gesprochen hätte. Dann blieb aber nur eins übrig —

Es durchzuckte des Fürsten Hirn wie ein Blitz. Sein Gedanke riß aus dem Grau der deutschen Vergangenheit ein böses Ereignis los, das ihm Vorbild sein konnte, wenn er wollte. Hatte nicht vor fast genau hundert Jahren der Herzog Heinrich der Reiche von Bayern die Ratsherren von Landshut, die ihm unbequem geworden waren, in Ketten werfen lassen? Wenn er eine ähnliche Prozedur zu ersinnen wagte, die anspruchsvollen Herren zu bändigen und gefügig zu machen?

In dem harten Antlitz spiegelte sich die Sammlung kraftvoller Gedanken. Als sich der Erzbischof umwandte und ein paar Schritte auf und ab wandelte, glaubte Schürle seinen Herrn kaum wiederzuerkennen. Wie ein grübelnder Gelehrter, den ein großes Problem quält, das Kinn auf die Brust gesenkt, die Augen halb geschlossen, die Lippen in leiser Bewegung, durchwühlte der Fürst mit dem Herzen und dem Gewissen einen großen Plan. Lange rang er mit sich und den bösen Geistern. Dann riß er sich mit einem Ruck aus dem Sinnen und fragte halblaut: »Wann war das, daß die Ratsherren zum letztenmal bei uns zu Tisch saßen?«

»Am Rupertitag.«

Der Erzbischof hüllte sich wieder in Schweigen. Ging auf und ab, und in seinem Antlitz arbeiteten die Gedanken. Dann kam es Schlag auf Schlag: »Schreib Er mir die gefährlichsten Köpfe auf, Schürle! Dann ruf Er mir den Marschall, den Truchseß, den Kapitän der Schloßwache und — den Züchtiger, den grauen Peter! Bestell' Er mir weiter Herrn Christoph Grafen zu Schernperg, den Pfleger von Radstadt, für Mittwoch durch einen Eilboten! Und erschein' Er selbst wieder morgen um die elfte Stunde hier! Dann soll die ganze Sach' ein ordentlich Mäntlein kriegen. Marschier'

Er. Ich hab' mein Gedanken noch ins Konzil von Pisa zu tragen.«

Der Kammermeister schlich mit einem selbstgefälligen Lächeln hinaus. Im Korridor rieb er sich die Hände warm.

Leonhard von Keutschach blieb mit aufgewühltem Gemüt bis in den Morgen hinein über dem Ratsbrief sitzen, und seine Feder warf das Verderben der Bürgerkanaille punktweise aufs Papier.

Ein paar Tage darauf durchbraust Jubel die Stadt. Vor dem Rathaus staut sich die Menge. Hans Matsperger ist zum Bürgermeister gewählt. Das Wort wälzt sich durch die Straßen nach den Toren bis hinaus in die schneeweißen Gelände: Hans Matsperger! Unser Hans! Und wenn der stattliche Mann auf der Straße erscheint, schart sich das Volk um ihn, der mit hartem Kopf für die Gerechtsamen der Stadt kämpft. Er wird's ertrotzen! Er mit den »Genannten«, die in der Apostelzahl der Bürger Wohl und Wehe zu bestimmen haben. Da schreiten sie zum Rathaus über die Schranne, und dort drüben jubeln ihnen ein paar Gesellen von der Kramerzeche zu. Und hier trägt man den alten Fröschlmoser auf den Schultern über den Brotmarkt. Man merkt's der Stadt an, daß ein neues Leben sie durchpulst.

In der Tragasse, die ihren dunklen Schlauch mitten durch das Herz Salzburgs von West nach Ost zieht, löst sich in der Abenddämmerung aus einer Gruppe junger Patriziersöhne ein hübscher Mann im Reisegewand los und schreitet auf ein Haus zu, das mit seinem mächtigen Gewölbe, den stattlichen Fenstern, den festen Mauern, dem vergrauten Schild und dem Löwenkopf über dem Torsturz als Zeichen des Venedigerhandels den Stempel kaufmännischen Reichtums trägt. Der junge Salzburger hat es eilig, und seine Wangen glühen. Nicht die Kälte treibt ihn ins Haus, sondern das Feuer in seinem Herzen. Es lodert bis in seinen griechenschönen Kopf, der ebenmäßig auf dem herrlich gestählten und geformten Leib thront. Des Jünglings Augen spannen sich nach dem vereisten Fenster im ersten Stockwerk, wo sich ein dunkler Mädchenkopf an die verfrorene Scheibe drückt. Auch hier lodert Glut und Ungeduld. Das sonst feingebildete Mädchen liegt jetzt platt an dem kalten Glas und gibt dem herzigen Gesicht eine possierliche Fratze, die hauchenden Lippen wulsten sich zum Überfluß nach vorn, und die aufgeblasenen Bäckchen tun ein übriges, um dem Geliebten einen schalkhaften, verzerrten Willkomm zu geben. Aber der junge Dietmar Dachauer kennt den weiblichen Hans Narr in der Liebsten Gemüt und den Schalk, der aus ihren Augen blitzt, und er weiß auch im Zerrbild die Schönheit zu schätzen, die die kindische Grimasse entstellt. Dietmar droht ihr mit dem Finger hinauf und springt dann rehflink die breite Holztreppe hinauf, ins Dunkel der Diele hinein, das sich im nächsten Augenblick durch den Schimmer der weißen Gestalt aufhellt, die jetzt zu Gruß und Kuß herbeigestürmt ist.

Der Kaufherrnsohn läßt sein Mädchen nicht so leicht aus der starken Klammer. »Margret, nun wird's bald ernst!« Es klingt wie ein jubelnder Trompetenstoß.

Die Klannertochter — wer äugelt nicht gern nach ihr, wenn sie durch die Gassen schreitet stolz wie ein Hirschlein? — windet sich aus der Eisenpranke Dietmars heraus und lacht: »Ei, hast du bis jetzt nur Spaß gemacht, Herr Ohnesorg? Im Maien aber wird's wirklich ernst.«

»Wenn ich den Alten nit schon zu Ostern um den kleinen Finger wickle. Der Matsperger will's bei ihm durchsetzen, hat mir's gestern versprochen, als ich mit ihm zusammensaß in der Tavern, und ist jetzt der gewaltigste Mann, seit er die Goldkette trägt. Drum merk's: Osterzeit, Brautzeit!«

Da spürt er aufs neue die Glut der sehnenden Lippen auf den seinen. Das schöne Kind trinkt aus dem Glück des Augenblicks die Vorschauer des künftigen, das sie an des Jünglings Seite erleben soll, und zieht dann ungestüm den selig drängenden Bräutigam in die Helle der freundlichen Stube zwischen aufgetürmte gebügelte Wäsche und funkelnde Brokatmuster hinein. Hier waltet die Margret als guter Hausgeist, seit die Mutter gestorben, und der Vater Klanner sieht es gern, daß sie ohne der Muhme Hilfe schafft und sorgt, die nur von Zeit zu Zeit aus dem Nachbarhaus der Thenner herüberschnüffeln darf, um ein Augenmerk auf Sitte und Zucht zu werfen im Klannerhaus und die Jungfräulichkeit der schönen Margret in gebührliche Obhut zu stellen. Die Muhme kennt die Ehrenhaftigkeit des Dachauers und den Stolz der Jungfer, die gewiß nicht ihr Röslein frühzeitig brechen zu lassen gewillt ist.

Unter dem behaglichen Lampenschein leuchtet der Margret Schönheit noch einmal so hell als im Halbdunkel der Diele. Die schwarzen Augen glühen wie Kohlen, die Lippen sind edel geformt, das früher mutwillig plattgedrückte Näschen von zierlicher Ebenmäßigkeit, die Wangen von eitler Jugend durchhaucht, das dunkelbraune Haar wie ein hehrer Turm auf dem Haupt sitzend, und der schlanke Leib durchzittert von Lebendigkeit und Beweglichkeit, daß man ans flinke Wiesel denken muß, wenn sie ihre Glieder regt. Wohl ein Dutzend Salzburger Knaben haben sich nach dem ersten Kuß dieser stolzen Lippen gesehnt, bis die Margret den e i n e n herankommen ließ, der ihr würdig schien, den keuschen Erstling zu pflücken. Und das war der Dietmar Dachauer, der Sohn des reichen Kaufherrn aus der Goldgasse, der seine Ballen bis nach Flandern und Polen verschickte.

Dietmar war eben aus der Rauris zurückgekehrt, wo er im Auftrag seines Vaters Handelsgeschäfte abgewickelt und das Prokuratorenamt bei einem Kaufmannsprozeß geführt hatte. Drum war das Wiedersehen mit der Jungfer Margret

etwas stürmischer als sonst beim alltäglichen Besuch. Er ließ sich nun in der Nähe des summenden Stubenofens nieder und betrachtete sein schönes Kind mit einem merkwürdig ernsten Blick.

»Gefällt meinem Jungen etwas nit an mir? So sag' er mir's gleich, und mach' er den Willkomm sauer.« Sie legte Schmollwinkel an und griff unmutig nach einem Stück in dem Wäschekorb.

Dietmar umarmte sie rasch, aber er ließ doch den Schatten nicht von seiner Stirn ziehen. »Margret, ich hab' bang Sorgen um dich. Und hab' auch recht damit gehabt. Du hast meinen Wunsch nit erfüllt.« Es klang schon barsch wie gefrorener Schnee, den der Fuß schlägt.

Da trotzte auch sie. »So rück' raus mit dem Schimpf, aber hätt'st dir Zeit lassen können, bis der Willkomm verküßt ist.«

Der Angriff reizte ihn noch mehr. »Wen hast du gestern hier vorgelassen, trotzdem ich dich bat, es nicht zu tun?«

Da lachte sie über das ganze Gesicht. »Also da riecht der Braten? Hat mein Liebster vor jedem Kapuziner und jedem Fuchsschwänzer Angst?«

»Was suchte der Kammermeister bei dir?« grollte der Verliebte weiter.

»Hei, was seine Spionen für ein Nasen haben!« lachte sie wieder aus Freude über seine Eifersucht. »Glaubst du gar, Herr Schürle von und zu habe in Liebessachen in mein Stuben geguckt? Ich konnt' ihn doch nit abweisen, wenn ich mit ihm auf der Dielen beinahe Nas' auf Nas' stieß. O Er verliebter, eifersüchtiger Kuckuck! Ach, jeder Gimpel ist gescheiter als Er! Sich von einem erzstiftischen Kammermeister ins Bockshorn jagen zu lassen! Sollt' ich Reißaus nehmen vor dem mageren, käsebleichen Windhund, der seine Komplimente abladen wollte vor meinen hübschen Augen? Ist kein Tausendsassa, der Herr von Schürle, und weiß seine Galanterien nit eben mit Kunst zu setzen, ich wollt', du wärst auf was Beßres eifersüchtig denn auf den Junker Rübenknecht.«

Die Abkanzelung taugte freilich schlecht zur Herstellung besserer Beziehungen. Dietmar stand auf und ging mit der Wolkenstirn zum Fenster, wo er mit verbissenem Schweigen in das Schneetreiben sah, das die ganze Tragasse in einen flimmernden Schleier hüllte.

Aber die Margret freute sich über des Jungen Eifersucht. Die bindet, meinte sie heimlich, fester als eine langweilige Gelassenheit. »Siehst du, Giftstenglein,« wühlte sie wieder, »das sollt' mich eigentlich bitter kränken, daß du dich so gering einschätzest und mich dazu. Werd' mich doch nit von des Schranzen Sottisen fangen lassen, dieweil ich mit einem versprochen bin, den mir alle Könige der Welt nit ersetzen können. Und wenn der Schürle auch den ganzen Weihrauch seiner Liebeskirchen auf mich verschwend't hätt', ich hätt's mit einem Blaser weggeblasen wie ein Schmeißfliegen. Herrje, der Junker!« Sie ließ wieder ihr Glockengelächter los. »Der ist kein Adonis und kein Augenweid für ein ehrbar Jungfer. Stellet den Mädchen nach wie der Frosch im Märzen, ist trotz seiner Jugend schon ausgemergelt und dürr wie ein Backpflaumen. So, und nun scheuchst du dein Gewitter von der Stirn, sonst —«

»Was wollte der Junker hier?« kam es schon beruhigter vom Fenster herüber.

»Mich fressen vor Lieb'!« platzte die Margret lustig heraus. Da hatte sie auch schon gewonnenes Spiel. Er fing ihr Gelächter mit den Armen auf und schloß ihre ganze Lieblichkeit mit hinein. »Was also wollte der Windbeutel?«

»Die Einladung für meinen Vater zur fürstlichen Hoftafel hat er höchst eigenhändig gebracht.«

»Satan und Henne! Mein Vater und ich sind auch geladen. 's ist wieder was im Werke. Wenn Seine Fürstliche Gnaden den Räten die Kapaunen mit der Linken reicht, hat er in der Rechten die Schere, mit der er ihnen das Stadtrecht verschneidet. Man kennt das und mag sich vorsehen. Und höchst persönlich mühte sich der Junker?«

Die Margret setzte wieder ihren Schalk auf. »Ich weiß nit, ob er sich überall eigenfüßig so aufdringlich machte. Glaub' mehr, es lockt ihn die Tochter denn der Vater. Brr! Da sitzt schon wieder die Falt' auf der Stirn.«

»Laß die Späßen! Hab' so viel ernste Ding' zu durchdenken.« Er zog sein Mädchen auf die Knie und legte ihr den Arm um den Nacken. »Komm grad von der Schrannen herüber, haben dort ein Menschen in die Klauen genommen, den der Erzbischof hat ungerecht laufen lassen. Wird wieder Staub aufwirbeln und denen in der Kanzleien was zu beißen geben. Und der Matsperger sagt' mir, der Fürst hätt' abermals den Weinhandel in den Lötschen beschränkt und hofft' uns dafür durch ein kostbar Schmaus und Futter zu versöhnen. Seine Prälaten und Edelleut schenken Wein und Suppen aus in ihren Kellern, ohn' Abgab und Zoll, und wir müssen's dulden, daß man uns verkürzt. Morgen vormittag ruf' ich mir im Schneiderloch noch einmal die ergrimmtesten Gesichter zusammen und mach' sie weich für die Unbill, die wir von dem Rübentyrannen erdulden müssen.«

Da drückte sich die Margret ängstlich in sein Wams hinein. »Sorg' mich um dich, daß sie dich eines Tags greifen, des Leonhard Fanghund'. Sind viel böse Neider in der Stadt, so uns unser Glück nit gönnen. Mußt dein Maul nit allzu weit auftun, Dieter, in Rat und Geschäften der Stadt, sintemal die die besten Ohren haben und die bösesten Mäuler, so die lammfrömmsten Gesichter tragen. Hör' meinen Rat: es mögen die Räte endlich Frieden machen mit dem Fürsten —«

»Ach, Jungfer Margret, was weiß dein friedlich Herz von dem Unfried, so wir erdulden müssen vom Leonhard? Er mach' erst Frieden mit uns und unserm Recht. Wir wollen kein unerfindlich Anbringen, sondern haben ein gerecht Beschwer

beim Kaiser Max. Sie treiben's zu arg, Adel und Prälat, mit ihrer Nutznießung von Freiheiten auf der Stadt Kosten. Und hat der Leonhard nit gedroht, das Bürgerpack niederzuzwingen, und sollt sein halbes Bistum draufgehen? Hat er nit das Feuer über der Stadt Dächer beschworen und etliche tausend Mann aufzubringen gedroht wider die Stadt? Und da red't dein sanftes Jungfernherz von Fried'?«

»So wird kein Schlaf über mein Aug' kommen,« sagte die Margret traurig. »Immer werd' ich dich sehen und den Vater im Traum, gebunden, gemartert, gestäupt und verwiesen —«

Er schlug eine sorglose, frische Lache an. »Sei getrost, Margret. Auch die Erzstiftischen hängen keinen, sie hätten ihn denn vor. Um mich steht ein Wall von Freunden. Der Wolfgang Alt, der junge Junkl, der Ryß und viel andre. Hätt's der Fürst wollen, er hätt's schon längst tan, hätt' uns greifen lassen können, Rät' und Zunftmeister und was da schreit über sein unrecht Regiment, aber er fürcht' des Kaisers und Reiches Justiz und Gerechtigkeit, denn er hat für sein willkürlich Gewalt nit Brief noch Siegel, hat auch nit das gemeine Recht auf sein Seiten und hat uns unbilligerweis' gedrungen, wiewohl wir einer Kaiserlichen Majestät in allen Reichsanschlägen gehorsam gewest sind. Er schreckt vor dem Ärgsten zurück —«

»Wie lang noch, Dieter? Kennst du den Leonhard so genau? Springt doch von Unrecht zu Unrecht und mag auch nit vor dem Galgen zurückschrecken, der letzten Gewalt, so er hat.«

»So wird sich an der Räte Blut der Mut der Bürger entzünden, und sie werden das Joch abschütteln, so uns fürstliche Willkür auferleget.«

Die Jungfer machte Schreckaugen. »Was soll der Tote für ein lebend, liebend Herz? Ach, Männer, wie seid ihr grausam! Schmücket euch mit einer Tugend, die über die Leichen eurer Liebsten geht. Das kann der Herrgott nit wollen.«

»Ist's denn schon so weit?« tröstete er heiter in die trüb gewordenen Augen hinein. »Der Herrgott wird wollen, was recht und gut ist. So dein Lieb' ein gut Geleit auf meinem Weg, will ich mir's nit bang sein lassen in der Stadtmauer. Und nun muß ich eilen ... Wo ist dein Vater?«

»Im Stadthaus. Wollen ratschlagen für die morgige Tafel, wie sie dem Erzbischof begegnen sollen. Leicht versöhnt sich der Matsperger mit ihm mit billigem Zugeständnis, dann mag Segen über dem Wein liegen, den er euch allen kredenzet.«

»Wollt' mich nit freuen, auch wenn's gut ausgeht. Die Gewaltigen haben kein Herz mit dem Bürger, aber wohl den Verstand, ihn zu überlisten mit Schrift und Gesetz. Halt' mir dein' Augen hell, Margret, und versinn' dich nit.« Er küßte ihr den Abschied auf Mund und Wange. »Wie schön du bist, Margret! Ist kein adlig Fräulein so wert, dir die Schuhriem zu lösen. Ei, sie sollen Augen machen, wenn ich mit dir in der Kirchen Unsrer Lieben Frauen Siegel und Segen hol' für unser einfältiglich Glück. Beschütz dich Gott immerdar!«

Die Jungfer ließ in seinen Armen alle Schauer des bräutlichen Glücks über ihre Glieder strömen. Bald, ach bald, eh' die Primeln golden, mußte er ihr mehr sein als ein küssender Junge!

Mit strahlenden Augen leuchtete sie ihm die Treppe hinab.

Nun kam ihr die Stube leer und öd vor, trotzdem die gediegene, schwere Teppichpracht des Patrizierhauses ringsherum eine traute Behaglichkeit ausbreitete. Die Jungfer nahm Nadel und Leinwand zur Hand, um an der Morgengabe zu arbeiten; aber was sie da aus des Dietmar Mund gehört, drückte ihr wie ein Alp aufs Gemüt, so daß die Nadelstiche träg in die Arbeit gingen. Es war so still im Haus, daß man den Schnee leise an die Scheiben treiben hörte. Auch das Feuer knisterte nicht mehr, nur die Glut warf ihren roten Schein auf ihre Fußspitzen.

Draußen war es völlig dunkel geworden. Von dem gegenüberliegenden Hause gloste schwach das Licht herüber. Dort hinter den Scheiben saß wohl jetzt Herr Virgil Schwaiger, der stiftische Rechtsverweser, von der Stadt gewählt, und mühte sich mit der Auslegung von kaiserlich bestätigten Privilegien ab. Er hatte längst des Erzbischofs Vertrauen eingebüßt und stand mit seinem Herzen ganz auf der Seite der Räte. Auch er hatte eine Tochter, der ein Brautringlein am Finger saß. Ei, wenn die Margret jetzt einen Sprung hinüber machte, sich dort ein wenig Trost zu holen für ihren heimlichen Kummer? Verliebte Mädchen wissen einander was vorzumachen, und es braucht keins zu fürchten, in des andern Gehege zu kommen. Die Jungfer wollte das Weißzeug beiseiteschieben.

Da klopfte es leise. Und in der Tür stand schattenschwarz Herr Kammermeister Schürle von Reithau.

Der Klanner Margret verschlug's den Atem. Der hatte ihr jetzt gerade gefehlt. Er hatte sich wohl stattlich herausgeputzt, trug das gefensterte enge Wams von gelbem Doppeltaft, sein gewichste Stiefel aus Korduanleder mit den Rosettensporen und in den Händen den goldbetreßten Hut mit der Spitzfeder, aber er stieg deshalb doch nicht in der Jungfer Aug' an Ansehen.

Kaspar von Schürle wußte sich zu benehmen. Mit jener feinen Manier, die sich am erzbischöflichen Hofe erzog und nährte, verbeugte er sich vor der Klannertochter, die sein gespanntes, bleiches Gesicht mit einem Blick der Verwunderung streifte, der dem Herrn sagen sollte, daß sie ihn gerade jetzt am allerwenigsten erwartet hätte. Schürle schritt mit wohlgemessener Gravität und Zierlichkeit zugleich an den wäscheüberladenen Tisch heran und wartete, bis die Jungfer ihm den Stuhl



Gustav Johannes Buchner: Abendruhe

anbot. Er ließ ein schwaches Lächeln über die blutleeren Lippen huschen, musterte das Mädchen mit einem zärtlichen Blick, der eine Einleitung zu einem noch zärtlicheren Beginnen zu bilden schien, und fragte dann mit seiner weichen, wie aus Polstern herausklingenden Stimme: »Ihr Vater nit zu Hause, Jungfer?«

»Er ist im Rat,« antwortete sie kurz, aber nicht unfreundlich.

»Pardonier' mich die Jungfer, wenn ich heut abermals inkommodiere, wiewohl ich erst gestern die Ehr' hatt', der Jungfer hold Wesen zu bewundern. Aber ich hospitier' gar so gern, wo Gott ein lieb' Weibsgesicht zur Freud und Ergötzung von männiglich in die Welt gesetzt.«

»Er weiß zu karessieren, Herr Kammermeister,« sagte die Jungfer mit kargem Lächeln, das kein herzliches Gefühl auf die Lippen drängte. »Aber wär' vielleicht besser, er käm' morgen, so er für meinen Vater etwas auszurichten hätt' von wegen der Ladschaft zum Hof.«

Der Junker verrunzelte die Stirn. »Die Jungfer hat ein fein Spürnasen für sollich Ding. Wollen hoffen, daß Ihr Vater ein Ehr' und Auszeichnung Seiner Fürstlichen Gnaden in der Ladschaft erschauet und nit versäumen wird, zu erscheinen.«

»Ei, Herr Kammermeister, Vater will sich herzlich freuen, wenn manch Ding bei der Tafel bered't wird, so sich sonst nit leicht bereden lasset,« sagte die Margret mit scheuem Gemüt, denn sie wußte nicht, ob sie am Ende damit eine kleine Dummheit begangen habe.

Der Junker räusperte sich verlegen. »Hm — tja — man wird sicherlich bei bemelter Okkasion manche unliebsame Sach' liquidieren, so itzo noch die Gemüter auf beiden Seiten erhitzet. Seine Fürstliche Gnaden legt Wert darauf, daß man sich mit bereitwilligem Herzen zu Tisch setze, und darum wäre es gut, wenn die Jungfer bei ihrem Vater —«

»Ei, möcht' der Herr nit sein freundlich Vermahnen an der Stell' abtun, die's betrifft? Mein Vater kommt heut spät vom Stadthaus.« Die Margret ließ leicht ihren Unmut durchschimmern. Wenn morgen ihr Bräutigam wieder erfuhr, daß Herr von Schürle da war, gab's neuen Haber.

»Hm — ja — wenn Ihr Vater zur Stell' wär', Jungfer —« lächelte der Kammermeister verbindlichst, »und doch, es freuet mich, daß ich auch die Jungfer allein sprechen kann, denn es gibt Dinglein, so eines Vaters Ohr erst hören sollten, wenn sie das Herz der Tochter passiert haben. Ich mein' — oh, mach' die Jungfer kein übel Gesicht — gradaus ist ein kurzer Weg und hat des Herrgotts Segen. Also, daß ich's sag', ich wollt' fein anfragen, ob die Jungfer Neigung hätt', flügge zu werden und den väterlichen Herd zu verlassen.«

»Was meint der Herr Kammermeister?« fragte die Margret ganz bleich vor Schreck.

»Die Salzburger Tor' stehen eng beieinand, aber die Augen einer schönen Jungfer fliegen zu Zeiten weiter, denn ihre Füßlein gehen, wenn sie vom Mönchsberg zum Exempel ins bayrische Land schauet und sich sehnsüchtig ihr Herz zusammenzieht. Hat sie nie nit das Verlangen gehabt, sich umzusehen da draußen in der lauten galanten Welt eines Hofes, der sich gar glücklich schätzen würd', so einen Schatz wie sie sein eigen zu nennen? Und ich wüßt' einen Menschen, der sich's zum höchsten Glück anrechnen müßt', der Jungfer einen solchen Weg zu zeigen, ja, der bereit wäre, der allerschönsten Jungfer Herz auf den Händen zu tragen, und der alle Konditionen hätt', dies Herz auch hinüberzuführen und zu kutschieren mitten in den bayrischen Hof zu München hinein. Besagter Edelmann würde in allen Kirchen Salzburgs Messen lesen lassen, so es ihm gelänge, das allergütigste Mädchenherz mit seiner Liebe zu überschütten —«

Da fiel ihm mit holdem Erröten die Margret ins Wort. »Genug, Herr Kammermeister. Pressiert Ihn die Lieb' so sehr, daß Er's nit auf morgen verschieben kann, wenn Vater da ist? Aber weil's schon ausgeplaudert ist, kann ich Ihm mit einer ehrlichen Antwort dienen, die Er sich schon längst hätt' selbst geben können: mein Herz ist nimmer frei, und Er kommet ein paar Wochen zu spät.«

»Ach ja, man munkelt was von einer gewissen Geneigtheit der Jungfer, einem Bürgerssohn die Hand zu reichen. Wenn ich nit irr', ist es des Dachauers einziger Sohn, der zu so unverhofftem Glück kommen soll?«

»Man braucht es nit zu munkeln, was am Tag liegt,« sagte die Margret mit Stolz und ein wenig Eitelkeit. »Und ich mein' nit schlecht gefahren zu sein, den schmucken Jungen gewählt zu haben.«

»Ja, ja — hm — ich möcht' Ihr's gönnen, Jungfer, wenn ich nit wüßt', daß oft ein Glück nicht allzu fest geschmiedet ist und über Nacht zertrümmert werden kann.« Seine Augen bekamen einen stechenden Glanz.

»Ich versteh' Ihn nicht,« zitterte die Jungfer erblassend.

»Hat Sie die Gewähr, daß Ihr Herzensherr auch wirklich Herr dieses Herzens bleiben wird?«

Die Margret verbiß sich die Lippen. »Wie kann Er so böse Verdächtigungen aussprechen, Junker?«

»Möcht' mir statt aller Antwort eine Frag' erlauben.« Er rückte ganz nahe an ihren bebenden Leib heran und schattete seine Stimme ein wenig ab. »Liebt die Jungfer Ihren Herrn Vater?«

»Wie kann Er so tölpisch fragen, Junker? Ist mir neben meinem Dieter das teuerste Gut auf Erden.«

»Dann wird die Jungfer sich bald entscheiden müssen, wen sie lieber ziehen lassen will, den oder jenen. Oder sie käm' in Gefahr — beide zu verlieren.«

Der Margret fiel das Strickzeug aus der Hand, und ihre Finger klammerten sich an der Tischkante an, als suchten sie eine Stütze für den schwach werdenden Leib. »Ist — Er — wahnsinnig geworden?« rang es sich entsetzt von ihren Lippen.

»Geb' Sie mir ein geneigt' Gehör, Jungfer, und sag' Sie mir auf mein Begehr ein herzlich Ja, so will ich von Ihren teuren Gütern retten, was zu retten ist. Aber freilich wird's ohn' ein groß Opfer nit abgehen. Es wird einer gehen müssen, auf daß einer bleibe. Den Gehenden wird ein andrer ersetzen mit seiner heißen Lieb und Treu. Entscheid' Sie sich also, Jungfer, ob Sie den Bräutigam ziehen lassen will. Dann hat Sie Ihren Vater gerettet. Im andern Fall« — der Junker verzog schmerzlich seine Lippen — »wird keins zu retten sein.«

Schreck und ohnmächtige Wut durchbebten den schlanken Leib des Mädchens. Mit welcher Drohung rückte dieser Höflingslaffe an sie heran? Kroch nicht eine unsichtbare Schlange aus dieser geschniegelten, gebügelten Gestalt des Junkers? Wand sie sich nicht um ihre Lenden, um ihre Brust, sie zu erwürgen? O, in welche Not, in welches Grauen warf er ihr Herz! Vor welche Entscheidungen stellte er sie! Konnte er mit so Furchtbarem seinen Scherz treiben? Die angedeutete Gefahr schwoll in ihrem Herzen um so mehr an, als sie sich ja noch hinter geheimnisvollen Schleiern barg. »Junker — es wird mir schwarz vor den Augen — mir schnürt's das Herz zusammen — drück' Er sich klar aus — was ist mit meinem Vater — meinem Dietmar?«

»Es schmerzet mich tief, Jungfer, mein Wissen hinter Schloß und Riegel setzen zu müssen,« sagte Herr Schürle mit bedauerlichem Achselzucken, und seine Blicke bohrten sich tief in der Jungfer schreckweite Augen. »Bei diesen schönen Fingern, die zu küssen ich brennen würde, wenn die Jungfer Ihre herzliche Amour künden wollt' — ich kann nit mehr verraten, als was ich schon übereilig über die Zunge kollern ließ. Aber nochmals möcht' ich in höchster Verehrung gebeten haben, daß sich die Jungfer entscheide: hie Vater, hie Bräutigam.«

Das waren Messerschnitte für der Jungfer Herz. Laut aufschreien hätte sie wollen. Allein, ratlos, nur auf ihr magdlich Herz angewiesen, das in Ängsten zappelte wie ein verirrt Vöglein, sollte sie eine Entscheidung treffen, welche ein Wahnwitziger mit einer Grausamkeit forderte, die sich nicht einmal Mühe gab, sich hinter einer Maske zu verschleiern. Sie sollte Dietmar opfern, den Vater zu retten? Wie kalt und unheimlich forderten diese grünleuchtenden Augen in der tötenden Stille des Augenblicks! Und wie wehte es eisig aus seinen Gliedern zu ihr herüber! Wie wuchs sich des Peinigers Gestalt zu einer schrecklichen Spinne aus, die nach ihrem Blut zu lechzen schien! Sie nahm nun ihre ganze Kraft zusammen, die Schauer abzuschütteln und ihr Denken zu ordnen. Langsam fuhren die zarten Hände über Stirn und Wangen, als wollte sie damit den Ekel abstreichen, den der Anblick des unheimlichen Patrons in ihr ausgelöst hatte. Zur Schwere des Augenblicks legte sich eine furchtbare Stille, durch die der Angstatem der Jungfer hetzte. Ihre Knie zitterten, als jetzt die schliefenden Schritte des Junkers über den Teppich hin und her gingen, und ihr war, als lauerte ein gieriges Raubtier auf den Augenblick, da es sich über sie stürzen könnte.

Draußen schliefte ein Schlitten vorbei. Das Geräusch brachte sie zu sich selbst. Sie fand die Kraft, ihre Gedanken zu formen. »Herr Kammermeister — was droht uns? Was lauert hinter Seinen Worten?«

»Bin versiegelt durch Eid und Gewissen. Mein Kommen soll nur eine Warnung sein. Wagt meine Zunge mehr, wär's vom Übel.«

»Es geht was vor mit meinem Vater, meinem Dieter!« erschrak die Margret bis ins Mark.

In des Junkers Gesicht verriet keine Bewegung seine innere Angst, daß er entdeckt sein könnte. Er rieb sich langsam die weißen, wohlgepflegten Hände und sagte mild-gleisnerisch: »Die Jungfer irrt. Die Gewogenheit Seiner Fürstlichen Gnaden gegenüber dem Rat ist über allen Zweifel erhaben. Man will morgen bei der Tafel auf gleich kommen und erhofft sich das Beste von dem guten Willen der Bürgerschaft. Seine Hochfürstliche Gnaden hat alles geladen, was Stimm' und Ansehen hat in der Stadt, und man bezweifelt nit, daß man sich mit heiteren Mienen erheben wird. Aber« — der Kammermeister stockte, und um seine Lippen legte sich ein dunkles Lächeln — »es liegt alles in der Jungfer Hand, nur bitt' ich Sie, mir ihr Herz, ihr Leben zu vertrauen, so will ich beides auf einen Rosenweg führen —«

Da flammte die Margret in die Tirade hinein: »Möcht' Er nur der Dornen nit vergessen, die an dem winzigsten Röslein stechen. Oh, Herr Kammermeister, ich durchschau' ihn ganz und sein falsch Gesicht wohl mit. Er will mein Herz zappeln lassen in Angst und Schrecken, will mein' Lieb' erpressen durch Drohung und Gefahr, soll windelweich werden für sein ungeschickt Erdreisten. Aber hör' Er, mich schrecket Er nimmer. Es steht meiner Leut Geschick in Gottes Händen, so sei's denn dort belassen, will's nit anders lenken, wär' ein arg Versündigung. Nie und nimmer lass' ich mir mein Teuerstes abkaufen durch ein unehrlich Ja. Mein Vater wird wissen, was er zu tun hat, und er wird Ihn morgen vor sein ehrlich Antlitz fordern, daß Er Rechenschaft geb' über Sein versteckt' Spiel.«

Der Kammermeister konnte ein feines Lächeln nicht unterdrücken. Ei, er mag den Malepartus aufsuchen, dachte er, der Fuchs wird sich schwer finden lassen. Dann setzte er sein traurigstes Gesicht auf, als ginge ihm sein verlorenes Spiel um des Mädchens Herz gar nahe, und sagte ernst:

»So — ist das der Jungfer letztes Wort? Der Herrgott verhüt' es, daß daraus der Jungfer Leid sprieße. Ich hab' gewarnt, wo ich hätte schweigen sollen. Gehab' Sie sich wohl, Jungfer Margret, und gedenk' Sie meiner nit in Unwillen.« Er streichelte den Sammet des Spitzfederhutes und schob sich auf Katzenpfoten zur Tür, wo er noch einen Augenblick nachdenklich stehenblieb.

Aber die Margret lief ihm nicht mehr nach, wie er's heimlich erhoffte. Ihr Zorn ließ ihn ziehen, wohin er wollte. Die Gebärde der versteckten Drohung hatte ihre Kraft verloren. Mit einem verächtlichen Blick maß sie noch einmal die ganze geschniegelte Gestalt in der Türdunkelheit.

»Hat Sie sich's überlegt, Jungfer?« tönte es heiser zu ihr herüber.

»Ja, ja und ja. Lieb' läßt sich nit einschüchtern durch des Teufels Tücke. Eh' läßt die Katz von der Maus, merk' Er sich's, denn ich von Treu und Ehrlichkeit. Das nehm' Er mit auf den Weg, Kammermeister.«

»Es soll mich freuen, wenn die Jungfer kein' Reu plagen sollt' einmal.« Das Wort klang schon gedämpft aus der Diele vor der Tür.

Die Margret atmete auf, als sich die Pestilenz des Teufels verzogen. Hei, dem hatte sie's gut heimgezahlt. Glaubte die Bürgerbirne unterkriegen zu können durch Schreck und Drohung, hat aber Krallen zu spüren bekommen, anstatt Liebespfötlein. Haha! Sie sich verschachern an einen höfischen Windhund? Dem schönsten, besten, ehrlichsten Bürgersohn den Laufpaß geben, um einem frisierten Gespenst den Brautkuß zu schenken? Der Kammermeister hatte an der falschen Tür geklopft, vielleicht hielt eine andre zu dem faulen Handel her, die Margret Klanner war sich zu gut dazu.

Und sie reinigte die Luft mit Wacholderrauch, daß der schweflichte Höllengeruch samt Falschheit und Tücke aus der Stube ziehe. Der Vater wird Augen machen, wenn er von ihrer bangen Stunde hört. Und dem Dietmar wird die Hand nach einer gewissen Gurgel jucken. Haha! Sie möchte gar zu gern bei dem Spaß dabeisein, wenn der Wolf zum Hasen wird. Es lachte in ihr auf, als hätten sich tausend Kobolde in ihrem Gemüt verfangen.

Um die erzbischöfliche Residenz steht am nächsten Tag das gaffende Volk, um die Ratsherren einziehen zu sehen durch das breite Steintor, über dem der Erker des großen Saals wie ein mächtiges Schwalbennest hängt. Ein von Karmesinflammen überlohter Abendhimmel wirft seinen rosigen Abglanz in die grauen Gassen und zaubert blutrote Male auf die vereisten Fenster der Patrizierhöfe, die an den alten Dom grenzen, in dessen Friedhof schon die Schatten dunkeln. Des Hartmonds Schärfe macht den neugierigen Hinz und Kunz nicht bange. Alles will den wackeren Matsperger sehen, wie er mit der goldenen Ehrenkette zwischen den »Genannten« zur Residenz schreitet. Aber in den Gassen dunkelt's schon, nur vor den Stangen der Storchnester, die rings um den eckigen Bau der erzbischöflichen Behausung in die Luft ragen — sie sollen nach altem Glauben das Feuer abwehren —, flackern große Windlichter in den Fäusten silberbetreßter Hofdiener. Hier schart sich die Masse der Neugierigen zusammen. Wenn ein bekanntes Ratsherrngesicht auftaucht, drängen die Köpfe zusammen. Da schreitet der reiche Herr Wolfgang Klötzl im schwarzen Pelzmantel daher, hinter ihm der biedere Gauchsperger mit dem alten Freund Sebastian Tunkl, der kleine bewegliche Fröschlmoser mit der Riesenhalskrause und dem hochbefederten Barett, begleitet von den Venediger Kaufleuten Kaserer und Reitpacher, und nun stapft gar gravitätisch der ernste, würdige Herr Sebastian Klanner durch den Schnee, der mächtige Schützer der kleinen Handwerker, und ihm zur Seite der junge Dachauer, der mutige Draufgänger, der in den Versammlungen der Zünfte die Leute zum Ausharren im Kampf mit dem Fürsten anspornt, und an dessen Feuereifer sich die schläfrigsten Köpfe entzünden. Hinter den beiden scharen sich die ihnen getreuen Geschmeidler, die das Gold fein bearbeiten, und die Nestler und Skripturaler zusammen und wispern von allerhand geheimen Affären, die im Zuge wären. Beim Tor halten fürstliche Knechte mit Helmparten die allzu Neugierigen zurück und schaffen den Ratsherren, die die Vorladung dem Hauptmann der Wachen vorzeigen, den Eintritt in den hell erleuchteten Hof, wo sich die ehrbaren Väter der Stadt in eifrigem Geplauder sammeln. Der Andrang vor dem Gebäude wird immer größer, bis die Scharwache der Bürger selbst heranrückt und den Pöbel nach dem Brotmarkt und dem Dom drängt, wo ihn die heranbrechende kalte Nacht in die Häuser scheucht.

In ihrem Stübchen sitzt um diese Stunde die Jungfer Margret mit tränenverglänzten Augen beim Ordnen der Kaufmannsrechnungen. Aber sie überdenkt mehr die Unruhe des Tages als die kalten Ziffern. Es war so gekommen, wie sie's gewünscht hatte. Der alte Klanner hatte den Fuchs nicht im Bau gefunden, es hieß, der Kammermeister sei ins Bayrische gefahren und komme erst am Abend zurück. Vater Klanner nahm die Drohung des Junkers nicht ernst, da sie ihn anmutete, als hätte sie die Eifersucht diktiert. Der aufbrausende Dietmar Dachauer aber wollte heut abend bei der Tafel mit dem gezierten, läppischen Erpresser ein Hühnchen rupfen und ihm drohen, daß er ihn vor das Hofgericht zerren werde, wenn er der Jungfer nicht Abbitte leiste. Nimmer sollte sich der Bürgerstolz vor der Aufgeblasenheit eines Hochmutsnarren beugen. So war's ein aufgeregter Abschied gewesen, als vor wenigen Minuten die Jungfer Margret ihren Liebsten noch einmal zur Sänftigung mahnte und ihn bat, um ihretwillen keinen unbesonnenen Streich zu tun. Der

bis ins Mark aufgewühlte Dietmar wehrte freilich ihren Mäßigungsdrang ungehalten ab, und auch Vater Klanner, der gewiegte, bedächtige, durch eine langjährige Erfahrung klug gewordene Kaufherr, konnte doch nicht umhin, zu gestehen, daß dem Junker eine kleine Lehre nicht schaden könnte. Aber er mußte am Ende doch über den vor Zorn dampfenden jungen Kampfhahn lachen, der wie ein Igel mit aufgestellten Stacheln von einer Ecke in die andre rannte.

Die arme Margret aber hatte nichts zum Lachen. Sie stand noch immer ein wenig unter dem Eindruck des gestern Erlebten und fürchtete von dem Groll ihres Bräutigams für heute abend das Schlimmste. Nicht einmal der heiße Abschiedskuß Dietmars beruhigte sie, und als die Männer draußen waren und die Stille des Hauses sich frierend um ihr Gemüt legte, ließ sie ihren Angsttränen freien Lauf.

Da klopfte es leise. Und der Margret war, als ginge im selben Augenblick ein Messer durch ihren Leib. Kein Wort würgte sich aus der Kehle, als sich die Tür leise öffnete und Herr Kaspar Schürle von Reithau im Schatten stand. Die Margret zitterte wie Espenlaub, trotzdem sie keinen Blick noch nach ihm geworfen hatte, und nur ihre Ahnung ihr sagte, er sei es. Wie giftige Schauer wehte es über sie, und sie nahmen zu, als sie die Schritte des Leisetreters vernahm. Nun stand er neben ihr im Lichtbereich der Lampe.

Der Kammermeister war bleich wie ein Kalkfels in Gewitterschwüle, und das schwarze Haar dunkelte über der Gesichtsblässe wie des Teufels Kappe.

»Pardonier' mir die Jungfer meine Dreistigkeit. Ich hab' Sie gestern wohl in ein arg Kümmernis und ganz aus der Contenance gebracht. Es sollt' mein letztes Wort sein, aber ich bring's nit übers Herz, die Jungfer so leiden zu sehen, und darum treibt's mich her in entscheidender Stund', um der Jungfer beizustehen in allen Nöten, so Sie jetzt befallen könnten.«

Mühsam rang die Jungfer nach Luft. »Er ist — grausam — die Luft erstickt mich —«

Schürle trat herzu und fing die Wankende auf. »Um Gottes willen, daß ich den Medikus hier hätte! Aber ich will selbst versuchen, für dieses gequälte Herz die Arzenei zu finden, so da tauget. Ach, komm Sie doch zu sich, Jungfer.« Er löste ihr leise das beengende Brusttuch, doch sie stieß seine Hand heftig von sich.

»Geh Er! Mir graut vor seiner Berührung.«

Der Kammermeister wulstete die Lippen. »Dennoch muß ich Sie bitten, Jungfer, die Zeit nit mit unnützem Geplauder — oh, blick' Sie nit so schreckhaft drein — mich rührt's ans Herz — nun hör' Sie und sei Sie guten Muts. Drunten steht ein Schlitten, dicht mit Fellen belegt, ich will die Jungfer schützen vor allem, was die Stund' gebären könnte, Sie braucht sich nur mit Zuversicht meinem Schutz anvertrauen, muß nur nit Lärm schlagen, wenn eine andre Luft sie umfächelt, wohlig und lind, nit wie hier, wo der Warenstaub den Menschen erstickt. Ach, komm' Sie doch zu sich, Jungfer, mach' Sie nit so bange Augen, als stünd' der leibhaftige Tod vor Ihr — ich will Sie selbst auf diesen Armen hinabtragen, kein Menschenaug' sieht etwas, die Wachen am Klausentor werden in diesem Augenblick durch erzstiftische Helmparten ersetzt.«

»Was — ist — das?« Mit schreckweiten Augen starrte die Margret den fürchterlichen Dränger an, über dessen Gesicht wilde Flammen zu zucken schienen.

»Das ist das Ende des bürgerlichen Trotzes, Jungfer Margret. Das ist des Fürsten Faust, so Salzburg, das ungetreue, unter das Joch des Gehorsams zwingt. Nun werden schwere Glocken für die Stadt zu läuten beginnen.« Des Junkers Stimme schnitt messerscharf durch die Luft.

»Um Jesu willen — was ist geschehen?« wimmert die Angst aus der Ärmsten Brust. Sie bricht in die Knie, fällt neben dem Stuhl hin, und um ihre Schultern legen sich die feuchten, glatten Hände des fürchterlichen Schützers.

»Leonhard von Keutschach hat alles, so Empörung gegen seine fürstliche Autorität im Herzen trägt, zu Schmaus und Trank geladen, aber ich fürcht', die Speis' wird den Herren dort schlecht bekommen, hat ein bitter Geschmack wie Gallen, und ob die Gäste Heim und Herd wiedersehen werden, wag' ich ziemlich zu bezweifeln. Der Fürst ist nit willens, die wilden Wölf, so gen ihn den Rachen aufsperren, aus den Krallen zu lassen, in die sie geraten sind.«

Ein gebrochenes Wimmern klang durch die Stube. Über das duftende Haar zu seinen Füßen fegte der Kammermeister mit höhnendem Triumph hin: »Faß' Sie sich, Jungfer, Sie ist in guten Händen, die Sie zart anpacken wollen, wie's einem so schönen Röslein gebühret. Bin Ihr artigster Wardein, Sie hat kein' besseren Schutzengel auf Erden denn mich. Es mußt' so kommen. Ich hab' Sie gestern gewarnt, Sie wollt' nit hören auf mein Wort. So muß denn heut mit Gewalt geschehen, was ich gestern noch mit der Jungfer Billigung tan hätt'. Wär' auch gestern noch Ihr Vater zu retten gewest, heut ist's zu spät. In diesem Augenblick binden sie die Ratsherren und Schreihälse der Stadt auf Schlitten und führen sie nach Radstadt mit starkem Geleit von Helmparten — kommet keiner zurück.«

»Dietmar — mein Vater!« Wie ein geschlagen Hündlein stöhnt Margret auf. Und dann stürzt sich ihre Angst in ein herzzerreißendes Schluchzen.

»Es war hoch an der Zeit,« sticht der Würger in ihre Verzweiflung herein. »Hätt' sich sonst der Bürger mit der Waff' erhoben, um sein angeblich Recht und Freiheit zu erhalten, die ihm in Wahrheit nit gebühren, dieweil des Landesfürsten Regi-

ment über allen Verstand und Willen des gemeinen Manns erhaben sein muß, so Ordnung und Zucht sein soll im Land. Aber fürcht' sich die Jungfer nit, von heut ab avanciert sie in ein edler Stand hinein, so sie sich füget in meinen Willen —«

»Teufel! Aus der Hölle gejagter Teufel!« Die Jungfer reißt es empor. »Meint Er, Er bringt mich so zur Kapitulation? Kreatur des Satans, ich fürcht' Ihn nit!«

»Spaß' Sie nit, Jungfer,« mahnt der Junker mit gläserner Stimme. Der Schimpf sitzt wie ein Stachel in seiner sogenannten Höflingsehre.

»Der Spaß wär' Gottsfrevel,« sagt die Jungfer und springt zum Fenster, das sie aufreißen will.

Der Fürchterliche wirft sich ihr in den Weg. »Den schwachen Arm wird der Höfling noch meistern können. Ei, Sie will um Hilf' schreien? Es hören es nur drei Söldner unten, die man erst niederkitzeln muß, um ins Haus zu dringen. Sie wehrt sich umsonst, Jungfer. Noch weiß Sie nit alles.« Er hakt seine Finger in die zarten Gelenke und drückt den ohnmächtigen Leib des Mädchens an sich. »Noch kann Sie den Vater retten, wenn Sie mir gutwillig folgt. Hör' Sie mich an. Es fährt ein unheimlicher Mann mit den Räten nach Radstadt, er hockt auf dem letzten Schlitten, und unter seinem roten Mantel birgt sich ein Schwert —«

»Der Züchtiger!« schreit die Margret auf.

»Eh' die Morgensonne durch die Nebel dampfet, liegen die Häupter der Rebellen auf der Radstädter Bastion im Sand.«

»Barmherzigkeit!«

»Sie kann sie durch Ihre Liebe zu mir erflehen. Ein gut Wort von Ihr könnt' leicht ein gut Wort bei Seiner Fürstlichen Gnaden für Ihren Vater auslösen. Ich will dies Wort sprechen, Jungfer, aber es will erkauft sein durch ein bißchen Liebe. Hier brennt die Lust nach Ihr, hier fiebert das Verlangen nach Ihrem süßen Leib — oh, Mädchen, du weißt nit, wie ich zürnen kann, wenn man mir widerstrebt, weißt nit, daß du dein Los erschwerst, wo du es mit Glück durchsonnen könntest, daß du die Deinen in den Tod stürzest, wo du sie retten könntest. Liebst du so wenig deinen Vater? Freilich, den rebellischen Geist des andern darfst du nicht vor dein Herz, nur vor den Richterstuhl Gottes fordern. Dietmar Dachauer hat sein Herz verwirkt, es falle! Aber ein Wort von dir, und es schlingen sich noch heute Vaterarme um deinen Nacken und Vatertränen danken dir für die Rettung. Kannst du noch wählen, Mädchen?«

»Oder der Vaterfluch hängt sich als ewiges Bleigewicht an meine Seele, die sich an einen Satan verkauft.« Aus einem Winkel, in den sich ihre Angst verkrochen, flammt es heraus.

»So spreizest du dich, Mädchen? Dann will der Vogel anders pfeifen, daß sein Gesang dir schrill in die Ohren bringt. Will dir ein Letz zurücklassen, an dem Schimpf und Schand der Klannersippe hängenbleiben werden —«

Aber was ist das? Die gefrorene Stille vor den Fenstern zerreißt ein dumpfes Tönen. Unbestimmt und unheimlich wälzt es sich heran, gewinnt deutlicheren Klang, schwillt zum Stimmenlärm an, Rufe brechen hervor und stoßen schrill durch die plötzlich bewegte Luft.

Der Junker läßt seine Beute fahren, eilt zum Fenster und reißt die Flügel auf. Der Lärm tost wie ein Wassersturz herauf.

»Die Knechte des Erzbischofs!« frohlockt Schürle.

Die Margret taumelt ans Fenster: »Hilfe!«

Der Kammermeister will die Scheiben zuwerfen. Da fällt sein Blick noch einmal in die Straße. Und er schleudert plötzlich seinen Leib weit nach vorn über die Brüstung. »Herr des Himmels — das sind nit —« Wie ein Pflock steckt's ihm plötzlich in der Kehle. Das sind keine Rübenknechte —

»Ein Bürgertrupp!« jubelt die Margret auf und fällt schluchzend vor Freude zu Boden.

»Das kann nie nit sein!« flucht der Junker und wirft sich wieder ans Fenster. »Wer kommt dort?« ruft er seinen Häschern beim Schlitten unten zu.

»Bürgerkanaillen!« tönt's zurück.

»Sitzt auf!«

Der Kammermeister sieht noch unter dem Fackelgeleuchte Lanzenspitzen blitzen. Die Scharwache! »Satan und Mord! Sie wagen es?«

»Die Stadt scheint in Aufruhr!« schreit es von unten herauf.

Da gellen am zweiten Fenster die Hilferufe der Margret in die Schneenacht.

Der Junker will sie zurückreißen —

Aus der lebendig gewordenen Nacht taumelt ein Ruf: »Margret!«

»Verdammt!« Der Junker läßt beim Klang dieser Stimme den schlanken Leib fahren. »Verspielt und vertan alles! Otternbrut!« Er drückt sich das Barett aufs Haupt und fliegt mit gezücktem Degen in die Diele hinaus.

»Dieter! Dieter! Dieter!« Die Verzweiflungsrufe durchreißen den dumpfen Lärm. Lichtzungen spielen und taumeln über die Gasse — immer näher bringt der Ruf des Herzallerliebsten: »Margret!«

»Er ist da!« Wie ein Dankgebet fliegt's zu den Sternen empor.

Aus den heranstapfenden dunklen Gestalten schält sich des Dachauers hoher Wuchs los. Vor dem Hause der Klanner stampfen wildgepeitschte Rosse vor einem Schlitten den Schnee, und im nächsten Augenblick stürmt das Gefährt in das dunkle Gassenende hinein, in der Richtung auf die Gstetten zu.

Der Wolf ist entwischt. Aber die Klanner Margret ist gerettet. Zugwerker und Sackträger drängen ans Haus heran und besetzen es regelrecht nach den Weisungen des jungen Dachauers.

Gleich darauf liegt der Junge an dem Halse der Liebsten und ringt nach Atem. Mit ein paar

Worten, die Schrecken und Jubel halb ersticken, wirft die Margret das Geschehen in seine Brust. Dietmar flucht, daß ihm der Feind entwischt. Aber das Beste ist gerettet! Er hat seine Margret im Arm. Wenn auch die Nachricht, die er bringt, neuen Schrecken in die Glieder des Mädchens jagt. »Hab' mich durchgeschlagen durch Helmparten und Degen der Trabanten — da sieh nur —« Von seiner Stirn tropft das Blut.

»O Gott, du mein —« Sie preßt frisches Linnen darauf. »Mein Vater?« jagt die Angst aus ihrer Brust.

»Er stand mit Matsperger und Schwaiger in der finstersten Hofecken, weit vom Tor. Dort umzingelten die verfluchten Knechte die Ratsherren. Ich konnte fliehen. Vor der Residenz stand ein Kordon von Söldnern, wie aus der Hölle gestampft. Dort schlug ich mich zum zweitenmal durch, bis die Fetzen mir vom Leib hingen. Ich lief dem Ratsherrn Schmeckenwitz in die Arme, der sich verspätet hatte und so der Teufelskralle entronnen war. Wir liefen, was wir konnten. Vor uns die Stadt in Angst und Aufruhr, hinter uns die Ketter der erzstiftischen Knechte. Ich flieg' in einen Haufen Menschen hinein, der von der Goldgasse kommt, es waren Nagelschmiede und Peutler, die grad aus der Lötschen kamen, sie scharen sich im Nu um mich, und wir ziehen gegen die Schranne, wo ein paar angesehene Bürger schon wach sind; bald ist das ganze Rathausviertel auf den Beinen, die Scharwache wirft sich in Trupps in die Gassen, die Nacht wird licht — ich erzähl' den Leuten, was geschehen — man weiß es schon: die Räte sind in Schlitten geworfen worden, gebunden und bewacht, auf die Festung hinaufgeführt, der Züchtiger soll einen schweren Auftrag haben — dein armer Vater —«

»O Herr des Himmels — rett' ihn!«

»Die Stadt ist ohnmächtig, die fürstlichen Knechte sind in Übermacht, alle Tor' von Wachen besetzt, niemand darf hinaus, niemand herein. Nur der Wahnsinn könnt' an Aufruhr denken, das Blut der Edelsten nutzlos hinströmen zu lassen. Nur beim Kaiser liegt unsre Rettung. Ich eile aufs Rathaus — sei getrost, Margret — wir wollen Leut' bestellen, die vorerst die Gnad' erwirken für die Gefangenen.«

»Laß mich nit allein,« flehte die Jungfer unter Schluchzen.

»Bleibst nit allein. Fünf Männer meiner Zunft, handfeste Gesellen, halten auf der Diele Wache. Ich ruf' sie, wenn ich geh'. Sei ohne Sorg', der Schurke kehrt nit wieder.«

Da trampelte ein schweißbedeckter Diener des Rats herein. »Herr, man ruft nach Euch auf der Ratsstube. Die ganze Stadt ist in Unruh. Die Genannten sind aufs Schloß gebracht und sollen morgen früh mit dem Züchtiger nach Radstadt. Die Väter wollen alles tun, den Fürsten umzustimmen.«

»Ich komme.« Dietmar nahm das schluchzende Haupt in seine Hände und küßte die kollernden Tränen ab. »Ruf mir die Zugwerker herauf, die unten im Flur stehen, Ruprecht!«

Der Diener stolperte weg. Dann nahm Dietmar letzten Abschied von dem trostlosen Mädchen, das er nun in die Hut der draußen wachenden Knechte gab. Er versprach, wiederzukommen, sobald die Versammlung der zusammengerufenen Altbürger einen Beschluß gefaßt haben würde.

In später Nachtstunde noch taten sich die ehrwürdigsten Bürger der Stadt zusammen unter dem Schutz der Scharwache und vieler bewaffneter Leute. Vier aus den vornehmsten Geschlechtern wurden erwählt, daß sie den schweren Gang in die Höhle des Löwen wagen sollten, um die gefangenen Mitbürger zu befreien. Noch vor Mitternacht standen sie vor dem mächtigen Herrn. Der empfing sie mit Triumph und Grimm. Wie sie es nur wagen könnten, ohne Geleit zu ihm zu kommen mitten in der Nacht. Und donnerte sie zusammen, und sie spürten schon den Geruch des heimlich irgendwo verborgenen Züchtigers. Aber dann beruhigte sich der zornige Alte und befahl eine Deputation in Gnaden für das Morgenlicht aufs Schloß. Als die zitternden Männer ankamen, war der Erzbischof schon mit seinen elf Gefangenen — viele hatte er gnädiglich entlassen — auf dem Weg nach Radstadt. Er wollte die aufrührerischen Köpfe der Stadt verwahren und ihnen und der Bürgerschaft alle Todesschrecken in die Glieder jagen, um ihnen ein für allemal den Respekt vor seiner landesfürstlichen Hoheit beizubringen und ihnen alle Lust zur Empörung und Wiederherstellung freiheitlicher Privilegien und Gerechtsamen zu vertreiben.

Die Stadtväter, notdürftig gekleidet, je zwei Rücken an Rücken gebunden in einem Schlitten, fuhren nun durch den eiskalten Wintermorgen ins Gebirge hinein einem ungewissen Schicksal entgegen. Wie ein Gespenst saß im letzten Schlitten der Peinmann mit dem Schwert.

Aber der Erzbischof ließ doch Gnade vor vermeintlichem Recht ergehen. Durch den Bischof Bertold von Chiemsee ließ er noch am selben Tag der Stadt sagen, er wolle kein Beschwer gen sie tragen, wenn sie seine Artikel annähme.

Den in Eile neu zusammengerufenen zwölf angesehensten Bürgern — »ehrbar und tuglich« — war es jetzt nicht mehr um die Freiheit der Stadt zu tun, sondern um das Leben der Gefangenen. Vor Recht, fühlten sie jetzt, kam Gewalt. Waren erst einmal die Ratsherren befreit, dann konnte man noch immer den Rechtsweg beim Kaiser betreten, und sei's auch wieder hinter des Erzbischofs Rücken. Auch die Gefangenen selbst ließen sich mahnend und bittend durch ein gemeinsam unterfertigtes Schreiben an die Stadt vernehmen, man möge nur die Artikel des Fürsten unterzeichnen. Auch ihre Herzen schlugen insgeheim

schon besseren Tagen entgegen, wo sie neue Schritte für die Erlangung ihrer alten Privilegien und Rechte wagen wollten.

Und so setzten sich wenige Tage darauf unter Führung des tapferen Christoph Oeder zehn vornehme Bürger von Salzburg auf Schlitten, nahmen das Ratssiegel mit und kutschierten durch die Bergstille nach Süden in das unheimliche Radstadt hinein, wo Leonhard sich über die heillose Furcht der Gefangenen unbändig freute. Er hielt den angekommenen Bürgern eine flammende Standrede und band ihnen der Stadt völlige Unterwerfung aufs Gewissen.

Ach, es war eine traurige Knechtschaft, die die Bürger jetzt notgedrungen unterschreiben mußten. Die Stadt sollte fortan den Rat nach Maßgabe der erzbischöflichen Genehmigung aufrichten und zwei Bürgermeister wählen, die erst der Fürst bestätigen sollte. Die Versammlungsfreiheit ward den Bürgern genommen, nur der Stadtrichter oder gar der Fürst selbst konnte sie in ohngefährlichen Dingen gestatten, wenn offenes Tun und Ratschlagen der Zweck der Vereinigung waren. Ein neues verschärftes Polizeistatut gab der Fürst in die Hand der Bürger, wonach sie keinerlei Bewegungsfreiheit hatten und sich der oberherrlichen Gewalt des Erzbischofs fügen mußten. Dem Fürsten stand es frei, die Gefangenen noch beliebig zur Rechenschaft zu ziehen, und sie sollten alle Strafe willig hinnehmen.

Darauf wurden die Stadtväter in Freiheit gesetzt, nachdem sie noch eine hohe Geldstrafe aufgehalst bekommen hatten und Urfehde schwören mußten. Unter dem Jubel der Bevölkerung zogen am fünften des Hornung die Schlitten mit den befreiten Ratsherren wieder in Salzburg ein.

In der Tragasse klopfte ein seliges Herz. Dietmar führte es in die Arme des alten Klanner, der die Hochzeit der verliebten Leute gleich nach Ostern ansetzen wollte. Die Margret drängte dazu, um keinen Herrn Kaspar Schürle von Reithau mehr fürchten zu müssen.

Von dem unheimlichen Pätron wußte man nichts zu sagen. Sein Schlitten war in jener Nacht durch das Klausentor gerast, und man hatte weder ihn noch seinen Herrn fürderhin in Salzburg gesehen. Der Erzbischof war über die Flucht seines Kammermeisters sehr erbost, und er hielt ihn selbst für einen Knecht Luzifers, da er spurlos verschwunden war. Der Bösewicht kam bald als Spuk in der Leute Mund. Man wollte ihn als bösen Dämon des Nachts, wenn der Schneesturm heulte, über die Richtstätte vor dem Linzer Tor geistern gesehen haben, in einem feurigen Schlitten sitzend, der eine schwefelicht leuchtende Spur noch am Tage hinter sich gelassen hatte. Auch klage es ganz unheimlich in den Winternächten, wenn man um die zwölfte Stunde das Klausentor passiere, denn dort hätte der Böse auf den fetten Bissen gewartet und ihn vom Schlitten gerissen in jener Nacht; die Pferde hätten dann das leere Fahrzeug weit ins Bayrische hineingezogen, wo man wohl in einem Sumpf ihre Gerippe, nicht aber den Schlitten gefunden. In Wahrheit wird dem Bösewicht der Salzburger Boden zu heiß geworden sein, und er mag an irgendeinem fernen deutschen Hof für seine Intrigantennatur ein sicheres Plätzchen gefunden haben.

Noch lange wehten die Schauer der Radstädter Schlittenfahrt in das Glück hinein, das sich im Kaufmannshause in der Tragasse aller Zeitnot zum Trotz festgewurzelt hatte. Erst Osterglockenklang und Myrtenschnee erhellten das Gemüt der holden Margret, und der Stadtfriede warf auch seinen Abglanz in das Klannerhaus. Da gab's denn ein selig Geläute, in das selbst die Osterprimeln mit einstimmten, die in der Brautnacht in den Vasen der Margret Dachauer golbeten. Freilich, hören konnten das feine Geläut nur die Herzen der seligen Leut'.

Ein Lied

Fiel ein Lied vom hohen Ast,
Hab ich's gleich beim Schopf gefaßt,
Hab's geschüttelt leise,
Flog heraus ein holder Ton,
Nah zog er und näher schon
Seine goldnen Kreise!

Hat darin ein Kind gelacht,
War's, als ob durch dunkle Nacht
Alle Sterne klingen,
War's, als ob ein Brünnlein tief,
Drin das Mondlicht flimmernd schlief,
Süß begänn' zu singen.

Flattre, flattre, kleines Lied,
Drin mein Herz von dannen zieht
Über Busch und Weiden,
Sinke endlich stumm ins Kraut,
Wo der Himmel niederblaut
Hoch ob brauner Heiden!

Emma Müllenhoff

Kaiserin Hildegard

Kaiser Karl der Große
Hatte die schönste Frau.
Ihr Haar war gelb wie Feuer,
Ihre Augen wie Brunnen blau.

Aus ihren Lockenringen
Zog er den goldnen Pfeil –
Da plötzlich gellendes Klingen!
Wer reißt am Glockenseil?

Kaiser Karl der Große
Trat aus des Schlosses Tor:
Da zischt ein blitzendes Schlänglein
Im Staub vor ihm empor.

„Herr Kaiser, ein Feind, ein frecher,
Hat mir geraubt mein Haus,
O sagt mir den Friedensbrecher
Aus meinem Nest hinaus!"

Es glitt um die Kirchenmauer,
Stand züngelnd gewunden fest:
Da fuhr eine fette Kröte
Fauchend hinweg aus dem Nest. –

„Dank Euch, der das Ungeheuer
Verscheuchte! Nehmt Euch ein Recht:
Kürt einen Wunsch, und Euer
Ward schon Erfüllung – sprecht!"

Da lachte jauchzenden Schalles
Der Kaiser ins Morgenblau:
„Kleine Schlange, das alles
Frag' meine liebste Frau!"

„Höret vom Kaiser Kunde,
Zögert nicht, schreckerstarrt,
Wunscherfüllende Stunde,
Nützt sie, Frau Hildegard!"

„Hab' nichts als ein Verlangen:
Die meinen Kaiser entzückt,
Meine Schönheit soll blühen, soll prangen,
Auch nicht vom Tod zerpflückt.

Daß die Wangen nicht bleichen müssen,
Wenn auch der Atem entwich,
Nur mich soll der Liebste küssen
Und keine andere. Mich!"

„Es sei, o Stolze, Junge!
Und käme der Tod verfrüht,
Dann legt Euch unter die Zunge
Den Stein der Wunder – und blüht!

So wird er Euch lieben müssen,
Euren wunderschönen Leib,
Und fiebernd wird er Euch küssen,
Euch – sein einziges Weib."

Es klirrte die Perlenschale
Mit ihrem Morgentrank.
Ein Steinchen mit rotem Strahle
Blitzte drin auf und versank. – –

Die Kaiserin lag in den Kissen:
„Ach, du schon, Meister Tod?"
Und ward so weiß wie Narzissen,
Nur ihr Mund blieb rosenrot.

„Du Einzige mir von allen,
Ich liebe dich, wie noch nie,
Dir ist meine Seele verfallen."
Der Kaiser sank ins Knie.

Da fühlt' sie den Atem stocken,
Verschimmern des Lichtes Schein,
Und griff ins Nest ihrer Locken
Und hob zum Munde den Stein.

Es neigt' der Kaiser sich nieder:
Wie wurde sie zärtlich rot!
Aber küßte nicht wieder –
Die rosige Frau war tot. – –

Kein Herold durft' es rufen,
Am Schaubett aber im Saal
Bewacht' auf den Pupurstufen
Der Kaiser sein Ehegemahl.

Nicht läuten durften's die Glocken,
Er schloß sich bei ihr ein;
Es züngelten ihre Locken
Wie Schlangen im Fackelschein.

Und als er lag drei Tage
Und nimmer kam herfür,
Da pochte mit dumpfem Schlage
Der Krummstab an die Tür.

„Herr Kaiser, sollt nicht halten
Des Grabes Recht zu Raub!
Laßt ihres Amtes walten
Die Kirche – Staub zu Staub!"

Durch die gesunknen Lieder
Schien ihrer Augen Rund,
Der Kaiser beugte sich nieder
Und küßte den roten Mund.

Da krachte die Tür, da grollte
Das Schlachtschwert daran im Prall:
„Herr Kaiser" – das Echo rollte –
„Der Feind erstürmt den Wall!"

Und rasend schwoll das Gedröhne
Wie Donner an, Streich um Streich:
„Es fallen die Heldensöhne
Im Kampf um Kaiser und Reich!"

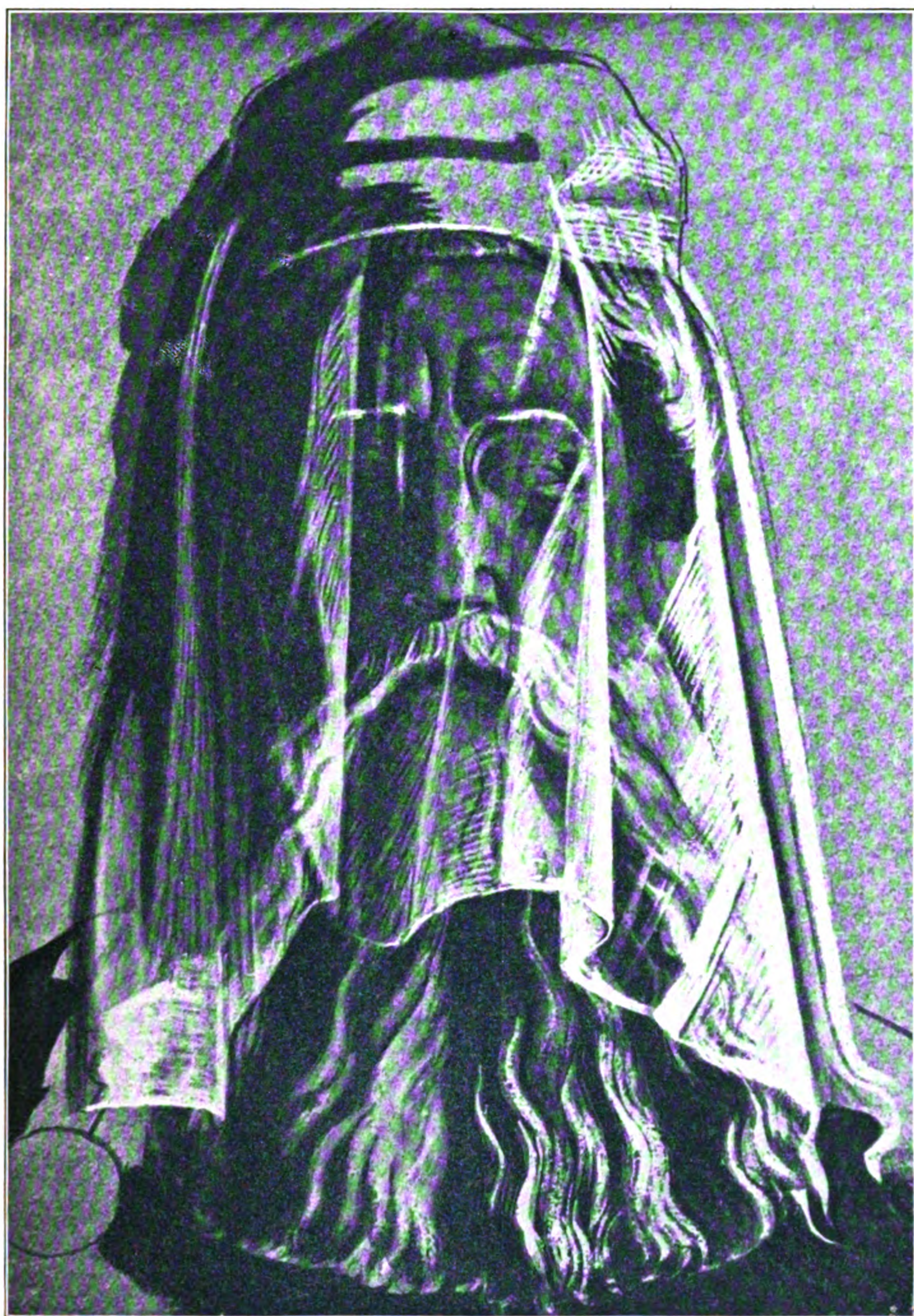
Zwei Augen tauchten wieder
Wie Brunnen aus tiefem Grund.
Der Kaiser reckte die Glieder
Und küßte Augen und Mund.

Und ließ die Klinge wippen,
In krampfender Faust sein Schwert:
„Ein Reich – ohne Kuß deiner Lippen –
Ist mir kein Leben wert."

Da fällt von ihrem Munde
Im feuchten Rosenschein
Wie Blut aus tiefer Wunde
Auf des Kaisers Hand ein Stein. –

Wer ist die Starre, Bleiche?
Voll Grauen wirft er, erwacht,
Den Purpur über die Leiche
Und stürmt hinaus in die Schlacht.

Irene Schellander



Alfred Rethel: Kopf Karls des Großen

Phot. F. Stoedtner, Berlin

Rheinische Tausendjahrfeier

Von Präsident Dr. Paul Kaufmann, Vorsitzendem des Reichsverbandes der Rheinländer

Das Jahr 925 hat eine für unsre Geschichte nicht hoch genug anzuschlagende Bedeutung. Es lohnt sich schon, daß das ganze deutsche Volk sich der entscheidenden Ereignisse jenes Jahres dankbar und freudig erinnert. Wir feiern aber nicht ein erst tausendjähriges Deutschtum der Lande westlich des Rheins. Davon kann keine Rede sein, da schon lange vor 925, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, die völkisch und kulturell engverbundenen Gebiete an beiden Ufern des Stroms auch politisch zusammengehört haben. Auch darin liegt nicht der Schwerpunkt der Feier, daß 925 der vorübergehend von Ostfranken losgelöste größte Teil der Rheinprovinz dauernd dem deutschen Mutterlande wieder staatlich angegliedert worden ist. Entscheidend ist vielmehr die Tatsache, daß vor tausend Jahren am Rhein das alte Deutsche Reich geboren, durch Hinzutritt der Lande westlich des Rheins die Gemeinschaft der germanischen Stämme abgerundet und zu einem deutschen Volk umgebildet wurde. Das Jahr 925 schuf — und damit gewinnen wir den springenden Punkt — eine für alle Zukunft unzerstörbare politische Schicksalsgemeinschaft zwischen dem deutschen Westen und dem deutschen Osten, zwischen zwei für das Ganze gleich wertvollen und unentbehrlichen Teilen, die beide erst durch diese Vereinigung die Möglichkeit voller Entfaltung erhalten haben.

Schon vor dem Jahre 925 war das Rheinland Schauplatz weltgeschichtlicher Begebenheiten gewesen und hatte eine hohe Kultur gesehen. Als Julius Cäsar an den Rhein kam, fand er ihn bereits auf beiden Ufern germanisch besiedelt. Die Vorherrschaft der Kelten am Rhein, von der französische Keltomanen gern träumen, gehörte einer schon damals weit zurückliegenden Zeit an. Früh war am Rhein der junge germanische Geist mit der Weisheit der Antike und mit dem Christentum verbunden worden. Mehrere Jahrhunderte war das Rheintal den Römern unterworfen. Ihre Herrschaft wurde aber in den Stürmen der Völkerwanderung vernichtet, und das Rheinland wurde Herzstück des fränkischen Merowingerstaates, später des durch germanische Volks- und Herrscherkraft geschaffenen Imperiums Karls des Großen. Schon nach wenigen Menschenaltern brach es durch Uneinigkeit und Schwäche der Nachkommen des ersten germanischen Cäsars auseinander, entglitt die Herrschaft über die europäische Kulturwelt den germanischen Händen. Lothar, Ludwig der Deutsche und ihr Stiefbruder Karl der Kahle haben nach langen Verhandlungen, die zum Teil in der Sankt-Castor-Kirche zu Koblenz geführt wurden, im Jahre 843 zu Verdun das Reich des Großvaters, merowingisch-karolingischer Überlieferung gemäß, wie jedes andre Erbgut unter sich verteilt. Zwischen Westfranken, das Karl dem Kahlen zufallende heutige Frankreich, und das Ludwig dem Deutschen überwiesene Ostfranken, das heutige rechtsrheinische Deutschland, wurde für Lothar, der auch die Kaiserkrone erhielt, Mittelfranken, ein völkisch bunt gemischtes, innerlich zusammenhangloses Staatengebilde, keilartig eingeklemmt. Am linken Rheinufer fiel »wegen seines reichen Weinertrages« das Gebiet im



Reiterstatuette Karls des Großen
(9. Jahrhundert)
Nach dem Original im Carnavalet-Museum in Paris

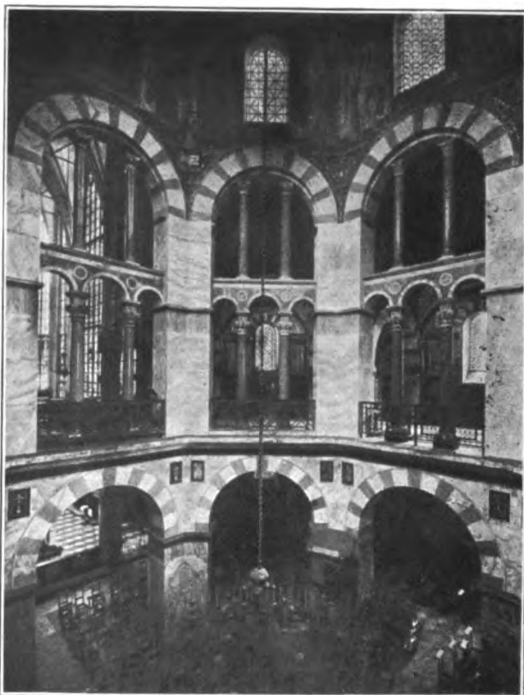


Alfred Rethel: Otto 3. in der Gruft Karls des Großen

Nach dem Wandgemälde im Rathaus zu Aachen

Rheinkreise zwischen Nahe und Lauter, umfassend die Bistumssprengel von Mainz, Speier und Worms, an Ostfranken, während umgekehrt Mittelfranken nördlich der Ruhrmündung auf das rechte Rheinufer hinübergriff.

Der Verduner Vertrag, der die weittragendsten Folgen für die europäische Völkergeschichte haben sollte, zerschnitt, ohne auf sprachliche und völkische Grenzen oder gar auf militärisch schützende Barrieren Bedacht zu nehmen, das karolingische Weltreich in verschiedene Stücke; vor allem trennte er einen großen Teil des linken Rheinufers von der alten völkischen, kulturellen und auch politischen Gemeinschaft mit dem rechten Ufer und schloß unzählige Volksgenossen am Nieder- und Oberrhein vom neuen ostfränkischen Reich aus. Die nur wegen dynastischer Zufälligkeiten erfolgte Reichsdrittelung erzeugte das unglückselige Rheinproblem, legte den Grund zu unzähligen kriegerischen Verwicklungen und zu der infolge immer wechselnder Verschiebung ihrer Machtverhältnisse noch heute nicht abgeschlossenen Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich über ihre von der Natur nicht bestimmte Grenze.


Das Oktogon des Aachener Münsters

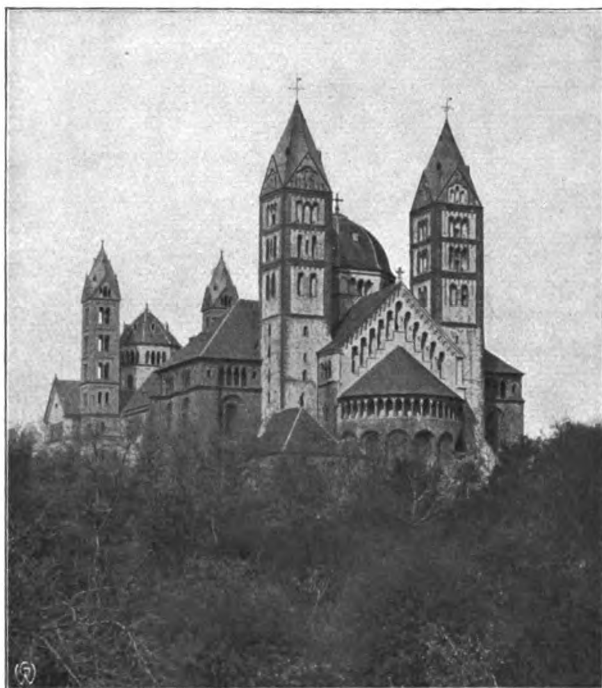
Wenige Jahre später (855) wurde das Mittelreich Lothars unter seine drei Söhne neu aufgeteilt. Lothar 2. erhielt den nördlich von Burgund gelegenen, vorwiegend germanisches Land umfassenden Teil des Mittelreichs. Nach ihm wurde er später Lotharingien genannt, eine für ein kleines Teilgebiet, das nach vielen Schicksalen 1766 mit Frankreich vereinigte Lothringen, heute noch fortlebende Bezeichnung. Zu Lotharingien gehörte der größte Teil der Rheinprovinz. Nachdem Lothar 2. im Jahre 869 ohne Erben gestorben war, begann sofort zwischen West- und Ostfranken der Kampf um sein Reich. Es kam zu Zusammenstößen zwischen Ludwig dem Deutschen



Reiterdenkmal Ottos des Großen auf dem Marktplatz zu Magdeburg (13. Jahrhundert)

und seinem Sohne Ludwig 3. auf deutscher, Karl dem Kahlen und seinem Enkel Karl dem Einfältigen auf französischer Seite. Im Vertrag zu Meersen (870) haben sich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle noch einmal verständigt, die Grenze zwischen West- und Ostfranken an die Maas gelegt, was die Rheinlande zum Ostreich brachte. Nach dem Tode Ludwigs, des ostfränkischen Bruders, versuchte Karl der Kahle erneut in den Besitz des Rheins zu gelangen. Er wurde aber in der ersten Schlacht um die Rheingrenze zwischen West- und Ostfranken bei Andernach (876) geschlagen. Der wenige Jahre später geschlossene Vertrag von Verdun-Ribemont (879/880) vereinigte ganz Lotharingien mit dem Ostreich und machte die westliche Grenze des Mittelreiches von 843 zu der Westgrenze des Ostreiches. Trotzdem dauerten die Wirren in Lotharingien noch lange fort. Innerlich zerrissen durch ehrgeizige Bestrebungen seiner Großen, von außen bedroht durch die verheerenden Einfälle der Normannen und Ungarn, blieb das Rheintal noch weiter ein Zankapfel zwischen den schwachen karolingischen Nachkommen. Kaiser Karl der Dicke hat noch einmal für wenige Jahre das karolingische Weltreich unter seinem Zepter vereinigt. Mit dem Sohne des ostfränkischen Königs Arnulf, der auch über Lotharingien herrschte, mit Ludwig dem Kinde, sank der letzte ostfränkische Karolingerherrscher in das Grab. In seinem Todesjahre (911) gingen die lotharingischen Großen mit fliegenden Fahnen zu Westfranken über. Für kurze Zeit und zum letztenmal für fast neun Jahrhunderte war der Rhein Grenze Westfrankens nach Osten geworden.

Erst 925 ist dem fortgesetzten Schwanken zwischen Ost und West ein Ziel gesetzt, das Schicksal des lebensunfähigen Lotharingiens besiegelt worden. Dies erreicht zu haben war das Verdienst des staatsmännisch und militärisch hervorragend begabten, im Jahre 919 zum Ostfrankenkönig gewählten Sachsenherzogs Heinrich. Ihm, einer der glänzendsten Gestalten der deutschen Geschichte, gelang es zunächst, die durch die wenig glückliche Politik seines Vorgängers Konrad 1. heraufbeschworene und durch die Wahl Arnulfs von Bayern zum Gegenkönig bedrohlich nahegerückte Gefahr einer Auflösung Ostfrankens in selbständige



Der Dom zu Speier

Stammesgebiete zu überwinden. Nachdem er dann durch geschicktes Verhandeln mit dem westfränkischen Herrscher seine Anerkennung als König der Ostfranken erreicht hatte, wußte er auf seinen Rheinfeldzügen von 923 und 925 das Übergewicht des geeinten und erstarkten Ostreiches gegenüber dem innerlich zerrissenen und schwach gewordenen Westfranken so nachdrücklich zur Geltung zu bringen, daß sich im Jahre 925 die Großen von ganz Lotharingien zum Wiederanschluß an das deutsche Mutterland bereitfinden ließen. »Heinrico cuncti se Lotharienses committunt« (zu deutsch: Heinrich 1. schließen sich sämtliche Lotharingier an) schrieb damals ein Westfranke, der Archivar der Reimser Kirche, Flodoard, in seine Annalen. Auf Grund freier Selbstbestimmung seiner Magnaten, das muß immer wieder betont werden, ist Lotharingien wieder zu Deutschland gekommen. Seinen Rechtsanspruch auf dieses Land, den Kaiser Otto 1. und Otto 2. noch einmal mit dem Schwert gegen die westfränkischen Könige Ludwig 4. und Lothar 3. verteidigen mußten, hat Westfranken in den Friedensverträgen von Bouziers (942) und Sedan (980) anerkannt. Es gibt kein klareres Recht auf Erben als das der Deutschen auf den Rhein. Die Ereignisse von 925 schufen das mit der überpolitischen Idee des karolingischen Weltimperiums brechende alte Deutsche Reich, das Regnum Teutonicorum, wie es 919 in den Salzburger Annalen zuerst genannt wird, und haben alle deutschen Volksgenossen zu eignem staatlichen Leben im mitteleuropäischen Bereich verbunden. Ohne das rheinische Land mit seiner älteren und höheren Kultur, seinem reichbevölkerten fruchtbaren Boden und seinem nach allen Seiten ausstrahlenden Verkehrsnetz hätte Ostfranken keine tragfähige Grundlage für ein deutsches Reich bilden können.

Anderseits wäre ohne Eingreifen Heinrichs 1. das Rheinland ein Fremdkörper im französischen Reich oder ein verkümmerter, allen Zufällen ausgesetzter Pufferstaat zwischen Deutschland und Frankreich geworden. 925 wurden für das Ganze gleich wertvolle und gleich unentbehrliche Teile verbunden, die beide erst durch ihren Zusammenschluß sich voll entfalten konnten, und der spätere Verlauf der gesamten abendländischen Geschichte bestimmt. Das 925 am Rhein geborene und durch seine nationale Geschlossenheit den staatlich zerrissenen Teilen des ehemaligen fränkisch-römischen



St. Castor in Koblenz



Das Münster zu Straßburg

Reiches, Frankreich und Italien, überlegene Deutsche Reich hat 962 Heinrichs 1. Sohn, Otto der Große, als Kaiser des »Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation« in den Mittelpunkt der Weltereignisse gerückt.

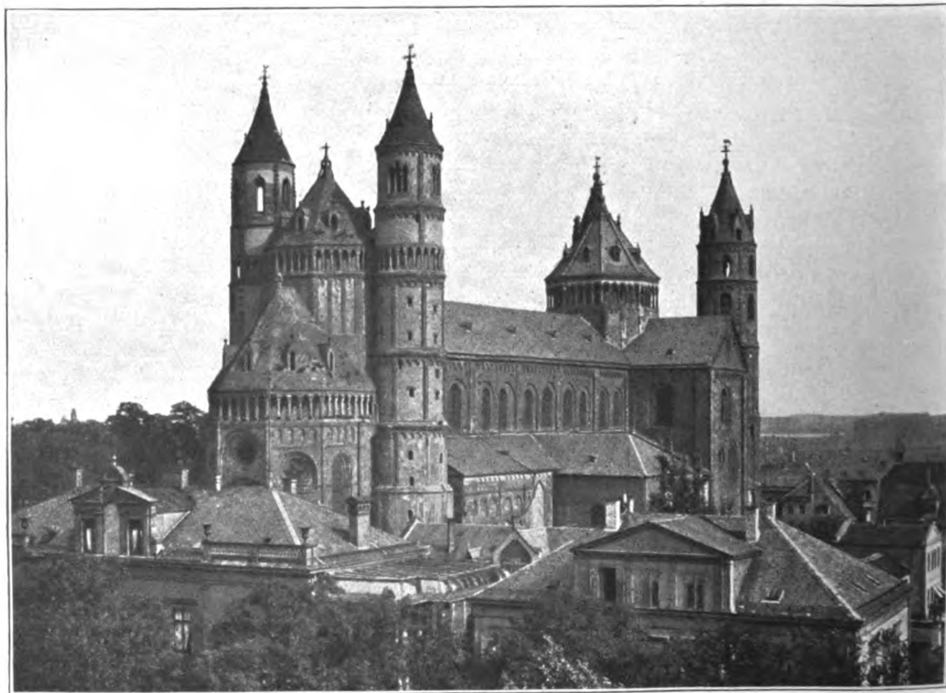
Das Rheinland, trotzdem es Grenzmark des neuen Deutschen Reiches war, ist sein unbestrittener Brennpunkt, seine Geschichte ein treues Spiegelbild der deutschen Reichsgeschichte geworden. Die großen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Folgen ihrer staatsrechtlichen Verbundenheit sowohl für das Rheinland wie für das übrige Deutschland traten unter den sächsischen, später den salischen, am glänzendsten aber unter den hohenstaufenschen Kaisern in die Erscheinung. Im Rheintal, wo die Hausmacht der Salier und Hohenstaufen ruhte, die Salier sich auch ihre Grabeskirche zu Speier erbauten, erblühten Rittertum und städtische Kultur, lagen die Anfänge bürgerlicher Selbstverwaltung. Auf rheinischem Boden entfalteten sich Wissenschaft und Kunst. Dort festigten sich der romanische und der gotische Baustil. Von Straßburg bis nach Köln wuchsen ehrwürdige Dome zum Himmel, die noch heute eindringlich von dem Anteil des Rheintals an dem kirchlichen und künstlerischen Leben jener Tage erzählen. In dem goldenen Glanz des romanischen Stils und dem schimmernden Leuchten der gotischen Malerei erstrahlte die Pracht rheinischer Kunst. Das Elsaß schenkte Rom den größten deutschen Papst, Leo 9. In Köln hat Thomas von Aquin, der Fürst der Scholastiker, zu Füßen von Albertus Magnus gesessen, der berühmte Johannes Tauler sich gebildet und der denkgewaltige Mystiker Meister Eckhart gelehrt; Rheinländer war der letzte Ausläufer der mittelalterlichen Mystik, der in seinem Buche der Nachfolge Christi ihre reifste Frucht darbot, Thomas Hämmerle aus Kempen. Das Rheintal war die Wiege der deutschen Dichtung. Xanten ist die Heimat Siegfrieds, Worms der Sitz König Gunthers. In die Tiefen des Stroms wurde das Nibelungengold versenkt. Der fränkische Mönch Otfried schrieb im Kloster Weißenburg an der Lauter sein Evangelienbuch, am Rhein entstanden Annolied, Alexanderepos und Eneide. Von der Rheinpfalz ging die ritterliche Poesie des 13. Jahrhunderts aus. Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach waren Schüler des aus dem rheinisch-niederländischen Gebiet stammenden Heinrich von Veldeke, des Dichters der Eneide, und der Straßburger Meister Gottfried sang das Liebesepos von Tristan und Isolt.

Am Rhein lag, wie Bischof Otto von Freising, der Oheim und Geschichtschreiber Kaiser Friedrichs 1., gesagt hat, »die stärkste Kraft des Reiches«. Dort wurde der deutsche König gewählt und gekrönt, und dadurch wurde er, welcher Abstammung er auch war, ein fränkischer Mann. Auf

der Reichsfeste Trifels, der Heimat der Barbarossasage, wurden die Reichskleinodien, Lanze, Schwert, Zepter und Krone, aufbewahrt. Die drei rheinischen Erzbischöfe hatten eine Führerstellung in den politischen Angelegenheiten des Reiches. Auch im späteren siebengliedrigen Kurfürstenkollegium verfügten die rheinischen Mitglieder über die Mehrheit. In Mainz, dem Sitz des Reichserzkanzlers, hat Kaiser Rotbart sein glänzendstes Reichsfest, die Schwertleite seiner beiden ältesten Söhne, gefeiert. Auf dem Rhein erlebte die schöne Isabella von England, Kaiser Friedrichs 2. Braut, ihren märchenhaften Triumphzug. Stärkstes wirtschaftliches Leben pulsierte im Rheinland. Straßburg und das »güldene« Mainz wurden bedeutende Handelsplätze, das »heilige« Köln, später mit Lübeck um den Vorrang in der Hansa streitend, die mächtigste Stadt des Reiches. Kölner Kaufleute haben den berühmten Stahlhof in London begründet. Der Rhein war die große Straße, die Südeuropa mit Nordeuropa verband. Von ihm aus führte die Mainstraße nach Böhmen, die hessische Senke nach der Nord- und Ostsee und die Rhonestraße zum Mittelmeer. Ströme von Kraft sind vom Rhein ausgegangen. Zur Elbe und Oder, weiter ostwärts bis nach Riga, Reval und Kronstadt, zur mittleren Donau, bis in das fruchtbare Tal der Siebenbürger Sachsen, die noch heute die Mundart der Moselfranken festhalten, haben sie sich ergossen und weite Bezirke des alten Heimatlandes der Ostgermanen dem Deutschtum wieder-



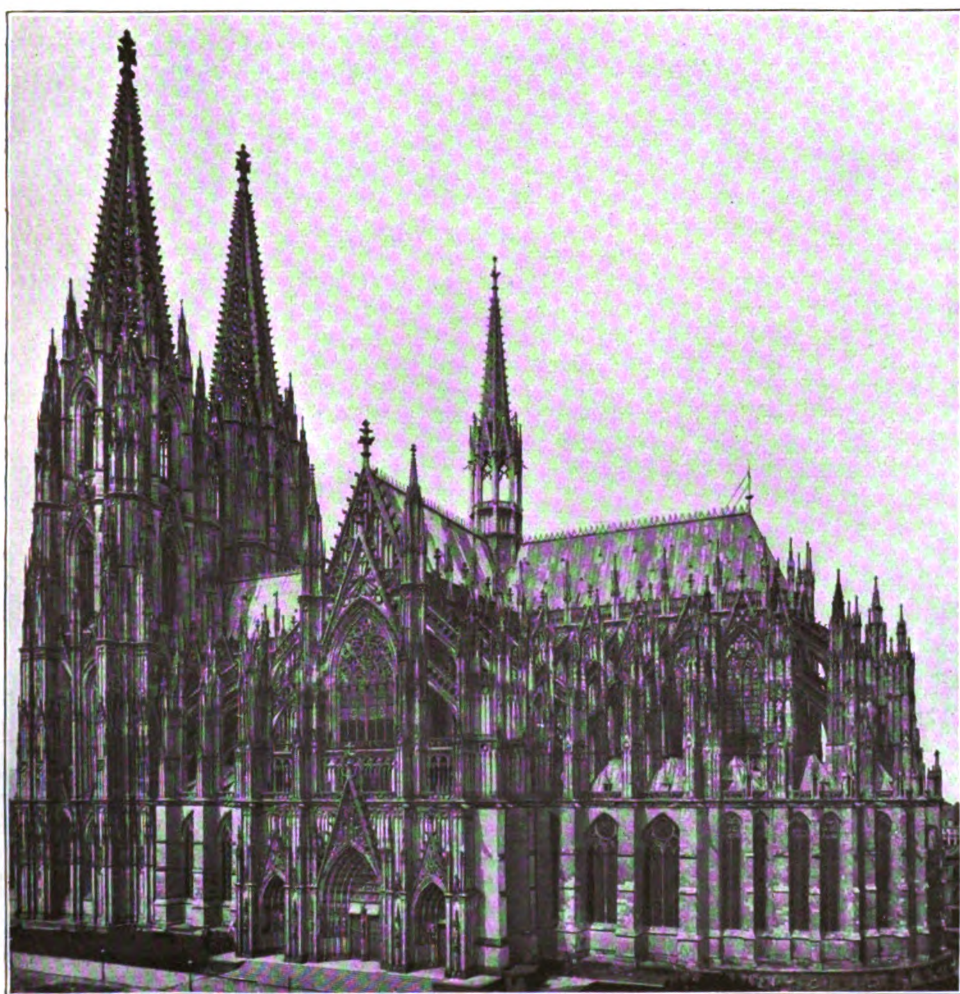
Barbarossa
Nach der Abbildung in einem Kodex der Fuldaer Landesbibliothek



Der Dom zu Worms

gewonnen. Rheinische Mönche haben, beginnend mit Magdeburg, wirtschaftliches, geistiges und künstlerisches Leben nach dem Osten getragen. Die rheinischen Zisterzienser hat ein Gnesener Erzbischof um 1200 gepriesen als einen »leuchtenden Stern«, der über Polen aufgegangen sei. Von der ältesten und berühmtesten Niederlassung des Ordens zu Kamp am Niederrhein sind über hundert Tochterklöster im Osten gegründet worden. Söhne des Rhein- und Mosellandes sind in der Geschichte des Deutschen Ordens mit goldenen Buchstaben verzeichnet. Otto von Schleiden war der erste Ordensritter, der an der Weichsel festen Fuß faßte, Gerhard von Malberg, aus der Gegend von Kyllburg stammend, wurde zweiter Nachfolger Hermanns von Salza. Der Großmeister Karl von Oeren, ein Trierer Patriziersohn, rettete den Orden vor der Gefahr, nach Art der Templer unterzugehen, und Winrich von Kniprode, der mächtigste Großmeister, wurde auf einem Hofgut zu Monheim bei Köln geboren.

Nach dem Sturz der Hohenstaufen verblaßte infolge fortschreitender Zersetzung des Rheinstromgebietes, in dessen politische und wirtschaftliche Geschlossenheit ein Keil nach dem andern getrieben wurde, und infolge des gelockerten engen Zusammenhanges mit der Zentralgewalt allmählich die Bedeutung der Rheinlande für das Reich. Es begann der nationale Niedergang. Der Mittelpunkt des Reiches verschob sich mehr und mehr nach Osten, die Deutschen vergaßen, daß die strahlende Krone ihrer Einheit in den Fluten des Rheins, der »hochschlagenden Pulsader Deutschlands«, ruht. Aber noch um die Wende der Neuzeit erfand in Mainz Gutenberg den Buchdruck, ist auf den hohen Schulen des Rheinlandes die Geisterschlacht zwischen Scholastik und Humanismus ausgefochten worden. Dann folgten Jahr-

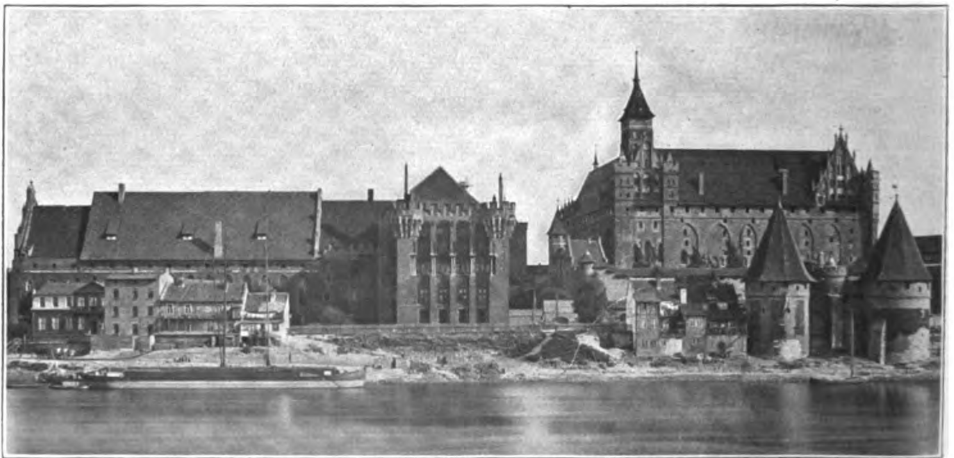


Der Dom zu Köln



Die Marienkirche zu Danzig

hunderte tiefsten politischen Verfalls, in denen beträchtliche Stücke des ehemaligen Lotharingiens dem in zahllose Länder und Ländchen unter meist schwachen Fürsten geteilten Deutschland wieder entrissen wurden, der deutschen Seele großes gemeinsames Wollen und eine allgemeine Erhebung verlorengingen, deutsches Nationalgefühl schließlich nur noch als gemeinsames Kulturbewußtsein fortlebte und der Erbfeind im Westen mit erstaunlicher Zähigkeit seine alte Rheinpolitik immer wieder aufnahm. Politische und kulturelle Blüte sind in Deutschland zeitlich oft merkwürdig auseinandergegangen. Perioden größter staatlicher Versunkenheit brachten geistige Höhepunkte, wundergleiche Schöpfungen einer Seele ohne Leib. Als das sterbensmüde Deutsche Reich schon seinem Ende



Die Marienburg

nahe war, haben Rhein und Main der Welt einen Beethoven, Cornelius und Goethe geschenkt, setzte in Straßburg und Frankfurt die jugendfrische Bewegung des Sturms und Drangs ein, fanden sich in Heidelberg die Vorkämpfer der Romantik zusammen, um nach einem Worte des Freiherrn vom Stein einen guten Teil des Feuers zu entzünden, das später die Franzosen verzehrt hat. Am Rhein, wo es 925 seinen Ursprung genommen und später sein festes Rückgrat gehabt hat, fand 1806 das alte Reich durch Stiftung des Rheinbundes von Napoleons Gnaden auch seinen Untergang. In patriotischem Schmerz hat damals Friedrich Schlegel geschrieben: »Nirgends werden Erinnerungen an das, was die Deutschen einst waren, und was sie sein könnten, so wach wie am Rhein.« Und Josef Görres, der große feurige Rheinländer, meinte einige Jahre später in seinem »Rheinischen Merkur«, der fünften Großmacht, wie ihn Napoleon 1. genannt hat: »Ist es Deutschland beschieden, daß es nie zu Glück und Ruhe gelangen mag, dann wollen wir lieber mit unserm Volke den Kampf und die Mühen teilen, als daß wir bei den Fremden bettelten um Wohlstand und Sicherheit.«



Heinrich 1.

Nach der Schaumünze im Staatl. Münzkabinett zu Berlin

Aus der Anhänglichkeit an seinen »heiligen« Strom erwuchsen dem deutschen Volke stärkste Antriebe zu einer glanzvollen Erhebung. Der neuerwachte Nationalgeist überwand das Weltbürgertum. Wie 925 unter König Heinrich 1. kam auch vor hundert Jahren wieder vom Osten frische Kraft nach dem Rhein und über ganz Deutschland. Als Blücher in der Neujahrsnacht von 1813/14 den Rhein überschritt, rettete er mit ihm die deutsche Zukunft. Die Angliederung an Preußen brachte dem Rheinland einen unvergleichlichen wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg, Preußen aber die Möglichkeit, sich zu einer Großmacht auszugestalten, für Deutschland den Rhein mit fester Hand zu schützen und ein neues Deutsches Reich anzubahnen. Unter den Klängen des Sturmlieds der »Wacht am Rhein« wurde es auf blutgetränkter Walstatt geboren, und Preußen ist seine große Klammer geworden. Rhein und Reich sind auf Gedeih und Verderb untrennbar miteinander verbunden. Das ist die leider so oft vergessene große Lehre unsrer Geschichte.

Wieder hat sich deutsche Not in gewaltigem Umschwung der Dinge erneuert. Wieder wird am Rhein, der in fremden Händen ist, um die Lösung des Rheinproblems gerungen, über das Weltbild der Zukunft, den Frieden des nach ihm sich sehnenden Europas entschieden. Den Rheinlanden droht nicht mehr eine offene glatte Abtrennung. Sie dürfen aber auch nicht Gegenstand von Handels- und Ausgleichsgeschäften fremder Staaten werden, nicht durch irgendeine Form von Internationalisierung ihr Deutschtum zersetzt und gefährdet sehen. Möge uns vielmehr bald der Tag geschenkt werden, an dem wieder ein freies Volk auf freiem Grund, glückliche Brüder und Schwestern an den Ufern des freien Rheins ihre für die Zukunft Deutschlands unentbehrlichen wirtschaftlichen und geistigen Kräfte, ungehemmt und in edlem Wettstreit mit den Volksgenossen im übrigen Reiche, entfalten können.

In einer fremden Stadt

Nun geh' ich Stund' um Stunde
Durch diese weite Stadt,
Und fremd ist Luft und Himmel
Und anders jedes Blatt.

Die Erde an meinen Schuhen,
Die ist noch von zu Haus,
Bald wird ein Regen kommen
Und löschen das Krümchen aus.

Was soll mir alle Mühe?
Die Zukunft scheint so weit,
Und Glück und Hoffen alles
Ist längst Vergangenheit.

Möcht' Hut und Stock und alles
Hinlehnen an die Wand,
Die Augen schließen und fliehen
Hinaus in das schweigende Land.

Stefan Denk

Friedrich Franz Brockmüller

Von Hans Schliepmann

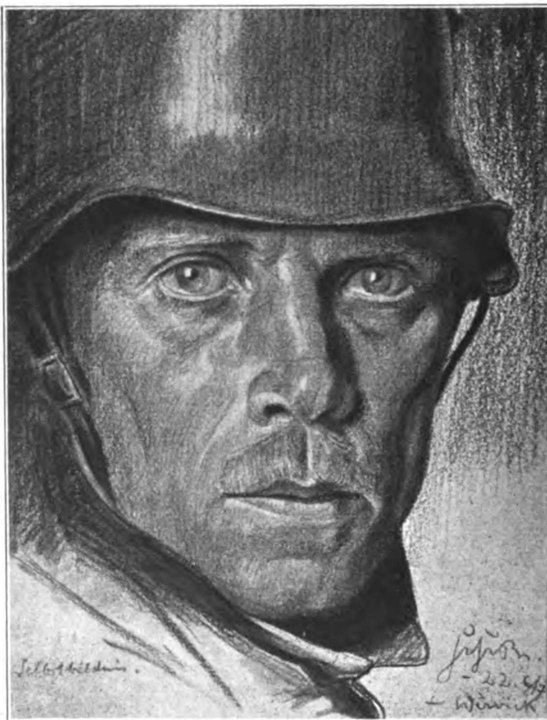
Es kann niemandem mehr verborgen sein: die wirtschaftliche Not, die uns umfängt, ist noch nicht der Übel größtes. Auch all unsre Geistigkeit treibt dem Abgrund zu. Das Oberflächenbild unsrer augenblicklichen »Kultur« — ich brauche es nicht erst noch einmal zu umreißen — zeigt Verderbtheit, Überreiztheit neben Stumpfsinn, Verstiegenheit neben Barbarei und in allem die hysterischen Zuckungen eines Baaldienstes vor dem Mammon. Man müßte völlig an unserm Volke verzagen, wenn nicht gelegentlich ein Lichtblitz in seine Tiefe leuchtete und erkennen ließe, daß da unten noch wie immer geistige Kräfte tätig sind, Talente, Seelen, Herzen und Willen geboren werden, denen nur der Weg empor mehr denn je erschwert ist. Aber sie leben!

Dieses Emporringen war immer schwer, immer viel Glückssache und dann erst viel Charaktersache. Nur wenige wissen, wieviel Holdes, Reines, Leises, Gutes und Gütiges bei diesem Ringen verlorenging. Aber unsre ganze Entwicklung seit der »Industrialisierung« der Welt zeigt dem spähenden Auge doch nur allzu klar, daß der Kampf der Geistigkeit nicht mehr wie zur Zeit von »Künstlers Erdenwallen« eigentlich nur gegen Dürftigkeit und Dumpfheit des Philistertums, sondern gegen ein immer aufgeregteres gewinn- und genußsüchtiges, ruhelos heischendes und verbrauchendes Geschlecht ging. Der Weg führte seit langem schon schnurgerade dorthin, wo wir jetzt angelangt sind. Verlangt wurde das Nur-, das Um-jeden-Preis-Neue, das Erregende, Nervöse, schließlich das Perverse und schlechthin Verrückte. Inmitten solcher allein noch »gangbaren« Großstadtkunst war und ist der Weg am schwersten für einen Künstler, der gesund, natürlich und darum naturverehrend, sachlich und darum nicht verstiegen und voll Selbstanbetung, sondern immer strebend bemüht ist. Er ist nur, was der Künstler sein muß — müßte! — und kein Artist, kein Richtungschöpfer, kein Medizinmann oder Revolutionär, was heuer alles viel wichtiger ist als wirkliches Können und natürliches Fühlen, gar erst freudige Lebensbejahung. Ist es doch fast schon kompromittierend rückständig, so einen Menschen noch zum Gegenstand einer Besprechung machen zu wollen!

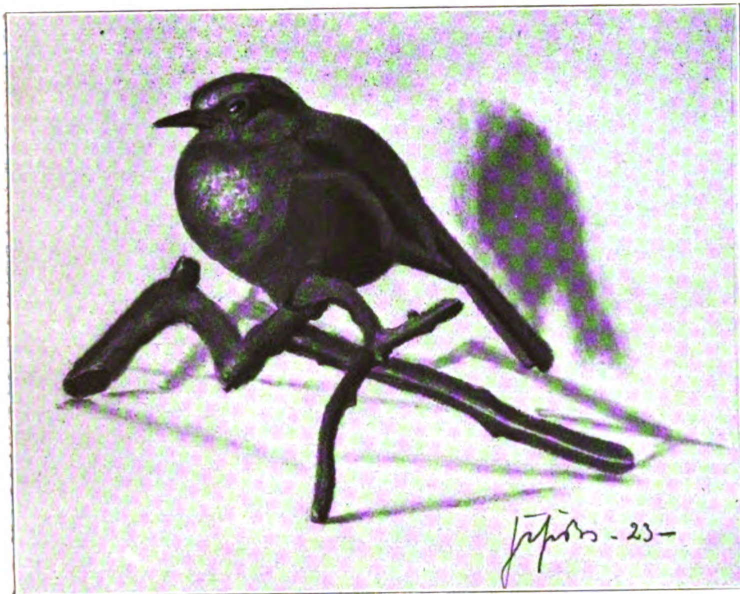
Wohl, ich gebe zu, solcher Künstler gibt es noch viele, glücklicher-, glücklichsterweise! Wo ist also die »besondere Note«, die just den einen herauszuheben berechtigt?

Ich finde sie bei Friedrich Franz Brockmüller, von dem ich hier sprechen möchte, neben jenen andern selten gewordenen liebenswerten Eigenschaften — ich finde sie in seiner Hinneigung zum Kleingetier und in der künstlerischen Behandlung seiner Bronzeplastiken. In letzterer Beziehung wird man freilich mehr meinem Worte als den beigegebenen Abbildungen glauben müssen, die in keinem Falle alle Reize der Tönung und Ziselierung einer Kleinbronze wiedergeben könnten. Einige besonders bezeichnende Werke — ein Hamster, ein Kater, ein Opossum, zwei in Liebesgeflüster versunkene Marabustörche — mußten daher auch wegbleiben und durch andre Abbildungen ersetzt werden, die wenigstens einige Hinweise auf Werdegang und Können des Künstlers geben sollen und die nun wieder durch einige Worte ergänzt werden mögen.

Friedrich Franz Brockmüller ist am 26. September 1880 in Schwerin in Mecklenburg als jüngstes von elf Kindern einer Lehrerfamilie von sonderlicher Tüchtigkeit und Begabung geboren. Der Vater, zeichnerisch sehr veranlagt und als Botaniker bedeutsam hervorgetreten, starb bereits 1882, als der älteste Sohn Paul gerade die Berliner Akademie bezog, um das ererbte Talent als Maler auszubilden. Der Mutter, einer jener gütevollen und doch starken Frauen, die kein Schicksal zu beugen vermag, ge-



Selbstbildnis aus dem Kriege



Rotkehlchen (Bronze)

wuchsen, ihn aber doch nicht stärker beeinflußten als Gaul und die japanische Kunst, welche beiden ihn zuletzt mehr und mehr zur Tierplastik hinzogen. Die ihn beherrschende Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit und damit die Scheu vor allem Halben, Dilettantischen und Äußerlichen drängten ihn auch auf dem neuen Gebiet zunächst zur Beherrschung alles Technischen, und da ihn Arbeiten in Bronze am meisten anzogen, so ruhte er nicht eher, als bis er das Patinieren in verschiedensten Tönen, das Ziselieren, Feuervergolden, Einlegen von Gold, Silber und Halbedelsteinen aus dem Grunde verstand. Als er sich endlich im Sattel fühlte, auch seine Allgemeinbildung durch Lesen und umfangreiche Reisen — Tirol, Italien, Algier, Belgien,

lang es trotz aller Schwierigkeiten, den übrigen noch lebenden sechs Kindern eine gute Erziehung zu geben und der Heranwachsenden Stütze, Vorbild und beste Freundin zu werden. Ihre hier wiedergegebene Büste zeigt, daß die treffliche Frau noch das Reifwerden ihrer Liebessaaten erleben konnte.

Als sich auch in Friedrich Franz schon früh das väterliche Erbteil des Zeichentalents neben liebevoll versonnener Naturbeobachtung zeigte, verhalf ihm ein Stipendium des Herzogregenten Johann Albrecht von Mecklenburg dazu, seine Begabung in Berlin unter den Augen des ältesten Bruders, der ihm Mentor, väterlicher Freund und Gleichstrebender wurde, planmäßig an der Kunstschule auszubilden. Haus und Heimat bewahrten das junge Künstlerblut vor unbesonnener Himmelstürmerei; der solide Untergrund mußte zunächst »für alle Fälle« geschaffen werden, und so legte er 1901 die Zeichenlehrerprüfung ab, um dann, nach Erledigung seines Militär-Dienstjahres in Schwerin, am Berliner Kunstgewerbemuseum und an der Hochschule für bildende Künste bis 1906 weiter zu studieren. Zunächst als Maler, hauptsächlich unter dem Einfluß von Paul Meierheim und Philipp Franck; doch hielt er die Augen weit offen, ohne sich an einen bestimmten Meister mit Leib und Seele anzuschließen, so daß Menzel, Rembrandt und Dürer ihm zwar besonders ans Herz



Blaukehlchen (Bronze)



Kakadu (Schwarzburger Porzellan). Angekauft vom Preußischen Staat

bar vor dem Feinde stand. Erst in einem der letzten Kämpfe wurde er schwer verwundet. Eine Granate fuhr durch die rechte Hand und den Oberkiefer; die Künstlerhand schien unrettbar verloren, aber die besondere Geschicklichkeit eines für den »Fall« hingenommenen menschenfreundlichen Chirurgen rettete die volle Brauchbarkeit der Hand zur Kunstübung, allerdings erst nach fast zweijähriger Behandlung im Lazarett.

Hier griff der Künstler mit beginnender Heilung auf eine Tätigkeit zurück, die einst des Kindes Begabung zuerst hatte erkennen lassen: zum Scherenschnitt. Die beigegebene Abbildung zeigt, bis zu welcher Virtuosität der Technik es Brockmüller auf diesem Gebiete gebracht hat, aber auch, daß er alles besitzt, was den Scherenschnitt erst zum Kunstwerk macht: die Eigenart der Auffassung, das Gefühl für Linien- und Flächenrhythmus und eine, man möchte sagen lyrische Grundidee. Das fröhliche Juhu des tierfreundlichen Hirten in friedlicher, großzügiger Einsamkeit ist ein Stück Symbol von des Künstlers Seele, die sich nach überstandenem Leid nun immer zielbewußter auf Beobachtung

Schweden und Dänemark — nach mannigfachen Richtungen erweitert hatte, führte er eine Studien- und Strebensgenossin heim, um nun an der Seite des treuesten und liebsten Kameraden am weltfernen, aber von allen guten Genien erfüllten stillen häuslichen Herde emsigem, ernst beglückendem Schaffen zu leben. Des Lebens Notdurft lieferte die Tätigkeit als Zeichenlehrer an einer Schule; so konnte denn die Kunstübung heilig und frei von allen Rücksichten auf Mode, Publikumsgeschmack und Gewinn bleiben. Glücks genug, es dankbar und freudig zu genießen!

Da brach der Weltkrieg aus. Brockmüller wurde sogleich bei seinem Beginn eingezogen, und der kernhafte Deutsche, der charakterfeste Patriot wollte nichts andres mehr, als dem Vaterlande mit Leib und Leben dienen. Er verschmähte jede Möglichkeit, in eine Etappe oder eine Beamtenstellung schlüpfen zu können, und »studierte« den Krieg in den östlichen und westlichen vordersten Schützengräben, erst als einfacher Soldat, dann als Offizier mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse, wie nur einer. Zahlreiche große Skizzen — vielleicht die einzigen existierenden aus den vordersten Granatlöchern — sprechen vom unverhüllten Grausen des Krieges wie von der Kameradschaftlichkeit und Kaltblütigkeit des Künstlers, der bis kurz vorm Ende des Krieges fast immer unmittel-



Haselmäuschen (Petschaft)


Meine Mutter

würde kein Titelchen seiner künstlerischen Überzeugung, seiner inneren Freiheit dahingeben, trotz aller Bescheidenheit in der Selbstschätzung, um die — Dollars zu erjagen, die den Traum wahrmachen könnten. Er weiß, daß seine Kunst eine leise, heimelige ist — trotzdem ihm auch das Kräftige zur Verfügung steht, wie die prachtvoll gestraffte, im Höhepunkt der Bewegung erfaßte Gestalt des Hockeyspielers beweist —, daß sie nur kultivierten und liebevollen Augen ganz zugänglich ist, folglich keine Schätze einträgt.

Noch nicht! Ich möchte glauben, daß er sich mit seinen Lieblingen, den Tierbronzen, doch in nicht zu ferner Zeit einen Markt erobern wird, sobald er nur einmal die »Abstempelung als erste Firma seines Genres« erhalten hat. Denn einmal weisen die wirtschaftlichen Verhältnisse auf Kleinkunst als auf die allein noch mögliche hin (soweit man nicht Kitsch für Raffkes und Neureichs machen will), und das andre Mal wächst ersichtlich die Vorliebe für Tierplastiken. Die herrlichen Kopenhagener Porzellane sind sicherlich Förderer dieser Mode, wenn's eine ist, gewesen. Ich möchte jedoch die Bewegung etwas tiefer einschätzen. Sie hängt, meine ich, wie die Neigung der Zeit zur Phantastik, mit der allgemeinen Flucht vor der

und Verkündung der schönen Natur einstellte.

Hoch oben in seinem stillen und lichten Atelier mit weitem, weitem Blick über die westlichen Berliner Vororte und in einem einfach behaglichen Heim lebt er nun mit der geliebten Frau, zwei heranwachsenden Söhnen und einer ganzen Menagerie zierlicher und drolliger Tierchen in eifrigem Schaffen; vor dem geräuschvollen Leben schließt er sich ab, ohne heiterer Geselligkeit in engstem Kreise bei Musik-, Literatur- und Kunstpflege zu entsagen. Nicht schnell schließt er sich auf; desto harmloser, heiterer, anspruchsloser und treuer gibt er sich bewährten Freunden. Berliner ist er nicht geworden; ihn hält, wie so viele der besseren Menschen, hier nur der Zwang des Erwerbenmüssens; sein Plan, weit draußen ein kleines Häuslein mit Garten und »Privatzoo« zu erstehen, ist an den jetzigen Verhältnissen längst gescheitert; nun träumt er von dem Paradies einer Insel, auf der er ungestört den Seinen, der Natur und seinem Schaffen leben könnte. Er träumt, denn Träume von Schönheit beschwingen, auch wenn sie sich nie verwirklichen. Und er


Hockeyspieler. Wanderpreis des Uhlenhorster Hockeyklubs



Meine Frau

Gegenwart zusammen. Es ist schwer geworden, die Menschen zu lieben; der Krieg hat ihre Kläglichkeiten und Abgründe allzusehr aufgedeckt. Und, über den Abschaum hinaus: uns allen ist das Leben so verwickelt geworden, um es noch zu verstehen, um es fröhlich zu zwingen; an so viel Irrenden, Zagenden, Dreisten herumzurätseln, ist wahrlich kein Genuß mehr. Verworren, düster und schmutzig ward die Stadt, als Lebensgebilde, als Persönlichkeit betrachtet. Und so treibt uns die Sehnsucht nach einfacher, übersehbarer, unverfälschter Natur, das ist nach »schönem« Auswirken lebendiger, mannigfaltig unterschiedlicher Kräfte, zur Beobachtung des amoralischen Tieres. Je liebevoller die wird, desto mehr wird sie zur wirklichen Andacht vor der immer reichen und wundervollen Schöpfung, die nichts von den — Unmenschlichkeiten einer durch Peinigung und Zusammendrängung entarteten Menschheit weiß. Von ihr rückt darum auch die allerjüngste Kunst ab; sie will den Menschen nicht mehr, wie er ist, sondern schafft **ihn für den von ihr beabsichtigten »Ausdruck« um.** Ob er dabei erfreulicher wirkt, mögen wir Geschmackssache nennen. Sicherer scheint mir jedenfalls, wenn Kunst unmittelbar begriffen werden, erfreuen soll, die Schönheit des Tieres darzustellen. Das Tier bietet bei jeder neuen Beobachtung nur neue Reize dar; selbst wo das Vorurteil des Städters Abscheu fühlt, entdeckt das Künstlerauge Schönheit. Welche drollige Anmut, welche entzückende Harmlosigkeit verraten die Haselmäuschen Brockmüllers! Wo bleibt vor ihnen das Igitt der höheren Tochter? In dieser Andacht vor dem Unscheinbaren, in der naturwahren und doch individuellen, weil von Tierliebe und stillem Humor eingegebenen Auffassung hat Brockmüller jetzt kaum seinesgleichen. Wenn er, individueller als der Japaner, das Rotkehlchen zum Philosophen und das Blaukehlchen zum verliebten Lebensverschwender macht, so tut er doch dem Charakter der Tierchen keine Gewalt an, sondern holt nur aus ihnen heraus, was ein sinniges Auge in ihnen sehen kann. Und wiederum bleibt er nicht in einem geschickten Naturalismus; schon die sorgfältigste, überlegenste Technik, die Oberflächenbehandlung in Form und Tönung, gibt jedem Werke »Stil«, Stil, der, nebenbei bemerkt, besonders



Hanne Nütes Heimkehr

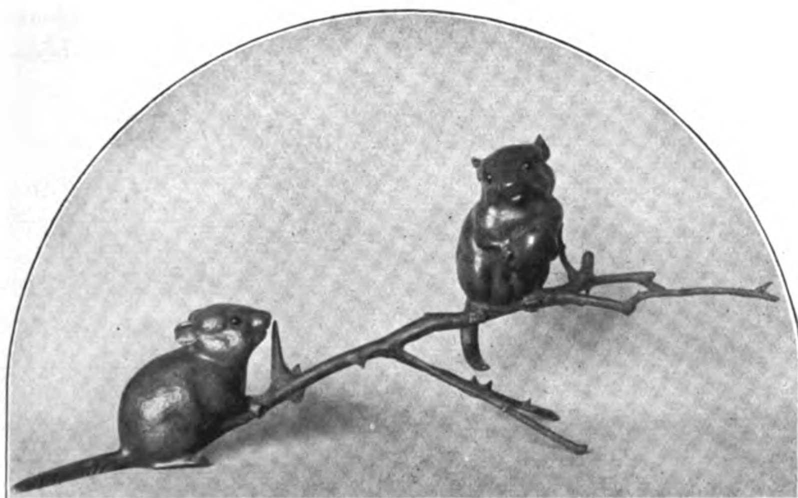
eindrucksvoll auch aus der Idealbüste von des Künstlers an sich idealer Gattin hervorleuchtet.

So hat Brockmüller alles das, was den Gesundgebliebenen heut einen Künstler liebenswert machen muß: bei unfehlbarem Können innere Wahrhaftigkeit, Sinnigkeit, Anmut, Frische und Herzlichkeit; ist er auch kein himmelstürmender Neutöner, so offenbart er uns doch ein entzückendes Stück Kleinnatur in persönlichster Auffassung, das zu beglücken vermag. Ist das nicht für heut das Dankenswerteste? —

Ich sah bei einem Freunde die beiden Haselmäuschen in Bronzeausführung; das kleine Kunstwerk entzückte mich als Tierfreund wie als Kunstfreund derart, daß ich dem Künstler nachzuspüren beschloß. Ich fand den Weltflüchter, den viel zu Bescheidenen, still fröhlich an der Arbeit, eingesponnen in den Idealismus, dem Werk und nur dem Werk zuliebe zu schaffen, ganz ohne auf Erfolg zu rechnen. Er hat ihm bisher nur wenig gelächelt. Die Ausführung der ebenso innigen wie rhythmisch vollendeten Gruppe »Hanne Nütes Heimkehr« in edlem Stoff und größerem Maßstab vereitelte der Ausbruch des Krieges ebenso wie die eines Zierbrunnens, für dessen Entwurf er in die engste Wahl gekommen war. Zum Bismarckdenkmal in Bingerbrück hatte seinerzeit der Jüngling, dem es an Wagemut ebensowenig wie an einer Idee fehlte, einen recht anziehenden Entwurf eingesandt, natürlich ohne Erfolg; bei einem Wettbewerb um einen Hemptenmacherbrunnen für Rügenwalde kam Brockmüllers Modell in engere



Juhu! (Scherenschnitt)



Haselmauspärchen

Wahl; für ein »Grenadierdenkmal« in Schwerin wurde sein Entwurf angekauft; das Durchschlagende blieb aus, was wahrhaftig noch keinen Maßstab für den Künstler abgibt, denn auch Wettbewerbe haben wie Bücher ihre Schicksale. Erst 1919 wurde der schöne Kakadu für die Schwarzburger Porzellanmanufaktur und 1922 ein bronzener Hamster für das Schweriner Museum angekauft, dessen Leiter Professor Josephi auch sonst lebhaft für den Künstler warb. Inzwischen ist nun gerade die Bronzetechnik durch die Teuerung fast unmöglich geworden. Aber der Künstler wird dennoch nicht feiern; wer aus äußeren Gründen vom Schaffen läßt, hat es nie mit heiligem Ernst getrieben, gehorchte nicht allein dem inneren Muß. Und — mag es lange währen: nur das solchem Muß Entsprungene findet zuletzt doch Erfolg.



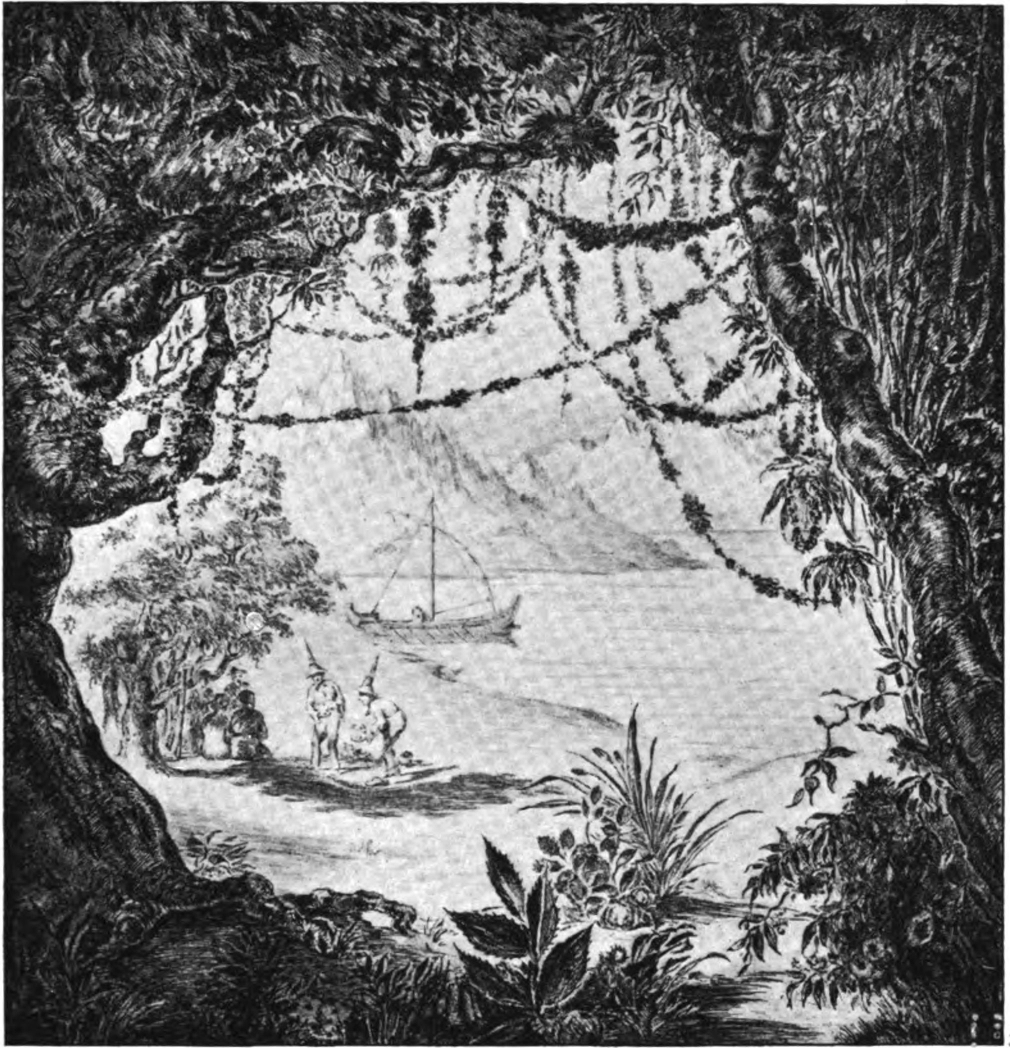
Bildnisrelief

Letzter Frieden

Erfuhrst du, wie die Stille süß,
Wenn Krankheit dich zu Bette trieb?
Dein Haupt, wo es aufs Kissen sank,
Mit schwerem Lasten ruhen blieb,
Und jedes Glied so dumpf und matt
Und doch von einem Druck befreit —
Der Alltag blieb vor deiner Tür,
Die Hast blieb draußen und das Leid.
Und dieser Durst nach Ruhe nur,
Dem endlich seine Stillung ward,
Das rieselt, rinnt und murmelt tief,
Erquickend — weil du lang geharrt.

So friedlich naht wohl einst der Tod,
Wenn Qual und aller Kampf vorbei,
Das liegt dahinten, nebelfern ...
Und ihr seid ganz allein, ihr zwei,
Du siehst den Mahner ruhig an,
Dein Herz schlägt ohne alle Pein —
So vieles kam, was bittrer war,
Nun will der Tröster bei dir sein. —
Du streckst dich aus, ein müdes Kind,
Das sicher liegt im Vaterhaus.
O samtne, wundertiefe Ruh',
O dunkler Ströme hold Gebraus!
Du schwimmst, du fühlst, wie Glied um Glied
Das unsichtbare Fluten trägt,
Gott hat sich ganz zu dir geneigt,
Sein Herz ist's, das gewaltig schlägt.
Du ruhst in ihm, er stirbt in dir,
Und du gehst selig in ihn ein,
Mit allem, was noch unerlöst ...
Ja, Seele, also wird es sein!

Hedwig Forstreuter



Rudolf Gebhardt: Südsee

Die Frau von Tuchinger

Von Alice Friedlaender

Ein freundliches Zimmer in Altwiener Behaglichkeit. Bequem eingesessene Lehnstühle; das Staatssofa mit gehäkelten Schutzdeckchen; am breiten Fenster eine Stufe mit dem größten Lehnstuhl und darin ein sehr altes Dämchen im knistrigen schwarzen Seidenkleid, das Gesicht trotz der vielen Fältchen rosig und jugendlich, umschlossen von weißen Löckchen und einem blendendweißen Mullhäubchen, das unter dem Kinn mit einer großen Schleife gebunden ist. Alles peinlich sorgsam gepflegt, das Zimmer wie seine Besitzerin.

Dort hab' ich als Kind oft gesessen. Noch jetzt kann ich mir das Gefühl scheuer Bewunderung, halb neugieriger Ehrfurcht zurückrufen, das ich in der fremdartigen Umgebung immer empfand. Da standen merkwürdige Porzellanvasen mit gemachten Blumen, geschnitzte Figürchen, Bildchen aus Haaren, allerlei Gegenstände mit der ehemals beliebten Perlstickerei, ausgestopfte Kolibris und dergleichen mehr. Auf der Kommode aber thronte das kostbarste Stück, eine große Vase, die mit blauem Samt und einer kunstvoll gewebten weißen Spitze überzogen war. Das Gewebe stellte eine Jagd mit vielen Figuren, Menschen, Tieren und Bäumen vor. Diese Vase, das charakteristische Produkt einer verkünstelten Zeit, war der Stolz ihrer Besitzerin. Auch in Tagen der Not hatte sie sich nie entschließen können, sie zu veräußern.

Ich war selig, wenn ich zu der alten Frau Tuchinger — »die Frau von Tuchinger« wurde sie natürlich genannt — hinüberspringen und ein bißchen drüben bleiben durfte. Weit brauchte ich nicht zu gehen, wir wohnten auf demselben Hausflur. Man ließ mich auch meist gewähren, denn so ungezogen ich sonst wohl war, dort, in dem stillen Zimmer, blieb ich lammfromm und brav; die bösen Teufelchen wagten sich nicht mit hinein. Und trotz dieser ungewohnten Musterhaftigkeit, trotzdem ich nur mit gewaschenen Händen und glattgekämmten Haaren kommen durfte und mich sehr manierlich benehmen mußte, ich kam für mein Leben gern. Gute Manieren, feine Formen in Sprache, Haltung und Lebensführung, die konnte man bei der alten Dame lernen. Auf Etikette verstand sie sich wie eine Obersthofmeisterin. Das war sie nun zwar nicht gewesen, aber Hofluft hatte sie doch geatmet, ach, und mit welcher Wollust! Fast vierzig Jahre lang war sie Besitzerin des ersten Modewarenateliers von Wien gewesen. Nicht nur die guten Bürgerkreise, auch die ganze Hofgesellschaft und Aristokratie gehörten zu ihren Kunden, und der Verkehr mit diesen war ihr Element.

»Ja, mein Kind,« erzählte sie oft, »fünf Kaiserinnen habe ich bedient, und der Herr Erzherzog Albrecht ist immer selbst mit Ihrer kaiserlichen Hoheit, der Frau Erzherzogin, gekommen und hat ihr die Hüte ausgesucht. Und so leutselig und scharmant sind die hohen Herrschaften mit mir gewesen. Ja, ja, das vergißt man nicht.«

Daß sie den hohen Herrschaften um der Ehre willen oft die lächerlichsten Preise machte und eigentlich immer nur die Gebende war, erzählte sie freilich nicht; wußte es vielleicht selbst gar nicht mehr. Am liebsten hätte sie ihnen alles geschenkt und sich noch für die Erlaubnis bedankt. Denn so fest war ihr Glaube an das Gottesgnadentum der Hochgeborenen, daß die Ehrfurcht und blinde Anhänglichkeit keine Kritik aufkommen ließ. Bei alledem kein Funke kleinlicher Eitelkeit oder berechnender Unterwürfigkeit. Vornehm, wie die Formen, die sie sich angeeignet hatte, war ihr Inneres, und die vorgeschriebenen Regeln der Etikette erschienen bei ihr nicht als etwas Äußerliches, sondern wie der beseelte Ausdruck ihres Empfindens.

Meine Liebe und Anhänglichkeit für die alte Frau verminderte sich nicht, als ich schon ein fünfzehnjähriger Backfisch geworden war. Noch immer ging ich oft und gern hinüber, konnte ihr stundenlang zuhören und zum soundsovielten Male Stöße von Bildern durchblättern. Die Modebilder der letzten vier Jahrzehnte. Ein interessanter Beitrag zur Geschichte des Geschmacks. Für den historischen Standpunkt war ich zwar noch nicht reif, aber die abenteuerlichen Frisuren, die riesengroßen Hüte, die gebauschten und überladenen Kleider, die unterhielten mich immer von neuem.

Ich saß wieder einmal bei der Frau von Tuchinger. Heute war sie besonders guter Laune.

»Denk' dir, Mädi, morgen kommt der Bertold zurück. Er hat wieder viel Erfolg gehabt. Vorige Woche ist er beim Grafen Esterhazy gewesen, und der Herr Graf hat ihm selbst die Hand gegeben und sich für die Unterhaltung bedankt. Für einen Künstler eine große Ehre!«

»Hat er denn auch was bekommen?« fragte ich; denn meinem naiven Kinderverstand war der Wert der Ehre noch nicht aufgegangen.

»Das schreibt er nicht, aber weißt du, ein Künstler versteht überhaupt nicht Geld zu verdienen und zu sparen. Er kostet mich viel, der Bub, aber er hat ein goldenes Herz, und da tut man alles gern.«

Der »Bub« war nun eigentlich kein Bub mehr, nicht einmal ein Jüngling, denn er stand am Ende der Vierziger, und wenn die langen Haare und der elegant gekräuselte Schnurrbart noch tief schwarz glänzten, so hatte Mutter Natur kein Verdienst daran. Seine Künstlerlaufbahn hatte sich in absteigender Linie bewegt: vom italienischen Opernbariton bis herunter zum umherziehenden Komiker. Die Stimme

war durch lockeres Leben bald verlorengegangen, so mußten andre Kunstmittel zu Hilfe genommen werden. Schließlich bestand sein Repertoire aus lauter musikalisch-akrobatischen Virtuosenstückchen — er war Salonclown geworden. Als solcher fand er immer noch ein gewisses Publikum.

Der Mutter wußte er die Umwandlung geschickt zu verhüllen. Für sie blieb er »der Künstler«, und sie sparte sich vieles vom Munde ab, um dem ewig geldbedürftigen Sohn zu schicken, was er verlangte. War er ihr doch als Einziger von einer zahlreichen Familie übriggeblieben.

Der nächste Tag brachte statt des Bertold ein Telegramm, worin er seine Ankunft hinausschob. Gründe waren nicht angegeben. Die alte Frau ließ sich die Enttäuschung nicht merken; dazu besaß sie viel zu viel innere Selbstzucht. Und schließlich handelte sich's ja nur um ein paar Tage. Sie blieb also vergnügt, stellte sich die Hindernisse, die den Bertold zurückgehalten hatten, so angenehm und ehrenvoll als möglich vor und wartete ruhig auf weitere Nachrichten.

Acht Tage vergingen. Es kam nichts. Die alte Frau hüllte sich immer eifriger in den selbstgewobenen Schleier rosiger Vorstellungen, aber es war etwas Gezwungenes in ihrem Wesen. Man merkte, sie w o l l t e keine Verstimmung aufkommen lassen. Vierzehn Tage, vier Wochen — immer noch nichts! Wir wagten nicht mehr zu fragen, seitdem ein Brief, den sie an den letzten ihr bekannten Aufenthaltsort des Sohnes adressiert hatte, als »unbestellbar« zurückgekommen war. Sie sprach immer weniger; traurige Veränderungen in dem feinen Gesicht erzählten von schlaflosen Nächten, in denen graue Sorgengespenster ihr Unwesen trieben.

Aber eines Tags, plötzlich, unangemeldet, war er da, der Bertold.

Mutter und Sohn saßen beisammen. Sie, glücklich lächelnd, an einer Häkelei arbeitend, nicht müde, zu fragen, wie er die Monate gelebt, wer ihn besonders ausgezeichnet hatte, wo er aufgetreten sei und dergleichen mehr. Er, mit vorgebeugtem Oberkörper in einem Lehnstuhl mehr kauernd als sitzend, nervös die Hände reibend, den scheuen Blick zu Boden gerichtet, einsilbig.

»Aber schau', Bertold, du erzählst heut gar nicht wie sonst, und mich interessiert doch alles so. Hast Verdruß gehabt, oder ist dir was? So sag' mir's doch, aber sei nicht so trübselig. Das drückt mir das Herz ab.«

»Geh, Mutter, sekier' mich nicht und laß mich heut in Ruh'. Was soll mir denn sein? Gar nichts. Müd bin ich halt von der Herumreiserei.«

»Na ja, das hab' ich vergessen. Sei nicht bös, Bertl.«

Darauf schwiegen beide eine Weile. Dann fing er an: »Ja, was ich hab' sagen wollen, Mutter, du hast ja ein neues Dienstmädel; ein sauberes Ding. Schad', daß 's so schmächtig ist.«

Die alte Frau atmete auf, daß er wenigstens wieder ein Gespräch anfing.

»Oh, die Lisi, die ist nicht bloß sauber; das ist ein prächtiges Mädel. Gar kein gewöhnlicher Dienstbot'. Ihr Vater war Postbeamter, ein sehr achtbarer Mann, und das Mädel hat nur unter der Bedingung in Dienst gehen dürfen, daß sie eine Herrschaft findet, die ihr was Besseres beibringt und sie anständig behandelt. Na, das hat sie ja bei mir, und ich bin ganz glücklich mit ihr, weil sie gar so ein anhängliches, braves Geschöpferl ist. Ich wüßt' gar nicht, wie ich's noch ohne sie aushielt'.«

»So, so.«

Der Sohn wurde wieder schweigsam. Das Thema schien ihn nicht mehr zu interessieren. Schließlich stand er auf. »Hast vielleicht einen Rum zu Haus, Mutter?«

»Rum? Nein. Willst denn Tee trinken?«

»O nein, mir ist nur ein bissel öd im Magen. Da tut mir ein kräftiges Schlückerl immer gut.«

»Aber, Bertold, du bist vielleicht hungrig. Möchtst nicht lieber was zum Essen?«

»Gott bewahr'! Ich geh' halt in die Luft, da wird mir schon besser werden. Adieu, Mutter!«

Er ging fort; nicht ohne draußen der kleinen Lisi in die Wange gekniffen und ihr ein freches Schmeichelwort zugeflüstert zu haben. —

Acht Tage gingen so hin. In dem Wohnzimmer der Frau von Tuchinger hatte sich äußerlich wenig verändert. Aber schwül war's geworden. Stickluft.

Der Bertold blieb mißmutig und einsilbig, ging viel aus und sprach von baldiger Abreise. Es wurde warm, die böhmischen Bäder füllten sich; da konnte man vielleicht ein Geschäft machen.

Die alte Frau wußte sich die Veränderung des Sohnes nicht zu erklären. Er war doch sonst, wenn er nach Hause kam, immer freundlich und lustig gewesen und gegen sie von ritterlicher Zärtlichkeit. Diesmal nichts von alledem. Was drückte ihn nur? Aber Fragen nutzte nichts. So stand sie mit Sorgen auf und legte sich mit Sorgen zu Bett.

Und die Lisi wollte ihr auch anders scheinen als früher. Das blasse Gesicht war womöglich noch blässer, die großen blauen Augen schauten förmlich angstvoll, das ganze Wesen hatte etwas Nervös-Fahriges. Die alte Frau fing an, sich in ihren eignen Räumen unbehaglich und fremd zu fühlen.

Morgen will ich mir aber die Lisi vornehmen und herauskriegen, was das Mädel hat, sagte sie sich eines Abends beim Schlafengehen. Bertold hatte sich früher verabschiedet; sein Zimmer lag abseits von der Wohnung, nur durch einen offenen Gang mit der Küche verbunden. So störte er nicht, wenn er spät nach Hause kam.

Die alte Frau lag im Bett mit geschlossenen Augen, aber sie schlief nicht. Die Gedanken wollten nicht zur Ruhe kommen. Die irrten im Dunkeln und suchten, suchten nach einem Halt, nach festem Boden.

Endlich kommt es doch über sie wie Halbschlaf: sanft, sorgenlösend. Die Schatten zerfließen, es wird still in ihr.

Plötzlich fährt sie auf. Ist das nicht ein halbunterdrückter Schrei gewesen? Und jetzt — flüsternde Stimmen, unartikulierte Laute!

Es leidet sie nicht länger im Bett; mit zitternden Händen zündet sie Licht an, wirft Rock und Schal über und öffnet die Tür zum Nebenzimmer, in dem die Lisi schläft. Der Atem stockt ihr — Zimmer und Bett sind leer, auf dem Boden liegen in wüster Unordnung Kleidungsstücke verstreut.

Horch! Wieder die Stimmen, aber jetzt deutlicher, aus der anstoßenden Küche. Die alte Frau möchte rufen. Unmöglich. Die Stimme versagt. So wankt sie weiter bis in den Rahmen der offenen Küchentür. Der Kerzenschein beleuchtet ein grausiges Bild: die Lisi, auf der Fensterbrüstung kniend, den Oberkörper weit hinausgebeugt; neben ihr Bertold, sie umfassend, mit ihr ringend, um sie vom tödlichen Sturze zurückzuhalten.

Von Entsetzen gelähmt starrt die Greisin einen Augenblick auf die Gruppe, dann, mit heiserem Aufschrei, schlägt ihr Körper zu Boden.

Als die Besinnung wiederkehrt, liegt sie in ihrem Bett und sieht in das totenbleiche Gesicht der Lisi, die sie mit Kölnischem Wasser einreibt. Der Sohn steht mit finsterem Gesicht dabei. Die Ohnmacht hat der Mutter nichts von dem furchtbaren Eindruck verwischt, aber die Schwäche nach dem Fall ist noch so groß, daß sie nicht sobald der Sprache mächtig ist. Ihre Augen wandern von einem zum andern mit qualvoller Frage. Endlich bringt sie's heraus: »Was ist geschehen? Warum hast du das tun woll'n, Lisi?«

Die sinkt am Bett nieder und stöhnt nur, das Gesicht in die Decken gedrückt: »O Jesses, Eu'r Gnaden, ich kann's ja nit —«

»Ah was,« unterbricht sie der Mann, »schreckhaft ist sie halt gewesen. Ich hab' mir in der Küche noch ein Glas Wasser holen woll'n, und da hat die dumme Gredl gemeint, man will ihr was tun.«

Während er das herauspoltert, hebt das Mädchen rasch den Kopf und sieht ihn groß an; mit einem Blick so voll Verachtung und wachsendem Erstaunen, daß selbst dieser Mensch ihn nicht ertragen kann und sich abwendet.

Die alte Frau aber hat in dem Blick den wahren Vorgang gelesen. Beinahe raubt die Erkenntnis ihr wieder das Bewußtsein. Doch sie rafft alle innere Kraft zusammen und sagt zum Sohn mit gebrochener Stimme: »Geh jetzt!«

Er geht mit zusammengepreßten Zähnen. —

»So, Lisi, jetzt geh du auch schlafen.«

»Nein, nein, ich bleib' schon hier auf dem Sessel. Bitt' schön, Eu'r Gnaden, lassen's mich da, ich vergeh' sonst vor Angst.«

»So nimm dir ein Polster und eine Decke und leg' dich dort auf den Diwan. — Nur eins sollst du mir noch sagen: hat — er dich schon öfters gequält?«

Lisi nickt.

»Du armes Kind, warum hast du mir nichts gesagt?«

»Aber, Eu'r Gnaden, das hätt' i nit über mich bracht.«

»Du bist ein braves Mädel, jetzt schau' aber, daß du schläfst und dich erholst. Von jetzt ab brauchst keine Angst mehr zu haben.«

»Küss' d' Hand, Eu'r Gnaden.«

Ruhig wurde es in dem Zimmer. Das Mädchen schlief, ermattet von der ungeheuren Erregung, ein, die unglückliche Frau aber lag wach bis zum Morgen, denn wieder umtanzten sie die grauen Nachtgespenster. —

Alles Bitten der Lisi konnte die alte Frau am nächsten Morgen nicht bewegen, sich zu schonen und im Bett zu bleiben. Sie stand auf und kleidete sich wie gewöhnlich an. Das schwarze Seidenkleid, die weißen Löckchen, das Mullhäubchen — alles wie sonst; nur die Haltung gebeugter, und auf dem feinen Gesicht grausame Spuren der überstandenen Nacht. Statt der rosigen Farbe ein fahles Grau, an Stelle der vielen kleinen Fältchen um den Mund ein paar tiefe Falten, die klaren blauen Augen glanzlos, eingefallen. —

Um zehn Uhr hört sie bekannte Männerschritte. Ein Zittern überläuft sie, dann reckt sie sich empor und steht kerzengerade, ehrfurchtgebietend da. Es klopft.

»Herein!« Hart klingt die Stimme.

Im grauen Reisemantel, den Hut in der Hand, tritt der Sohn ein, scheu zur Seite blickend, geduckt, wie ein Hund, der Schläge erwartet. »Guten Morgen, Mutter! Ich wollt' Abschied nehmen. Darf ich dir die Hand küssen?«

Sie antwortet nicht. Da beugt er sich und führt ihre Hand an die Lippen. Bei der Berührung zuckt sie zusammen. Ist es Abscheu, ist's milde mütterliche Regung?

»Leb' wohl, Mutter!«

»Hast du mir sonst nichts zu sagen?«

Er zuckt die Achseln. »Du weißt ja so alles.«

»Ich weiß nur, was hier geschehen ist; aber ich weiß nicht, wieso aus meinem braven, ehrenhaften Sohn auf einmal ein verworfener, brutaler Mensch geworden ist.«

»Auf einmal? Nein, Mutter, das wird man nicht auf einmal. Du hast mich nur immer für was Besseres gehalten.«

Er mochte recht haben. Sie war blind gewesen und ist jetzt sehend geworden. Drum bemerkt sie auch erst heute, wie aufgedunsen sein Gesicht, wie verzerrt die Züge, wie gläsern die Augen sind.

»Höre, Bertold, ich habe mein Leben in Ehren verbracht, habe dich im Guten erzogen; du hast einen schönen, idealen Beruf wählen dürfen; noch von fern hab' ich dir die Sorgen leicht gemacht. So sag' mir: wie war das möglich, daß du so — so elend geworden bist?«

»Ach, Mutter, das würdest du ja doch nicht verstehen. Ich weiß, du bist gut zu mir gewesen, wahrscheinlich zu gut, aber du sitzt hier in deinem Winkel und weißt nicht, wie's draußen ist, und was man alles sieht und hört, wenn man sich jahraus, jahrein auf der offenen Landstraße herumtreibt. Da ist das bissel Erziehung bald futsch, man wird roh wie die andern Landstreicher.«

»Ja freilich, wenn man kein' inneren Halt hat. Und dann, du sprichst nur von Landstreichern. Hast du nicht immer Umgang mit vornehmen Leuten gehabt?«

Er lachte kurz auf. »Die vornehmen Leute! Ja, das sind die rechten! Die kennst du halt auch nur, wenn sie nüchtern sind und manierlich und sich ein Ansehen geben. Aber schau' dir einmal die Herrschaften an, wenn sie unter sich sind und ein paar Flaschen Wein hinuntergejagt haben. Da ist's aus mit der Noblesse, und wenn man sie amüsieren will, so muß man gemein sein, und je gemeiner man ist, desto lieber haben sie's, und desto mehr Geld lassen sie springen. Da spielt man halt erst Komödie, weil man's Geld braucht, und zuletzt ist man grad' so heruntergekommen an Leib und Seel' wie die — na, ich will das Wort nicht aussprechen.«

Mit geballten Fäusten hatte er sich auf einen Sessel fallen lassen; die Stimme war vom Zorn heiser geworden. Tiefer, lang unterdrückter Haß und Ekel quollen aus ihm.

Auch die Mutter war in einen Lehnstuhl gesunken, die zitternden Füße trugen sie nicht. Nun wollte er sie noch an dieser empfindlichen Stelle verwunden, ihr das Vertrauen in die von ihr verehrten Menschen rauben. Aber das sollte ihm nicht gelingen. »Nein, Bertold, das glaub' ich dir nicht. Es mögen auch Schlimme darunter sein — es sind eben Menschen — aber so wie du's ausmalst — nein, nein. Es kommt halt darauf an, wie man selber ist. Ein schlechter Mensch findet immer nur das Schlechte heraus, und du — o himmlischer Vater, ich kann's noch gar nicht fassen — aber du leugnest es ja selber nicht.«

»Wozu auch, Mutter? Ich hätt' dir's gern erspart, aber der dumme Zufall hat's ja verraten. Also leb' wohl!«

Die Greisin sah ihn in tiefem Schmerz an. »So willst du fort, Bertold? Ja, weißt du denn nicht, was du mir getan hast, und daß du mich wahrscheinlich nicht wiedersiehst? Ich bin alt, seit heute nacht sehr alt,« setzte sie leiser hinzu. »Kannst du mir nicht wenigstens den Trost geben, daß du dich herausarbeiten willst?«

»Nein, Mutter, da müßt' ich dir eine Komödie vorspielen, und das mag ich nicht. Schau', ich bin nicht mehr jung; in meinen Jahren wird man nimmer anders. Es tut mir selber weh, aber ich bin ein schwacher Mensch, der keine Gewalt über sich hat; da kann man nichts versprechen.«

Der Unbarmherzige, hätte er diesmal doch Komödie gespielt! Ahnte er denn nicht, daß seine »Offenheit« der alten Frau den Todesstoß gab?

Die aber wollte nichts unversucht lassen. »Bertold,« fing sie wieder an, »nimm mir nicht alle Hoffnung.« Die Stimme war von Tränen halb erstickt. »Du bist mein Letztes auf dieser Welt, ich will vergessen, daß du mir Schande gebracht hast. Bleib hier und laß dir von mir helfen. Vielleicht, daß in der reinen Luft —«

Er machte eine heftig abwehrende Bewegung. »Du hast doch gesehen, daß mir das nichts nutzt. Wenn mich einmal der Teufel packt — nein, ich kann hier nicht bleiben. Ich erstick' hier. Drum laß mich fort, Mutter!«

»So geh!« Sie hatte den Kampf aufgegeben und weinte still vor sich hin.

Er trat zu ihr und berührte ihre Hand zum letzten Abschied. Da endlich wich die Starrheit von ihm, und mit lautem Aufschluchzen sank er vor ihr nieder.

»Bertold, du bleibst?« schrie sie auf.

Er aber hatte sich schon wieder emporgerafft. »Nein, nein, es ist zu spät!« und stürzte hinaus.

Der Sommer mit seinen Leiden und Freuden war da. Wer nicht hinausfliegen konnte in die grüne Umgebung oder gar in die Berge, der genoß wohl nur die Leiden. Heiße, staubige Tage, schwüle Nächte: in den Straßen der inneren Stadt kein erquickendes Grün.

Die alte Frau Tuchinger ging längst nicht mehr aufs Land; es war ihr zu mühevoll und zu teuer. Aber im Stadtpark hatte sie immer stundenlang gesessen. Das Grün tat ihren Augen wohl, die herumspazierenden Menschen amüsierten sie, und die Luft war dort frischer als zwischen den hohen Häusern.

In diesem Sommer ging sie um keinen Preis aus. Es war, als hätte sie sich selbst geächtet und aus der menschlichen Gesellschaft verbannt. Tagelang saß sie auf einem Fleck am grünverhangenen Fenster. Wartete sie noch auf Nachricht von ihrem Sohn? Er hatte nur einmal kurz nach seiner Abreise geschrieben und um Verzeihung gebeten, seitdem nichts mehr. Wie verschollen.

Die Lisi beobachtete mit Schrecken, wie ihre gute Herrin schwächer und schwächer wurde. In dem Alter ersetzen sich verlorene Kräfte nicht wieder, und jene Nacht und der darauffolgende Tag hatten zu große Verwüstungen angerichtet.

Mich litt sie gern um sich, und da auch wir den Sommer in der Stadt bleiben mußten und ich Schulferien hatte, kam ich täglich und las ihr die Zeitung vor. Am meisten interessierten sie

noch immer die »Hof- und Personalnachrichten«; die hörte sie mit gespannter Aufmerksamkeit an. Und da geschah es, daß die alte Frau sich wieder freuen konnte. Eine junge Prinzessin, die Tochter einer Erzherzogin, sollte nächstens Hochzeit halten.

»Ach Gott, das liebe Kind, sie war so herzig, gewiß ist sie bildschön geworden wie ihre Mutter. Die war mir eine meiner liebsten Kunden.« Sie plauderte und erzählte. Ich sah mit Freuden, wie sie für einen Augenblick die Trauer vergaß.

»Wenn ich doch der lieben Prinzessin was Schönes zur Hochzeit schenken könnte! Aber was? Ich armes Geschöpf, Geld hab' ich nicht genug, um was zu kaufen, und die Kostbarkeiten von früher sind auch weg. Und es müßt' doch etwas recht Apartes sein, sonst dürft' man's ja gar nicht wagen.« Sie sah sich ratlos um. »Mädi,« rief sie plötzlich — fast wäre sie aufgesprungen —, »jetzt weiß ich's, die Vase, die Spitzenvase!«

Die Idee beglückte sie dermaßen, daß sie keine Stunde länger warten wollte. An die eigne Trennung von dem ihr so teuren Kleinod dachte sie gar nicht. Die Vase wurde schön verpackt und mit einem Briefe, den die alte Frau mit zitternder Hand selbst schrieb, nach dem Palais geschickt.

Die ungewohnte Anstrengung hatte sie müde gemacht, aber es war doch wieder Freude gewesen, Lebenselixier.

Im Gemüt blieb ein milder Lichtschein zurück; der Körper aber ließ sich nicht zwingen, er ging der Auflösung entgegen. Nach vierzehn Tagen konnte die Greisin nicht mehr das Bett verlassen. Das abgezehrte Gesicht mit den trübgewordenen Augen lag meist unbeweglich in den Kissen. Wie hatte es sich verändert!

Die Lisi blieb nun schon mehrere Nächte am Krankenbett, um nichts zu verabsäumen; ich löste sie bei Tage ab.

»Kind,« sagte die schwache Stimme, »war der Briefträger nicht da?« Die tägliche Frage.

»Nein, Frau von Tuchinger; es ist aber noch nicht spät.«

»Wenn du mit der Stickerei fertig bist, lies mir die Zeitung vor.«

»Ja, gern.«

Jetzt läutete es. Ich eilte hinaus und öffnete einem Diener in stattlicher Livree, der mir mit der Frage »Frau Elise Tuchinger?« ein großes Kuvert übergab. Ich stürzte aufgeregt hinein. »Frau von Tuchinger, das hat ein Kammerdiener in einer sehr schönen Livree gebracht.«

Die Kranke wollte rasch den Kopf heben, es ging nicht. »Mach's geschwind auf!«

Ich öffnete und zog eine Kabinettphotographie heraus. »Oh, das ist ja das Bild von der Prinzeß, und drauf steht: Zur freundlichen Erinnerung. Christine.«

»Gib, gib!« Mit zitternden Händen nahm die Kranke das Bild und hielt sich's ganz dicht vor die Augen. »Lieber Gott, wie schön, das liebe Gesicht! Und sie hat an die alte Tuchinger nicht vergessen.«

»Sie will sich halt für die schöne Vase bedanken.«

»Na ja, aber doch, eine so hohe Dame. Und selbst hat s' was draufgeschrieben: Zur freundli—chen Erinnerung,« buchstabierte sie mühsam.

»Lieber Gott, die Gnad' und die Freud', daß ich das noch erleben darf.« Helle Tränen, Freudentränen liefen ihr über die gefurchten Wangen. Den Großen wird es so leicht, zu beglücken.

Die alte Frau schloß die Augen wieder; das Bild hielt sie mit den Händen auf die Brust gedrückt. Ich setzte mich mit der Zeitung ans Bett. »Soll ich jetzt lesen?«

»Nein, mein Kind. Nach der großen, großen Freude will ich ein bisserl ruhig liegen. Lies du derweil für dich!«

Ich blätterte. Kleine Chronik, Theater, Aus dem Gerichtssaale. »Jesus, Maria und Josef!« Das Blatt war mir entfallen, so zitterte ich. Instinktiv sah ich nach der Kranken, die hatte den Ausruf nicht gehört, sie schien zu schlafen.

Hatte ich denn richtig gelesen? Ja, da, da steht's.

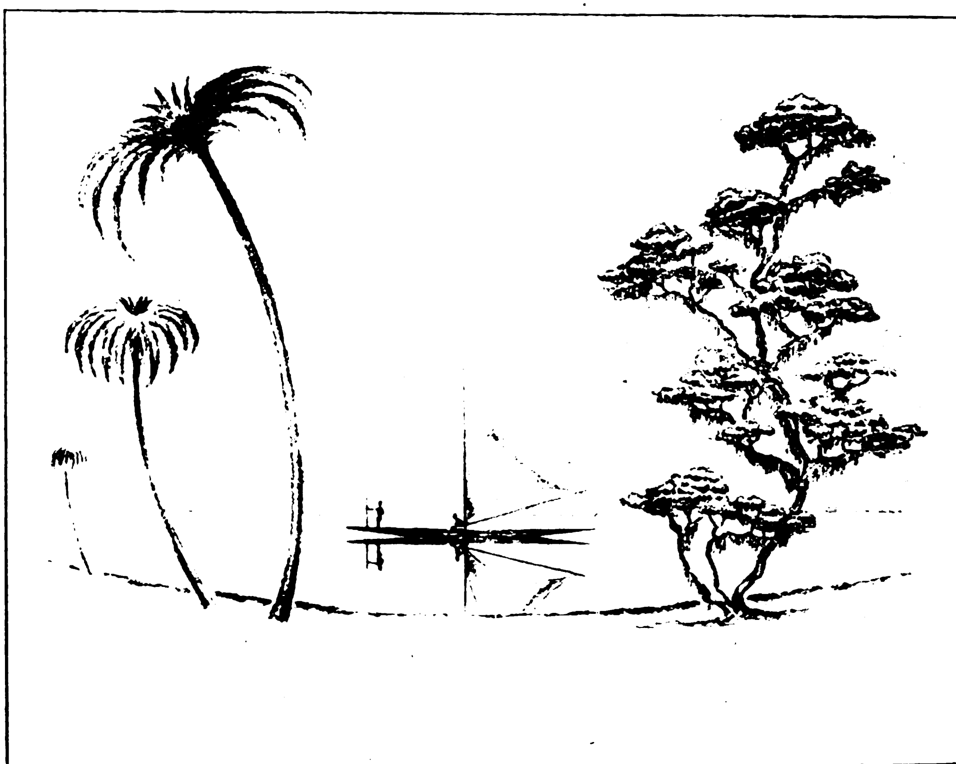
»Linz, 30. Juli. In einer Gefängniszelle des hiesigen Bezirksgerichts erhängte sich gestern Nacht der ehemals beliebte Komiker Bertold Tuchinger. Er war wegen Betrügereien und anderer Vergehen, die er vor mehreren Monaten begangen hatte, hier verhaftet worden.«

Entsetzlich! Mir schwindelt's. Ich verstecke das Blatt unter der Schürze und beuge mich über das Bett. Merkwürdig! Das welke Gesicht sieht plötzlich frisch und rosig aus, als fiele ein Strahl der Abendsonne darauf. Oder ist es noch die innere Glückseligkeit, die es durchleuchtet und verklärt?

Aber wie nur? Sie atmet ja nicht — die Hände sind starr und kalt, der Puls klopft nicht ... Ich habe noch niemanden sterben sehen, aber ich weiß, hier ist's vorbei.

Und ich falle auf die Knie und stammle ein heißes Dankgebet: »Heilige Mutter Gottes, du bist barmherzig!«





Rudolf Gebhardt: Meru

Von Kunst und Künstlern

Diego Velasquez: Infantin Maria Anna (vor S. 493) — Alfred Rethel: Der Kopf Karls des Großen (vor S. 525) — Ernst Stückelberg: Meine Mutter (vor S. 461) und Entsagung (vor S. 477) — August Böcher: Prozession in Überlingen (vor S. 453) und Epiphyllum (vor S. 445) — Mathilde von Freytag-Loringhoven: Javanische Quitten (vor S. 509) — Curt Topel: Holländische Mühle an der Unterelbe (vor S. 485) — Gustav Johannes Buchner: Abendruhe (vor S. 517) — Rudolf Gebhardt: Südsee (vor S. 541); Meru (S. 546) und Togo (S. 547) — Eugen Spiro: Stierkampf (S. 548) — Heinrich Zille: Der Künstler auf der Straße zeichnend (S. 549); Hinaus in die Ferne (S. 550); Die Ratte (S. 550) und Kinderköpfchen (S. 551)

Der Entstehungszeit und dem künstlerischen Range nach steht an der Spitze unsrer Kunstblätter die Infantin Maria Anna (nicht Theresia, wie in der Bildunterschrift fälschlich nach dem Katalog des Louvre gedruckt ist) von dem Spanier Diego Velasquez, ein Werk des 17. Jahrhunderts, ebenso bedeutend als Malerei an sich wie als Bildnisschöpfung und als Zeitdokument. Jedem andern höfischen Bildnismaler wäre diese Kaskade von falschen Haaren, Schleifen, Schmucksachen und Federn, die die Grandezza der Zeitmode forderte, verhängnisvoll geworden; Velasquez bringt durch das Beiwerk spielend hindurch zur inneren Charakteristik der Person. Ein Zug von Jugendfrische und Freude, von Würde und Machtbewußtsein liegt auf dem hübschen, sympathischen Gesicht der Sechzehnjährigen, und dazu paßt vortrefflich der heitere, festliche Glanz des silberdurchwirkten, mit roten Schleifen und Bändern geschmückten Kleides, das sich von dunkelgrünem Hintergrund abhebt. Dies nur als Brustbild ausgeführte Porträt gilt als Vorstudie zu dem in voller Figur auftretenden Wiener Bilde, das unter der hohen, gleich einem Flaschenhals zusammengeschnürten Taille den weit ausladenden steifen Reifrock und das von der linken Hand gehaltene riesige Taschentuch zeigt.

Nur eins unsrer übrigen Kunstblätter kann sich mit diesem Meisterwerk vergleichen: Alfred Rethels Blatt »Der Kopf Kaiser Karls des Großen«, ein Aquarellentwurf für das im Text des Aufsatzes von Kaufmann wiedergegebene Aachener Freskogemälde »Besuch Ottos 3. in der Gruft Karls«. Der Unterschied ist der: Velasquez malte, wenn auch repräsentativ, mit unbestochener Treue und Strenge die Wahrheit des Lebens, Rethel schuf aus der Phantasie, mit der Freiheit und Größe innerer Schaukraft. Der Künstler selbst nennt die Aachener Darstellung »eine geschichtliche Apotheose« und begleitet den Entwurf zum Fresko mit den Worten: »In hoher Begeisterung für die Tugenden seines großen Ahnen pilgert Otto 3. nach Aachen, läßt sich dessen Gruft öffnen und stärkt sich durch ein in-

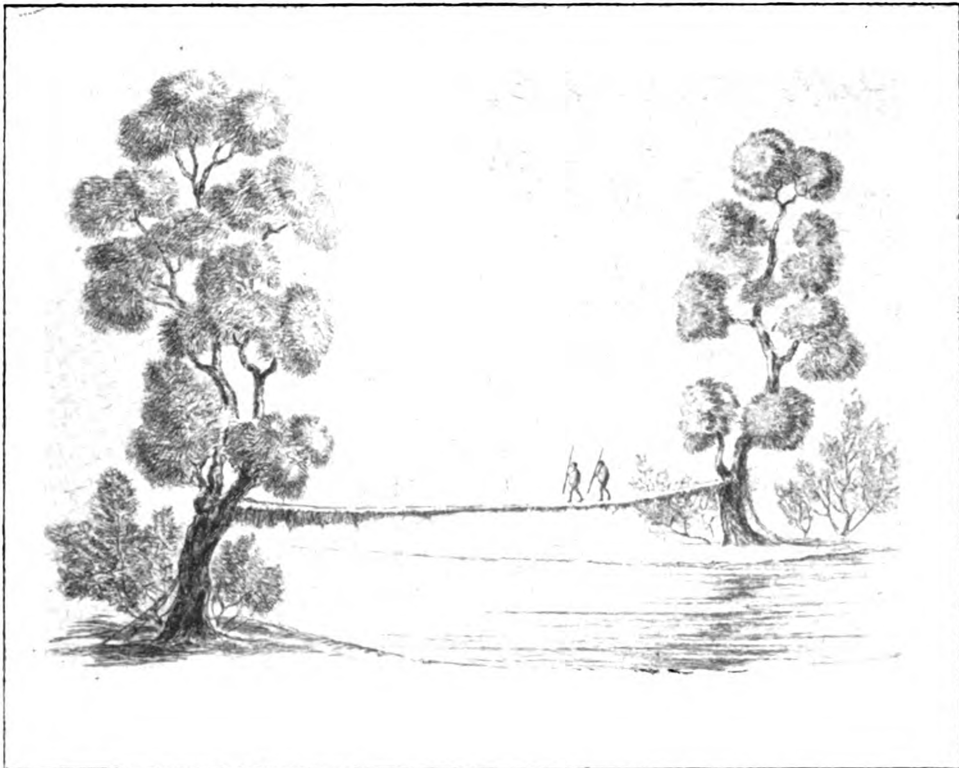
brünstiges Gebet vor der mächtigen Leiche zur kräftigen Nacheiferung in Gesinnung und Taten.« Diese Auslegung hat persönlichen Bekenntniswert für den Künstler selbst. Auch er bedurfte in der Reaktionszeit, in der er den Aachener Zyklus schuf, der Aufrichtung; auch das niedergebeugte Nationalgefühl von damals mußte sich »durch liebevolle Betrachtung einer großen Vergangenheit für den Jammer der Gegenwart zu entschädigen suchen«.

Auf den Spuren Rethels wandelte der nur um fünfzehn Jahre jüngere Ernst Stückelberg. Wie der Rheinländer seiner Heimat die acht Fresken aus der Geschichte des großen Karl schenkte, so der Schweizer der seinigen die Tell-Fresken in der Kapelle am Vierwaldstätter See. Aber so wenig wie Rethel ging auch Stückelberg in der Monumentalmalerei auf. Der Aufsatz vom Grafen Rehbinder mit seinen an Ort und Stelle in Basel unter gütiger Beihilfe der Familie Stückelberg ausgewählten Abbildungen gibt reichliche Kunde auch von seinen intimeren und genrehaften Schöpfungen. In dem Bildnis seiner Mutter und der »Entsagung« haben wir zwei der reifsten Stücke dieser Gemälde.

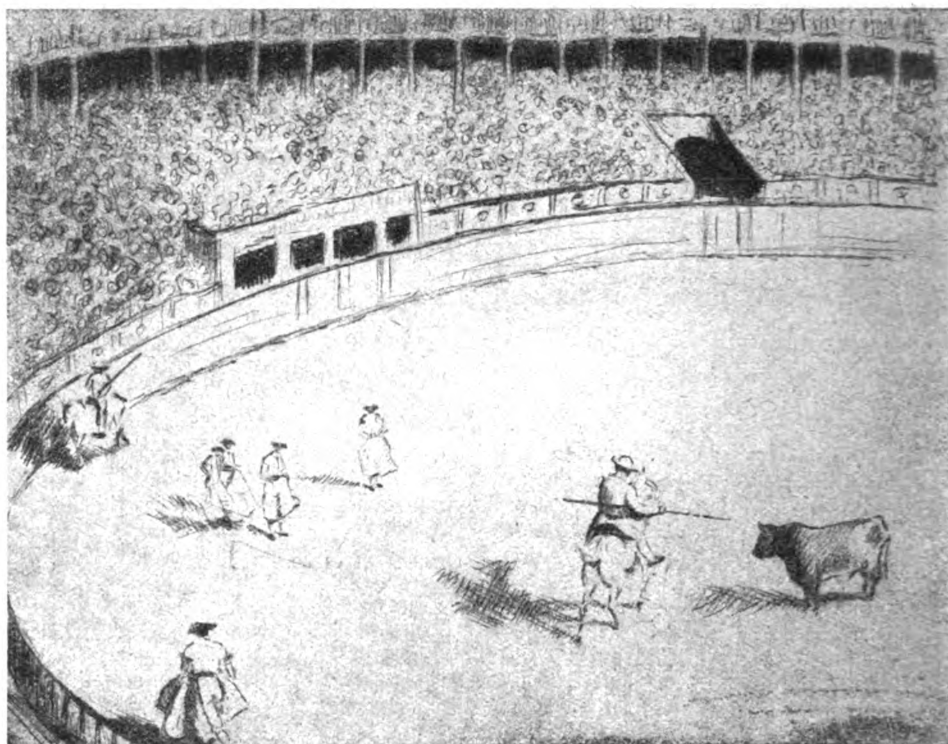
August Böcher, der erst vor kurzem (Dezemberheft 1923) seine ausführliche Würdigung erfahren hat, tritt uns auch in den beiden neuen Werken »Prozession in Überlingen« und »Epiphyllum« als der starke und kühne Kolorist entgegen, der uns schon in jener Gesamtdarstellung so viele wirkungsvolle Proben seines farbensatten Pinsels gezeigt hat. Man muß diese beiden Gemälde zwischen denen andrer Berliner Maler unsrer Tage in der Mai-Ausstellung des Berliner Künstlerhauses gesehen haben, um das Temperament ihrer Auffassung, die Frische und Belebtheit ihrer Farbengebung nach Gebühr zu schätzen. Für das Stilleben mag Böcher in Wilhelm Blanke einen Rivalen haben, die Prozession, unter süddeutschem Himmel unter dem blitzartigen Eindruck eines Augenblicks empfangen, übertrifft an farbigem Leben alles, was dieser gern ergriffene Vorwurf der jüngeren Berliner Malergeneration hergegeben hat.

Mathilde von Freytag-Loringhoven, der Weimarerin, ist in den Japanischen Quitten, diesen auch bei uns heimisch gewordenen rot jubelnden Frühlingsboten, ein besonders glücklicher Wurf gelungen. Blütenzweige dieser exotischen Art wollen neben dem sicheren Takt für die Farbe auch Beherrschung der Zeichnung für ihre bizarren und doch zierlichen, wie aus Edelmetall getriebenen Formen. Diese Vereinigung organischer Koloristik und ornamentaler Formengebung scheint uns hier meisterhaft erreicht zu sein.

Curt Topel, ein Pommer von Geburt, in



Rudolf Gebhardt: Togo



Eugen Spiro: Stierkampf — Aus dem Mappenwerk »Spanische Reise« von Eugen Spiro

Mit Genehmigung des Kunstverlages Wohlgemuth & Lißner, Berlin

Berlin daheim, aber durch seine fleißigen Studienfahrten mit allen Teilen Deutschlands vertraut, zeigt sich uns in seiner Holländischen Mühle an der Unterelbe vornehmlich als Atmosphärenmaler. Die Darstellung von Luftstimmungen, Wasser und Wolken ist von frühauf sein Lieblingsthema gewesen. Er fand sie in der Mark, in der herbstlichen Lüneburger und Meppener Heide, an den Alpenseen, während des Krieges im Südvorharz und im Spreewald, während der letzten vier Jahre hauptsächlich im Hamburger Hafen und an der Unterelbe. In der Galerie von Eduard Schulte in Berlin war im Mai und Juni d. J. zum sechzigsten Geburtstag des Künstlers eine stattliche Reihe dieser Bilder zu einer Sonderausstellung vereinigt. Darunter befand sich auch unser Mühlenbild aus dem Alten Lande, und obwohl größere und wohl auch bedeutendere neben ihm hingen, zog es durch seinen wuchtigen Aufbau und das dramatische Leben in der Wolkenbildung die Augen der Besucher vornehmlich auf sich. Wir gedenken später noch zwei andre Bilder der Ausstellung in farbiger Wiedergabe zu zeigen, Bilder, die mehr die ruhige Weiträumigkeit des Flusses und die kleinen stillen Seitenhäfen zu ihrem Rechte kommen lassen.

Von einem entwicklungs- und hoffnungsvoll aufstrebenden Münchner Maler kommt das Bild »Abendruhe« (»Im Schafstall«). Man muß Gustav Johannes Buchner nach seiner entscheidenden Ausbildung wohl einen Zügel-Schüler nennen, aber er hat den Kreis des Meisters bald selbständig überschritten, indem er sich vom Animalisch-Gegenständlichen hinweg mehr den Farbenstimmungen zuwendete. Das Wichtigste bei seinem malerischen Schaffen war und ist ihm die Bindung der Farben zu einem koloristischen Ganzen. Öfters beschränkt er sich dabei, wie in dem Selbstbildnis mit seinem Knaben, auf ein verschiedenartiges Grau; manchmal, wie bei unserm Bild, reizt ihn umgekehrt gerade eine Harmonie stärkerer, wenn auch in sich wiederum gedämpfter und besänftigter Farben. Mit diesen dekorativen Schönheiten begnügt sich der Künstler aber nicht. Sein Streben geht im Bildnis auf das Charakteristische und Persönliche, in der Landschaft und im Stillleben auf die Betonung der inneren Stimmung, die sich dem Beschauer ebenso zwingend mitteilen muß, wie der Maler selbst sie empfunden und empfangen hat. Bei Zügel gab es nur Pferde und Kühe zu malen. Auch den Weg zu den Schafen, seinen Lieblingen aus der Jugendzeit, mußte Buchner sich also erst suchen. Was ihn daran reizt, ist das Weiche, Wollige und Schmieg-



Heinrich Zille auf der Straße zeichnend

Aus Heinrich Zilles »Berliner Geschichten und Bilder« (Verlag von Carl Reißner in Dresden)

same der Körperfläche, die das Licht sanft verteilt, wie denn dieser Maler überhaupt für alle ruhigen Naturfarben, Holz, Wachs, Leder, Brot, Erde, Schnee u. dgl., eine »Schwäche« hat, aus der er durch Kunst eine Stärke macht.

Ein Künstler, der sich aus seiner Phantasie heraus die Welt des Friedens, der Stille und der heiteren Einsamkeit aufgebaut hat, die ihn heute nach mancher Sorge und Enttäuschung innerlich beglückt, begegnet uns in dem Dresdner Maler und Radierer Rudolf Gebhardt. So sind auch die drei exotischen Blätter, die wir von ihm zeigen, die »Südsee«-Landschaft, »Togo« und »Meru«, Phantasien, die ihre Wahrheit nicht in der Nachbildung der Natur, sondern in sich selber suchen, in dem Rhythmus ihrer Linien, der musikalischen Dynamik des Schwarz und Weiß, also keine Impressionen der Wirklichkeit, sondern eher Expressionen des Gefühls. der Vorstellung, des aus der Seele geborenen Bildes, mit einem Wort: freie Dichtungen.

Eugen Spiros Radierung »Stierkampf« ist eine Frucht der großen spanischen Studienreise, die der Berliner Maler vor kurzem beendet hat, eine Frucht heißen Miterlebens und empfänglichster Beobachtung all dessen, was dies künstlerisch — im Gegensatz zu Italien — lange noch nicht erschöpfte Land dem Malerauge bietet. Spiro hat die aus der spanischen (und marokkanischen) Reise gewonnenen Blätter in einem kostbaren Mappenwerk vereinigt, das im Kunstverlag von Wohlgemuth & Lißner in Berlin in vornehmer Ausstattung und sorgsamstem Druck erschienen ist.

Heinrich Zille hat keine überseeischen Reisen nötig, um zu seinen Stoffen und Modellen zu kommen — es sei denn, er segelte mal über den Müggel- oder Scharmützelsee. Er braucht sich, wie es Menzel tat, mit seinem Skizzenbuch nur auf die Straße zu stellen, im Osten oder Norden Berlins, seinen Lieblingsgegenden, und alsbald ist er umkränzt von Modellen, von der »rotznasigen Jöre« bis zum »Greis im Silberhaar«. Natürlich müssen die dann ihre trockenen Berliner Witze über den »Herrn Kinstler« machen, trocken, auch wenn es Strippen regnet: »Sie haben woll sonst keene Zeit, dat Se det noch bei'n Regen missen zurechtfingern?« — aber gut Freund sind sie doch alle mit ihm, denn Zille, ein echtes Berliner Kind,



Heinrich Zille: Hinaus in die Ferne

Aus Heinrich Zilles »Berliner Geschichten und Bilder« (Verlag von Carl Reißner in Dresden)

obgleich er in Dresden geboren, spricht ihre Sprache und versteht ihre Seele, und sie wiederum wissen, daß er ein Herz für sie hat, daß er sie liebt, auch wenn er sie noch so schonungslos karikiert. Der Nicht-Berliner hat es nicht leicht, ein Verhältnis zu diesen Zilleschen Großstadttypen und -szenen zu gewinnen. Er ist geneigt, »gemein« oder »widerlich« zu finden, was für das Künstlerauge gerade so gut seinen Charakter hat wie die »feinen Leute« der Bars oder der Rennplätze; denn auf Charakter kommt es an in der Kunst, und wer ihn findet und charaktervoll auszudrücken weiß, der kann seine Meisterschaft in der Acker- und Mulackstraße genau so gut bewähren wie in der Tauentzienstraße oder an der Adlon-Ecke. Aber auch in Berlin selbst hat Zille als vermeintlicher Verunglimpfer Berlins und seiner Bewohner lange Zeit mit Vorurteilen zu kämpfen gehabt, zumal da er, ein Meister auch des Wortes, ähnlich wie Wilhelm Busch, es liebt, die Schnoddrigkeit des Berliner Witzes, der seine Gefühlsseligkeit gern hinter einer kalten Grimasse verbirgt, noch durch volkstümlich derbe Texte zu unterstreichen, die an Echtheit nichts zu wünschen übriglassen. Schließlich, noch ehe er die Sechziger überschritten, ist man doch hinter seinen Humor gekommen, hat man eingesehen, daß er alles eher als ein frivoler Spaßmacher und Schmutzmaler ist, daß seine Kunst von einem warmen, gütigen Sozialempfinden erfüllt ist und getragen wird von einem eignen Weltgefühl. Drum sind seine Zeichnungen und Radierungen aus den Witzblättern allmählich in die Kupferstichkabinette und Galerien gewandert, und er selbst ist zum Mitglied der Akademie ernannt worden. Freilich, er hat einen schweren Weg gehabt, und wenig Sonne hat ihm auf seinem Feld, der Darstellung des fünften Standes, der von der Kunst Vergessenen und Verachteten, geschienen. Er gehörte nach seiner Herkunft und seinen häuslichen Verhältnissen selbst in ihr »Milljöh«; drum verstand er sie auch gleich so gut, kannte all ihre Leiden und Kümmernisse, aber auch ihre Freuden und ihre Sehnsucht. Vom handwerksmäßigen Lithographen stieg er mühsam zum schöpferischen Graphiker auf; erst als Fünfzigjähriger war er so weit, daß er freien Willens mit den Mitteln seiner Kunst seine eigensten Erlebnisse ausdrücken durfte, auf daß wir sie miterleben — jetzt erst war er ein Meister.



Heinrich Zille: Die Ratte

Aus dem Buche »Zeichner des Volkes« von Adolf Heilborn (Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf)

Nun hat er in einem stattlichen Quartband seine »Berliner Geschichten und Bilder«, 163 an der Zahl, gesammelt und mit einem Lebenslauf eingeleitet (Dresden, Carl Reißner). Kein Geringerer als Liebermann hat in Gestalt eines Briefes an den »Lieben Zille« die Einführung dazu geschrieben: »... Tausende und aber Tausende würden achtlos, und wenn sie darauf achteten, sogar mit Abscheu an den Szenen, die Sie schildern, vorübergehen ... Sie dagegen werden von ihnen tief bewegt. Das große Mitleid regt sich in Ihnen, aber Sie beeilen sich, wie Figaro sagt, darüber zu lachen, um nicht gezwungen zu sein, darüber zu weinen. Wir spüren die Tränen hinter Ihrem Lachen ... Sie scheinen nur zu registrieren und berichten nur

über Ihre Eindrücke, und wären es auch die komischsten, mit ernsthaftester Miene, ohne, wie der Berliner sagt, mit der Wimper zu klimpern. Aber hinter dieser scheinbaren Ruhe fühlen wir den warmen Pulsschlag Ihres Herzens.« Das soll man sich gesagt sein lassen, wenn man sich in diesen Geschichten und Bildern ergeht, und nicht gleich über Roheiten zetern, wenn es nicht überall nach Veilchen darin riecht. Der Berliner Humor ist manchmal eine bittere Pflanze, die auf dem Komposthaufen wächst, aber gleich andern die Sonne des Himmels trinkt. — Gleichzeitig hat Zille nun auch seine Monographie bekommen. In den »Zeichnern des Volkes«, einem reich mit Zeichnungen und Skizzen illustrierten Bande, stellt ihn Adolf Heilborn mit Käthe Kollwitz zusammen, die gleich ihm ein Anwalt des Volkes, der Armseligen und Beladenen ist, aber mit ihrem glühenden Pathos und ihrer flammenden Beredsamkeit oft auch zur leidenschaftlichen Anklägerin der Gesellschaft wird. Neben ihr werden Zilles Gutmütigkeit, sein befreiender Witz und versöhnender Humor noch deutlicher, schon weil hier, in den freien Skizzen und Studien, unbehinderter noch als in den Berliner Geschichten und Bildern der unbefangene Künstler sich ausspricht, dessen Stift sich oft allein mit einer charakteristischen Gestalt, einer Haltung, einer Bewegung, einer ausdrucksvollen Linie begnügen darf. Auch farbige Kunstblätter sind eingeschaltet, und wir haben unser Erstaunen und Entzücken an diesen feinen und zarten Köpfen, diesen duftigen Garten- und Blumenstücken, diesen lieblichen Kinderstudien. Was Heilborns Text gibt, ist keine kritische Untersuchung und Beleuchtung der beiden Berliner Volkskünstler, sondern eine von Liebe und Verehrung diktierte Darstellung ihres Werdens und ihres im Schaffen errungenen reichen Menschentums. F. D.



Heinrich Zille: Kinderköpfchen

Aus dem Buche »Zeichner des Volkes« von Adolf Heilborn (Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf)

Zwei Gedichte von Albert Sergel

Vineta

Die Stadt des Glückes ist versunken,
Vom Lebensmeer hinweggespült. —
Lauschst du, ob dir erinnerungstrunken
Auftaucht, was du so heiß gefühlt? —
Im Grunde weiche Glocken gehn — —
Will alles wieder auferstehn.

Das singende Herz

Die Englein singen ein stilles Lied,
Das sie Frau Maria gelehrt;
Und du und ich, wir haben es
Erst jüngst im Walde gehört.

In den Birkenzweigen die Amsel sang's;
Dann flog sie himmelwärts —
Und wenn's nicht eine Amsel war,
So war's wohl unser Herz.

Literarische Rundschau

Aus unsrer Jugendzeit klingt wie Märchen- und Wunderton ein Buchtitel herüber, durch 30, 40 Jahre: Grubes Charakterbilder. Es war damals so ziemlich »das höchste der Gefühle«. Nur wenn man sich in der heiligen Dreieinigkeit des Schullebens: Aufmerksamkeit, Fleiß und Leistungen, ein volles Jahr lang vor allen andern ausgezeichnet hatte, und nur wenn sich wieder genügend Zinsen in der Stipendienkasse angesammelt hatten, konnte man darauf hoffen, daß einem zu Ostern bei der feierlichen Schulfeier diese vier gewichtigen Bände in die Arme gelegt werden würden. »Ein Schatz fürs Leben« — »Eine nie versiegende Quelle des Wissens und Genießens« — »Ein grünender Stab noch deines Alters« hieß es dann wohl in der feierlichen Überreichungsansprache. Und man ging heim damit, als trüge man die Bundeslade, vier bis sechs Kameraden zur Seite — wenigstens die Bilder wollte man in Gesellschaft ansehen, bevor man sich mit den vier backsteinschweren Bänden zur einsamen Lektüre ins stille Kämmerlein zurückzog. Ob jemals einer diese 2500 Seiten auf der Schule noch zu Ende gebracht hat? Ich glaube es kaum. Aber einige Kapitel wurden alsbald, schon auf die Überschriften hin, mit Heißhunger verschlungen: Sturmfluten an der Nordsee; Masuren, das Land der tausend Seen; die Eiszeit und ihre Landschaftsformen; »Talwärts mit des Feldbergs lieblicher Tochter«; der Karneval in Köln; die Kruppschen Werke; die Wartburg; Münchner Biere; eine Glocknerbesteigung. Dann aber ging's in fremde Länder, zum Nordpol, nach Island, nach Nischnij-Nowgorod, auf die Kaukasusstraßen, in die römische Campagna und die Abruzzen, nach Afrika, Amerika, Asien, Ozeanien und in die Antarktis. Und überall da, wo Überschriften oder Bilder lockten, ward haltgemacht, aber doch nur für 20, 30, 40 Seiten, dann rief schon ein neues Kapitel, das noch mehr der Wunder und Abenteuer versprach. Nein, auf einen Ritt war solch ein Werk nicht zu zwingen; am Ende hatten die Lehrer doch recht: dies war ein Buch fürs Leben.

Von neuem kehren jetzt diese »Geographischen Charakterbilder«, vier stattliche Bände mit den »Charakterbildern deutschen Landes und Lebens« (Leipzig, Friedr. Brandstetter), wieder bei uns ein. Ihr Reiz ist noch der alte: sie verstehen zu erzählen und wissen, was packt, fesselt und Wurzeln schlägt. In geschickt ausgewählten Beiträgen namhafter Forscher und Reiseschilderer ziehen hier die Länder und Völker, ihre Sitten und Bräuche, ihre Lebens- und Erwerbsverhältnisse an uns vorüber. Und es werden Bilder, Charakterbilder daraus, denn nicht auf Anhäufung trockener Wissenschaft läuft es hinaus, sondern Anschaulichkeit, Bildhaftigkeit, Charakterhaftigkeit ist das Ziel der Auswahl und Darstellung. Natürlich hat in den neuen Ausgaben der vier Bände — drei zählen die 22., einer, der deutsche, die 17. Auflage — fast alles neu bearbeitet oder doch durchgesehen werden müssen: wo gäbe es da nicht zu ergänzen, zu berichtigen, umzuzeichnen, frisch zu kolorieren! Die Professoren Dr. Hans Stübler und Dr. Georg Dreßler haben tüchtige Arbeit geleistet, aber dem Grundton des Ganzen so viel Respekt bewiesen, daß seine ursprüngliche Lebendigkeit nicht zerstört worden ist. Auch die Bilder sind erneuert und durch farbige bereichert worden. In wie viele Gegenden ist heute die Kamera gedrungen, von denen beim ersten Erscheinen des Werkes nur Zeichnungen nach flüchtigen Skizzen möglich waren! Seinen Prämienberuf erfüllt der Grube wohl auch heute noch, darüber hinaus aber ist er zu einem Hilfsbuch des erdkundlichen und kulturgeschichtlichen Unterrichts geworden und damit zu einer Brücke zwischen Lehrer- und Schülerschaft, wie die neuen Unterrichtsgrundsätze sie fordern, doch bis heute in solcher Gediegenheit nur selten aufzuweisen haben.

Wilhelm von Humboldt hat einmal in glücklicher Form die Stufenfolge von Zivilisation, Kultur und Bildung gezeichnet: Zivilisation ist ihm die Vermenschlichung der Völker in ihren äußeren Einrichtungen und ihrer darauf bezüglichen Gesinnung; Kultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu; wenn wir aber Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühl des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt. Auf dieser Auslegung des Begriffes »Bildung« baut sich die Bücherfolge auf, die der Verlag von Alb. Langen in München als »Bücher der Bildung« bezeichnet, und die einst führende und grundlegende, dann aber, meistens durch ungünstige Umstände des Büchermarktes, in den Hintergrund oder gar in Vergessenheit geratene Werke wieder ans Licht holt. »Bücher der Bildung« — das sind nicht allzu gelehrte, vielmehr meistens künstlerisch geformte Bücher, die von Bildung im Humboldtischen Sinne zeugen, aber auch Bildung in seinem Sinne verbreiten. Programmatische Bedeutung für die Sammlung hat Karl Hillebrands Essaysammlung »Abendländische Bildung« (Band 8). Wie hier die Entwicklung der abendländischen Weltanschauung und Gesellschaft dargestellt, wie die Frage: Halbbildung oder Bildung? beantwortet und unser Verhältnis zur Kunst erörtert wird — das ist ein Boden, auf dem wir uns noch heute bewegen können. Den

»letzten humanen Deutschen, der die Feder zu führen wußte«, nannte Nietzsche den 1884 in Florenz im Kreise seiner Kunst- und Gesinnungsfreunde, des Bildhauers Adolf Hildebrand, des Malers Hans von Marées, der Dichterin Isolde Kurz u. a., gestorbenen Kulturästhetiker; er verdient auch heute noch, einer solchen Sammlung, wie sie hier geplant ist, den Weg zu weisen. Doch nicht bloß »geplant«, sondern schon zu stattlicher Kette zusammengefügt! Denn da finden wir außerdem in zwei Bändchen die Geschichte Roms im Mittelalter von Ferdinand Gregorovius, ferner Rudolf von Iherings »Recht und Sitte«, noch heute eine der geistreichsten und lebensvollsten Gesellschaftslehren, Viktor Hehns Italienische Reise, die sich noch der heutige Italienreisende ins Täschchen packen sollte, Ignaz von Döllingers kühne Abhandlungen über Geschichte und Kirche, einen Auswahlband aus Wilh. Scherers literarhistorischen Aufsätzen, der uns von Wolfram über Walther, Luther, Lessing, Herder und Schiller zu Goethe führt, und endlich zwei Bände von Goethe selbst, einen mit kleinen Prosaarbeiten, die sich in den großen Gesamtausgaben allzusehr verstecken (Straßburger Münster; Altdeutsche Malerei am Rhein; Rochusfest zu Bingen; Winckelmann; über die verschiedenen Arten des Denkens; über den Granit, wo soviel rein Geistiges steht), und einen zweiten, den »Ur-Goethe«, der die ersten, an Ursprünglichkeit unerreichten Fassungen des Götz, des Faust und der Iphigenie vereinigt. Alle diese Bände begnügen sich, um den Umfang von 250, höchstens 300 Seiten nicht zu überschreiten, mit Auswahlstücken, aber diese Stücke sind von feinsinnigen Herausgebern wie Jos. Hofmiller und Jos. Bernhart so zusammengefügt, daß man nur selten die Lücken spürt und immer etwas Dauernd-Gültiges empfängt.

An Immermanns »Münchhausen«, seinem stärksten und gehaltvollsten Werk, dem einzigen, das seiner mannhaften Charakterkraft ganz wert und würdig ist, hat die Nachwelt einen seltsamen Frevel begangen: sie hat der Pflanze das Herz ausgebrochen und dieses Herz, den »Oberhof«, als Ganzes, als vorgebliches selbständiges Werk in die Welt gesandt. Man möchte in Wut darüber geraten und muß sich doch sagen, daß der Dichter selbst mit seiner romantisch-satirischen Formlosigkeit dem Sakrileg Vorschub geleistet hat; denn der Roman als unverkürztes Ganze ist heute, nein, war schon bald nach Immermanns Tode (1840) nur mit literarhistorischem Besteck zu genießen, und wer weiß, ob das Volk heute überhaupt noch etwas von ihm wüßte, wenn nicht die blonde Lisbeth, der Jäger aus Schwaben und der westfälische Hofschulze in ihrem Rettungsboot von dem großen zum Untergang verdammten Kutter abgestoßen wären. Aber gäbe es da nicht noch eine andre Lösung, die volkstümliche Genießbarkeit und die literarische Seetüchtigkeit des Werkes zu retten, einen Mittelweg, der mehr von der Grundstruktur des Ganzen erhält, ohne die uns liebgewordene Episode durch die satirischen Schnörkeleien und die nur mit gelehrtem Kommentar noch verständlichen Zeitanspielungen zu überlasten oder zu verdunkeln? Julius Bab hat einen solchen Weg gesucht und glaubt ihn gefunden zu haben, indem er in einer neuen zusammenfassenden Bearbeitung des »Münchhausen«, die den Untertitel »Der Oberhof« nicht verschmäht (Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft), den Versuch macht, die große pathetische Gesamtkomposition mit ihren zeitlos lebenden Hauptteilen zu zeigen, aber dabei alles, was bloße, einst aktuelle, heute verdorrte Zeitsatire, wegzulassen. Wohl behält auch dieses Verfahren, das ein paarmal überbrückende Zwischenbemerkungen des Herausgebers nötig macht, seine Schwächen, aber man darf zugeben, daß das Werk, das nun nirgends mehr gelehrte Erläuterungen braucht, auf diese Art noch am ehesten für die breitere Schicht der deutschen Leserschaft wieder zum Leben zu erwecken ist. Es wäre überflüssig, hinterher, nachdem der »Oberhof« nun mal drei Lebensalter hindurch fast allein für Immermanns Popularität gesorgt hat, auf diesen »Verlegerkniff« zu schelten, wenn nur alle die, denen das ein liebes, teures Buch geworden ist, jetzt, wo die bequeme Möglichkeit dafür gegeben, die dem Dichter zugefügte Unbill gutmachen wollten. Sie können es, indem sie diesen auch äußerlich in seinem blaugoldenen Gewande mit Lederrücken höchst gefälligen Band in ihre Bücherei und ihre Herzen aufnehmen.

Immermann hatte im Leben seltsame Freundschaften und noch seltsamere Feindschaften: Heine, der innerlich gar nichts mit ihm gemeinsam hatte, war sein eifriger Parteigänger, August Graf von Platen, ein Aristokrat des Geistes wie er, sein geschworener Widersacher. Die Zeit hat diese Seltsamkeiten ausgelöscht, indem sie die literarischen Streitigkeiten, um die es damals ging, zu Belanglosigkeiten machte und sich bemühte, den Kern an beiden Männern ins Licht zu rücken. Dafür sorgt an seinem Teilchen auch das Brevier, das im Werk-Verlag zu Berlin unter dem Titel »Lebensregeln von August Graf von Platen« erschienen ist. Die hohe edle Sittlichkeit, die in Platen über alle Verirrungen triumphierte, wird hier in fast hundert Sentenzen von neuem offenbar. Hans Th. Hoyer, Lehrer an den Berliner Staatsschulen für freie und angewandte Kunst, hat die Sprüche in künstlerisch ausgebildeten Schriftzügen zu Papier gebracht, und der Verlag hat ein kleines bibliophiles Schmuckstück zustande gebracht, indem er sie in zweifarbigem Druck faksimilieren ließ.

Der Alsterverlag zu Hamburg läßt unsre alten Volksbücher, nach den ältesten

also echtesten Druckvorlagen neu übertragen und »mit neuen Figuren« ausgestattet, aufs neue, wie vor vierhundert Jahren, um die Gunst der deutschen Leser werben. Den Reigen eröffnet der Till Eulenspiegel, nach der Druckausgabe von 1515 für jung und alt neu herausgegeben von Fedor von Zobeltitz, dem Führer unsrer Bibliophilen, und mit schönen Bildern, d. h. altdeutsch empfundenen und ausgeführten Holzschnitten verziert von Prof. Bruno Goldschmitt in München. Zobeltitz hat dem in charaktervoller Fraktur gedruckten Text eine Einführung vorangeschickt, die mit Geschick und Geschmack auf knappem Raum alles Wissenswerte zusammenstellt, was über die Person des Titelträgers dieser Schwanksammlung, ihre Quellen und ihre literarischen Schicksale zu sagen ist. Da die Ausgabe auch für die deutsche Jugend gedacht ist, hat das oft allzu derbe und ungeschlachte Original einige besonders kitzlige Federn lassen müssen, ist aber nicht so gerupft worden, daß es seinen Zeitcharakter oder seinen Grundton eingebüßt hätte. Gleiche Vorsicht hat auch bei der Übertragung in die heutige Sprachform gewaltet. Jedenfalls besteht vor dieser Ausgabe der Ausspruch des rheinischen Publizisten Görres immer noch zu Recht, daß hier ein unvertilgbares köstliches Kapital von Spaß und Scherz aufgespeichert sei, aus dem jede Generation ihre Zinsen zieht, und daß wir hier eine Hauspostille des Humors haben, die den Seelenjubel, die Freude und das Lachen im Volke nie versiegen läßt.

Nichts als die Ähnlichkeit der Ausstattung — kräftiger klarer Druck in charaktervoller Frakturtype, goldgepreßter Leinenband, Buchschmuck mit sieben Originalholzschnitten von Prof. Walther Klemm — verbindet diese neue Ausgabe des alten niedersächsischen Schalksnarren mit der neuen Ausgabe des poetischen Idylls »Goliath« von Fr. Wilh. Weber, mit der die Verlagsanstalt Tyrolia (Innsbruck, Wien und München) das Andenken des Dreizehnlinden-Dichters ehrt. Kaum daß man in dem naiven, kernigen Humor des westfälischen Sängers einige leise Anklänge an den des Braunschweiger Bauernsohnes aus Kneitlingen findet; alles andre stammt aus einer andern Welt: die rührenden Leidensgestalten des armen norwegischen Knechts und seiner treuen Margit; das Heldentum des kindlichen Gehorsams und das felsenstarke Pflichtgefühl dieser ernsten, treuen, stillen, wortkargen Nordlandskinder; ihre freiwillige, selbstgewählte Entsagung; die trotzige Majestät des Hochgebirges mit seinen Gletscherhöhen und mächtigen Schneefeldern, nicht zuletzt die kernige Jambensprache. Ein deutsches Gegenstück zu Tennysons »Enoch Arden« könnte man diese keusche, schmerzlich, doch in Frieden ausklingende Dichtung nennen, und es geschieht schwerlich von ungefähr, daß gerade jetzt dieses Versepos von der selbstlos strengen Erfüllung des vierten Gebotes in so vornehmer Ausgabe wieder erscheint, nachdem es bald nach seiner ersten Veröffentlichung (1892) unter dem Druck einer ganz veränderten Zeit- und Geschmacksrichtung fast völliger Vergessenheit anheimgefallen war.

Leser und Sammler brauchen Hilfsmittel: Wegweiser, die zu den Büchern hinführen; Berater, die ihnen sagen, was davon wertvoll, was echt, was unecht ist; Registratoren, die übersichtlich zusammenstellen, was X und Y verfaßt und was andre über sie geschrieben haben. In glänzender, mustergültiger Weise hat eine solche Bücherkunde der deutschen Literatur der höchst gelehrte, aber noch fleißigere und geduldigere Karl Goedeke geleistet. Kein Wunder, daß sein Name zum Begriff eines guten bibliographischen Nachschlagewerkes geworden ist, wie Baedeker zu dem eines zuverlässigen Reiseführers. Aber wer außer den Literarhistorikern weiß mit diesem Vielbänder umzugehen, wer sich darin zurechtzufinden? Wer vor allem kann ihn sich leisten? Da ist denn Leopold Hirschberg, von Kindesbeinen an ein leidenschaftlicher Bücherliebhaber und -sammler, auf den gescheiten Gedanken verfallen, den Taschen-Goedeke ins Leben zu rufen: einen Liliput-Goedeke, der auf 800 Seiten engen und doch übersichtlichen Druckes das Wichtigste und Nötigste aus der deutschen Bücherkunde zusammenstellt. Wirklich, man kann den biegsamen Band, nicht stärker als ein mittlerer Baedeker, in der Tasche mit sich führen, wenn etwa unterwegs — Hirschberg selbst hat so eine große kostbare Bibiliothek zusammengekauft — ein guter Fang zu tun ist. Öfters reicht die Schleuder dieses kleinen Hirschberg sogar weiter als der Webebaum des Goliaths Goedeke. Nicht nur die deutsche Literatur von etwa 1650 an wird in sein Garn gefangen, sondern auch die ausländische in Übersetzungen vom grauesten Altertum bis zur Neuzeit, die Philosophie von Plato bis Nietzsche, die Graphiker, soweit sie in Büchern auftreten, von Chodowiecki bis Wilhelm Busch, der Musikwissenschaft von Bach bis Robert Franz. Dazu noch Zahlreiches aus den Grenzgebieten, der Kulturgeschichte, der Volkskunde, der Theologie usw. Alles das in abclicher Anordnung, in leicht faßlicher Form, so daß man sich schnell zurechtfindet. Wer eine gepflegte, nach Liebhabereien oder bestimmten Grundsätzen zusammengesetzte Bücherei sein eigen nennt, wird bald ein dankbarer Benutzer des Büchleins werden. Erschienen ist es bei Tiedemann & Uzielli in Berlin und Frankfurt a. M.

Für bescheidenere Ansprüche mag das Büchlein von A. Arm. Koch: »Was soll ich lesen?« (Leipzig, Ernst Oldenburg) als ein erster eiliger Führer durch die Weltliteratur der Neuzeit (1825 bis 1925) ausreichende Dienste tun. Gelehrte Literarhistoriker wie Anton Schönbach, Rich. M. Meyer, Ad. Bartels und Herman Anders Krü-

ger haben mit reicherem und gediegenerem Rüstzeug früher schon ähnliches auf den Markt gebracht. Seitdem ist eine neue Gesellschaftsschicht voll Lese- und Bildungshunger aufgekommen, die eiliger und »praktischer« bedient sein will. Mag sie es mit diesem nach Verfassernamen geordneten Büchlein versuchen, zu guter Lektüre zu kommen und gleich auch etwas über die Person des Verfassers, sein sonstiges Schaffen und seinen literarischen Gesamtcharakter zu erfahren.

Der Verlag von Ferd. Hirt in Breslau hat eine neue Bücherreihe »Aus Märchen, Sage und Dichtung« eröffnet, um deren Schätze, oft verborgen oder verschüttet, in schönem, einschmeichelndem Gewande (farbige Halblederbändchen mit Goldschnitt) in unsre Hausbüchereien, von neuem auf unsre Lesetische und in unsre Herzen zu bringen. Es sind reine Textausgaben, ohne gelehrte Einleitungen und ohne Kommentar, aber durchweg geschmückt mit künstlerischen Scherenschnitten. Da begegnen uns zunächst dezent ausgewählte Stücke aus dem Till Eulenspiegel nach der ältesten Ausgabe von 1515, ins Neudeutsche übertragen von Hans Gieseler, mit kräftigen Scherenschnitten von Ada Steiner; sodann je zweibändige Auswahlen aus Des Knaben Wunderhorn (mit Scherenschnitten von Jul. P. Junghanns) und aus Grimms Märchen (mit Scherenschnitten von Alfr. Thon). Aber auch Werke einzelner Dichter sind vertreten: Hauffs Märchen »Das kalte Herz« (mit Scherenschnitten von demselben sehr vielseitig und phantasievoll schaffenden Künstler), zehn Erzählungen und Märchen von Robert Reinick, ferner John Brinckmanns plattdeutsche Erzählung »Höger up« und Theodor Storms »Pole Poppenspäler«, alle diese Bände begleitet von Scherenschnitten Thons. Daß die Sammlung in erster Linie für Klassenlektüre sorgen soll, will uns nicht recht in den Kopf; schon ihre Ausstattung fordert mehr Schonung und liebevollere Behandlung, als Schulbüchern für gewöhnlich zuteil werden kann.

Essaybüchern ist selten ein langes Leben zu prophezeien: je edler der Trunk, der darin kredenzt wird, desto eiliger will er geschlürft werden, denn aus dem Augenblick entquollen, kann und darf er sich nicht für die Ewigkeit konservieren. Aber es gibt Ausnahmen auch von dieser löblichen Regel, Bücher mit Aufsätzen oder Lebensbildern, die der Zeit trotzen, so sicher und haltbar hat Kunst des Gestaltens sie gefügt. Solche Ausnahmen sind die beiden in gleicher Ausstattung und fast auch gleichem Umfang im Insel-Verlag zu Leipzig erschienenen Bände von Stefan Zweig, benannt »Drei Meister« und »Der Kampf mit dem Dämon«. Dort stellt Zweig auf das Postament vollendeter, mustergültiger Romanmeisterschaft, die doch jede wieder ihre eignen Gesetze und Schönheiten hat, Balzac, den Dichter des nachnapoleonischen Geschäftsehrgeizes, Dickens, den familienhaft gestimmten, ins Kleine und Unscheinbare verliebten Idylliker, und Dostojewski, den lebensgesättigten Phantasiker und unerbittlichen Gewissensrichter; hier zeigt er Hölderlin, den griechenseligen Hymniker, Kleist, den von heroischer Zucht und heroischer Ekstase ewig Gehetzten und ewig Gezügelten, und Nietzsche, den »Don Juan der Erkenntnis«, den »Erzieher zur Freiheit«, als drei Typen des vom Dämon überwältigten, in einen heroisch-tragischen Untergang gerissenen Genies. In beiden Büchern ist die Kunst der Nachfühlung und Nachgestaltung zur Meisterschaft ausgebildet, was hier — bei Zweig muß man das besonders hinzufügen — so viel heißt, daß auch die ihm früher wohl anhaftende vornehmtuerische Gesuchtheit glücklich von ihm abgesunken ist. »Abgesunken«, nicht abgetan, weil der Prozeß der Reife, befördert durch die ernsthaften, großen Gegenstände, deren sich der Verfasser gewidmet und hingegeben, von selbst das Eitle und Gesuchte getilgt hat.

Das neue (3. und 4.) Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft (1923 und 1924, herausgegeben von Georg Minde-Pouet und Julius Petersen; Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) wird beherrscht durch die große, tiefdringende, wenn auch noch nicht überall vom »Schutt der Werkstatt« befreite Abhandlung Maria Prigge-Kruhoeffers über Kleists Religiosität und Charakter — ein neues Zeichen dafür, daß auch dieses von zwei Deutschphilologen aus Erich Schmidts Schule besorgte Jahrbuch sich der mehr und mehr zur Herrschaft gelangenden philosophisch-pragmatischen Richtung der Literaturgeschichte nicht verschließt. In diesem Aufsatz (85 Seiten), so fest er auf historisch-philologischem Grunde aufgebaut ist, pulst schon die neue, erst nach dem Kriege durchgedrungene Auffassung von der Bedeutung des Religiösen und Charakterologischen in jedem geistigen Leben und Schaffen. Der übrige Inhalt zeigt bei allem wissenschaftlichen Ernst eine erfreuliche Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit: eine sprechkünstlerische Betrachtung über den Robert Guiskard; eine Untersuchung über Kleists Ideenmagazin, sein Tagebuch und die »Geschichte seiner Seele«; eine Darstellung der Beziehungen Kleists zu Rahel Levin; Berichte über das erfreulich fortschreitende Kleistmuseum in Frankfurt a. d. Oder, die Kleistaufführungen des Spieljahres 1923/24 und die jüngste Kleistliteratur. Mit besonderem Dank werden alle Kleistfreunde die neu entdeckten Bildnisse Kleists und seiner Todesgefährtin Henriette Vogel aufnehmen. Die Kleist-Miniaturen zeigen den siebenjährigen Knaben neben seiner Mutter und den etwa Dreißigjährigen mit seiner Schwester Ulrike; die von Henriette Vogel stammen aus ihrer Brautzeit und den ersten Jahren ihrer Ehe.

Am 26. Mai dieses Jahres hat Helene Voigt-Diederichs ihren 50. Geburtstag gefeiert.. Es ist ein Vorrecht der Dichterjubilare, an solchen Fest- und Ehrentagen ihre Freunde und Verehrer zu beschenken. Von diesem literarischen Adelsrecht hat auch die Schleswig-Holsteinerin Gebrauch gemacht, indem sie — gleich nach Abschluß der in unsern Monatsheften erschienenen ersten Veröffentlichung — die Buchausgabe ihrer Erinnerungen hat erscheinen lassen. Sie heißt jetzt nach der Stätte des Glücks, der Sorge und der Arbeit, wo diese Erinnerungsbilder zu Hause sind: »Auf Marienhoff« und ist mit acht Kunstblättern in Offsetdruck, Bildnissen, Gutshof-, Park- und Gartenansichten, geschmückt (Jena, Eugen Diederichs). Wir wissen aus vielen begeisterten Zuschriften: dies Buch bedarf bei unsern Lesern keiner Empfehlung. Das Bild der lebensmutigen Mutter und Gutsfrau, das hier aus dem Herzen ihrer Tochter aufgebaut wird, hat über alle Reize des Persönlichen hinaus Zeit- und Kulturwert und sichert sich durch seine künstlerische Form einen Ehrenplatz auch in der Literatur.

Die vielleicht erschütterndste, jedenfalls innerlichste und bewegteste Passionsfolge Dürers, die sogenannte »Grüne Passion«, hat in dem Wiener Kunstverlag von Anton Schroll & Co. nach den in der Albertina zu Wien aufbewahrten Zeichnungen des Meisters eine in Lichtdrucken ausgeführte Nachbildung erfahren, so originalgetreu, daß man all ihre Schönheiten vor dieser Mappe jetzt auch daheim genießen kann. (Preis 25 Mark.) Die Echtheit dieser Schöpfung war freilich lange umstritten; erst in jüngster Zeit konnte sie endgültig festgestellt werden. Ihrer Entstehung nach hat sie ihren Platz unter den während der Jahre 1498 bis 1512 geschaffenen vier Passionsfolgen an zweiter Stelle, genauer zwischen 1504 und 1512, denn sie trägt schon jenen Stimmungswechsel und alle jene neuen Errungenschaften in Perspektiven und Raumanlage zur Schau, mit denen Dürer 1504 an sein Werk ging, willens, zur Vereinfachung und Klarheit, zur Schlichtheit und Deutlichkeit der Handlung zu kommen. Die Grausamkeiten von früher sind milder und versöhnlicher geworden, ein aus Italien mitgebrachter Hauch von Schönheit durchströmt die elf Blätter; landschaftliche Stimmungen, grelle Lichter hinter Bergen und Städten, Durchblicke durch weite Fensteröffnungen in einfachster Form von Grün und Weiß, schaffen malerische Wirkungen. Dies Werk bedeutet für Dürer das Erwachen aus einer überwundenen Kunstweise, das Ringen nach einer Neugestaltung seiner Gedanken und Gefühle, den fruchtbaren Wendepunkt in seiner Jugendentwicklung, und dies Werdeglück des Künstlers genießt nach 400 Jahren auch noch der Betrachter mit.

Verschiedenes

Reden von Benito Mussolini. Auswahl aus den Jahren 1914—1924. Mit einer Einleitung von Dr. Fred C. Willis herausgegeben von Dr. Max H. Meyer (Leipzig, K. F. Koehler). Von Mussolini, dem Schöpfer des italienischen Faszismus, vermögen wir uns nur schwer ein Bild zu machen. Besser als fremde Charakteristiken kennzeichnet sein Wesen und seine Ziele diese Auswahl seiner Reden, die sich mit auswärtiger, vornehmlich deutscher Politik beschäftigen. Mussolini ist ein Meister des Wortes, der die Massen zu packen weiß, weil jedes seiner Worte von glühender Vaterlandsliebe und rückhaltloser Hingabe an das große Ganze erfüllt ist. Freilich wäre es falsch, das politische Prinzip des italienischen Faszismus ohne weiteres auf Deutschland übertragen zu wollen. Als ein Energie- und Charakterbeispiel verdienen Mussolinis Reden aber auch bei uns Beachtung.

*

Dem Engländer Frank Brangwyn, einem Meister der monumentalen (zumal architektonischen) Radierung, läßt A. S. Levetus in einem mit 17 ganzseitigen Abbildungen ausgestatteten Bande des Wiener Rikola-Verlages eine liebevolle, doch nicht kritiklose Würdigung zuteil werden; den russisch-jüdischen Maler Marc Chagall, einen »Hauch-Künstler«, einen »Visionär«, einen »Märchenhaften«, einen »Philosophen« und epischen Sittenschilderer zugleich, feiert B. Aronson und zeigt auch eine Auswahl seiner »kubistisch-futuristisch-suprematistischen« Zeichnungen und Gemälde (Berlin W 30, Razum-Verlag).

Mitteilung

Auf Seite 358 des Juniheftes hat sich in die Unterschrift der dem Aufsatz »Das Cembalo und sein Spieler« beigegebenen Abbildung unten rechts ein Irrtum eingeschlichen. Die Unterschrift muß richtig lauten: Italienisches Cembalo aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Und nicht dieses Instrument, sondern die Nachbildung des Bach-Klavizimbels, die auf derselben Seite oben links wiedergegeben ist, befindet sich im Besitz von Max Drischner in Brieg.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Burghardt in Charlottenburg. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte



August 1925

69. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Bayer-



FOTO
BAYER

FILM

Wenn Sie sich eine Kamera anschaffen wollen, dann nur eine **wirklich gute,** mit der Sie **dauernd Erfolg** und **Freude** haben.

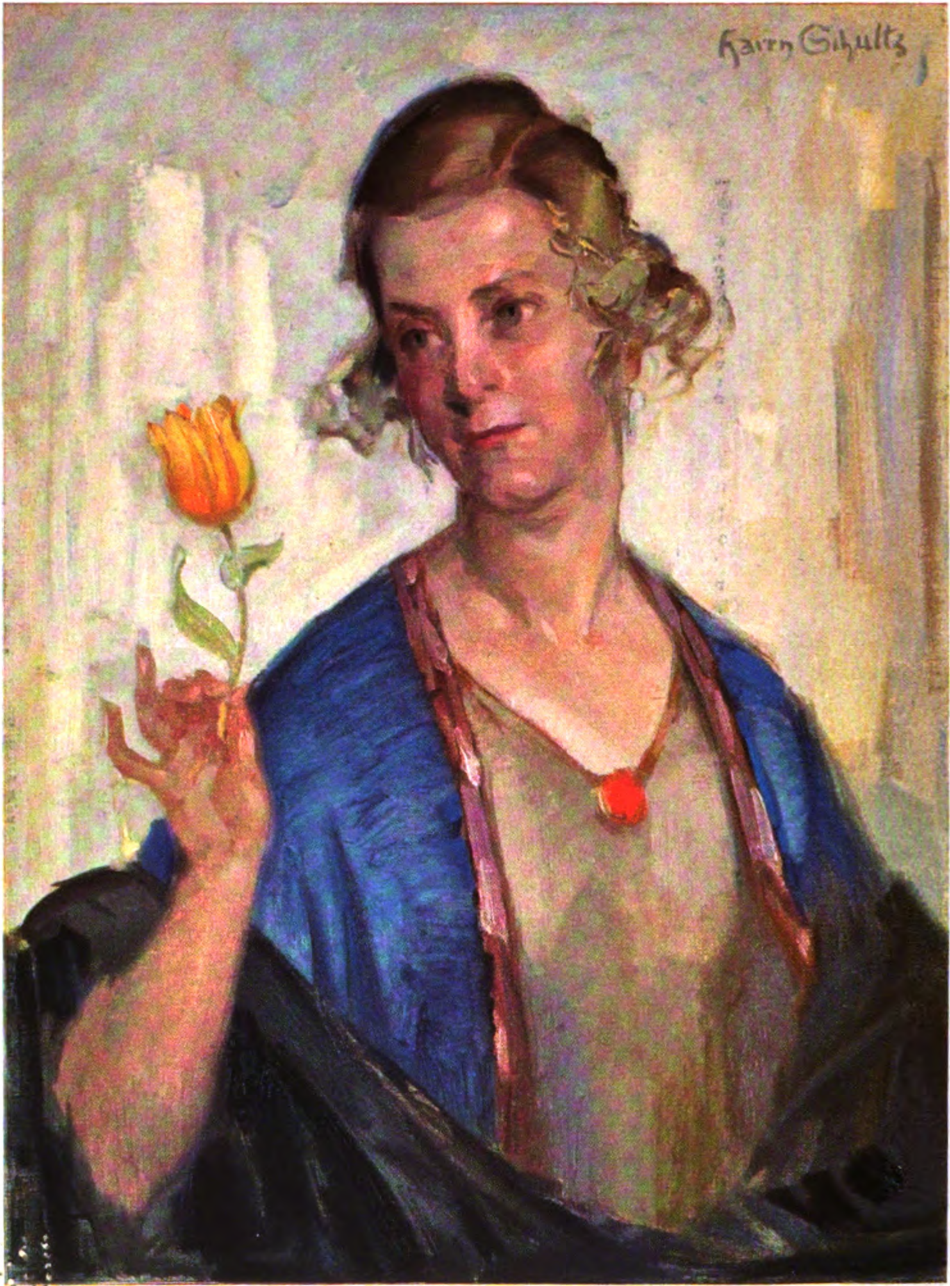
Darum nur „Rietzschel"-Kamera mit Rietzschel-Optik".

Der geschundene Eros

VON KARL ROSNER

DER NEUE ROMAN IM

Berliner Tageblatt



Harry Schultz: Dame mit Tulpe

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 828 Aug. 1925

Sommervogel

Eine Erzählung von Ernst Zahn

Der Schuhmacher Gottfried Aeschlimann saß in seiner Werkstatt und klopfte das Leder. Die Frühlingssonne fiel mit heller Macht über ihn und sein Handwerkszeug herein, als hätte sie ihre besondere Freude an dem hageren, schwarzbärtigen, allezeit fleißigen Mann und seinem Arbeitsraum, dessen Tür weit offen stand und in einen kleinen Garten hinausführte. Durch diesen mit seinem Rasenplatz, seinen Rosenstöcken und ein paar Obstbäumen mußten Meister Aeschlimanns Kunden bei ihm aus und ein gehen, sofern sie nicht durch das Reich seiner Frau, die auf der andern Seite befindliche Haustür und einen dunklen Flur zu ihm gelangen wollten. Die meisten machten den schöneren und kürzeren Weg und brauchten weder Firmentafel noch Schaufenster, um sich anlocken zu lassen. Sie kamen ebenso des Schuhmachers wie seiner Arbeit wegen. Was dieser verkaufte oder werkte, war billig und gut, war Ehrenmannsarbeit. Auch verkehrten die Leute persönlich gern mit dem freundlichen und stillen Mann.

Hinter der Scheibe des neben der Tür gelegenen Fensters standen ein paar Geranienstöcke und hing das runde Schusterglas. In diesem verfing sich die Sonne ebenso wie in dem Gespinst einer Raupe, die Aeschlimann in seinem Garten gefunden und, mit Blättern zu ihrer Speise, in ein Trinkglas gelegt hatte. Der einzige Stiefel, der zwischen die Blumentöpfe geschoben war, machte keinen Anspruch darauf, ein Stück Werbeauslage zu sein.

Des Schustermeisters braune Augen verfolgten das Spiel der Sonne, und es war ihm, als bewege sich etwas in dem Glase mit dem dichten dunklen Raupengespinst. Der Falter kroch wohl bald aus, dachte er und rückte das Papierblatt mit den Luftlöchern, das über das Glas gelegt war, zurecht.

Da klang im Hausflur ein Trällern. Eine Mädchenstimme summte eine Melodie aus einer neuen Operette.

Aeschlimann zog den Oberkörper hoch wie einer, dem es in den Kleidern nicht recht wohl ist. Das war Linette, überlegte er. Sie kam von der Theaterprobe zurück.

Die Stimme verstummte in der Nähe seiner Tür, als ob die Sängerin sich erinnerte, daß er diese Weisen nicht liebte.

Gottfried Aeschlimann ließ seinen Hammer ruhen und schaute, die Hand selbstvergessen auf den Werktisch gelegt, ins Leere. Ein liebes Ding war sie wohl, die Linette, spann er seine Gedanken weiter. Mit Willen wollte sie ihm nicht weh tun, darum sang sie auch jetzt nicht weiter. Es war alles eine Art Schicksalsfügung, wie das so mit ihr kam, vielleicht sogar seine, Aeschlimanns, Schuld.

Warum hatte er die Choristin Lina Michaud geheiratet? Nun, man hatte eben seine Schwächen. Man ließ sich durch die Augen verführen. Er war im Theater gewesen, er, der kaum drei-, viermal in seinem Leben in den Freudentempel kam, und hatte dort mitten unter den Ritterfrauen, die zum Wartburgfeste zogen, die Michaud gesehen, die Witwe eines Chorsängers und die Tochter seines verstorbenen Nachbarn und Geschäftsfreundes, des Posamenters Müller und seiner Ehefrau, von der er immer noch Nestel, Knöpfe und dergleichen bezog. Er wußte nicht, wie es ihm ergangen war, er hatte die schöne Person nicht mehr aus dem Gedächtnis gebracht, hatte bei Gelegenheit die Bekanntschaft mit ihr erneuert und — war von ihr nach einem Jahr geheiratet worden. Wirklich, er von ihr! Denn er wußte eigentlich nicht, daß er selbst viel dazu beigetragen hätte. Der Kopf war ihm wirr und das Herz erregt gewesen während all der Zeit. Tag und Nacht hatte er die schöne Rittersfrau vor sich gesehen und sich über diese hin immer tiefer in die nicht mehr ganz junge, aber immer noch ansehnliche Lina Michaud verliebt. Was sie an ihm gelockt hatte, wußte er eigentlich nicht. In erster Linie wohl die Versorgung, denn er besaß ein eignes Häuschen, ganz hübsche Ersparnisse und eine treue Kundschaft, während der Michaud väterliches Geschäft stark rückwärts ging, und von ihr selbst verlautete, daß sie ebenso anspruchsvoll wie mittellos sei.

Achtzehn Jahre lebten sie jetzt schon zusammen. Leidlich. Man hatte sich ineinander gefunden; er, Aeschlimann, darein, daß die Lina mit einem Bein immer noch auf dem Theater stand, sich auch im Bürgerleben mehr als nötig herausputzte, aufspielte und ein gutes Stück Geld brauchte, und sie darein, daß ihr Mann von Zeit zu Zeit ihren Verschwendergelüsten plötzlich einen Riegel vorschob, im Widerspruch zu seiner sonstigen Güte und Langmut einmal einige Wochen fest auf seinen Batzen saß und ihr ums Wetter keine Sonderzuschüsse zu ihrem Monatsgeld bewilligte. Vielleicht war der Frau nach und nach auch eine gewisse Hochachtung und Anhänglichkeit an ihren Mann in die Glieder gefahren. Er aber fühlte sich um so fester an sie geknüpft, als sie ihm im zweiten Jahr ihrer Ehe ein Mädchen schenkte. Er vergaß ihr das nie und sah ihr um dieses großen Lebensgeschenkes willen gar vieles nach. Nur — nur — in den letzten Jahren lehnte sich etwas in ihm gegen Frau Lina auf: die kleine Linette war zum Theater gekommen. Eines Tags, als sie acht Jahre alt gewesen, hieß es, sie dürfe in einem Weihnachtsmärchen mitwirken, in dem auch die Mutter einst gespielt hatte. Die Kleine war gleich Feuer und Flamme gewesen. Ei, und warum sollten die Leute nicht sehen, was er für ein allerliebstes, kluges Kind hatte! So hatte er sich von Mutter und Tochter die Erlaubnis abnötigen lassen.

Dann war auch er hingegangen und hatte sich das Stück angesehen. Dabei hatte er sich in die kleine Tochter verliebt, wie er es in die Mutter so tief nie getan. Aber beim Theater wollte er sie nicht lassen. Seine Frau jedoch hatte immer neue Gründe ins Feld geführt, warum man dem Kinde das bißchen Freude nicht verderben dürfe. Und er war schwach gewesen.

Eines Tags wurde er gewahr, daß Linette Schülerin der Theater-Tanzschule war. Ohne seine Erlaubnis. Auf Abmachung zwischen Mutter, Kind und Theaterleitung hin. Da brauste er auf und wollte der Sache ein Ende machen. Allein er fand drei Widerstände: den Willen seiner Frau, die mit einer Beharrlichkeit und einem Eifer ohnegleichen für die Theaterlaufbahn der Tochter eintrat, das Drängen des Theaters selbst, das einen Narren an der kleinen Aeschlimann gefressen zu haben schien, und — und das nun zum allermeisten — die verhehlte, scheue, aber doch aus Blicken, Wesen und gelegentlichen Worten lodernde Lust Linettens zur Tanzkunst. Gegen diesen wie aus dem Blute quellenden Hang kam er nicht auf. Linette! Schon gegen den Namen hatte Aeschlimann sich früher aufgelehnt. Warum sollte sie nicht eine einfache kleine Lina bleiben? Bei dieser Benennung war er selbst auch geblieben, hatte es aber nicht hindern können, daß seine Frau die französierende, elegantere Form vorgezogen, unter die Leute gebracht und dem Kinde selbst ohrgerecht gemacht hatte.

Und nun stand man heute vor einer Entscheidung. Linette war vor einem Jahr konfirmiert worden und aus der Schule getreten. Im Herbst hatten die Tanzstunden sich vermehrt. Dann hatte es geheißen, das Kind werde nächstens Gelegenheit bekommen, sich mit der Ballettschule in einer großen Tanz-

dichtung dem Publikum zu zeigen. Aeschlimann war auch in diese Dinge hineingezogen worden, ohne zu wissen wie. Bald stellte man ihn vor vollendete Tatsachen, bald gewann ihm Linette mit ihrer sanften, gehorsamen Art, mit ihrem großen, demütig liebevollen Blick die Erlaubnis ab. »Weißt, Vater,« sprach sie etwa, »ich täte es so furchtbar gern, aber wenn du es nicht willst, verzichte ich wohl.« Und dann schimmerten ihre Augen. Das war das Sonderbare. Sie erzwang nichts, sie war voll Vertrauen. Sie stellte auf seinen Rat ab, fürchtete sichtlich, ihm weh zu tun, hegte vielleicht sogar Zweifel, ob sie auf dem richtigen Wege sei. Aber im Blick leuchtete ihr ein Hunger nach fremden Dingen. Dieser Blick machte ihn selbst unsicher und wankend. Wenn es in dem Kinde war, daß sie vielleicht eine Künstlerin würde, hatte er dann das Recht, ihr im Wege zu sein? Darum hatte er schließlich die Dinge bis zu dem Punkte reifen lassen, daß heute die Entscheidung über die Zukunft der Linette fallen sollte.

Nun war es erst Vormittag. Es dauerte noch viele Stunden bis zur Abendvorstellung. Aber die Sache beschäftigte Aeschlimann so stark, daß ihm die Arbeit nicht wie sonst von der Hand ging. Es riß ihn immer wieder in seine Grübeleien zurück.

Plötzlich hörte er die leichten Schritte der Tochter ganz nahe, sah auch schon die Klinke der Tür sich bewegen.

Und da stand sie schon auf der Schwelle. »Guten Tag, Vater,« sagte sie.

Er sah ihr an, daß ihr Herz nicht frei war. Sie war ihm wie ein offenes Buch.

»Bist fleißig?« fragte sie weiter, tiefer in die Werkstatt hereinschlendernd.

Seine ganze Liebe zu ihr flammte auf. Sie war sein Stolz, der Inhalt seines Lebens. Und er umfing mit den Blicken ihre Erscheinung. Sie trug ein zierliches, etwas kurzes, etwas herausgeputztes Kleid, wie es die Mutter liebte, auch seidene Strümpfe am schlanken Bein. Ihr blondes Haar war kurz geschnitten, aber so reich, daß es wuschlig ihren Kopf umzottelte. Das Schönste waren die ausdrucksvollen Augen, deren Blick jetzt dahin und dorthin wanderte, aber heimlich immer wieder in seiner Miene forschte.

»Die Probe ist zu Ende,« berichtete sie dann, die Hände hinter ihrem Rücken an die Wand gelegt, an der sie eben stand.

»Wie ist es gegangen?« fragte Aeschlimann.

Da sprang ihr die Freude auf die Zunge. »Fein,« entgegnete sie rasch. »Der Direktor hat mir ein besonderes Lob gegeben.« Aber sie wurde sogleich wieder kleinlaut, als sie bemerkte, daß der Vater nicht in ihre Begeisterung einstimmte.

»Was hat er gesagt?« erkundigte er sich.

»Daß es Sünde wäre, wenn ich nicht beim Theater bliebe.«

Aeschlimann neigte den Kopf und machte sich an dem Schuh zu schaffen, den er unter der Hand hatte. Es fror ihn inwendig wie einen, der sehr allein ist.

»Wenn du nur auch zufrieden wärst,« sagte sie; beinahe kamen ihr Tränen.

»Du kennst meine Meinung,« erwiderte er ruhig und gütig. »Dort ist alles auf den Schein. Und du bist allein unter Menschen, von denen nicht alle es recht mit dir meinen. Es wird dich hinauswirbeln irgendwohin. Du mußt nicht vergessen, daß — ich — wir — nur dich haben.«

Sie trat an des Vaters Werktisch. Sie war nie unentschlossener gewesen. Sie liebte den alternden Mann. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie es ohne ihn gehen sollte. Sie spielte mit dem Werkzeug und legte ganz kurz und aus dem Bedürfnis heraus, ihn zu versöhnen, die Hand auf seine Schulter.

Da kam die Mutter herein. Sie war immer ein wenig eifersüchtig, wenn sie Mann und Tochter beisammen fand, wußte sie doch, daß, trotzdem sie Linette viel mehr verwöhnte, deren Liebe hauptsächlich zum Vater ging. Sie war eine große Frau mit auffallend schönem Blondhaar und weißer Haut, nur ein wenig nachlässig in der Kleidung. Auch jetzt lief an einem ihrer weißen Arme ein an der Pfanne geholter Rußstreif bis unter den zurückgekrempelten Ärmel. »Was ist denn?« fragte sie mit einiger Schärfe, als sie gewahrte, daß Linettens Augen feucht waren.

»Nichts,« antwortete der Schuster gelassen. Linette schwieg.

»Du wirst doch dem Kinde die Freude nicht verderben,« fuhr die Frau fort.

Das junge Mädchen machte eine Bewegung. Sie wollte den Vater verteidigen.

Der aber sagte: »Die Lina weiß schon, daß ich ihr alles Gute gönnen mag.«

Da ließ die Mutter aus innerster Überzeugung einen Wortschwall los. Ob er denn

nicht auch stolz sei, wenn alle Welt seiner Tochter eine glänzende Zukunft prophezeie? Und alle, alle täten es. Noch heute habe der Erste Kapellmeister ihr gesagt, die Linette habe Gold in den Beinen. So was von Grazie! So was von —

»Das ist Geschwätz!« unterbrach sie der Schuster rauh. Es ärgerte ihn, daß seine Frau die Vorzüge der Tochter so vor deren eignen Ohren herausstrich.

Aber Frau Lina ereiferte sich nur noch mehr. »Wenn ich so viel Glück gehabt hätte,« klagte sie, »dann hätte ich es weiter gebracht. Und jetzt, wo es dem Mädchen nur so in den Schoß fällt, will man noch Bedenken machen.«

»Du verstehst nicht, wie ich es meine,« widersprach Aeschlimann.

Linette sah zu Boden. Ihr Inneres war zerrissen. Beim Nennen des Kapellmeisters war ihr heiß geworden. Sie sah zwei Augen, die sich an ihr festsaugten. In den Proben war ihr aufgefallen, wie der Orchesterleiter sie immer wieder angestarrt hatte. Und eine andre Begegnung fiel ihr ein. In den Kulissen war es gewesen. Einer ihrer Bekannten vom Personal hatte ihren Arm ergriffen und sie an sich gezogen. »Bist du aber ein feines, kleines Ding,« hatte er ihr zugeraunt. Nein doch, es war nichts Böses dabei! Aber es hatte sie behelligt, leise erschreckt, beides, das Anstarren und das Antasten. Und es fiel ihr jetzt wieder ein, da der Vater ihren Plänen so gar nicht zustimmte. Und es wurde ihr bange dabei.

Frau Lina war indessen völlig in Zorn geraten. »Du hättest eben eine Dienstmagd heiraten sollen,« begehrte sie auf. »Aber du wirst nicht ändern, was kommen muß. So viel Talent kann alle Spießigkeit nicht ersticken.« Damit verließ sie die Werkstatt und schlug die Tür heftig ins Schloß.

Aeschlimann klopfte sein Leder. Er war an solche Szenen gewöhnt und hatte sich darein gefunden. Erfreut war er nicht. Dann sah er sich nach Linette um, die noch immer hinter ihm stand. »Bin ich wirklich so ein Spießer?« fragte er mit wehmütigem Lächeln.

Da legte sie ihm den Arm um den Hals und schmiegte die Wange an die seine. Er spürte eine leise Feuchtigkeit.

»Aber, in Gottes Namen,« sagte er, »es wird alles kommen, wie es muß.«

Sie nahm das als tröstlichen Bescheid. Vielleicht, dachte sie, wird er sich doch dareinfinden. Und ihre Jugendsorglosigkeit gewann wieder die Oberhand. Sie drückte sich dann noch ein wenig herum. »Nicht wahr, du wirst da sein heute abend?« erkundigte sie sich.

»Natürlich,« versprach er, nicht freudig, aber mit beruhigender Selbstverständlichkeit.

Sie wurde darüber vollends vergnügt. Dann erblickte sie in der Sonne das Glas mit der Raupe. »Ist es nicht, als ob sie sich bewegte?« fragte sie mit erwachender Teilnahme.

»Sie ist im Entpuppen,« sagte Aeschlimann.

»Ich möchte den Schmetterling ausfliegen sehen,« wünschte sie.

Er schaute sie seltsam an und erwiderte: »Du bist eben oft fort. Vielleicht wirst du nicht gerade hier sein.« Und er sah in die Sonne, als wiege sich in ihr schon der Falter.

Die Vorstellung war zu Ende. Der Vorhang war unzählige Male hochgegangen. Die Tanzdichtung hatte einen so großen Erfolg gehabt, daß selbst hinter der Szene, wo man sich durch die Beifallsäußerungen des Publikums gewöhnlich nicht so leicht befriedigen ließ, eine starke Erregung herrschte. Das Ballettkorps und die Solotänzerinnen standen noch beisammen. Der Direktor hatte sich auf der Bühne für den abwesenden Autor bedanken müssen und verweilte mit dem Kapellmeister noch unter den beklatschten Künstlern, zu denen sich Kollegen und Kolleginnen von den andern Spielgattungen hinzugesellten. Blumenkörbe, Kränze und Sträuße, die nach der Vorstellung überreicht worden waren, standen und lagen herum. Einzelne Herren der Gesellschaft, Freunde und Bekannte der Künstler, die zu den Blumenspenden in einiger Beziehung standen, fanden sich ein. Man unterhielt sich über das Ereignis des Abends und die einzelnen Leistungen. Der Direktor rühmte. Auch der Kapellmeister machte Komplimente.

Besonders umlächelt und beglückwünscht fand sich der beliebte junge Tenor Fritz Vobach, der unter Verzicht auf seine schöne Stimme und unter vermehrter Ausnutzung seiner Wohlgewachsenheit und seines hübschen Gesichtes zum erstenmal in einer stummen Rolle einen Triumph gefeiert hatte. Von ihm wendeten sich indessen auch viele Blicke Linette, der Schusterstochter, zu, die es fertiggebracht hatte, mitten aus dem Kreis ihrer Mittänzerinnen heraus vom Publikum beklatscht und ausgezeichnet zu werden.

»So was von Liebreiz!« flüsterte ein alter Theatergönner und Theaterkenner, der Bankier Gutmann, dem neben ihm stehenden Theaterarzt zu, während sie beide nach Linette hinüberschauten, die sich an eine große, beiseitegerückte Trommel lehnte und in der allgemeinen Unterhaltung der Kolleginnen mitzwitscherte.

Linette hatte leise gerötete Wangen. Ihre Augen glänzten dunkler vor innerer Erregung. Ohne zu wissen, wie gut ihr das stand, wendete sie den Kopf mit dem blonden Wuschelhaar mit kurzen, heftigen Rucken bald hierhin, bald dorthin, Rede und Antwort gebend, lachend und glücklich, ein Bild rückhaltlos dem Genuß des Erfolges sich hingebender Kindlichkeit.

Jetzt trat, vom Kapellmeister begleitet, der Direktor zu ihr. »Nun wirst du wohl nicht mehr unschlüssig sein, wo du hingehörst, Kleine,« sagte er und reichte ihr glückwünschend die Hand.

Der Musikmann wollte auch nicht zurückstehen. »Bravo! Bravissimo!« schmeichelte er und beeilte sich auch seinerseits, eine Hand des Mädchens zu erwischen, über dessen schlanke, vom Tanzkleid kaum verhüllte Gliedmaßen sein Blick mit angelegentlicher Teilnahme spazierenging.

In diesem Augenblick erschien bei der Gruppe Frau Lina Aeschlimann. Sie war mit den Theaterörtlichkeiten aufs beste vertraut und machte sich noch immer gern hinter der Szene zu schaffen. Sie hatte mit ihrem Manne auf Freiplätzen gesessen und befand sich in einer Glorie von Stolz über Linettens Erfolg. Sie begrüßte mit vielem Wesen die ihr meist bekannten Anwesenden und empfing mit Genugtuung die allseitige Bestätigung der glänzenden Aussichten ihrer kleinen Tochter.

Sogar der Direktor ließ sich herab, sie anzusprechen und zu sagen: »Ei, ei, Michaud, Sie geben uns ja eine verjüngte und wesentlich verbesserte Auflage ihrer selbst.«

Sie überhörte den Spott, der ihr selber galt, und strahlte von Befriedigung darüber, daß sie im Kampf um die Zukunftsbestimmung ihrer Tochter augenblicklich mit ihren Plänen die besten Aussichten hatte.

Linette hatte ihre Ankunft wahrgenommen. Sie hörte ihr Lachen, ihre lebhafte Rede, aber sie tat keinen Schritt ihr entgegen. Sie war froh, daß ihre Hände an der mächtigen Trommel einen Halt hatten. Ihr schwindelte. Sie war glücklich. Gewiß! Sie spürte, daß sie in etwas stand, was wie ein Feuer sie umlohte, sie wärmend, sie prickelnd, ohne sie zu brennen. Aber der Sinn war ihr nicht klar, und in ihrem Herzen saß noch immer die Beklemmung, eine Dämpfung aller Lust, die sie am Abend vor der Vorstellung beim Abschied vom Vater befallen hatte und einmal mitten im Tanz ihr wieder angesprungen war, als sie unter den Zuschauern Gottfried Aeschlimanns stilles, ernstes Gesicht erblickt hatte. Und dieses Gesicht entdeckte sie auch jetzt plötzlich wieder. Der Vater stand ganz hinten im Bühnenraum, allein, bescheiden und doch nicht verlegen. Sie wußte, daß sein gutes Gewissen ihm den Rücken steifhielt. Seine Augen suchten sie. Er war mit seiner Frau hereingekommen. Aber dort hinten würde er nun stehen und warten, bis sie bereit war, mit den Eltern heimzugehen.

Sie machte eine Bewegung, ihm entgegenzugehen. Aber dann schloß sie wieder unter einem leisen Schwindel die Lider. Der Druck in ihrem Inneren verstärkte sich und wurde zu einem eigentlichen Schmerzempfinden. Der Vater war nicht mit ihr einverstanden, das wußte sie. Und — und — sie hatte wohl bemerkt, wie während des Tanzens viele Augen an ihr gehangen, Augen, in denen dasselbe Licht war, das in des Kapellmeisters zudringlichen Blicken flackerte. Und — und — es gingen allerlei Reden unter den Mädchen, die mit ihr tanzten, freie Reden, leichtfertige Reden! Aber war es nicht wie ein Rausch, wenn die Menschen vor der Szene klatschten, wenn man den Glanz der Augen trank, noch viel mehr, wenn es still wurde unter den Zuschauern, so still, daß man meinte sie atmen zu hören, und man wußte, nun hingen sie entzückt, gebannt an dem Bilde, von dem man selbst ein Stück war? War es nicht, als stehe man in einem Feuer, einem sengenden und doch die Haut merkwürdig liebkosenden?

Sie blickte wieder auf. Dann sah sie Fritz Bobach. Er lächelte ihr zu. Er hatte ein besonders gewinnendes Lachen. Er war überhaupt der Liebling des ganzen Theaters, hübsch, immer fröhlich, immer liebenswürdig. Er lächelte, als wollte er sagen: Weißt du noch?

Und sie wußte es noch: Mitten im Tanze, da die Figur, die dargestellt wurde, verlangte, daß sie Bobach im Arm lag, hatte er den Druck dieses Armes verengert. Sie war er-

schrocken. Aber er hatte sich über sie gebeugt, freundlich, beruhigend und doch mit Bedeutung, als ob er ihr sagen wollte: Laß mich doch mich an dir freuen!

Linettens Herz klopfte. Sie wußte nicht, wohin sie die Blicke wenden sollte, damit sie nicht mehr denen Vobachs begegneten.

Inzwischen hatte sich die Mutter zu ihr durchgeredet. »Nun, nun,« sprach sie sie an, »es wird doch Zeit, heimzugehen. Willst du dich nicht umkleiden?«

Da erwachte sie. Sie sah, daß ein Teil der Kolleginnen bereits nach den Ankleideräumen verschwunden war. »Ich komme. Ich komme bald,« sagte sie hastig und schüttelte die Verwirrung von sich, die auf ihr gelastet hatte. Dann eilte sie von der Bühne fort und die Treppe zu den Garderoben hinauf. —

Die Sterne schienen, als Linette zwischen Vater und Mutter nach Hause schritt. Die Mutter trug ihr stolz den Strauß, den Vobach neben anderm Blumenzeug auf der Bühne empfangen, aber ritterlich Linette überlassen hatte. Frau Lina wurde nicht müde, immer neue Einzelheiten des ereignisreichen Abends aufzuzählen. Sie habe gesehen, wie allgemein die Begeisterung des Publikums für die Tochter gewesen war, habe gehört, wie hier einer Bravo gerufen, dort jemand ihr eine große Zukunft prophezeit hatte. Der Kapellmeister sage, Linette würden sich alle Türen öffnen. Und ei, wie freundlich allein schon der Direktor gewesen sei!

Aeschlimann selbst sprach nicht. Er hielt, während sie so dahingingen, Linettens Hand, die, wie alles an ihr, ein Stück Zierlichkeit war, in der seinen und fühlte sie zucken, spürte aus ihren feinen Fingern die Unruhe, die ihren ganzen Körper durchströmte. Noch hielt er diese Hand, dachte er, noch. Aber es war ihm, als löse sie sich leise aus seinem Druck. Es schien ihm nicht mehr nütze, zu reden. Er hatte nicht viel Hoffnung ins Theater getragen. Jetzt war ihm auch diese fast abhanden gekommen.

»Ich soll morgen früh kommen,« erzählte Linette. »Der Direktor will mir einen Vertrag geben.«

Sie sagte es in fast fragendem Ton. Sie wünschte, daß ihr einer rate. Sie war noch immer benommen von dem vielen, das auf sie eindrang. Und sie wünschte ein wenig, sich näher an den Vater schmiegen zu können. Man war bei ihm sicher — man —

»Du mußt es noch beschlafen,« sagte Gottfried Aeschlimann.

Sie dachte, seine Stimme klinge wie eine tiefe, mahnende Glocke. Ganz merkwürdig klang sie in der Nacht. —

Diese Nacht war zweien von den dreien nicht ungestört.

Frau Lina zwar schlief bald und vergnügt ein. Ihre Eitelkeit war befriedigt. In der Tochter erfüllten sich ihre Wünsche, die sie selbst nicht hatte stillen können. Bedenken hatte sie keine. Sie hatte das Leben immer von der leichten Seite genommen. Linette würde also Künstlerin werden! Warum sollte ihr Kind in andern Rahmen gestellt werden als sie selbst? Sie drehte sich im Bett behaglich auf die Seite, war dabei froh, daß Linettens Erfolg es ihr ersparte, mit ihrem Mann noch lange über die Berufswahl der Tochter rechten zu müssen, und unterließ es an diesem Abend auch, mit dem schweigsamen Aeschlimann überhaupt sich zu unterhalten, da sie müder war, als ihrer Mauleifrigkeit sonst begegnete.

Auch Gottfried Aeschlimann, so stumm und gedankenabwesend er geschienen, war es zufrieden, daß seine Frau von den Vorfällen des Tages und dem, was sie alle beschäftigte, nicht mehr zu reden anfing. Er kannte ihren Standpunkt zur Genüge, wußte auch wohl, daß er sie niemals zum seinen bekehren würde, und war also bereit, die große Sorge seines Lebens mit sich allein auszufechten. Aber er überdachte noch lange die Lage der Dinge. Er war im Theater nicht zum Genuß gekommen, hatte sich an Linette nicht freuen können, so sehr die Liebe, die er zu ihr hatte, durch die Anmut ihres Äußern, ihre Geschicklichkeit und die Art, wie sie die Zuschauer mit sich fortriß, aufgewühlt worden war. Warum sollte sein Kind, das Einzige, woran er seine ganze Seele gehängt hatte, zur öffentlichen Augenweide dienen? Irgendwie hatte er sich für Linette geschämt. Vielleicht verstand er es nicht besser. Vielleicht war er wirklich ein Spießer! Aber — jede andre Freude, so schien ihm, hätte er ihr lieber gegönnt. Und dann ging sie wohl hinaus, in eine große Welt, wurde fremd, wurde — fahrig, wie ihre Mutter war!

Er unterdrückte ein Stöhnen. Das alles würgte ihn im Halse. Dabei war seine Hoffnung auf eine andre Lösung der Dinge nicht größer, als sie auf dem Heimweg gewesen war. Einmal dachte er an Widerstand, an

gewaltsames Durchsetzen seines Willens. Aber er sah Linettens Gesicht bekümmert. Und wurde wieder schwach. Spät erst schlief er ein.

Dann hatte er merkwürdige Träume, sah die Tochter als große, gefeierte Dame des Theaters, hörte sie sagen: Nicht wahr, Vater, nun bist du doch froh, daß alles so gekommen ist?

Als er am neuen Tag aufstand, war sein Wille, zu widerstehen, erst recht morsch geworden. Nur eine dumpfe Erwartung eines Unabänderlichen war ihm geblieben.

Linette war am Abend sehr müde gewesen. Die Anstrengung, die Freude und Beifallsmühe der vielen Menschen, besonders aber die Zweifel ihres Innern hatten sie erschöpft. Dann aber waren mit dem Schlaf auch ihr die Träume gekommen. Beifall umbrauste sie. Bewundernde Blicke! Gefällige Reden! Man bot ihr Geschenke. Man gab ihr Stellung und Ansehen. Und dann — ein Blick traf den ihren. Und der so sah, war nicht der erste, beste, war Vobach, der Tenor, der von den Frauen verwöhnte, der schmucke, gewandte, der —

Am Morgen stellte die Mutter dem Vater seinen Kaffee hin und sagte, sie wolle auf Linette warten, die heute wohl ein Ausschlafen verdient habe.

Aeschlimann aß und war mit seinen Gedanken schon halb bei der Arbeit. Aber sein Herz war bei Linette. Und er dachte, es würde nun so kommen: die Kleine würde nicht mehr beim Frühstück sein, keine Regelmäßigkeit mehr gelten im Hause.

Schweren Sinnes begab er sich in die Werkstatt.

Linette erschien bald nachher. Sie hatte ein leichtes Kleid angezogen, denn es wurde ein warmer, sonniger Tag. Sein Licht lag schon hell in allen Räumen. Linette war ein wenig blaß. Ihre Augen blickten unruhig, und sie warf immer wieder mit nervöser Hast ihr Haar aus der Stirn. Ein Merk- und Schicksalstag war heute, dachte sie. Und sie wußte, daß drunten in der Werkstatt der Vater sie erwartete. Der Atem war ihr unfrei. Aber seltsam — die Freude über den gestrigen Erfolg war heute noch gesteigert. Und sie sollte zum Direktor gehen, sann sie weiter. Sie war schon ganz entschlossen, hatte sich eigens dazu besser gekleidet als sonst. Und vielleicht begegnete ihr auch Vobach wieder. Und — seltsam, daß dasselbe Gefühl wie gestern sie neu überströmte, dieses Prickeln, diese Wärme, wie von Feuern, die nicht sengten.

Als sie sich zum Morgenkaffee niederließ, fragte ihre Mutter, wie sie geschlafen habe.

Sie zuckte mit der Schulter. »Wie man so schläft nach solchem Getriebe,« sagte sie.

»Wann gehst du ins Theater?« fragte Frau Lina.

»Um zehn Uhr, wie es der Direktor bestimmt hat,« antwortete sie.

Die Mutter schwamm in Zufriedenheit. »Ich ginge am liebsten mit dir,« meinte sie und begann dann über dem Frühstück eine Menge Erinnerungen an ihre eigne Bühnenzeit auszukramen.

Linette hatte keinen rechten Hunger. »Ist der Vater in der Werkstatt?« fragte sie beiläufig. Es klang ein wenig zaghaft.

»Schon lange,« entgegnete Frau Lina.

Bald nachher trat Linette ihren Gang an. Ein Stück Flur nur und zwei Stufen! Dann stand sie vor des Vaters Tür. Aber sie zögerte, zu öffnen. Es war doch nicht so einfach, dachte sie. Tat sie Unrecht? Wußte der da drinnen besser, was ihr gut war? Sie seufzte. Dann, fast trotzig, drückte sie auf die Klinke.

Die Lichtflut blendete sie beinahe, die durch die offene Gartentür drang und sich über den schwarzbärtigen, mit krummem Rücken sitzenden Vater ergoß. Aber gleich auf der Schwelle blieb sie stehen. »Guten Tag!« sagte sie leise.

»Guten Tag, Lina,« gab der Schuster mit seiner tiefen Stimme zurück. Er erwartete, daß sie näher käme, und wandte sich nicht um.

»Ich gehe jetzt,« sagte sie zaghaft.

Da erst wendete er ihr sein dunkles Gesicht zu. »Wohin?« fragte er.

»Zum Direktor.«

Er legte den Pfriem beiseite, den er in der Hand hatte. Dabei zitterte diese. »Du bist also entschlossen?« fragte er.

Da brach es aus ihr heraus. »Ich muß, Vater,« sagte sie. Ein Schranken niederwerfendes Verlangen lag ebenso in ihrer halb jauchzenden, halb schluchzenden Stimme wie in ihrer ganzen hellen, leichtfüßigen, schwingenden Erscheinung.

Aeschlimann brachte keinen Widerspruch heraus. So mußte es eben sein, dachte er. Und doch drängte es ihn, die Arme nach ihr auszustrecken und sie zu halten.

»Bist du mir böse?« fragte sie und trat zu ihm. Sie faßte seine Hand. Das Herz war

ihr voll. Sie hätte ihm vieles sagen, beichten, ihn fragen mögen. Allein sie brachte das alles nicht heraus, teils aus innerer Scheu, teils aus Furcht vor Widerspruch. »Später wird es dir auch recht sein,« fügte sie noch hinzu.

Er strich mit der Rechten über die ihre, die er in der Linken hielt.

Sie schmiegte sich näher an ihn, froh, daß er keine Einwände mehr machte.

»Kind, Kind,« sagte er, sie an sich pressend. Er meinte, ihr sagen zu müssen, daß er sie nicht freilasse.

Sie aber sprang aus ihrer Beklemmung schon wieder in die neu befreite Freude hinein. Tanzen, dachte sie, und Beifall haben und — einer würde mit ihr auf denselben Brettern stehen, einer —

Auf einmal erblickte sie das Glas mit der Raupe, das noch immer auf dem Fensterbrett stand. »Vater,« sagte sie mit froher Überraschung, »der Sommervogel ist über Nacht ausgekrochen.«

»Ich habe noch nicht nachgesehen,« antwortete der Schuster.

Sie jedoch entwand sich seinem Arm und hob das Papier, das das Glas bedeckte. Ein gelber Falter saß drinnen und wippte mit den Flügeln.

Sie nahm das Glas und hielt es in die Sonne, um den Schmetterling besser zu sehen. Da erhob sich dieser. Im nächsten Augenblick schwebte er mit taumelndem Fluge hoch und durch die Tür ins Freie. Es war, als trage ihn der Wind über die Bäume des Gartens. Seine Flügel schimmerten in der Sonne.

Linette war ein wenig verblüfft. »Fort!« sagte sie halb lachend, halb betrübt.

Der Vater sah sie gedankenvoll an.

»Ich hätte ihn nicht fliegen lassen dürfen,« sagte sie, wähnend, daß ihn der Falter reue. Und wieder wie vorhin neigte sie sich mit schmeichelnder Bitte zu ihm nieder.

»Warum nicht?« gab er gütig zurück. »Wir hätten ihn doch nicht behalten können.«

Da sah auch sie plötzlich die offene Tür. Und es wurde Zeit, daß sie ging. Eine heiße Ungeduld kam sie an. Sie vergaß alles andre. »Es ist jetzt auch Zeit für mich,« sagte sie.

Aeschlimann nickte.

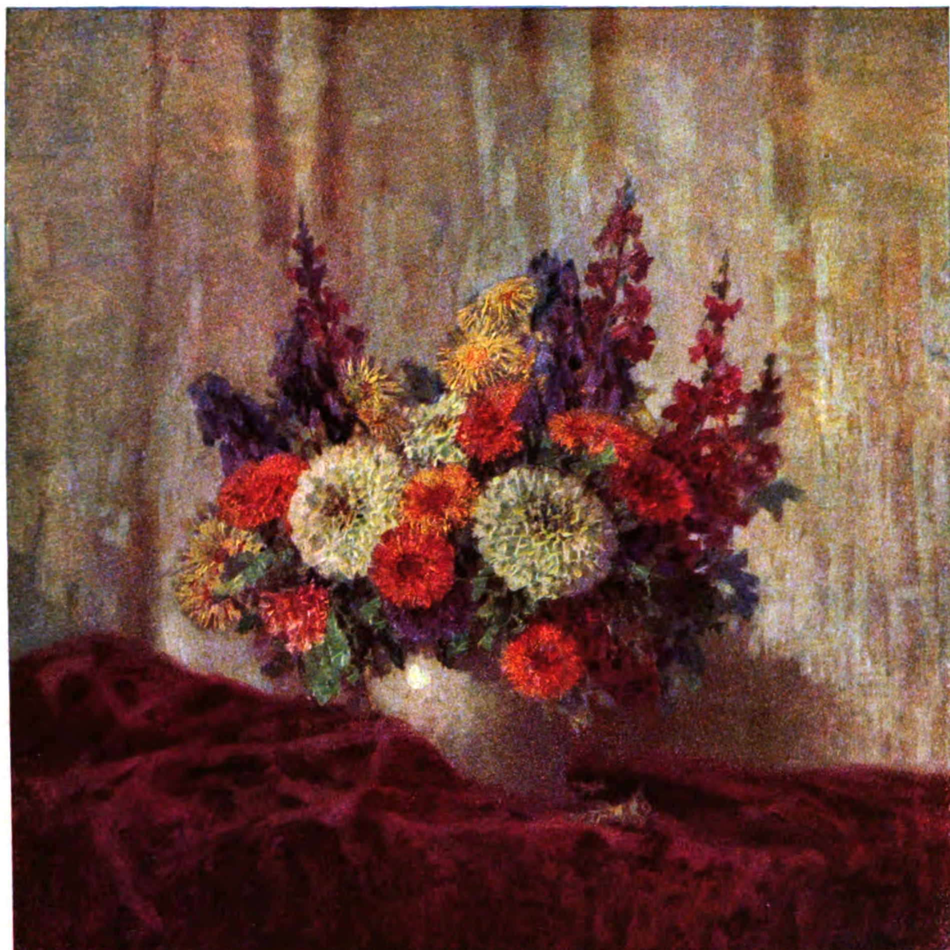
Da ging sie hinaus durch den sonnigen Garten. Wie vorhin die Flügel des Falters, so schimmerte ihr Kleid im Licht.

Der Vater sah es zwischen den Büschen leuchten. Und sah — es nicht mehr. Fort, dachte auch er. Er legte die Hand über die Augen. Und die Lippen im Barte zitterten, als hätte der Mund hart an etwas zu beißen.

Die Wunderschuhe

Weißt du, Trauderl, was ich jetzt tu?
Jetzt geh' ich und kaufe Wunderschuh',
Dir ein Paar und mir ein Paar,
Genäht mit goldenem Engelhaar
Aus Himmelsseide, blau und glatt,
Und die Sohle aus einem Rosenblatt.
Du,
Das sind dir feine Schuh'!
Da können wir laufen und laufen und laufen
Und werden nicht müd' und brauchen nicht
schnaufen;
Da können wir über die Wiesen gehn,
Und jedes Gräslein bleibt aufrecht stehn,
Kein Blümlein beugt deswegen das Köpflein,
Verliert nicht einmal das Silbertröpflein,
Das ihm heimlich um Mitternacht
Die Taumuhme als Geschenk gebracht;
Da können wir uns mit den Schmetterlingen
Hinauf in die grünen Bäume schwingen,
Oben in jedes Nestlein gucken
Und sehn, wie die kleinen Vögel sich ducken.
Ja, das können wir alles tun,
Alles mit unsern Wunderschuh'n!
Und, Trauderl, 'abends wird es erst fein!
Da kommen hervor die Elfen klein!
Weißt du, so liebe, zarte Dinger,
Nicht größer als wie dein Zeigefinger.
Die haben Hemdlein aus Mondenlicht
Und Kränzlein aus blauen Vergißmeinnicht.
Mit denen tanzen wir Ringelreih'n
Von der Wiese bis in den Himmel hinein.
Dort droben tun wir dann weiter wandern
Von einem der tausend Sternlein zum andern,
Zünden jedem sein Lichtlein an,
Damit es recht schön leuchten kann.
Wenn dann alle die Sternlein brennen,
Daß wir zum Heimweg gut sehen können,
Dann laufen wir schnell zur Mutter nach Haus,
Ziehen unsere Wunderschuh' aus,
Legen uns nieder
Und machen's morgen genau so wieder!
Gelt? — Patschhand! — Abgemacht!

Karl Bienenstein



Max Streckenbach: Herbststrauß

Amerikanerinnen

Paraphrase über ein helles Thema

Von Reinhard Weer

»Amerika, du hast es besser als unser Kontinent, das alte ...« Als Goethe dies aussprach, war Nordamerika, an das allein er wohl dachte, kriegszerrüttet, arm, uneinig, machtlos; dennoch glaubte der Dichter in einer romantischen Anwandlung, die ohne Nachdenken intuitiv das Richtige traf, feststellen zu dürfen, daß Amerika glücklicher dran sei als das historiebeladene Europa. Heute steht jenes Wort mehr im Lichte einer Prophetie denn einer Tatsachenfeststellung da. Wie sehr hat besonders das letzte Jahrzehnt dem Dichterseher recht gegeben!

Bald ein Jahrhundert ist seit dem Tode des Sängers dahingegangen. Dahingegangen? Es kam einhergeschritten, -gestampft, -gedröhnt, und Europa ist, weiß Gott, nicht glücklicher geworden unter seinem Walzendruck. Wir haben große Errungenschaften auf allen Gebieten zu verzeichnen, zweifellos, aber von einer wahren Bereicherung unsers Lebens wird man schwerlich sprechen dürfen. Europa hat Weltgeschichte gemacht, schwere Schicksale haben alle seine Länder umdüstert und umloht, große Männer sind aufgestanden und dahingesunken. Was war unser Gewinn? Amerika sieht auf eine glattere Kurve zurück, und das Ergebnis dieser Jahrhundertentwicklung ist nicht nur eine Verschiebung des Schwerpunkts der Welt, sondern darüber hinaus die das persönliche Dasein des Einzelnen sehr viel stärker angehende Feststellung, daß es sich auf jenem Kontinent leichter und glücklicher lebt als bei uns. »Amerika, du hast es besser ...«

Aber wir wollen nicht von Geschichte und schweren Schicksalen sprechen, auch nicht von den Männern, die Geschichte machen: von den amerikanischen Frauen soll hier die Rede sein. Tritt leise auf, Leser, und verweile: wir kommen in einen stilleren, reineren Bezirk. Einen Bezirk, den wir Männer wenigstens als einen stilleren, reineren hochhalten und bewahren sollten, soweit es irgend angeht ...

Die amerikanische Frau ... Auch für sie gilt Goethes Wort, gilt es in besondrem Maße. Die amerikanische Frau hat es wirklich besser als ihre europäische Kameradin. Im Norden wie im Süden, wie wir sehen werden. Denn wir wollen uns im folgenden nicht auf Nordamerika beschränken, an dessen Weiblichkeit man beim Lesen der Überschrift zunächst allein gedacht haben wird, sondern auch bei den Schwestern des Südens einkehren, ein paar Züge aus dem Bilde ihres Daseins nachzuzeichnen versuchen.

Gibt es denn eine Gemeinsamkeit, gibt es überhaupt etwas Verbindendes zwischen den Frauen des nördlichen und denen des südlichen Amerika? Des oberflächlichen Beurteilers Erwiderung ist ein rasches Nein; die richtige Antwort aber lautet: es bestehen sicher nicht viele Bindeglieder, jedoch einzelne — zum mindesten zwei sehr wichtige. Zunächst ein ethnologisches: die Frau der Vereinigten Staaten und Kanadas ist keineswegs so sehr Geschöpf des Nordens, Weib angelsächsischen Blutes, wie man sich gemeinhin vorzustellen pflegt. Zwar betont die herrschende Kaste gern ihr Angelsachsentum, das aber von der starken irischen Einwanderung her keltisch durchadert, also, wenn man die Kelten als zwischen Germanen und Romanen stehend annimmt, dem Romanentum angenähert ist, und das dazu große deutsche, holländische und schwedische Einsprengsel hat assimilieren müssen, die zwar der »nordic race« und dem Germanentum keinen Abbruch taten, aber doch das spezifische Angelsachsentum verwässerten. Dieser große keltogermanische Block, wenn man ihn einmal so nennen darf, sah sich auf dem nordamerikanischen Kontinent im Norden und Süden einer nicht unbeträchtlichen rein romanischen Bevölkerungsaussaat gegenüber, mit der man schiedlich-friedlich auskommen mußte. Auch wo die — an den Grenzlinien unvermeidliche — Vermischung mit romanischen Elementen nicht stattgefunden hat, ist doch durch das ständige Nebeneinander ein beiderseitiges Angleichen und Abfärben unvermeidlich gewesen. Selbst die in ihrer Blutmischung rein angelsächsische Frau Nordamerikas hat daher notwendig manches von der Art der Französin oder Spanierin angenommen, annehmen müssen, und der schon vorher keltisierte Teil der Weiblichkeit unterlag dieser Beeinflussung noch leichter. Diese Verfärbung und Durchdringung hat natürlich mit dem Ende der politischen Gebietshoheit Frankreichs und Spaniens über Teile Nordamerikas keineswegs sofort aufgehört. Im ganzen Mississippibecken waren französische Kultur und Geistesbildung auch noch lange nach dem Verschwinden der französischen Kolonialgewalt vorherrschend; in Kanada lebt auch in Kreisen nicht aus Frankreich Eingewanderter noch heute vielfach neben der Sprache ein starker Einschlag von französischer Sitte; in dem ehemals spanischen Süden der Vereinigten Staaten und in Kalifornien aber wird oft und mit Grazie eine gewisse spanische Grandezza kopiert, die den schönen, durch Fraulichkeit ausgezeichneten Ladies des Südens besonders wohl ansteht. Nicht unerwähnt darf auch der indianische Einschlag bleiben, den die weiße Bevölkerung in Nord- und Südamerika von den roten Ureinwohnern des Erdteils her erhalten hat. Zu guter Letzt bildet ganz Mexiko ein gewisses ethnographisches Bindeglied zwischen dem Norden und

Süden, da es, wiewohl auf dem nördlichen Kontinent liegend, nach Sprache, Sitte, Tradition durchaus in den südamerikanischen Kulturkreis fällt.

Aber das wäre schließlich nur eine ziemlich äußerliche Brücke zwischen den beiden Amerikas, die mit dem Wesen ihrer Bewohner, ihren Charaktereigenschaften und Trieben nur lose Berührung hat. Wesentlichere Gemeinsamkeit stellt unter den Frauen des Nordens und Südens des großen, langgestreckten Erdteils jene besondere Art von Freiheit her, die nur auf einem frischen, jungfräulichen, von Herkommen und Geschlechtstradition ungepflügten, von Klassenvorurteilen nicht beschwerten und durchsäuerten Boden erwachsen konnte, Freiheit, die sich nach außen offenbart in einer leichteren, ungezwungeneren, der Natur der Frau angemessenEren Art der Lebensführung, als sie den Frauen Europas vergönnt ist. Freiheit, die auf einem stillen Matriarchat, einer stillen Herrschaft der Frau fest und sicher gegründet steht.

Jedoch: hier stock' ich schon. Wir haben uns in ein Dickicht begeben, aus dem stachlig die Frage starrt: Ist denn die romanische Frau Südamerikas, die Frau spanischen oder portugiesischen Stammes, nicht sehr eingeengt in ihrem äußeren Lebensgang, wird sie nicht hinter Gittern gehalten, fern dem andern Geschlecht, ist nicht der Verkehr zwischen Liebenden dort ähnlichen Beschränkungen unterworfen wie im Orient, Beschränkungen, die die Frau zur Sklavin des Mannes erniedrigen?

Die Frage ist zur Hälfte zu bejahen. In der Tat kennt Südamerika eine Beschränkung, eine strenge Einengung des äußeren Lebens der Frau, die manche Züge mit dem Frauenleben des Orients gemeinsam zu haben scheint, Züge, die sogar aus der Maurenzeit der Pyrenäenhalbinsel ihren Ursprung herleiten mögen. Aber es besteht da doch ein fundamentaler Unterschied: die spanische und portugiesische Frau Südamerikas hat sich selbst Grenzen gezogen, die also kein Zeichen einer Sklaverei, sondern einer Herrschaft sind. Die Abgezirkeltheit des Lebens der kreolischen Weiblichkeit ist eine gewollte, im Ursprung freiwillige (wenn auch vielleicht nicht in allen Fällen gern und freiwillig hingenommene); sie entspricht der Stellung der Frau als der respektierten, an Ansehen höheren und als auf allen nicht unmittelbar mit dem Erwerb zusammenhängenden Gebieten des Lebens maßgeblich anerkannten Hälfte der Menschheit; ihre Wurzeln liegen tiefgegründet im Marienkult der katholischen Länder und nach der negativen Seite hin in der romanischen Wesensart, die der Frau eine erhöhte Stellung einräumen muß, um zu verhüten, daß sie ganz ins rohe Triebleben herabgezogen, zum hemmungslosen Dienst der Geschlechtsleidenschaft erniedrigt wird. Die Einengung der Frau in Südamerika ist daher kein Kerker, sondern ein Sockel, ein Piedestal, eine Kanzel, ja ein Thron, den sie als Gerät ihrer Herrschaft braucht. Die Frau Nordamerikas freilich hat auf dieses Podest von vornherein verzichten können, denn die Aura der Herrschaft umschwebt sie, ebenso stark respektiert durch Gesetze des Blutes, der Tradition, der guten Sitte bis in die kleinsten Verästelungen der Etikette hinein wie in Südamerika durch die betonte, notwendige und von den Frauen selbst gewollte äußere Trennung der Geschlechter.

Die nordamerikanische Frau kann es sich erlauben, Beherrscherin zugleich und Kameradin des Mannes zu sein. Dessen Blick ist in erster Linie aufs Erwerbsleben eingestellt, auch da, wo der Erwerb an sich erst zweiter, der Dienst am Staate, an der Wissenschaft, der Kunst erster Lebenszweck ist. Es liegt ein Zug von eigentümlich amerikanischem Atavismus darin. Wer nach Amerika auswanderte, der tat es zumeist, um aus wirtschaftlicher Not oder Enge herauszukommen; diesem Ziel wurden alle Anstrengungen untergeordnet. Die Zahl derjenigen, die aus Gründen geistiger Bedrückung Europa verließen, ist demgegenüber nur gering; die hierher gehörenden Mayflower-Leute und die 48er Demokraten werden nur deshalb gern und mit Stolz erwähnt, weil sie in jeder Hinsicht eine Elite bildeten, zu der in Beziehung zu stehen ehrenvoll ist; und auch ihre amerikanischen Anfänge lagen meist weit ab von wirtschaftlicher Behaglichkeit. Von diesem Zwang des Emporschaffens aus Bedürftigkeit, der dem Leben der Vorväter und Väter seine Prägung aufdrückte, liegt auch den Männern der heutigen Generation noch etwas im Blute, auch da, wo Not und Enge längst überwunden sind. Das Weib mußte als gute Genossin an diesem Kampf teilnehmen, aber sie brauchte dabei, da der Kampf sich bald als erfolgreich erwies, wirtschaftliche Freiheit und Spielraum brachte, nicht aller andern Interessen zu entraten, es wurde im Gegenteil ihre Aufgabe, neben dem Notwendigen auch das Schöne zu bedenken. So wurden alle Dinge geistigen Lebens, wurden alle höheren und schmückenden Güter, wurde alle Verfeinerung des Daseins ihr Feld. Sie hatte Zeit, Schönheit zu sehen und zu pflegen, sie konnte der Kunst ihr Lächeln schenken und sich von ihr wieder beschenken, begnaden lassen, ja selbst der starren, dogmatischen Wissenschaft gewann sie eine hellere, freundlichere Seite ab. Es war eine Einteilung der Interessensphären, ein Vertrag zwischen Kameraden, guten Partnern: sie nahm dem Manne ab, was er nicht leisten konnte oder mochte, er blieb freiwillig auf das Erwerbsleben beschränkt, neben dem nur die innere Politik und einige Arten von Sport sein Interesse wahrhaft zu fesseln vermögen. Und gerade der Sport, bei beiden Geschlechtern gleich beliebt, bildet zwischen ihnen eine Brücke, auf der sich immer wieder Kameradschaft aufbaut und erneuert. Golf und Tennis sind die wichtigsten Bindeglieder zwischen der grauen Geschäftswelt des Mannes und

der goldenen Atmosphäre der Frau. Baseball und Fußball und Boxen allerdings sind männliches Reservat geblieben, aber das lebhafte Interesse der Weiblichkeit ist auch diesen rauheren Sportarten sicher.

Am Berufsleben des Mannes nimmt die nordamerikanische Frau nicht mehr und nicht weniger Anteil als die europäische, wohl aber ist sie an dem Fazit oder richtiger: erstrebten Fazit des Berufslebens: dem Fließen der Geldquelle, stark interessiert. Der Kameradschaft sind also auf diesem Felde Grenzen gesetzt. Aber es wäre ganz verfehlt, daraus herzuleiten, daß die Weiblichkeit Nordamerikas nur aus tändelnden Luxusgeschöpfen besteht. Die Amerikanerin ist durch Tradition und Erziehung so praktisch, daß sie sich in jeder Hinsicht anzupassen, auch mit beschränkten Mitteln glänzend zu wirtschaften, ja, wenn es not tut, männliche Aufgaben ganz zu übernehmen versteht. Sie weiß im einfachsten, aber auch im kostbarsten Rahmen ein vorteilhaftes Bild abzugeben. Davon bekommt einen Begriff, wer American girls in ihren kitchenette-appartements gesehen hat. Nachmittags Golf gespielt und geflirtet, auf dem Nachhauseweg im Delikatessenladen, der vielerorts die ganze Nacht offen ist, ein paar Konserven gekauft, zu Hause, wo es für die bescheidener Situierten keinen dienstbaren Geist gibt, eine lange Schürze umgebunden und für eine Viertelstunde in der winzigen Küche losgewirtschaftet, bis ein kleines dinner von drei, vier Gängen, reizend zurechtgemacht, auf dem Tische steht. Ähnliches Bild, wenn sie abends zum Tanz geht, in solennem Abendkleid, raffiniert hergerichtet, ungeniert geschminkt: schnell die große Schürze über all die Abendpracht und drauflosgehaushaltet, daß es seine Art hat, zum Imbiß die Schürze herunter, nachher schnelles Abspülen und in zehn Minuten fertig zum Ball. Werden die pekuniären Verhältnisse weiträumiger, so findet sie sich mit Grazie in die größere Rolle, aber mit tapferem Zähneaufeinanderbeißen nimmt sie auch eine Einengung hin. Ein eminent rasches, praktisches und dabei doch sehr zur Liebe taugliches, liebenswertes Geschöpf ist diese junge Nordamerikanerin, der Mann hat an ihr alles, was er braucht. Der Fremde kann ihr seine begeisterte Huldigung nicht versagen. Selbst Meyers Konversationslexikon fällt in klingendes Saitenspiel: »Das weibliche Geschlecht (in den Vereinigten Staaten) besitzt eine ungemeine Zartheit und Anmut und zeichnet sich durch freies, dabei würdiges und angenehmes Benehmen aus.« Recht so!

Die nordamerikanische Frau von heute ist vielfach durch die soziale Entwicklung gezwungen, sich zu emanzipieren: der Frauenüberschuß ist groß, der Daseinskampf hart, und weibliche Arbeitskräfte sind wegen ihrer Billigkeit und ihrer sachlichen Eignung für gewisse Tätigkeiten gesucht. Aber der Naturtrieb, in erster Linie Weib, Frau und vielleicht auch Mutter sein zu wollen, kommt auch bei den berufstätigen Frauen zum Durchbruch, die durch die Art ihrer Beschäftigung und ihre Pagenköpfigkeit keineswegs dem Weibtum entfrembet werden. Ich habe die Sinnesrichtung dieser erwerbenden, wahlberechtigten jungen Frauen in ein paar Versen wiederzugeben versucht, die auch auf deutsche Weiblichkeit Bezug haben können, aber im Gedanken an nordamerikanische Verhältnisse entstanden sind:

Es hat wohl jeder seine eigne Art vom Himmel,
Sprach eine junge Frau,
Und wie ich mir den meinen denke —
Ich und sehr viele andre Frau'n —,
Sie sollen's hören, Freund:

Von meinem Himmel hoff' und erwart' ich dies
(Denn anders gönnt' ich ihm nicht diesen Namen):
Daß dort ein Engel ist, der männlich aussieht
(Denn sicher muß es Männerengel geben),
Ein Engel, der sehr ähnlich wie ein Erdenmann ist,
Der offenbar nur für mich im Himmel weilt,
Und der — wenn's schon mal ganz nach meinen Wünschen gehen soll —
Mit blauen Augen unterm Blondhaar auf mich schaut;
Der mich, wenn feuchte Wolken über die Himmelsstraßen ziehn,
Zum Antun meiner Gummischuhe nötigt,
Der sieht, wenn ich mal müde bin,
Und mich dann mit der Arbeit aufhören heißt.
Der mir im himmlischen Straßenbahnwagen einen Sitzplatz aussucht
Und selber danebensteht, am Lederbügel sich haltend
(Denn sicher wird's auch dort oft überfüllt sein),
Und mit Besitzermiene freundlich zu mir niedersieht,
Während ich zu ihm aufblicke
Mit dem köstlichen Gefühl, behütet zu sein.
Ja, das ist so meine Art von Himmel,
Der Himmel, wie ich ihn mir ersehne und wünsche.
Auf alle andern Himmelsherrlichkeiten leg' ich keinen Wert.
Denn ich bin eine von den Frauen, Freund,
Denen man vor noch nicht langer Zeit das Wahlrecht beschert hat,
Ohne daß sie es eigentlich wollten,
Und die das strenge Glück genießen,
Sich ihren Unterhalt durch eigene Arbeit verdienen zu dürfen.
Ich habe den Verdienst und das Wahlrecht —
Doch was ich eigentlich gern haben möchte,
Das find' ich nicht hier unten.
Ob es in meinem Himmel wohl für mich bereit ist?

Ist schon die europäische Frau naturnäher als der Mann, so gilt das noch viel mehr von der Amerikanerin, die sich trotz Raffinement und Kultiviertheit die natürlichen Weibinstinkte in fröhlichster Frische bewahrt hat. Wenn früher die Amerikanerin aus guter Familie eine sehr kühle Fassade

zu zeigen pflegte, ein geschlechtsloses Wesen vorzutäuschen bestrebt war, so ist das heute ganz anders. Tatsächlich scheint die frühere Kühlheit nicht nur anerzogene Maske gewesen zu sein, die Sinnlichkeit, wie sie Europa von jeher kannte, ist in Amerika eigentlich erst in den Jahren nach dem Kriege entdeckt oder richtiger: erfunden worden, dann aber gleich mit größter Gründlichkeit. Der Verkehr der Geschlechter außerhalb der Ehe hat in den letzten Jahren sehr freie Formen angenommen. Der Anstoß dazu scheint vom Sport hergekommen zu sein, vielleicht auch von dem wenig beaufsichtigten Nebeneinander der Geschlechter auf den Universitäten, weiter vom Überhandnehmen der Tanzleidenschaft, vom Kino, Auto und der Prohibition. Darüber später noch ein besonderes Wort. In einigen Staaten des Ostens lebt zwar in engem Zirkel noch streng puritanische Tradition, die dieses Gebiet natürlich in erster Linie beeinflußt; die Sittenreinheit der pilgrim fathers wird in Boston und einigen kleineren Neu-England-Plätzen wenigstens im Prinzip noch hochgehalten, und in Philadelphia bestimmt der fromme Geist der Quäker die Haltung der Frau und Jungfrau gerade der besten Kreise, mag auch Quäkertracht nur noch ganz vereinzelt anzutreffen sein. Doch das sind Ausnahmen, die unter Umständen im Einzelfall gerade eine besonders stürmische Reaktion hervorgerufen haben. Das junge Mädel Nordamerikas von heute fühlt sein rasches Blut, und es sind nicht nur sportbegeisterte weibliche Augen, die sich am Muskelspiel männlicher Athletik erfreuen. Mädchen der gutsituierten wie der ärmeren Klassen gestatten ihren Freunden manche Freiheit, ohne daß die ältere Generation, die das anders kannte, deswegen hart mit ihnen ins Gericht ginge. Dabei erlaubt die junge Amerikanerin nicht nur Kühnheiten — sie fordert sie heraus, ermuntert zum »spooning«, in Handlungen und, wenn es sein muß, in Worten. Es ist eine der Merkwürdigkeiten des intimen Lebens in Nordamerika, daß der Mann in geschlechtlichen Dingen scheu, das Weib der freiere, man möchte fast sagen: aktivere Teil ist. Aber es ist eine im innersten Kern durchaus gesunde Sinnlichkeit, die diese Blüten treibt, sie ist nicht überhitzt, nicht nach der Seite perverser Neigungen hin umgebogen, sondern kraftvoll natürlich. Und auch in der Gelöstheit der Liebe noch weiß die Frau ihre Aura wie einen sie nicht verlassenden Heiligenschein zu wahren, es bleibt ihr immer als letztes Attribut ihrer Herrschaft ein Schimmer von Reinheit, der schließlich auch mit der als Selbstverständlichkeit vorhandenen körperlichen Reinlichkeit und Gepflegtheit etwas zu tun hat.

Es ist eine Streitfrage, ob die Nordamerikanerin schön sei. Die Frage bei irgendeiner Nation stellen, heißt 90 Prozent der Weiblichkeit von der Betrachtung ausscheiden, denn es können zum Vergleich nur die 5 bis höchstens 10 Prozent jüngerer Frauen herangezogen werden, die als ebenmäßige, vorteilhafte und spezifische Idealvertreterinnen ihrer Rasse anzusehen sind. Für Nordamerika ist die Beantwortung noch dadurch erschwert, daß eine nordamerikanische Rasse eigentlich noch nicht herausgebildet ist. Halten wir uns aber an den bisher als vorherrschend angenommenen Typ: die Frau angelsächsischer Herkunft mit keltischem Einschlag, die sich durch das Nebeneinanderleben mit Frauen und Männern andrer Stämme gemodelt, angeglichen, vom Angelsachsentum entfernt hat, so muß der unvoreingenommene Beobachter zugeben, daß hier ein nicht nur guter, sondern sogar vollendet schöner Frauentypus im Werden ist. Florence Ziegfeld, der Manager der Ziegfeld Follies, der berühmten Schönmädchenschau, findet ohne langes Suchen jedes Jahr Hunderte von Kandidatinnen für seine Bühnen, Mädchen von schönstem Gesicht und edelstem schlankem Wuchs, Geschöpfe von einer körperlichen Makellosigkeit, wie sie in andern Ländern sicher nicht in so großer Zahl angetroffen werden. Auf schöne schlanke Beine wird der größte Wert gelegt — »pins«, Nadeln, nennt sie der weltliche Jargon, vermutlich, weil sie der Männerwelt in die Augen stechen. Dabei herrschen durchaus nicht die etwas geistlosen und puppenhaften Gibsongirl-Gesichter vor, man findet Physiognomien, die sehr sprechend und ausdrucksfähig sind und die selbst durch das jetzt übliche gefrorene Bühnenlächeln nicht zu Seelenlosigkeit erstarren. Als Idealvertreterin dieses Typs darf vielleicht die schöne Filmschauspielerin Norma Talmadge erwähnt werden, die schon seit einigen Jahren einen Rekord an Beliebtheit hält.

Doch wir wollen von der Bühne herunterklettern und uns im Kreise der übrigen Weiblichkeit umschauen. Wer Augen hat zu sehen, findet Schönheiten ohne Zahl auf der Straße, in den Tanzlokalen, in Gesellschaften, in den Geschäften und Kontoren. Dabei fällt dem Europäer auf, daß die amerikanischen Frauen zwar sehr blühen, aber meist in etwas zu künstlicher Blüte. Der make-up, die Aufmachung der Frauen aller Klassen ist ungeniert, offen, um nicht zu sagen schamlos. Mädchen und junge Frauen der anständigsten Familien bekennen ohne Scheu, mit einem gewissen Trotz gegen alte Vorurteile und einem Stolz auf die darinliegende moderne Gesinnung: »Ich benutze jedes Schönheitsmittel, das es gibt.« Und sie benutzen es mit Draufgängertum, ohne Raffinement: bei Tisch, in den Tanzpausen, auf dem Autobus, in der breitesten Öffentlichkeit, überall kommen Puderquaste, Schminkstift, Lippenpomade zum Vorschein. Nur die ältere Generation und ganz kleine Zirkel puritanisch gesinnter Weiblichkeit sind von dieser Verwilderung. die ja auch nach Europa schon herüberwirkt, noch nicht angesteckt worden. Ob solcher make-up notwendig ist oder nicht, kann heute bei der allgemeinen Verbreitung dieser Art robuster Schönheitspflege kaum festgestellt werden. Im all-

gemeinen soll der Teint der Amerikanerin, was mit dem Klima, vor allem den raschen Wetterumschlägen zusammenhängen mag, die ja auch in andrer Hinsicht nachteilige Wirkung üben, dem ihrer europäischen Schwester nachstehen und einer künstlichen Aufbesserung bedürfen.

Ein paar Sondererscheinungen des modernen Lebens haben in das Dasein der so beschaffenen nordamerikanischen Frau ihre steilen, nicht übersehbaren Fragezeichen gestellt, an denen auch wir nicht vorübergehen dürfen, drei sehr disparate Dinge besonders, die aber zusammenwirken in der Richtung einer Emanzipation, einer noch weiteren Befreiung der schon wirklich recht freien American lady, und die sich wie Spiralen herumlegen um das Hauptstück weiblichen Lebens, die Liebe — diese drei Dinge nämlich: Prohibition, Film, Automobil.

Mit der Prohibition fing es an. Früher wußte die amerikanische Frau kaum, daß es eine Sache wie Alkohol gab, ein süßes Gift, das die Sinne zu ermuntern, die Daseinsfreude zu erhöhen, den Geist aber zu benebeln, die Vernunft zu ertöten vermag. Auf einmal wurde diese unbekannte Sache verboten, wurde dadurch die Neugier der bis dahin so nüchternen Weiblichkeit geweckt und ein Anreiz geschaffen, sich in den Besitz solcher wundertätigen Flüssigkeit zu setzen. Die soziale Wirkung des Alkoholverbots war, auf kürzeste Formel gebracht, die, den Alkohol erheblich zu verteuern und dadurch die Kluft zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen noch zu vertiefen. Wer über Geld verfügt, kann so viel Whisky und Wein haben, als er zu bezahlen Lust verspürt. Die Frau aber, besonders die junge Frau, verfügt im allgemeinen über mehr Geld als der Mann, da sie über das Geld des Gatten oder Freundes oder Verehrers mitverfügt. Sie erwartet nicht nur, daß dieser in der Hüftentasche einen starken Saft mit sich führe, sie hat auch selbst regelmäßig in ihrem vanity case neben Puder und Crayon die kleine geschliffene Flasche mit alkoholischem Inhalt bereit. Besuch' eine junge Frau von Welt in ihrem Heim, und sie wird dich nach wenig Minuten fragen, ob sie dir einen high-ball von Whisky-Soda oder einen Cocktail mischen darf; es ist die Einleitung jeder anständigen Unterhaltung. Nach jedem Tanz wird selbstverständlich ein kleiner drink genehmigt. Daß die so geschaffene Anregung erotische Anknüpfungen erleichtert, liegt auf der Hand. Aber eine große Gefahr kann ein Ruhigdenkender darin nicht sehen. Denn wie in allen erotischen Situationen bleibt die amerikanische Frau auch unter dem Einfluß des Alkohols stets Herrin ihrer selbst und ihres Partners dazu, bewahrt sie ihre Haltung, ihre Sicherheit, das, was man drüben poise nennt. Es scheint fast, daß sie mehr vertragen kann als der amerikanische Mann, den man unter dem Einfluß starker Getränke leicht haltlos werden sieht. Die Frau bleibt, ob alkoholisch angeregt oder nicht, in den intimen Beziehungen der Geschlechter der durchaus überlegene Teil, der Kurs bestimmt, Tempo regelt und Grenzen setzt.

Hinzu kam das Auto. Der Kraftwagenverkehr in Amerika hat eine ungeheure Steigerung erfahren, jeder anständige Mensch drüben weiß ein Auto zu lenken, und es sind, wenn man nur die nicht zu Geschäftszwecken dienenden Motorwagen berücksichtigt, mehr Frauen als Männer, die diese zur täglichen Gewohnheit gewordene Kunst ausüben. Der kleine geschlossene Wagen steht in der Garage hinter jeder Wohnung; die Dame und die Tochter des Hauses gebrauchen ihn für ihr shopping, aber auch für jeden Besuch oder für die Spazierfahrt mit dem oder jenem Freund, der nun mal zum Leben der modernen Großstadtfrau drüben gehört. Finden solche Eskapaden abends statt, so bilden Dunkelheit, Abgeschlossenheit des Wagens und Alkohol ein Gefahrendreieck, das solche Partie nicht mehr gerade als harmlos erscheinen läßt. Dann fährt man wohl ins Kino, das sinne- und nervenkitzelnde »movie«, das fast ausschließlich von Pärchen und solchen Weiblichkeiten besucht wird, die nicht abgeneigt wären, pärchenweise hineinzugehen. Der amerikanische Film mit seinen oberflächlich erdachten, aber technisch glänzend ausgeführten Gesellschaftsdramen ist durchaus auf diese Besucherschaft eingestellt, die sich von dem schönen Helden bezaubern läßt und der eleganten Heroine nachzutun strebt. All das hat die Sinne der schon vorher recht wachen jungen Frau noch mehr aufgeweckt und dahin gewirkt, daß der Verkehr der Geschlechter heute drüben keine allgemein gültigen Grenzen der Tradition mehr kennt, sondern nur diejenigen, die die einzelne Frau sehr bewußt und planvoll aus Klugheit und Vorsicht selbst setzt. Sie wollen ihre »thrills«, diese sehr modernen, selbstbewußten weiblichen Wesen, ihre Emotionen der Seele und des Körpers; ihre Starknervigkeit braucht sie und kann sie in rascher Aufeinanderfolge vertragen. Einige literarisch wenig belangvolle, aber als Kulturdokumente nicht uninteressante Romane wie »Flaming Youth« und »Black Oxen« geben über diese Dinge dem, der sie nicht an Ort und Stelle studieren kann, allerlei bunte Auskunft; auch bei Sinclair Lewis — besonders in »Babbitt« und dem wertvollen »Main Street« — fallen auf diese Zustände scharfe Streiflichter.

Aus dem Norden nach dem Süden, aus dem Himmelblauen ins Rosenrote ...

Die südamerikanische Frau lebt, wir erwähnten es schon, auf einem Sockel, einem selbstgewählten Podest, das nur wenig Bewegungsfreiheit gestattet. Sie braucht diesen Sockel, denn es fehlt ihr die schützende Aura des germanisch-protestantisch-puritanischen Frauentyps. Hoheit und Würde freilich hat die Südamerikanerin von guter Erziehung viel-

leicht in noch höherem Grade als die nordamerikanische Schwester, dennoch benötigt sie den Sockel als Requisit ihrer Weiblichkeit. Sie benutzt ihn, um ihre Schönheit zu zeigen, aber auch, um sich abzuschließen, zu echappieren, wenn es not tut. Dann wird der Sockel zur schützenden Zelle.

Ein Berufsleben gibt es für die Südamerikanerin nicht. Das Mädchen jedes Standes wartet auf den Mann und heiratet so früh wie möglich; dann versorgt es ihm, wenn es niederen Standes ist, seine Behausung, wozu nicht viel Arbeit gehört, überwacht ein wenig seinen Haushalt, wenn es sich um Angehörige besitzender Klassen handelt. Andre Arbeit kennt sie nicht, zu andrer Arbeit wird sie nicht erzogen, andre Arbeit könnte sie auch nicht leisten. Auch unverheiratete Frauen ergreifen nur in verschwindend seltenen Ausnahmefällen und dann nur in Befolgung europäischer oder nordamerikanischer Vorbilder und in Überwindung südamerikanischer Vorurteile einen Beruf. Aber darin liegt nicht der Schatten eines Vorwurfs: die Südamerikanerin ist so, wie es ihr Kontinent von ihr verlangt. Und sie ist ganz und gar Weib, fremd, ja feindlich aller Emanzipation.

Erstes Attribut ihrer Weiblichkeit ist ihre Schönheit, zweites ihre Eleganz. Die Schönheit bekommt ihre Nachhilfe wie im Norden, wobei gern eine künstliche Blässe hergestellt wird; die Puderschicht läßt viele sonst anmutige Gesichter verkalkt und starr erscheinen. Je tropischer das Klima, desto maskenhafter die Aufmachung; die mondäne Frau Paraguays und des nördlichen Brasiliens läßt alle paar Wochen eine wahre Bildhauer- und Malerarbeit an ihrem Gesicht vornehmen. Der eleganteste Frauentyp findet sich in Buenos Aires, der rassig interessanteste in Chile; auch die schöne Brasilianerin kann sich sehen lassen. Die Bonarenserin, gewöhnlich Portenia genannt, die bis vor etwa einem Jahrzehnt auch in jugendlichem Alter zur Rundlichkeit neigte, ist jetzt ganz auf Schlankheit, auf Linie trainiert, so energisch trainiert, daß man immer wieder staunt über die knabenhaften Gestalten, denen man auf den blitzsauberen Straßen der Stadt und in den modischen Restaurants begegnet: Dryaden und Elfen oder Rassetieren feinster Züchtung, vielleicht schon fast Überzüchtung, Gazellen oder Antilopen, vergleichbar, dabei von einer erlesenen Eleganz, die durch keine Pariser Raffiniertheit übertroffen wird. Wenn man den jungen Neuenburgerinnen und Waadtländerinnen vom burgundischen Stamm der Westschweiz die schönstgeformten Beine der Welt nachrühmt, so dürfte die Portenia vielleicht mit Erfolg um den zweiten Preis ringen. Leider sagt sie aber mit zunehmendem Alter und oft schon recht früh ihrer Schlankheit Valet, und zwar, wie es scheint, ohne Bedauern, wird sie ganz gerundete Hausfrau und Mutter. Die Montevideanerin ist stärker, von derberem Knochenbau, der Unterschied ist trotz der dichten Nachbarschaft beider Städte unverkennbar; ihr Reiz liegt in Gesundheit und frischer Kraft. Die Chilenin in Valparaiso und Santiago ist konservativ, in Haltung und Mode ganz Spanierin geblieben, Spanierin edelster Klasse; sie weiß Mantille und Fächer mit mehr Grazie zu tragen als manche Frau Andalusiens oder Altkastiliens. In dem großen Brasilien, das bekanntlich früher portugiesisches Kolonialreich und dann ein stolzes Kaiserreich war, sind alle Frauenschattierungen von der rassereinen Romanin über die Levantinerin bis zur Mestizin indianischen oder negerischen Blutes vertreten; stärker als in den andern Ländern hat sich in den europäischen Kolonien ein trefflicher germanischer Einschlag (deutschen und englischen Blutes) unvermischt erhalten — in Porto Alegre beispielsweise sieht man mehr hochbeinige, blauäugige Blondinen als in vielen gleich großen Städten Deutschlands. Die Brasilianerin romanischer Herkunft hat sich in Erscheinung und Lebensführung der Italienerin angenähert, Apenninen- und Pyrenäenhalbinsel zusammen haben sie geformt; ihr Matriarchat ist begrenzter als das der andern Südamerikanerinnen. Die elegante Frau von Rio de Janeiro und San Paulo sucht der Argentinierin an Schlankheit und Eleganz nachzueifern. Für die Kreolinnen der nördlichen Länder Südamerikas und der nördlichen Staaten Brasiliens geben Paris, Madrid, Buneos Aires und Rio de Janeiro in bunter Skala die Ideale und Vorbilder ab.

Eine Göttergabe fehlt all dieser Frauenschaft zwischen Panama und dem Feuerland (mit Ausnahme der vorwiegend germanischen Blutes): sie hat kein schönes Organ. Die Stimme der Portenia wie der Venezolanerin ist leider, das kann nicht verschwiegen werden, zumeist ein rauher, krächzender Alt, der sich keineswegs angenehm anhört. Der Mann, der sich vornimmt, einer südamerikanischen Frau rein romanischer Herkunft »die Flötentöne beizubringen«, hat keine leichte Aufgabe.

Der Verkehr der Geschlechter ist auf dem ganzen Kontinent drakonischen Beschränkungen unterworfen. Der Mann lernt seine legitime Frau vor der Heirat kaum kennen, er darf ihr nur in Formen einer ritterlichen, fast mittelalterlich-romantischen Ehrerbietung den Hof machen. Typisch sind die Abendunterhaltungen Liebender, die zwischen Balkon oder vergittertem Fenster und Straßenrand vor sich gehen, typisch die Bummelspaziergänge auf den eleganten Straßen und Strandpromenaden, bei denen ein Zusammengehen des Freundes mit der Freundin durchaus verpönt und nur ein achtungsvolles Grüßen aus Respektsentfernung zwischen den Reihen der flanierenden Jünglinge und Mädchen, allerhöchstens einmal ein Blickezuwerfen erlaubt ist, bei dem dann allerdings an südländischer Glut nicht gespart wird. Im übrigen darf sich diese Glut erst nach der Heirat entfalten — oder auf illegitimen Wegen. Jedoch der Ausdruck »illegitime Wege« ist irreführend: es gibt nur eine breite nächtige

Straße berufsmäßiger Freudengewährung, aber keine freundlichen, beschatteten Pfade, die zwischen ihr und dem Legitimen lägen. Das Gesamtbild ist unerfreulich: nach außen peinlichste Wahrung der Reserve, der Wohlanständigkeit, aber unter dieser glatten Fassade Zügellosigkeit ohne Schranken. Genug mit diesen Andeutungen! Eine geistige Erneuerung der romanischen Jugend Südamerikas, die von dem Uruguayer Rodo und seiner Schrift »Ariel« ihren Ausgang nahm und besonders von den Hochschulen getragen wird, arbeitet auch der Sittenverwilderung mit einem weißglühenden Glaubensfanatismus erfolgreich entgegen.

Wir haben ein notwendig lückenhaftes Mosaikbild der Nord- und der Südamerikanerin zusammenzusetzen versucht, bei dem die Frau als Gattin, Geliebte, Freundin und Kameradin des Mannes den Hauptteil der Fläche füllte. Eine wichtige Gruppe von Steinen fehlt uns noch an diesem Mosaik: die Frau als Mutter.

Wir betreten ein freundlich durchsonntes Gebiet, eins, auf dem vielleicht die Südamerikanerin der Schwester des Nordens überlegen ist. Zum mindesten in einer Hinsicht überlegen: was die Lust und Liebe zum Mutterwerden und zur Hervorbringung einer großen Kinderzahl anbelangt.

Die Amerikanerin nimmt es mit dem Mutterwerden ernst und ist im allgemeinen freudig bereit, dieser höchsten und ernstesten aller Weibespflichten zu genügen: ihrem Manne Nachwuchs, ihrem Lande junges Volk zu schenken. Der zweite Punkt spielt dabei eine wichtige Rolle, denn die Jugend aller Länder des Erdteils, männlich wie weiblich, denkt durch Erziehung und Tradition national und verschließt sich nicht der einfachen Erwägung, daß junge, im Verhältnis zu ihrer Größe schwach bevölkerte Länder in besonderem Maße auf tüchtige, Kinder produzierende Mütter angewiesen sind. Aus dieser Erkenntnis zieht besonders der Süden die Konsequenzen: wenn sich die spanische und portugiesische Rasse in Südamerika verjüngt hat, so gilt das vor allem von der Produktivität. Der Kindersegen ist in den Familien, die es sich leisten können, geradezu erstaunlich: in Argentinien zum Beispiel sind zehn bis vierzehn Kinder in den ersten Familien des Landes, zehn bis vierzehn Kinder von einer Frau gar keine Seltenheit. »Unser Land ist so jung und groß, es hat Raum für alle unsre Söhne und Töchter, wie viele auch noch kommen mögen«, sagte mir ein argentinischer Diplomat mit Bezug auf seine eigne Ehe. Der ganze Eifer der kreolischen Weiblichkeit scheint sich auf dieses Feld konzentriert zu haben, im Kinderkriegen steht sie wahrhaft — »ihren Mann«. Das Muttersein nachher nimmt sie nicht ganz so ernst und wichtig wie das Mutterwerden: wer es sich leisten kann, überläßt die Fürsorge für die junge Brut völlig bedienten Kräften, auch das Nähren schon besorgen meist weiße oder schwarze Ammen, und die Treue bewährter alter Hausfaktoten sorgt in patriarchalischem Rahmen für alles weitere. Auch die nordamerikanische Gattin geht dem Beruf des Mutterwerdens nicht aus dem Wege, zeigt, wie Ärzte betonen, als werdende Mutter besondere Tapferkeit und ist ihren Kindern eine sehr gute, verstehende, fürsorgliche Pflegerin und unsentimentale Erzieherin. Eine Einschränkung muß nur nach der Richtung gemacht werden, daß neuerdings den Müttern der oberen Schicht durch kulturelle, soziale und gesellschaftliche Pflichten eine Ablenkung von diesem Aufgabenkreis erwachsen ist, die aber bei dem grundgesunden Geist der dortigen Weiblichkeit kaum als ernstliche Gefährdung angesehen zu werden braucht; sie wird sich, wie so vieles andre, von selbst auf das richtige Maß zurückschrauben. Bei den mittleren und unteren Schichten ist die Lage ähnlich wie in Europa, eher besser, da der durchschnittlich größere Wohlstand auch größeren Kindersegen gestattet. Das Zusammenleben der Familien gestaltet sich modern im guten Sinne; es pflegt einen besonders netten Zug von Kameradschaftlichkeit aufzuweisen, den ich geradezu als ideal bezeichnen möchte. Im übrigen ist das Kinderzeugen wie das Kindererziehen im praktischen Yankeeland praktischen Gesichtspunkten untergeordnet: auf dem Lande müssen Knaben und Mädchen schon in jugendlichem Alter — manche finden, zu früh — Arbeit leisten; in den Städten werden die Mädchen auch in den gutsituierten Familien bald zur Verrichtung leichter Hausarbeit herangeholt und dabei zu guten Wirtschafterinnen und Hausfrauen ausgebildet. Die Arbeit armer Kinder in den Fabriken ist ein dunkles Kapitel, aber gerade die geistig und gesellschaftlich führenden Frauen kämpfen mit Erfolg gegen sie an. Demgegenüber hat der Ersatz bezahlter durch kindliche Kräfte im Bürger- oder Arbeiterhause sozial nichts Bedenkliches: er fördert Pflichtbewußtsein, praktischen Sinn und Zusammengehörigkeitsgefühl der Familie. Und die dabei zu leistende Arbeit wird mit selbstverständlicher Freudigkeit getan, zumal da technische und maschinelle Vorrichtungen im glücklichen Nordamerika sie beinahe zum leichten Spiel machen.

Hier schließt sich unser Ring, kommen wir wieder auf Goethes Wort zurück: Amerika, du hast es besser! Und damit wollen wir dieses helle Thema beschließen und der Weiblichkeit des großen westlichen Erdteils im Süden und Norden, von der freilich noch viel Gutes gesagt werden könnte, Abschied nehmend unsre Reverenz erweisen. Glückliche Amerikanerinnen, die ihr ein so unbeschwertes Leben führt, glückliche Amerikaner, die ihr so taugliche Lebensgefährtinnen findet, glückliches Amerika, das Generationen solcher Menschen heranwachsen sieht!

Zwei Gedichte von Hermann Claudius

Nun

Nun schlägt die Nachtigall am hellen Tage.
Die Bäume stehn im Rausch von lauter
Licht.
Die Frauen gehn wie eine süße Klage,
Und ihre Wimpern hängen schwer und dicht.

Die Nächte sind voll wundersamem
Schweigen.
Die Sterne leuchten wie ein Liebeslied.
Und mittenhin und stumm durch all den Reigen
Des Mondes blasse Totenklage zieht.

Liebeslieder

1

Wenn zwei sich lieben,
Wissen sie's ganz allein.
Es braucht kein kluges Wort
Dabei zu sein.

Es braucht keine Feder
Das Wort zu halten hernach.
Ach, die Federn vollführen
Viel Lug und Schmach!

Und dennoch schreib' ich dir
Dieses Gedicht.
Es gehört zu meinem Lieben.
Mehr weiß ich nicht.

Am Ende,
Sollt' es einmal Abend sein,
Mag es am Himmel stehen
Als heller Schein.

2

Wie simpel ist doch Glück!
Ein lieber Arm, ein Kuß, ein lieber Blick — —
Schon weicht's vor meinen Worten mir zurück.
Was mein Gedanke faßt, schon fährt's zu Stück.
Du simples, stummes, tiefes, seliges Glück! — —

3

Hinter allen Dingen
Klingt eine Glocke fein,
Die sie hören, müssen noch Kinder
Oder Toren sein.

Oder Weise? — — Wissen?
Was wissen wir von der Welt!
Hörst du, wie die Glocke
Hinter den Dingen schellt? — —



Zwei Gedichte von Max Bittrich

Wunsch

Abendwind, auf heiße Lider
Schmiege Hände, balsamkühl!
Tau des Trostes schenke wieder
Jedem leidzerwühlten Pfühl!

Laß die Schläfen sanfter künden
Harten Tagwerks rote Glut
Und die tiefe Gnadenflut
In den hellen Morgen münden!

Gesegnetes Land

Weiße Wolken stehen staunend still
Auf dem Land, das sich verschenken will.

Milde Sonne träumt in schweren Zweigen,
Die sich Hungernden entgegenneigen.

Alle Saat, in Frucht und Halm vollendet,
Hat sich dir voll Schöpferlust verschwendet.

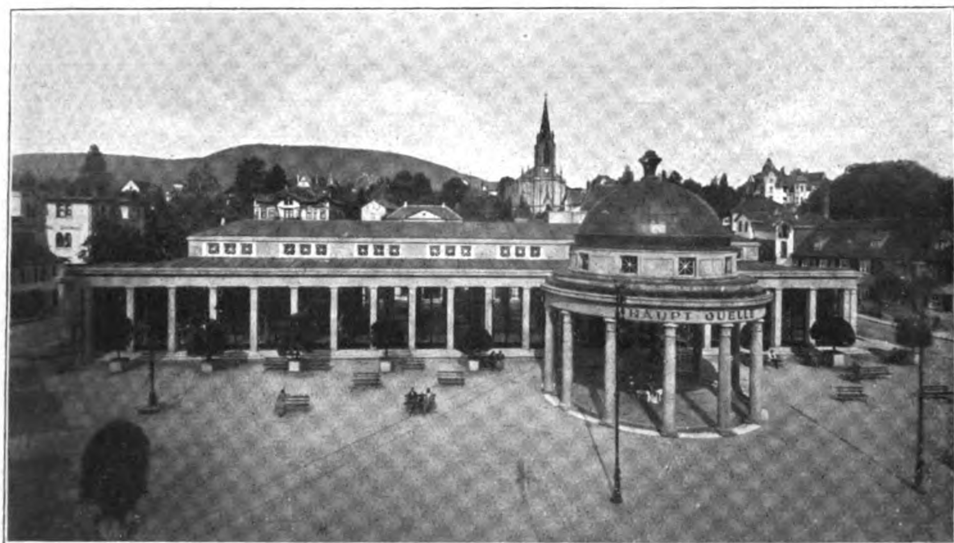
Noch wo Felder blauen Himmel streifen,
Loht des Brotes gottergebnes Reifen.

Sensendengeln weht und Sichelklingen,
Erntelied in weitem Glockenschwingen.

Und ich möchte mit den fernen Stimmen,
Licht und Duft, in Ewigkeit verschwimmen.



Willi Geißler: Durchblick



Brunnen- und Wandelhalle (Hauptquelle)

Pyrmont

Von Dr. Adolf Reuter

Die Jahrszeit ist so schön zum Reisen.
Wie drängend voll mag's jetzt in Pyrmont sein!
(Schiller: »Die berühmte Frau«.)

Der Name Pyrmont klingt und klang zu allen Zeiten. Etwas unendlich Feines liegt darin, der Klang alter, vornehmer Überlieferung. Auch eine neue Gründung, eine neue Firma findet den bezeichnenden, die Aufmerksamkeit erregenden Namen. Aber es fehlt der Klang, der Zauber, die Patina, die sich nicht von heut auf morgen schaffen läßt.

Geheimnisvoll klingt der Name. Und in der Tat sind wir hier von Geheimnissen umgeben. Sie schlummern unter der Scholle, sie entsteigen der rätselhaften Tiefe. Hier reckt der Tod die Knochenhand aus dem Erdinnern hervor. Wer in die Grotte des Todes tritt, ob Mensch, ob Tier, den betäuben giftige Dünste, er sinkt zusammen und ist verloren. Dort sprudelt, weißen Schaum aufwallend, Genesung, Kraft und Lebensfreude spendend, ans Tageslicht der Brodelbrunnen. Fons bulliens (der Kocher) nennt ihn ein alter Chronist, den Bullerborn mit kräftiger Verdeutschung ein andrer. Er wallt und brodelt von Anbeginn, er ist älter als alle menschliche Siedlung weit und breit. Leise rinnt die Emmer noch durch Sumpfgelände, Schilf und Röhricht. Schweigend stehen einsam die Berge, die Jahrhunderte rinnen. Kein Sang und Klang, kein Arbeitslärm. Der Bullerborn durchrauscht die zeit- und weltverlorene Tiefeinsamkeit.

Streifende Jäger setzen hierher den flüchtigen Fuß. Staunen, Grauen ergreift diese Kinder der Natur, wie etwa Schrecken und Angst sie lähmt, wenn eine unsichtbare Riesenhand den dunklen Vorhang vor den Mond, vor die Sonne zog. Erschüttert, demütig sin-



Ein Seitengang in der Brunnen- und Wandelhalle



Empfang des Bischofs von Paderborn

ken sie in die Knie vor dem Göttlichen, dem Unverstandenen, dem Unbegreiflichen.

Vorgeschichtliche Gräber, Reste alter Volksburgen und Befestigungen erzählen von den Menschen, die dann hier seßhaft wurden. Früh schon beginnt die Anbetung der Quellen. Als im Herbst 1863 die Brodelquelle neu gefaßt wurde, fand man in einer Tiefe von vier Metern neben ihr unter den Wurzeln alter Lindenbäume ein bronzenes, reich mit Grubenschmelz verziertes Schöpfgefäß, wahrscheinlich orientalischen Ursprungs, drei römische Denare, etwa ein Dutzend teils versilberter, teils vergoldeter Gürtelschnallen und 200 Gewandspangen, Opfer und Weihgeschenke, die der Gottheit der Quelle dargebracht worden waren.

In den von Waffenlärm erfüllten Zeiten Heinrichs des Löwen sicherte der Erzbischof von Köln sein westfälisches Herzogtum gegen den ebenso unruhigen wie leidenschaftlichen Grenznachbarn durch Anlage einer Burg auf dem Schellenberg. Burg und Berg erhielten zu Ehren des heiligen Petrus den Namen Petrimons, das mit der Burg belehnte Grafengeschlecht hieß fortan von Peremont und übertrug diesen Namen auf die zu Füßen der Burg Peremont liegende Landschaft.

Die allezeit aufgeregte Zunft der Poeten preist überschwenglich in allen Jahrhunderten und in allen Tonarten die Reize Pyrmonts. Elegantes Humanisten-Latein, umständliche deutsche Lobgesänge in biederer Hans-Sachsischer Manier, fromme, dem Paul Gerhardt nachempfundene Choräle, langweilig klappernde Alexandriner, gefühlvoll-schwülstige Naturschwärmereien, über die wir heute lächeln. Der schwermütig weiche Friedrich von Matthisson sieht im Geiste sein in den prächtigsten Farben geschildertes Feenland hingezaubert in die Umgebung der weltberühmten Pyrmonter Quellen. Auch Matthias Claudius und Johann Heinrich Voß haben Pyrmont auf ihre Art besungen.

Mit Recht! Denn ob wir auf der Eisenbahn durchs liebliche Emmertal oder nach anmutiger und bequemer Weserfahrt als rüstige Wanderer von den Dampferhaltestellen Höxter, Holzminden, Polle über wälderreiche Berge und verträumte Hochflächen der Pyrmonter Talweitung uns nähern, immer umfängt uns der Zauber des schönen alten Kurortes. Auf dem alten hylligen Anger grünt, blüht und träumt der Park — stille Weiher mit schwimmenden Wasserrosen, smaragdgrüne Rasenflächen, mächtige Baumgruppen, dämmernde Waldbuchten, alles breit und still durchzogen von kühlen, geradlinigen, erinnerungbeschwörenden Linden-Alleen, leise sich verlierend in das lachende Wiesen-, Wald- und Berggelände. Um das Schloß herum im Fürstengarten ist ein Blühen, Duften, Farbenleuchten, ein



Bildnis des Fürsten Friedrich Adolf Hermann zu Waldeck

Wandeln unter Palmen, märchenhaft schön, wie es wohl selten in Deutschlands Gärten gefunden und empfunden wird. Wie ein bunter Blumenstrauß schwimmt mit ihren Blumen und Bäumen die Schloßinsel auf dem die Himmelsbläue, die weißen Wolkentürme spiegelnden Wasserring, schön, wie sie in unsern Tagen Friedrich Adolf Hermann, der letzte regierende Fürst zu Waldeck und Pyrmont, verlassen hat, wehmütig lächelnd, träumend von harmlos-lieblicher Vergangenheit, von den herrschenden Geschlechtern, die kamen und gingen, den Grafen von Spiegelberg, von der Lippe, von Gleichen.

In der Kathedrale zu Cambrai in Nordfrankreich schläft Philipp, der letzte lebensfrohe Sproß der Spiegelberger Grafen, den Schlaf der Ewigkeit. »Anno 1557, um die Fasten fieng Graf Philipp an das neue Schloß-Gebaeu zu Pyrmont, zog aber zu der Zeit mit 16 Pferden und 2 Wagen zu Hülfe dem König von Hispanien wider den Frantzosen auf Begehren Hertzog Erichs von Braunschweig, der also mit eigener Hand schrieb: Lieber Her Philipp, bleibet nicht aus, oder Gnade und Freundschaft soll aus sein. — In selbigem Kriege wurde Graf Philipp vor St. Quentin anno 1557 erschossen den 10. August, im 24. Jahre seines Alters zu Cammerich in der Domkirche mit Schild und Helm begraben, der letzte Graf vom Geschlechte Spiegelberg, ließ nach sich drei Schwestern ...«

Eine weiche, volle Musik ruft uns zurück zur Wirklichkeit, in die Gegenwart. Menschen gehen von allen Seiten den lockenden Tönen nach. Bald wogt eine frohe Menge um das stolze, breit gelagerte Kurhaus, durch die Hauptallee, an dem in Lindengrün geschmiegten Theater vorbei. Auch aus dem Theater dringen melodische Töne, dann leidenschaftliche Rufe. Dort wird noch geprobt. Hier draußen aber hat schon die große Festaufführung begonnen. Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten und spielen ohne Gage mit — ein Garten blühender und erblühender Menschenblumen, in Form, Farbe und Gestalt schön wie drüben vor dem Schloß der Fürstengarten. Viel zarte, welke Mädchenblüten darunter, aber bald werden sie wieder frisch erblühen.



Kurleben zur Zeit des Großen Kurfürsten



Brunnentempel vor hundert Jahren

Nichts Schöneres, als dies Genesen zu sehen. Kurgäste aller Stände und Länder auf den Wegen, den Bänken. Vorsichtig wandelnde Kranke, Erholungsbedürftige und Genesende, die vom Standquartier Pyrmont aus den Teutoburger Wald, das romantische Hameln, die Weserberge, das Oberwesertal, Corvey, Höxter, den Solling mit der weithin leuchtenden Altfürstenberger Porzellanmanufaktur durchstreifen. Kurgäste sonnen sich auf den Liegewiesen, tummeln sich auf den Tennisplätzen. Woher kommen alle diese Menschen? Ist das nicht wieder ein »Wundergelaeuf nach dem hylligen Born, durch die ganze Christenheit berühmt«?

Und wieder umschweben uns hier die Erinnerungen. Im Mai des Jahres 1556 hob es an, das große »Wundergelaeuf nach dem hylligen Born«, über das die Ärzte, die Chronisten jener Zeit uns berichten, ganz aufgeregt noch von allem, was sie damals hier hörten, sahen, erlebten. Nicht weniger als zehntausend Menschen aus allen Ständen, allen Gegenden Deutschlands strömen bis Mitte Juni bei den Pyrmonter Quellen zusammen. Aus Frankreich, England, Holland, Spanien, Italien, Schweden, Norwegen, Polen, Ungarn kommen die Kranken, die nach Wunderheilung sich Sehnenden. Was das Städtchen Lügde, die Dörfer Oesdorf und Holzhausen nicht zu fassen vermögen, lagert in Zelten und Laubhütten um die Quellen herum auf dem damals noch unbebauten heiligen Anger und im nahen Walde. Abenteuerndes und spitzbübisches Gesindel findet sich von allen Seiten ein, »das auch nicht leer ausgehen wollte«, wie ein Chronist meint. Unglaubliche Szenen spielen sich ab in den Zelten, den überfüllten Quartieren. Bald fehlt es an den notwendigsten Lebensmitteln. Von weither schaffen erwerbslustige Händler Bier, Brot und Fleischwaren herbei. In übertriebener Weise wird innerlich und äußerlich bei jeglicher Krankheit und Beschwerde das Pyrmonter Wasser angewandt. Gaunerei und Diebstahl sind nicht selten, ja, selbst das Leben und die Sicherheit der fremden Gäste ist bedroht. Der regierende Graf Philipp von Spiegelberg gerät in arge landesväterliche Verlegenheit. Er erläßt gegen den Unfug strenge Gesetze, die zu allgemeiner Kenntnis, aber vergeblich an der alten Brunnenlinde ausgehängt werden. Prozessionen vom nahen Lügde zu den Quellen mit Gesängen, Kreuz und Kirchenfahnen steigern die Aufregung. Teufelsbeschwörungen und Teufelsaustreibungen sind an der Tagesordnung. Bis zum nächsten Sommer hält das Zu- und Abströmen der fremden Gäste an. Lange noch zittert die Erregung nach. Ein Augenzeuge berichtet später, wie einem vom bösen Geist Besessenen das Wasser mit Gewalt in den Mund gegossen wurde, daß der böse Geist habe weichen müssen.

Nun, bei dem heutigen »Wundergeläuf« ist das Heilverfahren erheblich glimpflicher geworden. Den gut und behaglich wohnenden Kurgästen wird das heilsame Wasser nicht mehr exekutionsmäßig mit



Kurallee vor hundert Jahren

Im Vordergrund links: Ein Badearzt mit Patienten. Die Badeärzte hielten damals in der Kurallee ihre Sprechstunden

Gewalt in den Mund befördert. Als sei ihnen ein spitzer, gläserner Schnabel angewachsen, meint witzig Herbert Eulenberg, so schlürfen sie, in der Hauptallee und auf dem Brunnenplatz lustwandelnd, mit dünnen Glasröhrchen aus dem vorgehaltenen Trinkbecher das köstliche Stahlwasser.

Bei unfreundlichem Wetter finden Tausende von Kurgästen Schutz und Gelegenheit, sich kurgemäß zu bewegen in der neuen heizbaren Wandelhalle. Heiter, einladend, festlich prangend beherrscht sie zusammen mit der vorgelagerten rundtempelartigen, säulengetragenen Brunnenhalle den Brunnenplatz. Sie wurde erbaut im Jahre 1924, zum Gedächtnis und zur Feier des Anschlusses Pyrmonts an den größeren Nachbarstaat — eine Morgengabe, mit der Preußen um den Besitz der schönen Jungfrau warb. Der Architekt Alfred Sasse in Hannover entwarf die Pläne des Baues, den er zusammen mit dem Pyrmonter Baukommissar Riemenschneider ausführte. Die örtliche Bauleitung war dem ebenfalls in Hannover ansässigen Diplom-Ingenieur Röpe übertragen.

Stille umfängt uns, feierliche Stille, nun wir den weiten lichten Raum betreten. Alles genießt draußen den Sommertag. Sonnenlicht flutet durch die hohen, breiten Glaswände, funkelt über die kristallenen Lampen, zaubert durch enzianblaue Scheiben sein buntes, leise wandelndes Farbenspiel auf die glatten, glänzenden Marmorwände der Halle. Ein andres Farbenspiel — der Goldgrund der Bilder hat in unsern farbigen Wiedergaben (auf den Seiten 574, 575, 578, 579, 582 und 583) aus technischen Gründen leider durch das stumpfere Gelb ersetzt werden müssen — hat der Weimarer Professor Hans W. Schmidt uns auf den über der Marmorwand sich hinziehenden Fries gemalt. Die bewegte Vergangenheit des alten, ewig jungen Pyrmont schaut in lebensvollen Bildern auf uns herab. Schattenhaft, übermenschlich tauchen die Gestalten empor aus dem Dämmer der Vorzeit, schweben über dem versinkenden, der Forschung nicht mehr erreichbaren Lande der Vergangenheit: Nornen als Schicksalsgöttinnen, Thusnelda, Varus, Arminius, von Legende noch umwoben, Karl der Große, Mönche, Ritter, Bischöfe. Dann weicht der mystische Nebel. Deutlicher werden die Dinge, klarer, beziehungsreicher die Gestalten. Bewußt tritt Pyrmont ein in die Reihe der wenigen, aber groß angelegten Kurorte. Leer liegt noch der weite, der heilige Anger; die rohe, noch mittelalterliche Steinfassung der Quellen und höchstens ein paar Bretterbuden, das ist alles. Leer noch der Platz um die alte Grafen- und Wasserburg. Unbehaglich drohend, nur Stein und Architektur, scheint sie mit ihren Bastionen, dem Pulverturm wie ein Merianbild hart hineingezeichnet in nüchterne, kahle, poesielose Landschaft. Aber leise meldet sich, durch holländische Landschaftsmalerei wachgerufen, das Verständnis für lustige Wälder und Auen, und als schüchtern um Fürsten-



Kurleben zur Zeit Friedrichs des Großen

sitze und wohlhabende Städte herum die ersten Blumengärtlein und Alleen entstehen, pflanzt um das Jahr 1668 der edle und tatkräftige Graf Georg Friedrich von Waldeck und Pyrmont die berühmte Lindenallee, legt die Brunnenstraße an, baut das alte Brunnenhaus und wird so zum Gründer des Kurortes Pyrmont, der schnell zu Weltruf gelangt und bald allgemein das Fürstenbad genannt wird. Nicht weniger als vierzig Fürsten und andre hohe Persönlichkeiten treffen sich hier in einem Sommer. Der Große Kurfürst, Peter der Große, Friedrich der Große kommen und gehen mit zahlreichem Gefolge.

Verwundert schaut diese bunte Gesellschaft, der ganze bunte Zeitenwandel von dem Fries der Wandelhalle auf den Sohn des 20. Jahrhunderts herab: der Paderborner Bischof, der in einer Haupt- und Staatsaktion vom Waldecker Schloßherrn feierlich empfangen wird; die gravitätisch steifen Gestalten der großkurfürstlichen, der Allongeperückenzeit mit ihren verschollenen Trachten, verschollenen Gesprächen und Höflichkeiten, die ihnen so wichtig, so schön dünkten, wie uns Heutigen alles, was uns das Leben bunt und reich erscheinen läßt. Und ferner, ein Jahrhundert später: der große Preußenkönig, umstrahlt vom frischen Siegerglanz der beiden ersten schlesischen Kriege, Goethe, die Königin Luise.

Mit Wehmut betrachten wir das Bild Luisens, die, von heiterem Gefolge umgeben, wie sie es gern tat, Blumen am Stand der derben Händlerin kauft. Wir erkennen auf dem Bild zur Linken Chamisso in der Uniform des in Hameln stehenden preußischen Regiments Prinz von Oranien, die Königin, neben ihr die Großfürstin Maria Pawlowna, die Kurprinzessin von Hessen, die Oberhofmeisterin Gräfin Voß, die Hofdame von Vieregg, den General Blücher. Schwermütig noch über den Tod eines zärtlich geliebten Kindes, des vier Monate alten Prinzen Ferdinand, trifft Luise am 19. Juni 1806 in Pyrmont ein, wo sie auf Hufelands Rat Zerstreuung und Erholung finden soll. Im fürstlichen Logierhaus, dem heutigen großen Badehotel, nimmt die hohe Frau als Gräfin Hohenstein Wohnung. Schon am ersten Abend nach


Bildnis Friedrichs des Großen

jeder Schulweisheit — schwärmerisch verehrte und bei ihr, wie alle frischen und tatkräftigen Naturen, in großer Gunst stand. Unter der günstigen Einwirkung der von Hufeland streng überwachten Kur erholte sich die Königin allmählich und konnte bald an den Vergnügungen des Badelebens teilnehmen. Sie hat uns selbst, in ausführlichen Briefen an den König, ihr Pyrmonter Leben geschildert. Bei den ersten Klängen des Chorals, im schlichten weißen Morgengewand, den Trinkbecher in der Hand, erschien sie am Brunnen. Sie pflegte die Stahlquelle mit etwas Eselsmilch zu trinken und dabei fleißig spazierenzugehen, denn anhaltende Bewegung im Freien hatte Hufeland vor allem empfohlen. Um zehn Uhr wurde unter den Linden an langen Tischen in großer Gesellschaft das Frühstück eingenommen, zu dem eine der Fürstlichkeiten oder auch ein bestimmter Kreis der Gesellschaft einzuladen pflegte. Dann badete die Königin, und nach kurzer Ruhe unternahm sie, meist zu Pferde,

ihrer Ankunft ergeht sie sich in der berühmten Hauptallee, wo sich die vornehme Welt zusammenfindet. Wenige Tage später kommen ihr Vater, Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, seit fast vierzig Jahren ein treuer Besucher Pyrmonts, der Onkel Ernst und ihr Bruder Georg, der immer Frohsinn um die angebetete Schwester zu verbreiten weiß. Besonders lieb war der Königin die Anwesenheit von Kaiser Alexanders Schwester, der edlen Erbprinzessin von Weimar, Maria Pawlowna, die man als »Maria Angelica« in Weimar kaum weniger verehrte als die Königin Luise in Preußen. Die Erbprinzessin hatte schon im letzten Winter bei ihrem Aufenthalt in Berlin die Freundschaft Luisens gewonnen; inzwischen war auch ihr ein Kind gestorben; gemeinsamer Schmerz und gemeinsame politische Ansichten führten jetzt die beiden Fürstinnen noch näher zusammen. Von Hameln kamen oft preußische Offiziere, von Münster General Blücher, der »unsre angebähte Königin« — so schreibt er urwüchsig, unangekränkelt von


Bildnis der Königin Luise



Partie aus dem Palmengarten

wieder in größerer Gesellschaft einen Ausflug in Pyrmonts Umgegend, nach dem Friedenstale, auf den Königsberg, zum Waldeckschen Schloß oder wohin sonst das schöne Wetter lockte. Nach der Rückkehr wurde zu Mittag gespeist. Gegen Abend vereinigte man sich im Kursaal zum Tee, wobei auch kleine Hasardspiele nicht ausgeschlossen waren; zeitig wurde zu Abend gegessen und zeitig die Ruhe



Kurpark

Drei Alleen stellen die Verbindung mit dem Berg- und Waldgelände her



Das Fürstliche Schloß

gesucht. Zuweilen aber gab es auch Konzerte und Bälle; und die Königin selbst hat, nachdem Hufeland es gestattete, sich am Tanz beteiligt.

Eine adlige Dame aus Hannover sah die Königin eines Abends beim Ball im Kursaal. Als sie 49 Jahre später wieder in Pyrmont weilte, schrieb sie die Eindrücke jenes Abends nieder. »Königin Luise«, so erzählt sie, »trug wie die junge Großfürstin, mit der sie gern ganz gleich war, ein weißes, klares Gewand, dessen Saum und Gürtel leichte Silberstickerei deckte; weiß und silbernes Band im Haar, einen Strauß von Orangenblüten und Rosen. Ihre Schönheit, wenngleich von weichster Frauenmilde und warm belebt von den schönsten Farben und dem seelenvollen Ausdruck der sonnigen Augen, hatte etwas Statuengleiches, etwas durchaus Unsterbliches; eine Schönheit, von der die Blüte der Jugend hinweggestreift werden konnte, ohne sie zu verringern. Leise Wehmut umgab, wenn sie schwieg, ihren süßen Mund, über-



Schauspielhaus


Kurleben zur Zeit der Königin Luise

schleierte die leuchtenden Augen; nichts aber glich ihrem Lächeln, ihrer holdseligen Freundlichkeit, wenn sie sprach. Den hatte ein liebliches Geschick umfangen, der eines Wortes sich von ihr rühmen konnte. Königin Luise war immer von engelgleicher Huld und Herablassung, nicht allein für die Kreise, die zunächst sie umgaben, nein, für alle.«

Es sind die letzten frohen Tage gewesen, die Luise, im vollen Glanz noch der Jugend, Schönheit, Volksbeliebtheit, gerade hier verleben durfte. Schon schwebt wie ein dunkler Raubvogel über ihr der Haß Napoleons, der mit deutlicher Anspielung auf die Königin und die Großfürstin Pawlowna über den »Frauenkongreß in Pyrmont« spottet; schon bricht das Unglück herein, der französische Krieg, Jena, der frühe jähe Tod der unvergeßlichen Dulderin auf dem Königsthron. Zerstoben sind ihre schwärmenden, schwätzenden Höflinge, längst begraben auch die gefühlvoll-lustigen, politisch genügsamen, Walzer tanzenden, für Heine schwärmenden Biedermeierleutchen, die auf dem nächsten Bild Komödie spielen vor sich selbst und vor den andern.

Verwehte Klänge dringen herein, verworren, wie aus weiter Ferne abgebrochene Laute, eine perlende, hüpfende Strophe, eine sinnbetörende schöne Walzerweise. Vita somnium breve. Ach ja, wer möchte es all den Menschen hier verdenken, daß sie, genesen oder genesend, den schönen flüchtigen Lebenstraum genießen wollen?

Das letzte Bild: Gegenwart! Ein stattlicher Herr, der die Züge des letzten regierenden Fürsten von Waldeck und Pyrmont trägt, überreicht dem preußischen Finanzminister von Richter eine Urkunde: der Übergang Pyrmonts an Preußen. Andre Herren beraten die Baupläne der Wandelhalle. Man erkennt den Kurdirektor Otto Prestien, den Landrat des Kreises Pyrmont-Hameln Dr. Loeb, den Architekten Sasse. Der Maler des Frieses selbst, Professor Schmidt, steht mit seiner Zeichenmappe bescheiden im Hintergrunde. Zur Rechten ist die im Bau begriffene Wandelhalle dargestellt. Eine Quelle sprudelt schäumend empor, die noch zu erbohrende Thermalquelle. Ein verheißungsvolles Zukunftsbild!

Bedeutend, verheißend erscheint uns die Zukunft des mächtig aufstrebenden, des preußischen Pyrmont. Schon ward in Aussicht genommen der Neubau eines großen Konzert- und Kongreßhauses und eines zweiten Kurhotels, die Erweiterung des wunderbaren Kurparks, dessen neue Anlagen die Verbindung mit der Wald- und Berglandschaft herstellen werden. Aber wir wollen auch die Verdienste des letzten regierenden Fürsten zu Waldeck und Pyrmont nicht vergessen. Er hat die ersten bedeutungsvollen Schritte getan zum Aufstieg des neuzeitlichen Pyrmont und mit persönlichen Opfern das neue Kurhaus und Kurhotel sowie das neue Mineral- und Moorbadehaus geschaffen. Und die schöne Vergangenheit ist hier gewiß nicht tot. Verständnisvoll wird sie gepflegt in den alteingesessenen Familien, wo alte Fremdenbücher mit stolzen Namenslisten, alte Pyrmonter Stiche, Drucke, Zeichnungen — ein noch ungehobener Bilderschatz — von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden. Sie umfängt uns allerorten, wenn das Licht erlosch im Theater, in Lese-, Tanz- und Gesellschaftsräumen des vornehmen Kurhauses, wenn der Mond wacht auf Wegen, Konzert- und Spielplätzen, um das träumende Schloß. Leise, erinnerungbeschwörend rauscht die alte Lindenallee. Dort wandelten Klopstock, Gleim, Herder, Moses Mendelssohn, die Stolbergs, Schlegel, der Amerikaner Franklin, Tischbein, Humboldt, Lortzing, der hier seinen »Zar und Zimmermann« schuf, alle die großen, vielgefeierten Geiger, Sänger, Bühnenkünstler ihrer Zeit. Eine ganze lebende Literatur- und Kulturgeschichte zieht an uns vorüber.

Alles überragt der Schatten des großen, gedankenvollen Goethe. Von schwerer Krankheit genesend, hält er am 13. Juni 1801 mit seinem zehnjährigen August und dem Schreiber Geist — Vater, Sohn und Geist! — seinen Einzug in Pyrmont. Erholung, nicht Zerstreuung suchend, mit Ernst der Kur hingegeben, rühmt er die gute Gesellschaft, hält sich aber von ihr fern, meidet den Spielsaal und die belebte Hauptallee, durchwandert, wie wir in seinen Annalen lesen, sein lebhaft alles erfragendes Söhnchen an der Hand, mit dem Pyrmonter Rektor Werner geologisch forschend, an der



Kurleben zur Biedermeierzeit



Friedensthal bei Bad Pyrmont

Landschaft sich erfreuend, die Umgegend. Wir geleiten ihn, den vornehmsten und schlichtesten Kurgast Pyrmonts, auf dem Weg nach Lügde, dem altertümlichen westfälischen Städtchen. Wie manches Mal ist er sinnend dorthin gegangen auf idyllischen Fußpfaden durch die Emmertalwiesen zum malerischen Franziskanerkloster, zur efeuumrankten, uralten Kiliankirche. Den Forscher fesselt die rätselhafte Vergangenheit des Pyrmonter Talbeckens; der Dichter entwirft den Plan seiner tiefdurchdachten, leider nicht vollendeten Pyrmonter Novelle, widmet sich bei Regenwetter in seinem Zimmer zu ebener Erde am Holligenborn Nr. 9 der Übersetzung des Theophrast und seiner Farbenlehre, fühlt sich in den letzten Tagen der Kur beunruhigt durch die Anwesenheit seines Herzogs, schreibt Briefe voller Anhänglichkeit an seine Christiane daheim.



Erdbeertempel im Kurgarten

Ein unerklärlicher Reiz durchschwebt den Park und die berühmte Hauptallee, unzerstörbar durch allen Glanz und alle Schönheit des sich erweiternden Badeortes, ein Hochgewinn für jeden, der neben Pflichten und Zerstreuungen des Kurlebens das alles nachdenklich genießen kann.

Es ist beglückend, hier zu wandeln, und der Schönheitstraum Pyrmont ist noch nicht ausgeträumt.

Kaiserin Charlotte und die mexikanische Kaisertragödie

Von Theodor von Sosnosky

Die irrtümliche Nachricht von dem Tode der Kaiserin Charlotte von Mexiko, die, durch eine schwere Erkrankung der unglücklichen Frau verursacht, unlängst durch die Presse lief, hat die Erinnerung an die historische Tragödie geweckt, deren Heldin sie gewesen ist. Dieses Drama liegt aber schon so weit zurück und ist durch eine ungeheure Fülle zeitgeschichtlicher Ereignisse so sehr verdrängt und verdunkelt worden, daß es dem heutigen Geschlechte, soweit es ihm nicht ganz fremd ist, nur in nebelhaften Umrissen vor Augen schwebt. Die wenigsten werden darum auch wissen, was die Ursache des Wahnsinns gewesen ist, der Kaiserin Charlotte seit mehr als einem halben Jahrhundert umnachtet hält; die meisten werden glauben, die Nachricht vom tragischen Ende ihres Gemahls, des Kaisers Maximilian von Mexiko, habe sie derart erschüttert, daß sie in Wahnsinn verfiel. Dem ist jedoch nicht so. Wir glauben darum nichts Überflüssiges zu tun, wenn wir hier, mit der gebotenen Kürze, die Vorgeschichte dieses Wahnsinns erzählen und damit zugleich den Inhalt der erschütternden Tragödie, in der diese Frau eine so große Rolle gespielt hat. Wir folgen dabei dem Buche »Maximilian und Charlotte von Mexiko« von Egon Cäsar Conte Corti (Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien 1924, 2 Bände), einem inhaltsreichen Werke, das, aus dem bisher verschlossen gewesenen Geheimarchiv Kaiser Maximilians und der gesamten einschlägigen Literatur geschöpft, einen verläßlichen Wegweiser in dem Labyrinth dieser dramatischen Hof- und Staatsaktion darstellt und eins der fesselndsten historischen Bücher ist, die es gibt.

Die Vermählung der damals erst sechzehn Jahre alten Prinzessin Charlotte, der Tochter König Leopolds 1. von Belgien, mit Erzherzog Ferdinand Maximilian, dem Bruder Kaiser Franz Josefs von Österreich, die am 27. Juli 1857 in Brüssel stattfand, sollte der Auftakt zu dem großen und ergreifenden Drama werden, in dem das Schicksal diesem jungen Paare die Hauptrollen zugewiesen hat.



Kaiserin Charlotte von Mexiko

Nach einem Ölgemälde von Eugen S. Stieler, im Besitz der Fürstin Stephanie von Lonyay, geb. Prinzessin von Belgien

Aus dem Werke »Maximilian und Charlotte« (Amalthea-Verlag Zürich-Leipzig-Wien)

Die mexikanischen Emigranten, die in Europa auf eigne Faust Politik machten und die Wiederherstellung des mexikanischen Kaiserthrones anstrebten, um selber wieder zu Amt und Würden zu gelangen, hatten das französische Kaiserpaar für ihre Pläne zu gewinnen verstanden. Napoleon erhoffte sich davon nicht nur eine Auffrischung seines schon bedenklich verblassenden Nimbus, sondern auch die Etablierung des französischen Einflusses in Amerika und überdies die Ausbeutung der dortigen Silberminen, der reichsten der Erde. Eugenie aber gefiel sich als Beschützerin des monarchischen Gedankens und begeisterte sich daher für die Wiedererrichtung des Kaiserthrones Montezumas. Mexiko sollte eine Filiale Frankreichs werden. Als Anwärter auf diesen Thron erkoren sie sich den Erzherzog Ferdinand Maximilian von Österreich, der bei einem ihnen in Paris abgestatteten längeren Besuch ihre Sympathien in hohem Grade gewonnen hatte. Der Erzherzog, jung, ehrgeizig, in Österreich außerstande, seinen Tatendrang zu befriedigen, mit seinem kaiserlichen Bruder wenig harmonierend, zudem phantastisch veranlagt und für die exotischen Reize der Tropenwelt schwärmend, wähnte da eine große, glänzende Zukunft winken zu sehen und griff zu, wenn auch erst nach längeren Verhandlungen.

Seine Gattin Charlotte wäre nicht die Tochter ihres von brennendem Ehrgeiz erfüllten Vaters

gewesen, wenn die mexikanische Angelegenheit sie kühl gelassen hätte. Kein Wunder also, daß es sie mächtig lockte, nun auch selber eine Herrscherkrone tragen zu können, sollte es auch nur die von Mexiko sein. Handelte sich's dabei auch nicht um die eines europäischen Reiches und war sie auch von einem aztekisch-indianischen Hautgout umwittert, der an und für sich nicht gerade geeignet war, ein europäisches Fürstenpaar von so hoher Herkunft wie Max und Charlotte sonderlich anzuziehen, so fiel diese Krone doch wieder dadurch ins Gewicht, daß es eine Kaiserkrone war; und auch ihr exotischer Glanz, der historisch-sagenhafte Nimbus, der sie als die Krone Montezumas, des letzten Aztekenfürsten, umschimmerte, wog ihre Mängel auf; wenigstens in den Augen des ehrgeizigen und tatendurstigen Paares. Es fehlte zwar keineswegs an wohlwollenden und gewichtigen Stimmen, die dringend vor diesem Abenteuer warnten: Lord Russel, der britische Minister für Äußeres, bezeichnete diese Angelegenheit dem österreichischen Botschafter gegenüber als »hérissé de difficultés«, als gespickt (gestachelt) mit Schwierigkeiten, und Sir Charles Wyke, der britische Gesandte in Mexiko, der die dortigen Verhältnisse aus eigner Erfahrung kannte, warnte nachdrücklich vor diesem »Hornissenneste«. Auch Fürst Metternich, der österreichische Botschafter am Hofe Napoleons, und Graf Rechberg, der österreichische Minister des Äußeren, ließen sich in diesem Sinne vernehmen, und überdies noch andre Diplomaten. Allein lauter und sympathischer als diese warnenden Stimmen schlugen die werbenden, lockenden und preisenden Stimmen an die Ohren des erzherzoglichen Paares, die Stimmen Napoleons und Eugeniens sowie die der mexikanischen Emigranten, die nicht müde wurden, die Verhältnisse in Mexiko in blendender exotischer Beleuchtung vorzuführen; und, nicht zuletzt, die Worte König Leopolds, der, als ihm Maximilian das erstemal von der an ihn gerichteten Einladung sprach, lächelnd bemerkte: »Cela serait une belle position.« Wenn dieser so kluge und diplomatisch vorsichtige Herrscher so günstig urteilte, und wenn Napoleon an Maximilian schrieb: »Ich glaube nicht, daß es dort ernsten Widerstand geben wird«, dann war es dem ehrgeizigen Paare nicht zu verdenken, daß es begehrlich nach der schimmernden Krone griff, die man ihm so liebenswürdig und vielversprechend anbot.

Charlotte nahm von allem Anfang an der Thronfrage den eifrigsten Anteil, und zwar nicht bloß passiven; sie setzte sich vielmehr mit dem ganzen Eifer und der ganzen Energie ihres lebhaften Geistes und leidenschaftlichen Temperaments für die Kandidatur ihres Gemahls ein. Ihr durch die Tatsachen keineswegs gerechtfertigter Optimismus spricht aus dem Briefe, den sie aus Miramar an Erzherzogin Sophie, ihre Schwiegermutter, schrieb, um deren mütterliche Besorgnisse für das Wohl ihres (Sophiens) Sohnes zu zerstreuen. »Die Sache ist weit davon, heute ungünstiger zu stehen als früher«, versicherte sie darin, »sie geht im Gegenteil einer günstigen und würdigen Lösung entgegen.« Den warnenden Hinweis ihrer Schwiegermutter auf die Vertreibung König Ottos vom Hellenischen Thron, die kurz vorher erfolgt war, suchte sie durch geschickt gezogene Parallelen zuungunsten der griechischen Königsfrage zu entkräften, wobei sie den Charakter der Mexikaner weit höher einschätzte als den der Griechen. Die Liebe dieses Volkes werde die Hilfe fremder Bajonette bald überflüssig machen ... Auch dann war es Charlotte, die nachdrücklich eingriff und den Mut nicht verlor, als die Verwirklichung ihrer und ihres Gatten stolzer Träume an der Bedingung, die dessen kaiserlicher Bruder an seine Zustimmung knüpfte, zu scheitern drohte. Kaiser Franz Josef verlangte nämlich, daß Maximilian seine Erbansprüche auf den österreichischen Thron in ausdrücklichem Verzicht fallen lasse. Da Maximilian sich aber weigerte, diese Bedingung zu erfüllen, drohte die ganze Sache in zwölfter Stunde in die Brüche zu gehen, zur nicht geringen Bestürzung und Erbitterung Napoleons und Eugeniens, die sich als deren Protektoren hierdurch vor aller Welt bloßgestellt sahen, wenn der Erzherzog auf seiner Weigerung beharrte. Maximilians weiche Natur brach in diesem schweren Dilemma fast zusammen; Charlotte aber, aus härterem Stoffe gemacht, begab sich von Miramar nach Schönbrunn, um Kaiser Franz Josef von seiner Bedingung abzubringen. Drei Stunden bemühte sie sich, dies zu erreichen. Es gelang ihr nicht. Der Kaiser zeigte sich zwar zu gewissen Zugeständnissen bereit; in der Hauptsache aber blieb er fest. Charlotte kehrte nach Miramar zurück und, durch einen Brief ihres Vaters darin bestärkt, setzte sie dort Maximilian auseinander, daß er von der mexikanischen Thronkandidatur nicht mehr zurücktreten könne, ohne eine heillose Verwirrung anzurichten und das französische Kaiserpaar furchtbar bloßzustellen — die drängenden Briefe Napoleons, die dessen Erbitterung nur notdürftig verhüllten, sprachen in der Tat eine beredte Sprache —; es bliebe daher nichts andres übrig, als den verlangten Verzicht auf die Erbfolge in Österreich zu leisten, da Kaiser Franz Josef unbedingt darauf bestehe. Es gelang ihr auch — zu ihrem und ihres Gatten Unheil —, Maximilian umzustimmen. Er verzichtete auf die Erbfolge in Österreich, und damit war der Weg nach Mexiko frei. Die Erschütterungen, die diese Kämpfe in der empfindsamen Seele Maximilians hervorgerufen hatten, waren aber so schwer, daß er sich außerstande sah, die zahlreichen Besuche und Deputationen zu empfangen, die sich in Miramar einfanden, um ihn zu beglückwünschen. Charlotte übernahm es, ihn zu vertreten. Sein Befinden war so ungünstig, daß die für den 11. April 1864 festgesetzte Abreise nach Mexiko verschoben werden mußte. Als er dann am 14. April unter ungemein herzlichen und groß-

artigen Sympathiekundgebungen der auf dem Molo von Miramar versammelten Menge die Barkasse bestieg, die ihn zu der auf offener See seiner harrenden Fregatte »Novara« bringen sollte, übermannte ihn die Rührung. Charlotte bemerkte zu ihrer Begleiterin, Gräfin Zichy-Metternich: »Regardez donc le pauvre Max! Comme il pleure!«

Während Maximilian und Charlotte sich auf den Wogen des Atlantischen Ozeans schaukelten, begannen sie den Verzicht auf den habsburgischen Thron zu bereuen, und wieder war Charlotte die treibende Kraft, als beide, noch auf hoher See, ein Dokument verfaßten, in dem sie den ausgesprochenen Verzicht als erpreßt für null und nichtig erklärten.

Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die das kaiserliche Paar in Mexiko vorfand, entsprachen den rosigen Schilderungen der mexikanischen Emigranten ganz und gar nicht. Es sah sich vielmehr einem Chaos von Unordnung, Faulheit, Feindseligkeit und Intrigen gegenüber, und die liberalen Maßnahmen, die Maximilian zugunsten des Staates, aber zum Nachteil des Klerus traf, zogen ihm die Gegnerschaft der Geistlichkeit und damit auch die der klerikalen Partei zu, also just der, die ihm zum Throne verholfen hatte. Schon zu Beginn des Jahres 1865, also etwa nach drei Vierteljahren seit ihrem Eintreffen in Mexiko, entwarf Charlotte in einem Brief an Kaiserin Eugenie eine nichts weniger als rosige Schilderung der dortigen Verhältnisse: »Ich bin auf dem Punkte,« schrieb sie, »mich zu fragen, ob es eine Menschenmöglichkeit geben wird, aus den Schwierigkeiten herauszukommen, wenn sie weiter derart zunehmen. ... Während der ersten sechs Monate findet alles eine Regierung herrlich, rühren Sie jedoch irgend etwas an, so verflucht man Sie. Es ist das Nichts, das nicht entthront werden will. Eure Majestät glaubten vielleicht wie ich, daß das Nichts körperlos sei, im Gegenteil, in diesem Lande stößt man auf Schritt und Tritt darauf, und es ist aus Granit, es ist mächtiger als der menschliche Geist, und nur Gott allein kann es beugen. Die Pyramiden Ägyptens waren weniger schwierig aufzurichten, als das mexikanische Nichts zu besiegen wäre ...«



Kaiser Maximilian von Mexiko zu Pferde in mexikanischer Tracht

Nach einem Ölgemälde von Ebeling, im Besitz des Herrn Leopold Schwarz, Antiquitätenhandlung, Wien

Aus dem Werke »Maximilian und Charlotte« (Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien)

Mit dem »Nichts« meinte Charlotte die Gleichgültigkeit und Untätigkeit der Mexikaner. Der Brief schließt mit einem dringenden Appell an Frankreich, der mexikanischen Regierung nach Kräften beizustehen. Schon wenige Tage später beschwor Charlotte Eugenie abermals, zu verhindern, daß man die französischen Truppen in Mexiko verringere. Im übrigen spricht sie die Hoffnung aus, durch Einwanderung aus Europa werde man bessere Elemente ins Land bekommen, sonst müsse sie gestehen, »daß alles, was wir tun, gänzlich zu nichts ist«.

Der Briefwechsel zwischen den beiden Kaiserinnen wurde immer unerfreulicher, und schließlich brach er gänzlich ab, da Eugenie sich durch die immer schärfer werdende Tonart Charlottens verletzt fühlte. Als Maximilian von Napoleon die Hiobspost erhielt, daß dieser seine Truppen aus Mexiko zurückziehen müsse, weil die öffentliche Meinung in Frankreich es verlange und die Dinge in seinem Reiche sich immer schlimmer entwickelten, dachte er daran, den aussichtslosen Kampf aufzugeben und in die Heimat zurückzukehren. Charlotte aber wollte hiervon nichts wissen und schlug ihm vor, sie wolle sich selber nach Europa begeben, um dort in seinem Interesse zu wirken. Maximilian griff diesen

Gedanken zuerst in wieder entflammender Hoffnung mit Freuden auf, wurde aber, unentschlossen und wankelmütig, wie er war, daran wieder irre. Als Charlotte diesen Gesinnungswechsel bemerkte, setzte sie eine Denkschrift auf, in der sie ihm in pathetischen und nachdrücklichen Worten vorhielt, daß es eine seiner unwürdige Schwäche und Feigheit wäre, die Flinte ins Korn zu werfen und den mexikanischen Thron seinen Feinden zu überlassen. »Abdanken«, hieß es darin, »heißt sich selbst ein Unfähigkeitszeugnis ausstellen, und das ist nur annehmbar bei Greisen und Blödsinnigen, das ist nicht Sache eines Fürsten von 34 Jahren voller Leben und Zukunftshoffnungen. ... Man verläßt den Thron nicht wie eine Versammlung. ... Im Augenblick, wo man die Geschicke einer Nation übernimmt, tut man dies auf sein Risiko, auf eigne Gefahr und hat niemals die Freiheit, sie zu verlassen. ... Von einer Sache, die man unternommen und für möglich gehalten, zu sagen, daß man sie schließlich nachträglich für unmöglich befunden hat, wird einem von niemand geglaubt werden. Hinzufügen, daß man sich zurückzieht, weil man annahm, daß man das Glück einer Nation begründen wollte und sich des Gegenteils bewußt wurde, bedeutet, sich selbst einen Schlag ins Gesicht geben; überdies ist es eine Lüge, wenn man tatsächlich für diese Nation der einzige Rettungsanker ist. ... Man überläßt seinen Platz nicht einem Gegner solcher Art, man sagt auch nicht wie in einem Spielhause, daß die Bank gesprengt ist oder daß das Satyrspiel zu Ende ist und man die Lichter auslöschen wird. ...«

Diese Sprache verfehlte ihren Zweck nicht. Maximilian, an keiner Stelle so empfindlich wie im Ehrenpunkte, ließ sich umstimmen und Charlotte die Reise nach Europa antreten. Er tat es schweren Herzens, denn mit ihrem entschlossenen, energischen Wesen war sie seinem weichen, empfindsamen, wankelmütigen Charakter eine große Stütze gewesen, die in so schwerer Bedrängnis nun missen zu sollen, ihm doppelt schwerfiel. Zugleich aber erhoffte er von ihrer Mission eine Wendung zum Besseren: »Charlotte wird«, so schrieb er seinem Bruder, Erzherzog Karl Ludwig, »mit ihrem richtigen Takt präzisieren, wieweit wir noch auf die Hilfe des alten, faulen Europa zu rechnen haben. Verläßt uns der alte Kontinent aus Furcht vor Nordamerika, so wissen wir wenigstens klar, daß wir uns selbst und allein helfen müssen.« — »Wer kann uns«, hieß es in einem andern Briefe Maximilians an eine ihm befreundete Dame, »diese Klarheit besser verschaffen als der ruhig berechnende Geist der Kaiserin, die außer mir allein alle Gänge und Geheimnisse der Politik kennt. ...«

Am 9. Juli 1866 verließ Charlotte Mexiko. Am 8. August betrat sie im französischen Hafen von Saint-Nazaire den Boden Europas. Hier wurde sie gleich von einer Hiobsbotschaft empfangen: sie erfuhr den für Österreich so unglücklichen Ausgang des Krieges mit Preußen. Gleich nach ihrer Ankunft zeigte sie diese ihrem Bruder in Brüssel, der seit kurzem die belgische Krone trug, und ihrer Schwiegermutter, der Erzherzogin Sophie, in Wien an und teilte ihnen zugleich mit, daß sie bedauere, sie nicht aufsuchen zu können, weil der belgische und der österreichische Hof sich nicht für ihren Gemahl eingesetzt hätten. Außerdem richtete sie eine Depesche an Kaiser Napoleon, in der sie ihm ihr Eintreffen und ihre Absicht mitteilte, mit ihm über die mexikanische Sache zu sprechen.

Napoleon und Eugenie waren von dieser Nachricht auf das peinlichste überrascht, denn als die Protektoren des mexikanischen Abenteuers und Miturheber der verzweifelten Situation Maximilians hatten sie ein schlechtes Gewissen. Nach der Art schwacher Naturen suchte Napoleon der ihm höchst unerwünschten Begegnung auszuweichen, indem er seinen leidenden Zustand vorschützte und Charlotten in seiner Antwort- und Begrüßungsdepesche nahelegte, sich zuerst nach Brüssel zu begeben. Aber Charlotte war nicht die Frau, sich derart abwinken zu lassen. Sie fuhr schon am folgenden Tage nach Paris. Tags darauf erhielt sie den Besuch Eugeniens. Diese suchte dem heiklen Thema tunlichst auszuweichen, was ihr aber nicht gelang. Als Charlotte fragte, wann sie den Kaiser sprechen könne, und Eugenie unter dem Vorwande seiner Krankheit auszuweichen suchte, erklärte sie, ihn sprechen zu müssen: »Car sans cela, je ferrais irruption.«

Bei dieser Zusammenkunft erkannte Charlotte, wie falsch die Vorstellungen waren, die Eugenie von den Verhältnissen in Mexiko hatte: »Was mir auffiel,« schrieb sie ihrem Gemahl, »war, daß ich mehr von China weiß, als diese da von Mexiko wissen, wo sie eine der größten Unternehmungen wagten, in die sich die französische Fahne jemals eingelassen. ...«

Angesichts der energischen Haltung Charlottens fühlte Napoleon sich bemüßigt, das geplante Versteckspiel aufzugeben und ihr Rede zu stehen. Am 11. August fand in Saint-Cloud ein feierlicher Empfang Charlottens mit allen einer Kaiserin gebührenden Ehren statt. Charlotte brachte ihre Sache mit solcher Leidenschaft und solcher Beredsamkeit vor, daß Napoleon, gutherzig, wie er im Grunde war, und durch sein Leiden geschwächt, Tränen vergoß. Charlotte bekam zwar viel teilnehmende und auch wirklich ehrlich gemeinte Worte zu hören, aber ein greifbares Ergebnis hatte die Besprechung für sie nicht. Sie suchte nun der Reihe nach verschiedene Minister auf, um sie für ihre Sache zu gewinnen, fand auch überall Teilnahme, aber nicht mehr. Hierauf sprach sie, diesmal ganz privat, wieder bei Napoleon vor, und zwar mit Waffen gerüstet, von denen sie sich eine besondere Wirkung versprach: sie legte ihm nämlich



Walter Schott: Wasserträgerin

Aufnahme Franz Linkhorst, Berlin

Auszüge aus den Briefen vor, die er an ihren Gemahl geschrieben und in denen er ihm seine Unterstützung in nachdrücklichster Weise versprochen hatte. Es mag Napoleon verzweifelt unbehaglich gewesen sein, als er die Worte las, die er an Maximilian gerichtet hatte, als dieser wegen des Verzichts auf die Erbfolge in Österreich die mexikanische Sache hatte aufgeben wollen: »Was würden Sie tatsächlich von mir denken, wollte ich, wenn Eure Kaiserliche Hoheit schon in Mexiko sind, Ihnen auf einmal sagen, daß ich die Bedingungen nicht erfüllen kann, die ich unterzeichnet habe?«

Derart in die Enge getrieben und mit seinen eignen Worten als wortbrüchig gebrandmarkt, vergoß Napoleon abermals Tränen und vertröstete Charlotte auf einen Ministerrat, in dem diese Sache zur Sprache kommen solle. Einige Tage später stattete er ihr einen Besuch ab und teilte ihr, diesmal ohne Rührung, mit, daß er im Hinblick auf die Stimmung in Frankreich und die gespannte politische Lage ihr keinerlei Hoffnungen machen könne. Zwei Tage darauf gab er ihr auf schriftlichem Wege in aller Form bekannt, daß er nichts für sie zu tun vermöge. Damit sah Charlotte alle ihre auf seine Hilfe gebauten Hoffnungen zertrümmert und das Ende von ihrer und ihres Gemahls mexikanischer Kaiserherrlichkeit vor Augen. Der Brief, den sie Maximilian vor ihrer Abreise aus Paris schrieb und der leider zu lang ist, um hier wiedergegeben zu werden, verrät in seiner wirren, sprunghaften und leidenschaftlichen Art die ungeheure Erregung, in der sie sich befand, ja man kann im Hinblick auf das, was ihr bevorstand, schon die Anzeichen der nahenden Geisteszerrüttung darin erkennen. Der Umstand, daß der Brief in der ihr schriftlich ungewohnten deutschen Sprache geschrieben und voller Fehler ist, verschärft noch diesen Eindruck. Ein fanatischer Haß gegen Napoleon ist das Leitmotiv dieses erschütternden Schreibens.

Nichtsdestoweniger blieb Charlotte beharrlich dabei, daß Mexiko nicht aufgegeben werden dürfe. Am Tage nach Absendung dieses Briefes verließ sie Paris und begab sich nach Italien, wo sie mit der ihrem Range gebührenden Auszeichnung empfangen wurde. Nach kurzem Aufenthalt in der Villa ihres inzwischen verstorbenen Vaters am Comersee fuhr sie über Venedig nach Miramar, der Stätte ihres einstigen Glücks, dessen Anblick sie tief ergriff. Von hier wandte sie sich, durch eine Depesche Maximilians bewogen, nochmals an Napoleon. Ihre an Maximilian gerichteten Briefe ergehen sich in politischen Phantastereien und zeigen einen — vielleicht nur zur Schau getragenen — Optimismus, der nach allem schwer zu begreifen ist.

Ihre letzte Hoffnung war der Papst. Er konnte, er **mußte** helfen! Da sie wegen der in Österreich grassierenden Cholera den Seeweg nicht wählen konnte, wenn sie sich nicht bei ihrer Ankunft in Italien einer fünfzehntägigen Quarantäne hätte unterziehen wollen, wählte sie den Landweg über Tirol. Schon in Bozen fühlte sie sich sehr unwohl und äußerte die Besorgnis, daß man sie habe vergiften wollen. Es war das erste deutliche Anzeichen des kommenden Wahnsinns. In Rom wurde ihr bei ihrer nächtlichen Ankunft ein feierlicher Empfang vom Papst bereitet. Am folgenden Tage fand sich in dessen Auftrag Kardinal Antonelli bei ihr ein und »hielt ihr alle Sünden vor, die sich ihr Gemahl der Kirche gegenüber hatte zuschulden kommen lassen« (nach Corti).

Am 27. September fand die Audienz beim Papste statt. Sie dauerte anderthalb Stunden. Über die Vorgänge bei dieser Audienz weiß Conte Corti, unser Gewährsmann, nicht mehr zu berichten, als daß Charlotte dabei immer wieder von den Vergiftungsversuchen sprach, denen sie sich ausgesetzt sehe. Am nächsten Tage fand sie sich schon am frühen Morgen abermals im Vatikan ein und verlangte dringend, mit dem Papste zu sprechen. Zu ihm geleitet, warf sie sich ihm verzweifelt zu Füßen und bat ihn, ihr Gefolge verhaften zu lassen, da es ihr nach dem Leben trachte. Nur mit Mühe gelang es, sie in ihr Hotel zurückzuschaffen. Der Verfolgungswahn war zu vollem Ausbruch gekommen. In diesem Wahn davon überzeugt, daß sie bald einem Giftmordversuch zum Opfer fallen werde, setzte sie ihren letzten Willen auf und nahm von ihrem Gemahl mit ergreifenden Worten Abschied:

Rom, den 1. Oktober 1866.

Innig geliebter Schatz!

Ich nehme von Dir Abschied, Gott ruft mich zu sich. Ich danke Dir für das Glück, das Du mir stets gegeben hast. Gott segne Dich und mache Dir die ewige Seligkeit gewinnen.

Deine Dir treue Charlotte.

Kaiserin Charlotte ist demnach nicht, wie man vielfach glauben dürfte, durch den tragischen Tod ihres Gatten in Wahnsinn verfallen, sondern durch das Mißlingen ihrer Bemühungen, durch die Absage Napoleons und den hierdurch bedingten Zusammenbruch aller ihrer Hoffnungen. Als Maximilian am 19. Juni 1867 in Queretaro auf Befehl Juarez' erschossen wurde, war ihr Geist schon längst umnachtet. Die Mitteilung seines Endes vermochte an ihrem traurigen Zustande nichts mehr zu ändern. Seither sind nahezu sechs Jahrzehnte verflossen, die dieses unglückliche Opfer Napoleons und Eugeniens und nicht zuletzt ihres eignen Ehrgeizes zuerst auf Schloß Tervueren, dann auf Schloß Bouchout in unheilbarem Wahnsinn verbracht hat.

Hans Friedrich Blunck

Eine Einführung in seine Dichtungen

Von Günther Pogge

Der Strom deutscher Dichtung, der seine Wogen seit Jahrhunderten ins Meer des Weltschaffens fließen läßt, erscheint, von höherer Warte betrachtet, als etwas Großes, Einheitliches. Es ist, als zöge er von Anbeginn in gleicher Stärke und Kraft durch das Volk. Steigt man aber hinab und wandert die Ufer aufwärts, so werden zahlreiche Flüsse und Bäche erkennbar, die ihn speisten und zu dem rauschenden Riesen schufen. Ein Sinnbild für die deutschen Stämme, die, jeder an seinem Teil, Schöpfer am Gesamtwerke sind. Und wie die Nebenflüsse den Hauptstrom zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Stärke beschenken, so tragen auch die deutschen Stämme wechselnd zur Mehrung von Poesie und Dichtung an Wert und Menge bei.

Auch Niederdeutschland, über dessen Wäldern, Wiesen und Knicks es noch heute wie etwas Unberührtes, Keusches liegt, war nicht nur einmal die Wiege deutscher Dichtung und konnte Führer und Wegweiser sein. Es braucht nur an die Zeit von der ersten Oper um 1680 bis zu Klopstocks Wirken erinnert zu werden, wo Hamburgs Führung unbestritten war. Auch im 19. Jahrhundert trat Holstein in Hebbel und Storm an die Spitze der deutschen Stämme. Später, als Dehmel, Liliencron und Falke in Hamburgs Nähe lebten, war sein Name noch einmal in aller Mund. Aber so sehr auch Liliencron im holsteinischen Boden wurzelte, der Führer der Bewegung, Dehmel, war in seinem tiefsten Wesen nicht mehr niederdeutsch.

Jetzt, wo die Wunden des Krieges langsam zu vernarben beginnen und die Opfersaat keimt, erhebt sich die Frage, wer unter den deutschen Stämmen berufen sei, die Führung zu übernehmen und die Fackel über unser Vaterland leuchten zu lassen. Nach dem Absterben des Ästhetizismus scheinen in der Reichshauptstadt die Gefilde leer. Im Rheinland klingen gute Namen auf, wie Josef Windler, Jakob Kneip, Friedrich von der Goltz u. a. Dennoch: den Anschluß an die Vergangenheit zu finden, scheint dem Volksstamm vorbehalten zu sein, dem Hebbel und Storm entstiegen. Nebelhaft noch, aber in seinen Umrissen schon erkennbar, scheint von Norden her ein Licht von besonderem Glanz auf uns zuzukommen.

Die Doppelsprachigkeit Niederdeutschlands war immer von Einfluß auf seine Schöpfungskraft. Nachdem das Hochdeutsche sich durch die Kanzleisprache und Bibel Eingang verschafft hatte, stehen dort seit etwa dreihundert Jahren das Hochdeutsche und Niederdeutsche nebeneinander. Ein sprachliches Gemisch, wie es sich aus der Verschwisterung beider ergab, schloß neben der Möglichkeit doppelter Schöpfung die Gefahr in sich ein, an Stelle des Wetteiferns mit andern Stämmen einen Partikularismus geistiger Art großzuziehen. Diese Gefahr ist bisher allerdings noch nicht wirksam geworden. Wohl aber hat sich aus der Verschmelzung von hochdeutscher Sprache und niederdeutschem Charakter neben der literarischen Entwicklung im Reich eine gesonderte Entwicklung innerhalb dieser Landesgrenzen gebildet, die, in fortschreitender Ausprägung begriffen, vielleicht einmal berufen ist, die Führung im Reich zu übernehmen. Gewisse Anzeichen, in dieser Richtung neue Wege zu gehen, zeigen sich in Niedersachsen u. a. bei Hermann Claudius, Hans Much, Robert Garbe und Ingeborg Andresen.

Der Bedeutendste in dieser Gruppe ist aber doch wohl der Hamburger **Hans Friedrich Blunck**. In Altona am 3. Sep-



Hans Friedrich Blunck

tember 1888 geboren, entstammt der Dichter einem alten Dithmarscher Geschlecht, das mehr Bauern als Seefahrer hervorgebracht hat und in einem Dichter des 20. Jahrhunderts seinen Bauerntrotz und seine hartnäckige Eigenwilligkeit noch einmal aufleben lassen will. Nach mannigfachen Wanderungen zwischen Ägypten und Norwegen wurde Blunck Jurist, nahm am Kriege als Kämpfer teil und lebt jetzt als Regierungsrat in Hamburg oder, soweit der Dienst ums Brot es ihm gestattet, draußen in Vierbergen, der Heimat seiner Märchen.

Seine erste Veröffentlichung, kurz vor dem Kriege, war der Novellenband »Feuer im Nebel« (Braunschweig, Westermann). Die zwölf Geschichten, in denen mit einer erstaunlichen Unmittelbarkeit und einer ungewöhnlichen Schärfe und Kraft des Ausdrucks Menschen und Schicksale seiner Heimat dargestellt wurden, verrieten schon, daß hier ein Dichter sich anschickte, zu seinem Volk zu sprechen. Dieser Dichter mußte, um so schreiben zu können, selbst ein Stück des Landes sein. Ein Eigner, der in eigner Sprache redet und leise, wie von ferne noch, Sage und Mythos des Bodens, dem er entsproß, anklingen läßt. Bei aller innerlichen Verwandtschaft mit Storm zeigt Blunck schon hier ein ganz andres Gesicht als der Dichter der grauen Stadt am Meer. Wo dieser weiche Töne anschlägt, ist Blunck herber, männlicher. Das Rauschen des Meeres, die Eintönigkeit der Landschaft, das Königtum des freien Bauern geben seinen Gestalten das Feste, Unabänderliche. So werden sie zu Typen niederdeutschen Wesens.

Das Feuer, das in diesen Novellen noch durch Nebel schien, schlug in dem bald folgenden Roman »Totentanz« (ebenda) in den hellen Tag. Es ist der Kampfroman seiner Jugend, der Streit des jungen Ichs gegen das Schicksal, die Kampfansage des Künstlers gegen die Welt. Darum tritt auch das Persönliche aus dem Leben des Dichters hier in den Vordergrund und gewährt Einblicke in seine Entwicklung, wie spätere Werke sie nicht mehr mit dieser Deutlichkeit ermöglichen. Auch der Stil des Buches ist ein durchaus eigner; neben seiner Stimmungsmalerei türmen sich Bilder von Wucht und Stärke. In die sichere Menschengestaltung hinein bringen auch hier, gedämpft noch, Stimmen von Mystischem und Jenseitigem.

Diese Werke, denen noch einige Novellen, darunter vornehmlich »Peter Ohles Schatten« (München, Georg Müller) hinzuzuzählen sind, muten an wie das tiefe Atemholen eines seiner Kraft bewußten Schöpfers. Sie sind wie wartende Landschaft vor Sonnenaufgang.

Bluncks großes Künstlertum beginnt mit dem Roman »Hein Hoyer«. Hier gelangt er aus dem Novellenhaften in steilem Austrieb zur Ballade in Prosa, zum gewaltigen Zeitgemälde. Das Buch bildet den Anfang einer Romanreihe, die uns den niederdeutschen Menschen verschiedener Jahrhunderte in typischen Gestalten vor Augen stellt. Die Handlung führt in den Beginn des 15. Jahrhunderts, als in Hamburg Verfassungskämpfe tobten und es sich darum handelte, die bisherige Feudalherrschaft gegen revolutionäre Neuerer zu verteidigen oder ihr den Todesstoß zu versetzen. Vor diesem Hintergrund spielen sich die Schicksale des in seiner Art um seine Freiheit kämpfenden Feldhauptmanns Hein Hoyer ab. Ein Stück deutscher Geschichte wird entrollt, und wenn auch im Gange der Schilderung die Bilder sich zuweilen überstürzen, das viele Nebeneinander schließt sich immer wieder zum Ganzen. Ein Dichter breitet seinen unermeßlichen Reichtum aus. Neu und überraschend in seinen Vergleichen, aller Töne Meister, von der rauschenden Ballade in Prosa bis zur zartesten aufgelösten Lyrik, so bezwingt Blunck den Leser und erobert sein Herz.

Der zweite Roman der Trilogie, »Berend Fock«, die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer, stellt neben den Staatsmann und Soldaten Hein Hoyer den Schiffer (Kaufmann) und Phantasten. Eine alte Sage liegt ihm zugrunde. Der Blankeneser Schiffer Berend Fock hat sich vermessen, in hundert Tagen nach Indien zu fahren, und muß nun, der Gottversucher, auf dem »Fliegenden Geist« ruhelos über die Meere fahren. Der Gottversucher ist aber im tiefsten Grunde ein Gottsucher, der nichts andres erstrebt, als daß sich Gott ihm von Angesicht offenbare. Er gewinnt schließlich das Land, durchlebt in Wien die Zeit der Türkenkämpfe und gelangt nach Hamburg, von dem er ausgefahren ist. Im Bund mit den Unterirdischen muß er durch alles Leid der Erde. Auch sein letzter Versuch, durch den Gesang der Frau Imme Gott herabzuzwingen, scheitert. Aber er findet Erlösung in seinem Kinde, das Frau Imme unter dem Herzen trägt.

Die Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken und der Parteikämpfe in Hamburg lebt in dem Buche auf. Die Fülle der Geschehnisse tritt plastisch und eindringlich vor den Leser. Immer aber zieht sich wie ein lebendiger Strom die Sehnsucht nach Gott hindurch. Nicht mit Unrecht hat man deshalb den Roman den »Faust der Wasserkante« genannt.

Der tiefste der drei Romane ist der dritte, »Stelling Rottkinnsohn«, die Geschichte eines Verkünders und seines Volkes. Der Dichter führt uns ins Land der Nordleute um die Zeit, da das Christentum sich mit dem Schwert Eingang bei den Niedersachsen verschafft und die alten Götter vertrieben hatte. Die Söhne Karls des Großen bekriegten sich, die Franken hatten Niedersachsen unterworfen, und nur im geheimen lebte noch der alte Glaube fort und die Sehnsucht, daß die Asen wiederkommen und alles Unrecht besiegen würden. Von Mund zu Mund lief die Sage, ein Heliand werde im Volke auferstehen und es erlösen. Sonderbare Träumer eines neuen Reiches

sind um diese Zeit in Niedersachsen aufgestanden, einer von ihnen war Stelling, Abbo Rotkinns Sohn, die Hauptgestalt des Buches. Ein Hellsichtiger ist er, der schon in der Kindheit Herrn Wode und den alten Göttern nachgrübelt und den gerechten König suchen will, von dem erzählt wird, daß er dereinst den alten Glauben wieder zur Herrschaft bringen werde. An drei Wundern, so raunt es im Volke, soll sich der weiße Heiland offenbaren. Als Stelling nach harten Kämpfen, in denen sein Vater mit seinen Getreuen fiel, den Todesstreich erwartet, hält der dänische Graubart, der ihm mit dem Schwert den Tod geben will, plötzlich das Schwert zurück, weil Stellings Augen weder Zeit noch Furcht tragen, der Graubart in ihm einen Übersichtigen erkennt, der keine Rache nimmt und nichts mit Menschen zu tun hat. Das Wunder dieser Errettung läßt Stelling nicht mehr los und befestigt in ihm den Glauben, er sei der Verkünder des kommenden weißen Königs. Aber das Volk, in dem er lebt, sieht mehr in ihm. Es glaubt in dem weißblonden Manne, den starke und aufrechte Männer umgeben, holdselige und elbische Mädchen prüfen, den weißen König selbst zu erkennen, getrieben von der Sehnsucht nach Befreiung. Als Stelling zum zweitenmal wie durch ein Wunder errettet wird, indem ein Blitz die Ketten des Gefesselten löst, tritt das Verlangen des Volkes, er solle sich offenbaren, stürmischer an ihn heran. Aber er fühlt sich nur berufen, ein Verkünder des Kommenden zu sein. Neue schwere Kämpfe kommen über die Niedersachsen; beratend und helfend steht Stelling, der Jahre der Einsamkeit im Walde zugebracht hat, seinem Volke bei. Da tritt ihm Thioda entgegen, die Tochter jenes Mädchens, das er in seiner Jugend liebte und dessen Erinnerung ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat, und meint in ihrer Liebe zu ihm das dritte Wunder erfüllt zu sehen. Aber so sehr auch Stellings Herz um sie erzittert, die das Ebenbild der andern ist, er bleibt seiner Sendung treu, bleibt der Verkünder und lehrt, Mensch sein heiße: an Gottes Gesetz wirken. Und er opfert sich dem anstürmenden Feinde, um das Volk der Freiheit zuzuführen.

Es ist nicht möglich, mit einer kurzen Inhaltsangabe den tiefen Gehalt des Buches auszuschöpfen. Die herrlichen Gestalten, die aus ihm erstehen, die Fülle gedanklicher und bildlicher Schönheiten, der Rhythmus der Sprache können nur durch ein stilles Sichversenken in das Werk dieses begnadeten Dichters lebendig werden. Eins aber ist gewiß: das Buch wird langsam, aber sicher den Weg zu den Deutschen finden.

Bevor Blunck mit dem dritten Band der Trilogie hervortrat, erschienen die »Märchen von der Niederelbe« (Eugen Diederichs, Jena). Das Buch war eine Überraschung insofern, als hier Bluncks episch breites Talent darauf verzichtet, sich in einem großen Stoff auszuleben, und sich damit Genüge tut, in märchenhaften kleinen Geschichten und Skizzen Vollendetes zu geben. Bereits im »Hein Hoyer«, mehr noch im »Berend Fock«, waren Gestalten lebendig geworden, die unter der Erde und in der Luft ihr Wesen treiben, dem Menschen gegensätzlich sind und doch Verbindung mit ihm anstreben. Während diese Gestalten aber in den Romanen Beiwerk im besten Sinne des Wortes sind, stehen sie in den »Märchen von der Niederelbe« im Mittelpunkt der Geschehnisse. Der alte deutsche Märchenbrunnen tut sich auf; wer von seinem Wasser durstig trinkt, gerade um Sonnenuntergang, dem bleibt das Licht überm Hagen länger als an gewöhnlichen Tagen. Und »man sieht Lebendiges weithin übers Land, das unsre Zeit nicht mehr erschaut, weil es über die Kraft ihres Glaubens ging«. Der Dichter hat vom Brunnen getrunken, Zwiesprache mit den Unterirdischen gehalten und berichtet von dem, was er hörte. Es drängt ihn zu erzählen, da, um mit seinen eignen Worten zu reden, all dies Wissen vom Grenzenlosen Versöhnung und Liebe und große fruchtbare Fröhlichkeit ist. Das Buch als Ganzes ist ein Meisterwerk, die Erzählungen im einzelnen sind nicht immer gleichwertig.

Niedersachsen ist die Heimat des Tiermärchens. Märchen ist Mythos. Jeder, der aus dem Mutterland des Tiermärchens kommt, trägt etwas von diesem Märchenmythos in sich. Hier lagert unter dem Konfessionellen unterirdisch heidnisches Gut, für das künstlerische Schaffen ein Reichtum ohne Maßen. Das Meer und die Weite der Landschaft machen diese Menschen hellsichtig. Bluncks Märchen sind nicht nur ihr Spiegel, sie suchen darüber hinaus neue Wege, indem sie zum erstenmal aus der Stille des Landes hinaustreten und die Stadt und die Ereignisse der Gegenwart in das gewaltige Wogen, Aufschauern und Erlösen des Märchens einbeziehen.

Wer dem Dichter in sein Märchenland folgt, dem beseelt sich die Natur und wird gestaltenreich. Im wogenden Ährenfeld meinen wir die Roggenfrau zu sehen, die den jungen Bauer zum Siebensinnigen macht und erst bei den letzten Sensenschlägen wie ein Schatten über den Ähren zerfließt. Ruft eine Glocke vom Dorfkirchturm, so denken wir an die Glockenfrau oben im Gestühl. Im Walde treffen wir die Holzweiber, aus dem Busch springt die Haselfrau, die zum Lattenfänger will, der in der Telegraphenstange seine Wohnung hat. In der Kiesgrube, bei dem großen Stein, ist der Eingang zur unterirdischen Schenke, wo der Kulenkerl hinter der Tonbank steht und seine Gäste bedient. Wir machen Bekanntschaft mit dem Klabauter, dem Schiffsgeist, der mit übereinandergeschlagenen Beinen, die kurze Pfeife im Munde, auf jedem Schiff sitzt und der es so gut verstand, die Schiffersfrau durch Erfüllen ihrer Wünsche wie im Traum durch vieler Menschen Leben zu führen. Mannigfach belebt ist das Meer und der

Grund der Elbe. Zuweilen holt das Wasservolk sich einen der Irdischen, schneidet ihm Kiemen und läßt ihn bei sich wohnen. War's doch sogar einmal eine Hamburger Ratsfrau, die zur Königin des Wasservolkes gemacht wurde. Auch in der Stadt wird's lebendig. Mitten im Straßenlärm ist ein Hauch des Märchens zu verspüren. Am »Reesendamm« steigen die Riesen aus dem Wasser, am Millerntor sind Unterirdische bei der Arbeit, am »Gänsemarkt« raubt der Riese die Wirtsfrau und zwingt sie, ihm in die unterirdischen Gänge zu folgen. Diese unterirdischen Wesen haben mit den Menschen das Wissen von Gottes Stärke, die Freude an seiner Welt und der Herzen Leidenschaft gemein; nur ihre Sehnsucht kennen sie nicht und haben sie nie gefühlt.

Viel Freude, Humor, Ernstes und Tiefsinniges pulst durch die Märchen, aber auch viel Schwermütiges. Wir schauen zum Noweskrug hinüber, der halb noch im Irdischen liegt und bei dem sich die Wege der Menschen scheiden, zur Heimkehr für einige, die nach ihrem Leben als gute Wesen, Kinder, Blumen oder Vögel, wieder über die Erde geistern, zum Vorwärtsbringen für andre in neue Länder zwischen Himmel und Erde, zur Resignation endlich für solche, die sich hinüberfahren lassen zur Insel der Schwermut und Trostlosigkeit. Manche Weisheit ist in die Märchen eingestreut, zuweilen auch eine kleine Bosheit, z. B. wenn der Schneider, der den Turm hinauf zur Frau Holle steigt und immer höher will, der Glockenfrau sagt, er müsse doch irgendwo einen Pastor finden, je näher er zum lieben Gott komme.

Unter den wirklichen Dichtern ist selten einer, der seinem Empfinden nicht auch in G e d i c h t e n Ausdruck gibt, mag das Hauptgebiet seines Schaffens auch anderswo liegen. Deshalb erscheint es nur natürlich, daß auch Blunck die Quellen seines Innenlebens mitunter in Gedichte ausströmen läßt. Die bisher in verschiedenen Bändchen verstreuten Gedichte sind vor kurzem neu gesammelt und gesichtet in einem stattlichen Bande »D e r W a n d e r e r« (München, Georg Müller) erschienen. Es würde der tiefgründigen, grübelnden Art Bluncks widersprechen, wollte er in seiner Lyrik Spiel und Klang geben. Über dem wertvollen Teil seiner Gedichte liegt es wie ein nachdenkliches Sinnen, ein Horchen in den leisen, aber schweren Gang des Blutes. Daneben erfaßt er die Seele seiner niederdeutschen Landschaft mit einer Wärme und Innigkeit, wie es vordem nur Storm und zuweilen, in seinen Heidebildern, Liliencron konnte.

Einige Proben mögen zeigen, daß er über durchaus eigne Töne verfügt:

W e i n m o n a t

Jetzt haben die blauen Himmel
Graue Seiden angelegt,
Daß niemand da oben schaue,
Was die Erde auf reifen Brüsten trägt.

Jetzt wiegen alle Türme
Einen Nebelhut, den der Wind verdreht;
Und alle Wasser haben
Die Augen voll braunen Wein geweht.

Und alle Wälder glänzen
Aus goldenen Kleidern übers Land;
Die dunklen Wege glühen,
Als seien Wände von Feuer gespannt.

Und Glocken klingen im Dämmern,
Wie von Pokalen ein Widerschall,
Als tränken junge Berge
Der Erde zu Gast aus dunklem Kristall.

E i n e m F r e u n d

Es ist nicht unser Leben, das wir tragen,
Und ohne Recht sind wir, es zu verschmähn.
Das Volk, aus dem wir trunken aufgeschlagen,
Ist eins, ein Sinn, ein brennendes Geschehn.
Geist oder Geister, die uns hier beschworen,
Wollten von uns Wege und Opfer sehn,
Werk für dies Land, aus dem wir aufgeboren,
Unser das Los, mit ihm, ein Leib, zu stehn.

H e r b s t

Wie stehst du jetzt so seltsam bunt im Kleide,
Mein Heimatland!
Der Farren goldgezügeltes Geschmeide,
Der Föhren Dampf, des Ahorns Feuerscheibe,
Des Windes Wirbelbrand —
Und flammensatt mein Eichbusch unterm Morgen.
Es ist, spürst du es nicht,
Als würd' des Sommers Licht hier eingeborgen,
Als erntete mein Land mit Treuvorsorgen
Seine tiefen Scheuern voll Licht.

E r i n n e r u n g

Ich weiß, vordem wir dieses Sein betraten,
Sprach jemand zu uns. Nicht zu unsern Ohren —
Es war ein Licht, ein Sinn, der uns geprägt
Und fortgeschleudert, Wort, das uns geboren.

Jetzt seh' ich oft viel Träume unterm Morgen
Noch wie Erinnerungen. Und muß sinnen,
Und oftmals ist's, als hätt' ich über Nacht
Ferner geweilt, näher dem Anbeginnen.

Als wüßte meine Seele einen Flug
Zum Kindgeheimnis rückwärts, meiner graden
Vernunft nicht greifbar — der sich zaubertief
Und immer fäliger füllt und lichtbeladen.

Es hat eine Richtung der Kritik gegeben, die das Schaffen des erst siebenunddreißigjährigen Dichters und seiner Gruppe in die niedersächsische Heimatsdichtung literarhistorisch einschachteln wollte. Das aber war eine Verkennung eines längst über die Heimatlandschaft zum allgemein Menschlichen hinausgewachsenen Wirkens.

Der Erdenweg des Lachens

Von M. E. von Rheinbaben

Die Not der Erde schrie zum Himmel. Selbst die kleinen Engel ließen die Flügel hängen, und die Jungfrau Maria weinte heiße Tränen des Mitleids. Niemand wußte Rat, denn die Menschen hatten Gottes Stimme nicht vernommen, und nun lag seine Hand schwer auf ihnen. Nach seinem heiligen Gesetz mußten sie büßen bis ins dritte und vierte Glied. Ob auch die Sonne vom Himmel strahlte, ob auch der Regen die Felder tränkte und linde Winde über die Saaten strichen — die rechte Freude war gestorben, und niemand wußte, wie sie zurückgewonnen werden konnte.

Da trat das Lachen in der Klagenden Kreis. Tausend Diamanten glitzerten in seinem Haar, in seinen Grübchen schimmerte das Abendrot, und aus seinen Schelmenaugen brach ein Blitzen, als es sprach: »Laßt mich auf die Erde nieder, denn ich liebe die Menschen. Wohl weiß ich, daß die himmlischen Güter jedem erreichbar sind, der Herz und Sinne zu ihnen erhebt, aber indem ich mit menschlichem Fühlen ihr Leben teile, hoffe ich, sie ihnen näherbringen zu können. Ich will wenigstens ihre Not lindern, wenn ich sie auch nicht von ihnen zu nehmen vermag, ich will sie lehren, zu überwinden.«

»Du übernimmst eine schwere Aufgabe,« entgegnete einer der Erzengel. Tiefer Ernst lag auf seinem Antlitz, als er fortfuhr: »Und hüte dich, daß du nicht selbst erkrankst in ihrer Mitte, hüte dich, daß du, den wir liebhaben, nicht mit gebrochenem Herzen wiederkehrst.«

»Ich fürchte die Menschen nicht,« erwiderte das Lachen. »Haben sie nicht Kinder, die sich fröhlich tummeln? Haben sie nicht Mädchen, die Männer beglücken? Weihen sie sich nicht der Kunst? Sind ihre Täler nicht lieblich, ihre Kirchen nicht ehrwürdig? Leisten sie nicht Tüchtiges in Stadt und Land? Haben sie nicht Frauen, die freudig Schmerzen tragen um den Geliebten und Kindlein an ihren Brüsten nähren?«

»Ihre Freude erstarb über ihrer Schuld,« antwortete der Erzengel, und es war, als breitete sich Finsternis über die Sterne, und die Angesichter der Himmlischen schienen von Traurigkeit wie mit Schleiern verhüllt.

Da hob das Lachen seine Flügel, und ein heller Schein glomm auf, Funken sprühten, und ein Singen und Klingen erfüllte das All. Das Lachen erhob die Hand zum Gruß und schwebte zur Erde, und wo es dahinglitt, hinterließ es eine leuchtende Spur.

Der Abendstern aber zerteilte die Nebelschleier, die sein Antlitz verborgen gehalten, und schaute ihm liebreich nach.

Je näher das Lachen der Erde kam, um so schwerer wurde die Luft, um so dunkler erschien die Welt. Nur die Großstädte flimmerten fieberhaft in der Herbstnacht.

Zu den Armen will ich, dachte das Lachen, senkte die Flügel und ließ sich behutsam auf den Fenstersims eines entlegenen Vorstadthauses gleiten, dessen eines Zimmer notdürftig von einer trüben Lampe erhellt war.

Ach, wie elend und unfreundlich sah es dort drinnen aus! Gewiß fehlte den beiden Kindern, die in dem schmutzigen Bette lagen, die Mutter.

Das Lachen fühlte sein Herz vor Mitleid schlagen. Wenn es doch helfen könnte! Und es dachte sich aus, wie es sein müßte, wenn auf dem ältlichen Gesicht des dunkelhaarigen Mädchens ein Lächeln erblühte, wenn der verbissene Mund des häßlichen kleinen Jungen sich zum frohen Lachen öffnete, und dabei beugte es sich immer tiefer in das Zimmer hinab und hob wie segnend die Hände.

Das Mädchen wurde darüber unruhig, warf sich hin und her, und ein böser, wissender Zug entstellte ihr Gesicht. Der Junge schnubberte aber wie ein Tier mit der Nase in der Luft herum, als wittere er eine Beute, und griff gierig mit der Faust ins rote, leinenlose Deckbett.

Ich möchte ihnen Träume bringen von der Himmelswiese, klagte das Lachen, ich möchte ihnen Blumenkränze winden und das Licht der Sterne in ihren Augen entzünden!

Darüber erwachte das Mädchen und reckte sich ruckartig auf. Es starrte mit trüben Augen gerade dorthin, wo das Lachen saß. Wirr hing ihr das ungepflegte Haar in das blasse Gesicht. Gestört fuhr der Junge nun auch wütend empor. Was war er bloß häßlich, der kleine Junge!

Die Schwester gab ihm einen derben Stoß, und er warf sich unwirsch auf die andre Seite. Das Mädchen aber stierte in die Dunkelheit, immer gerade dorthin, wo das Lachen saß und mit dem Weinen kämpfte, denn es sah mit seiner himmlischen Klugheit alles das, was hier verschüttet lag an Kinderglück.

Da — ein Laut, ein Knarren von Stiefeln, ein Schlürfen von gefüllten Säcken. In des Mädchens Augen sprang grelle Freude, sie rief den Jungen an, daß er erwachte. Leise wurde die Tür vom Flur aus geöffnet, ein Kerl und ein Weib schoben Säcke ins Zimmer. Sie lachten breit und lautlos, und die Kinder lachten mit.

Wortlos öffneten sie die Beute. Einer Krankenschwester hatten sie den Koffer vom Wagen

geschnitten. Gut ausgerüstet kam sie von der Mutter in die große Stadt, um nun ihr eignes Leben zu führen. Die groben Hände sonderten Kleider und Wäsche von dem übrigen, das verbrannt werden sollte. Der Junge öffnete den Ofen und fing an, Bücher und Bilder zu zerreißen. Das Mädchen aber stieß ihn beiseite. Ihre hageren Finger griffen nach einem Spruch, dessen helle Buchstaben auf dunklem Grunde förmlich zu leben schienen.

»Den will ich behalten,« rief sie und hielt ihn höhnisch ans Licht der fettigen Lampe.

Das Weib sah auf und murmelte böse: »Bist verrückt, gleich verbrennst du das Zeug!«

Über das Mädchen aber kam es wie Trunkenheit. Sie wiegte sich hin und her, den Spruch immer vor sich hinhaltend, und während ein krankes, rauhes Lachen von ihren Lippen brach, las sie laut: »Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.«

Da floh das Lachen voll Entsetzen.

Das Lachen flog zu den Häusern der Reichen, die geheimnisvoll und verschlossen inmitten erstorbener Gärten lagen. Ein blasses Frühlicht stand am Horizont wie kraftlose Freude.

Eins der großen Fenster wurde geöffnet, und eine Wärterin spähte mit übernächtigen Augen in den aufsteigenden Morgen.

Das Lachen huschte ins Zimmer und drückte sich verstohlen in eine Ecke. Auf breitem Bett lag eine Frau mit weißem Gesicht und sonderbar ernstem Lächeln. In ihren Armen hielt sie ein kleines Kind. Die Wärterin ging, und mit leisem Schritt nahte ein Mann und setzte sich neben die Frau. Er nahm ihre Hand, die zart und flüchtig wie ein Blumenblatt auf der Kante des Bettes lag, und drückte sie gegen seine heißen Augen.

»Nun ist es vorbei,« sagte er mit sanfter, inniger Stimme, »und wir haben das Kind.«

War es nicht, als wollte die Frau lächeln und konnte es nicht? Sie hob ein wenig die Augenlider, aber gleich fielen sie schwer und müde wieder herab.

Warum sind sie nicht glücklich? dachte das Lachen, und fast kam es ein Zorn an, denn es war doch das Lachen, und die Traurigkeit bedrängte sein Herz über die Maßen. Aber wie es näher hinzutrat und leise, ganz leise sich über das Antlitz der Wöchnerin neigte, sah es das Schicksal der Frau darin, und es erbebte in seiner Seele.

Denn es sah Jahre voller Not und Einsamkeit, und dann sah es das Glück kommen; sah, wie es seine Fülle in ein allzu zerbrechliches Gefäß ergoß, und es erschaute die schrecklichen Leiden dieser Nacht.

Sehnsucht nach dem Leben stieg fieberhaft in die Wangen der Frau, und ihr verzehrender Blick richtete sich auf den Mann, den sie liebte — oh, so heiß liebte!

Der aber warf sich vor ihr Bett, und seine Arme umfaßten sie in Verzweiflung, denn er wußte, daß sie sterben mußte. Da fing sie an im Fieber zu sprechen, fing an zu lächeln und zu singen und von ihrem süßen Glück zu reden. Und er nahm ihr das Kind ab, das sie vergessen hatte, und trug es hinaus.

Das Lachen aber beschloß, um das Leben der Frau zu kämpfen. Alles, was an Frohsinn und Liebesseligkeit ihm erreichbar war, brachte es ihr nahe in glutvollen Bildern, und als ihr Mann wieder zu ihr trat, breitete sie ihm die Arme entgegen wie eine Gesunde: »Weißt du noch,« flüsterte sie, »wie glücklich wir waren? Weißt du noch die Veilchen, die ich dir pflückte, und den Bach, über den du mich trugst? Hörst du, wie die Vögel singen und die Bäume rauschen? Ach, mein Liebster, hebe mich auf dein Roß und fliehe mit mir! Ei, wie fliegt mein Haar hinter mir im Winde, hei, wie braust der Sturm, der uns trägt! Wir entfliehen dem Tod, du und ich, du und ich. Ach, mein Liebster, verlasse mich nicht!«

Und mit süßen Worten neigt er sich an ihr Ohr und sagt ihr, daß er bei ihr ist, immer und immer.

Da lacht sie, lacht auf wie eine jauchzende Geliebte, und ihr Lachen ist schrecklich, denn der Tod bebt darin und lauter Leid und Tränen.

Fast bewußtlos enteilt das Lachen.

Es irrte umher in den großen Straßen der Stadt, sein Herz war krank vor Mitleid. Es irrte umher, und es suchte sich selbst, denn es hatte den Glauben an seine Kraft verloren. Groß war seine Sehnsucht nach der himmlischen Heimat, aber mit Schmerzen erkannte es, daß dem das Paradies genommen ward, der den Jammer der Erde erschaute, und mit gebrochenen Flügeln wollte es nicht in die Gefilde der Seligen als ein Fremdling zurückkehren.

Es war Winter geworden. Auf frischen Gräbern tanzte die Lust; arm und reich standen hart nebeneinander, Habsucht und Neid stießen sich vom Wege, und die Not fror in ihren Lumpen.

Hier lachte ein Mann, denn er hatte ein gutes Geschäft gemacht; dort lachte eine Frau, denn es war ihr geglückt, zu betrügen; hier lachte ein Junge, dem ein schlechter Scherz gelang.

Das Lachen ging durch die Straßen der großen Stadt als ein Fremdling, und sein Herz war traurig und krank. Das Feuer seiner Diamanten erlosch, schmal wurden seine Wangen. Nur noch ein heller Schein kündete seine Spur, die nur wenig gewahrten. Aber auch das Lachen erkannte die Menschen nicht. Hätte

es doch das kleine Mädchen gesehen, das am Arm seiner Mutter hing und seine flinken Füße mitten in den Schimmer setzte! Hätte es nur seine Augen gesehen, die im Anblick der Weihnachtsbäume erstrahlten!

Es gewahrte auch nicht, wie sich dort drüben zwei Hände faßten und hielten, nach der Last des Tages endlich vereint für eine frohe Stunde, sah nicht die Hoffnungen keimen unter seinem Schritt, und das Leben des Glaubens und der Liebe, das unbewußt noch sein Licht entzündete. Es sah nur die frechen geputzten Menschen und die zitternden Alten, es sah die hungernden Kinder und die verhärmten Frauen, und die Verzweiflung verwirrte seinen Sinn.

Kann ich den Traurigen nicht helfen, so will ich zu den Fröhlichen gehen, dachte es bei sich, ich will das Fünklein ihrer Freude anblasen zum lebendigen Feuer, daß es alles Elend und allen Jammer vertilge, ich will, daß die Erde ein blühender, lachender Garten werde.

Es fand auf der Straße einen Flitter und hob ihn auf. Es legte ihn um die Schultern und sah sich herausfordernd um. Ein heftiges Verlangen nach Licht und Glanz beschleunigte seinen Schritt.

Hinein in den warmen, hell erleuchteten Saal, unter die geschmückten Damen und Herren! Hin zu dem Liebespaar, auf dessen Tisch Früchte in perlendem Wein kühlten! Hin zu der Bühne, wo leichtfertiger Singsang erklang!

Aber so sehr sich das Lachen auch mühte, unter dem Lärm auch nur einen ihm verwandten Ton zu vernehmen, es blieb alles tot und still.

Jetzt trat ein Geiger auf; ein junger, hagerer Mensch war es, dem der Hunger auf dem Gesicht geschrieben stand, aber in seinen Augen war ein eignes Leuchten. So ein Leuchten, das an die Himmelswiese, auf dem das Lachen einst gespielt hatte, erinnerte. Ein süßes Weh zog ihm das Herz zusammen, und es flog dem Geiger auf die Schulter. Da schwollen die Töne an und wurden immer voller und jubelnder, und die Menschen wurden immer aufmerksamer und die Gesichter immer gespannter, und als der Geiger geendet hatte, brach ein jubelnder Beifall los. Ganz unsinnig gebärdeten sich die Leute, klatschten und riefen, daß er weiterspielen solle. Und das Lachen wurde selbst ganz übermütig und brachte den Künstler dazu, immer hinreißender zu spielen, so daß die Damen die roten Nelken aus den Vasen nahmen und sie ihm zuwarfen.

Als er endlich hinter die Bühne trat, wurde er dort mit Hallo begrüßt. Das war ein Erfolg! »Der erste!« lächelte er, sah zärtlich auf seine Geige hinab und dachte, daß er den Rest jetzt abzahlen könne, und daß er es noch zu einer warmen Stube und einem richtigen Mittagessen bringen könne.

Sie tranken ihm zu mit weinroten Gesichtern. Die Tänzerinnen drängten sich um ihn, sie, die ihn bisher nur verlacht hatten. Er wollte nicht trinken, zu leer war sein Magen. Er war so erregt, so glücklich!

Am liebsten wäre er hinausgelaufen, irgendwohin, wo es still und dunkel war und nur die Sterne über ihm leuchteten. Aber sie setzten ihm zu, sie luden ihn ein; und er war jung. Das Lachen öffnete ihm den Mund, sagte ihm lustige Dinge, und da lachte er und trank; gar nicht einmal viel, aber doch schon zuviel für ihn, denn als er endlich nach Haus wollte, zitterten ihm die Glieder. Die meisten waren schon gegangen, er folgte allein. Nur das Lachen war bei ihm, als er mit schwachen Knien die Räume durchschritt und die große Steintreppe herunterstieg.

Da kam es, daß er ausglitt und so unglücklich niederstürzte, daß beim Fall seine Geige zerbrach. Er richtete sich auf, und sein Mißgeschick gewahrend, erstarrte sein Blick, und mit hoher, fragender Stimme, in der ein furchtbarer Jammer schrie, lallte er: »Meine Geige? Ja? Meine Geige!?«

Und fast im selben Augenblick lachte er wie irrsinnig auf und schlug sie wieder und wieder auf die Steinfliesen, bis sie in tausend Stücken zersplittert lag.

Das Lachen aber entfloh.

Traurig wanderte das Lachen umher.

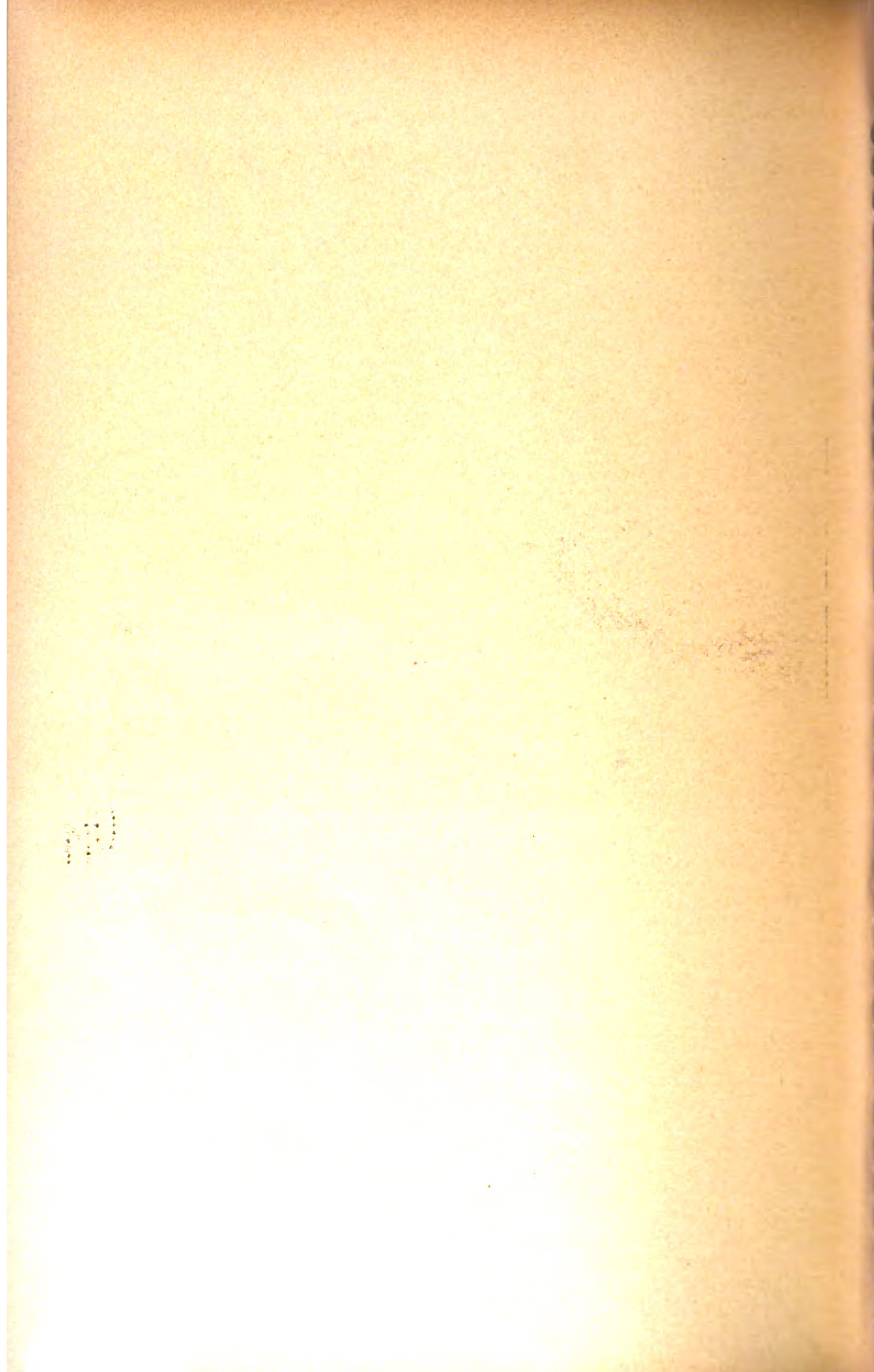
An einer Straßenecke rotteten sich Menschen um einen Galizier. Streit glomm auf, es fielen Schläge. Die Betrogenen rissen dem Mann die Kleider vom Leibe; nackend stand er und schrie, und die Leute lachten. Wie gehetzt lief das Lachen weiter, immer weiter.

Vorbei an den geballten Fäusten düsterer Männer, verfolgt von den Blicken verzweifelter Frauen. Dort drüben plünderten junge Burschen, lachend streute einer glänzende Dinge unter die johlende Menge.

Todesmüde sank das Lachen vor der Schwelle eines Hauses nieder. Es erwachte davon, daß ein Armer die Klingel zog und um eine Gabe bat. Er war jung und schien aus besserem Stande. Durch Hunger und Kälte war seine Lunge erkrankt, und das Sprechen wurde ihm schwer. Aber das Mädchen, das ihm öffnete, verlangte nicht nach Worten; sie ließ ihn gleich hinein, wärmte und stärkte ihn und lächelte ihm zu mit erbarmender Liebe. Und das Lachen, das mit hineingeschlüpft war, hing an ihren Blicken und Bewegungen, die demütig dem Fremden dienten, als wollten sie sagen: Vergib, daß wir mehr besitzen als du; vergib, daß die Herzen der Menschen so hart wurden über der großen Not, und glaube dennoch an die unbegreifliche Güte Gottes.



Ernst Eimer: Volkslied



Zum Schluß reichte sie dem Armen ihre Hand und tröstete ihn mit linder Stimme.

Des Mannes Gesicht verklärte sich bei ihren Worten. »Dank!« stammelte er, die Hände aneinanderlegend wie zum Gebet, und immer wieder: »Dank!« Das Lachen folgte ihm noch eine Weile und dachte: Bald wirst du sterben müssen, wohl irgendwo am Wege, aber deine dunkle Stunde wird voll Licht sein! —

Das Lachen schaute in die Zimmer der Armen und Besitzenden, der Kinderreichen und der Einsamen. Es vernahm Streit und Geschrei, hörte scharfe Worte und bitteres Lachen. Die schlimme Zeit riß alles Halbe und Künstliche entzwei und stellte die Seelen bloß, daß sie schaudernd ihre Armut erkannten. Aber inmitten des Grauens gewahrte es selten auch ein Edelweiß, sah Frauenliebe sich wunderbar entfalten und Männer im Kampfe erstarken. Es hauchte das Lächeln der Entsagung auf blasse Lippen, es zauberte lächelnde Zuversicht in junge, noch von Tränen umflorte Augen. Es trat in die Stube des stillen Forschers, und es segnete alle, die inmitten des brandenden Lebens sich ein Eiland geschaffen hatten für Herz und Geist. Den Genesenden brachte es Blumen der Liebe, und es stand am Lager der Sterbenden, nahm ihrem Antlitz die Qualen der Stunde und schenkte ihren Zügen das Lächeln der Befreiung.

Immer aber vertrieb es wieder die Härte des Lebens und die Unerbittlichkeit des Todes, und sein Kinderherz blieb heimatlos.

Das Lachen verließ die Stadt. Ein scharfer Wind strich über die kleinen Gärten, deren Buschwerk in bleicher Sonne zu knospen begann. Eine Frau griff zum Spaten, ein alter Herr besserte an seinem Zaun. Die Straße herauf zog eine Schar Knaben dem Walde zu. Ihre kräftigen Stimmen schwollen an zu einer Frühlingsfanfare, brausend kam es näher und näher wie ein kraftvolles Dennoch, allem Winterleid zum Trotz. Die Frau ließ die Arbeit ruhen und schaute auf; ein weicher, mütterlicher Zug verjüngte ihr Gesicht, die Augen des alten Herrn aber lachten; er winkte der Jugend mit der Hand, die schwenkte dankend die Mützen.

Des Lachens Herz aber weitete sich vor Tatendrang, Mut und Hoffnung belebten seinen Schritt. Abends spät landete es in einem Dorf und klopfte bescheiden an die Tür eines Bauern. Der fragte unwirsch nach seinem Begehr.

»Ich will Euch die Arbeit erleichtern,« stammelte das Lachen.

Der grobe Kerl maß es mit verächtlichem Blick: »Solchen Firlefanz wie dich können wir nicht brauchen!« Sprach's und warf ihm die Tür vor der Nase zu.

Das Lachen aber ließ sich nicht abschrecken. Stand dort nicht in der Ecke ein junges Paar und hatte seinen Spaß miteinander? Da gehöre ich hin! dachte das Lachen und flog dem Mädel auf die Schulter. Gleich bog die sich vor Vergnügen, warf die Hacke hin und, die Hände in die Seiten gestemmt, hob sie ihren lachenden Mund zum Manne auf. Aber noch ehe das Lachen wußte, wie ihm geschah, flog es von einer schallenden Ohrfeige geschleudert im Bogen herab und machte sich eiligst davon.

Es scheint eine ernste Sache um die Arbeit zu sein, dachte es ärgerlich, aber im Grunde gefielen ihm die Leute. Hätte es nur eine bleibende Statt gefunden. Aber bewahre! Hier und dort durfte es wohl einmal niedersitzen und einen Trunk nehmen, durfte den Mädchen die Zöpfe lösen und die Burschen beim Spiele necken, aber zur richtigen Arbeit ließ man es nicht zu.

Unterdessen war es Frühling geworden. Zum erstenmal begriff das Lachen, daß die Menschen ihr Leben liebten trotz aller Not. Der irdische Frühling, das war eine Sache! Mit dem konnte sich der himmlische gar nicht messen. Denn dort war es ja immer schön. Dort blühten immer Blumen von märchenhafter Pracht, und alle Sonnen verbreiteten ständig die wonnigste Wärme. Wenn man aber einen so bösen Winter hinter sich hatte wie das Lachen, dann wußte man erst, was Frühling war. Dann freute man sich über so ein dummes Gänseblümchen, daß einem die Augen feucht wurden, und wenn man zum ersten Male wieder in der Sonne liegen konnte, wurde man ganz närrisch vor Wohlbehagen. Alles wäre gut gewesen, hätte es nur keine Sehnsucht gegeben. Die Sehnsucht wonach? Ach, welche Frage! Die Sehnsucht, mit den Wolken ziehen zu dürfen, mit den Vögeln den blauen Äther zu teilen, und — nun ja, einen Menschen liebzuhaben von ganzem Herzen!

Und so kam es, daß das Lachen trotz seiner Frühlingsseligkeit eines Morgens ganz krank und erbärmlich im Grase lag, aller himmlischen Herrlichkeit bar, und daß es sterben wollte, weil es zu gar nichts nütze war in der Welt.

Da kam die Landstraße herauf ein Planenwagen. Darinnen saß eine Frau in mittleren Jahren und sang sich ein Lied. Das klang so frisch und hell in den jungen Tag hinein. Das Lachen horchte auf und rührte sich nicht, aber alle seine Nerven spannten sich vor Begier. Kaum zu atmen wagte es, als die Frau gerade vor ihm anhielt, vom Wagen sprang und mit einem Stock, der im Haken endigte, ihm unter sein Flitterlümpchen fuhr. Rietsch! machte der Fetzen, und plumps lag das nackte Lachen im Grase.

Da lachte das Lachen, so sehr es konnte, und sie lachten beide, daß es sie schüttelte.

»Wo kommst du denn her?« fragte die Frau

und zog das Lachen auf ihren Schoß. »Du armer Hase siehst mir sehr verwahrlost aus!«

Das Lachen schmiegte sich fest in den Arm der Frau und sah ihr staunend in die guten Augen. »Kennst du mich denn?« fragte es zaghaft.

»Ja,« nickte die Frau, »ich kenne dich, du bist das Lachen.« Und ernster werdend fuhr sie fort: »Siehst du, das war vor Jahren, da war mir der Mann gestorben, und ich war ein einsames Weib, das nach Liebe schrie und Kinder gebären wollte. Aber das Leben forderte andres von mir, und ich verstand es und ließ mich belehren. Denn meine Schwester hinterließ mir ihren siechen Mann und vier kleine Kinder, die nahm ich an mein Herz und sorge noch heute für sie. Erst war es schwer, denn sie waren ja nicht das Eigne. Erst waren meine Nächte wild und meine Augen heiß vom Weinen, aber dann fingen die Kinder an zu lachen, wenn ich kam, mich zu herzen und zu lieben, und darüber wurde ich gesund und stark, und sie mit mir. Und als ich dich jetzt so hilflos im Grase liegen sah, und als ich dein Lachen hörte, da wußte ich, daß es das gleiche war, das mich erlöst hatte, und gleich war ich dir gut.«

Wie hörte das Lachen das gern! Das war wie ein Lied mit tausend Tönen, und es hätte gewollt, daß es nie ein Ende nähme. Aber weil die Frau mit stillem Lächeln schwieg, fragte es rasch und neugierig: »Du bist wohl eine reiche Frau und hast alles, was du willst?«

»Reich?« lachte die. »Ja, das bin ich wohl, denn alles ist mein, was mein Herz erfüllt. Die ganze liebe Gotteswelt, durch die ich täglich mit meiner braven Liese kutschiere, gehört mir. Die Wälder, die ich durchquere, die Sonnenstrahlen, die meinen Wagen umspielen, der blaue Himmel, zu dem ich mein Auge erhebe, und auch der lustige Wind, der mir um die Nase fährt, und der Regen, der mich erfrischt. Aber was die Leute reich nennen, bin ich nicht. Bin nur eine Lumpensammlerin, und es lohnt mir selbst, mich nach deinem arg zugerichteten Flitterchen zu bücken.«

»Wenn aber das Lachen darunterstedt, lohnt sich das schon,« kam die selbstbewußte Antwort, denn das Lachen fühlte ordentlich, wie ihm die Kräfte wiederkehrten.

»Ja,« gab die Frau ihm freudig recht und fing an, sein Haar mit ihren rauhen Händen zu kämmen, »ich habe schon so manches Gute auf der Landstraße aufgelesen, das nach wenig genug aussah. Eine bunte Gesellschaft findet sich mitunter in meinem Wagen zusammen. Schwache und Kranke, Zigeuner und Vagabunden; solche, die sich verliefen, und solche, die ihrer eignen Not zu entfliehen glaubten. Sie haben alle Platz in meinem Wagen, und zu Hause gibt ihnen mein großes Mädel ein Lager und ein Stück Brot, und ein gutes Wort gebe ich ihnen auch noch auf den Weg, ganz gleich, ob sie's wollen oder nicht, denn ich denke, daß die Stunde doch einmal kommen könnte, wo sie danach greifen. Und alle gehen sie froher von mir, als ich sie fand.«

Das Lachen fühlte eine große, drängende Liebe zu der fremden Frau in sich aufsteigen. Es legte ihr beide Arme um den Hals und bat: »Behalte mich bei dir!«

Und ob die Frau das wollte! Sie hob das Lachen hoch empor in die linde Lenzesluft, schwenkte es jauchzend auf und ab und ließ es schließlich auf ihren Wagen gleiten. Da saß es nun hoch oben und lachte in die Welt hinein. Und als es dahinfuhr in das sonnige Land, fühlte es, wie sein Herz immer freier wurde und wie ihm die Flügel wuchsen. Aber es wollte sie gar nicht mehr gebrauchen, um in den Himmel zu fliegen. Wenigstens jetzt noch nicht. Jetzt wollte es erst einmal dienen mit Freuden und ganz im kleinen beginnen, Leid in Glück zu wandeln, und wollte helfen, das Himmelreich auf Erden vorzubereiten.

Emmaus

Immer wenn wir um dich trauern
Und mit wunden Herzen reden,
Packt uns heimlich ein Erschauern:
Sieh! du bist zu uns getreten.

Leise hältst du unsre Hände,
Daß sich keiner hier verliere;
Bis an unsers Weges Ende
Sorgst du, daß dein Leid uns führe.

Laß uns in den Dämmerungen
Immerzu mit uns allein!
Du hast unser Herz durchdrungen,
Du wirst immer mit uns sein.

Deiner Liebe heil'ges Feuer
Strahlt, wenn wir auch nichts mehr sehn,
Und dein Schmerz wird ungeheuer
Ewig uns im Herzen stehn!

Wilhelm Kunze

Die Polarfront-Theorie

Von Dr. Carl Hanns Pollog (München)

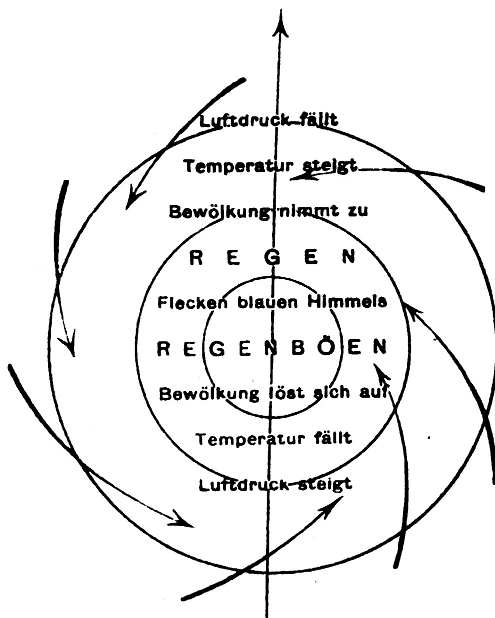
Daß unser Wetter sich durch große Beständigkeit auszeichnet, kann sicher niemand behaupten. Längere Perioden gleichmäßiger Witterung sind recht selten, was sich uns besonders dadurch unangenehm bemerkbar macht, daß schönes Wetter, wenn Petrus gut genug gelaunt ist, uns einmal solches zu spenden, meist sehr bald durch einen »Wettersturz« beendet wird. Am eindrucksvollsten sind derartige Wetterstürze wohl im Winter. Kaum erfreuen wir uns einmal etwas milderer Temperaturverhältnisse, da umzieht sich auch schon der Himmel von Westen her, ein Wind springt auf, es beginnt zu schneien, und bald tobt ein Schneesturm, begleitet oft von einzelnen Donnerschlägen. Doch der Aufruhr in der Natur dauert nicht allzu lange, das Wintergewitter zieht rasch weiter, es klart wieder auf, aber es ist empfindlich kälter geworden. Und in der Nacht bilden sich über der frischgefallenen Schneedecke extrem tiefe Temperaturen aus: der Winter hat wieder einmal gezeigt, daß er immer noch in unbestrittenem Besitz der Herrschaft ist.

Was ist da vor sich gegangen? Warum konnte es nicht schön bleiben? Aus welchen Gründen mußte der Schneesturm kommen? Was sind das für Kräfte, die da im Luftmeer sich gegenseitig bekämpfen?

Der naiver veranlagte Mensch früherer Zeiten machte sich die Antwort auf alle diese Fragen recht leicht. Was seinem primitiven Verstand zu begreifen versagt war, schrieb er eben dem Walten der höheren Mächte, der Gottheiten, zu. Jedes Volk, von unsern Vorvätern, den alten Germanen, von den hochgebildeten alten Griechen an bis zu den wohl am niedrigsten auf der Stufenleiter menschlicher Kultur stehenden Australnegern hat oder hatte seine Wettergötter. Und es ist sehr bezeichnend, daß das Gewitter fast stets dem Wirken der höchsten Gottheit zugeschrieben wird, denn dieser Naturerscheinung fühlte sich der Mensch am widerstandslosesten ausgesetzt.

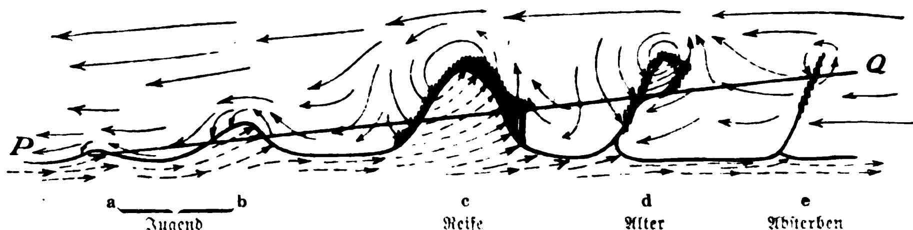
Der Mensch der heutigen Zeit gibt sich mit einer derartigen Erklärung nicht zufrieden, er wendet sich an die Wissenschaft, die ihm Antwort geben soll. Doch diese befindet sich in bezug auf die Erklärung der Witterungsvorgänge gerade augenblicklich in einer etwas sonderbaren Lage. In der Meteorologie, der wissenschaftlichen Wetterkunde, tobt seit einigen Jahren ein heftiger Kampf der Geister, indem sich zwei verschiedene Theorien gegenüberstehen, deren jede von ihren Anhängern mit all dem Rüstzeug moderner Naturerkenntnis gegen die andre verteidigt wird.

Im Grunde genommen scheint es so höchst einfach zu sein, die Witterungswechsel zu erklären. Jeder Barometerbesitzer weiß ja, daß sich das Wetter verschlechtert, wenn das Quecksilber in seinem Wetterglas fällt, und daß schönes Wetter eintritt, wenn es steigt. Der Barometerstand zeigt aber den Luftdruck an, und die Veränderungen im Luftdruck werden von den wandernden Depressionen hervorgebracht.



Abbild. 1. Ideale Zyklone nach den älteren Theorien

Was eine solche Depression, auch Zyklone, barometrisches Minimum oder Tief genannt — mit diesem letzten Namen sind sie auf den Wetterkarten bezeichnet —, eigentlich ist, wird wohl bekannt sein: weiter nichts als ein Gebiet, in dem der Luftdruck niedriger ist als in der Umgebung. Da nun aber der Druck der Luft auf eine bestimmte Fläche dasselbe ist wie das Gewicht der über der betreffenden Fläche lagernden Luftsäule, vom Erdboden bis an die Grenze der Atmosphäre gerechnet, so bedeutet geringer Luftdruck an einem bestimmten Ort, daß über diesem Ort weniger Luft vorhanden ist als über andern Orten in der Umgebung. Natürlich kann ein solcher Zustand nicht von Dauer sein. Denken wir uns einmal in einer großen Wasserfläche an einer Stelle irgendwie eine Vertiefung angebracht, so daß sich hier momentan weniger Wasser befindet als in der Nähe, so wird von allen Seiten Wasser hinzuströmen, bis die Vertiefung wieder ausgefüllt und der gleichmäßige Wasserspiegel wiederhergestellt ist. Ganz ähnlich in unserm Luftmeer. Um das Luftdefizit im Zentrum der Zyklone auszufüllen, strömt von allen Seiten an der Erdoberfläche Luft dorthin, eine Erscheinung, die sich uns als Wind bemerkbar macht. Die Winde streben eigentlich da-



Abbild. 2. Lebensgeschichte einer Zyklone nach Bjerknes (zugleich Bild einer Familie, a—d)

nach, geradlinig auf den Ort des niedrigsten Luftdrucks hinzuwehen, aber sie werden aus dieser Bahn durch die Erddrehung abgelenkt, und zwar auf der nördlichen Halbkugel nach rechts, auf der südlichen nach links, wie jede andre Bewegung auf der Erdoberfläche auch. So entsteht ein System von Winden, die den Kern des Minimums entgegengesetzt dem Sinne des Uhrzeigers umkreisen und nach innen wehen; ein Schema einer Zyklone mit ihrem Windsystem zeigt Abbild. 1. Nun kann aber die von allen Seiten herbeiströmende Luft sich im Inneren der Depression natürlich nicht an der Erdoberfläche anhäufen, sie wird also gezwungen, in die Höhe zu steigen. So bildet sie den sogenannten »aufsteigenden Luftstrom«, von dem man manchmal in den Lehrbüchern der Meteorologie liest, den man sich aber beileibe nicht etwa als einen Wind nach oben vorstellen darf. Aufsteigende Luft kommt nun in der Höhe in Regionen, wo die Luftdichte geringer ist als an der Erdoberfläche, sie wird sich ausdehnen, um sich dieser Luftdichte anzupassen, und kühlt sich dadurch ab. Die Abkühlung beträgt bei feuchter Luft ½ Grad Celsius auf 100 Meter Erhebung. Da aber kalte Luft weniger Feuchtigkeit in sich aufnehmen kann als warme, muß sich der überschüssige Wasserdampf kondensieren und als Regen oder Schnee ausfallen.

Eine solche Depression steht aber nicht still, sondern bewegt sich im großen und ganzen von West nach Ost über die Erde dahin. Auf diese Weise erlebt ein und derselbe Ort nacheinander Windwechsel, Temperaturänderungen, Niederschläge, kurz, ein *Wetter*, das von seiner Lage zum Mittelpunkt des Tiefs abhängt und das man sich leicht klarmachen kann, wenn man etwa die Abbild. 1 auf durchsichtiges Papier zeichnet und von links nach rechts auf einer Landkarte verschiebt, wobei man einen bestimmten Punkt im Auge behält.

Das genaue Gegenstück zu den Zyklonen sind die Antizyklonen, Maxima oder Hochs. Hier haben wir absteigende Luftbewegung, Auflösung einer etwa vorhandenen Wolkendecke, keine Niederschläge, also das, was man gewöhnlich als schönes Wetter bezeichnet. Vom Zentrum des Hochs strömen die Winde in der Richtung des Uhrzeigers aus. Es ist, wie schon der Name sagt, ein Gebiet, wo der Luftdruck höher ist als in der Umgebung.

Mit diesen beiden atmosphärischen Gebilden lassen sich so gut wie alle Witterungsvorgänge, die wir beobachten können, erklären, besonders wenn man noch fünf andre Isobarentypen hinzunimmt — Isobaren sind Linien, die Orte gleichen Luftdrucks miteinander verbinden —, die der englische Meteorologe Abercromby aus einem großen Beobachtungsmaterial herausgeschält hat, die aber im Grunde genommen nur Abarten oder Übergänge der obigen beiden sind. Auch für die praktische Wettervorhersage ließen sie sich sehr gut verwenden, besonders nachdem van Bebber die Zugstraßen der wandernden Depressionen über Europa herausgefunden hatte, und nachdem die Guilbert-Großmannschen Regeln uns ermöglichten, aus kleinen Abweichungen der Windrichtungen und -stärken Schlüsse auf das weitere Verhalten der Minima zu ziehen.

Es wäre wohl kaum notwendig geworden, unsre Anschauungen über die Vorgänge in unserm Luftmeer einer Revision zu unterziehen, wenn wir nicht — das Fliegen gelernt hätten. Die Beobachtungen von Luftschiffern zeigten schon in *der* Periode der Luftschiffahrt, als man nur Freiballons kannte, daß das einfache Schema der Figur 1 nicht ganz mit der Natur übereinstimmt. Später wurde dies bestätigt durch die Aufzeichnungen der Instrumente, die wir mit den unbemannten Registrierballons bis über 30 000 Meter in die Höhe senden können. Um nur ein Beispiel zu nennen: in einer Höhe von nur 2 bis 3 Kilometern fehlt den meisten Zyklonen ihre ganze linke Seite, so daß sie sich von oben nur als sackartige Ausbuchtungen in den west-östlichen Isobaren darstellen. Die Registrierinstrumente enthüllten uns übrigens auch die damals (vor 10 bis 15 Jahren) mit ungläubigem Staunen aufgenommene, heute aber nicht mehr bezweifelte Tatsache, daß unsre Atmosphäre aus zwei verschiedenen, übereinandergelagerten Schichten besteht. In der unteren, der sogenannten Troposphäre (die übrigens wieder in drei Schichten zerlegt wird), spielt sich unser ganzes Wetter mit all seinen Wechseln ab; in ihr nimmt die Temperatur der Luft durchschnittlich um 5 Grad Celsius ab, wenn man um 1000 Meter in die Höhe steigt; in der darüber gelagerten Stratosphäre haben wir keine weitere Temperaturabnahme mit der Höhe mehr, sondern Isothermie, d. h. gleichbleibende Temperatur, oder gar Wärmezunahme nach oben.

Im Lichte der neuen Erkenntnisse blieb nun die rein dynamisch auf die Luftdruckunterschiede aufgebaute Erklärungsweise die Antwort auf manche Frage schuldig. So begannen denn vorzugsweise die österreichischen Meteorologen (Margules, Ficker, Exner, Defant) einmal die Sache vom thermischen Standpunkt aus zu untersuchen. Sie studierten, wie sich unter gewissen Bedingungen warme und kalte Luftmassen auf der Oberfläche der sich drehenden Erde verhalten würden. Sie traten an das Problem einmal mit den Hilfsmitteln der theoretischen Physik heran — wobei sie sich auf die Arbeiten unsers genialen Landsmanns Helmholtz stützen konnten —, betrachteten aber auch das wirkliche Auftreten solcher Luftmassen, die sich oft tage- und wochenlang auf ihrem Marsch über ganze Kontinente (Nordamerika, Sibirien) verfolgen lassen.

Doch die Früchte ihrer Arbeiten sollten sie nicht im vollen Maße genießen. Denn inzwischen war Professor **Bjerknes** mit seiner **Polarfronttheorie** auf den Plan getreten und hatte eine Revolutionierung der Geister herbeigeführt.

V. Bjerknes ist Norweger. Er hat, wie schon sein Vater, in Deutschland Mathematik und Physik studiert und sich dann später besonders der Hydrodynamik, der Lehre von den bewegten Flüssigkeiten und Gasen, gewidmet. Die erste Frucht dieser seiner Arbeiten war ein zweibändiges theoretisches Werk über allerhand Strömungsverhältnisse im Meere und in der Luft. 1913 wurde er zum Leiter des Geophysikalischen Instituts der Universität Leipzig berufen. Hier setzte er zusammen mit seinem Sohne und einigen deutschen und norwegischen Schülern seine theoretischen Studien fort. Da zwang ihn der Weltkrieg, von einer ganz andern, weniger theoretischen Seite an das Problem der Luftströmungen heranzutreten. Im Jahre 1916 rief ihn nämlich die norwegische Regierung in die Heimat zurück, um dort den Wetterdienst zu organisieren.

Deutschland war ja während des Krieges nicht nur auf dem Gebiete der Lebensmittel- und Rohstoffversorgung blockiert, nein, die angeblich internationale Wissenschaft blockierte und boykottierte auch die Gelehrten der Mittelmächte. Besonders fühlbar machte sich dieser Zustand auf einem Gebiet, das schließlich auch der Kriegführung diente, auf dem der Wettervorhersage. Die Zyklonen, die uns das Wetter bringen, kommen ja von Westen, daher ist es für uns von großer Wichtigkeit, zu wissen, was für Wetter über England und Frankreich herrscht. Zu gewöhnlichen Zeiten gibt jeder Staat Wettertelegramme aus, die in einer Art internationaler Geheimschrift alles Wissenswerte über die Witterung an den verschiedensten Beobachtungsstationen seines Gebietes zu bestimmten Stunden enthalten. Diese Wettertelegramme hörten bei Kriegsausbruch auf. Doch wie bei so manchen Kriegsmaßregeln, hatten auch die Neutralen unter dieser Maßnahme zu leiden, und ganz besonders Norwegen, das in dieser Hinsicht schon an und für sich recht übel daran ist, da ihm nur der nördliche Teil Schottlands im Westen vorgelagert ist.

Bjerknes muß sofort die günstige Gelegenheit ersehen haben, die sich ihm nun bot, seine bisherigen theoretischen Studien an den tatsächlichen Naturverhältnissen in großem Maßstabe zu prüfen. Er schuf im südlichen Norwegen ein dichtes Netz von meteorologischen Stationen, so daß es ihm möglich war, sehr genaue Wetterkarten zu zeichnen. Er und seine Schüler traten auch an die von Berufs wegen wetterkundige Küstenbevölkerung — Fischer, Lotsen, Leuchtturmwächter usw. — heran und machten sich deren Erfahrungen zunutze. Die Beobachtungsergebnisse zusammen mit den theoretischen Untersuchungen führten nun zur Aufstellung einer **neuen Theorie der Zyklonen**.

Nach Bjerknes ist eine Zyklone kein so regelmäßiges, symmetrisches Gebilde, wie man früher meinte, sondern besteht aus zwei einander wesensfremden Teilen, einem warmen und einem kalten Sektor (Abbild. 2c). Beide sind an der Erdoberfläche durch zwei Unstetigkeits- oder Diskontinuitätslinien voneinander getrennt, die im Mittelpunkt der Depression zusammenstoßen. Die den warmen Sektor nach Westen begrenzende Linie ist die sogenannte Böenlinie, die andre heißt Kurslinie, so bezeichnet, weil eine im Zentrum der Depression an sie gelegte Tangente den Kurs des ganzen Gebildes für die nächste Zeit angibt.

Nun beginnt das in der Abbildung eingezeichnete Windsystem sein Spiel. Die warmen Winde wehen auf die Kurslinie zu. Hier hören sie natürlich nicht plötzlich auf, wie es nach Abbildung 2c den Anschein haben könnte, sondern sie werden nur, wie der senkrechte Schnitt durch die Atmosphäre in Abbild. 3c zeigt, vom Erdboden abgehoben. Sie strömen auf dem Rücken der der Kurslinie östlich vorgelagerten kalten Luft wie auf einem sanften Gebirgshang (die Neigung dieses Keils kalter Luft beträgt meist weniger als 1 Grad) in die Höhe, kühlen sich dabei ab, verdichten den mitgeführten Wasserdampf und schaf-



Abbild. 3. Senkrechter Schnitt durch die Atmosphäre auf der Linie P—Q der Figur 2

——> kalte Luftströmungen   - - -> warme Luftströmungen   IIIII Regenblick

sen so östlich der Kurslinie einen breiten Regenstreisen. Anderseits sluten von Nordwesten unter die warme Luft große Massen kalter Luft. Dieser sogenannte Böenkopf bringt die warme Luft zu heftigem Aufstrudeln — Luftschiffer und Flieger, die einmal in einen solchen heranrückenden Böenkopf geraten sind, wissen ein Lied zu singen von den turbulenten Auf- und Abwärtsbewegungen — und verursacht dadurch ebenfalls Wolken- und Niederschlagsbildung. Die Grenzlinie des Böenkopfes auf der Erdoberfläche ist die Böenlinie; das durch ihn verursachte Regengebiet, das gewöhnlich schmaler ist als das Kursregengebiet, aber dafür größere Niederschlagsmengen liefert, ist der Böenregenstreifen.

Ein Vergleich zeigt, daß diese neue Auffassung des Wesens der Zyklonen die wirklich beobachteten Witterungsvorgänge zum mindesten ebenso gut erklärt wie die ältere Theorie. Auch die Bjerknesschen Depressionen wandern von Westen nach Osten. Unter dem langsam zurückweichenden Keil kalter Luft — die Ausdrücke »warm« und »kalt« sind hier natürlich immer relativ zu verstehen —, der der Kurslinie vorangeht, sinkt der Luftdruck. Denn die Menge kalter Luft, die sich über einem Beobachtungsort befindet, wird immer geringer, während die Dicke des Lagers warmer Luft darüber immer mehr zunimmt; warme Luft aber ist weniger dicht, also leichter als kalte. Mit der Annäherung an die Kurslinie beginnen Niederschläge in der Art eines Landregens — lang andauernd, doch wenig ergiebig —, die Temperatur steigt, während der Luftdruck immer weiter fällt. Mit dem Vorübergang des warmen Sektors erreicht der Luftdruck seinen niedrigsten, die Temperatur ihren höchsten Wert, während die Niederschläge nachlassen, die Wolkendecke sich auflockert oder ganz verschwindet. Die Annäherung der Böenlinie kündigt sich an durch die fächerförmige Ausbreitung von ganz dünnen Wölkchen, die sehr hoch in der Atmosphäre schweben (ungefähr zehn Kilometer); das ist der Zirrusschirm. Da die ihn bildenden Wolken auch im Sommer aus Eisnadeln bestehen, übt er eine Wirkung aus wie das Glasdach eines Treibhauses, d. h. es wird schwül. Die Wolkendecke wird dichter, es wird windig, der Wind frischt immer mehr auf, und unter beträchtlicher Abkühlung prasselt, von einem heftigen Gewitter begleitet, ein »Wolkenbruch« hernieder, während der Luftdruck zuerst schnell, ruckartig, dann langsamer steigt: der Böenkopf ist über uns hinweggefegt. Der heftige Regen läßt nach, geht aber oft in einen leise herniederrieselnden Landregen über. Dann kann das Spiel von neuem beginnen.

Das war die Schilderung eines sommerlichen Frontgewitters, das die Wetterlage »umwirft«; im Winter ruft der Vorübergang des Böenkopfes die großen Kälteeinbrüche mit Schneestürmen hervor, deren Verlauf am Anfang dieses Aufsatzes dargelegt wurde.

Nun ist aber eine Zyklone kein beständiges Gebilde, sie entsteht und vergeht. Auch das zeigt die Bjerknessche Theorie, und gerade das macht es ihr möglich, den mehr oder weniger regionalen Vorgang, den eine Depression trotz ihrer Tausende von Kilometern Durchmesser nur darstellt, in das planetarische Geschehen einzuordnen.

Das jugendlichste Stadium einer Zyklone, das beobachtet worden ist, zeigen die Abbildungen 2a und 3a. Hier ist noch keine Trennung von Böen- und Kurslinie zu sehen, nur eine Ausbuchtung in der Diskontinuitätslinie, die warme und kalte Luft trennt, zeigt den Ort des Minimums an. Die Ausbuchtung wird stärker (Abbild. 2b und 3b), Luftströmungen und Niederschlagsverhältnisse gestatten bald, Kurs- und Böenlinie zu unterscheiden; die Zyklone nähert sich allmählich dem Stadium der Abbildungen 2c und 3c, die das normale Reifestadium darstellen. In der weiteren Entwicklung überholt bald der vorwärtsstürmende Böenkopf die langsamer zurückweichende kalte Luft vor der Kurslinie (gerade das haben die Wiener Meteorologen schon vor Bjerknes theoretisch und praktisch gezeigt); und zwar tritt die Vereinigung zuerst im Süden ein, so daß eine Insel warmer Luft, rings von kalten Luftmassen umgeben, entsteht. In diesem Stadium erreichen die meisten Depressionen, von Westen her kommend, Europa; dieses Stadium ist auch das Normalschema der Zyklonen der alten Schule (Abbild. 1). Allmählich wird dann die warme Luft überhaupt vom Erdboden abgehoben, wenn die beiden kalten Luftmassen ihrer ganzen Ausdehnung nach zusammenschlagen; Böen- und Kurslinie sind verschmolzen, von einem kleinen Regengebiet umsäumt. »Das Tief füllt sich aus« nannte die ältere Schule das, da bei diesem Absterben der Depression natürlich die Luftdruckunterschiede gegen die Umgebung geringer werden und zuletzt ganz verschwinden. Die Unstetigkeitslinie ist nach Süden zurückgeschnellt, aber sie zeigt schon wieder eine kleine Ausbuchtung, wie im Jugendstadium (Abbild. 2e und 3e): das Uhrwerk kann von neuem zu laufen beginnen.

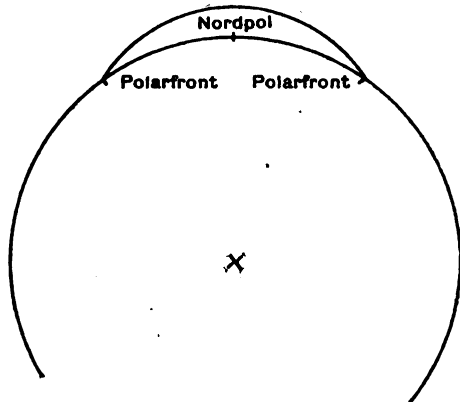
Was hier vor unserm geistigen Auge vorübergezogen ist, die Lebensgeschichte einer Zyklone, ist nun nach Bjerknes auch nebeneinander zu beobachten, genau wie wir in einem Walde Bäume des verschiedensten Alters nebeneinander stehen sehen können. Er sagt nämlich, daß die vier Zykloneninbividuen der Abbildungen 2a—d zusammen eine Familie bilden, deren jüngstes Glied sich am weitesten im Süden und Westen befindet, deren ältestes aber am weitesten polwärts im Osten zu suchen ist. Die ganze Familie zieht nach Osten, während gleichzeitig die einzelnen Glieder, wie Perlen an einer Schnur, polwärts streben und dabei altern und absterben, aber stets durch neu sich bildende ersetzt werden. Immer vier solcher Familien sind gleichzeitig vorhanden und kreisen um den Pol.

Die Schnur, auf der die Perlen entlang gleiten, ist die erwähnte Unstetigkeitslinie, die warme und kalte Luft scheidet. Was ist diese Linie nun eigentlich?

Wenn wir von einer Unstetigkeits**linie** sprechen, begehen wir eigentlich eine Ungenauigkeit. Wir dürfen nicht an der Erdoberfläche klebenbleiben, was wir bei Gebrauch dieses Wortes tun, sondern müssen räumlich denken. Warme und kalte Luft sind ja durch eine **Fläche** voneinander getrennt, die sich in gekrümmter Gestalt von der Erdoberfläche in die Atmosphäre hinauf erstreckt. In der Depression finden wir sie als Kursfläche im östlichen Teil, als Böenkopf im westlichen. Diese Fläche ist die **Polarfront**, von der die Bjerknessche Theorie ihren Namen bekommen hat, ihr Schnitt mit der Erdoberfläche ist die obenerwähnte Unstetigkeitslinie und wird — ein Mangel in der Bezeichnungsweise — ebenfalls Polarfront genannt. Dieser Name rührt daher, daß nach Bjerknes (und nach den österreichischen Meteorologen) die kalte Luft der Polargegenden wie eine Kalotte oder Haube auf der Erde lagert (Abbild. 4) und von der wärmeren Luft der gemäßigten Breiten immer durch eine mehr oder weniger scharfe Trennungsfläche, eben die Polarfront, abgesondert ist. Aus dieser Annahme heraus erklärt Bjerknes die Entstehung der Zyklonen.

Die warme Luft der gemäßigten Zone hat im allgemeinen eine westöstliche Bewegung, die der Polarzone aber eine ostwestliche. Doch schon Helmholtz hat gezeigt, daß an der Grenze zweier aneinanderstoßender Medien, die sich mit verschiedenen Geschwindigkeiten bewegen, Wellen auftreten müssen. Ein uns allen vertrautes Beispiel: Schon der geringste Windhauch genügt, um eine spiegelglatte Wasserfläche zu kräuseln; diese Kräuselungen sind aber nichts andres als eben Wellenbildungen an der Grenze der beiden Medien Wasser und Luft. Ähnliche Wellen müssen nun auch an der Polarfront auftreten, d. h. sie wird stellenweise nach Norden, stellenweise nach Süden ausgebuchtet. An allen Vorsprüngen nach Norden drängt die warme Äquatorialluft polwärts; wo die Polarfront nach Süden ausgebeult ist, strömt kalte Luft nach dieser Richtung. Durch diese Luftströmungen sollen sich nun nach Bjerknes die kleinen Initialwellchen vergrößern, bis sie endlich das Aussehen von Zyklonen im Jugendstadium annehmen (Abbild. 2a).

Hier treffen wir auf einen wunden Punkt der Theorie. Die Initialwellen in einer Länge von wenigen Kilometern sind an der Polarfront schon beobachtet worden; auch Depressionen im Jugendstadium sind uns bekannt. Die Übergänge aber, das Anwachsen der Wellen auf eine Länge von vielen Hunderten, ja Tausenden von Kilometern hat noch niemand gesehen. Natürlich ist damit noch nicht bewiesen, daß die Bjerknesschen Theorien falsch sind. Aber die Wissenschaft muß skeptisch sein, muß bei allen neuen Hypothesen und Theorien gerade die Grundlagen genau prüfen. Das glänzendste Lehrgebäude ist hinfällig, wenn es auf unsicherem Baugrund steht. Und gerade Bjerknes ist von fachwissenschaftlicher Seite häufig vorgeworfen worden, er kleide seine Lehrsätze, ohne uns, wie versprochen wurde, das reichhaltige Beobachtungsmaterial, auf das sie sich aufbauen, allgemein zugänglich zu machen, in die Form von meteorologischen Katechismen, an die man ohne weiteres glauben solle. Ich will den Leser nicht mit einer ausführlichen Darlegung des für den Außenstehenden wenig interessanten Streites zwischen der norwegischen und der österreichischen Schule behelligen. Aber so viel möchte ich erwähnen, daß die Österreicher sich mit vollem Recht beschweren, Bjerknes lege nicht klar dar, wieviel er ihren vorausgegangenen Arbeiten dankt. In der Naturwissenschaft steht nun mal jeder, wenn auch vielleicht nur mit einem Bein, auf den Schultern seiner Vorgänger. Bjerknes hat die wichtigsten Tatsachen der Polarfronttheorie in den Arbeiten der österreichischen Meteorologen schon fertig vorgefunden; in vielem hat er nur die Resultate geordnet, miteinander verknüpft, eine neue, bequeme, schlagwortartige Terminologie geschaffen und die bedenkliche Methode der »Erinnerungsbilder« dazugefügt. Diese rein gefühlsmäßige Methode in einen im wesentlichen mathematischen Wissenszweig hineingebracht zu haben, wird dem Mathematiker Bjerknes wohl am meisten zum Vorwurf gemacht. Auch sagt man ihm eine gewisse »Großzügigkeit« nach in der Konstruktion von Depressionen usw. auf den Wetterkarten, wo Meteorologen, die nicht seiner Schule angehören, nicht so viel sehen.



Abbild. 4. Die polare Kalotte kalter Luft

Daß die Bjerknessche Theorie nicht alle Erscheinungen, die wir beobachten, erklären kann, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Könnte sie das, dann wäre sie von einer Theorie zu einem Naturgesetz aufgerückt. Was übrigens manche Meteorologen sie mit großer Zurückhaltung aufnehmen läßt, ist die eigentümliche Tatsache, daß

sie einer längst veralteten Theorie sehr ähnlich sieht, wenigstens auf den ersten Blick. Bjerknes redet von Polar- und Äquatorialströmen. Man erinnert sich einer Zeit, wo diese Worte schon einmal die ganze meteorologische Welt beherrschten. Das war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo Friedrich Wilhelm Dove die unbestritten erste Autorität auf wetterkundlichem Gebiete war. Er vertrat damals schon die Ansicht, daß ein warmer Äquatorialstrom und ein kalter Polarstrom und der Kampf zwischen diesen beiden die Ursache alles meteorologischen Geschehens seien. Besonders sollten sie die Veränderungen im Luftdruck hervorrufen.

Dove wird als einer der Altmeister der Meteorologie noch heute verehrt. Ihm gebührt der Ruhm, die wissenschaftliche Wetter- und Klimakunde auf festen Grund gestellt zu haben. Aber er merkte im Alter nicht, daß sein Lehrgebäude erstarrt und durch neue Forschungen revisionsbedürftig geworden war. Er merkte nicht, daß die Gründe, die er und seine Schüler mit großem Scharfsinn hervorsuchten, um alle bekannt werdenden Tatsachen durch sein Lehrsystem zu erklären, manchmal recht gewagte Annahmen waren. Erst sein Tod machte in Deutschland die Bahn frei für das im Ausland schon längst betriebene Studium der synoptischen Wetterkarten und der auf ihnen hervortretenden barometrischen Tiefs. Und es ist ein weiter Weg von dem langen Artikel in einem alten Band der »Meteorologischen Zeitschrift«, in dem triumphierend gezeigt wird, daß die Depressionen »auch« auf das Wetter in Swinemünde Einfluß haben, bis zu der bis vor kurzem überall und an vielen Wetterwarten heute noch betriebenen Wettervorhersage auf Grund der erzielten Erkenntnis über das Wesen der Zyklonen, die jetzt Bjerknes mit seiner Theorie ablösen will. Sollen wir da zu Doveschen Auffassungen zurückkehren?

Schwerlich! Zu viel haben wir uns inzwischen an Wissen erarbeitet. Ist die Bjerknessche Theorie wirklich in gewissem Sinne »Dove redivivus«, so ist doch zu viel Neues darin, um sie ohne weiteres mit den überlebten Anschauungen von vor dreiviertel Jahrhunderten in einen Topf zu werfen. Und sie steht der älteren synoptischen Schule gar nicht so unvereinbar gegenüber. Dafür sind der beste Beweis die Arbeiten der österreichischen Schule, in denen das Wichtigste der neuen Theorie schon gefunden, aber in denen es als Weiterbildung der alten Theorie betrachtet wurde. Weitergebracht hat uns auch die Bjerknessche Theorie schon dadurch, daß sie eine Revolutionierung der Geister herbeigeführt, die österreichischen Meteorologen auch wieder zu neuen Forschungen angeregt, und daß sie in der letzten Zeit eine Weiterbildung durch die Äquatorialfronttheorie von Schmauß erfahren hat, die sich mit den Vorgängen in der obersten Troposphäre und der untersten Stratosphäre beschäftigt, die für die praktische Wettervorhersage bei uns »Südländern« wichtiger sind als die Vorgänge an der Polarfront.

Man darf also nicht sagen, daß wir uns seit Doves Zeiten in einem Kreis bewegt haben. Wir sind nicht mehr da, wo wir 1850 waren. Wir sind auch in die Höhe gegangen, haben uns also, um bei dem Bilde zu bleiben, einer Spirale entlanggetastet. Und es ist der Zweck jeder Wissenschaft, wenn auch in Spiralen, aber schließlich und endlich doch: Aufwärts!

Ruhe

Ruh' in mir und laß in dir mich ruhn,
Bis die Augen weh vom Schauen tun,
Bis der Blick, den scheu die Wimper hüllt,
Ganz von letzter, tiefster Sicht erfüllt;

Bis aus Innerstem ein Leuchten glüht,
Bis die Nacht von Märchen überblüht,
Bis die Woge, die uns beide trägt,
Unser Boot an Gottes Küste legt.

Über Gottes Küste weht der Wind –
Laß die Ruder aus den Händen, Kind!
Sterne ziehn am Himmel, dort wie hier,
Laß in dir mich ruhn und ruh' in mir ...

Franz Lüdtke



Ernst Haider: Mutter und Kind



Max Haider: Rehjagd (Aus »Die Jagd in Bildern«; Verlag Braun & Schneider, München)

Max, Karl und Ernst Haider, ein Münchner Künstlergeschlecht

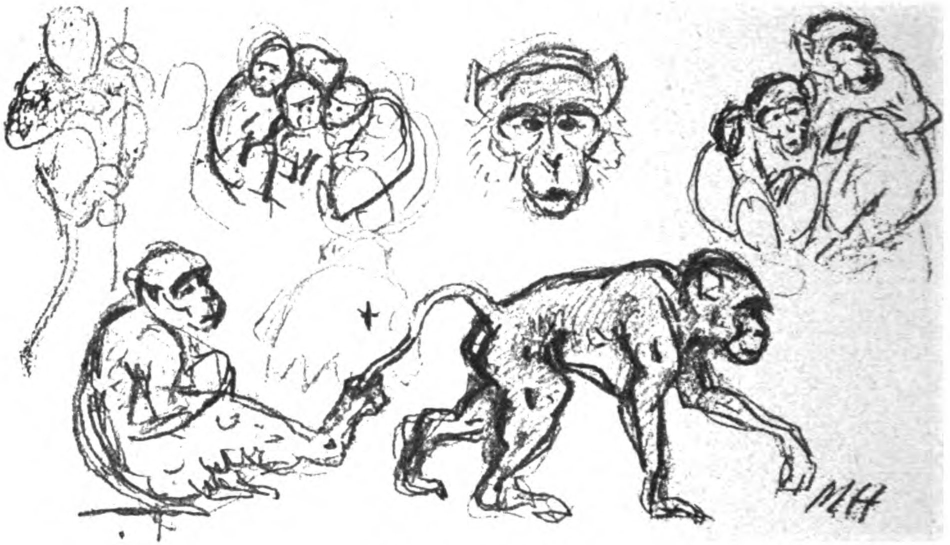
Von Hermann Nasse

Diese Überschrift scheint überheblich. Doch soll mit ihr nur daran erinnert werden, daß auch in unsern Tagen, wie einst im 16. und 17. Jahrhundert, Künstlerfamilien und Künstlergeschlechter am Werke sind. Es sei hierbei ein kurzer Hinweis gerade auf München, seine Meisterateliers und die auf ihnen beruhende ununterbrochene Ateliertradition gestattet. Beispiele ließen sich in Menge finden, die Namen Adam und Zimmermann müssen genügen. Auch daran darf erinnert werden, daß man berechtigt ist, von einer besonderen bodenständigen Münchner und oberbayrischen Kunst zu sprechen, von Künstlern, die aus eigner Kraft, aus tief in den Schulen verankerten Wurzeln Anregung und Befruchtung suchen und finden.

Die Haider, vorab Max, Karl und Ernst, sind derartige Männer und Künstler. Ihr Leben erweist es und ihr Werk. Max war Karl Haiders Vater, Ernst und Hubert, auch dieser Landschaftsmaler, sind Söhne Karl Haiders. Der Stammvater dieser Familie bekleidete zuletzt die Verwalterstelle in dem Schlößchen Biederstein in Schwabing, ganz dicht am Englischen Garten. Hier wurde am 29. Juli 1807 der Großvater des jetzt lebenden jungen Ernst, Max Haider, geboren. Max Joseph 1., König Maximilian 1. von Bayern, wird ihm Pate und Schirmherr und läßt ihn Jäger werden. In der Nähe von Anzing läßt Max Haider sich nieder. Er heiratet die fünfzehnjährige Therese Fäßler aus Baden. Zwei Söhne, Max und Karl, wurden ihm geschenkt. Der Sohn Karl, der als Maler so berühmt werden sollte, hing mit besonderer Liebe an seiner Mutter, mehr noch als an dem Vater. Denn diese Frau war klug und innerlich, hatte ein seltenes Verständnis für Poesie und große Freude an der Musik. Sie konnte von guter Musik zu Tränen gerührt werden und hatte ein unglaublich feines, sicheres Gefühl für Qualität. Sie war lebhaft und gütig und hat tapfer für ihren Sohn gekämpft. Der Vater Max Haider war von echtem Schrot und Korn, ein unbeugsamer, deshalb oft etwas starrer, aber außerordentlich tüchtiger Charakter. Er besaß Talent zum Zeichnen, das er sorgsam ausbildete, und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, um sich, vollkommen Schüler seiner selbst,



Karl Haider: Mein Vater Max Haider



Max Haider: Affen

immer und immer wieder in der Zeichenkunst zu üben. Sein König ernannte ihn sehr bald zum Leibjäger. Als ihn mit 57 Jahren rechtsseitig ein Schlaganfall traf, zeichnete er trotzdem mit der linken Hand tapfer weiter. Wir kommen auf ihn, der erst 1873 starb, und auf sein künstlerisches Schaffen noch zurück.

Von den beiden schon genannten Söhnen wurde Max Förster, während Karl ursprünglich Musiker, Chorsänger, werden sollte. Aber er wollte Maler werden und wurde es, sogar gegen den Willen des Vaters. Da Karl Haiders Entwicklung hier (Februarheft 1907) schon einmal dargestellt worden ist, wiederholen wir nur das Wichtigste aus ihr. Karl Haider kam am 6. Februar 1846 in jenem Jagdschlößchen in Neuhausen (München), das noch heute steht, zur Welt. Er zeichnete schon mit 13 Jahren. Vom Vater erbte er die Sachlichkeit, die Ausdauer, den hingebenden Fleiß, von der Mutter die schwärmerische Verträumtheit und das edle Feuer. 1861 besuchte er Dycks Privatschule, 1862 die Akademie der bildenden Künste, wo er bei Hiltensperger Antike studierte, bei Anschütz malte. Doch betonte er später, er habe von diesen keine Förderung gehabt. Dagegen verband ihn enge Freundschaft mit Oberländer, Defregger, Leibl und dem Kunsthistoriker Bayersdorffer. Viktor Müller aber vor allen setzte sich für ihn in freundschaftlicher Zuneigung aufs wärmste ein. Der Vater hatte längst nun doch seine Zustimmung zum Beruf gegeben. Mit Hans Thoma befreundete sich Karl Haider auf Lebenszeit, zu Leibl kam er später in einen gewissen Gegensatz. Leibl hatte ihm nicht genug Gemüt, worauf es Haider in allem in erster Linie ankam; Leibl war ihm wohl auch in seiner schönen Tonigkeit zu sehr »Nur-Maler«. Mit Thoma verband ihn das in der Technik oft bewußt Altmeister-



Max Haider: Rausch

liche und das innige und tief beseelte Gefühl für die deutsche Landschaft. Wie aus Thomas Augen scheinen auch aus denen des prächtigen Greisenkopfes Haiders nur Liebe und Güte zu leuchten. Aber beiden, Leibl und Haider, wurden die Natur und die alten Meister die eigentlichen Lehrer.

1874 heiratete Karl Haider eine Münchner Bürgerstochter, Katharina Brugger. Mit ihr war er 1875 in Florenz, häufig als Böcklins

Der Winter 1910/11 brachte in den Räumen der Sezession eine große Kollektivausstellung Haiderscher Bilder. Damals ernannte die Universität Breslau den Maler zum Ehrendoktor. Jetzt, im Sommer 1925, ehrte ihn die Münchner Neue Sezession mit einer zweiten, umfassenden Sammelausstellung im Münchner Glaspalast, ein künstlerisches Ereignis, das allen andern gleichzeitigen Veranstaltungen ähnlicher Art voranstand. Pro-



Max Haider: Kinderstudien (1859)

Gast. Der Tod nahm ihm diese Frau, die so fest an ihn glaubte und alles Schwere kameradschaftlich mit ihm teilte, schon 1882, nachdem sie ihm zwei Söhne geschenkt hatte.

Ende der achtziger Jahre ging Karl Haider eine zweite Ehe ein mit einer geschiedenen kinderreichen Frau. Diese Ehe wurde sehr unglücklich. Der Künstler geriet in immer größeres Elend. Nur die Unterstützung des ihm befreundeten Zoologen August Pauly, seines Schwagers Greinwald und seines Freundes Perfall bewahrte ihn vor dem Schlimmsten, ja Greinwald ermöglichte es ihm, sich ein kleines Häuschen in Schliersee zu bauen. Neben diesen war der Dichter Wilhelm Weigand einer der ersten, der Haiders Bedeutung klar erkannte, immer wieder auf ihn hinwies und in großzügigster Weise viele Bilder von ihm kaufte.

fessor Schinnerer, der das Vorwort zum Katalog schrieb, betont, daß es das Verlangen der Neuen Sezession war, »den merkwürdig einfachen und doch so schwer zugänglichen Künstler kennenzulernen«. Die Kunst Haiders ist in der Tat weder in den Leibl- noch in den Lenbachkreis einzuordnen, er war eben ein Unzeitgemäßer und ein ganz Einsamer. Daß nun die Neue Sezession diesen Einsamen und Verkannten so feiert, ist nicht Modesache. Nein, es geschieht einfach deshalb, weil Haiders Zeit gekommen ist. Und wir Lebenden freuen uns über die schöne Pietät, mit der der Sohn, Ernst Haider, den Vater in der Biographie zum Katalog ehrt.

Sein Leben, das das eines Kämpfers war, dem niemals Sorgen und Entbehrungen fehlten, endete an einem schweren Magenleiden. Diesem Tod, der ihn am 29. Oktober 1912



Max Haider: Die wilde Jagd

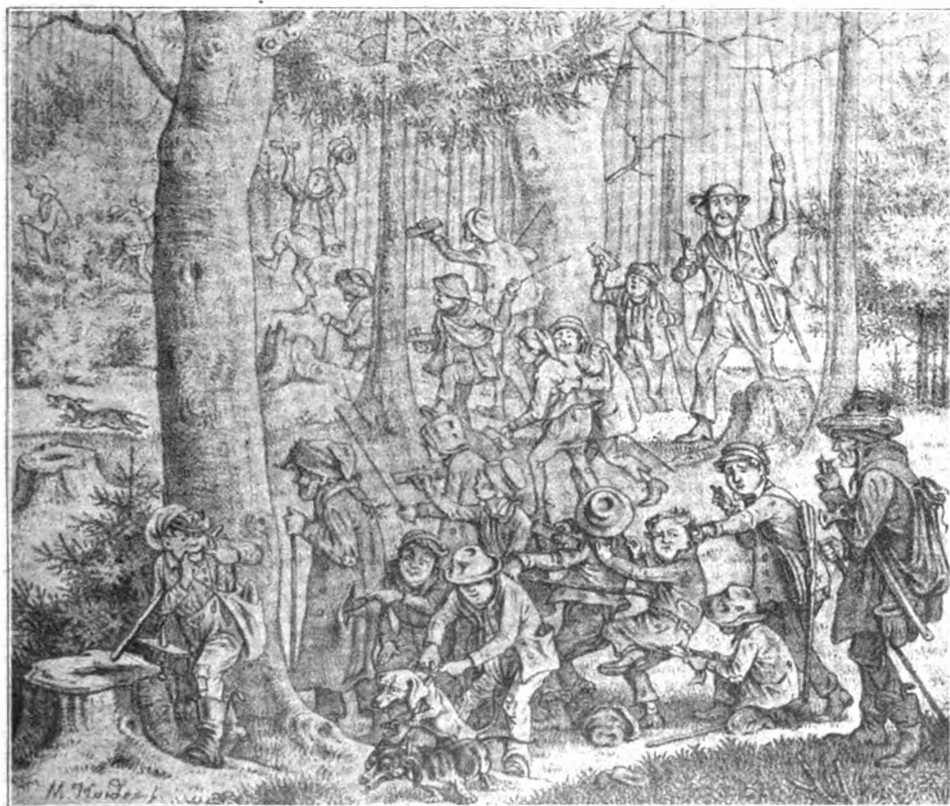
ereilte, sah er gefaßt entgegen. Das »Gefilde der Seligen« und die »Asphodeloswiese«, beides unvollendete Unternehmungen, wurden der Schwanengesang dieses Einsamen. Auch er hatte schon mit zwölf Jahren gezeichnet und viel Musik getrieben. Den »Lyriker des Leiblkreises« nannten ihn die Freunde.

Ernst Haider, der jüngste unsrer Künstlerfamilie, wurde am 16. November 1890 in München geboren. Auch er hat das ausgesprochene Zeichentalent des Vaters und des Großvaters geerbt. Auch er übte es schon in ganz jungen Jahren, obwohl er eine Zeitlang schwankte, ob er Maler oder Musiker werden sollte. Als er aber an der Universität unter anderm Kunstgeschichte bei Wölfflin gehört hatte, entschied er sich zum Malerberuf. Obwohl er natürlich stets vom Vater angeleitet und beraten wurde, kann man ihn doch nicht einen Schüler seines Vaters nennen. Denn er zeichnete zunächst drei Jahre bei Walter Thor. 1913 kam er auf die Akademie der bildenden Künste zu Prof. Angelo Jank, bei dem er ein Jahr bis zum Beginn des Weltkrieges mit Eifer zeichnete. Dem setzte dann der Krieg, den Ernst Haider von Anfang bis zu Ende mitmachte, ein Ziel. Im Feldzug erkrankte er mehrfach. 1918 kam er wieder an die Akademie zurück und lernte nun vor allem das Technische der Ölmalerei bei Prof. Max Dörner. Denn er erschrak über die schlechte Erhaltung und Haltbarkeit mancher Bilder seines von ihm, trotz mancher innerer Gegensätze, so hoch verehrten Vaters, über den er eine ausführliche Biographie vorbereitet. Handwerklich von Grund aus zu lernen und an den Vorbildern der großen Meister sich zu schulen, war nun sein heißestes Bestreben. 1918 verheiratete er sich. 1921 fand eine erste Ausstellung von Bildern seiner Hand im Kunstverein statt. Aus dem Glaspalast wurde im Sommer 1921 vom Staat sein »Selbstbildnis« angekauft. Die graphische Sammlung erwarb Radierungen von ihm

und später auch die Albertina. Immer mehr wußte er sich inzwischen von der übermächtigen Persönlichkeit seines Vaters künstlerisch frei zu machen. Im Bestreben auf objektive Malerei ist es sein Bemühen, bildmäßig die Gedanken des Vaters aufzunehmen, aber dabei malerischer und toniger zu werden. Wir werden noch vor unsern Abbildungen den Beweis erbringen, daß er mit seinen Bestrebungen Erfolg gehabt hat. Denn nachdem wir jetzt von den äußeren Lebensumständen berichtet haben, unter denen unsre drei Künstler zu Meistern heranreiften, unter denen sie, wenigstens Karl Haider, gekämpft und gelitten haben, wenden wir uns der Betrachtung und künstlerischen Würdigung ihrer Werke zu.

Da ist nun zunächst der Großvater, der alte Max Haider, dessen prächtigen Charakterkopf, halb Jägersmann, halb Künstler, mit den so hellen, scharf fixierenden Augen hinter den Brillengläsern, mit der langen Pfeife, der berühmtere Sohn Karl Haider uns und aller Nachwelt in einer herrlichen Zeichnung festgehalten hat.

Max Haider war nur Zeichner, nicht Maler. Als Zeichner aber besaß er nebenbei auch einen sehr ausgesprochenen Sinn für Humor. So ist es nicht verwunderlich, daß er sehr bald Mitarbeiter des Verlages der »Fliegenden Blätter«, der Firma Braun & Schneider, wurde und für diese so manchen der beliebten Bilderbogen zeichnete, von denen unsre Abbildungen köstliche Proben enthalten. Immer erfreut das Frische und Lebendige dieser Arbeiten, z. B. der »Jagd in Bildern«, des »Jagdkalenders« und »Herrn Petermanns Jagdbuch«. Mit einer starken, durchaus unmittelbaren Beobachtungsgabe, man möchte sagen: mit den Augen des Jägers und Naturforschers, stellt er das Getier, vor allem die Tiere des Waldes dar. Aber er beobachtet und zeichnet auch exotische Tiere, wie die ganz famosen Affen, deren drolliges und auch wieder so verblüffend geschicktes Gebaren, Getue und Gehabe, deren eigentümliche, sprunghafte Bewegungen und Stellungen er rasch und sicher zu fassen weiß. Das ist mehr als nur Dilettantismus, wie er auch hier immer wieder



Max Haider: Erinnerungen an die Treibjagd

alle charakteristischen Bewegungen festzuhalten versteht. Auch das Tier im Menschen kennt er und weiß mit raschen Strichen alle unfreiwillig komischen und betrüblichen Folgen allzu reichlichen Alkoholgenusses, allzu gründlich mitgemachter Oktoberfeste festzunageln. Besonders flott fallen die Bewegungsstadien der noch ganz kleinen Menschheit, der Babys, aus. Mütter werden ihr helle Freude haben, wie gut der Künstler ihre Lieblinge kennt. Wie diese Kleinsten gerade das Studium des Kriechens mit dem der ersten, unbeholfenen Geh- und Laufversuche tauschen, wie bei diesen reizenden Versuchen es zu einer Situationskomik höchst unfreiwilliger und höchst lustiger Art zu kommen pflegt, alles das wird in wenigen, doch äußerst charakteristischen Strichen festgehalten. Mag das kleine liebe Geschöpf auch dabei dem entsetzten Zuschauer nicht immer die edelsten Körperteile zukehren und sich auch sonst nicht immer »salonfähig« benehmen!

Wie nahe unser Max Haider, den man mit derartigen Illustrationsproben der Biedermeierzeit zurechnen darf, auch noch der Romantik, der Romantik eines Schwind verwandt ist, bemerkt man bei näherer Betrachtung seines Blattes der »Wilden Jagd«. Das ballt und knäuelt sich zusammen mit jener Freude an phantastischen und bizarren Schnörkeln und Arabesken, wie wir es von so manchen Zeichnern der Romantik her kennen. Da blitzt und donnert und heult und braust es wie in den Tonstücken der Romantik. Da findet sich die ganze Freischützphantasie, gepaart mit einer außerordentlich gründlichen Kenntnis der Bäume, der Sträucher und Pflanzen. Die Linien selbst aber dieser dramatischen Komposition haben genau die gleiche Zartheit, den gleichen scheuen Linienzug wie bei fast allen Romantikern, wo dann die künstlerischen Ausdrucksmittel der Gewalt und der Dramatik des Inhalts nicht völlig gewachsen erscheinen. Doch wird auch hier in dieser wirbelnden »Wilden Jagd« dem immer liebenswürdigen, neckischen Humor in vielen Einzelheiten sein Recht, jenem Humor, der die grausige Note mildert. Am freiesten aber darf der Künstler seiner Neigung für alles Humoristische nachgeben in den so lustigen »Erinnerungen an die Treibjagd«, wo der ganze laute, bunt zusammengewürfelte Troß der Treiber und Jäger ein scherzhaftes und auch ein klein wenig boshaftes Spiel treibt.

Stellen wir nun gegen diese lebensvollen, aber doch in der Hauptsache liebenswürdig präludierenden Zeichnungen Max Haiders den gewaltigen, bedeutenden Kopf des schon gealterten Karl Haider, wie ihn dessen Sohn Ernst in einer feinen und doch alle Formen zu größeren Massen zusammenballenden Zeichnung festzuhalten wußte, so stehen wir nicht mehr an der Schwelle, sondern im Innersten des heiligen Bezirks der Kunst. Feierliche, ernste Akkorde rauschen auf. Wir atmen Höhenluft. Ein Meister des Stils ersteht vor uns, einer von den Großen. Die Welt aber weitet sich, dem Flug der Gedanken folgt eine Malerei, die sich selbstgewählte, gewollte Fesseln auferlegt, die von der Linie und der Fläche ausgeht und, zumal in allen späteren Werken, der Farbe mehr oder weniger symbolische Bedeutung zuerkennt. Unsre Seele wird angesprochen, unsre Empfindungen schwingen mit. Neben idyllisch-ly-



Ernst Haider: Mein Vater Karl Haider



Autn. F. Bruckmann, München

Karl Haider: Der vierzehnjährige Ernst Haider

rischen Kompositionen stehen gemalte Elegien voll zarter Traumhaftigkeit. Ja, ernst und herb sind die meisten Gemälde, einsam und oft voll Schwermut und Wehmut, sogar bisweilen voller Todesahnung. Ein Künstler »abseits vom Wege«.

Nicht als ob es dem »Menschen« Karl Haider an frohen gesunden Sinnen und einer guten Dosis Humor gefehlt habe! Nur spüren wir in seiner Kunst, wie bei den Romantikern der Frühzeit, stärker »des Lebens andre Seite«. Wie man Haider den »Maler der oberbayrischen Heimat« genannt hat, so darf man ihn auch mit gleichem Recht den Romantiker der Modernen heißen, darf ihn mit seinem starken Naturgefühl in Parallele setzen zu Caspar D. Friedrich, dem Meister der »Erdlebenbilder« — was auch schon geschehen ist. Uns aber scheint Haider — der Leser verzeihe — noch über jenen hinauszuwachsen.

Da sein Werk bekannt ist, dürfen wir uns auf einige wenige Proben seiner Kunst beschränken. Von dem eindringlichen »Bildnis der Mutter«, einer Zeichnung, abgesehen, die uns wohl mit seltener Psychologie von Art und Wesen dieser besonderen Frau erzählt, und von dem Bildnis unsers Ernst als Vierzehnjährigen, ist nur das frühe Gemälde der »Bauernmädchen im Garten unter Blütenbäumen« abgebildet. Hirth du Fresne erwarb es einst, jetzt ist es im Besitz des Dichters Wilhelm Weigand.

Wenn man, wie es üblich ist, nicht mit Unrecht von zwei Hauptentwicklungsperioden unsers Künstlers spricht, einer ersten »mit subtiler, delikater Einzelausführung« und einer zweiten »der Vereinfachung und des großen Stils«, so gehört dies taufrische Bild einleuchtend der Frühzeit an. Es gibt allerdings noch einige ältere Gemälde aus dem Jahre 1866 und die älteste Landschaft vom Jahre 1868. Dies liebenswürdige Bild von 1871 beweist nun, daß mit jener etwas schematischen Ein-

teilung nicht genug gesagt ist. Unser Gemälde erfreut sich einer weichen Tonschönheit, einer starken Betonung des Tiefenraumes und der Bewegung. Auch eine gewisse Annäherung an Thomas frühe Arbeiten läßt sich feststellen, aber nur Annäherung, nicht Ähnlichkeit, es sei denn im Motiv. Die Gemälde des, sagen wir, zweiten Stils, der den Künstler am bekanntesten gemacht, der ihm aber auch zugleich die meisten Feinde gebracht hat, sind in der Technik spröder, glatter und spiegelnder. Weil der Meister gegen den Strom schwamm, weil er in einer Zeit, deren Optik malerisch impressionistisch und pleinairistisch eingestellt war, von der Linie und der Fläche ausging, griff man ihn an. Weil er das Freilicht mied, ja sogar in der Regel die Sonne, weil er so hartnäckig altmeisterlich und spitzpinselig blieb! Sagte er doch: »Die Alten haben mich mit der Nase auf die Natur gestoßen, mit der sie selber immer in enger Verbindung waren.« Neben den alten Deutschen, wie Dürer und Cranach, liebte er besonders Ludwig Richter, auch Schwind, fühlte sich später sogar, wie auch Leibl und Thoma, von Courbet angezogen. C. D. Friedrich dagegen wird er kaum gekannt haben. Erst die allerneueste Zeit scheint dem streng stilisierenden, auf das Zusammenstimmen großer farbiger Flächen bei detaillierender Formangabe bedachten Vorgehen Haiders wieder mehr Verständnis entgegenzubringen, weil die heutigen Künstler wieder eine ähnlich klare und doch beseelte Art zu erstreben scheinen, weil an die Stelle des Fernbildes das Nahbild zu treten scheint.



Karl Haider: Meine Mutter

Man hat Karl Haider mit dem Schlagwort, seine Kunst sei »rein gedanklich«, in einen gewissen Gegensatz zu Thoma stellen wollen. Wie schlecht hat man Haider verstanden! Als ob auch er nicht ausginge von der Natur, von dem sinnlichen Eindruck, er, der in jedem Halm und in jedem Blatt, das er zeichnet, beweist, wie er eins ward mit ihnen. Nur daß ihm seine tiefe Ehrfurcht, seine fromme Scheu vor der Größe aller Natur davon abhielt, sie gedankenlos nur abzuschreiben. Wie jede Klassik, übersetzt auch dieser »Klassiker des bayrischen Voralpenlandes«, wie man ihn nannte, den Natureindruck und steigert ihn, über ihn hinausgehend, zur Monumentalität. Hierzu dient ihm die streng gebundene Komposition und die Farbe, der etwas von der Kraft des Symbols eigen ist. Mit Vorliebe wählt er ein dunkles Grün und ein sprödes, aber leuchtendes Braun und Goldbraun. Hat nicht auch das 17. Jahrhundert in dieser Farbe so etwas wie den Begriff des Unendlichen gesehen? So daß also Haider, allerdings in anderm Sinne, mittels des Kolorits die so feierliche Sprache seiner Bilder derart steigert, daß sie die Kraft besitzen, den Beschauer aus den Gegebenheiten des Zufälligen und Endlichen in die reinen Sphären ewig waltender Gesetze, zu Melodien des Unendlichen hinaufzutragen. Um solchen Halt zu geben, müssen diese Bilder bis in alle Einzelheiten mit wohl überlegten Flächen architektonisch aufgebaut werden, müssen die feierlichen, wie in Sehnsucht hochziehenden Vertikalen gegen die breitgelagerten Massen der Horizontalen stehen, muß eine gewollte Fixierung allem Zufälligen und Bewegten, gewollte Abstrahierung allem Naturalistischen entgegenstehen. Deswegen geht dieser große Künstler, der seinen alten Meistern wirklich ihre Geheimnisse abgelauscht hat, nur von der

Form aus. Deshalb darf ihm keine die Form verunklärende Farbe den Gehalt, den Rhythmus und die Gebundenheit der Bilder schädigen. Aus solchen Gründen aber erzielt er auch, wie wenige, jenen liebhaften Klang seiner Schöpfungen, vermag er in der reifsten und abgeklärtesten Schöpfung alles Erleben gleich einem Dichter zu gestalten. Dies war seine große, ihm und seiner Kunst Ewigkeitswirkung sichernde Tat.

Daß unser Karl Haider den Charakter seiner Heimatslandschaft so sicher zu treffen wußte, ist ein Beweis seiner scharfen Beobachtungsgabe und jener immer wirkungsvollen Weisheit, die sich zu beschränken gelernt hat. Nur wer den Charakter dieser »Haider-Landschaften«, wie sie sich ausbreiten etwa zwischen Tutzing und Seeshaupt, kennt, wird »Haider-Bilder« völlig verstehen. Da findet sich, worauf schon Lichtwark feinsinnig hinweisen konnte, jene »dünne, schleierlose Luft«. Da sind in der Tat alle Massen in Zeichnung aufgelöst und nicht als Ton zusammengehalten. Da bilden die Farben fleckige Flächen. Bis in die weitesten Fernen wird in solch klarer Luft der Umriß jeder Form erkennbar. In starrer Unbewegtheit aber grenzen zugleich die breiten, hell in den Äther übergehenden Massen der Alpen den Horizont ab. Man nennt Haiders Bilder gern primitiv. Aber man vergißt, wieviel Gesetzmäßigkeit, wieviel überlegte Form in ihnen steckt. Man nenne sie lieber schlicht, einfach, groß, ja monumental in dieser Einfachheit. Man erinnere sich, daß solche Einfachheit, solche Unaufdringlichkeit und solche Selbstverständlichkeit jeden großen, wahrhaft großen Künstler ausmacht!


Karl Haider: Mädchen unter Blumenbäumen

Daß ein so gearteter Künstler auch als Mensch von einer mehr als gewöhnlichen Bescheidenheit war, ist wohl kaum zu verwundern. Er hatte nicht das Talent, für sich die Reklametrommel zu rühren, und wollte es nicht. So ist es begreiflich, daß sein Freund Pauly am 19. Juli 1879 schreibt: »In der Internationalen Kunstausstellung von mehr als 1000 Gemälden findet sich kaum eine Handvoll guter, und sonderbarerweise waren gerade diese meistens nicht numeriert und im Katalog nicht aufzufinden. Haider steht z. B. gar nicht im Katalog. Sein Frühling mit flötespielendem Bauerjungen hängt so verborgen als möglich.« Nun, dies hat sich allmählich geändert. Es wird sich noch mehr ändern. Haiders Bilder werden sehr bald überall den Ehrenplatz im deutschen Klassikersaal des 19. Jahrhunderts erhalten.

Was aber blieb nach solchen Interpretationen des Vaters dem Sohne Ernst?

Ihm legten die Musen vom Großvater her die Gabe der Zeichnung und der Beobachtung aller Bewegung, vom Vater her die der wohlgefügten Komposition, des Sehens im großen und der ausdrucksvollen Farbe in die Wiege. Ihm ward die schwere Aufgabe, das überkommene Erbe zu wahren und — zu mehren.

Man tut sich schwer als Sohn und Enkel großer Vorfahren. Untersuchen wir, was Ernst Haider uns zu sagen hat.



Ernst Haider: Rieslandschaft

Da gibt es die Zeichnungen »Mein Bub« und »Mutter und Kind«. Gute Zeichnungen! Aber diese Blätter erweisen auch schon, daß alle Bewegung, alles Charakteristische nicht nur mit sicheren, sprechenden Linien und in weich rundender Modellierung eingefangen und fixiert wird, sondern daß die Absicht bei aller Durchführung auf Vereinfachung geht. Sie weisen schon den Weg, den Ernst Haider, in Übereinstimmung mit der ihm vom Vater überkommenen Tradition und auch — im Gegensatz zu ihr, sogar über sie hinausgehend, beschritten hat und fernerhin beschreiten will. Was etwa beim Vater als zu starr, als zu vereinzelt, als zu abstrakt empfunden werden könnte, erhält beim Sohn einen gefühlvolleren Klang, wird allgemeiner und geschmeidiger. Das bedeutet eine sehr glückliche Erweichung des allzu strengen Stils. Allzu scharfe Härten und Ecken werden ausgeglichen, alle Kanten abgerundet. Schmiegsamer verlaufen die Linien und gleichen sich den Formen an, Form und Farbe erhalten mehr Relief, ein rascher pulsierender Rhythmus geht durch alle Kompositionen, und



Aufn. Hanfstaengl, München

Ernst Haider: Selbstbildnis



Ernst Haider: Landstraße

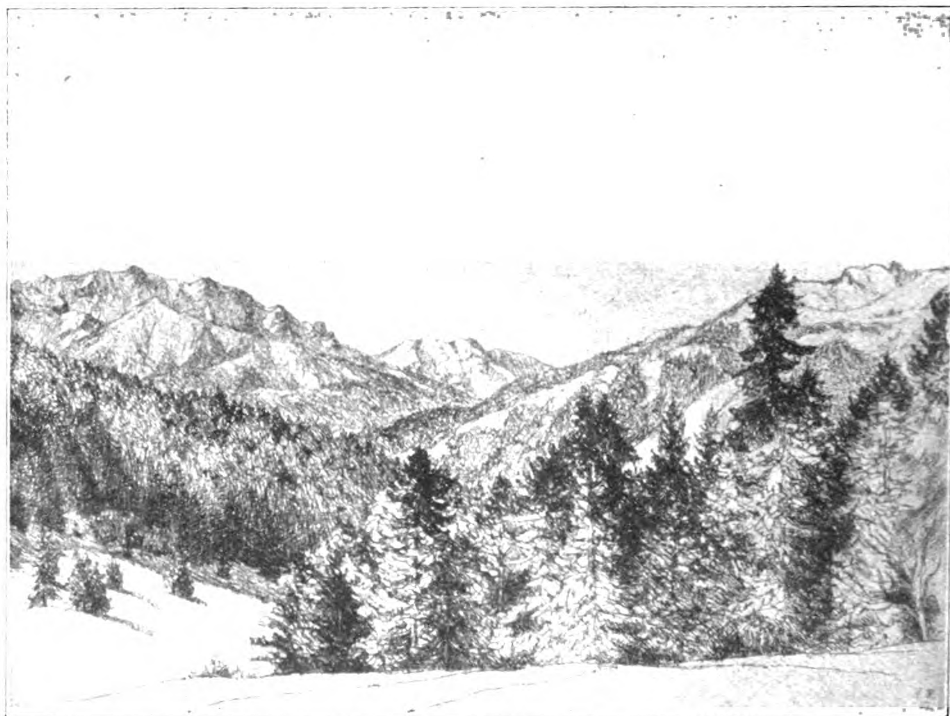


Aufn. Hanfstaengl München

Ernst Haider: Rauris (Tirol)

wärmeres Leben spricht uns aus ihnen an. Ausgehend von einer in unaufhörlicher, gründlicher Schulung unermüdlich geübten Zeichnung, baut Ernst Haider seine Gemälde, zu denen er sich alle für die sorgfältige Ausarbeitung notwendige Zeit läßt, auf der Grundlage eben jener völlig beherrschten Zeichnung und solidester Technik auf und räumt hierbei der Farbe als solcher wiederum größere Rechte ein. Das könnte nun eine gewisse Gefahr werden, könnte Farben sich durchsetzte. So erhält es eine besonders suggestive, unmittelbar schlagkräftige Wirkung.

Von den Radierungen aber sodann weiter ausgehend, verstehen wir den Landschafter. Selbstverständlich ist die Technik vorzüglich, selbstverständlich ist auch in ihnen die Zeichnung das Erste. Zugleich aber spricht aus den Blättern ein feinnerviges Gefühl für alle farbigen Wirkungsmöglichkeiten, für die Hell-

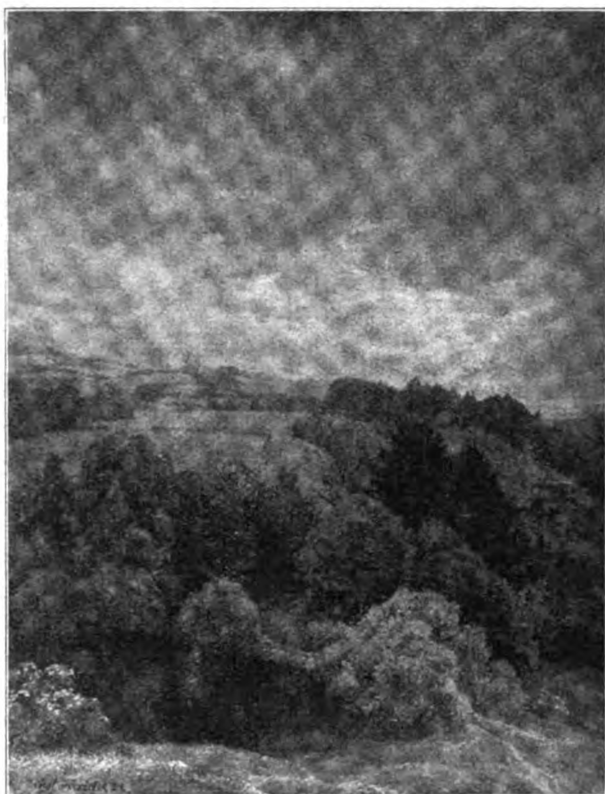


Ernst Haider: Sonnwendjoch

Verlust bedeuten. Wer jedoch einen Blick auf unsre Bilder wirft, wird einräumen, daß keine Rede sein kann von einem Verlust an Qualität. Was, wenn auch nur scheinbar, an Monumentalität eingebüßt werden könnte, wird mehr als ausgeglichen durch den Gewinn größerer Lebendigkeit und innigerer, wärmerer Beseelung. Diese Beseelung von innen heraus teilt sich Bildnissen und Landschaften Ernst Haiders mit und verleiht ihnen einen besonders anmutigen und doch zugleich kernigen Gehalt. Das »Selbstbildnis« zum Beispiel, das ein ganz besonders glücklicher Griff des jungen Künstlers war, ist deshalb so stark, weil es voll Temperament in frischen Pinselzügen herausgearbeitet ist und in sprühenden Dunkel-Werte, für Licht, Sonne und Atmosphäre. Wald und Berghang werden, ohne allzu erschöpfende Detaillierung, zu sicher abgestuften Massen zusammengeschlossen. Scharf und doch rund, voll innerer treibender Kraft, voll quellender Säfte, stehen die dunklen Silhouetten winterlich kahler Stämme und Zweige gegen den hellen Luftton, schon kündend vom kommenden Tauwind. In vielen Radierungen kann man, wenn man so will, sogar von Farbe reden. Denn man sieht den leuchtenden weißen Strahl, fühlt seine Weichheit, und man erquickt sich an dem dunklen Grün der Fichten und Tannen.

Auch Ernst Haider schildert das Voralpenland. Aber er führt näher an die Berge

heran, interessiert sich wieder für die Raumweiten, das wogende, wellige Gelände und dessen schwere, volle Fruchtbarkeit. Er führt uns aber auch in die Täler des Hochgebirges und hinauf zu den Almen, nahe an Geröll und Gletscherzungen. So schildert er gern den bayrischen Wald sowohl wie die herbe, einsame Rauris. Er malt den Blick auf Talhänge, auf sonnige Wiesen, über denen ernste Waldungen schatten. Er charakterisiert das anders geartete, an Fauna und Flora weit ärmere Hochgebirgstal, das zu den Firnen hinaufführt. Immer geht er auf den Kern des Ganzen, setzt uns mit einem Ruck mitten hinein in die jeweilige, wohl immer einsame und ernste, immer aber große Landschaftsnatur. Immer liebt aber auch er, wenn auch kein Einsamer, wenn auch voll jugendlichem Feuer und Humor, die einsame, menschenleere Landschaft.


Aufn. Hanfstaengl, München

Ernst Haider: Weiher



Ernst Haider: Mein Bub

Das Bergwerk

Novelle von Erich A. Mayer

Langsam und zögernd nahm der Julitag Abschied von der Bergwelt. Aus den düsteren Tälern krochen bereits die schwarzen Wälder wie unheimliche Zungen an dem ergrauenden Gestein empor. Nur auf die obersten Gipfel hoch oben warf die Sonne noch einmal ihre lodernden Brände und ließ sie in roter Glut erstrahlen. Ein kühler Wind sprang auf, fuhr durch die Täler aufwärts, kräuselte die spiegelglatte Fläche des Sees zu winzigen zitternden Wellen, huschte über den Bergwald, daß dürres Laub herabfiel auf den noch immer warm dampfenden Waldboden, eilte dann über die Straße dahin, über das Schotterbett des Baches und auf den Bergwerksort zu, der in sanfter Ruhe dalag, der kommenden Nacht entgegenschlummernd.

Noch pochte in den Maschinenhäusern und in der ewig unruhigen Aufbereitung das Getriebe des Bergwerks, noch krabbelten wie winzige Ameisen auf dem Tagbau hoch oben am Berge Menschlein hin und her.

Der Wind strich weiter durch das offene Fenster des Bergwerksamtes in der Mitte der Ortschaft und hob die papiernen Pläne, die dort in der Markscheiderei auf dem mächtigen Tische ruhten, als wolle er sie umdrehen für die Nachtruhe.

An dem Mitteltische des großen Zimmers in der Markscheiderei saß, ganz zurückgelehnt in einen Armstuhl, ein bleicher Mann mit müden Gesichtszügen. An Jahren mochte er nicht allzu viel über vierzig zählen, aber schon schlug sich ein leises Grau in den Spitzbart und das kurzgeschorene Haupthaar. Über die fahlen Wangen sahen aus tiefen Höhlen zwei müde, gütige Augen hinab auf den ungeheuren Bergwerksplan, der vor ihm auf dem gewaltigen Tische lag.

Er hatte die Arme wie kraftlos auf die beiden Lehnen des Sessels gelagert, das Haupt auf die Brust gesenkt, und sah hinab auf die wirren Linien des Plans, die so seltsam durcheinanderliefen, in tausend Zeichen der Bergwerkstechnik ineinandergreifend und auseinanderfließend, ein Maulwurfsbau von wunderbarer Art, unendlich verschlungen und doch dem Kenner klar und vertraut wie der heimische Wald dem Jäger.

Aber des Oberverwalters Augen sahen traurig und forschend auf das Gewirr der Linien, und der Zirkel, den er in der rechten Hand hielt, und mit dem er, gleichsam spielend, hin und wieder auf der Lehne des Sessels stocherte, zitterte in seiner Rechten.

Stärker raschelte der Wind und ließ den Mann aufblicken. Er erhob sich mit einer müden Bewegung, schob den Sessel zurück und schritt um den Tisch herum dem Fenster zu. Erfrischend kühlte ihm der Bergwind die Stirn und die Wangen, und rasch fuhr er sich mit dem Handballen über die Stirn, als müsse er eine dort ruhende Last mit aller Gewalt fortwischen. Den Handballen vor die Stirn gedrückt, blieb er am Fenster stehen.

Das Abendläuten erhob sich, schwebte sanft durch die Luft und glitt weiter an den Bergwänden hin. Von der Höhe des Bergwerks antwortete ein feiner, silbern klingender Ton, als läutete auch dort ein Glöckchen — und dann war es plötzlich still.

Der Oberverwalter hob die Lider und sah scharf hinauf gegen den Tagbau.

Still war es jetzt dort oben und keine Menschengestalt zu sehen. Die Bäume hoben sich wie eine wirre Haartracht gegen den blassen Himmel. Dann aber stiegen oben zierliche weiße Wölkchen empor, warfen sich gegen das Blaßblau des Himmels und zogen, vom Wind getragen, westwärts fort. Und dann kam es von oben herab, ein schmetternder Schall, und dann von der gegenüberliegenden Bergwand ein Rollen und Grollen, und dann rollte und grollte es an den Bergwänden entlang, einander tausendfach antwortend in der Kühle des Abends. Darauf wieder ein Trompetenstoß von oben, ein jauchzender, klingender Ton, das Gelingen des Werkes verkündend.

Und dann rasselte über den schrägen Aufzug, der den Berg hinaufkletterte, die Förderschale herab, gefüllt mit Arbeitern und Knappen, und auf der Straße unten begann es sich lebhaft zu regen, denn Schichtwechsel war, und die Belegschaft, die die Nacht über arbeiten sollte, strömte von allen Seiten herbei, dem gähnenden Loche zu, dem Förderschacht Nr. 11, aus dem sie einfuhren hinab in die Tiefe des Bergwerks, wo sie graben sollten auf Blei und Amalgam.

»Glück auf!« riefen die Knappen von unten herauf, als sie den Oberverwalter am Fenster stehen sahen, und er nickte ihnen freundlich zu.

Dann klopfte es, und der Oberverwalter wandte sich jäh zur Tür.

Eine mächtige Gestalt in Bergwerkstracht, über und über bespritzt und bestaubt, mit einer erloschenen Grubenlaterne in der Hand, trat herein, ein Hüne mit frischen, roten Wangen, die gar nichts von der Bergwerksluft verrieten: ein Stiernacken, blondes, gekräuseltes Haar und ein kühn emporgezwirbelter Schnurrbart gaben der Gestalt einen Hauch von Frische und Unüberwindlichkeit.

»Nun?« fragte der Oberverwalter.

Der andre blieb stehen und warf ihm einen prüfenden Blick zu. »Sind Sie wieder ganz wohl, Herr Oberverwalter?«

Der schien die Frage nicht zu hören. »Nun? Nun?« stieß er zweimal hastig hervor.

Der Hüne hob die Augenbrauen empor und zuckte die Schultern. »Nichts,« sagte er, »gar nichts.«

»Nicht das Geringste?« drängte der Oberverwalter unruhig nach.

»Nein, wenn ich Ihnen sage, Herr Oberverwalter,« entgegnete der Gefragte. »Ich bin in den Höhlen so weit vorgedrungen, als menschenmöglich war, habe dann den Stepaneck vorgeschickt, weil mich meine breiten Schultern am Weiterkommen hinderten, der kroch noch drei Meter weiter. Aber alles trocken, keine Spur von der Quelle. Es ist rein, als ob sie der Berg geschluckt hätte.«

Der Oberverwalter war um den Tisch herumgeschritten. »Rätsel über Rätsel!« murmelte er, die Augen auf den Plan heftend. Er nahm den Zirkel und deutete auf eine Stelle im Bergwerksplan, wo mit blauer Farbe der Lauf einer Quelle eingezeichnet war. »Wissen Sie, Frick,« sagte er zu dem Obersteiger, »wenn ich so bedenke, daß diese Quelle da doch jetzt jahraus und jahrein hervorgesprudelt ist mit einer lebendigen Kraft, die uns die unglaublichsten Sorgen machte, und wenn ich denke, daß sie nun der Berg so mir nichts dir nichts verschlungen hat, daß man gar nicht mehr das gewohnte Rauschen hört, das uns weiß Gott oft genug geärgert hat, dann, glauben Sie mir, Frick, würde ich etwas darum geben, wenn ich das Rauschen wieder hören könnte und wüßte, wie die Sache eigentlich steht.«

»Tja, Herr Oberverwalter,« entgegnete der andre, indem er die Bergwerkskappe, die er in der Hand getragen hatte, in die Ecke warf und die Lampe auf den Tisch stellte, »ich kann Ihnen nur das eine sagen, ich weiß wirklich nicht, warum wir uns da gar so sehr grämen sollen. Denken Sie doch nur, bitte, einmal darüber nach: was hat uns die verfluchte Quelle nicht schon zu schaffen gegeben! Denken Sie nur an den Weihnachtsabend vor sechs Jahren, an dem wir uns genau so verzweifelt gegenüberstanden. Ich will nichts weiter sagen, aber erinnern Sie sich nur, wie nahe es daran war, daß uns das ganze Bergwerk ersoffen wäre. Sehen Sie, Herr Oberverwalter, wenn ich daran denke« — er hob die Arme und ließ sich in einen Sessel fallen —, »so weiß ich wirklich nicht, warum wir nicht eigentlich froh sein sollen, daß wir diese unglückselige Quelle endlich einmal vom Halse haben.«

»Ja, ja,« nickte der Oberverwalter und fuhr mit dem bebenden Zeigefinger mechanisch über den weißspiegelnden Plan. »Aber sagen Sie mir nur: wohin, wohin ist diese Quelle jetzt auf einmal gegangen?«

»Ja, das weiß ich wohl auch nicht,« gab der andre zurück.

»Und besteht nicht die Möglichkeit,« grübelte der Oberverwalter weiter, »daß diese Quelle morgen oder vielleicht schon heute oder jetzt, während wir sprechen, irgendwo zum Durchbruch kommt, wo wir sie am wenigsten vermuten, wo wir sie am wenigsten erwarten, wo vielleicht die stärkste Belegschaft arbeitet, wo wir dann nicht helfen, keine Rettung bringen können? Frick, ich bitte Sie!«

»Ja,« sagte der andre, »das kann ja sein, Herr Oberverwalter. Wer kann Ihnen aber in diesem Falle einen Vorwurf machen? Sind wir denn Berggeister, daß wir das vorhersagen oder voraussehen können? Wir haben jetzt doch, weiß Gott, den Berg abgesucht nach allen Windrichtungen hin. Sie selbst hätten sich heute um ein Haar den Tod geholt. Wir haben doch wahrhaftig alles getan, was wir nach bestem Wissen und Gewissen tun konnten. Wenn trotzdem etwas geschieht, dann ist es eben ein Elementarereignis.«

»Ja, ein Elementarereignis,« wiederholte der Oberverwalter und blickte durch das Fenster hinüber nach dem Steinkopf, der, von der Sonne ganz verlassen, grau und tot dalag. »Ein Elementarereignis nennen es die Menschen, und es wird mir ja vielleicht auch niemand einen Vorwurf machen. Aber ich selbst, Frick,« — er stand auf und preßte die Hände an die Schläfen — »ich werde nie darüber hinwegkommen. Ich werde mir immer einbilden, daß ich vielleicht doch noch einen verschwiegenen Winkel vergessen habe, und dann —«

Der Obersteiger auf der andern Seite des Tisches stand auf und trat knapp neben den Sprechenden. »Herr Oberverwalter,« sagte er, »seien Sie mir nicht böse, aber Sie machen sich das Leben verdammt schwer, und wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, so gehen Sie jetzt nach Hause und legen sich nieder. Sie sehen ja aus — hol's der Teufel! —, als hätte Sie der Berggeist selbst beim Genick. Sie haben gar keine Farbe mehr und müssen unbedingt einmal schlafen. Ich will gern nochmals die ganze Sache durchgehen, so genau ich es auch heute gemacht habe, nochmals den ganzen Plan prüfen, ob wir auch wirklich in jedem Loch gewesen sind, und ich verspreche Ihnen, wenn ich auf etwas komme, wo wir nicht gewesen sind, so fahre ich sofort ein und forsche nach. Sie müssen sich ausruhen, das sind Sie nicht nur sich selbst schuldig, sondern uns und dem Bergwerk und allen.«

Der Oberverwalter hob die Rechte und legte sie dem um einen Kopf größeren Obersteiger auf den Arm. »Lieber Frick,« sagte er, »Sie meinen es gut mit mir. Aber ich« — er sah mit einem hilflosen Blick über den Plan hin —, »soll ich jetzt wirklich in dieser Ungewißheit von hier weggehen?«

»Da gibt's jetzt nichts mehr zu überlegen,« sagte der Obersteiger. »Da haben Sie Ihren Havelock« — er nahm ihn von der Wand und legte ihn wie einem Kinde dem vor ihm Stehenden um die Schulter —, »hier ist Hut und Stock, und da trinken Sie, bitte, noch einen Schluck Wasser, das wird Ihnen wohltun, und jetzt gehen Sie nach Hause und ruhen sich aus. Sehen Sie

doch nur, wie behaglich und still Ihr Häuschen von der Waldlichtung herunterschaut. Ich verspreche Ihnen, daß ich hier für Sie einstehen werde, wie — na — wie ein Mann für einen andern.«

Der Oberverwalter hatte nicht mehr zugehört. Er nickte nur versonnen vor sich hin, nahm Hut und Stock und ergriff die Hand des andern. »Ich danke Ihnen. Ich will es versuchen. Vielleicht kann ich doch ein wenig Ruhe finden. Und, nicht wahr, wenn etwas los ist, telephonieren Sie sofort?«

»Gewiß, Herr Oberverwalter, ganz gewiß,« entgegnete der Gefragte, »wenn Ihnen das eine Beruhigung ist, verspreche ich es gern. Wenn das Geringste geschieht, werde ich anrufen.«

»Sehen Sie, Frick,« sagte der Oberverwalter, »jetzt kann ich gehen.«

Auf der Straße herrschte reges Leben von müden, abgehärmten, bleichen Menschen, die sich im langsamen Trott heimbewegten.

»Glück auf!« scholl es dem Oberverwalter von allen Seiten entgegen.

Er lüftete den Hut. »Glück auf, Leute!« Dann hielt er einen der ältesten Knappen an. »Nun, Heinrich, was ist?«

Der Angeredete legte den Kopf auf die Seite und sah den Fragenden an. »Nix, Herr Oberverwalta,« sagte er, »i waß net, ka Rauschen hört ma mehr, ganz still is drinn im Berg, ganz still, wia ausg'loschn is. So was is no net dag'west.«

Der Oberverwalter zeichnete mit dem Stock auf dem Boden. »Ja,« sagte er, »das ist eine böse Sache.«

»No,« sagte der Knappe, »wenigstens brauch ma net mehr z' sorgen, daß da Berg uns dersauft. Und ka Wossa brauch ma mehr z' pumpen. Gott, wann ma des früher so g'habt hätten! Was hab'm mir net pump'n müaßn! Glück auf!« sagte er, als der Oberverwalter nicht antwortete, und verschwand um die nächste Ecke.

Das Haus des Oberverwalters lag in einer Mulde zwischen zwei vorstehenden Nasen des Berges und mutete in seiner halb einsamen Lage seitwärts des Ortes wie ein scheues Wild an, das sich hereingeflüchtet hatte vor dem lauten Leben der Menschen in die schützenden Arme des Bergwaldes, der, von beiden Seiten herandrängend, das zierliche Häuschen und den kleinen, sauber gehaltenen Garten umschloß. Ein blendend weißer Kiesweg führte vom Gatter auf die Terrasse zu, die sich mit zwei Stufen über dem Garten erhob.

Mit einem leisen Seufzer der Erleichterung blieb der Oberverwalter an der Gartentür stehen und umfing dieses Bild der Ruhe und des Friedens mit einem Blick sehnsüchtiger Befriedigung. Das war das Heim, wie er es sich durch Jahre und Jahre, schon in seiner Jünglingszeit erträumt hatte, als er noch in Leoben auf der Bergbauschule kühnen Zukunftsträumen nachgehangen hatte. Schon da hatte er kein schöneres Ziel gekannt, als einst in irgendeinem Bergdorf zurückgezogen sich ganz dem Studium der Bergwissenschaft hinzugeben.

Nun waren ihm alle seine Pläne geglückt. Viel mehr hatte er erreicht, als er je zu hoffen gewagt hatte. Vertrauen und Anerkennung hatten ihn auf den ersten Posten des Bergwerks gehoben, mit Liebe hing das schwergeprüfte Volk der Arbeiter an ihm, der stets ihr Vorbild an Fleiß und Unermüdlichkeit gewesen war, und auch das, was ihm noch bis vor einem Jahr gefehlt hatte, ein eignes Heim und eine Lebensgefährtin, auch das war ihm nun zuteil geworden.

Da stand das schmucke Haus vor ihm, so freundlich und heimlich, wie er es sich immer erhofft hatte, und er stieß das Gatter auf und ging mit raschen Schritten über den Kiesweg, die beiden Stufen empor und trat in den Flur.

Dort kam ihm die Wirtschafterin entgegen, ein altes, verhutzeltes Weiblein mit tiefliegenden schwarzen Augen und einem breiten Mund, der ihr Gesicht fast zu einer häßlichen Fratze verzerrte. »Glück auf!« murmelte sie, indem sie dem Oberverwalter aus seinem Mantel half und diesen an den Wandhaken hängte.

»Meine Frau zu Hause?«

»Nein,« murrte die Alte.

»Nun, nun,« begütigte der Oberverwalter, »was haben Sie denn heute, Lena? Was ist denn das für eine mürrische Begrüßung?«

Die Alte legte die Hände ineinander und sah ihn von unten herauf mit einem halb besorgten, halb mürrischen Ausdruck an. »A nix,« sagte sie, »ma kann net ollaweil lachn. Und jetzta scho gar net.«

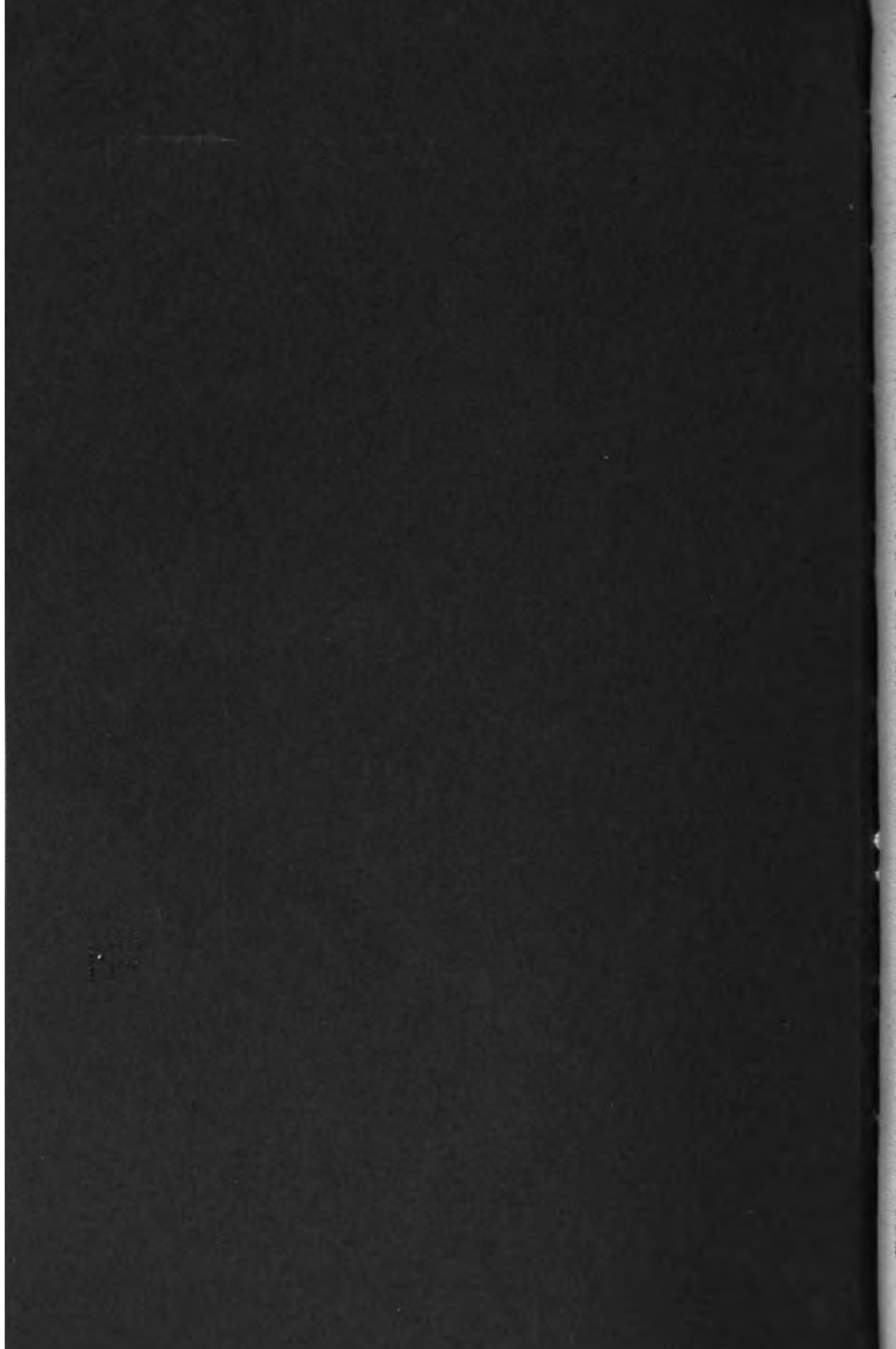
»Warum denn jetzt schon gar nicht?«

Wieder sah sie ihn von unten so eigentümlich an. »Später,« sagte sie, »später. I wer Ihna scho derzähln.« Und dann war sie in der Küche verschwunden.

Der Oberverwalter tat einen tiefen Atemzug und lächelte vor sich hin. Er kannte seine Lena. Durch sieben Jahre hindurch hatte sie ihm mit unermüdlichem Fleiß die Wirtschaft geführt, und er hatte sich nie darüber zu beklagen gehabt, daß vielleicht etwas nicht nach seinem Behagen gegangen wäre, daß er an irgend etwas Mangel gelitten hätte. Aber desto mehr hatte sie ihm mit ihrem mürrischen Wesen und ihrem nie rastenden grüblerischen Aberglauben zu schaffen gegeben. Und er wußte mit Sicherheit vorauszusagen, daß wieder irgend etwas Derartiges der Grund ihres Unwillens war, wenn sie ihn so von der Seite anblickte. Dann war wieder gewiß etwas »net guat« oder »g'fährli« oder »bedrohlich« oder »'s hot da Teiffi d' Hand im Spiel« oder irgend etwas Ähnliches.



Elisabeth Kronseder: Vorgebirgslandschaft



Er hatte sich nicht geirrt. Als er sich zu einem verspäteten Kaffee niederließ, blieb Lena neben der Tür stehen und sah ihn an.

»Na, schießen Sie los, Lena,« scherzte er gutgelaunt, »was bedrückt denn ihr ahnungsreiches Herz schon wieder?«

Sie zog den Mund auf der linken Seite herab und sah sich dann vorsichtig um, als fürchte sie von irgend jemand gehört zu werden. »Herr Oberverwalta,« sagte sie, »heint hot's g'warnt.«

»Wer hat gewarnt, und was hat gewarnt?«

Sie schlich sich dicht an ihn heran und hob den zahnlosen Mund zu ihm empor. »Hier im Haus,« sagte sie, »hat's heint g'warnt. Zwamal hat's heint g'warnt und — und —«

»Was ist denn das überhaupt?« unterbrach sie der Oberverwalter.

Doch sie achtete nicht auf ihn und fuhr fort: »Wann's zum drittn Mal warnt, nacha geht d' Lena aus 'm Haus,« sagte sie bestimmt.

»Oh! Oh!« rief er und wischte sich über den Schnurrbart. Er wollte lachen. Aber er lachte nicht.

Denn die Alte stand vor ihm, den dürren Arm erhoben, und sah ihn förmlich beschwörend an. »So wahr i de Lena Kreuzbichla bin, Herr Oberverwalta, wenn's zum dritten Mal warnt, nocha geh i aus 'm Haus, denn in an Haus, wo's dreimal g'warnt hat, hob i nix mer z' such'n. Des Haus is vafalln.«

»Na hören Sie,« rief der Oberverwalter nun doch etwas ärgerlich, »was heißt denn das, es hat g'warnt? Und was soll es für eine Bewandtnis damit haben? Das ist wieder so eine unglaubliche Geschichte von Ihnen, wie schon hundertmal aufgetischt, und auf solche Kindereien lasse ich mich nicht ein.«

Sonst war auf eine derartige Äußerung die alte Lena aufgefahren wie der Teufel und hatte begonnen zu keifen, aber diesmal stand sie ruhig, schlug die Arme übereinander, sah ihn durchdringend an und sagte dann mit vollkommen ruhiger Stimme: »Und wenn's hundertmol a Kinderei wär, wia der Herr Oberverwalter sogt, das selbigemol is kane Kinderei net g'west. I waß net, ob Se de olte G'schicht kenna, de vor a zwahundert Jahrn is g'west. Da hot a Bergmann a goldne Ader g'fundn drein im Bergwerk und hat losg'schlagn voller Freid. Da is af amol a Wicht bei ehm g'standn und hat g'sogt: ,Bergmann,' hat er g'sogt, ,Bergmann, wann du dei Hand rein haltst, nocha g'hört de Ada dein. Wennst aba des allerklanste Unrecht tuast, nocha bist valurn. Dreimol wiar i di warna, und wenn i di zum drittn Mal g'warnt hab und du folgst net, nocha bist valurn.' Nocha is der Wicht vaschwundn, und wia am nächstn Tag der Bergmann wieda oba zur goldnen Ader kummt, da sieht er an stehn und de Ader anschaun, de goldne, und da hat er nach'm Spitzeisn griffn, und da hot's eahm des erste Mal g'warnt. Und dann hat er des Spitzeisn g'hobn, und da hot's eahm des zweite Mal g'warnt. Und dann hat er's no höcha g'hobn, und da is da letzte Warna kumma. Und nocha hata zuag'schlagn, und neamd hat den Bergmann mehr g'sehn. Und von da an hoaßt's, wo's warna tuat, dort g'schiacht a Unrecht, und wer si rettn kann, der soll si rettn von dera Stell, denn wenn's zum dritten Mal warna tuat, is eh z' spat.«

Der Oberverwalter trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. »Das ist eine interessante Erzählung und an sich sehr schön. Aber, liebe Lena, von solchen Sachen darf man sich nicht den Kopf verdrehen lassen. Und was heißt dieses ,Warnen'? Was meinen Sie damit? Ich meine, ich verstehe Sie nicht, wer hat Sie gewarnt oder — wie war das?«

Da stand die Alte dicht bei ihm und krümmte sich neben seinem Ohr zusammen. »Heint,« sagte sie, »zwamol hab' i 's vaspürt. Da hat's so an Rucka g'macht, und a Stimm hat g'schrian aus 'm Berg, i hab' net vastehn könna, was g'schrian hat, aber g'warnt hat's.«

Nun wurde der Oberverwalter ungeduldig. »Lena, lassen Sie mich mit dieser Geschichte in Ruhe! Sie wissen, wie oft im Berg drinnen Sprengungen vorgenommen werden, und wie oft man dann Erschütterungen verspürt. Ich bin ja selbst schon das eine oder andre Mal erschrocken, wenn ich so einen kleinen Ruck gespürt habe. Solche Sachen darf man sich nicht so in den Kopf setzen. Lassen Sie jetzt dieses Trübsalblasen und gehen Sie ruhig in Ihre Küche, lassen Sie sich nicht mehr warnen und seien Sie zufrieden!« Damit wandte er sich seinem Kaffee zu und schlürfte ihn ärgerlich hinab.

Lena hatte sich aufgerichtet und kopfschüttelnd auf ihn herabgeblickt. Dann ging sie zur Tür. Aber noch zweimal blieb sie stehen, und es war, als wenn sie etwas sagen wollte. Aber sie sagte nichts und drückte dann ganz leise die Tür ins Schloß.

Der Oberverwalter drinnen trank seinen Kaffee aus, dann starrte er nachdenklich vor sich hin, lachte zwei-, dreimal ärgerlich auf, kraute sich den Kopf und stand schließlich auf, um ins Nebenzimmer zu treten.

Er zog die Uhr. »Himmel! Das ist ja schon wieder acht Uhr! Und wo steckt denn Gina?«

Er ging in den Hausflur und rief nach Lena.

Mit unbeweglichem Gesicht tauchte sie in der Küchentür auf.

»Wo ist denn meine Frau, Lena?«

Die Alte blieb stehen und zuckte die Achseln.

»Ja, hat sie denn nichts gesagt, wie sie weggegangen ist?«

»Se sagt — jetztn — nia net — wann's — wann's — weggeht,« sagte langsam die Alte und betonte jedes einzelne Wort.

»Na ja, aber das geht doch nicht,« murmelte mehr zu sich selbst der Oberverwalter. »Jetzt ist es acht Uhr, und ich kann mir nicht vorstellen, wo sie so lange — Was meinen Sie?« wandte er sich zu Lena herum.

Die hatte den Mund halb offen, als wollte sie etwas sagen.

»Nun?« fragte er noch einmal.

Sie sah sich wieder um, ob niemand zuhöre, und trat dann einen und noch einen Schritt auf ihn zu. »Herr Oberverwalta,« sagte sie, »i hab's scho lang amol sagn wolln. Ihnere Frau —« Sie zuckte zusammen und horchte auf. »Ah, da kommt's eh!« brach sie plötzlich in einem ganz andern Tonfall ab, drehte sich um und verschwand in der Küche.

In der Tür stand Gina.

Mit einem behaglichen Lächeln breitete ihr der Oberverwalter die Arme entgegen. »Da bist du ja, Kind! Wo warst du so lange?«

Gina strich sich mit einer raschen Bewegung die Flut der schwarzen Haare, die über die Stirn hereinbrachen, zurück. »Schön war es,« sagte sie, und ihr dunkles Auge blitzte auf, »schön, herrlich schön! Und ich —«

»Du bist wohl tüchtig in der Sonne gewesen, Kind?« sagte er, sie an sich heranziehend. »Braun und rot sind die Wangen, gesund von der Farbe der Sonne.« Er zog sie noch näher an sich. »Nun,« fragte er, »bekomme ich keinen Kuß?«

Sie hatte die Arme gegen ihn gestemmt. Jetzt lachte sie auf und warf ihm die Arme um den Hals. »Da!« sagte sie und hielt ihm die Wange zum Kuß hin, und »da!« fuhr sie fort, den Kopf nach der andern Seite werfend. Und dann zog sie, die Blumen, die sie trug, in die andre Hand nehmend, mit der Rechten seinen mächtigen Kopf zu sich herab und gab ihm rasch einige Küsse auf Stirn, Wangen und Mund. »Ach, Lorenz!« sagte sie, »das war heute wieder ein Tag!«

»Ja, wenn du mir nur sagen wolltest,« lächelte er, »wo du gewesen bist.«

»Oben,« sagte sie und deutete mit dem Arm irgend wohin. »Ach, oben. Da oben in den Wänden des Raukenkopfes. Und sieh nur! Sieh!« Sie hielt ihm den Strauß Alpenblumen hin. »Die herrlichsten Blumen! Ach, ich sage dir, es war göttlich!«

Er umfaßte mit seinen breiten Händen die kleine Hand, die sich ihm entgegenstreckte, samt dem von ihm umklammerten Strauß und sah über das Ganze hinweg in das sonnengerötete Antlitz vor sich. »Nun siehst du, Kind,« sagte er, »wie schön das hier ist in unsern Bergen. Kommst du nun doch endlich auf den Geschmack, wie schön wir es hier haben?«

Sie nickte, und ein seliges Lächeln ging über ihr Antlitz. Er nahm sie unter den Arm und führte sie in das Nebenzimmer.

»Ach,« sagte sie, »ich war eine schlechte Hausfrau, und du, Armer, hast gar keinen Kaffee gehabt.«

»Lena hat für mich gesorgt,« entgegnete er. »Es freut mich, wenn ich weiß, daß du lange draußen bist. Wie du im Anfang warst, so ging es doch nicht weiter.«

Sie stutzte und warf ihm einen raschen Blick zu. »Wieso?« fragte sie.

»Nun, dieses ewige Zuhausehocken und Grübeln.«

»Nun ja,« sagte sie und lachte auf, »das ging nicht so weiter. Ach, es ist ja doch schön hier, wunderschön! Ich hätte das nie gedacht.«

Er nickte und zog sie neben sich auf das Ruhebett nieder. »Siehst du, mein Kind,« sagte er und strich ihr über das rabenschwarze Haar, »und wie hast du mir Monat über Monat, tagaus und tagein vorgeklagt, daß es nicht auszuhalten sei hier in dem öden, weltverlorenen Nest, daß man doch zurückmüsse in die Stadt, hm?« Er suchte ihre Augen. Aber sie blickte, mit den Blumen spielend, schon wieder auf den Boden und schien an etwas andres zu denken.

»Nun, Kind,« fragte er, »wo bleibt die Antwort auf meine Frage?«

»Ach,« sagte sie und fuhr sich über die Stirn, »ich weiß gar nicht, was du jetzt gesprochen hast. Ich bin ganz verdreht. Die viele Sonne draußen, weißt du, und jetzt die Dunkelheit hier, die plötzliche. Ich will mich bloß ein wenig waschen, und dann bin ich auch wieder vernünftig.«

Ehe er es sich versah, hatte er den Strauß Alpenblumen in den Händen und hörte sie im Nebenzimmer mit Krug und Waschschüssel hantieren. Er sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin, dann löste er den Strauß Alpenblumen, den sie mitgebracht hatte, auf. Es waren Alpenrosen, hochstengliger Enzian, klebriger Fingerhut, etwas Türkenbund dazwischen und dann — verwundert hielt er die weißen Sterne vor sich — Edelweiß. »Sapperlot! Seit wann steigt sie bis in die Wände hinauf nach Edelweiß?« Er legte die Blumen beiseite, holte einige Gläser, die er mit Wasser füllte, und gab die andern Blumen hinein, die weißen Sterne aber ließ er auf dem Tischtuch liegen und sah sie nur, während er die andern Blumen ordnete, von Zeit zu Zeit verwundert an.

Indessen kam Gina herein. »Ach,« sagte sie, »du ordnest die Blumen? Das ist hübsch von dir. Aber wo hast du die —« Sie stockte.

»Was?« fragte er.

»Ach,« sagte sie, »da liegen sie ja, die Edelweiß. Gott, wie sie schön sind!« Sie hielt die Sterne vor sich im Licht der elektrischen Lampe und drängte ihnen mit dem Gesicht entgegen.

Er legte seine Hand auf ihre Schulter.

Sie schrak zusammen.

»Nun,« fragte er verwundert, »warum erschrickst du so?«

»Ach, nichts,« sagte sie.

»Jetzt sag' mir nur, du sonderbares Geschöpf du, zuerst warst du auf keinen Hügel hinaufzubringen, und jetzt, jetzt bringst du gar Edelweiß heim. Kind, ich bitte dich, ich weiß ganz genau, wo hier Edelweiß zu finden sind. Ich kenne die Gegend doch schon acht Jahre. Geh mir nie wieder so hoch hinauf. Nur wenn ich mitgehe, dann wollen wir sie suchen.«

»Aber nein,« fiel sie ihm ins Wort, »die habe ich ja gar nicht gepflückt.«

»Ja so,« sagte er, »ich wunderte mich eben. Wer hat sie dir denn geschenkt, die Sterne?«

»O,« entgegenete sie, indem sie die Edelweiß zu einem kleinen Strauß zusammenband, »die hat mir ein junger Mann gegeben — dort — weißt du — das heißt, du kennst ihn ja, der neue Ingenieur dort oben, weißt du, beim Elektrizitätswerk. Ein famoser Bergsteiger! Ich habe ihm zugesehen. Er kletterte, als ob es gar keine Schwierigkeiten für ihn gebe, gleich war er wieder unten. Und ein kräftiger Mann ist er, weißt du, groß — größer als du —«

»Und?« fragte der Oberverwalter.

Sie sah ihn stutzig von der Seite an. »Nun ja,« sagte sie, »eben der Ingenieur beim Elektrizitätswerk, der sah mich mit meinem Strauß daherkommen, und weil er gerade mit den Arbeitern etwas ausgemessen hat, geriet ich mit ihm ins Gespräch, und da gab er mir diese Sterne, um mein Bukett zu vervollständigen, weißt du. Sie sind doch schön, die Sterne, nicht?«

Er nickte. »Ja,« sagte er, »aber ich habe noch schönere gefunden. Wenn du willst, Kind, übermorgen ist Sonntag, da wollen wir ganz hinaufgehen auf den Schönkopf. Ich weiß einen ganz ungefährlichen Weg, den kann ich dich führen. Da oben gibt es Sterne, ich sage dir, so groß, daß du sie mit Daumen und Zeigefinger nicht umspannen kannst. Da gehen wir hin, magst du?«

»O ja,« sagte sie etwas gedehnt, »warum nicht?«

Er lachte. »Ei, da läßt du dir also lieber solche Sterne bringen, als daß du sie dir selbst eroberst. Du bist eben noch nicht auf den richtigen Berg gekommen.«

»Das kann schon sein,« gab sie zurück.

Dann ordnete er die Blumen nach Gattungen, und sie wiederum nach ihrem etwas zerfahrenen Geschmack, und zum Schluß stellten sie sie alle hinauf auf das kleine Wandbrett über dem Ruhebett und wandten sich dem Nachtessen zu, das Lena inzwischen aufgetragen hatte.

Das Rätsel, wohin die Quelle ihren Weg genommen habe, die trotz zähen Kampfes der Bergwerksleitung alle tiefen Stollen immer wieder aufs neue unter Wasser gesetzt hatte, blieb ungelöst. Kommission auf Kommission fuhr ins Bergwerk ein.

Ruhe- und rastlos stieg der Oberverwalter mit seinem Obersteiger durch die Gänge und Stollen, klopfte die Wände ab, Tag und Nacht saßen sie über den Plänen des Bergwerkes in der Markscheiderei, bis ihnen die Augen brannten, und kamen zu keinem andern Ergebnis, als daß die Quelle, die tausendmal verfluchte Quelle, die ihnen unendliches Kopfzerbrechen gemacht hatte, nun plötzlich einen andern Weg eingeschlagen haben mußte und verschwunden war im Innern des Berges, so plötzlich und unvermutet, wie sie nach den Annalen des Bergwerkes einst vor siebzig Jahren hervorgebrochen war und Menschenleben und unendliche Werte vernichtet hatte.

Als eine Woche vergangen war und nochmals eine Woche, und die Quelle nicht wieder zum Vorschein kam, dafür aber die Stollen in den unteren Teilen des Bergwerks, abgesehen von der jedem Bergwerk innewohnenden Feuchtigkeit, trocken lagen, da begann man wieder froh aufzuatmen, und die Knappen des Bergwerks feierten ein fröhliches Fest.

Der Einzige, der der Veränderung nicht froh werden konnte, war der Oberverwalter.

»Machen Sie doch nicht ein so trübes Gesicht, lieber Herr Oberverwalter,« sagte der Bergrat, der auch zu dem Fest gekommen war. »Freuen Sie sich der Tatsache, daß Sie jetzt aller Sorgen ledig sind, daß wir den Sechs-Kilometer-Stollen nach dem Süden nicht durchzubrechen brauchen und das so gewonnene Geld für allerlei andre nützliche Anschaffungen und Verbesserungen verwenden können.«

Der Oberverwalter schüttelte den Kopf. »Sehen Sie, Herr Bergrat,« sagte er, »es gibt uns der Berg genug der Rätsel zu lösen. Und ich muß sagen, solange ich vor einem ungelösten Rätsel stehe, kann ich keine Ruhe finden. Und auch diesmal ist es mir, als wäre es dringend nötig, daß ich darauf komme, was mit der verhexten Quelle geschehen ist.«

Da wiegte der Bergrat den Kopf. »Ja, wenn ich offen sein soll, lieber Herr Oberverwalter, mir geht es auch so. Aber wir können uns doch jetzt mit ruhigem Gewissen sagen, wir haben alles getan, was in menschlichem Ermessen stand, und wollen uns alle darein fügen, daß der liebe Gott zu den tausend andern Rätseln, die er uns Menschen zu lösen gibt, noch ein tausendunderstes aufgegeben hat, und wir wollen uns bescheiden und sagen, es ist uns verwehrt, es zu ergründen, und wollen seinen Ratschlüssen nicht näher zu Leibe rücken.«

Der Oberverwalter hob in ungewisser Haltung die Hände und ließ sie wieder sinken. »Ja,« sagte er, »es bleibt uns vorderhand freilich nichts andres übrig.«

»Wer ist übrigens,« unterbrach ihn der Berg-

rat, der indessen die Menge überblickte, die den Festplatz überflutete, »wer ist denn das bildhübsche Mädchen dort, das mit unserm Ingenieur so vergnüglich plaudert?«

Der Oberverwalter folgte der angedeuteten Richtung, dann sagte er, und ein Lächeln überflog sein Antlitz: »Das ist gar kein Mädchen, Herr Bergrat, das ist meine Frau.«

»Ach,« entgegnete der Bergrat, »natürlich, Sie haben ja inzwischen geheiratet. Das muß wohl eine sehr stille Hochzeit gewesen sein, weil man so gar nichts davon gehört hat.«

Der Oberverwalter hob mit einer bescheidenen Bewegung die Hände.

»Ja, ja,« fuhr der Bergrat fort, »ganz so, wie Sie selbst immer sind, lieber Herr Oberverwalter. Jetzt muß ich Sie aber bitten, mich Ihrer Frau Gemahlin vorzustellen.« Und sie schritten quer über den Festplatz auf Gina zu, die mit dem Ingenieur auf und ab wanderte.

Als es Abend wurde, hatte sich um die Bergwerksmusik am Festplatz ein fröhlicher Menschenkreis gesammelt. Es dauerte nicht lange, so gingen die mehr festlichen Klänge der Bergwerkskapelle in Tanzmusik über, und wenige Takte später drehte sich unter dem dunkelblauen Julihimmel zu den Klängen der Bergwerksmusik eine Schar fröhlicher Menschen, die nur dadurch seltsam erschien, daß die Männer alle so bleich waren, so bleich und kümmerlich, wie eben Bergleute aussehen, die tagaus, tagein keine Sonne zu Gesicht bekommen.

Mitten unter den bleichen Leuten fiel ein braungebranntes, lebensfrohes Paar auf, das sich gelenkiger und geschmeidiger als die des Tanzes ungewohnten Bergknappen nach den Klängen der Musik drehte.

Es war der Ingenieur vom Elektrizitätswerk, ein hochgewachsener, blonder Mann, und Gina, die mit heißem, lebensfrohem Gesicht mehr zu schweben als zu tanzen schien.

»Wo haben Sie denn Ihren Herrn Gemahl gelassen?« scherzte der Bergrat, als sie wieder einmal erhitzt und lachend an seinem Tische vorüberschritten.

Ein Schatten glitt über das Gesicht der jungen Frau, ein kurzer, fragender Blick heftete sich auf seine Augen.

Der Bergrat aber sah gutmütig und harmlos drein, und da lachte sie ihn plötzlich an. »O der,« sagte sie, »das ist schrecklich mit dem Mann! Tagaus, tagein reist er herum bei allen Schachten des Bergwerkes. Ich bin schon froh, wenn er am Abend vor acht Uhr nach Hause kommt. Wenn das so weitergeht, werde ich ihn wohl gar nicht mehr bei Tageslicht zu sehen bekommen.«

»Dann wird es Ihnen schon bald so gehen wie den Knappenfrauen,« scherzte der Bergrat, »die sehen bei Tag ihre Männer auch nicht.«

»Ja,« sagte sie, »es ist schrecklich.«

»Dafür aber sind Sie ein Sonnenkind!« nickte galant der Bergrat.

Sie lächelte geschmeichelt. »Ach,« sagte sie, »ich liebe die Sonne rasend. Ich bin den ganzen Tag im Freien. Es ist wunderschön. Ich glaube, es hat in der letzten Zeit kaum einen Tag gegeben, an dem ich nicht sechs bis acht Stunden im Walde oder an den Hängen war. Und Sonne tut so gut! Nicht wahr, Herr Ingenieur?«

»Gewiß, gnädige Frau,« sagte der, »Sie gehören aber auch hinaus in die Sonne.«

In diesem Augenblick begann eine neue Weise. Der Ingenieur verneigte sich vor Gina, und kurze Zeit darauf war das Paar im Getümmel der Tanzenden verschwunden. —

Es war spätabends, als das Fest endete. Der Ingenieur begleitete Gina noch bis zum Bache, auf dessen andrer Seite das Haus des Oberverwalters lag.

»Hier müssen wir uns gute Nacht sagen.«

Sie nickte. »Ach, war das heute ein schöner Tag!«

Er lachte. »Und Sie tanzen famos, gnädige Frau.«

»Wirklich?« fragte sie. »Ich dachte, ich hätte das alles schon verlernt in dem langweiligen Nest hier.«

»Noch langweilig?« neckte er übermütig.

»Ach, jetzt nicht mehr,« gab sie zurück und zeigte ihm ihre Zähne. »Sie sind aber ein eingebildeter Mensch.«

»O,« sagte er, »nicht im geringsten. Es ist hier lange nicht so schön wie in dem andern Ort, wo ich bis jetzt war. Und doch habe ich mich dort lange nicht so gut unterhalten wie hier. Und jetzt brächten mich keine tausend Pferde von hier weg.«

»Wirklich?« fragte sie nochmals, mit einem leichten Zittern in der Stimme.

»Gewiß, Gina,« antwortete er, »gewiß!«

Sie sah sich rasch um. »Also morgen wieder? Um zehn Uhr bin ich oberm Werk, beim Steinblock.«

Er nickte. »Gute Nacht, Gina.«

»Gute Nacht.«

Sie huschte über den schmalen Steig, der über den Bach zu ihrem Hause hinüberführte, und war im Nu in der Dämmerung entschwunden.

Er pfiff ein leises Lied vor sich hin und drehte sich um, um hinaufzugehen gegen die Talsperre, wo das große Werk gebaut wurde, dessen Ausbau ihm anvertraut war. Aber er schien nicht an seine Arbeit zu denken, er pfiff weiter sein flottes Lied zwischen den Zähnen, und seine Augen funkelten wie in Erwartung. —

»Ach, du bist da?« fragte Gina, als sie zur Tür hereintrat und ihren Mann einsam beim Tische sitzen sah.

Er blickte kaum auf. »Ja,« sagte er, »wie du siehst.«

»O,« rief sie, »warum bist du nicht unten geblieben? Es war doch so schön beim Tanz.«

»Du weißt ja,« entgegnete er, »ich tanze nicht, und ich denke, du wirst ja wohl Tänzer gefunden haben, nicht?«

Er hatte sie die ganze Zeit über noch nicht angesehen.

Sie trat ihm jenseits des Tisches entgegen. »Ich verstehe dich nicht,« sagte sie, »natürlich, warum soll ich keine Tänzer finden?«

Nun blickte er auf und sah sie mit seinen ruhigen dunklen Augen an. »Ich möchte dir nur sagen, Gina —«

»Was?« fuhr sie rasch heraus.

Er wiegte den Kopf. »Du weißt, Kind, ich lasse dir alle erdenkliche Freiheit, aber du hast auch gewisse Rücksichten zu nehmen. Es kennt dich hier jedermann, und da muß man vorsichtig sein.«

Er sah sie voll an, und sie hielt seinen Blick aus.

»Ach,« lachte sie auf, »das? Ja, mein Gott, soll ich denn fortwährend mit den Bergwerksknappen herumhüpfen, die tanzen doch wie die Böcke. Das meinst du doch natürlich.« Sie lachte nochmals auf. »Ach Gott, und da hat dir gewiß jemand erzählt, daß ich fortwährend mit dem Ingenieur getanzt habe. Und warum? Weil er der Einzige ist, mit dem man hier tanzen kann. Der Bergrat hat mich ja auch einmal aufgefordert. Aber der tanzt nach den Regeln vergangener Jahrhunderte. Es war urkomisch. Und weißt du« — sie bog sich zurück —, »da habe ich dann wieder mit dem Ingenieur getanzt. Ach Gott« — sie stand auf und streichelte ihm den Kopf —, »sei nicht deswegen so ärgerlich, Lorenz! Wenn ich das gewußt hätte! Ich bitte dich, das ist doch wirklich nicht der Rede wert. Ich glaube, ich bin noch in der Stadt, da denkt doch kein Mensch an solche Sachen. Freilich, ich hätte hier vorsichtiger sein sollen.« Und ehe er sich's versah, saß sie ihm auf dem Schoß und gab ihm einen Kuß. »Ich bitte dich, Lorenz, das ist doch wirklich nicht so tragisch zu nehmen, und ich will ja ein andermal gewiß aufpassen.«

Er lächelte. »Es freut mich, Kind, daß du das alles einsiehst. Du weißt, es sind nicht viele Leute hier aus unsern Kreisen, und auf die achtet natürlich jedermann ganz genau. In der Großstadt, mein Gott, da fällt es nicht auf. Aber hier, da reden die Leute gleich dummes Zeug.«

Sie stampfte mit dem Fuß. »Ich weiß,« sagte sie, »ich kann mir schon denken, woher du das hast.« Und sie sandte einen scharfen Blick in die Richtung der Küche.

»Nun, nun,« begütigte er und fing ihre zornig geballte kleine Faust auf, »sie ist ja doch eine gute alte Person.«

»Gut?« fuhr sie dazwischen.

»Schon recht,« sagte er, »sie hat eben auch ihre Ansicht, und du darfst nicht vergessen, es sind viele so wie sie. Und damit abgetan für heute! Nun machen wir's uns gemütlich, denn morgen Nacht bin ich nicht da.«

Sie sah ihn erstaunt an. »Wieso, Lorenz?«

Er atmete tief auf. »Da«, sagte er und zeigte auf eine Depesche, die vor ihm lag, »auf der Südseite des Werkes, im St.-Christoph-Stollen, da sollen sie angeblich etwas rauschen gehört haben. Es mag sein, daß dies blinder Alarm ist. Aber ich will doch gleich morgen hinüberfahren und sehen, was an der Sache ist. Übermorgen bin ich ja wieder da.« —

Es war Morgen, und die Sonne kam über den Seekopf heraufgezogen. Vor dem Hause des Oberverwalters stand der Wagen abfahrtbereit.

Der Oberverwalter selbst legte eben die letzte Hand an seine Ausrüstung und trat in das Wohnzimmer, um noch rasch einen Imbiß zu nehmen.

Neben dem Tisch stand unbeweglich wie eine Statue Lena.

»Nun,« fragte freundlich der Oberverwalter, »haben Sie mir auch alles für die Fahrt vorgerichtet?«

»Freili,« sagte sie kurz und wies auf ein Paket, das neben dem Frühstücksgeschirr auf dem Tische lag.

»Ich danke,« sagte er. »So ist also alles in Ordnung. Oder — was ist?«

Die Alte hatte die Arme parallel übereinandergelegt, so daß sie mit jeder der beiden Hände die Ellenbogen des andern Armes umfaßte. »Herr Oberverwalter,« fing sie langsam an.

»Ja?«

»I hab Ihna siebn Jahr lang in alla Treu g'dient,« sagte sie feierlich.

Er stutzte, hielt im Essen inne und horchte auf. »Ja, das habe ich auch immer anerkannt.«

»Und Se wern g'wiß von da Lena Kreuzbichla net glaubn, daß s' a treulos Wesn hot.«

»Nein, nein,« sagte der Oberverwalter, »warum sollte ich das auch? Was soll das übrigens alles heißen?«

Die Lena blieb unbeweglich. »I hob 's Fruastuck no herg'richt und 's Haus aufg'räumt.«

»Also daher«, unterbrach der Oberverwalter, »die Unruhe in aller Frühe.«

Sie nickte. »'s is alls in Urdnung. I muaß no heut aus'm Haus.«

»Aber Lena, was soll das heißen? Jetzt, wo ich wegfahre?!«

Sie zuckte die Achseln. »Heut,« fuhr sie mit geheimnisvoller Stimme fort, »heut« — sie beugte sich zu ihm herab — »um drei in da Fruah, da hat's zum dritten Mal g'mahnt.«

»Ach, schon wieder diese Geschichte!« fuhr er auf.

Aber sie hielt den Zeigefinger steil aufrecht. »Net daschrein,« zischte sie, »na, d' Lena hat's

g'sagt. Herr Oberverwalta, dreimal hat's g'warnt. Länga bleib i net in an Haus, wo's dreimal g'mahnt hat.«

»So gehen Sie, wohin Sie wollen!« rief er wütend. »Das wird mir doch jetzt schon zu dumm. Ich habe genug von der Geschichte. Entweder Sie hören mir damit auf, dann können Sie bleiben, oder Sie können heute —«

Die Alte nickte. »I geh heut furt.«

Sie ging bis zur Tür, dort blieb sie noch einmal stehen. »I geh net gern furt,« sagte sie, »net gern, aba in an Haus, wo's dreimal g'warnt hat, in so an Haus kann — i — net — mehr — bleibn.« Die letzten Worte hatte sie gemurmelt, und sie waren im Hinausschreiten verklungen.

Der Oberverwalter war aufgesprungen und stand mit geballten Händen hinter seinem Tisch. »Ach, ich habe es mir ja gedacht, und es war ja schließlich auch zu erwarten. Gott —« Und er seufzte so tief auf und stieß dabei mit der Hand so kräftig auf den Tisch, daß sich die Tür zum Nebenzimmer öffnete und das verwunderte Gesicht Frau Ginas auftauchte.

Sie war noch im Nachtkleide und sah ihren Mann erstaunt an. »Was ist, Lorenz?«

Er machte eine Bewegung, als müsse er etwas abschütteln. »Sag' einmal,« fragte er, »hast du mit Lena gestern etwas gehabt? Oder überhaupt in der letzten Zeit?«

»Ich?« sagte sie und wischte sich mit der Hand über die Augen. »Ich weiß nichts. Abgesehen davon, daß sie immer mürrischer und mürrischer wurde. Mein Gott, ich trat ihr mit nichts nahe. Ich weiß ja, es hat ihr nicht gepaßt, daß ich jetzt neu da hereingekommen bin, wo sie doch bis jetzt die Herrschaft führte. Aber ich glaube, sie hätte sich doch wirklich nicht beklagen können. Sie konnte doch machen, was sie wollte. Ich war den ganzen Tag nicht zu Hause.«

»Sie hat mir eben jetzt gekündigt,« sagte der Oberverwalter.

»Oh!« entgegnete Frau Gina. »Gekündigt? Ja, mein Gott, wenn sie fort will, ich werde sie nicht halten. Mir ist es schon oft zuwider gewesen, das mürrische Gesicht zu sehen.«

»Ja, aber Gina, wie willst du ohne Hilfe fertig werden?« fragte der Oberverwalter besorgt.

»Laß das meine Sorge sein,« entgegnete sie fröhlich. »War ich nicht zu Hause die Haustochter? Kümmere dich nicht darum! Wenn ich bis jetzt nichts getan habe, so tat ich es, um die allmächtige Herrin nicht zu stören. Nun muß ich eben allein dazu sehen.«

»Ich werde trachten, dir jemand zu verschaffen.«

Sie lächelte. »Damit hat es keine Eile,« sagte sie. »Wir werden schon auch so durchkommen.«

Indessen polterte der Kutscher über den Gang heran, und Frau Gina schlüpfte wieder in ihr Schlafzimmer zurück.

»Scho spat,« brummte der Mann zur Tür herein.

»Ja,« rief der Oberverwalter, »ich komme schon, Anton, ich komme schon.«

Wenige Minuten später saß er im Wagen, sah noch einmal gegen das Haus zurück, wo hinter dem Vorhang ein von schwarzem Haar umrahmtes Gesicht aufgetaucht war, und fuhr dann hinaus in den Sommermorgen.

Über dem Kalpachtale und dem St.-Christoph-Stollen lag dicker Nebel. Es war finster, völlig finster, und ein klagender Wind fuhr über die Bergspitzen. In tiefer Dunkelheit lag die Landschaft, nur in dem breiten Haus am St.-Christoph-Schacht herrschte noch wie tagsüber reges Leben, und im Stolleneingang brannte die elektrische Lampe in einem fahlen, unruhigen Licht. Im ersten Stock tauchten vor den Fenstern ab und zu Schatten von Männergestalten auf, die gleichmäßig auf und ab zu gehen schienen und dann wieder eine Zeitlang stehenblieben.

»Ich will Ihnen ja recht geben, Strunz,« sagte der Oberverwalter, »daß dieses Rauschen, das Sie da hören, neu ist. Aber ich frage mich, ob es bei der ganzen Schichtung des Berges überhaupt möglich ist, daß unsre verschwundene Quelle nun plötzlich hier heraufkommt. Wenn Sie sich erinnern, ist ja die Quelle im Schacht Nr. 11 um ein bedeutendes tiefer gelegen —«

Der Werkmeister zuckte die Achseln. »Kann sein, Herr Oberverwalter,« sagte er, »aber ist es nicht möglich, daß irgendein Ereignis im Berg die Quelle ganz hoch oben abgefangen hat, so daß sie durch die Schichten zu uns herübergekommen ist?«

»Hm!« Der Oberverwalter stemmte die Hände auf den Tisch und sah auf den Plan, der vor ihm ausgebreitet lag. »Möglich, möglich,« sagte er langsam. »Man soll nicht sagen, daß etwas nicht möglich wäre. Wir wollen« — er überlegte — »der Sache nachgehen. Aber dazu ist es notwendig, daß wir die Sache nicht bloß nach unten durchforschen, wir müssen auch in den Tagbau von St. Christoph und in die oberen Stollen unsre Nachforschungen ausdehnen. Ich denke also, wir werden morgen nochmals einfahren und so weit als möglich vorzudringen versuchen.« Er legte sich zurück und schloß für einen Augenblick nachdenklich die Lider.

Der Werkmeister griff nach dem Plan und rollte ihn langsam zusammen. »Für heint,« sagte er, »wird's guat sei, wonn si da Herr Oberverwalta a weng schlafn legt. San eh scho recht übernächti, net?«

Der Oberverwalter nickte ihm lächelnd zu und schloß neuerlich die Augen.

Es war augenblicklich ganz ruhig im Zimmer. Dann aber nicht mehr.

Aus weiter Ferne kam ein leises Murren und Grollen, und auf einmal zuckte der bleiche Mann im Sessel empor und starrte auf den andern, der

ihm gegenüberstand. Die Blicke der beiden wurden starr. Das Murren wurde immer stärker, jetzt war es ein Grollen und Donnern, und auf einmal war um die beiden herum ein Zittern und Beben, und der Oberverwalter war aufgesprungen und starrte den andern an, und dann ließ sich ein dumpfes Tosen wie dicht unter ihnen vernehmen, es gab einen Ruck im ganzen Hause, und dann — war es wieder still.

Die zwei standen einander gegenüber und starrten sich noch immer an.

»Ha — ha — ha — haben Sie das gehört, Strunz? Was war das?« brachte der Oberverwalter mühsam hervor.

Der Werkmeister hatte halb unbewußt die Fäuste geballt und sagte: »Ja, ich hab' es gehört. Das muß brunten im Werk gewesen sein, ich will sofort nachfragen.« Und er eilte mit raschen Schritten auf den Fernsprecher zu, der in der Ecke des Zimmers angebracht war.

Aber ehe er noch dort angekommen war, läutete es bereits schrill und mißtönend auf.

»Hier St.-Christoph-Stollen, Strunz — Was ist? Sie glauben an einen Einbruch? — Wie? — Im Nordstollen? Ich verstehe Sie nicht, sprechen Sie deutlich, ich höre nichts.«

Da kam wieder das dumpfe Murren, diesmal vielleicht noch stärker hervor.

»Was glauben Sie? — Ja, ja, ich höre es hier auch. Um Gottes willen, sofort Signal geben! Alarmsignal geben! Ja, wie?«

Er wollte noch weitersprechen, aber der Oberverwalter riß ihm die Hörmuschel aus der Hand und trat selbst ans Telephon. »Wer ist drüben?«

»Hier Frick.«

»Was ist los?«

Aufgeregt kam es herüber. »Markus glaubt, daß im Nordstollen ein schwerer Einsturz gewesen sei. Er hat bereits Signale abgegeben, er glaubt sich nicht zu irren, daß bereits die erste Partie ausfährt.«

Bleich wie ein an den Marterpfahl Gefesselter lehnte der Oberverwalter an dem Schrank, der neben dem Fernsprecher stand. Aber nicht lange. Dann hängte er das Hörrohr an den Fernsprecher und starrte den Werkmeister an. »Strunz,« sagte er, »rasch die Pferde, den Wagen! Oder noch besser, habt ihr nicht das Motorrad hier? Ja? Also das Motorrad!« Und schon eilte er, Mantel und Hut vom Haken reißend, aus dem Hause. —

Und dann rasten sie auf dem Motorrad durch die Nacht dahin. Gespenstische Lichter warf der Scheinwerfer auf die Waldstraße, geisterhaft stiegen Bäume auf und verschwanden, Brücken sausten vorüber, schlafende Häuser in unendlicher Geschwindigkeit. In Serpentinen ging es hinauf auf dem brüllenden Motor und dann die lange, glatte Straße hin, vorn an der Lenkstange der junge Werkmeister, im Beiwagen des Motorrades der Oberverwalter, bleich und hinfällig und doch mit allen Fibern der Ankunft im Bergwerksdorfe entgegensehend.

Leute liefen auf der Straße, alle in einer Richtung gegen das Bergwerk, darunter Frauen und Kinder, schreiend und gestikulierend, laute Wehrufe erschollen, und nur mit knapper Not rettete sich da und dort eine mitten auf der Straße hastende Menschengestalt vor dem in wahnsinniger Fahrt dahinsausenden Motorrade.

Lichter flogen auf, da und dort, jetzt die ersten Häuser, sie flogen vorbei, Telegraphenstangen, jetzt die Markscheiderei, Leute — wieder Leute — Geschrei — Durcheinander — ein wüster Haufen.

»Platz da für den Herrn Oberverwalter!« schrie eine Stimme, die den Oberverwalter erkannt hatte.

Gleich stürzte er mit Strunz in das Einfahrtshaus.

Dort staute sich bereits die Menschenmenge.

Es war gut vorgesorgt worden. Die Bergwerkswache sperrte bereits den Stollen, der zur Einfahrt führte, vollkommen ab.

Bleich und an allen Gliedern zitternd stand am Fernsprecher Markus, der Bergwerksinspektor. »Die erste Partie ist bereits angekommen!« schrie er den Eintretenden entgegen. »Aber das sind nur die von den zunächst liegenden Stollen gewesen. Vom eigentlichen Einsturzgebiet habe ich noch keine Nachricht. Der Fernsprecher funktioniert nicht mehr.«

Was tun? Das stand in den Blicken der Männer zu lesen, die sich gegenseitig ansahen.

»Ich fahre sofort ein,« rief der Oberverwalter.

»Ich auch,« schloß sich Frick an.

Und schon stürzten sie, begleitet von einigen Knappen, auf den Stollen zu, der zur Einfahrt führte.

Aus dem Stollen hervor quollen angstverzerrte, bleiche Bergleute. »Ein Einbruch! Ein Einbruch!« schrien sie verstört durcheinander. »Wir sind gerannt, was wir konnten. Ein dumpfes Rauschen hat uns aufgeschreckt.«

»Was ist los?«

»Wir wissen es nicht. Wir sind nur gerannt, weil es hinter uns herkam, ein dumpfes Brausen —« Das waren die Antworten, die die Bergleute unzusammenhängend und zitternd gaben.

Und dann waren der Oberverwalter und Frick beim Einfahrtsschacht.

Eben tauchte wieder eine Förderschale, mit Bergleuten überladen, aus der Tiefe empor.

Die Antworten, die der Oberverwalter jetzt erhielt, waren bestimmter. Noch war von einem wirklichen Unglück nichts zu hören. Unten stauten sich die Bergleute, die aus allen Stollen zusammengeströmt waren.

Eine Förderschale nach der andern sauste in die Tiefe hinab. Es kam die dritte, die vierte Förderschale. Die Leute wurden gezählt, und immer war die Antwort dieselbe: Ein dumpfes Rauschen

hatten sie gehört, dann jagte ein jäher Luftzug durch die Gänge des Bergwerks, der alle Lampen zum Erlöschen brachte. Und dann hatten sie in Todesangst ihre Lampen wieder angezündet und waren zum Förderschacht geflüchtet, um aufzufahren.

»Vielleicht«, sagte Frick, »ist im toten Teil des Bergwerks ein Einbruch erfolgt. Dann wäre ja weiter kein Unglück zu befürchten.«

»Vielleicht,« stammelte der Oberverwalter und klammerte sich an diese Hoffnung.

Die siebente, achte, neunte, zehnte und elfte Förderschale kam herauf.

»Wer fehlt noch?«

»Niemand. Aus dem Schacht Nr. 7, aus der Kiesgrube und aus Königinhof sind alle da.«

»Sie werden recht haben,« atmete der Oberverwalter auf.

Da kam die zwölfte Förderschale. Die brachte drei Verletzte.

Bei dem Todeslauf unten im Gewirr der Gänge, in der Dunkelheit waren zwei der Bergleute gestürzt, auf einen dritten war ein Verbolzungspfeiler herabgefallen. Sie waren mit ihrer Begleitmannschaft die letzten, die aus dem Bergwerk noch erwartet wurden.

»Gott sei Dank!« murmelte der Oberverwalter. »Wenn es dabei geblieben ist, dann können wir ja wirklich von Glück sagen. Ein paar zerschundene Knie und eine zerschlagene Schulter, das wird sich vielleicht wieder herstellen lassen. Tote aber hätten wir nicht erwecken können.«

Die drei Verletzten wurden in den Maschinenraum gebracht und dort niedergelegt.

»Ich telephoniere schon,« rief Markus.

Er ließ sich mit der Zentrale verbinden, rief das Spital an und gab die nötigen Aufträge.

Er wollte eben befriedigt das Hörrohr an den Schalter hängen, da schrillte der Fernsprecher von neuem.

»Hallo? Hier Markscheiderei. Wer dort? — Wie? Was ist geschehen? Was sieht man nicht mehr? — Verstehe ich Sie recht? Das ist doch nicht möglich! Das ist ausgeschlossen! — Haben Sie sich davon überzeugt? — Aber das ist ausgeschlossen.« Totenbleich lehnte sich der Inspektor neben dem Telephonkasten an die Wand.

»Was ist denn? Was ist geschehen?«

»Ich weiß nicht,« sagte der Inspektor. »Bin ich nicht bei Trost, oder reden die dort irre?«

»Ja, aber was soll denn sein?« fuhr jetzt Frick auf. »So reden Sie doch endlich!«

»Der Diensthabende im Spital«, sagte Markus und ließ das Hörrohr sinken, »sagt, daß das Haus des Herrn Oberverwalters vom Spital aus nicht mehr zu sehen sei.«

»Was heißt das?« fragte der Oberverwalter und nahm das Hörrohr. »Hallo!« rief er. »Was soll das heißen? Sie sehen mein Haus nicht mehr?«

Da klang es wirr und zitternd aus dem Hörrohr herüber: »Herr Oberverwalter, ich bitte schön, es ist so, wie ich es sage. Wo früher Ihr Haus gestanden ist, da ist ein ganz leerer Fleck. Der Friedrich, den ich hinübergeschickt habe, der sagt, soviel ich verstehen kann, es ist nichts zu sehen als eine Grube, und Wasser ist drin in der Grube. Von dem Haus ist nichts da.«

Der Oberverwalter lehnte an der Wand. »Es ist gut,« sagte er ins Telephon hinein.

Dann trat er ein paar Schritte in das Zimmer vor und rief: »Wer geht mit mir?«

Sie gingen den Bach entlang, nein, sie liefen und rannten und stolperten, dann kamen sie zum Steg und bogen rechts hinauf gegen das Spital zu und — dann hielten sie still.

Von da aus hatten sie sonst den Förderschacht Nr. 9 mit seiner elektrischen Lampe niemals gesehen, der war verdeckt gewesen durch das Haus des Oberverwalters. Aber jetzt, jetzt sahen sie ganz deutlich den Förderschacht mit seinen elektrischen Lampen.

Schritt für Schritt, ohne zu sprechen, gingen sie vorwärts. Grubenlampen warfen Licht auf ihren Weg.

Da war der Garten, da war noch der weiße Kies, und dann mischten sich Lehm und Gestein dazwischen, und hier — hier waren einmal die Stufen gewesen, die hinaufgeführt hatten zu der kleinen Terrasse vor dem Haus. Diese Steinstufen waren nicht mehr da.

Und dann sahen sie es ganz deutlich. Gestein und Erde lagen durcheinander, und unten, da war eine Wasserlache, soviel sie im Dunkel der Nacht erkennen konnten, trüb und schmutzig. Und in der Mitte stiegen ganz langsam gluckende Wasserperlen empor.

Tanzende Lichtflecken warfen die Bergwerkslampen in den Händen der Männer auf die Grube und die Lache in ihr. Dann wagten sich die ersten, bei jedem Schritt mit dem Fuße leise vortastend, vorwärts. Aber sie fanden nichts andres als Schutt und wieder Schutt und trübe Wasserlachen dazwischen und kehrten zurück und kamen wieder an die Stelle, wo der Oberverwalter stand, unbeweglich mit beiden Armen den Mantel über der Brust kreuzweise zusammengefaßt und den starren Blick hinabgesenkt in die Pfütze vor ihm.

So standen sie lange Zeit und wagten nichts zu sagen. Endlich fand Frick, der Obersteiger, den Mut, zu sprechen. »Ja,« sagte er, »jetzt muß man nur nachfragen, wohin sich die Frau Oberverwalter gerettet hat.«

Wie von einem elektrischen Schlag getroffen, zuckte der Oberverwalter empor und faßte nach der Hand des Obersteigers. »Glauben Sie das? Ja?« hastete er hervor und umklammerte die Hand des andern wie mit einem Schraubstock. »Suchen Sie sie doch! Suchen Sie! Ich —



Ernst Eimer: Auf der Walze

ich —« Er bäumte sich empor. »Ich kann nicht suchen. Ich bin —«

Da fingen sie ihn auf und trugen den Leblosen hinab in die Markscheiderei. Dort bereiteten sie ihm ein Lager, und der Bergwerksarzt, der herbeigeeilt war, hielt neben ihm sorgenvolle Wache.

Als der Oberverwalter erwachte, war es Morgen. An seinem Lager stand der Obersteiger.

Mit irren Augen blickte der Oberverwalter um sich, richtete sich langsam auf und bemühte sich, mit der zitternden Hand die Erinnerungen von der Stirn wegzuwischen. Er ließ den ausdruckslosen Blick auf dem Obersteiger ruhen, doch dann kam plötzlich Leben in die hingesunkene Gestalt. Er richtete sich jäh auf, sein Blick wurde fragend, dann umkrampfte er die Hand des Obersteigers und stieß hervor: »Frick,« sagte er, »was ist?«

Es kam keine Antwort.

Da ließ der Oberverwalter die Hand langsam sinken und fiel wieder auf sein Lager zurück. »Ich weiß,« sagte er, »Sie brauchen mir nichts mehr zu sagen.«

So lag er, dumpf vor sich hinstarrend, eine Weile, dann richtete er sich langsam auf, hob die Beine vom Lager und setzte sich auf dem Diwan zurecht.

Nach einiger Zeit klappte er die Hände ineinander und fragte mit tonloser Stimme: »Wie steht's im Werk?«

»Gut, soweit,« sagte Frick. »Soviel wir erkennen konnten, muß die Quelle sich in den vergangenen Wochen in einem großen unterirdischen Becken gestaut und dieses dann gesprengt haben. Nun fließt sie, ohne Schaden anzurichten, in die toten Gänge ab und versickert.«

»Sie glauben also, daß keine unmittelbare Gefahr mehr besteht?«

Frick schüttelte den Kopf.

»Nun und —« fuhr der Oberverwalter fort, »von — meinem Haus« — er rang mit den Worten — »findet sich keine Spur?«

Frick sah zu Boden. »Nicht die geringste, Herr Oberverwalter. Das hat der Berg verschlungen, und wenn wir nicht irren, so muß es in jene vorhin genannte Höhlung hinabgesunken und von Schutt überlagert sein.«

Der Oberverwalter stand am Fenster und sah hinaus auf die sonnenüberglänzte Morgenlandschaft. Unbeweglich waren seine Züge.

»Wie geht es den Verletzten?« fragte er nach einiger Zeit.

»Denen geht es gut,« entgegnete der Obersteiger. »Ich glaube, sie werden nach drei Wochen außer dem gehabten Schrecken nichts mehr von der Sache zu verspüren haben.«

»So bin ich also,« sagte leise der Oberverwalter, »der Einzige, der hier einen Verlust zu beklagen hat.«

Frick hatte sich jäh umgewandt.

»Nun?« fragte der Oberverwalter. »Oder — ist doch noch etwas andres geschehen?«

Der Obersteiger strich sich über die Stirn. »Ja,« sagte er, »es ist — wie soll ich's Ihnen nur sagen —? Nun, mein Gott, er hat Ihnen ja nicht nahe gestanden. Wir haben noch einen zweiten Vermißten zu beklagen.«

Der Oberverwalter richtete sich auf. »Wer wird noch vermißt?«

Frick ging rasch einige Schritte auf und ab. Dann sagte er: »Noch einer, ja. Doch das muß sich auf irgendeine Weise aufklären. Ich weiß nicht, ob das mit dem Unglück irgendwie zusammenhängt.«

»Nun also, wer?« drängte der Oberverwalter.

»Der Ingenieur vom Elektrizitätswerk wird vermißt,« entgegnete langsam der Obersteiger. »Was haben Sie?« fragte er dann jäh den Oberverwalter.

Der war zusammengesunken und sah ihn mit starren Blicken an.

»Was haben Sie, um Gottes willen?«

»Nichts,« sagte der Oberverwalter und richtete sich auf. »Ich möchte nur wissen, warum Sie so lange gezögert haben, mir das zu sagen.« Er sprang auf und trat mit einem drohenden Blick vor Frick hin.

Der Obersteiger griff sich mit beiden Händen an die Brust, dann sagte er: »Ich weiß wirklich nicht, was ich tun soll. Aber vielleicht ist es besser, ich sage es Ihnen, wie es ist, vielleicht werden Sie dann weniger um Ihre Frau trauern. Es ist nachgewiesen, das heißt, die alte Lena hat es gesehen, daß der Ingenieur gestern abend Ihr Haus« — er stockte —, »Ihr ehemaliges Haus betreten hat.«

Ereignis

Auf der ganzen Erde erloschen auf einmal die Glühbirnen,
Daß der Gelehrte nicht weiterstudieren konnte vor dem aufgeschlagenen Buch,
Dem Redner plötzlich tausendköpfige Volksversammlung vor den Augen versank
Und im Ballsaal die wirbelnden Paare wie versteinert stehnblieben mitten im Tanz.
— —
Und alles blickte auf und — erblickte die Sterne
Und dachte an Gott.

Leo Sternberg

Gedichte

Fahrt in den Traum

Nun reis' ich ab in Schlaf und Traum.
Schon federt leise mich mein Herz.
Ein stilles Wort vom Tagessaum
Rauscht dunkel auf in Abschiedsschmerz.

Die Wälder stehn verwundert da
In weißen Kleidern weit und schön.
Der junge Birnbaum drängt sich nah
Und möchte mich noch einmal sehn.

Die Nacht winkt mit dem Mond herein,
Dem Freunde zu, der nun verreist.
Ein lieber Mensch steigt zu mir ein —
Ich weiß es selbst nicht, wie er heißt.

Karl Martin Schiller

Beim Einschlafen

Gute Nacht, lieber Tag! Guten Tag, liebe Nacht!
Das Lärmen verstummt, und die Stille erwacht.
Und die Sonne versinkt, und der Mond glänzt von fern:
Ohne Licht ist kein Ort und kein Mensch ohne Stern.

Liebes Licht! Liebes Dunkel! Glückseliges Spiel!
Das Herz weiß den Weg, und es kommt schon zum Ziel.
Klingt denn Lust nicht so hin, und ist Schmerz denn ein Wort?
Das Herz ist so reich, denn das Herz ist ja dort.

Doch nun werd' ich so müd', und die Seele will ruhn.
Sie ruht, wenn sie wandert, so wandert sie nun.
Es ist alles so nah und ist alles so fern,
Und sie fühlt sich so licht, denn sie ist ja ihr Stern.

Karl Martin Schiller

Der Bach

Es rinnt mein Leben wie ein Bach zu Tal,
Drängt murmelnd, schäumend sich durch schwere Steine
Und windet sich in enger Felsen Qual.

Doch manchmal steht er still in klarer Reine,
Daß blanke Kiesel auf dem Grunde winken,
Gibt jedem, Himmel, Wald und Fels, das Seine,

Läßt Sonnenschein aus seinem Spiegel trinken.
Dann eilt er weiter und nimmt mit im Lachen
Der hellen Wellen, die wie Silber blinken,
Die Lichter, die ihn lang noch fröhlich machen.

Wolf-Heinrich von der Mülbe

Goethes ewige Flucht

Von Dr. Karl Theodor Strasser

Hundertsechsundsiebzig Jahre ist die Zeit gelaufen seit Goethes Geburt. Damals schwebten noch Sänften durch die altfränkischen Gassen der Krönungsstadt am Main, und die Schwertschläge des großen Königs weckten das verschlafene Reich aus Träumen. In unendlichem Schwunge scheinen wir uns von jenen Tagen zu entfernen. Kaum daß man am verborgenen Hirschgraben noch Goethes Geburtshaus wiederfindet in dem Netz weltstädtischer Straßen; das behäbige Frankfurt der Goethezeit wohnt jetzt nebenan in der Abnahme.

Aber auch Goethe selbst scheint sich uns zu entwinden. Um 1900 glaubten die Philologen sein Bild endlich zu besitzen. Aber gleich zeigte sich, daß all ihr beispielloser Fleiß nur Vorarbeit war, daß sie nur Trümmer aus vergangenen Jahrzehnten ordneten, daß der Bau erst begann. Seitdem formt die Zeit weiter am geistigen Bilde dieses Mannes, der sich mit Napoleon in die Herrschaft der Welt zu teilen schien. Kaum ist ein neues Werk über Goethes bedeutendste Schöpfung, seine Persönlichkeit, erschienen, so will es wieder veralten. Und der Geist des Dichters, ein ewiger Vogel Phönix, fliegt unsrer Zeit hundert Lichtjahre voraus.

Goethe flieht.

Aber nicht diese Flucht ist es, die unsre Blicke heute fesseln soll.

Vor uns steht das Bild des Sechzehnjährigen. Emil Ludwig hat ihn neu geschildert. »Zierlich, geziert, mit gepudertem Haar und Schleife, einem Spitzenhalstuch, das wie ein spritzender Quell über die Brust springt, unter der sein ruheloses Herz blutet, der farbige Rock weit geöffnet mit goldenen Knöpfen, die Hand am Degen wie ein Prinz von Geblüt.« Und über dem allen glutend zwei große dunkle Kastanienaugen voll Schwermut, aber auch voll kecken Feuers — tiefer, poetischer, seelischer als der sinnlich wie ein Rokokovers geschwungene Mund mit den zynisch-leichten Erbenlippen. Alles in allem ein Wesen voll unversöhnter Widersprüche: schwer und leicht, spöttisch und liebevoll, unbeständig und anhänglich, geckenhaft und in seiner Urnatur im Grunde natürlicher als diese Zeit, einziger Freund eines Sonderlings und Zierpüppchen auf der Promenade:

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.
Behrisch, des Frühlings Lächeln,
Erheitere deine Stirne nie;
Nie trübt sie dann Verdruß,
Des Winters stürmischer Ernst.
Zerreiß sie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangenen,
Der fliehen kann, zurück ...
Du gehst, ich bleibe.
Aber schon drehen
Des letzten Jahres Flügelspeichen
Sich um die rauchende Achse.
Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten —
Da springen die Riegel,
Frei bin ich wie du!

Wer ist dieser Jüngling, voll von Weltklugheit und dunklem Rhythmus, voll Freiheitsgefühls inmitten eines zügellos hingelebten Tages, voll Herbstgefühls mitten im Frühling?

Es ist derselbe, der in Käthchen Schönkopf verliebt ist. Sie ist älter als er, Weinhändlerstochter und, wie alle Mädchen Goethes, eine sanfte Natur. Sein Liebeswille, seine Hingabe sind grenzenlos. Man kennt seine rasenden Briefe voll Eifersucht und Eitelkeiten, voll Empfindlichkeit und leidenschaftlichen Empfindens. Aber seine Absicht ist ganz prosaisch: eine geordnete Ehe an Käthchens Seite — so bindet sich sein phantastisch schweifendes Gefühl — und zwischen Dämonie und Naivität, toll und klug. Aber nachdem dieser Vorgänger Werthers sein Ziel erreicht bei seinem Käthchen, das er mit glöckchenreichen, aber fast melancholischen Reimen an Annette überklingelt — wir wissen bei Goethe nie: welches Ziel —, da löst sich dieser noch mehr sinnliche als übersinnliche Freier freiwillig von ihr ab. »Sie soll glücklich sein. Kann sie einen rechtschaffenen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich sein! Fluch sei auf dem, der sich versorgt, ehe das Mädchen versorgt ist, das er elend gemacht hat!«

Man hört, er deckt seinen Rückzug. »Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf.« Und kurzerhand zieht Käthchen hinter seinem Rücken den Versorger hervor. Goethe aber, seelisch und physisch überreizt und zerstört, bricht zusammen: »Ich gehe nun täglich mehr bergunter. Drei Monate, Behrisch, und darnach ist's aus.«

Wenn man wüßte, ob hier der Wirklichkeitsmensch spricht, ob hier der Dichter sich selbst zum Werther vorgeformt hat — erst dann sähe man klar genug. Zwischen den Kugeln: Leidenschaft — Erfüllung — Absage — Zusammenbruch sind viele Glieder möglich. Genug: Goethe steigt wie ein Toter aus dem Grabe, mit zögerndem Schritt noch einmal nähert der Halbgeheilte sich dem Weinhaus mit dem Engel drin, den er freigegeben. Aber als er den selbst gewünschten Nachfolger, Käthchens späteren Mann, erblickt — da wendet

er sich fliehend und ohne Abschied, voll Resignation. Er liebt sie noch.

Zum erstenmal flieht Goethe vor einer Frau, die er liebt.

Warum? Mit 22 Jahren schreibt der Dichter von Frankfurt aus an den Straßburger Aktuar Salzmann: »Mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Atem zu holen und rückwärts zu sehen!«

Hat man schon einmal unter diesem Gesichtspunkt die Straßburger Zeit betrachtet, die er so zeichnet? Goethes ungeheures Wachsen durch Herder, Shakespeare, die Eroberung der Gotik ist bekannt. Aber merkwürdig nach Leipziger Art klingen ein paar Briefstellen andrer über ihn.

Seinem Freund Lerse gegenüber, mit dem er auf Reisen oft in einem Bette schlief, sprach er »in hoher Verzückung Worte der Prophezeiung und machte ihm Besorgnisse, er möchte — so heißt es wörtlich — überschnappen.« Ein andrer meint: »Man glaubt durchgängig von ihm, daß er in seinem Obergebäude einen Sparren zu viel oder zu wenig habe.« Ein dritter: »Als das Gefühl seines Genies in ihm erwachte, ging er mit abgekrempten Hut und unfrisiert, trug eine ganz eigne und auffallende Kleidung, durchirrte Wälder, Hecken, Berg und Tal auf seinem ganz eignen Wege; Blick, Gang, Sprache, Stock, alles kündigte einen außerordentlichen Mann an.« Herder endlich nennt ihn »äußerst leicht und viel zu spatzenmäßig«, aber alle Helden Homers würden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche.

Sechzehn Monate war Goethe in Straßburg: im Oktober lernt er Friederike kennen, merkwürdig milde, lieblich, ruhig-süß wie ein Maienmorgen beginnt das durch Dichtung und Wahrheit zum Märchen umgedichtete Idyll — aber im Mai liegt bitterer Frost über den Briefen. Goethe war in Schuld verstrickt, »zum erstenmal schuldig«, wie er selbst mit späten Worten entschied, die Schreiben an Salzmann reden eine fast verzweifelte Sprache. Beschämt und voller Gewissensbisse riß er sich los, um in fast rasender Eile diesem quälend gewordenen Landpfarrhaus zu entkommen. Als er dann in Frankfurt gelandet war, fand kein einziger Brief nach Sesenheim mehr — Goethe sah sich nicht um, sprach nie mehr von Friederike —, erst acht Jahre später schleppt ihn sein böses Gewissen (»conscia meas, leider nicht recti!«) an die Stätte seines stillen Glückes, seiner furchtbaren Leiden zurück.

Es war Goethes zweite Flucht: über Liebe, Schuldlosigkeit, Frieden hinweg mit einem seltsamen Gemisch von Kühnheit und Angst.

Warum flieht Goethe?

Halten wir einen Augenblick ein, so zeigen sich uns gewisse, beiden Lebensabschnitten gemeinsame Gesamttriebe, die tief in Goethes Natur verankert scheinen. Gleich vom ersten Augenblick an, gewissermaßen in der ersten Hälfte der Freundschaft, überwiegt der Hang zum Bleiben, Sichansiedeln, Ruhen, Sichschmiegen — der Trieb zur Ehe. Aber jedesmal, wenn das Mädchen erobert ist, beginnt die Flucht.

> Ach, was soll der Mensch verlangen?
> Ist es besser, ruhig bleiben,
> Klammernd fest sich anzuhängen?
> Ist es besser, sich zu treiben?

Die Polarität dieser beiden Kräfte ist für das Wesen des Menschen Goethe furchtbarer Zwang.

Aber dicht daneben waltet eine andre, die freilich zu der ersten in irgendeiner Beziehung steht. Besonders deutlich verrät sie die zweite Flucht. In Dichtung und Wahrheit erscheint die Friederikengeschichte verklärt und fast als Hauptinhalt der Straßburger Zeit; aber schon das Halbjahr nach dem Abschied, ja schon gleichzeitige Briefe und Tagebuchnotizen drücken sie zur Episode herab — zugunsten des Werks. Durch Herder geweckt, regt sich mit Adlerschwingen in Goethe der Faust, der zu seiner Geistesbestimmung unaufhaltsam forteilende Genius, und Friederike scheint fast nur um »Götz« und »Clavigo«, um den »Urfaust« da.

Diese Bedingtheit seiner Zusage spielt aber von vornherein in Goethes Hingabe hinein. Er will Friederike lieben oder redet sich dauernde Liebe ein — aber er gibt sich nie, nie ganz. Mitten im Rausch bleibt Besinnung. Dies Vorgefühl, sich nicht zu geben, gegen die volle Liebe des Mädchens nur halbe, nur Spiel zu bieten, das dann auch für Friederike zum bittersten Ernst wird, ist Goethes tiefe Untreue, ist etwas Dämonisches in ihm, und nur aus diesem heraus vermochte er eine Gestalt wie Mephisto zu schaffen. Faust und Mephisto — Geist und Sinnlichkeit — Treue und Untreue: beides ist Goethe.

Das dritte Liebeserlebnis aber bringt etwas Neues.

Mit 23 Jahren träumt und sieht er sich durch die Mondscheingassen des Reichskammergerichtsfleckens Wetzlar. Präsidenten und Adel, Gesellschaft und beamtliche Geschäftigkeit. Dazwischen ein Idyll am Brunnen, wie später im Roman, ein Gesang Homer, seltsame Bekanntschaften, ein ländlicher Ball mit Pfänderspielen, Gewitterregen und schwärmerischem Naturgenuß. Und dann inselhaft — eine Liebe zur Braut eines andern: Lotte und Kestner. Wieder ein Idyll. Wieder ein sanftes deutsches Mädchen. Wieder Häuslichkeit. Wieder ein Entgegenkommen mit halber Absicht. Aber Kestner, der klarste Beobachter des jungen Goethe, weiß ihn zu nehmen. Er bietet Freundschaft an, aber schränkt mit ruhiger Gebärde ein. Das stärkt Goethes Besinnung, aber zugleich auch seine Leidenschaft. Und wieder kommt der Punkt unaufhaltsam. Im »Werther« ist die schöne Sommernacht auf der Terrasse geformt, wir besitzen sie auch in Briefen. Goethe naht mit der Absicht, zu fliehen. Er bringt das Gespräch auf die höchsten,

fernsten Dinge: Unsterblichkeit — Wiedersehen — Liebe — Freundschaft. Man empfindet diese heißeste Nähe bei der Absicht, sich in letzte Fernen zu stürzen! Dann am nächsten Morgen ist Goethe ohne Abschied spurlos verschwunden. Niemand weiß etwas. Er ist geflohen.

Bis dahin zeigt diese dritte Flucht alle Erscheinungen der beiden früheren, nur deutlicher. Aber ihr eigentlicher Sinn enthüllt sich erst einen Monat später. Ein junger Gesandtschaftssekretär hat sich erschossen. Aus unseliger Liebe und verletztem Ehrgefühl. Jerusalem macht Goethe wahrhaft zum Dichter seiner selbst.

Goethe sieht in diesem Schicksal eine Möglichkeit seines eignen. Es ist die Zeit, wo er anfängt, des Nachts geladene Pistolen auf seinen Tisch zu legen. Aber in Wahrheit konnte Goethe niemals Jerusalem werden, und so schuf er den »Werther«. Denn seine Flucht lag ja hinter ihm, hatte ihn gerettet. Werther war nicht der wirkliche, war nur der Phantasie-Goethe.

Dies ist das dritte Kräftepaar: Phantasie und Wirklichkeit. Goethe gab sich dem Wirklichen nie ganz, hielt ein inmitten der Bahn und dichtete das Erlebnis zu Ende, statt es (wie Jerusalem) zu Ende zu handeln. Ist das tapfer? Ist das feige? Die Begriffe versagen. Es liegt ebenso viel Rausch wie Kühle darin, ebenso viel wirkliche wie geträumte Gefahr, ebenso viel Selbstbeherrschung wie Spiel mit dem Untergründigen. Goethe flieht, weil er fürchtet, sein Traum, sein Spiel könnte wirklich werden. Vor dieser Selbstvernichtung rettet er sich durch Flucht und bejaht damit das Leben mit entschiedenem Befehl. Diese Bejahung treibt die Mühlen seiner großen Dichtung.

Brausend rast sein Siegesgespann davon. Auf seinem Wagen lenkt ein Titan. Es sind Prometheus, Cäsar, Mahomet, mit denen er um die Wette fährt, aber daneben schweift — der ewige Jude. Dies ist **auch** Goethe. Sein unruhiges Quirlen und Rennen löst sich in die großartig-wodansche Haltung des Wanderers auf. Er nennt sich selbst den »Ewig Unbehausten, den Unmensch ohne Rast und Ruh«, aber er wandert zu Freunden und Frauen. Am Hofe von Darmstadt, zwischen schwärmerischen Damen, in Ehrenbreitstein, in Pempelfort und Elberfeld sucht er wie früher den Frieden stiller Häuslichkeit. Merkwürdig reisend, wandernd, fahrend bettet sich der Unruhige immer wieder in ruhigen Häfen: wir fühlen ein viertes Kräftepaar, das doch, den drei ersten verwandt, im Grunde nur neue Ausdrucksform für dieselbe Polarität scheint.

Und inmitten dieses endlos herrlichen Treibens und Phantasierens — Lilli. Da steht sie in elegantem Reitkleide, eine hübsche Blondine, oder singend unter glänzenden Kronleuchtern — zwischen Fächern, Spiegeln, auf Bällen und häuslichen Theaterszenen, zwischen Blumen, Verehrern und reichen Onkeln. Dann geht's in die Villenstadt Offenbach. Lillis Park: eine Frau zwischen Tauben und Pfauen, edlen Hunden und Katzen, zahmen Eichhörnchen und Kindern.

Da ist das Idyll von Wetzlar in frischer Blüte! Ein warmes, buntes, frohes, geselliges Heim. Und hier tritt etwas Neues — eine fünfte Polarität — aus Goethes Wesen, das erst der nächste Lebensabschnitt deutlich aufhellt. Wir kleiden es zunächst in die Frage: Warum sucht Goethe das Gesellige? Liebte er es?

Lilli singt sein tiefes Lied:

Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Da treffen wir in Goethes Herz. Er mag sich auf der Leipziger Promenade tummeln, in Wetzlar die Tafelrunde in Erstaunen setzen, in Frau Schönemanns glitzernden Gesellschaften glänzen — er bleibt doch einsam. Unendlich einsam. Tief in Nacht. Nur ist diese Nacht nicht öde. In Leipzig hockt er mit dem Sonderling Behrisch zusammen, in Straßburg macht er den alten Aktuar Salzmann zum Vertrauten, in Wetzlar liebt er Kestner und schwärmt in Frankfurt mit Fritz Jacobi und Lavater — aber wem gab sich diese überströmend reiche Seele je ganz! Will ihn der Freund fassen, so stürzt er sich ins Treiben der Welt davon. Das Gesellige ist ihm nur notwendige Ergänzung seines einsamen Ichs, das den ganzen Menschen ersehnt. Und Lilli? Er sucht und flieht sie — sie zieht und stößt ihn ab. Endlich siegt der Trieb zur Bindung: fromm, gefügig legt Goethe unter Aufsicht einer Tante seine stürmischen Hände in die häuslich-frauenhaften des schönen Mädchens.

Aber sofort beginnt die Flucht. Es kann nicht anders sein. Fünf polare Kraftpaare bekämpfen sich bis zur Siedehitze. Goethe will endlich bleiben, da treibt ihn die Angst vor dem Hafen wieder aufs offene Meer. Sein Werk brandet in diesem Faust, ruhig glaubt er's in Lilli zu gestalten — da peitscht ihn sein Dämon, das Band zu zerreißen. Und wieder übernimmt seine Phantasie alle Wirklichkeit, er bändigt die rasenden Rosse — in überschneller Fahrt scheint der wirkliche dem phantastischen Goethe bis an Italiens Grenzen nachzueilen. Und in aller Geselligkeit ist er doch einsamer geblieben, als Außenstehende glaubten. Eine Provinz ruht in ihm, in die sieht niemand hinein, die gibt er niemals preis.

Und in immer größeren Wellenkreisen wiederholt sich das Ringen zwischen Bleibe und Flucht.

Da kommt ihm ein Märchenprinz zu Hilfe. Am 7. November 1775 fährt der Ewig Unbehauste in einer herzoglichen Kutsche zum Weimarer Tor hinein. Er ist nun 26. Lilli hält ihn noch eine Weile, ja im Grunde kommt Goethe über diese Notwendigkeit seines Lebens, seine vierte Flucht, nie ganz hinweg, und ewig haftet das Wort:

Flieh' ich, Lilli, von dir? Muß doch an
Deinem Bande,
Durch fremde Lande,
Durch ferne Täler und Wälder wallen!
Ach, Lillis Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

»Rette mich vor mir selbst!« rief der junge Dichter in seinem Briefe an seine Vertraute, Gräfin Auguste Stolberg. Er sah sie nie — vielleicht darum gab dies bis an die Grenzen der Phantasie schwellende Herz sich dieser unwirklichen Freundin so offen wie selten. Seine Brust stöhnt auf in Schreien: er weiß, es wird die schwerste Flucht, diese vierte. Aber Mephisto treibt, weil Faust muß.

Noch einmal türmt sich Goethes Jugend im Getümmel der wilden Freuden zur tollen Zeit von Weimar. Dann wird es still.

Der Zauber einer Frau hat ihn getroffen. Es ist die stolze, führende, kinderreiche, enttäuscht am Ende ihrer eignen Jugend stehende Frau v. Stein. Ihr größtes Glück, ihre tiefste Enttäuschung wird der Promethide. Zehn Jahre lang fesselt sie den viermal Flüchtigen an Haus und Garten, an Lippen und Liebesbrief. Endgültig scheint sie den ruhelosen Ahasver zum Bleiben zu gewöhnen, zur seelischen Ehe — ja, mehr: seine Phantasie zu beschränken, den Wirklichkeitssinn zu stärken, den Mephisto ganz zu ersticken, den Dämon zu bändigen, ohne dem Faust volle Entfaltung zu winken. Goethe wird ungesellig — sie macht ihn einsam. Ganz will sie ihn, ohne sich ganz zu geben, mit seiner Kunst wendet sie den Spieß, den Goethe sonst gegen die Frauen wandte.

Sie lockt und labt wie eine Nixe, weiß ihn durch übersandte Liebesangebinde bis ins Herz zu erschrecken, daß er zittert, gibt ihn keinen Augenblick frei — das ist Goethes Leben im Garten am Stern.

Aber die Gefangenschaft des einmal Gebliebenen wird doppelt. Der Herzog bändigt den unbändigen Dichter durch seine Unbändigkeit. Zum zweiten Male sieht Goethe sich im Spiegel. Damals stand er vor der Selbstvernichtung — Freitod oder Wahnsinn; heute vor der Krisis seiner Persönlichkeit.

Wodurch rettet sich Goethe? Durch Wachsen über sein bisheriges Selbst hinaus. Und wodurch wächst er? Durch Pflicht! Zum ersten Male hat Goethe Pflichten — das hat ihn zu dem gemacht, was er ist. Pflicht zur Selbstbeherrschung, damit er dem Herzog Vorbild werde. Und als dieser nach andrer Richtung enteilt — Pflichten des Amtes: Arbeitsminister — Finanzminister — Kultusminister! Zehn Jahre trockener, mühsamer Verwaltungsarbeit. Wenn ein Feuer draußen im Lande auskommt, ist Goethe hingeritten, leitet die Löscharbeiten, läßt sich die Haare versengen. Ein Minister! Brechen die Wildschweine über die Ackerfluren, so gibt's ein langes Promemoria an den jagdtollen Herrn. Fehlt's an Rekruten, so sitzt Goethe am Dorftisch und hebt sie aus. Streiten sich die sächsischen Herzogtümer um die gemeinsame Universität Jena, so ist Goethe der Diplomat, den Zank zu schlichten.

Nur still formt sich im Grunde zwischen Aktenbündeln die Sehnsucht Orests und die Doppelseele Tasso-Antonio aus Goethes Herzkämpfen.

Endlich aber ist es genug. Die Gesichter drängen, und draußen warten die Rekruten. Frau von Stein verlangt Hofdienst, und im Innern lebt Iphigenie. Drei Ministerien und drei Höfe: Akten und Schreiber und Termine und Kommissionen, als sei hier ein Jurist und kein Dichter. Wildschweine oder Egmont? Der Herzog oder Tasso? Iphigenie oder Frau von Stein?

Soll er zum fünften Male fliehen? Zehnjährige Pflicht hat Goethe erzogen. In Wahrheit ist er längst weltflüchtig und einsam geworden, ein Sonderling wie Behrisch, nur tausendmal so groß.

Vor Geselligkeit fürchtet er sich, den Hof besucht er nur befohlen, Frau von Stein beginnt er zu meiden, sie fühlt es und will sein Gewissen binden. Er ruft: »Haben Sie Mitleiden mit mir!«

Nach zehnjähriger Amtspflicht entdeckt er: »Ich bin zum Privatmann geschaffen.« Alle Welt glaubte ihn fest, seltsam bleibend, rührend verflochten — aber Goethe flieht. Niemand weiß, wohin; niemand, auf wie lange; niemand, wann. Frau von Stein bekommt monatelang keine Nachricht, dem Herzog muß ein Brief genügen. Goethe scheint vor sich selbst zu fliehen — er ist nur noch der unbekannte Kaufmann Möller.

Dies ist Goethes fünfte Flucht, in zweijähriger Verkleidung, ohne Heftigkeit diesmal, aber in tief aufrauschender Sehnsucht und so sicher wie ein Sonnenuntergang.

In Wahrheit ist es ein Sonnenaufgang. Faust, in fast völliger Reinheit, erhebt sich und sieht auf fernen Bergen — Neuland. Dorthin wandert Goethe.

Was ist seine leidenschaftlich gepriesene Entdeckung? Wahrheit — Natur — Sache und statt alles Sturms die Stille. Er ist über den Strom geschritten, der bald ihn und Schiller fühlbar trennen wird. Nicht mehr Rausch — nur noch Gestalt. Nicht mehr Dionysos — nur noch Apollon.

So bleibt Goethe — aber zu fliehen hört er nicht auf.

Freilich, der äußere Anlaß wird selten. Zurückgekehrt, weiß er sich mit 58 Jahren in jäher Trennung ohne Abschied von Minchen Herzlieb loszureißen, deren holde Erscheinung seine nun stille Seele heimlich zugetan war. Leidenschaftliche Sonette entringen sich seinem Herzen, aber das Haus betritt er nicht wieder. Es ist Dezember 1807. Die »Wahlverwandtschaften«, »Meisters Wanderjahre«, die »Farbenlehre« wachsen im Arbeitszimmer am Rosengarten.

Entsagung ist sein Lebenswort geworden — einst hieß es: »Glück ohne Ruh«.

Die Erscheinung ist die gleiche wie im Anfang, doch in andern Farben: einst rot, blau, dunkelschwarz — jetzt herbstsonnengold. Aber die Gründe sind, wenn auch unendlich vereinfacht, dieselben.

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf —

diese Verse von einst an Frau von Stein sind Wahrheit geblieben. Goethe hat sich gebändigt; steigt der Dämon, steigt Phantastik in ihm auf und verwirrt das Wirkliche, so greift er klar und fest zur Entsagung. In diesen selbstgewirkten Banden strahlt seine große Persönlichkeit mit unermeßlicher Kraft. Er zwingt seine Doppelseele in eine, ins Gebild der Kunst — er will nur einer sein, nicht Werther, nicht Ahasver, nicht Orest, nur — Goethe.

Doch noch einmal erfindet ihm seine unendliche Phantasie den liebenden Harfner. Es geschieht um Suleikas willen, um die dreißigjährige ehemalige Schauspielerin Marianne Jung, Pflegetochter des Geheimrats von Willemer auf der Gerbermühle bei Frankfurt. Es ist die Entstehungszeit des »Westöstlichen Diwans«. Seit Lillis Tagen ist Goethe nicht so leidenschaftlich gewesen, seit langem nicht so heiter, nie so weise. Liebevoll pflegt er seinen kranken Schreiber und läßt sich lächelnd allerlei Taktlosigkeiten zu seinem Geburtstage gefallen, als er im Herbst 1815 zum zweiten Male dort einkehrt. Es ist die Zeit der Weinlese und der goldenen Tage; ein Strom glücklicher Lieder fließt dem Abgeklärten zu. Wie einst Lilli, sitzt Marianne am Klavier und singt die neuen Strophen zum offenen Fenster hinaus über die Mainlandschaft.

Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Der Geheimrat Willemer jedoch, neun Tage nach des Dichters Ankunft, macht eilig Marianne zu seiner Frau — es ist fast lustig, dieser Kampf der beiden Alten.

Aber Goethe will nicht Marianne, er schätzt den Freund unentwegt, er liebt nur Suleika. Noch einmal ist seine Phantasie dem Wirklichen glücklich voraus, doch diesmal ohne Gefahr. Und so darf Goethe singen:

Über meines Liebchens Äugeln
Stehn verwundert alle Leute —
Ich, der Wissende, dagegen
Weiß recht wohl, was das bedeute.

Doch wer die Leidenschaftlichkeit der meisten Suleikalieder kennt, die, an Marianne entsandt, auch sie, und zu einer der feinsten deutschen Dichterinnen machten — der empfindet auch des Dichters Qual.

Plötzlich entfernt er sich auf vier Wochen nach Frankfurt. Nach drei Tagen sehen sie sich in Heidelberg. Es ist Tassos Schicksal, das sich wiederholt.

Noch einmal entsagt Goethe. Mit der Kraft eines Gottes zerdrückt er den Dämon. Keine Raserei mehr, nur kurzer seelischer Zusammenbruch und im Tagebuch wie Gewichte die drei Worte: »Traurig schwerer Abschied.« Dann zwei Abschiedsbriefe, der eine fast wörtlich wie vor 42 Jahren an Kestner und Lotte. Aber keiner an Marianne. Nur von Weimar aus ein zugesagtes Gedicht.

Der Sieg des Menschen ist entschieden.

Was ist sein Sinn?

Dem tiefer Denkenden wird zur Gewißheit, daß hier der Weg eines Genius liegt.

Wer die Geschichte betrachtet, wird mit Staunen bemerken, wie oft bedeutende Männer ihr Heil in der Flucht gesehen haben. Napoleon dreimal: in Ägypten, wo er Kleber zurückließ, dann nach Moskau, endlich nach Waterloo. Michelangelo flüchtete mindestens viermal: einmal infolge einer Vision, einmal nach Bramantes Intrigen, einmal vor dem Gewalthaber Malatesta, einmal in den Glockenturm von S. Niccolo nach der Eroberung von Florenz — aber wohl nicht bloß aus Angst, wie uns sein französischer Biograph Rolland glauben läßt. Ebenso ist Dante geflohen, ebenso Luther und Kleist, ebenso in sicherlich herrischem Auftakt Schiller.

Die Beispiele erläutern sofort zweierlei Arten von Flucht: Moskau, Waterloo, Michelangelos venezianische Flucht sind bloße Folgen stärkerer äußerer Umstände — sagen wir: aus äußerer Notwendigkeit. Dagegen sind Napoleons Abreise von Ägypten, Luthers Ritt von Augsburg, sein Entweichen in die Wartburg, Schillers Sichlosreißen aus der herzoglichen Gefangenschaft ähnlich wie Goethes sieben sichtbare Abschiede ganz innerer Natur.

Zuerst in Intervallen von etwa zwei Jahren, treten sie später in Pausen von zwanzig Jahren in Erscheinung und hören nach dem 66. Jahre ganz auf. Hier waltet ein Gesetz, das mit dem geistig-sittlichen Leben zusammenzufallen scheint.

Die polaren Spannungen in Goethe zwischen Ruhe und Bewegung, Wirklichkeit und Phantasie, Sich-zum-Punkt-schmiegen und Sich-zum-All-erweitern besagen alle das gleiche. Man darf auch das behaupten: Goethe übersprang fortgesetzt sich selbst, aber nur in der Idee — ein feines Gefühl des ihm Gemäßen ließ ihn vom Wirklichen stets nur so viel anziehen, wie er notwendig brauchte, ließ umgekehrt nur so viel seiner Phantasie zu Erde werden, als sein Leben benötigte.

Aber müssen wir wünschen, Goethe hätte nicht aus Leipzig, Wetzlar und Weimar fliehen sollen? Diese Verwechslung von Leben und Phantasie konnte nur kleinen Geistern wie Lenz geschehen — sie haben sich damit selbst vernichtet. Gerade die Spannung zwischen gelebtem und darüber hinaus nur gedachtem Leben war die unerschöpfliche Quelle von Goethes ewiger Dichtung.

Aber der Dichter, der stets die schärfsten Flammen des Augenblicks suchte, um mitten im Augenblick in ein Jenseits zu fliehen, kam durch das Stakkato abgebrochener Melodien stets über den bloßen Augenblick, über das bloß Zufällige hinweg zu einer Entwicklung von unerhörter Weite.

Man hat nur mit halbem Recht gern mit dem alten Goethe die Freude an der Evolution betont, der ruhigen Entfaltung — ohne zu sehen, daß seine Natur zunächst zu Revolution neigte, zum plötzlichen inneren Umschwung, wie ihn Paulus, Augustin, Dante, Rousseau, Kleist, Björnson erlebten. Goethe neigt von Natur zum Plötzlichen, zum Rausch, zum Damaskus — jede Flucht beweist es —, aber er wollte ruhiges Wachstum, und sein Wille siegte über den bloßen Trieb.

Im Alter aber kommt er zu der tiefen Einsicht:

Aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten.

Unser Wollen ist nur das, was wir unsrer Natur nach — und Natur fiel Goethe zusammen mit sittlicher Freiheit —, unsrer Bestimmung nach sollen.

Flieht Goethe vor sich selbst? Ja und nein! Sein Ausruf: »Rette mich vor mir selbst!« verkündigt uns nur das in jedem Menschen waltende Gesetz der Entelechie, d. h. der bildenden Seele. In diesem Sinne ist jede Flucht vor sich selbst ein Wachstum zum höheren Selbst hin, ein Sichverwandeln um des höheren Zustandes willen, wie es Goethe in die herrlichen Worte gebannt hat:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Diese sinnlich-sittliche Entfaltung zum wahren Selbst hin enthält die Lösung des Goethischen Problems von der Flucht.

Goethe floh nicht vor den Frauen, die ihm Medien seiner Geistesentfaltung waren, nicht vor sich selbst, sondern zu sich selbst hin.

Nur ein Wort bleibt noch als Glied im goldenen Ringe Goethischer Weltgedanken — und gerade dies letzte scheint so unendlich über unsrer kleinen erdenhaften Zeit zu strahlen wie der Sirius vor den andern Sternen.

»Jede Entelechie«, sagt der alte Dichter einmal, »ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt.«

Sie wird den Leib überdauern. Ihm war der Gedanke unerträglich, daß der tätig-lebendige Keimgeist der Natur in irgendeiner Monadenform verfliegen könne. Gegenüber der »schönen Erde« lag ihm »jenes feste Haus«, von dem die schon halb verklärte Mignon singt.

Goethes Flucht ist eine Form seiner seelischen Entwicklung, ein Gesetz, über das bloß Zufällige zum Sittlich-Notwendigen, über die bloße Erscheinung zur Idee seiner selbst zu entschweben. »Werde, was du bist.«

Goethes ewige Flucht ist das tiefste Sinnbild seines Werdens, seines Lebens, seiner Vollendung.



Noch immer

Noch immer durchreitet auf lichthellem Roß
Jung-Siegfried, in Händen sein wehrhaft Geschoß,
Die Weite im Morgengefunkel.
Noch immer bekämpft er mit Lanze und Schild
Die finsteren Mächte, die tierhaft und wild
Sich bergen in Schatten und Dunkel.

Und immer noch neigt er sein lichtfrohes Haupt
Zu Quellen, von Wäldern der Heimat umlaubt,
Von Reinheit und Liebe getragen.
Und immer noch lauert ein tückischer Ger,
Noch immer durchbohrt ihn von hinten ein Speer,
Noch immer wird Siegfried erschlagen.

Erika von Norden



Mohn

Blumenmalerei

Zu fünf Blumenstücken von Max Streckenbach

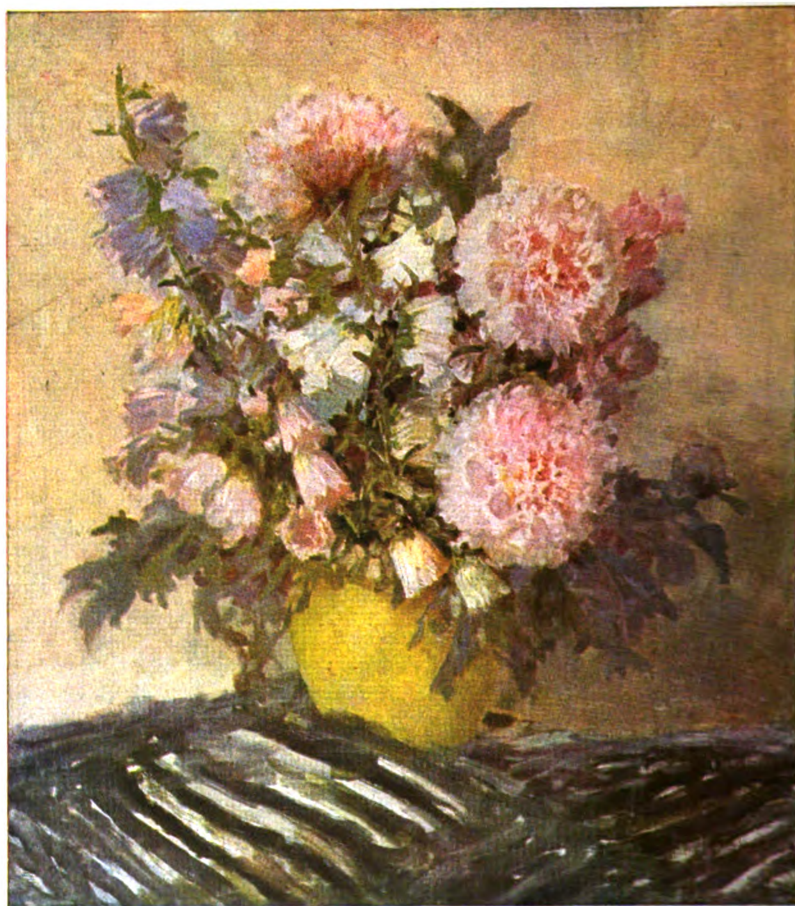
Von Ernst Warburg

Schon einmal trug ein Aufsatz unsrer Monatshefte diese Überschrift. Das war vor acht Jahren, noch mitten im Kriege, als unser tod- und wundengewohntes Auge dürstete nach lieblichen Formen und wohltuenden Farben. Damals streute derselbe Maler, der uns heute seinen rotleuchtenden Mohn, seine blassen Glockenblumen, seine bunten Tulpen, seine süß welkenden Rosen und seinen feinerlesenen Herbststrauß zeigt, wie heilenden Balsam holde Kinder Floras über die leidzerfurchte Erde und entführte uns für ein Weilchen aus der grausamen Wirklichkeit in ein Reich sanften Friedens. Wenn er heute wiederkehrt, so findet er, im siebten Jahre nach dem sogenannten »Frieden« von Versailles, immer noch eine leidzerquälte und trostbedürftige Welt, aber unser Verhältnis zur Natur und ihren unschuldig-fröhlichen Geschöpfen ist doch schon ein wenig unbefangener und freier geworden als im furchtbaren Krisen- und Entbehrungsjahr 1917, und Streckenbach kommt mit Schöpfungen, die auch die letzte Spur von Zagheit und Vorsicht, die jenen früheren Bildern wohl noch anhaftete, kraft eines ungleich beherzteren Kolorismus siegreich überwunden haben.

Auch damals gab es bei ihm schon »Leuchtenden Mohn«, aber sein Feuer war durch Schneeballen und grüne Ranken gedämpft, und wenn er einen Feldblumenstrauß heimbrachte oder die Farbenstimmung des Sommers und Herbstes in Blumengebinden ausdrückte, so wählte er die Farben der Vasen oder des Hintergrundes so, daß die Koloristik der Blumen dadurch gebunden oder neutralisiert wurde. Nur die Anemonen und die Stiefmütterchen mit ihren vollentfalteten Kel-

chen und ihren kräftig kontrastierten Farbtönen setzten sich auf goldgelbem Hintergrund in Zeichnung und Farbgebung energischer durch. Alles in allem herrschte damals eine gewisse Blässe vor, die sich noch gar zu offensichtliche Mühe gab, das Kennerhafte des um die Spezies und Staubfäden wissenden Botanikers zu verleugnen und jenes »Schwebende« zu treffen, das Goethe von dem Blumenmaler fordert.

Streckenbach selbst, heute ein Sechzigjähriger, macht kein Hehl aus den Widerständen, die der Maler in ihm gegen den Gelehrten zu überwinden hatte. Mußte er doch durch die Wissenschaft hindurch, ehe er zur Kunst kam. Nachdem er (geboren 18. Mai 1865 in Eckernförde) in Schleswig die Domschule absolviert hatte, ging er nach München, Berlin und Kiel, um Medizin zu studieren. Dann hielten ihn in Bern noch eine Weile die Botanik, die Geschichte und die Kunstgeschichte fest, bevor er sich, ohne irgendwelchen Unterricht genossen oder gar eine Akademie besucht zu haben, seiner frühen heimlichen Liebe, der Malerei, in die Arme warf. Mit frisch-fröhlichem Mut, ohne viel Umstände fing er an, gleich unmittelbar nach der Natur zu malen. Eine einflußreiche Gönnerin, die früh auf seine Bilder aufmerksam wurde, erwirkte ihm vom Prinzenpaare Heinrich von Preußen die Erlaubnis, den reichen Blumenflor des Parkes von Hemmelmark als Motivenschatz zu benutzen. Da hatte er künstliche und wilde Blu-



Glockenblumen



Tulpen

men eng beieinander und genoß von der Natur selbst die Erziehung, die Lichtwark um ungefähr dieselbe Zeit Grund genug fand, all unsern Künstlern und Künstlerinnen, die Blumenstücke malen, aufs nachdrücklichste zu wünschen: mehr Beschäftigung mit den wilden Blumen! »Was dem modernen Blumenstück oft fehlt, der Reiz der Innigkeit, die Poesie, läßt sich an den Modeblumen, die meist ein Element Brutalität enthalten, schwerlich erwerben.« Der Franzose Fantin-Latour ward dann unserm Künstler, der sich doch seine eigne deutsche Note vollauf bewahrte, letztes technisches Vorbild und Lehrmuster, er, der, wie kaum ein zweiter, den Duft und die Poesie der Blumen, das geheimnisvolle Leben, das in ihnen webt und spielt, wiederzugeben vermocht hat. Sein berühmt gewordenes Perlgrau findet man auch noch auf den jüngsten Bildern Streckenbachs wieder.

Auch das hat der Schleswig-Holsteiner wohl mit dem Franzosen gemein, daß ihm die Blume besonders viel sagt, wenn sie eben den Höhepunkt ihrer Blüte überschritten hat. Die leisen bräunlichen Blätter an den welkenden Rosen findet er so fein und malerisch, daß er ihnen fast mehr Liebe schenkt als den sich schon leise entblätternden Blüten selbst, und er vermerkt mit liebenswürdiger Selbstkritik, doch auch nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein, daß Blumenzusammenstellungen, von denen alle meinen: »Das, das müssen Sie malen!«, ihm wenig oder gar nichts sagen. Es ist und bleibt eben etwas unendlich Individuelles, um das Sehen dessen, was einem Künstler künstlerisch und zur Wiedergabe verlockend erscheint. Das Tifteln und Stricheln liegt unserm Künstler nun mal nicht. Wie seiner Eingebung und persönlichen Neigung, so folgt er ungehemmt und unverwirrt auch dem ersten lebhaften Eindruck. Und er malt schnell. Langsam gemalte Blumen, meint er, seien fast wie künstlich geformte und gefärbte. Ein großes Bild, wie z. B. unsre Tulpen, ist in fünf Stunden, allerdings angestrengtester und gesammeltster Arbeit fertig. Der Mohn, bei dem der Schmiß und Wurf freilich das Entscheidende ist, hat vielleicht noch weniger Zeit gebraucht. Die »Modelle« selbst mahnten dazu. Denn der Mohn ist die Eintagsfliege unter den Blumen:

fast jede Sekunde ändert er sich in der Lage der Blätter und damit auch in den Farbtönen.

Solche Beherrschung der Aufgabe, dieses Kommandieren des Pinsels und der Farbe ist nur jemandem gegeben, der sich für seine Stoffe die gleiche geistige und künstlerische Freiheit errungen hat wie Streckenbach, dem es gelungen ist, den zergliedernden Botaniker so völlig zu ertöten wie er. Deshalb bleibt seine Gewissenhaftigkeit und Verantwortung vor der Natur immer noch himmelweit entfernt von einer gewissen modernen Art der Blumenmalerei, die aus einem Rittersporn einen blauen Besen, aus Rosen rote oder weiße Tüten macht oder ein Gebinde von weißen und roten Amaryllis mit Flieder auf die Leinwand spachtelt, als gelte es, ein Gebirgsmassiv zu malen. Sich koloristisch auszutoben, dafür sind Blumen denn doch am wenigsten geschaffen. Wer sie malen will, muß sie in ihren feinsten und verborgensten Reizen kennen, noch mehr aber — lieben. Das Dichterwort: »Blumen sind an jedem Weg zu finden, doch nicht jeder weiß den Kranz zu winden«, es gilt für den Naturfreund, aber in erhöhtem Maße erst recht für den Maler. Die Blume bloß zur Trägerin eines »malerischen Reizes« machen, heißt sie vergewaltigen.

Wer die Blumenmalerei so auffaßt wie Streckenbach, dem sie mitnichten ein enges und beschränktes Gebiet. Im Gegenteil, dies Feld ist unermeßlich weit und fruchtbar. Je mehr man Blumen malt, je mehr erweitern sich die Grenzen. Und auch das ist kein zu verachtender Ansporn, daß dem Blumenstück, wenn es richtig aufgefaßt wird, das Novellistische, das Literarische fehlt, das so leicht zerstreut und zu Nebensächlichem ablenkt. Blumenmalerei ist gemalte Schönheit, die einem flüchtigen Stück Natur Dauer verleiht; nur wer der Natur Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam entgegenbringt, kann ein Meister darin werden. Künstlerische Freiheit bleibt trotzdem genug übrig. Bei keiner malerischen Gattung — das gerade lehren uns Streckenbachs Bilder — spielt die Komposition, der höchste und vornehmste technische Ausweis des Kunstschaffens, spielt der innere Faden des Zusammenhalts in Form und Farbe eine entscheidendere Rolle als beim Blumenstück.



Welkende Rosen

Snusseke und Duweke

Von Hans Friedrich Blunck

Wer sitzt denn da am Weg im Mairegen? Ein kleines Mädchen ist's, das heißt Snusseke, und dicht darüber auf dem Birkast eine kleine blaue Hohltaube, die heißt Duweke. Und beide wollen wachsen und einen Liebsten kriegen.

Da kommt auch schon ein Besenbinder über die Wiese daher. »Ach, liebe Snusseke, was stehst du hier im Mairegen?«

»Um zu wachsen und einen Schatz zu kriegen, lieber Ehler.«

»Ach, du bist ja längst groß genug, Snusseke. Wenn du mich nur haben willst?«

»Gewiß, lieber Ehler, gewiß will ich dich haben!«

»Ich muß aber noch zwei Jahre wandern, Snusseke.«

»So schreib mir zwei Briefe, lieber Ehler, dann will ich dir treu bleiben.«

»Und dann?«

»Dann ziehen wir in mein wunderschönes kleines ziegelrotes Haus, lieber Ehler!«

»Pünktlich bin ich da, Snusseke!« —

Kommen viele Tiere zu der kleinen blauen Hohltaube, die auf der andern Wegseite sitzt. Aber die hat ihre Wahl nicht so leicht.

Da ist erst ein brauner Tausendfuß, der bringt zwei winzige Käfer als Hochzeitsgeschenk.

»Mag ich nicht!« sagt die hübsche Duweke.

Kommt der große Weberknecht mit seinen spindeldürren Armen und bringt zwei tote Fliegen.

»Gittigitt!« sagt Duweke.

Kommt ein richtiges grünes Heupferd mit drei riesenlangen Grashalmen im Maul angeschleppt.

»Schmeckt mir nicht!« sagt Duweke.

Kommt ein dicker Herr Rohrdommel an. »Robump, Robump.« Er bringt ein Netz voll Fische.

»Arme kleine Fische!« sagt Duweke. Und der Rohrdommel zieht ein bitterböses Gesicht.

Kommt ein blinzelnder Waldeulenherr an. »Chruut, chruut!« Drei kleine zappelnde Mäuse hat er im Schnabel und legt sie vor Duweke nieder. Aber die nimmt sie nicht hoch, und als die kleinen Mäuse — tschip, tschip — ausreißen, lacht die blaue Duweke darüber, und der Eulenherr schilt fürchterlich: Chruut, chruut, chruut, rrrr — chruut!

Aber nun! Da kommt ein flinker Täuberich. Er hat fast nichts zum Fressen und Trinken, nur ein neues Wort fürs Herz. Das gefällt der kleinen Duweke aber prächtig. Sie sieht den Herrn von der Seite an, legt zierlich den Kopf nach links, dann ein wenig verliebt nach rechts, und — ich hab's kaum gesehen, da hat Duffer einen Schnuppschnappschnabel weg.

»Was könnte man sich wohl mehr wünschen!« sagt Duffer verliebt.

»Ach, daß du mir immer treu sein müßtest!« seufzte Duweke; die armen Tauben haben ja viel Sorgen in derlei Dingen.

In der Ferne geht in dem Augenblick gerade Frau Holle vorbei; ihr gefällt gut, daß sie die beiden so verliebt beieinander sieht. Sie schenkt der kleinen Taube, ohne daß die es weiß, was sie sich gerade wünscht.

Na, alle andern Herren sind von da an entsetzlich schlecht auf die zwei zu sprechen. Sie müssen Tag um Tag die Augen zudrücken, um sich nicht totzuärgern. Der Herr Fode — so heißt der Rohrdommel — kommt am allerwenigsten zur Ruhe. Er bringt einen großen Korb Fische zum Zwergalten Tiedje, der in der grauen Strandweide haust. »Wenn du mir den Duffer von der kleinen blauen Duweke weitweg verwünschen kannst,« sagt er, »dann bringe ich dir sieben Tage lang Fische.«

»Das ist nicht schwer,« sagt Tiedje und macht sieben Bogen in die Luft und ein essigsaures Gebräu. Da kommt ein Wirbelwind, will davon trinken, und Tiedje sagt ihm, was er dafür zu tun hat. Der böse Geselle nimmt auch richtig den verliebten kleinen Täuberich und setzt ihn gleich in Kopenhagen — es war, glaube ich, gleich Kopenhagen — auf ein Dach nieder.

Es ist nur ein Glück, daß just da in der Nähe der Bürstenbinder auf Arbeit ist. »Mein Gott, kleiner Duffer, wie kommst du denn hierher, hast du deine Frau verlassen?«

»Ach, das weiß ich selbst gar nicht, wie ich hierherkomme,« sagt Duffer. »Ich will nur rasch heimkehren.«

»Weißt du den Weg denn? Hör', du kannst mir einen Brief für die kleine Snusseke mitnehmen.«

»Sehr gern, lieber Ehler Bürstenbinder!« Und Duffer läßt sich den Brief umhängen, dreht dreimal den Hals und weiß den Weg nach Hause.

Was, denkt da der Eulenherr grimmig — er hat von Tiedjes Verwünschung gehört und gerade die kleine Hohltaube besuchen wollen —, ist dieser Duffer wahrhaftig schon wieder da? Und er geht zu der alten Waldriesin Gaapmuul. »Hör' mal,« sagt er, »du bist mir immer noch etwas schuldig für die kleine Rehkitz, die ich dir zugejagt habe.«

»Da war nicht viel dran,« sagt Gaapmuul, »gerade ein halber Bissen.«

»Du sollst mir auch nur den Herrn Duffer so weit wegblasen, daß er nimmer wiederkommt.«

»Weiter nichts?« fragt Gaapmuul. »Tahuhuhuiwitt!« Weg ist der Arme, ihm ist ganz schwindlig zumute.

Wie weit er geblasen wurde? Denkt euch, er ist erst in der Nähe von Utrecht wieder richtig zu sich gekommen. Ein Glück, daß er gerade den Bürstenbindergesellen die Straße zur Stadt wandern sah.

»Mein Gott, Ehler, bist du das wahrhaftig?«

»Gewiß, lieber Duffer. Wie kommst du denn hierher?«

»Das weiß ich selbst gar nicht recht, mir ist noch ganz dumpf und dösig im Kopf. Aber ich will nur gleich heimkehren.«

»Weißt du denn den Weg? Ich habe mich ganz und gar verlaufen.«

»Ja, darauf kann ich mich immer besinnen. Ist das nicht fein?«

»Dann nimm doch wieder einen Brief an meine kleine Snusseke mit und sag' ihr, morgen mache ich mich auf die Beine, um heimzuwandern.«

»Gern, lieber Ehler!« Und der kleine Duffer nimmt den Brief, und hui ist er auf und davon und findet richtig den Weg zu Duweke zurück.

Auf Snussekes Haus trifft er sie. —

Na, der Herr Focke und Eule sind ja außer sich, daß Duffer wieder da ist. Sie haben tagsüber nur geringe Kraft, gehen aber zu dem Zwergalten Tiedje und zu der Riesin Gaapmuul und schimpfen aus Leibeskräften.

»Wir haben für die Bezahlung unser Bestes getan,« sagen die und zucken mit den Schultern.

Da müssen sich die beiden bösen Vögel die Geschichte wieder eine Weile ansehen. Aber als Duffer und Duweke tagaus, tagein nur beim roten Ziegelhaus sitzen und schnippschnappschnäbeln, läuft ihnen doch die Galle über. Sie verabreden sich, wie sie den beiden auflauern und sie umbringen können. Und eines Abends, als die Verliebten immer noch nicht ins Nest finden können und die blinde Dämmerung näher kommt und die zwei nur von Mairegen und dergleichen sprechen, hui, stoßen die zwei Räuber auf einmal aus Knick und Bruch auf die armen Überraschten los.

Und es wäre denen sicher entsetzlich schlecht ergangen, hätte nicht gerade in dem Augenblick gegenüber im ziegelroten Hause die kleine Snusseke die Tür aufgemacht, weil sie Ehler Bürstenbinder von fern pfeifen hörte. Da haben Duffer und Duweke sich in ihrer äußersten Not gerade noch ins Haus retten können. Und sie haben alles ansehen müssen, wie Snusseke und Ehler sich um den Hals gefallen sind und sich küßten, und es hat eine sehr lange Zeit gedauert, bis der Bürstenbinder endlich die Tauben zu Gesicht bekam.

»Was, da sind ja noch andre Leute im Hause,« rief er. »Ach, aber das scheint mir der gute Duffer zu sein, der mir meine Briefe so schön besorgt hat. Hör', liebe Snusseke, wir wollen ihm oben in der Dachkammer eine sichere Stube einrichten, da sollen er und seine Frau es gut haben.«

»Gern,« sagte Snusseke, »gern, lieber Ehler!« Und dabei ist es seitdem geblieben.

Mütter

Ihr könnt verstehn, wo andre nicht verstehen,
Und im Verzeihn ist fremd euch das Ermüden,
Sagt einer: Mutter, fühlt er Kinderfrieden
Und sanfte Andacht um die Stirne wehen.

Die Dinge, die durch eure Hände gehen,
Sind stumm geweiht; der schönste Kranz hienieden
Ist eurer stillen Majestät beschieden,
Den Schmerz gebar und tausend bittre Wehen.

Gekrönt mit Dornen, ungezählt geschlagen
Stets wieder mit Marias Bitternissen,
Verzweifelt oft, gehärtet im Entsagen,

Empfinget ihr ein wunderbares Wissen,
Das eure Stirnen, eure blassen, tragen
Und eure Augen, die wir lieben müssen.

Josef Marschal



Aufn. Paul Hartlmaier, München

Blick auf die Ausstellungshallen der Deutschen Verkehrsausstellung in München

Die Deutsche Verkehrsausstellung München 1925

Von Dr. Roland Schupp

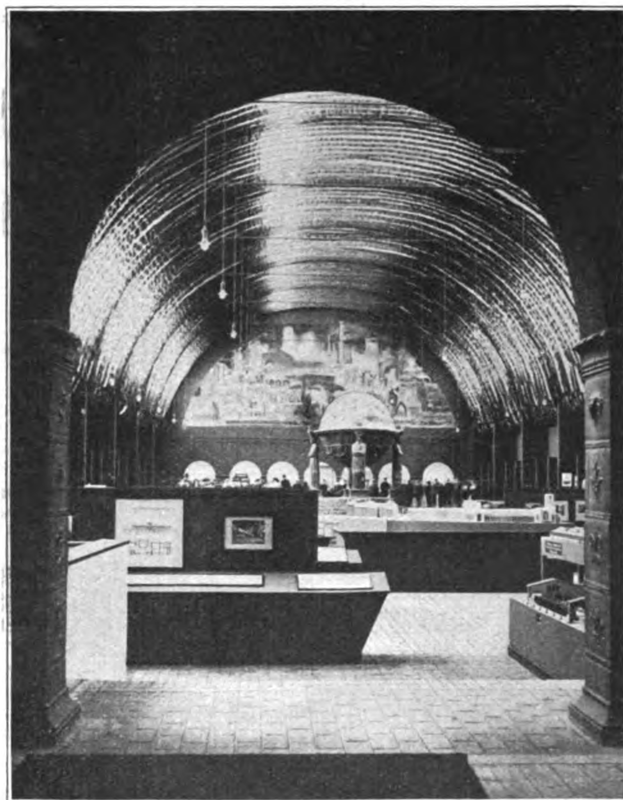
Im Gegensatz zum Deutschen Museum als klassischem Gesamtausdruck der Entwicklung deutscher Technik steht die »Deutsche Verkehrsausstellung« im Zeichen des weltumspannenden Verkehrs. Sie zeigt sich in dem von früheren Ausstellungen her bekannten Ausstellungspark auf der Theresienhöhe zu Füßen des Erzstandbildes der Bavaria. Für die Unterbringung der Objekte erwies sich eine beträchtliche Erweiterung der Ausstellungsanlagen als unerläßlich; die bestehenden sechs Hallen wurden durch den Neubau von fünf weiteren vergrößert. Zusammen mit dem für eisenbahntechnische Ausstellungszwecke benützten Freigelände, dem imposanten Ausstellungsbahnhof und der Liliputbahn umfaßt die Schau eine Gesamtausstellungsfläche von rund 80 000 Quadratmeter, das ist fast viermal soviel als die Ausstellungsfläche des Deutschen Museums.

Bei der Gliederung der gewaltigen Schaumassen, an deren Gestaltung neben den Verkehrsbehörden der Reichsbahn, Reichspost usw. alle Weltfirmen des Verkehrs und viele Städte beteiligt sind, ging die Ausstellungsleitung von dem Grundsatz der Dreigliederung aus: Landverkehr mit den Unterabteilungen Bahn-, Straßen- und Kraftverkehr; Wasserverkehr mit den Abteilungen Binnen- und Seeverkehr; Luftverkehr. Als eigne Abteilung schließt sich noch eine Gruppe mit der Darstellung des Post-, Telegraphie-, Fernsprech- und Funkwesens an.

Bei der Unmöglichkeit, von der ganzen Ausstellung im Rahmen einer kurzen Abhandlung ein geschlossenes Bild zu geben, sei hier die Abteilung Bahnverkehr als die umfassendste Schau einer näheren Würdigung unterzogen.

Die Eisenbahn als Weltverkehrsinstrument ist unsrer Zeit etwas durchaus Selbstverständliches geworden, und doch sind erst knapp hundert Jahre vergangen, seitdem sie von England aus ihren Siegeszug über den ganzen Erdball angetreten hat. Am besten geben einige Zahlen einen Maßstab für die Bedeutung des Eisenbahnverkehrs im Dienste des modernen Wirtschafts- und Verkehrslebens. Zählte Deutschland im Jahre 1835, wenige Jahre nach der Erfindung der ersten Lokomotiveisenbahn durch den genialen Stephenson, nur 2200 Kilometer staatliche Eisenbahnen, so zeigt das Jahr 1915 demgegenüber ein Anwachsen auf die stattliche Ziffer von 60 000 Kilometer. Nach den durch das Versailler Friedensdiktat erlittenen Gebietsverlusten besitzt Deutschland im Jahre 1924 noch ein Eisenbahnnetz von 52 000 Kilometern, 13,5 Prozent des Eisenbahnnetzes sind somit an die Feinde verlorengegangen. Im einzelnen zählt die Netzlänge der deutschen Eisenbahnen in demselben Jahre 30 489 Kilometer Hauptbahnen und 21 698 Kilometer Nebenbahnen, denen, abgesehen von den Industriekleinbahnen, rund 5500 Kilometer Straßenbahnen gegenüberstehen. Ein nicht weniger beredtes Bild von der Bedeutung der Eisenbahn für die Wirtschaft gibt die Zunahme des Eisenbahngüterverkehrs, ist doch die Güterbeförderung von 110 Millionen Tonnen im Jahre 1885 auf 500 Millionen Tonnen im Jahre 1913 gestiegen. Für das Jahr 1922 weist sie, trotz den Hemmungen der Nachkriegswirtschaft, bereits wieder 405 Millionen Tonnen auf.

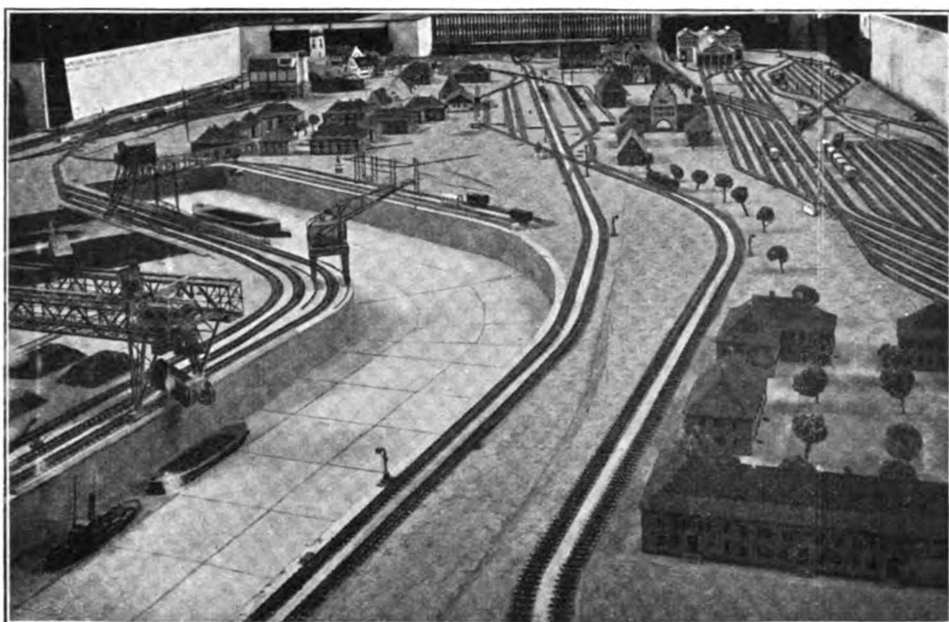
Die Abteilung Bahnverkehr der Deutschen Verkehrsausstellung stellt in glänzender Geschlossenheit den modernen Stand der Eisenbahnverkehrstechnik


Aufn. Dr. Kopp, München
Halle I mit der Gruppe Bahnverkehr

material von rund 800 000 Zugmaschinen und Wagen, ausweist. Vergegenwärtigt man sich demgegenüber, daß Deutschland im selben Jahre insgesamt 193 000 Personen- und Lastkraftwagen, ferner eine nicht unbeträchtliche Reihe von Kleinbahnen und Straßenbahnen besitzt, so erkennt man, welche Anforderungen der moderne Landverkehr an die Technik stellt. Aus dem Verwaltungsgebiet der Deutschen Reichsbahngesellschaft finden sich mit der Darstellung der Organisation der Dienststellen, des gesamten Personen- und Güterbeförderungsdienstes, vor allem der Zugbildung und Auflösung der verschiedenen Zugarten, nicht zuletzt des Werkstättenwesens aufschlußreiche statistische Nachweise. Diese markanten zahlenmäßigen Veranschaulichungen lassen den Fernerstehenden neben den stählernen Riesenleibern der modernen Lokomotiven selbst erst erkennen, welche ungeheuren Verkehrsleistungen die Eisenbahn Tag für Tag zu bewältigen hat und welche Anforderungen dabei an Mensch und Material gestellt werden. Es seien hier nur z. B. die monatlichen Leistungen der Lokomotiven aller Systeme im Direktionsbezirk Essen angeführt, die im Durchschnitt im Jahre 1913 drei Millionen Kilometer betrugen, 1923 während des Ruhreinfalles auf 250 000 Kilometer zurückgingen, jedoch im Dezember 1924 bereits wieder rund zwei Millionen Kilometer erreichten. Hervorragend ist auch die Steigerung der Lokomotivleistungen in der Geschwindigkeit. Bei Schnellzugslokomotiven hat sich die Geschwindigkeit durch technische Verbesserungen von 100 Kilometer im Jahre 1900 auf 120 Kilometer bis zum Jahre 1925 erhöht; in gleicher Weise ist auch die Leistungsfähigkeit der Güterzuglokomotiven von 45 Kilometer auf 65 Kilometer gesteigert worden. Die Heizflächen erfuhren in demselben Zeitraum eine Vergrößerung von 100 auf 400 Quadratmeter bei Schnellzugslokomotiven und von 100 auf 300 Quadratmeter bei Güterzuglokomotiven.

dar. Angefangen von dem Unterbau des Schienennetzes, der Schienenführung, dem Gleisaufbau, der Vervollkommnung der Weichenstellung, den Sicherheitsvorrichtungen und dem Fernmeldewesen, dem Tunnel- und Brückenbau, den ungeheuren Verkehrsleistungen der Personen-, Güter- und Rangierbahnhöfe bis zu den verschiedenen Systemen der Vollspur- und Kleinbahnlokomotiven, den vielerlei Personen-, Güter- und Spezialwagen in Originalmodellen sind alle Gebiete des Eisenbahnwesens und der Eisenbahntechnik vertreten. In zahlreichen Bildern, graphischen Darstellungen und lehrreichen Modellen werden uns in Halle I die vielseitigen Aufgaben des modernen Eisenbahnbetriebes vor Augen geführt, und gleichzeitig bieten die bedeutendsten Firmen auf dem Gebiete des gesamten Eisenbahnbaues eine umfassende Schau ihrer Sondererzeugnisse. Die überragende Stellung der Eisenbahn als Verkehrsmittel kennzeichnet eine sehr anschauliche zahlenmäßige Darstellung des Gesamtfahrparkes der Deutschen Reichsbahngesellschaft für das Jahr 1924, die einen Bestand von 29 700 Dampf- und elektrischen Lokomotiven, 22 900 Gepäckwagen, 67 900 Personen- und Triebwagen und 678 000 Güter-, Arbeits- und Bedienstetenwagen, das ist zusammen ein Fahr-

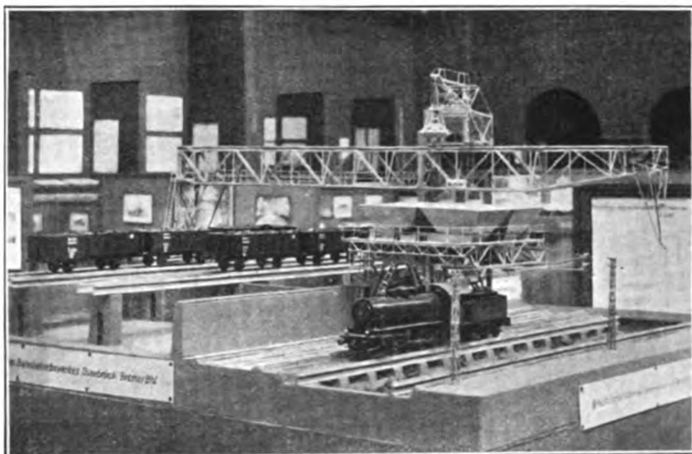
Im Zusammenhang mit den Fragen des Personalstandes mag hier ein kleiner Abstecher in das Gebiet des Unterrichts und der Psychotechnik erlaubt sein, bietet die Ausstellung doch einen fesselnden Einblick in die wichtigen Fragen der Ausbildung des Personals für den Fahrdienst, das Werkstättenwesen usw. Die modernen Verfahren der psychotechnischen Eignungsprüfungen leisten


Aufn. Paul Hartlmaier, München

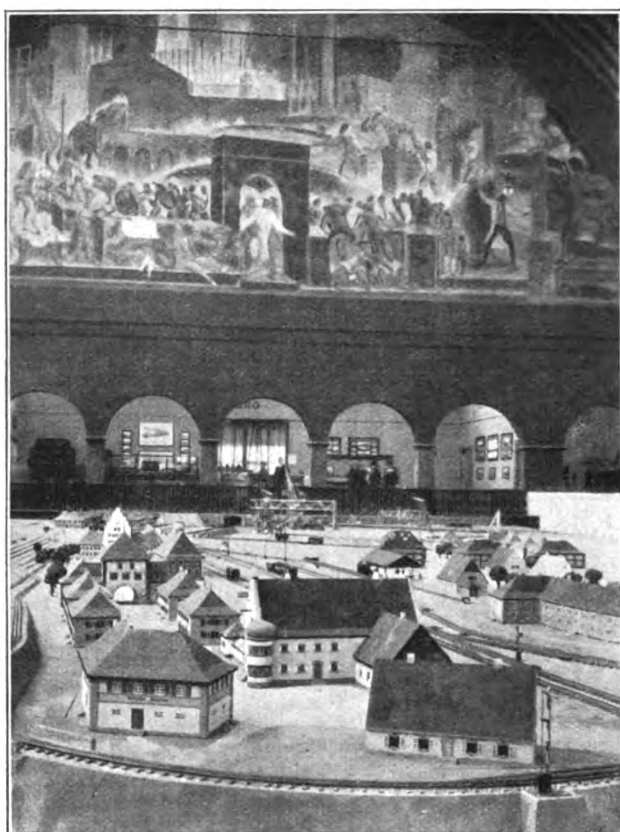
Das 27 Meter lange und 14 Meter breite Eisenbahnbetriebsmodell, das eine vollständige Personen-, Verschiebe- und Hafenbahnanlage in Betrieb zeigt

hier, wie aus vorgeführten Statistiken und Apparaten zu ersehen ist, sehr wertvolle Dienste, ist es doch auch im Interesse der schweren Diensterfüllung und der Betriebssicherheit ungeheuer wichtig, für die Leistungsfähigkeit des Personals Unterlagen zu haben. Die psychotechnische Eignungsprüfung eines Personenzuglokomotivführers z. B., dem Hunderte von Menschenleben anvertraut werden, gibt für die Beurteilung der Verläßlichkeit, der Geistesgegenwart und des Sehvermögens sehr wertvolle Anhaltspunkte.

Der Bahnverkehr zeigt die vielseitigen Aufgaben der Sicherung des Bahnkörpers und der Schienenführung; nicht minder eindrucksvoll sind die Darstellungen des Brücken- und Tunnelbaues und der Bahnhofsbauten. In anschaulicher Weise sind diese Gebiete durch zahlreiche typische Modelle und Bilder, wie z. B. die Mittenwaldbahn, den Schlüchterner Tunnel, die Eisenbahnfähre zwischen Saßnitz und Trelleborg, die Warnowbrücke bei Niex oder die imponierenden Bahnhofsschöpfungen des Stuttgarter und des Leipziger Hauptbahnhofes vertreten. Besondere Aufmerksamkeit darf hier das große, 27 Meter lange und 14 Meter breite Eisenbahnbetriebsmodell beanspruchen, das, von verschiedenen Firmen gestiftet, in wunderbarer Vollendung und betriebsgetreuer Ausrüstung die Aufgaben des Eisenbahnverkehrs im Betrieb zeigt und zu bestimmten Stunden erklärt wird. Unwillkürlich denkt man sich beim Anblick dieses lebenausstrahlenden Modells in ein Märchenland versetzt. Die baulichen Anlagen gliedern sich in einen großen Verschiebebahnhof, einen Eisenbahnknotenpunkt für Personen- und Güterverkehr und


Aufn. Dr. Kopp, München

Modell einer Eisenbahnbekohlungsanlage



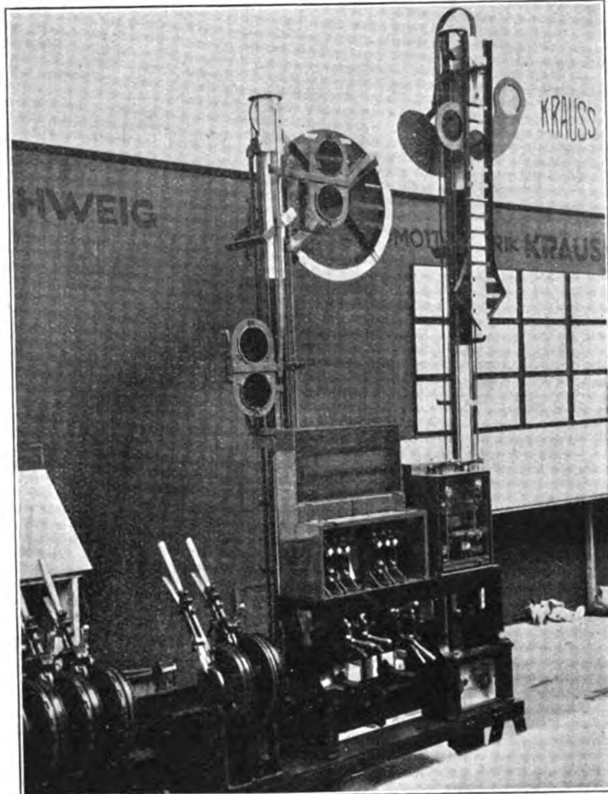
Aufn. Dr. Kopp, München

Das betriebsfertige Modell einer vollständigen Personen-, Güter- und Hafenbahnhof-Anlage

einen Ausschnitt einer Hafenbahnhofanlage. Von den im Hafen ankommenden Schiffen werden z. B. die Kohlen durch einen betriebsfähigen Auslegerkabelkran aus dem Schiffsrumpf in die niedlichen Modelle der Großraumgüterwagen eines Kohlenzuges befördert, und es ist besonders reizvoll, die selbsttätige Entleerung der Spezialwagen mit Boden- oder Seitenentleerung zu beobachten. Sodann werden die Wagen im Hafenbahnhof zu Zügen zusammengestellt. Daneben finden sich Abstellgleise für Reservewagen, eine naturgetreue Lokomotivbehandlungs- und Bekohlungsanlage und Lokomotivschuppen. In dem Schiebebahnhof werden die Wagen für die Hauptrichtungen und nach der Stationenfolge geordnet, wobei eine Feuerleinsche Gelenkdrehbrücke Verwendung findet. Die Schnell- und Personenzüge bringen reges Leben in den Verkehr, der sich vor allem an den Zwischenblockstationen zusammendrängt. Einen hervorragenden Einblick gewährt das Modell in die feinsinnige Organisation der Sicherungstechnik, werden doch alle Signale, Weichenstellwerke und Blockeinrichtungen elektrisch in Bewegung gesetzt.

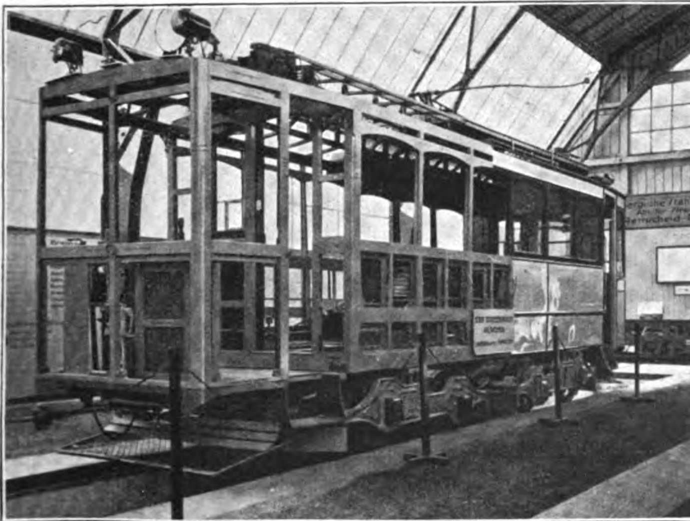
In den die Haupthalle umgebenden Räumen finden sich neben Darstellungen aus dem Gebiet der sozialen Fürsorge, z. B. dienstlichen Wohn- und Übernachtungsgebäuden, ferner der Einrichtung von Abfertigungsstellen und Bahnhofsgaststätten im wesentlichen die Ausstellungsräume der Ausstellerfirmen. Die leichter transportablen Schaustücke und Modelle sind hier vereinigt, während die Großmaschinen im Ausstellungsbahnhof und in der Straßenbahnhalle untergebracht sind. Neuartig sind die verschiedenen Systeme der Fahrkartendruckmaschinen der A. E. G. und andrer Firmen, die im Betrieb bedeutende Material- und Kontrollersparnisse ermöglichen. Einen breiten Raum nimmt sodann das Signal- und Fernmeldewesen entsprechend der Bedeutung der Sicherungstechnik ein. Die Firma Jüdel & Co. in Braunschweig, die Siemens-Halske-A.-G. in Berlin und andre zeigen ein betriebsfähiges mechanisches Stellwerk mit Gleich- und Wechselstromblockung, mit bayrischen Vor- und Ausfahrsignalen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch die elektrische Weichenstellvorrichtung für Straßenbahnen der Siemens-Schuckert-Werke, die das Umstellen der Weichen vom fahrenden Wagen aus gestattet. Die modernen Streckenfernsprecheinrichtungen werden von der C. Lorenz A.-G., Berlin, vorgeführt, ist es doch heute auch hier mit der Dr. Huthschen Zugtelephonie möglich, vom fahrenden Zuge aus mit jedem Fernsprechteilnehmer in unmittelbare Telephonverbindung zu treten. Wirkungsvoll sind die kleinen Lichtsignalanlagen der Julius Pintsch A.-G., Berlin, daneben zeigen instruktive Modelle der Knorr-Bremse-A.-G., Berlin, die modernen Systeme der Druckluftbremsen für Vollbahnen und Straßenbahnen, ferner automatische Zugkupplungen usw. Hervorragende technische Neuerungen ermöglichen, daß beim Abreißen eines Zuges die zurückbleibenden Wagen sofort automatisch zum Stehen gebracht werden; für die Erhöhung der Betriebssicherheit ist diese Erfindung von unschätzbarem Wert. In diesem Zusammenhange darf auch noch die neue »Scharfenbergkupplung« derselben Berliner Firma erwähnt werden, die als starre Mittelpufferkupplung die Kupplung automatisch besorgt und zweifellos eine große Zukunft hat. Die bedeutendsten Firmen, wie Krupp, Linke-Hoffmann-Lauchhammer, Borsig, J. A. Maffei,

Bochumer Verein, Fichtel & Sachs, zeigen Radsätze, Radreifen, Schildlager für Lokomotiven, Rollenlager usw. aller Dimensionen; sehr interessant ist vor allem der Radstandmesser der Friedrich Krupp A.-G. in Essen, der mit Präzisionsmeßapparaten die auf hundertstel Millimeter genaue Feststellung von Hub- und Winkelstellungen an Lokomotivradachsen oder Kurbelachsen ermöglicht. Die Berliner Maschinenbau-A.-G., vormals L. Schwartzkopff in Berlin, stellt ein neuartiges, kombiniertes Zugheizungssystem aus, das gleichzeitig für Dampf- und elektrische Heizung Verwendung finden kann. Wenn man bedenkt, daß erst wenige Strecken der Deutschen Reichsbahn elektrisiert sind, kommt dieser Erfindung für die Praxis hohe Bedeutung zu. Die österreichischen Bundesbahnen haben in eignen Räumen übersichtliche Darstellungen über die Entwicklung der österreichischen Bahnen ausgestellt. In geschlossenem Rahmen zeigt sich die Ausstellung der Straßen-, Klein- und Bergbahnen, die wundervolle Modelle und Bilder der Hoch-, Untergrund- und Straßenbahnen von Hamburg, Berlin, Dresden usw. und die neuesten Bergbahnen der zwei Zugspitzbahnen zeigt. Aus dem Reliefmodell ist die Linienführung der bereits bewilligten 19 Kilometer langen bayrischen Zugspitzenbahn nach dem Entwurf des Münchner Ingenieurs Cathrein ersichtlich. In voraussichtlich drei Jahren wird es auch dem bergungeübten Naturfreund möglich sein, bequem von Garmisch aus den Gipfel der 2964 Meter hohen Zugspitze zu erreichen und einen Blick in die einzigartige Wunderwelt der Hochgebirgsriesen zu genießen. Die Bahn wird als zweigleisige Standbahn von Garmisch bis an die Felswände oberhalb des Eibsees oberirdisch geführt und durchquert dann in 10 Kilometer langer Tunnelführung das Bergmassiv bis zum Platt und von hier bis zum Westgipfel. Eingebaute Galerien ermöglichen auch während der Tunnelfahrt Ausblicke in das Freie. Auf dem Gipfel gestatten

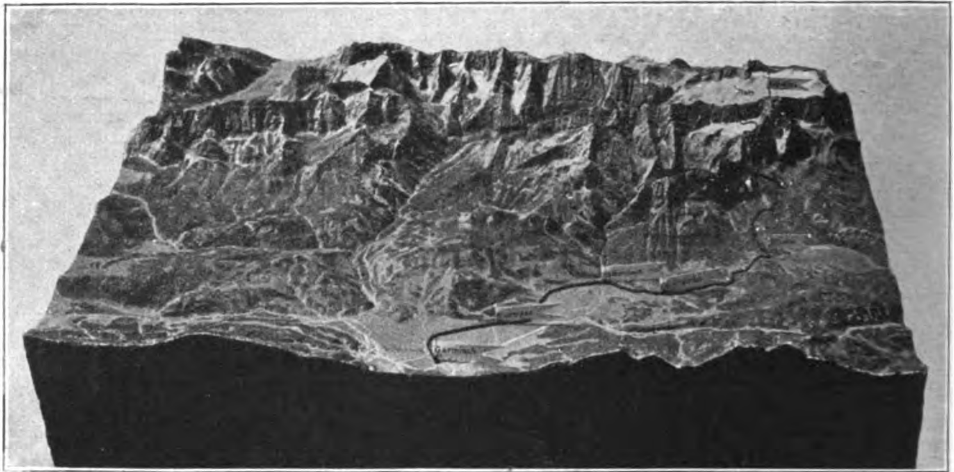


Aufn. Dr. Kopp, München

Elektrische Signalanlage der Firma Jüdel & Co. in Braunschweig


Aufn. Dr. Kopp, München

Straßenbahngestell der Städtischen Straßenbahn in München

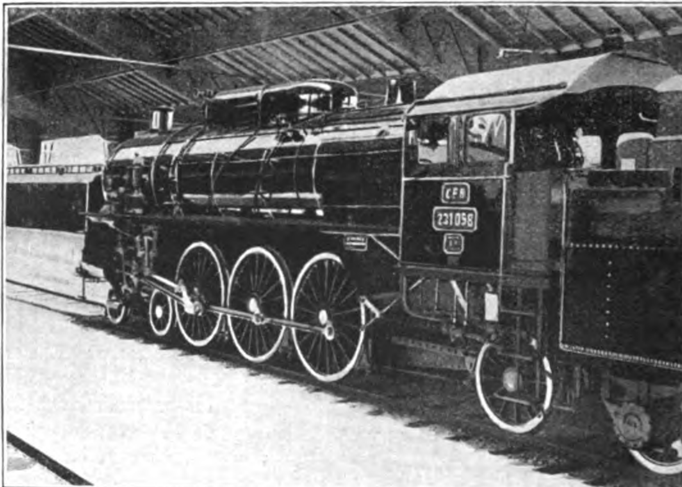


Aufn. Paul Hartlmaier, München

Reliefmodell der geplanten Zugspitzenstandbahn nach dem Entwurf des Ingenieurs Cathrein in München

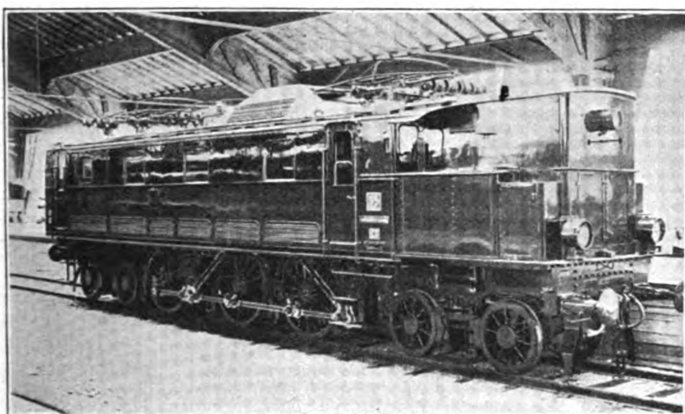
geräumige Unterkunftsstätten einen regelmäßigen Sommer- und Winterbetrieb. Daneben ist das österreichische Seilbahnprojekt der österreichischen Zugspitzenbahn im Modell vorgeführt, das in schwindelnder Fahrt von Ehrwald aus zur Höhe führt.

Wir wenden uns nun dem imposanten Ausstellungsbahnhof zu, der im südlichen Teil der Ausstellung auf einer Gesamtfläche von rund 40 000 Quadratmetern die verschiedenen Lokomotivsysteme, Eisenbahnfahrzeuge, Gleis-, Weichen- und Signalsysteme vorführt. Die 200 Meter lange schmucke Bahnhofshalle mit mächtigen Holzbindern überdeckt vier Gleise und bietet bequem für 50 Lokomotiven Raum. Diese Anlage ist im Rahmen der Ausstellung eine eigne Leistung für sich. Zur Aufschließung des Geländes zieht quer durch die Mitte des Bahnhofes eine sogenannte steile, verkürzte Weichenstraße mit zwei hintereinanderliegenden doppelten Kreuzungsweichen der Bauart Bäseler, an die die Aufstellungsgleise mit einfachen Weichen angeschlossen sind. Südlich am Rande des Bahnhofsgeländes befinden sich in Verbindung mit einem Stellwerk mit teils elektrisch, teils mechanisch gestellten Signal- und Weichenanlagen die eigentlichen Rangieranlagen. Besonders interessant ist die zwangsläufige Ablaufvorrichtung für Eisenbahnfahrzeuge, System Bäseler, die die Mechanisierung des Ablaufvorganges der Wagen zeigt. Die Wagen werden mittels eines Hilfswagens gepackt und bis an die Spitze ihres Gleises geführt. Mit Hilfe einer ganz neuen, sehr sinnreich konstruierten magnetischen Bremse kann dabei die Geschwindigkeit der ablaufenden Wagen genau reguliert werden. Die Oberbauhalle am Ostende des Ausstellungsbahnhofes zeigt in Zeichnungen und Modellen, namentlich der Gesellschaft für Oberbauforschung und der J. Vögele A.-G. in Mannheim, alle Arten von Weichen bis zu den kompliziertesten Verbindungen und dem neuen deutschen Einheitsweichensystem. Ferner haben hier, neben einer fahr-



Aufn. Dr. Kopp München

2 C 1-Heißdampf-Vierlings-Schnellzuglokomotive der Firma J. A. Maffei in München



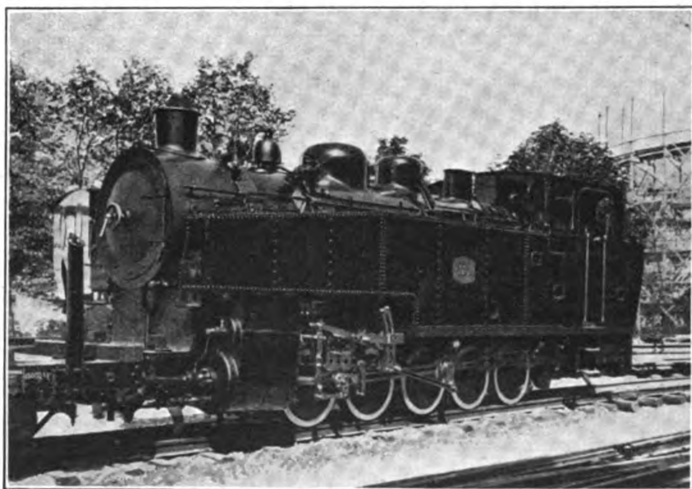
Au n. Dr. Kopp München

2 C 2-Schnellzuglokomotive des Bergmann-Elektrizitätswerkes, A.-G. in Berlin, und der Linke-Hoffmann-Lauchhammer-A.-G. in Berlin

baren Drehscheibe und einer mächtigen 35-Meter-Kurve mit Bogenweiche der Bahnbedarf-A.-G. in Darmstadt, die bei der Reichsbahn verwendeten Signalsysteme Aufstellung gefunden, unter denen vor allem die Tageslichtsignale eine große Rolle spielen. Für die Aufnahme von Schmalspurbahnen sind die Schmalspurgleise in allen Spurweiten von 600 bis 1000 Millimeter vertreten. Bei dem Übergang von Vollspurfahrzeugen auf die Schmalspur finden die neuartigen, von Dr. Flügel gebauten Rollschemelwagen Verwendung, die hier zum erstenmal gezeigt werden. Kommt bei flachem Gelände der Vollspurbahn für öffentliche Bahnen freilich die führende Stellung zu, so hat sich die Schmalspurbahn dagegen in schwierigem Gelände bestens bewährt, zumal da beispielsweise die 75/76-Zentimeter-Einheitsschmalspur den Verkehr bequemer Personenwagen mit 60 Sitzplätzen und Güterwagen mit dem normalen Rauminhalt der Vollspurwagen gestattet. Dabei verhalten sich die Baukosten der Vollspurbahn gegenüber der Schmalspurbahn von 100 und 75 Zentimeter Spurweite wie 10 : 7 : 5.

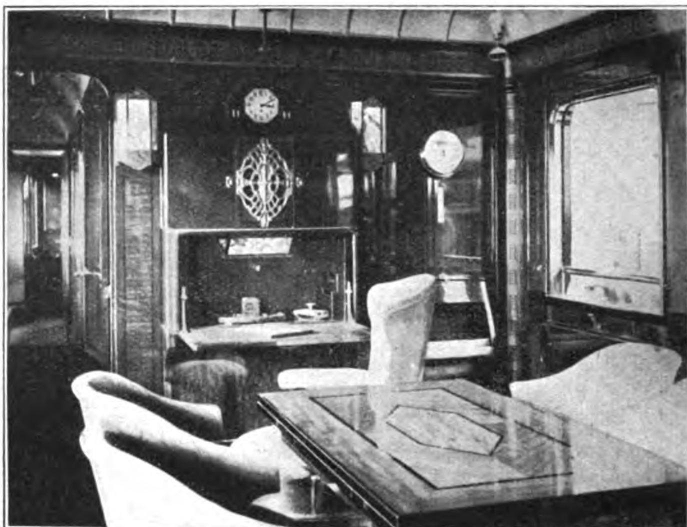
Damit wenden wir uns den verschiedenartigen Vollspur- und Schmalspurfahrzeugen der Dampf- und elektrischen Lokomotiven, Spezial-lokomotiven und dem Heer der Personen-, Güter- und Spezialwagen zu, die ein buntbewegtes, fesselndes Bild zeigen. Die Ausstellung der Großfahrzeuge bestreiten neben der Deutschen Reichsbahngesellschaft und der Generaldirektion der österreichischen Bundesbahnen die bedeutendsten deutschen Lokomotiv- und Maschinenfabriken, sind doch bei den Lokomotiven neben den Dampfkolbenlokomotiven der verschiedensten Systeme alle modernen Konstruktionen der Turbo-, Diesel- und elektrischen Lokomotiven und Triebwagen neuester Bauart und Größe vertreten. Einen reizvollen Einblick in das Stärkeverhältnis der einzelnen Lokomotivarten der Deutschen Reichsbahn vermittelt eine Statistik für das Jahr 1924, die im einzelnen 2000 Schnellzuglokomotiven, 4800 Personenzuglokomotiven, 12 300 Güterzuglokomotiven, 2500 Personenzugtenderlokomotiven, 6200 Güterzugtenderlokomotiven, 90 Zahnradlokomotiven, 600 Lokalbahnlokomotiven und 250 Schmalspurbahnlokomotiven aufführt. Aus der Fülle der zur Schau gestellten Lokomotiven und Fahrzeuge seien hier einige bedeutsame Typen herausgegriffen.

In der Reihe der Dampflokomotiven stellt die Lokomotivenfabrik J. A. Maffei in München mit andern Maschinen eine 2 C 1-Vierzylinder-Heißdampf-Verbund-Schnellzugslokomotive der Gattung IV h für das badische Netz der Reichsbahn und eine 2 C 1-Heißdampf-Vierlings-Schnellzugslokomotive der rumänischen Staatsbahnen aus,



Aufn. Dr. Kopp, München

E-Heißdampf-Tender-Lokomotive der Berliner Maschinenbau-A.-G., vormals L. Schwartzkopff in Berlin

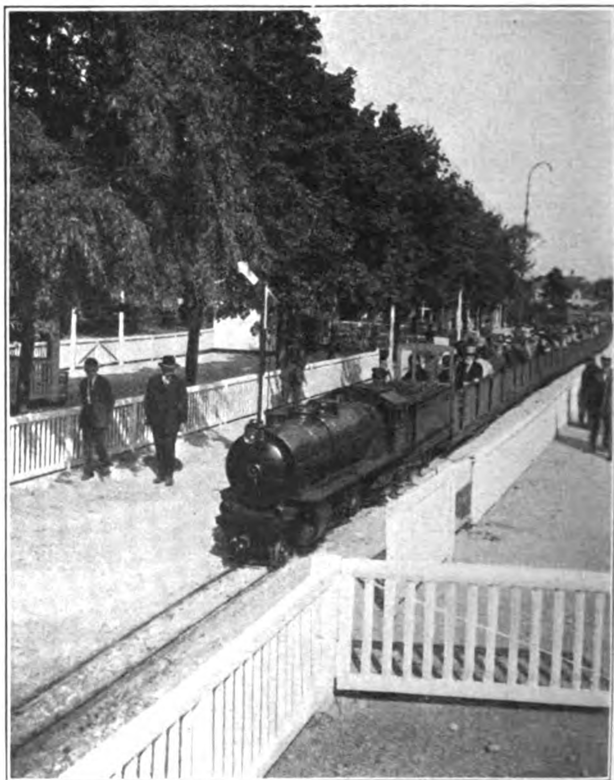


Aufn. Dr. Kopp, München

Innenansicht des Salons eines Luxuswagens, gebaut von der Waggonfabrik von H. Fuchs in Heidelberg

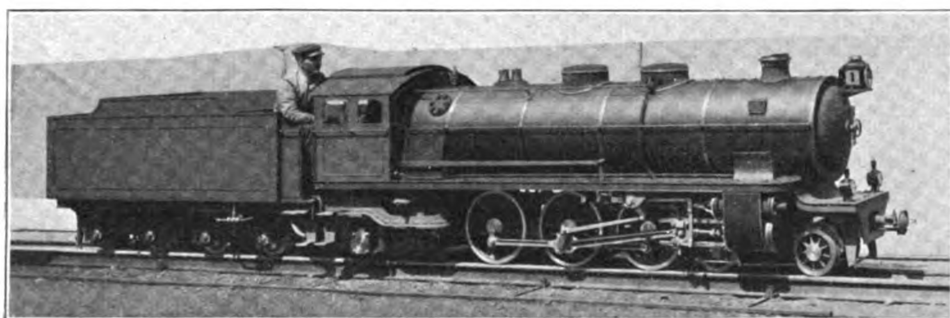
von denen die erstere ohne Tender eine Länge von 14,85 Meter, ein Dienstgewicht von 96 Tonnen, eine Heizfläche von 302,4 Quadratmeter und bei Beförderung schwerster Schnellzüge eine Geschwindigkeit von 90 bis 130 Stundenkilometer in flachem Gelände besitzt. Die Lokomotivenfabriken Borsig in Tegel und Henschel & Sohn in Kassel sind gleichfalls durch je eine 2 C 1-Schnellzuglokomotive bewährter Bauart vertreten. Eine sehr interessante 1 D 1 / h 3-Personenzuglokomotive zeigt die Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe. Sie verfügt mit Tender über eine Gesamtlänge von 23 Meter, ein Dienstgewicht von 175 Tonnen, eine Heizfläche von 220,6 Quadratmeter und eine größte Geschwindigkeit von 110 Stundenkilometer. Als Neuerung führt die Lokomotive einen patentierten Windfang, der beim Fahren den Rauch nach oben abziehen läßt, so daß die Rauchbelästigung des Lokomotivführers verhindert wird. Es darf vielleicht hier kurz eingeschaltet werden, daß die Bezeichnung der Lokomotiven neben der Bauart als Schnell-, Personen- oder Güterzuglokomotive nach der Zahl der Räder und der Art der Kupplung der Räder erfolgt. Die vorderen Laufräder werden mit Ziffern, die gekuppelten Triebachsen mit lateinischen Buchstaben und die hinteren Laufräder ebenfalls wieder mit Ziffern bezeichnet. Bei der zuletzt genannten Personenzuglokomotive 1 D 1 / h 3 zum Beispiel drückt die erste Ziffer 1 ein vorderes Laufrad, der Buchstabe D vier gekuppelte Triebachsen (A + B + C + D) und die zweite Ziffer 1 ein hinteres Laufrad aus, während die Bezeichnung h 3 die Einstellung in das badische Netz der Reichsbahn zu erkennen gibt. Interessant ist auch eine 1-C-Heißdampf-Tenderlokomotive mit Vorwärmer und Schlammabscheider der A.-E.-G.-Lokomotivenfabrik in Henningsdorf bei Berlin.

Die leistungsfähigste Schnellzugslokomotive ganz Europas zeigt die »Hanomag« in Hannover-Linden mit der 2 D 1 - Vierzylinder - Verbund - Heiß-



Aufn. Dr. Kopp, München

Liliputbahn der Lokomotivfabrik von Kraus & Co., A.-G. in München



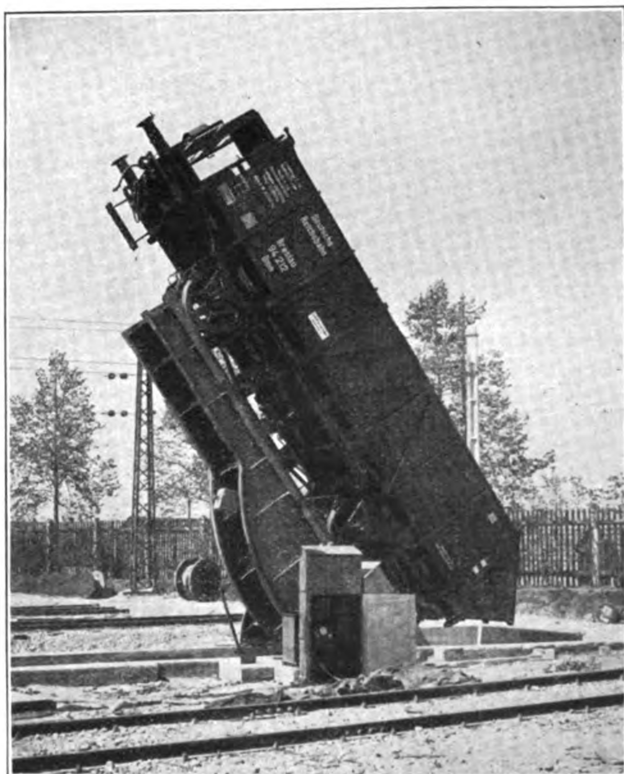
Aufn. Kraus & Co., A.-G., München

Die Liliputlokomotive der Lokomotivfabrik von Kraus & Co., A.-G. in München

dampflokomotive, die die Firma für die Spanische Nordbahn gebaut hat. Die Maschine verkörpert einen Typ, der erstmalig unter der Bezeichnung »Mountain Type« in Amerika auf gebirgigen Strecken für schwersten Schnellzugsdienst Verwendung fand. Die Länge der Maschine mit Tender beträgt 25,5 Meter, die Spurweite 1676 Millimeter. Die Leistungsfähigkeit der Maschine umfaßt 2500 Pferdestärken. Die österreichischen Bundesbahnen stellen zwei auffallende Typen, eine 2-C-Heißdampf-Zwilling-Schnellzugslokomotive mit Ventilsteuerung und eine 2-D-Heißdampf-Lokomotive, aus. In der Reihe der elektrischen Lokomotiven beansprucht vor allem die formschöne 1 AAAA 1-Schnellzuglokomotive zusammen mit der C + C-Güterzuglokomotive der Lokomotivenfabrik Kraus & Co. in München besondere Beachtung: die elektrische Ausrüstung ist von den Siemens-Schuckert-Werken in Nürnberg geliefert. Die A. E. G. in Berlin und J. A. Maffei in München sind mit je einer 2 BB 2 schweren elektrischenPersonenzuglokomotive der Reichsbahn am Platze, die auf den bayrischen Gebirgsstrecken München—Garmisch verkehren. Die Maschinen sind für Einphasen - Wechselstrom von 15 000 Volt und 16⅔ Periodensekunden gebaut und imstande, Personen- und Schnellzüge bis 500 Tonnen bei einer Höchstgeschwindigkeit von 90 Stundenkilometer zu befördern. Maffei läßt ferner eine 1 C 1 leichte Personenzuglokomotive für den Nahdienst sehen, die eine Leistungsfähigkeit von 75 Stundenkilometer bei 300 Tonnen Zugkraft hat. Die eingebauten Motoren haben bei dieser Geschwindigkeit nicht weniger als 960 Umdrehungen in der Minute, die mittels Zahnräder auf die gemeinsame Vorwelle und dann auf eine Blindwelle übertragen werden.

Elektrische Oberleitungen für die Reichsbahnstrecken zeigt die A. E. G., die auch die Oberleitungen des Ausstellungsbahnhofs geliefert hat.

An Triebwagen finden sich ein 19,7 Meter langer MCC elektrischer Triebwagen der Brown & Boveri A.-G. in Mannheim, ein sehr schöner Öltriebwagen der A. E. G., ein 160-Pferdestärken-



Aufn. Dr Hopp, München

Kipper für Eisenbahnwagen der M.A.N. (Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, A.-G.) zum Entleeren von Massengütern



Aufn. Dr. Kopp, München

Seilbahnhängekabine der österreichischen Zugspitzenbahn

Benzoltriebwagen der Deutschen Werke A.-G. in Berlin, ferner ein 26 Meter langer Akkumulatorenwagen der Akkumulatoren-A.-G. in Berlin und nicht zuletzt ein 80-Pferdestärken-Benzintriebwagen der Sächsischen Waggonfabrik A.-G. in Werdau. Nicht unerwähnt darf hier die prächtige Diesellokomotive C 1 der Linke-Hofmann-Lauchhammer-Werke bleiben, die eine Länge von 11,2 Meter aufweist.

Von den Spezial- und Kleinbahnlokomotiven fallen vor allem die schnittigen Baulokomotiven der Hanomag, darunter eine 3/3 Baulokomotive mit 90 Pferdestärken und eine 2/2 Abraumlokomotive mit 280 Pferdestärken, auf. Baulokomotiven ähnlicher Art stellt Krupp aus, der auch mit B-Gruben-Verbund-Lokomotiven und ganz eigenartigen B-Zubringer-Druckluft-Lokomotiven aufwartet.

Mit einem kleinen Abstecher möge hier die ganz wundervolle Liliputbahn der Lokomotivenfabrik Kraus & Co. A.-G. in München die verdiente Würdigung erfahren. Sie dient in gleicher Weise dem Verkehr und dem Vergnügen. Sowohl die im Ausstellungsbahnhof zur Schau gestellte wie die zwei im Dienst befindlichen Miniaturlokomotiven sind in allen Einzelheiten ein stilgetreues Bild ihrer großen Schwestern. Die Bahn, die in zehn Wagen bequem 160 Personen befördert, führt in der Runde um die Ausstellung herum, wobei sich dem Fahrgast mit den zwei Bahnhöfen, einem regelrechten Tunnel und mit dem Blick auf die buntbewegten Ausstellungsanlagen ganz entzückende Bilder erschließen. Die Spurweite der Bahn beträgt dabei nur 381 Millimeter, die Lokomotive mit Tender hat eine Länge von 7,40 Meter, dazu passend sind die Anhängewagen je 6 Meter lang. Die Liliputlokomotive besitzt eine Leistungsfähigkeit von 30 Pferdestärken und eine Höchstgeschwindigkeit von 30 Stundenkilometern.

Umfassend zeigt sich die imponierende Schau der vielerlei Personen-, Güter- und Spezialwagen. Vom hocheleganten Luxuswagen der Waggonfabrik Fuchs in Heidelberg, dessen Salon eine kleine Luxuswohnung für sich darstellt, den neuesten Schnellzugspersonen- und Schlafwagen der 1., 2. und 3. Klasse der Dessauer Waggonfabrik in ihrer formvollendeten Zweckmäßigkeit bis zum neuesten Einheitswagen 4. Klasse der Waggon- und Maschinenbau-A.-G. in Görlitz und andrer Firmen sind alle Typen der modernen Personenwagen zur Stelle. Auch die österreichischen Bundesbahnen stellen sehr schöne Wagen aus. Markant sind die vielerlei Typen der Güter-, namentlich der Großraumgüterwagen. Wohl am meisten fällt ein Tiefladewagen der Bayernwerk-A.-G. in München, gebaut von M. A. N., auf, der mit 12 Achsen und einer Tragfähigkeit von 110 Tonnen zum Transport ungewöhnlich großer Lasten bestimmt ist. Der Wagen, besonders für den Transport der gewaltigen Transformatoren des Walchenseewerkes gebaut, hat bei einer Länge von 26,16 Metern ein Eigengewicht von 82 Tonnen.

Auch bei den Kleinbahnen finden sich zahlreiche formschöne und eigenartige Wagenmodelle für die verschiedenartigsten Zwecke. Neben einem wuchtigen Kranwagen zeigt die M. A. N. einen neuartigen Kipper für Eisenbahnwagen zum Entladen von Massengütern. Sehr schön ist auch die Hängekabine der Firma Bleichert & Co. in Leipzig für die österreichische Zugspitzseilbahn.

So reiht die »Deutsche Verkehrsausstellung München 1925« sich würdig in den traditionellen Rahmen der Kunst- und Ausstellungsstadt München ein und stellt zusammen mit dem Deutschen Museum ein wahres Kleinod deutscher Technik und deutschen Erfindergeistes dar.

Deutsche Pressefahrt durch Thüringen

Als Zeus die Erde teilte, wobei das Los noch über weit mehr Glücksgüter fiel, als Schiller sich träumen ließ, sind uns Schriftstellern und Journalisten sicherlich eher die Wanderschuhe und der Rucksack vermacht worden als das Auto, das mehr zu den Verlegern neigte. Was nicht hindert, daß auch wir drin zu fahren und die Schönheiten der Welt zu genießen verstehen. Besonders dann, wenn die Leitung der Fahrt für all und jedes, für Wegekunde und gutes Wetter, für Nahrung und Nachtquartier, für Empfänge und Besichtigungen, so mustergültig gesorgt hat wie der Thüringer Verkehrsverband nebst hohen Behörden bei der Deutschen Pressefahrt durch Thüringen im Mai des Jahres 1925. Nein, wir waren nicht böse über den Beförderungstausch. Mögen die Kollegen von der Lyrik, denen es vergönnt ist, jederzeit bei Vater Zeus im Himmel zu wohnen, weiter »des Müllers Lust« preisen, von uns Pressefahrern wäre es schändlich, wollten wir, nach achttägiger Kameradschaft, auf das Auto schimpfen. Das tut immer nur der, der nicht drinsitzt. Und der Wahrheit die Ehre: daß man bei seinem Tempo die Schönheiten der Landschaft nicht genießen könne, das ist ein Vorurteil, dessen Mutter die Entbehrung, nicht die Erfahrung. Freilich, der Himmel muß gute Miene zum Spiel der Räder machen, so daß das Regenverdeck hübsch unten bleiben darf, freundliche und muntere Gesellschaft muß um einen sein, und die Fahrt muß durch eine Landschaft gehen, wie es Thüringen ist: intim und großzügig zugleich, mit bald feinen, bald stolzen Linien, mit freien, weiten Blicken, mit bunten, fröhlichen Siedlungen, mit regem gewerblichem Leben, das doch noch nirgends die Natur erdrosselt, mit einer von Geschichte, Kunst und Wissenschaft gesättigten Kultur. Dann kann man aus dem grünen Herzlande Deutschlands weit mehr heimbringen, als wenn man durch Italien auf der Ferrovia rast oder mit dem Vetturino zuckelt.

Ich sehe dich schmunzeln, lieber Leser. »Das also war des Pudels Kern!« Gewiß, selbstverständlich sind wir gebeten worden, diese für Thüringen ebenso vorteil- wie schmeichelhafte Erkenntnis nicht für uns zu behalten, sondern weiterzusagen. Aber ist das nicht unser Beruf? Auch wenn wir reisen, uns zerstreuen, uns vergnügen, uns erholen, tun wir's für die Öffentlichkeit. Daher der schöne Name »Publizist«, den mit Unrecht die Kollegen von der Politik für sich allein in Anspruch nehmen. Wolle Gott, ihr journalistisches Gewissen sei niemals schwerer belastet als das unsrige, wenn wir unsern Dank für diese Gastfahrt mit einem Lob Thüringens abstatten!

Es gehört zu dem schönen kameradschaftlichen Freimut, der die Leitung dieser Fahrt von Anfang bis zu Ende auszeichnete, daß die Erwartung solches Dankes gleich bei der ersten Begrüßung in Erfurt im Hause Kossenhaschen, einer der geschmackvollsten Gaststätten Deutschlands, offen ausgesprochen wurde. Do, ut des — do, ut facias: diese zwei sogenannten Innominatkontrakte des römischen Rechtes sind von keinem Geringeren als Bismarck zu Grundsätzen der Realpolitik erhoben worden. Warum sollte ein Verkehrsverein weniger realpolitisch sein als er? Ich respektiere bei solchem Unternehmen, wie die Thüringer Pressefahrt eins war, die praktische Geschäftsklugheit und den vorsorgenden Weitblick. Die Rheinlande, einst das bevorzugteste Reiseziel für ganz Deutschland, hätten schwerlich die »Reise-Flaute« durchzumachen gehabt, die für sie schon lange vor dem Kriege begann, wenn sie rechtzeitig Ähnliches veranstaltet hätten wie die hellen Sachsen aus Thüringen, wenn sie, als die Dichter verstummten, deren Halbbrüdern, den Zeitungsschreibern, die verwaiste Leier in die Hand gedrückt hätten.

Also in Erfurt begann die Fahrt. Auf preußischem, nicht auf großthüringischem Boden, wie in der Begrüßungsrede des Regierungspräsidenten mit Humor, aber auch mit einem leisen Unterton ehrgeiziger Rivalität hervorgehoben wurde. Hoch lebe der Wettstreit unsrer deutschen Dezentralisation! Er ist nirgends so wie in Thüringen, wo der Segen der Kleinstaaterei noch lange nicht verklungen ist, noch immer der Vater vieler schöner und guter Dinge. Was für eine stolze und zugleich liebliche Stadt ist dies Erfurt mit seinem hochragenden Dom und seinen idyllischen Flußwinkeln! Reich an geschichtlicher Vergangenheit — man denke nur an Luthers entscheidende Krisis im Augustinerkloster, an den Fürstenkongreß von 1808, an die Begegnung Goethes mit Napoleon, an das Unionsparlament von 1850, an die Gründung des Evangelischen Bundes von 1886 und das Erfurter Programm der Sozialdemokratie von 1891 —, aber seit Anfang des Jahrhunderts auch eine mächtig aufstrebende Gewerbestadt, eine moderne Verkehrs- und Wirtschaftszentrale im Herzen Deutschlands mit blühenden Industrien der Metallverarbeitung, der Nahrungs- und Genußmittel, der Blumen- und Samenzucht. Und auch sein Städtisches Museum mit der mittelalterlichen Sammlung und der modernen Gemäldegalerie, an denen sich der jetzige Reichskunstwart Redslob seine organisatorischen Sporen verdient hat, darf sich sehen lassen.

Dann zu Automobil. Bergan gen Süden geht die Fahrt. Am Steigerwald vorbei in flach gewölbten Schwingungen durch blühendes Gartenland, unter weiß und rot auf uns herabschneienden Obstbäumen, diesem immer wiederkehrenden, nie ermüdenden Gruß des Frühlings. Arnstadt, die Pforte des Thüringer Waldes, grüßt, eine der ältesten Städte im Lande, geweiht durch das Andenken Bachs. Wenn man sich weiter — das Kuriose hat ja überall das längste Leben —

an die Marlitt erinnert fühlt, die hier ihr Denkmal hat, so spielen Ortskundige sofort den Namen Willibald Alexis dagegen aus, der freilich einen metalleneren Klang hat. Auch er ruht hier, ein Preuße durch und durch, von seinen lebens- und humorvollen schriftstellerischen Taten aus, und die charaktervollen mittelalterlichen Baudenkmäler vertragen sich besser mit ihm als mit dem Gedächtnis der »alten Mamsell« und des »Heideprinzeßchens«. Doch auch Arnstadt lebt sein neues, gegenwärtiges Leben, nicht am wenigsten in seiner imposanten Sportplatz-Anlage.

Und nun hinein in die grünschwellende Pracht der Thüringer Wälder! Es wird still auch bei den lautesten Gesellen, still und andächtig, so bezwingend und besänftigend ist dies erhabene Schweigen im Walde. Über Georgenthal, das sich, seit ich es zuletzt sah und umwanderte, mit seinem blinkenden Teich, seinen in dunkle Tannen und lichte Laubhölzer gebetteten neuen Villenbauten überraschend schmuck herausgemacht hat, und über Finsterbergen, das seines düsteren Namens spottet, wird gegen Mittag Friedrichroda erreicht, das schon einen Schimmer von Weltbad haben kann, wenn abends im Kurgarten die Musik spielt und die Paare auf und nieder wandeln, auf das aber zum Zeichen, daß sie darüber nicht böse, der alte Gottlieb aus nächster Nähe, die sanfte Kuppe des Inselberges aus der Ferne freundlich herniedergrüßen. Wem das zur Genesung noch nicht genügt, nun, der findet Sanatorien im Ort, in denen die medizinische Wissenschaft der Mutter Natur hilfreich unter die Arme greift.

Nachmittags in Gotha, der alten Residenz, berühmt durch ihr im 18. Jahrhundert so reges Theaterleben, ihren Herzog Ernst und seine Freundschaft mit Gustav Freytag, ihren exklusiven Adelskalender und ihren wilden Kommunistenputsch, die sich aber, wie die Umgebung des behäbig daliegenden Schlosses, der üppige Schloßgarten und das nicht weniger üppige Schloßhotel vermuten lassen, jetzt wieder zu friedlichem Ausgleich entschlossen haben.

Abends — über Langensalza geht die Reise, wo sich am 27. Juni des Jahres 1866 ein bedeutsames Stück deutscher Geschichte abspielte — in Mühlhausen, der ehemals freien Reichsstadt, der Stadt Thomas Münzers und der Bilderstürmer, der Bauernkriege und der Fürstenversammlungen, der aber immer noch neun stattliche, architektonisch höchst charaktervolle Kirchen erhalten geblieben, nachdem ebenso viele den Stürmen der Zeit erlegen sind. Doch auch seine weltlichen Bauten, vor allem das Rathaus und die Stadtmauern, erfreuen das Herz des Altertumsfreundes, und es war ein glücklicher Gedanke des hierher aus dem Elsaß verschlagenen Stadtrats Bunge, eines unsrer liebenswürdigsten Führer, uns das Abendessen bei Kerzenlicht in dem ehrwürdigen, von historischen Erinnerungen durchgeisterten Rathaussaal rüsten zu lassen. Von hier um Mitternacht ein Gang ins unterirdische Archiv, und Deutschlands dunkle, schicksalsschwere Vergangenheit flattert wie mit Fledermausflügeln um unsre Köpfe.

Vielleicht waren auch die Geister der alten Weine, mit denen uns die Stadt aufgewartet, ein wenig an dieser elegischen Stimmung schuld. Am andern Morgen — es heißt früh aufstehen auf dieser Fahrt! — wehte jedenfalls wieder frischere Luft um unsre Schläfen, als wir auf dem alten Wall die Stadt umkreisten, uns der wechselvollen Blicke auf den gotischen Bau der zweitürmigen Untermarktskirche und der dreitürmigen Marienkirche freuten, auf den Rabenturm stiegen, in die Allerheiligengasse und den Entenbühl tauchten und im wein- und efeuumrankten Rathaushof den venezianischen Brunnen auf die Kühle seines Wassers prüften.

Gegen Mittag auf gewundenem Straßenbande, bald bergan, bald bergab, der Werra zu. Die Bauart der Häuser, die Anlage der Dörfer verändert sich, spielt ins Hessische hinein. Treffurt, dies alte malerische Städtchen mit hochragender Schloßruine, entgeht uns, weil die Wege hier gar zu kraus durcheinanderlaufen. Aber auf der Creuzburg, die ihre Geschichte bis auf Bonifazius zurückverfolgen kann und in diesem Jahre den zwölfhundertsten Gedenktag der Erbauung ihrer steinernen Werrabrücke mit der Liboriuskapelle hat feiern können, empfängt uns ausgesuchte Gastfreundlichkeit. Die Burgherrin selbst führt uns durch die alten, von Erinnerungen an die heilige Elisabeth geweihten Räume und durch die neuen, mit mancherlei Kunstgegenständen glänzend ausgeschmückten Wohnzimmer, und unter einer breitschattenden Linde im Park, die wohl wußte, weshalb sie kein Apfelbaum werden wollte, hat uns die kundige Hand des Burgherrn, des Kommerzienrats Kossenhaschen, eines echten Wirtes Wundermild, als Willkommenstrunk die Bowle angerichtet. Die Creuzburg ist eine durch Kultur und Geschichte geweihte Stätte: hier haben die Minnesänger ihre Harfe geschlagen, hier haben Kaiser Hof gehalten und Fürsten ihre Landtage versammelt, hier haben Goethe, Karl August und Napoleon gerastet, hier haben Burschenschafter für ihre politische Überzeugung gebüßt. Diese Erinnerungen zu hüten, ihnen ein festes und würdiges Haus zu sichern, hat sich der jetzige Besitzer der Burg zur Lebensaufgabe gemacht, und er ist eifrig dabei, sie zu erfüllen.

Weiter, auf Wegen, die auch die alten thüringischen Landgrafen schon mit gleich bewegtem sanftem Spiel von auf und ab begleiteten, nach Eisenach, das sich trotz seiner stetig wachsenden Industrie rühmen darf, die lebhafteste Fremden- und Kongreßstadt Thüringens zu sein, und demgemäß, verantwortungsbewußt, wie es ist, ein

reges geistiges und künstlerisches Leben pflegt. Und hinauf zur **Wartburg**, wo der Himmel, um uns den vollen Zauber ihrer erhabenen Größe spüren zu lassen, mit Blitz und Donner ein feierliches Gewitter auf uns herabschickt. Noch berückender jetzt der Ausblick aus den Burgfenstern auf die grünen, silberumflimmerten Waldhänge; noch eindringlicher jetzt die Mahnung an all das, was diese Trutz- und Bekenntnisburg für unser deutsches Leben und Schicksal heut und morgen zu bedeuten hat! Es haust altdeutscher Geist dort oben noch heute. Das zeigte sich anheimelnd und bekömmlich auch bei der »Atzung sowie Labung«, die uns »edlen Herren, so die Zeyttungen in teutschen Landen schreiben«, im »Wartburgk-Gasthaus für fröhliche Leut« aufgetragen wurde. Unten in der Stadt sangen uns dann, wie zu Luthers Zeiten, die Kurrendeschüler sanfte Heimats-, fromme Kirchen- und kernige Vaterlandslieder, und unsre Augen wurden feucht, wenn wir so an Vaterlandes Glück und Weh erinnert wurden. Noch einmal unter sinkendem Tagesgestirn ein Blick von der Hohen Sonne auf die Wartburg zurück — dann auf den Rennstieg, der ältesten deutschen Heerstraße, die sich sonst mit ihren weitgewölbten Buchenhallen, ihren gotisch gespitzten Tannenwipfeln und endlosen Kreuzgängen von Waldschneisen nur dem Fußgänger öffnet, über Steinbach nach **Bad Liebenstein**.

Das soll ein Herzbad sein und auch Augenkranken gut tun — deshalb, wird uns erzählt, hat Gerhart Hauptmann, vor dem wir am andern Morgen salutieren, seine Frau hierhergeführt. Uns zeigt es an einem himmlisch schönen Sonntagmorgen nur seine zierlichen Naturschönheiten in Gestalt schattiger, wohlgepflegter Alleen und sauber geschnittener Hecken, alles wie frischgeputzt aus dem Schmuckkästchen geholt. **Schloß Altenstein** mit seinem weiten Naturpark und seinen reichen Gartenanlagen ist so nahe, daß die Kurgäste von Liebenstein diesen verlassenen Fürstensitz als freie Zugabe genießen können.

In **Salzungen** geht es ernster zu. Dort spazieren die von Atmungsbeschwerden Genesung Suchenden in den Wandelhallen des Gradierwerkes, von oben bis unten weiß gewandet, wie die Köche oder Zuckerbäcker herum und inhalieren vom heilsamen Salzdunst, was Kehle und Lunge nur halten wollen. Ein vertrauenerweckender Arzt — noch einer aus der alten, soliden Schule, scheint's — hält uns einen Vortrag über die Heilwirkungen, zu deutsch Indikationen, dieses schon zu Karls des Großen Zeiten berühmten Badeortes, und Sehnsucht beschleicht uns, in solcher schon nach wenigen Stunden so leicht und frei machenden Luft auch einmal den Papierstaub wegspülen zu dürfen.

Die Landschaft streckt sich, wird flacher und zeigt das ruhigere Mienenspiel der Ebenen. **Meiningen** empfängt uns mit Erinnerungen an Max Reger, an Brahms, an Otto Ludwig, an den Herzog Georg und sein weltberühmtes, das gesamte deutsche Bühnenleben reformierendes Theater, das jetzt stattlicher denn je aus Brandtrümmern wieder entstanden ist. Wir werden von dem Versucher auf einen Berg geführt: wenn wir einst Rentner sind, Rentner in Goldmark, so sollen wir uns hier niederlassen und unsern Lebensabend genießen.

Einstweilen rollt noch das Rad der Zeit und des Autos: durch Römhild hindurch an den beiden Gleichbergen vorüber, wo Prof. Götze, der Berliner Archäologe, mit unermüdlichem Fleiß nach keltischen Altertümern gräbt, auf **Hildburghausen** zu. Wann und wo lasen wir doch diesen traulichen Namen zuerst? War das nicht in ferner, ferner Jugendzeit, als wir aus löschpapierenen Groschenheften, lange vor Reclams Universalbibliothek, klopfenden Herzens, noch im Flügelkleide, von den Früchten der Klassiker kosteten? Ja, hier ist Meyers Bibliographisches Institut zur Welt gekommen, hier erscheint noch heute die Dorfzeitung, die keine Beilagen, sondern Beiwagen hat und gut dabei fährt. Hier spukt noch heute die Dunkelgräfin, deren Rätsel kein Historiker zu lösen weiß, aber neben ihr schwebt durch den Irrgarten am ehemaligen Schloß — jedes Städtchen war hier früher mal Residenz — das lichte Bild der Königin Luise, die bei der Herzogin Charlotte, ihrer Schwester, in leiderfüllten Tagen gern zu Gaste war. Im vergangenen Jahr hat Hildburghausen, heute eine »Stadt der Schulen«, jugend- und zukunftsfroh sein sechshundertjähriges Stadtjubiläum gefeiert. Daher sind noch ein paar allerliebste Rokokokostümchen aufbewahrt geblieben, und in denen, gar zierlich anzuschauen, begrüßen uns nun acht kleine Hildburghäuserinnen mit Versen, die ihnen die Frau Bürgermeisterin gedichtet und eingelernt hat. Ein liebliches Widerspiel zu den ernsten Kurrendesängern von Eisenach!

Auf der Weiterfahrt von Hildburghausen über Rodach nach **Coburg** wiederholt sich das so fesselnde Schauspiel, wie eine Stammeskultur in die andre übergeht. Aus Thüringen wird Franken, alles wird voller, reicher, kerniger, saftiger. Es muß wohl, neben der politischen des Augenblicks, auch eine Stimme des Blutes gewesen sein, die Coburg zu Bayern rief. Da wir, schon in der Dämmerung, die winklige und doch nicht enge, eher behäbige und gemütliche Stadt durchfahren, fühlen wir, daß wir in Süddeutschland sind. Im Sternenschein auf sanften Windungen hinauf zur Veste; am frühen Morgen unter Prof. Kaemmerers berufener Führung durch die von Bodo Ebhardt und seinem Sohn wiederhergestellte Burg. Ich brauche sie und ihre Schätze den Lesern nicht zu schildern: das hat erst vor kurzem mit vollendeter Sachkenntnis, wie sie nur der innere Organisator aufbringt, Kaemmerer selbst getan. Ihm

gebührt das Verdienst, Burg und Museum zu so stilvollem Einklang gebracht zu haben.

Vom Mauerkranz noch ein Blick ins weite lachende Land — dann wendet sich die Fahrt für einen Teil des Weges zurück, ins Thüringische Industriegebiet. Suhl, einst die Stadt der Gewehre, jetzt die friedlicher Produkte, taucht auf, winkt uns mit einer reizend, gar nicht »militaristisch« angelegten neuen Siedlung der Landespolizei schon von fern Grüße zu und schickt uns weiter nach Zella-Mehlis, wo uns die Mercedes-Werke den Werdegang ihrer elektrisch betriebenen Schreib- und Rechenmaschinen zeigen, andre Fabriken ihre noch friedlicheren Erzeugnisse in Gestalt von Bonbons und Pralinen kosten lassen oder ihr Porzellan aufgebaut haben — auch die Spürnase einer Entente-Kommission hätte hier nichts von kriegerischen Rüstungen erschnüffeln können.

Dann in Windungen auf steiler Straße durch rauschende, immer mächtiger und dichter werdende Wälder empor nach Oberhof. Die »Saison«, d. h. die zweite — denn Oberhof mit seinen mustergültigen Sportanlagen ist jetzt fast mehr Winter- als Sommerplatz — hat noch nicht begonnen. So können wir uns an dem sogenannten Ruhetag, der uns hier beschieden, als unbestrittene Herren in den glänzenden Gaststätten fühlen, können im Golfhotel auf breiter Terrasse, mit dem Blick über eine saftig grüne Waldwiese, den Kaffee trinken, uns vor dem Diner in der prächtigen Wandelhalle des »Esplanade« Appetit anlaufen und abends im Thüringer Waldhotel noch ohne Konkurrenz der Berliner Lebejünglinge ein Tänzchen wagen. Andern Tags lösen einmal die noch feiernden Stellwagen die Autos ab, und wir sind dankbar für diese gemächlichen Fahrten zu zweien oder dreien durch die schweigenden Hallen des Waldes und zu den Aussichtspunkten — Veilchenbrunnen heißt einer von ihnen —, die weite Blicke in bunt besiedelte Täler eröffnen.

Wieder bergab und bergauf. Über die Schmücke, an der gruseligen Mordwiese und dem finsteren Loch vorüber, nach Gabelbach, in die Nähe des Kickelhahns, wo Goethe die Gipfelruhe dieser zur Andacht zwingenden Landschaft in unsterblichen Versen verewigt hat, hinunter nach dem betriebsamen Ilmenau, das sich aus einem Luftkurort immer mehr in eine Industriestadt verwandelt, aber wohl gerade deshalb für die »Kulturaufgaben« der Presse so viel Verständnis zeigt, daß es unsre Wagen mit einem festlich gestimmten Menschenauflauf begrüßt.

Dann wieder stillere und ebenere Fahrt über Gehren, Katzhütte und Königsee dem Trippstein zu, dessen weltberühmte Aussicht vom Borkenhäuschen auf Schloß Schwarzburg gerade mit dem Golddust der Mittagstunde umhaucht ist. Verse an Aussichtspunkten sind meist von Übel; hier läßt man sie gelten:

Eine Träne seh' ich glänzen
Dir im Auge hell und rein —
Also an des Lebens Grenzen
Mag der Blick ins Jenseits sein.

Durchs Schwarzatal, das man aber wirklich lieber zu Fuß durchwandern sollte, nach Blankenburg, wo uns das Sanatorium Schwarzeck von der nervenberuhigenden Behaglichkeit seiner Einrichtungen und Wohnräume überzeugt und die Väter der Stadt uns ihre modernen Badeanlagen zeigen. Gegen Abend nach Saalfeld und gleich hinauf zu den Feengrotten, von denen Haeckel gesagt hat, wenn sie nicht in Deutschland lägen, würden sie längst eine Weltberühmtheit sein. Noch keinem Maler, keiner Lumière- und keiner Agfa-Aufnahme ist es gelungen, die vornehm abgestimmte Farbenpracht dieser zu Bergwerkszwecken aus dem Stein gebrochenen Tropfsteinhöhlen festzuhalten.

Bei Saalfeld, im Vorgefecht der Jenaer Schlacht, war's, wo der feurige Prinz Louis Ferdinand den Tod für Preußen starb; auf dem Schloß in Rudolstadt, das uns am nächsten Tage seine mit Ansbach und Würzburg wetteifernde historische Zimmerflucht öffnet, saß er noch die Nacht zuvor am Klavier und phantasierte in Tönen vom süßen Leben, das er so heiß geliebt. So schreiten wir in Thüringen überall auf den bald trüben, bald hellen Pfaden vaterländischer Erinnerungen ...

Auf dem grünen Rasen des Rudolstädter Angers noch ein Paar Rostbratwürste, Thüringens Volks- und Nationalgericht — dann gehts über Orlamünde, wo die weiße Frau zu Hause ist, und über Kahla, der Porzellanstadt, deren Gebrauchserzeugnisse sich freilich an Feinheit und Kunstgeschmack mit denen von Schwarzburg und Volkstedt nicht messen dürfen, der Universitätsstadt Jena zu.

Ja, sie ist noch immer Studentenstadt, Stadt fröhlicher Gesellen. Das beweist der von Schlägerklang und Burschengesang dröhnende Frühschoppen auf dem Marktplatz, mit dem wir empfangen werden. Aber schon in der Tischrede Seiner Magnifizenz des Rektors im »Schwarzen Bären«, wo einst Luther und Bismarck abstiegen, werden ernste vaterlands- und verantwortungsbewußte Gedanken laut, die nach oben weisen, und ein Besuch im Zeißischen Planetarium, im »jüngsten Wunder von Jena«, das uns unter Schauern der Ewigkeit den Wandel der Sterne miterleben läßt, gibt dem Worte Kants vom gestirnten Himmel über uns und dem Sittengesetz in uns eine neue lebensmächtige Anschauung und Bedeutung.

So sind wir auf Weimar, zu dem alle geistigen Wege nicht bloß Thüringens letzten Endes doch hinstreben, würdig vorbereitet. Freilich, die »Besichtigung der Kulturstätten« am nächsten Vormittag war gar zu kurz bemessen, aber man darf wohl annehmen, daß es keinen unter uns



Erich Kux: Zimmer in Dinkelsbühl

gab, der mit ihnen nicht schon vertraut war oder jetzt nicht das Gelübde tat, zu ruhigerer und gesammelterer Schau aufs neue bei ihnen einzukehren. Die Begrüßung der weimarischen Staatsbehörden war jedenfalls herzlich und eindringlich genug, uns dazu einzuladen.

Es geht ans Abschiednehmen. Die Kraftwagen mit ihren braven Führern sind schon verabschiedet. Nach Bad Kösen bringt uns ein Sonderzug der Eisenbahn, und die mächtige blanke Stahlfeder auf baumlangem Schaft, die uns dort als Salve hospes empfängt, gibt dieser Pressefahrt endlich ihr würdiges Symbol. Nach dem mit köstlichen Saaleweinen gewürzten Mittagessen im »Mutigen Ritter« — was für anheimelnde Gasthausnamen gibt es doch in Thüringen, auch wenn es, wie hier, schon wieder preußisch ist! — fahren wir auf Motorbooten die vielgewundene Saale hinauf, die hier weit reizvoller ist, als man vom Bahnfenster aus meint, auf die Rudelsburg zu, die Wiege des Korpsstudententums, des zum Zeichen hier Jung-Bismarck in Bronze seinen Schläger führt. Uns begrüßen am Burgtor mit drastischen Ritterbräuchen die »Freunde der Rudelsburg«, die sich, eine veredelte Schlaraffia, die Pflege alter Sitten und noch älterer Weine angelegen sein lassen. Beim Abstieg schweift der Blick hinüber zum Turm von Saaleck, wo sich die Mörder Rathenaus mit der letzten Kugel im Lauf selbst richteten. Unten in Kösen fanden sie ihre Ruhestätte ...

Noch ein Rundgang durch die Inhalatorien und pneumatischen Kammern des nach den neuesten Forschungen der medizinischen Wissenschaft eingerichteten Solbades — dann weiter, über Schulpforta, wo Klopstock und Nietzsche ihr Latein lernten, aber auch mancher Kleingeist sich dran überfressen hat, nach Naumburg, der Stadt der Juristen, der Hussiten und des Doms. Die Juristen haben hier ihr Schwur- und Oberlandesgericht; an die Hussiten erinnert die Kirschwiese und das alljährliche Kirschenfest, sintemal der gute Prokop die erfolgreich für ihre Stadt bittenden Kinder noch obendrein mit Kirschen beschenkte; der Dom, eine Tochter des Bamberger Doms und als solche ein Bindeglied zwischen süddeutscher und norddeutscher Kultur, ist ein edler Schatzbehälter der herrlichen Stifterstatuen, tiefbeseelter Denkmäler unsrer noch lange nicht nach Gebühr gewürdigten heimischen Bildhauerkunst.

Damit klang die Fahrt aus. Voll, kräftig und rein, wie es sich gehört für dies harmonische Kernstück deutschen Wesens, so da Thüringen heißt. Seine Orgeln und Schalmeien sind für euch alle gestimmt. Wohlan, rüstet zur fröhlichen Fahrt! F. D.

Im sommerlichen Wald

Die Bäume überfliegt ein Raunen.
Der Südwind wandert durch den Wald.
Ich stehe still und seh' mit Staunen
Das Spiel von übermütigen Faunen,
Das fern verhallt.

Dann seh' ich dich die Lichtung überschreiten,
Und wie die zottigen Gesellen dich umtoben —
Mein Rufen scheucht sie in die grünlich-dunklen Weiten.
Du kommst heran. Dein Haar ist goldumwoben,
Und deine Finger blättern eine Rosenblüte ab.
Ich warte bebend, hör' die Stille lasten wie ein Grab.

Und endlich bist du da und gibst mir strahlend beide Hände,
Die Rosenblätter tauen nieder.
Ich spüre tausend Feuerbrände
Und küsse dich und küss' dich immer wieder.

Adalbert Souheur



Guereza-Affen

Affen

Von Prof. Dr. Ludwig Heck

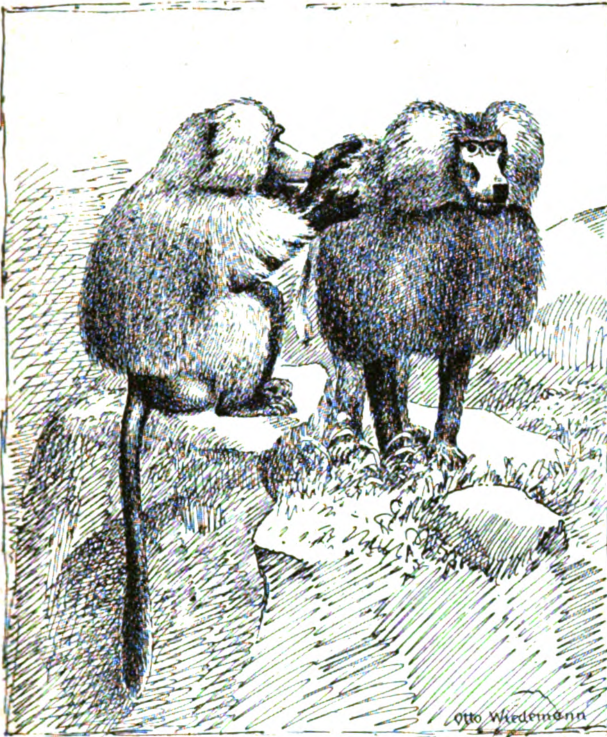
Mit zwölf Abbildungen nach Federzeichnungen von Otto Wiedemann

Sie stehen beim großen Publikum im Vordergrund des Interesses. Das sieht man im Zoologischen Garten alle Tage. Weniger erfreulich ist die Art dieses Interesses. Sie besteht allermeist in Gelächter. Ein Affe kann machen, was er will: er wird belacht. Im letzten Grunde natürlich, weil er so menschenähnlich ist. Aber ist denn das an sich etwas Lächerliches? Man sollte eher meinen, es müßte zu genauerem Zusehen und Nachdenken anregen und zu dem Wunsch, in verständiger Weise sich darüber klar zu werden, was denn an solchem Affen menschenähnlich ist und was nicht. In dieser Beziehung aber, was verständige und verstandesmäßige Betrachtung der Tierwelt anlangt und das Bestreben, durch klareren, tieferen Einblick zu naturwissenschaftlich begründeten und dadurch wahrhaft natürlichen Anschauungen zu gelangen, scheint mir unsre Zeit gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts eher einen Rück- als einen Fortschritt gemacht zu haben. Auch in den sogenannten gebildeten Ständen. Gerade da. Im ersten Jahrzehnt meines Berliner Lebens hatte ich als »sehr eingeladener« Mensch mich oft kaum an gastlicher Tafel niedergesetzt, da fiel schon aus dem mehr oder weniger schönen Munde meiner Tischnachbarin der Name Darwin oder Haeckel, und es wurde von den Affen gesprochen. Das ist mir jetzt seit langen Jahren nicht mehr geschehen (freilich bin ich jetzt auch nicht mehr so »sehr eingeladen«), und wenn es geschieht, dann geschieht es in dem gekennzeichneten »lächerlichen« Sinne. Das ist wohl ein Zeichen der Zeit.

Um so lieber aber folge ich der Anregung der Schriftleitung, in diesen Spalten einiges Gemeinverständliche über Affen zu sagen. Vor allem über ihr Verwandtschaftsverhältnis zum Menschen, das ja doch der Kernpunkt der ganzen Affenfrage ist. Darüber sind wir uns in diesem Jahrhundert ungleich klarer geworden, als wir im vorigen waren. Damals schoß man oft weit über das Ziel hinaus, weil man noch nicht die exakten Grundlagen hatte, wie sie inzwischen durch die moderne mikroskopische Gehirnforschung, die Blutserumforschung, die Experimentalphysiologie und -psychologie gewonnen worden sind.

Die Blutserumforschung besitzt heute ein Verfahren, mittels dessen sich die systematische Anordnung der Säugetiere, wie sie die Naturgeschichte aus Gründen des Körperbaues getroffen hat, bestätigen läßt, und zwar durch den sogenannten Verwandtschaftsniederschlag. Diesen Verwandtschaftsniederschlag erhält man deutlich, wenn man Schimpansenblut, also Menschenaffenblut, auf Menschenblut reagieren läßt. Das ist eine Tatsache, an der man heute nicht mehr vorbei kann.

Die moderne Gehirnforschung versteht es längst, ein Gehirn in unzählige feine Querschnitte zu zerlegen, aus denen man sich dann das Ganze mit seinem feineren und feinsten Innenbau unter dem Mikroskop wieder zusammensetzen kann. Dabei zeigt sich aber, daß der im höheren Sinne allerwichtigste Teil des Gehirns, das Sprachzentrum, nach seinem Entdecker Brocasches Zentrum genannt, allen Tieren vollkommen fehlt. Auch den menschenähnlichsten Menschenaffen. Und wenn wir überhaupt mit diesen modernen Methoden das ganze Gehirn durchforschen, vor allem den für uns hier wichtigsten Teil, die sogenannte Graue Hirnrinde, so zeigt sich ferner, daß in der Zahl der Gehirnzentren, d. h. der Spezialorgane, von denen alle die verschiedenen Gehirnleistungen ausgehen, alle Tiere dem Menschen weit unterlegen sind. Wiederum auch die menschenähnlichsten Menschenaffen. Vergleichen wir zwei entsprechende



Mantel-Paviane

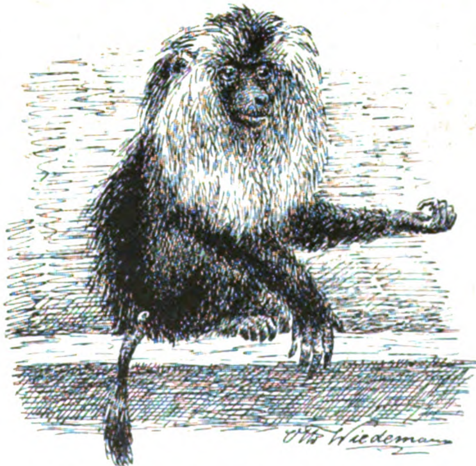
Anderseits, wer auf der Grundlage der entwicklungsgeschichtlichen Weltanschauung Erklärung sucht, der muß nach dem Gedankengang, den er sonst in der ganzen Tierwelt und ihren fossilen Resten bestätigt findet, annehmen, daß unter diesen Vorfahren der heutigen Lebewesen auch die Übergangsform vom Affen zum Menschen in ihren versteinerten Knochenresten ruht, jenes vielbesprochene, im Darwin-Zeitalter »missing link« genannte »fehlende Glied«, von dem man ein Schädeldach und einen Oberschenkelknochen auf Java gefunden zu haben glaubt in dem Pithecanthropus erectus, dem aufrecht gehenden Affenmenschen. Das ist aber noch umstritten, und jedenfalls könnte man auf die geistige Leistungsfähigkeit dieses Verbindungsgliedes nur dann mit einiger Sicherheit schließen, wenn man einen ganzen Schädel gut erhalten fände. Für den streng naturwissenschaftlich Denkenden steht also die Affen-Mensch-Frage immer noch unbefriedigend, ja jetzt wieder unbefriedigender als zu den Zeiten, da man frisch-fröhlich die mit uns auf der Erde lebenden Menschenaffen, Orang-Utan, Schimpanse, Gorilla, für unsre leiblichen Vorfahren erklärte. Nur die zwingende Logik der allgemeinen Grundwahrheit, daß die lebenden Tiere und Pflanzen in den ausgestorbenen ihre Vorfahren haben müssen — es ist ja gar nicht anders möglich —, diese zwingende Logik allein kann auch in der Affen-Menschen-Frage einige Beruhigung und Befriedigung gewähren.

Aber verlassen wir diese allgemeine Erörterung

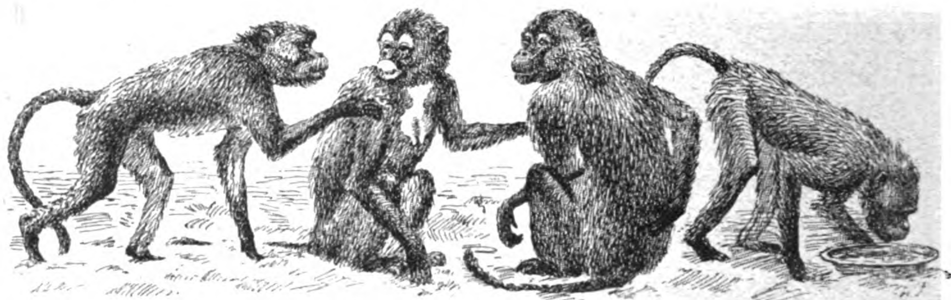
Hirnrindenfelder bei Mensch und Menschenaffe, so finden wir beim Menschenaffen gegenüber dem Menschen höchstens ein Sechstel etwa an Zentren. Und das wichtigste Gehirnzentrum, das Sprachzentrum, haben, wie gesagt, die Tiere, auch die Menschenaffen, überhaupt nicht.

Diese beiden Beispiele, einerseits die positive Blutsverwandtschaftsreaktion zwischen Mensch und Menschenaffe, anderseits der gewaltige Unterschied in der Zahl der Gehirnzentren zuungunsten der Menschenaffen und das vollkommene Fehlen des Sprachzentrums bei ihnen, sollen dartun, wie uns der Fortschritt der Wissenschaft immer bessere Klarheit schafft über das Verhältnis des Menschen zu den Menschenaffen und damit zu den Tieren überhaupt. Die körperliche Verwandtschaft ist unverkennbar und unleugbar; aber auf geistigem Gebiete, vertreten durch sein körperliches Organ, das Gehirn, läuft ein scharfer Trennungsstrich zwischen den heutigen Menschen und den heutigen Tieren.

Da nun aber alles eigentliche Menschentum sich äußert in der Sprache, und zwar in der begrifflichen Wortsprache, die etwas ganz andres und viel mehr ist als die Äußerungen von Gemütsbewegungen, Schrecklaute usw., die die Tiere auch haben, so bleibt auch heute noch, ja heute erst recht wieder aller nötige Spielraum für jegliche Sonderwertung des Menschen, wie sie mit den verschiedenen religiösen Bekenntnissen verbunden ist.



Wanderu im Zoologischen Garten zu Berlin



Dscheladas im Zoologischen Garten zu Berlin

der toten Vergangenheit und wenden wir uns der lebendigen Gegenwart zu, wie sie sich in den mit uns auf der Erde lebenden Affenformen darstellt! Zunächst den menschenähnlichsten und deshalb mit Recht Menschenaffen genannten. Da ist nun wirklich die Menschenähnlichkeit in vieler Beziehung erstaunlich. Ein sozusagen historisches Beispiel mag ein bezeichnendes Streiflicht darauf werfen. Als seinerzeit im alten Berliner Aquarium Unter den Linden der erste junge, lebend nach Europa gebrachte Gorilla starb, erklärte Rudolf Virchow, unser großer Pathologe, daß selbst ein erfahrener Fachmann diesen Leichenbefund von dem eines an derselben Krankheit gestorbenen Kindes kaum unterscheiden könne.

Auch äußerlich betrachtet, sind Kopf und Gebiß, Körper und Gliedmaßen sehr menschenähnlich. Sobald man ins Einzelne geht, aber doch wieder verschieden. Und zwar gehen Schädel- und Gebißbildung nach der allgemein tierischen, Körper- und namentlich Gliedmaßenbildung nach der besonderen Seite des Klettertieres hin. Und es wird dabei noch ganz unverkennbar, daß der junge Menschenaffe und der junge Affe überhaupt dem jungen Menschen, dem menschlichen Kinde ungleich ähnlicher sind als der ausgewachsene Affe und Menschenaffe dem ausgewachsenen Menschen. Das entspricht aber nur einer allgemeinen Grundregel im ganzen Reiche des Lebendigen. Man bedenke zum Beispiel, wie ähnlich sich kleine Hühner- und Fasanenküken und wie verschieden ein alter Fasan und ein alter Haushahn sind!



Makaken-Pärchen

Namentlich am Kopfe des heranwachsenden, zur Reife kommenden Affen m ä n n c h e n s vollzieht sich eine unverkennbare Abkehr vom Menschlichen ins Tierische dadurch, daß der Hirnteil im Wachstum zurückbleibt und der Gesichtsteil, die Schnauze, immer weiter vorwächst. Zugleich treten im Gebiß verlängerte Eckzähne auf, ähnlich, nur nicht so stark wie bei den Raubtieren. Der alte Affenmann wird also beißkräftig und wehrhaft gemacht; als Kehrseite dessen bleibt aber das Gehirn dermaßen zurück, daß es beim größten, mehrere Zentner wiegenden Gorillamann nicht größer ist als bei einem neugeborenen Menschenkinde.

Der Mensch ist eben — und hier bietet sich für den naturwissenschaftlich Denkenden wieder ein aufklärender Einblick in seine eigne Na-



Weißnasen-Meerkatze

tur — das »Gehirntier«, das »Denktier«. Er hat das Gehirn zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet, wie das Pferd den Lauffuß und der Maulwurf den Grabfuß. Mittels seines besser ausgebildeten Gehirns aber hat er alle seine Mitgeschöpfe überflügelt und sich zum Herrn der Erde aufgeschwungen; denn mittels dieses Gehirns kann er sich alle Werkzeuge künstlich anfertigen, die die Tiere, unter die verschiedenen zoologischen Gruppen verteilt, als natürliche Organe am Leibe tragen.

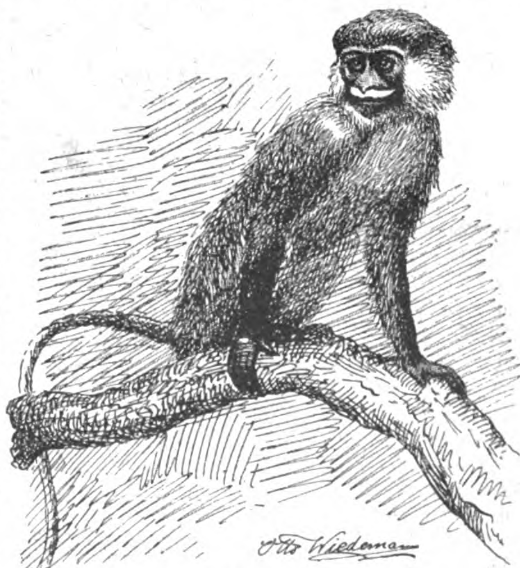
Dabei dient die Hand dem Menschen noch als besonders feines und vielseitiges Organ, gerade weil sie sich ihre ursprüngliche Form mit fünf Fingern erhalten hat, und namentlich einen starken Daumen, der so weit vorn sitzt, daß er mit den übrigen vier Fingern kräftig und geschickt zusammenarbeiten kann. Bei den Affen, auch bei den Menschenaffen, ist dagegen der Daumen schwach und nicht nur zurückgebildet, sondern auch zurückgerückt: er sitzt so weit hinten an der Hand, daß er den übrigen Fingern nicht entfernt so kräftig und sicher sich entgegenstellen kann wie beim Menschen. Und diese Rückbildung des Handdaumens geht durch die ganze Affenreihe hindurch. Sie geht bei den afrikanischen Stummelaffen (schönster Vertreter der Guereza) so weit, daß von dem Daumen nur noch ein warzenartiger Stummel vorhanden ist. Die Gruppe der schwarzweißen Guerezas oder Seidenaffen ist unter den Stummelaffen ganz besonders geziert durch eine weiße Seitenmähne, die sich am Körper entlang von den Vorder- nach den Hinterbeinen zieht und von der schwarzen Grundfarbe natürlich äußerst wirkungsvoll abhebt. Auch der Schwanz ist mit Weiß geschmückt, bei den verschiedenen Arten in verschiedenem Grade. Beim Weißschwanz-Guereza vom Kilimandscharo, den uns der Leipziger Geograph und Hochgebirgsforscher Hans Meyer zuerst näher kennengelehrt hat, wird der Schwanz zum prachtvollen, dickbuschigen und leuchtend weißen »Roßschweif«.

Bei den indischen Schlankaffen geht die Rückbildung des Daumens noch weiter als bei den afrikanischen Stummelaffen, nämlich bis zum völligen Verschwinden; sie haben an der Hand überhaupt nur noch vier Finger.

Die Schlankaffen und vollends die Stummelaffen sind mehr als die Hauptmasse der übrigen Affen einseitige Pflanzenfresser, Blatt- und Knospenfresser. Die Stummelaffen, insonderheit die Guerezas, nehmen in der Freiheit wohl nur solche Nahrung und sind deshalb schwer in die Gefangenschaft einzugewöhnen; daher ihre Seltenheit und geringe Haltbarkeit in den Zoologischen Gärten. Die Guerezas leben in der Freiheit ausschließlich von den Blättern, Knospen und Schößlingen der Urwaldbäume, auf denen sie sitzen, insbesondere gewisser riesiger Wacholderarten, und der Magen der gesamten Schlank- und Stummelaffen deutet schon unverkennbar auf solche Nahrung hin. Er ist mehrmals so groß als bei andern Affen und hat durch eine gewisse Teilung in verschiedene Abschnitte geradezu etwas Wiederkäuerartiges.

Ganz entgegengesetzt wie der Daumen der Hand verhält sich bei den Affen die Daumenzehe am Fuß. Sie ist sehr stark ausgebildet und wirkt mit den übrigen Zehen ähnlich zusammen wie bei uns der Daumen an der Hand, dadurch, daß sie wie dieser weit abgespreizt und den Zehen entgegengestellt werden kann.

Der Affe hat einen ausgesprochenen Kletterfuß. Er ist ja auch ein Klettertier, wenigstens in der Hauptmasse seiner verschiedenen Gattungen und Arten. Freilich gibt es auch Erd- und Felsenaffen, die weniger auf die Bäume gehen. So die



Schnurrbart-Meerkatze

Paviane oder Hundsaffen, die sich auch durch ein wenig menschenähnliches Gesicht mit eckiger, vorgestreckter Hundeschnauze unterscheiden. Sie sind alle Afrikaner, und auf den nordostafrikanischen Gebirgen, insbesondere in Abessinien und den angrenzenden Ländern, leben zwei Gattungen: der graue Hamadryas und der schwarze Dschelada, deren alte Männchen durch verlängerte Schulterhaare mit einer Art »Kutschermantel« bekleidet sind. Warum dieser Mantelschutz gerade ihnen zuteil wird, während die viel schwächeren und zarteren Weibchen und Jungen sich ohne ihn behelfen müssen, ist eins der unzähligen Rätsel, die uns die Natur immer noch aufgibt: wenn wir ehrlich sind, ohne jede Hoffnung auf Lösung. Man könnte vielleicht meinen, dieser Mantel sei ein Schutz der alten Männchen bei ihren Beißereien um die Weibchen; aber die meisten Pavianarten haben diesen Mantel überhaupt nicht. Es geht also auch so. Noch rätselhafter sind beim Dschelada fleischrote Stellen am Hals und auf der Brust, die, wie rasiert, jeglicher Haare entbehren. Der Dschelada bildet denn auch eine besondere Gattung im Affensystem, zumal da er in der Schnauzenbildung ebenfalls abweicht. Er hat eine sehr rundliche, gewölbte Lippenpartie und mitten darauf ein komisches kleines und spitzes Nasenaufsätzchen.

Ein fürchterliches Affenscheusal nach menschlichen Begriffen, in seiner Art aber ein imponierendes Prachtstück unter den Pavianen ist der stummelschwänzige Mandril mit seinem nächsten Verwandten, dem Dril. Beide stellen im alten Männchen den höchsten Gipfel der pavianmäßigen Ausprägung des Affenkörpers dar. Gedrungene,



Löwen-Äffchen

außerordentlich kräftige Glieder, ein ebensolcher Rumpf und, darauf sitzend, ein Kopf, der seinesgleichen nicht hat. In Form und Farbe. Ein riesiger Schädel, aber hauptsächlich bestehend aus der lang vorgezogenen Schnauze mit einem geradezu fürchterlichen Gebiß, das den Vergleich mit dem eines Leoparden sehr wohl aushalten kann, und beim Mandril dazu himmelblaue, wulstige Backen zu beiden Seiten einer dunkelsiegellackroten Trompetennase. Beim Dril ist das ganze Gesicht schwarz, und die kleinen, ganz oben unter vorgewölten Knochenwülsten sitzenden Augen blitzen daraus um so tückischer hervor. Die Kehrseite des Tieres ist mit ähnlichen schönen Farben mehr oder weniger zart überflogen, wie beim Mandril das Gesicht, aber mehr ins Rotlila spielend, und es ist merkwürdig, daß wir Menschen diese an sich ohne allen Zweifel sehr schönen Farben, die uns an einem Vogel oder einer Eidechse entzücken würden, beim Mandril abscheulich finden. Er wird der Mehrheit der Menschen dadurch nur noch widerwärtiger, und das muß seinen Grund wohl darin haben, daß durch diese auffallenden Farben die unangenehm bedrohlichen, unwillkürlich ein gewisses Grauen einflößenden Formen, zumal der höllische Kopf, nur noch mehr hervorgehoben werden. Dabei ist der Mandril von Natur nicht bösartiger als andre Affenmännchen auch. Aber man denke sich diesen athletischen Affen im engen Käfig sitzend, ohne Arbeit und Zeitvertreib, den



Kapuziner-Äffchen

ganzen Tag belacht und geneckt vom lieben Publikum! Da soll einer nicht die Zähne fletschen und an den Eisenstangen rütteln, daß alles wackelt! Anderseits war es aber eine höchst erfreuliche, man möchte fast sagen: moralisch bedeutsame Erfahrung, daß es dem ausgezeichneten Affentheaterbesitzer und Affenabrichter Broekmann gelungen war, vom Mandril sowohl wie vom Dril je ein altes Männchen jahrelang (in den 70er und 80er Jahren) durchaus lenksam und arbeitsfähig zu erhalten. Diese beiden Riesenaffen waren geradezu die Säulen des Repertoirs, spielten Abend für Abend ihre Rollen zur Zufriedenheit ihres Meisters und zum kreischenden Entzücken des Publikums. Ihre Panne mit der Pudelequipage war der Höhepunkt. Man wird aber doch nachdenklich, wenn man sich klarmacht, wie auch hier die Arbeit und Pflichterfüllung, die Ableistung eines ganz bestimmten Tagespensums erziehlich, günstig auf Körper- und Seelenzustand wirkte. Das ist die für das Tier selber wirksame und heilsame Seite der Dressur, die deshalb nicht immer und überall nur als ein Zwang auf das Tier zur Unterhaltung und Belustigung des Menschen betrachtet werden darf.

Je weiter wir uns von den Menschenaffen entfernen, desto geringer wird die Menschenähnlichkeit. Am indischen Wanderu oder Bartaffen kann man durch würdige, bartähnliche Umrahmung des rundlichen Affengesichts noch eine gewisse Ähnlichkeit mit den Fakiren und andern mehr oder weniger zweifelhaften Menschenheiligen seiner Heimat entdecken; und den kohlschwarzen, so gut wie schwanzlosen (er hat nur noch ein winziges Stummelchen) Mohrenmakaken von Celebes kann man wirklich negerähnlich finden, wobei man allerdings darüber wegsehen muß, daß er keine wulstigen Lippen hat. Lippen im menschlichen Sinne mit einer gewissen Umstülpung der Mundschleimhaut nach außen gibt es überhaupt im ganzen Tierreich nicht, und das ist äußerlich-körperlich einer der schärfsten, zugleich aber auch unerklärlichsten Unterschiede zwischen Mensch und Tier. Er bringt es mit sich, daß die Tiere nicht im menschlichen Sinne küssen können. Wanderu und Mohrenmakak gehören zu den Makakartigen im weitesten Sinne des Wortes, d. h. den Affen Indiens, des benachbarten Asiens und der benachbarten Inseln, soweit diese nicht Schlankaffen, Gibbons (Langarmaffen) oder Menschenaffen (Orang-Utan) sind. Diese Makaken müssen in ihren gewöhnlichsten Arten, dem halblangschwänzigen Rhesus und dem langschwänzigen Javaner (-Affen), die Hauptmasse des Affenvolkes im Zoologischen Garten stellen, ebenso in der Tierbude und dem Affentheater, ja sogar beim Leierkastenmann das Affengeschlecht vertreten. Wenn man irgendwo einen Affen sieht, so kann man Hundert gegen Eins wetten, daß es ein Rhesus oder Javaner ist. Er wird, zumal irgendwie menschlich angezogen, immer noch einen gewissen menschenähnlichen Eindruck machen.

Wenn wir aber eine afrikanische Meerkatze, d. h. einen der etwa katzengroßen, teilweise sehr bunt gefärbten Urwaldaffen, im Zoo auf seinem Kletterbaum herumspringen oder auf allen vieren flüchtig über den Erdboden dahineilen sehen, den langen Schweif in elegantem Bogen hochgestellt, so haben wir kaum mehr den Eindruck besonderer Menschenähnlichkeit, mag auch das runde Gesichtchen durch kreideweiße Nasenzeichnung (Weißnase) oder blaue, schnurrbartähnliche Lippenfärbung (Blaumaul oder Schnurrbart-Meerkatze) noch so putzig und niedlich hergerichtet sein.

Eine Sache für sich, eine selbständige Parallelreihe zu den Altweltsaffen sind die Affen der Neuen Welt in Amerika. Sie haben dementsprechend auch ihre geistige Spitze. Das sind die Kapuzineraffen, die unzweifelhaft sehr kluge Tiere sind, mit Steinen sich Nüsse aufschlagen usw. Sie haben auch eine Eigentümlichkeit, die nur bei amerikanischen Affen vorkommt: den Wickelschwanz, Greifschwanz, an dem sie sich nicht nur festhalten, sondern sogar frei aufhängen können.



Susi beim Ballspiel



Der Schimpanse Bobby im Zoologischen Garten zu Berlin

Kaum noch affenartig wirken die kleinen, nur eichhörnchengroßen *Löwenäffchen*, so genannt nach ihrer gelben Farbe und der mähnigen Kopfbehaarung. Sie bilden mit vielen Verwandten die artenreiche Gruppe der Krallenäffchen, und dieser Name besagt schon, daß sie in der Gliedmaßenbildung (nicht mehr platte Nägel, sondern spitze Krallen) von den übrigen Affen abweichen. Mittels dieser Krallengliedmaßen laufen sie an den Baumstämmen des südamerikanischen Urwaldes hinauf und über die Äste dahin wie Eichhörnchen, und sie haben eine helle Stimme, die wie Vogelgezwitscher klingt.

Auch in ihrem geistigen Wesen sind sie kaum mehr als Affen zu bezeichnen, und schon Huxley, ein Zeitgenosse Darwins, hat gesagt, daß zwischen ihnen und den Menschenaffen eine tiefere Kluft klaffe als zwischen Menschenaffen und Menschen. Das ist nun körperlich schon am lebenden Tiere unverkennbar, und auch geistig hat es sich neuerdings als endgültig richtig erwiesen, seit man angefangen hat, die geistigen Leistungen der Menschenaffen methodisch zu erforschen. Das hat mit glänzendem Erfolg Wolfgang Köhler geleistet, jetzt Ordinarius für Psychologie an der Berliner Universität, durch wohldurchdachte, jahrelang fortgesetzte psychologische Versuche, Intelligenzprüfungen mit Menschenaffen (insbesondere Schimpansen) auf der eigens zu diesem Zwecke von der Berliner Akademie der Wissenschaften eingerichteten Versuchsstation in Teneriffa auf den Kanarischen Inseln. Da hat sich unzweifelhaft gezeigt, daß die Menschenaffen Intelligenz, d. h. eine gewisse Überlegung und wirkliche Einsicht in ursächliche Zusammenhänge, besitzen. Ferner, daß sie zur Erreichung bestimmter Zwecke nicht nur des Gebrauchs von Werkzeugen fähig sind, sondern sogar die ersten Anfänge primitiver Selbstanfertigung von Werkzeugen leisten können. Weiter, was sehr interessant und gerade für die allgemeine geistige Höhe bezeichnend ist: sie standen intellektuell durchaus nicht alle auf gleicher Höhe, der eine erwies sich dümmer als der andre, während man z. B. doch wohl annehmen darf, daß alle Schafe gleich dumm sind.

Noch mehr erstaunen uns die zutage tretenden Charaktereigenschaften der Menschenaffen im Verkehr miteinander und mit dem Pfleger. Von ihnen könnte man sich als Mensch geradezu beschämt fühlen, wenn man nicht bedächte, daß insbesondere den Schimpansen als echten, gesellig lebenden Hordentieren eine ziemlich weitgehende Eindämmung des Einzelegoismus zur zweiten Natur werden mußte, mit der Zwangsläufigkeit, die eben das Tier vom Menschen in so vielen Beziehungen unterscheidet. Eben dieses Zwangsläufige, dieses angeboren Zwangsmäßige setzt aber den moralischen Wert der Leistung herab. Der Mensch hat mehr freien Willen, eigennützig und schlecht zu sein, und ist es deshalb auch öfters. Bei den Schimpansen der Teneriffastation kam Futterneid und Futterstreit kaum vor, wohl aber beobachtete man friedliches und freiwilliges Teilen der Futtermengen untereinander. Bei irgendwelcher vermeintlichen oder wirklichen Gefahr standen ohne das geringste Zaudern alle für einen ein, auch für den Pfleger. Wenn Unberufene auf der Station sich herumtrieben und Köhler sie mit lauter



Der Orang-Utan Pessek im Zoologischen Garten zu Berlin

Stimme wegwies, erhoben seine Schimpansen einstimmig ein Kriegsgeschrei, das die Entfernung der Eindringlinge sehr merklich beschleunigte. Geradezu rührend — und für uns Menschen beschämend — ist und bleibt aber die Dankbarkeit der Schimpansen. Als sie eines Nachts von einem fürchterlichen Gewitter vollkommen durchnäßt waren, ging kein einziger an dem in der geöffneten Stalltür stehenden Pfleger vorbei ins Trockene, ohne ihn zärtlich zu umarmen. Schließlich fehlten auch physiologisch-psychologische Abirrungen nicht. Die eine Schimpansin gebärdete sich, obwohl körperlich vollkommen und normal weiblich ausgebildet, den andern gegenüber als typisches Mannweib und zeigte auch dem Wärter gegenüber eine gewisse Rauflust, die sonst nur dem Männchen zukommt.

Die Menschenaffen Afrikas und Asiens unterscheiden sich auf den ersten Blick leicht durch die Farbe: der asiatische Orang-Utan von Sumatra und Borneo ist rotbraun, die beiden Afrikaner Schimpanse und Gorilla sind schwarz gefärbt. Da aber der Gorilla bis jetzt nur ganz ausnahmsweise einmal lebend gezeigt werden konnte, so kann man in der Praxis einen roten Menschenaffen ohne weiteres als Orang, einen schwarzen als Schimpansen ansprechen. Beide zählt jeder Zoologische Garten, der sie aufzuweisen hat, zu seinen Hauptsehenswürdigkeiten. Der Orang ist meist sehr stillen Wesens, was ihn übrigens nicht hindert und auch auf der Menschenaffenstation in Teneriffa nicht gehindert hat, Beweise großer Intelligenz zu geben. Junge Schimpansen aber werden kraft ihres lebhaften, liebenswürdigen und lustigen Wesens sehr schnell die erklärten Lieblinge des Publikums.

Das glaubt man gern, wenn man nur Otto Wiedemanns lebensvolle Zeichnungen ansieht, die meine Worte begleiten. Sie sind das Endergebnis eingehender Studien, die der Künstler an der Affensammlung des Berliner Zoologischen Gartens gemacht hat.

Erde, meine Erde! / Von Gustav Schüler

Erde, meine Erde,
Halte mich noch fest,
Daß ausgerottet werde,
Was mich nicht lachen läßt.

Die Freude gleich Schmetterlingen
In die offnen Fenster hinein!
Herz, mußt mit Singen und Klingen
Aller Himmel Harfe sein!

Und gingen meine Füße
Ohne Schuhe durch den Sand:
Erde, du meine Süße,
Aller Sonnen Mutterland!



Aus der Walther-Schott-Ausstellung im Künstlerhaus zu Berlin

Von Kunst und Künstlern

Willi Geißler: Durchblick (vor S. 573) — Elisabeth Kronseder: Vorgebirgslandschaft (vor S. 621) — Ernst Eimer: Volkslied (vor S. 597) und Auf der Walze (vor S. 629) — Erich Kux: Zimmer in Dinkelsbühl (vor S. 657) und Die Gratulanten (S. 668) — Harry Schultz: Dame mit Tulpe (vor S. 557) — Walther Schott: Wasserträgerin (vor S. 589); Saal aus der Schott-Ausstellung des Künstlerhauses zu Berlin (S. 666) und Ruhende (S. 667) — Ernst Haider: Mutter und Kind (vor S. 605) — Max Streckenbach: Herbststrauß (vor S. 565)

Es erscheint uns recht und billig, bei der Würdigung unsrer Kunstblätter auch einmal der Graphik, den zeichnenden Künsten den Vorrang zu gönnen, den sonst für gewöhnlich die Ölmalerei für sich in Anspruch nimmt. Kommt doch der Kunstdruck, wie wir ihn in diesen Heften pflegen, der Originalwirkung einer Steinzeichnung, einer Radierung, eines Holzschnittes weit näher als der eines Ölgemäldes, eines Aquarells oder Pastells. Hier kann es sich meistens nur um einen Behelf, eine Andeutung, eine Übersetzung handeln, während ein sorgsamer Druck auf mattgetöntem Papier, wie wir ihn bei graphischen Schöpfungen anzuwenden pflegen, dem Kunstwert des Originals nur wenig schuldig bleibt. Das gilt insbesondere von dem »Durchblick« Willi Geißlers. Denn hier ist das Charakteristische der graphischen Schönheit, die harmonische Auswägung von Schwarz und Weiß, das wundervolle Wechselspiel von Licht und Schatten, das lebendigste Formung bei größter Ruhe gestattet, bis zur Vollendung erreicht. Dabei ist das Blatt keineswegs ohne malerische Stimmung und tieferen Gehalt. Vielmehr baut es sich auf jenen seelischen Kräften auf, die wir mit »Romantik«, »Naturandacht« oder »Lyrik« zu bezeichnen pflegen. Der Künstler ist durch die Schule des Wandervogels gegangen: Liebe, bis zur Inbrunst gesteigerte Liebe zur Natur mit ihren großen und kleinen Wundern, eine helle, klingende Sehnsucht nach dem Schönen, Edlen und Erhabenen zeichnet sein radiertes Jugendwerk aus. Heute freilich ist er Mann geworden; aber auch in seine neueren bewußteren und überlegteren Schöpfungen hat er die zarten, reinen Empfindungen seiner Jugend herübergerettet.

Auch Elisabeth Kronseders Vorgebirgslandschaft, ein in Oberbayern heimisches Blatt, ist noch mehr zeichnerisch als malerisch empfunden. Zwar ist der ganze sommerliche Duft der Atmosphäre in diesen Himmel, diese sanftgewellten Berg- und Wiesenflächen aufgefangen, aber die Farbe hält sich zurück, um den zeichnerischen Aufbau dieses Naturausschnittes, die wundervolle Silhouette des die Landschaft teilenden Baumes, nicht zu zerstören. Auch hier also ist es mehr die Raum- und Flächenschönheit als die malerische Auffassung und koloristische Bewegtheit, was entzückt. Das hat seinen tieferen Grund: die Künstlerin ist in erster Linie und nach ihren hauptsächlichsten Werken Plastikerin, und zwar Bildnerin von einer ganz nach innen, ganz auf das Seelische gerichteten Ausdruckskraft. Bald hoffen wir von diesen ihren plastischen Arbeiten den Lesern kennzeichnende Proben zeigen zu können, um dann auch über ihren künstlerischen Entwicklungsgang einiges zu sagen.

Der Darmstädter Ernst Eimer, unsern Lesern seit langen Jahren aus manchem anheimelnden Blatt bekannt und vertraut, begegnet uns hier als gemütvoller und humorbegabter Genremaler. Aber nein! das ist ein in Mißkredit geratenes Wort, von dem trotz vielen guten, künstlerisch einwandfreien Leistungen gerade der jüngsten Zeit noch immer nicht ganz der Verdacht des Süßlichen und Sentimentalen genommen ist. Doch Eimer gehört gerade zu denen, die das vielgeschmähte »Genre« durch heimatlichen und volkskundlichen Gehalt gehoben, veredelt und geläutert haben. Innig vertraut mit dem Volksleben seiner hessischen Heimat, hat er diesem ebensogut liebliche und heitere wie derbe und ernste Darstellungen abgewonnen. Klingt aus dem »Volkslied« die ganze unschuldsvolle Poesie einer in ländlicher Stille glücklich bewahrten Kinderzeit wider, so rückt uns mit dem Blatt »Auf der Walze« in den beiden ungleichen und doch schicksalverbundenen Wanderbrüdern der breite drastische Humor der Landstraße auf den Leib, aber beide Male gelingt es dem Maler, der Szene eine ins Kulturhafte gehende Vertiefung zu geben, die sie über das bloß Illustrative emporhebt.

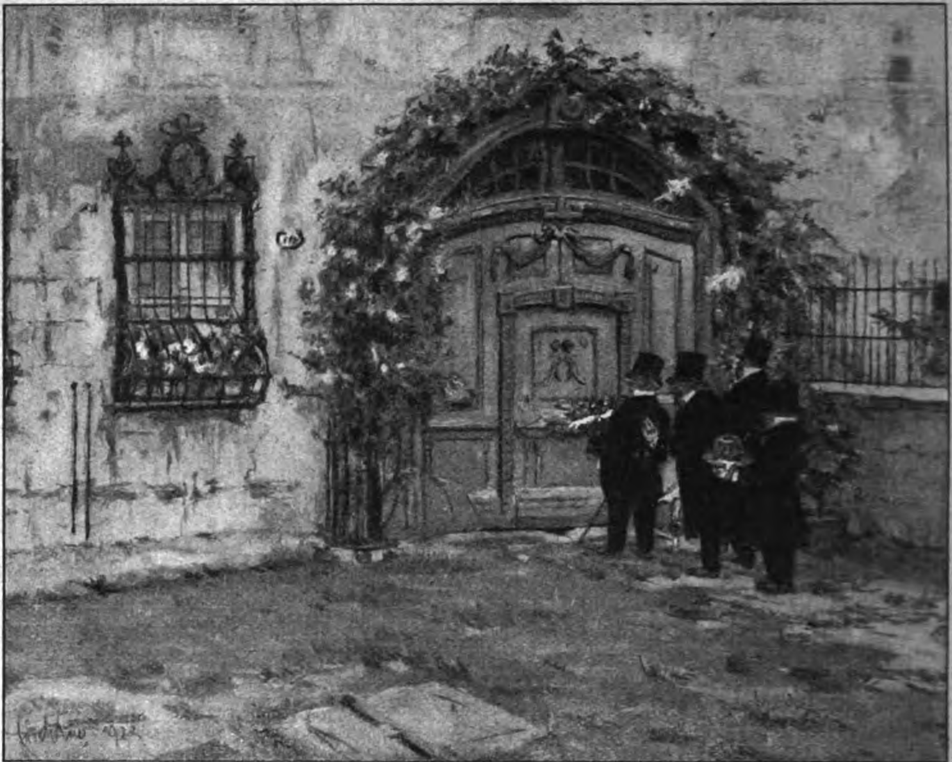
Von ausgesprochenen Illustrationsaufgaben her, wie sie ihm u. a. der Kladderadatsch stellte, hat sich Erich Kux erst in letzter Zeit zu Schöpfungen der absoluten Kunst emporerzogen. Architektur- und Landschaftsmalerei sind seine Lieblingsgebiete; Süddeutschland mit seinen malerischen Städtchen gab und gibt ihm noch heute die stärksten und glücklichsten Anregungen. So stammen auch die beiden hier wiedergegebenen Bilder, das Zimmer in Dinkelsbühl und die Gratulanten (S. 668), aus der altertümlich-malerischen Stadt im Ries, die neuerdings Rothenburg, dem »Paradies der Maler«, so erfolgreiche Konkurrenz macht, weil dort noch alles, das Außen wie das Innen, viel ursprünglicher, naiver und echter ist als in der Tauberstadt, die von empfindlicheren Augen manchmal als theater- oder kulissenhaft empfunden wird. Das blaue Zimmer darf man in einem runden Turme in der alten, von der Wörnitz umspülten Stadtmauer suchen, von wo der Blick in einen romantisch verwilderten Garten geht, aber auch das mächtige grünumsponnene Haustor und das blumengeschmückte Gitterfenster, vor denen einlaßheischend die mit Bukett und Napfkuchen bewaffneten Biedermeier-Gratulanten stehen, sind der Wirklichkeit entnommen.

Vollkräftige Malerei im betont koloristischen Sinne des Wortes gibt die »Dame mit der Tulpe« von Harry Schultz. Ein Schüler der Königsberger und der Münchner Akademie (unter Ludwig Herterich), strebt dieser Künstler nach einer Vereinigung des rhythmischen Flächen- und tieftonigen Farbenstils, und diesem in der



Aufn. Franz Linkhorst, Berlin

Walther Schott: Ruhende



Erich Kux: Die Gratulanten

neueren Malerei nicht gerade häufigen glücklichen Umstand ist es zu verdanken, daß sich hier dem Farbendruck eine Aufgabe geboten hat, die sich von ihm fast bis zur Originaltreue lösen läßt. Dies Kunstblatt ist ein kleines Gemälde.

Die im Text S. 666 und 667 gegebenen Abbildungen, der Saal aus dem Künstlerhaus zu Berlin und die »Ruhende«, sowie das Kunstblatt »Wasserträgerin«, gewähren einen Blick in das Schaffen eines Bildhauers, der mit der Schätzung seines Lehrers und Meisters Reinhold Begas in letzter Zeit etwas zurückgetreten ist, der aber, wie die Ausstellung im Berliner Künstlerhaus bewiesen hat, auch außer seinen dem Zeitgeschmack einigermaßen entrückten monumental-repräsentativen Schöpfungen so viele anmutige mythologische und dekorative Genrefiguren in seinem reichen Lebenswerk aufzuweisen hat, daß man unrecht tut, wenn man ihn mit der Begas-Schule schlechthin zu den »Überwundenen« rechnet. Walther Schotts Marmorfiguren Phryne und Diana, seine Kugelspielerin (in zwei Fassungen, bekleidet und unbekleidet), seine Gruppe der Wohltätigkeit, seine für die Gartenrampe des Neuen Palais in Potsdam geschaffenen Kandelaber mit lebhaft bewegten männlichen und weiblichen Figuren sind Schöpfungen, die von der Wandlung oder den Launen unsers plastischen Geschmacks bei weitem nicht so leicht getroffen werden können wie sein Albrecht der Bär in der Siegesallee, wie sein Reiterstandbild Kaiser Wilhelms 1. im Kaiserhaus zu Goslar oder seine Statue König Friedrich Wilhelms 1. im Weißen Saal des Berliner Schlosses. Der maßvolle Realismus, der gefällige Wohllaut der Formen und Bewegungen, der diese Arbeiten auszeichnet, wird eines Tags sicherlich wieder zu seinem wohlverdienten Rechte kommen.

Das Kunstblatt »Mutter und Kind« von Ernst Haider, in Mattondruck wiedergegeben, begleitet den Aufsatz von Hermann Nasse über die Münchner Künstlerfamilie Haider, deren Begabung sich nun schon durch drei Generationen fortpflanzt, das farbige Blatt »Herbststrauß« den Aufsatz über den Blumenmaler Max Streckenbach in Eckernförde. F. D.



Literarische Rundschau

Bei Kösel & Pustet in Kempten erscheint seit kurzem unter dem einladenden Titel »Das Tor« eine kleine anmutige Bücherei feinerer und tieferer Unterhaltungswerke. In kurzen Erzählungen und Novellen gibt diese Sammlung charakteristische Leistungen dichterischer Persönlichkeiten der Gegenwart und zeigt somit im Auszug das Schaffen der vielen lebendigen Kräfte, die jetzt auf diesem Gebiete tätig sind. Manche ausgeprägte, in sich geschlossene Eigenart begegnet uns da, sei es in der Gestaltung ernster Geschehnisse oder in der Schilderung fröhlich übermütiger Dinge, sei es im farbigen Spiel romantischer Phantasien. Wir heben hervor: Paul Zechs »Mutterstadt«, das schmerzlich tragische Erlebnis eines weichen, künstlerisch begabten Arbeitersohnes, der an dem Widerstreit zwischen seiner träumerischen Natur und dem »Sündenatem« der Großstadt zugrunde geht; die feine Resignationsnovelle »Die Reise« von Hermann Hefele und die Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege »Hochzeitsspuk« von Karl Linzen, und mit besonderem Nachdruck die meisterhaft erzählten steirischen Schwänke von Heinz Steguarit: »Das Laternchen der Unschuld«. Von allen die lebendigste Fabulierkunst aber bewährt Wilibald Köhler in seiner phantastischen Geschichte von der Stadt Wolkensang und dem Schneider Zachi Grzenda, der aus verstiegenem Weltverbesserertum zurückgeführt wird zu Pflicht und Arbeit, Weib und Kind.

Man liebt sie auch sonst jetzt wieder, die kleinen zierlichen Bändchen, mit denen sich ein Vielliebchen bestreiten oder eine kurze Rast auf dem Spaziergang ausfüllen läßt. Bei Eugen Salzer in Heilbronn finden sie sich schon lange, und er hat einen so guten Ruf für seine Auswahl, daß sich auch anspruchsvolle Dichter und Dichterinnen, wie Heinrich Federer, Hermann Hesse, Heinrich Lilienfein, Jos. Fr. Perkonig, Wilhelm Schussen, Auguste Supper und Isolde Kurz — diese mit einer neuen Novellensammlung »Vom Strande« —, gern in die Hut seiner reizenden Taschenbücherei begeben. Bei Fr. Kistner und C. F. W. Siegel in Leipzig werden solche Miniatur-Ausgaben von Erzählungsbänden — u. a. Richard Wagners Novelle »Ein Ende in Paris«, Kurt Arn. Findeisens drei musikalische Geschichten »Lockung des Lebens« und Franziskus Naglers »Flûte d'amour«, die Romanze eines Orgelbauers — sogar mit Originallithographien von Hugo Steiner-Prag, Erich Gruner und Alois Kolb ausgestattet. Der Verlag von Karl Schünemann-Bremen bringt in ähnlicher zierlicher Gestalt ein kleinstadtseliges Idyllenbuch »Mond über Nippenburg« von Ludwig Bäte, Reclam in Leipzig Perkonigs Kleinstadtgeschichte »Siebenruh«, in deren zartes Liebesgespinst aber die Spekulation ihre Krallen schlägt, und L. Staackmanns Verlag in Leipzig, der sich auch auf diesem Felde durch Noblesse verpflichtet fühlt, macht Franz Karl Ginzkeys Erzählung »Der Weg zu Oswalda« mit lachsfarbenem Leinen, Goldpressung und Buntschnitt sogar zu einem preziösen Schmuckbändchen der Buchkunst, das wohl auch unsre Bibliophilen reizen kann.

Um 1908 kam Karl Schefflers Buch über Paris heraus, von Kunstfreunden noch lebhafter begrüßt als von denen, die von diesem klugen und selbständigen Kopf etwas über die »Art des Volkes« hören wollten: wie er über die vielgerühmte Pariser Liebenswürdigkeit denke, was er von den Lebensformen der Pariser, ihren Tugenden und Untugenden, ihrem Temperament und ihren Gefühlen halte. 1914 war das Buch vergriffen, und nach dem Friedensschluß verbot sich eine Neuauflage aus denselben Taktgründen wie während des Krieges. Jetzt allmählich scheint es dem Verfasser und dem Verlage (Leipzig, Inselverlag), als sei die Atmosphäre so weit gereinigt, daß sich die Bedenken überwinden lassen. Denn parteiisch oder politisch war dies Buch niemals angelegt; Siege, Niederlagen und Friedensverträge konnten seinen Standpunkt nicht verrücken. Darum war auch dem Sinne nach nichts zu ändern, abzuschwächen oder zu verstärken. Auch der Gedanke einer neuen, einer Revisionsreise nach Paris wurde deshalb verworfen. Dann wäre doch wohl ein andres, ein neues Buch entstanden, und es fragt sich, ob ein besseres. Denn was den eigentlichen Inhalt dieser »Notizen« — so der allzu bescheidene Untertitel — ausmacht, das Stadtbild, um nicht zu sagen die Stadtpersönlichkeit, die Architektur, die Kunst, das alles ist in Paris ziemlich unverändert geblieben, und die Art des Volkes hat sich grundsätzlich auch nicht geändert. »Wenn jetzt nicht mehr paßt, was 1908 geschrieben worden ist, so hat es nie gepaßt«, sagt das Vorwort. Freilich, das Schlußkapitel der ersten Auflage »Deutschland und Frankreich« hat geopfert werden müssen. Allzu sehr hat sich seitdem das Verhältnis der beiden Länder gewandelt. Und da hierüber von einem Deutschen jetzt noch nicht mit der Ruhe gesprochen werden kann, die diesem Buche seinen Charakter gibt, so war es geboten, auf einen Vergleich zu verzichten. Was fehlt, ist für das Auge durch vermehrten Bilderschmuck, hauptsächlich Wiedergaben von Kunstwerken, reichlich ersetzt worden. Diese »ewigen Dinge«, wie wir gern sagen, sind und seien für die Leidenschaften der Zeit, auch für eine gesunde nationale Erregung ebenso unantastbar wie unverlierbar. Die Hoffnung des Verfassers, daß von diesem Unverlier-

baren genug vorhanden sei, um den Fortbestand seiner Arbeit zu rechtfertigen, darf bestätigt werden. Er läßt das Buch zum zweiten Male hinausgehen im Gefühl eines demütigen Stolzes. Es ist nicht vorstellbar, meint er, daß ein Franzose über deutsche Art und Kultur so, wie er es versucht hat, so »ohne Blindheit liebend, so voraussetzungslos die Wahrheit suchend« urteilen, ja nur den Wunsch nach solchem Urteil haben könnte. Scheffler hält diese Fähigkeit, über die eignen Interessen hinaus zu leben, für eine deutsche Kraft im besonderen; er ist dem Genius seines Volkes in Ehrfurcht dankbar, daß auch ihm ein Strahl dieser Kraft ins Herz gesenkt worden ist. Dies Bekenntnis, eine treffende Selbstcharakteristik des Buches, ist nun doch wohl, in einen Satz zusammengedrängt, eine neue Prägung des ihm verlorengegangenen Schlußkapitels.

Spitzbergen, vor zwei Jahrzehnten noch ein fernes Thule, ist seitdem in den Gesichtskreis der gebildeten Welt getreten. Ausschlaggebend dafür war weniger die Entdeckung und Ausbeutung seiner unerschöpflichen Kohlenschätze oder die mustergültige geographische Durchforschung hauptsächlich durch norwegische Gelehrte, als vielmehr die Erkenntnis seiner klimatischen und landschaftlichen Vorzüge. Die Eisfreiheit seiner Westküste, ihre zahlreichen natürlichen Häfen, das vorzügliche Klima während des vier Monate langen Sommertages, besonders aber seine hochalpinen, gletschergepanzerten Gebirge, die bequeme Erreichbarkeit der Inselgruppe auf dem Wege längs der wunderbaren, wellengeschützten Küste Norwegens geben Spitzbergen die Anwartschaft darauf, als ein Reiseland der Zukunft betrachtet zu werden. Darum ist es mittlerweile wohl an der Zeit, es vom Standpunkt des naturfrohen Besuchers zu schildern, wie es Geh. Rat Prof. Dr. Adolf Miethe in einem stattlichen Bande getan hat, der den bezeichnenden Untertitel führt: Das Alpenland im Eismeer, Sommerfahrten und Wanderungen (Berlin, Verlag von Dietrich Reimer, Ernst Vohsen). Dies Werk führt uns durch die Schären der norwegischen Küste über die Lofoten und von Tromsö aus zur nebelumlagerten Bäreninsel, durch das Treibeis hindurch in den gewaltigen Eisfjord zur Waltransiederei im Grünen Hafen, zu den Kohlenbergwerken an der Adventsbai, auf die Inselwelt der Königsbai und an den Fuß ihrer Gletscher, die dort im Meere abbrechen und mächtige Treibeismassen in das Blaue Meer senden, in die Gletscherwelt der Kreuzbucht und auf die Gipfel und Grate ihrer Hochgebirgsumgebung. Es läßt uns die Naturschönheiten des herrlichsten aller Spitzbergenfjorde, der Magdalenenbucht, die Stätten der Luftschiffaufstiege Wellmanns und Andrees sehen und geleitet uns an der Packeisgrenze entlang in das Innere einer der großen nördlichen Buchten, der Roten Bai. Wenn wir sagen: es läßt uns sehen, so ist das im wahren Sinne des Wortes gemeint, denn dem Wort treten 18 naturfarbige Aufnahmen zur Seite, in denen Miethe ja Meister ist, und außerdem veranschaulichen fast viermal soviel Aufnahmen in Schwarzweiß allerlei feine landschaftliche Ausschnitte und völkerkundliche Einzelheiten. So stellt sich der 250 Seiten umfassende, auch mit Karten ausgestattete Quartband als ein ebenbürtiges Seitenstück zu dem Ägyptenwerk Miethes dar, das seit Jahren ein Schmuckstück unsrer Büchereien ist.

Oft haben wir den Lesern und Leserinnen von den eifrigen Bestrebungen unsrer modernen Gartenkünstler berichtet, dem Garten, der sich lange allerlei willkürliche Experimente gefallen lassen mußte, seinen natürlichen Schönheitsstil zu geben. Namentlich unsre meistens farbig illustrierten Aufsätze von Harry Maaß in Lübeck haben viel Beachtung und Anklang gefunden. Die historische Gartenentwicklung auch nur einigermaßen erschöpfend darzustellen, dazu reicht freilich ein noch so weit gespannter Zeitschriftenaufsatz nicht aus. Will man sich mit diesem Kapitel des Gartenbaues vertraut machen — und es ist ein höchst reizvolles Kapitel —, so muß man zu einem Buche greifen. In der Allgemeinen Verlagsanstalt in München ist kürzlich so eins erschienen: ein Quartband von 220 Seiten mit 53 Bildern im Text und auf Tafeln, mit Abbildungen nach zeitgenössischen Stichen und modernen Aufnahmen, mit Ansichten und Grundrissen von Schlössern und Gärten in Deutschland, Österreich, Frankreich, Italien, von den Zeiten der Gotik bis zum Klassizismus. Denn nicht der Garten allein, auch das, was ihm Halt und Zweck gibt, ist hier dargestellt, und das Buch heißt: Schöne Gärten, Villen und Schlösser aus fünf Jahrhunderten. Den begleitenden Text zu den Bildern, der hier keineswegs bloß Anhängsel ist, sondern die Führung behauptet, hat A. E. Brinckmann geschrieben, einer unsrer besten Kenner alter Architektur, der seine Sachkenntnis schon durch mancherlei geschätzte Werke über Stadt- und Landschaftsanlagen aus historischer Zeit bewiesen hat. Über den Zusammenhang von Hausbau- und Gartenbaukunst trägt Brinckmann hier im einzelnen völlig neue Gedanken vor, wenn er auch von einem Satz ausgeht, der sich heute schon durchgesetzt hat: Das Geformte der Gartenanlage steigt aus dem lebendig Wandelbaren auf und strebt zu ihm zurück, und wenn er auch — was gleichfalls nicht mehr neu ist — den Garten als Mittler zwischen Freiheit der Natur und Tektonik des Hauses auffaßt.

Wir alle führen sie täglich im Munde, aber wer kennt die Bedeutung und Herkunft sprichwörtlicher Redensarten wie »Das paßt wie die Faust aufs Auge« oder »Das schreib dir hinter die Ohren« oder »Durch die Finger sehen«?

Reichhaltige und zuverlässige Antwort auf solche Fragen gibt das Buch von Borchardt-Wustmann: »Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund, nach Sinn und Ursprung erläutert« (Leipzig, Brockhaus), kurz der »Borchardt-Wustmann« genannt, wie man vom Büchmann spricht. Aber nicht bloß Antwort, wie die erste Neugierde sie fordert, auch eingehende Auskunft und Erklärung erhält man hier, die ins Leben und den Charakter der Sprache eindringt, die uns zeigt, wie einst alles voller Anschauung steckte oder die Erinnerung an alte sinnvolle Bräuche mit sich führte, was heute erblaßt oder erstarrt ist. Die vorliegende 6. Auflage, in neuem Gewande mannigfach erweitert und verbessert, ist von Dr. Georg Schoppe in Breslau bearbeitet worden, dessen germanistische Neigungen, wie mir aus manchem Gespräch erinnerlich ist, schon auf der Universität nach dieser volkstümlichen und volkskundlichen Richtung hingingen. Er hat selbst viel dafür gesammelt, was nun hier, wie Samenkörner im Erdboden, aufquillt und keimt. Auch die dankenswerte Beigabe alter Stiche und Drucke, die zur Klärung sprichwörtlicher Redensarten helfen können, geht wohl auf seine Anregung zurück: es ist ein schönes Erbteil der Grimm-Schererschen Schule, Wort und Bild sich gegenseitig unter die Arme greifen zu lassen. Aber auch dafür wollen wir Schoppe dankbar sein, daß er den alten Daniel Sanders, den Meister des Wörterbuch-Fleißes, der sonst von den zünftigen Germanisten gern über die Achsel angesehen wird, zu seinem Rechte kommen läßt; Jakob Grimms Haß gegen ihn war wohl berechtigt, solche Gefühle aber mit der Liebe für den Meister unsterblich zu machen, zeugt für kleinliche und armselige Gesinnung, wie umgekehrt freie und großzügige bewährt, wer damit bricht und das Gute nimmt, auch wenn es außerhalb des Zunftzaunes gewachsen ist.

Monsieur Maurice Paléologue, ehemals französischer Botschafter in Petersburg, erzählt in zwei dicken Bänden, wie es »Am Zarenhof während des Weltkrieges« zugegangen ist (mit einer Einleitung von Benno v. Siebert; München, F. Bruckmann). Erzählt es mit der Offenheit und Rücksichtslosigkeit, die sich der Diplomat nur erlauben darf, wenn er weiß: an dem Verhältnis des Landes, das du vertratest, und dessen, bei dem du beglaubigt warst, ist nichts mehr zu verderben; schont auch der gekrönten Häupter nicht, weil er weiß, daß sie irgendwo unter der Erde modern, und daß von ihrer Majestät nichts mehr zu retten (oder zu fürchten) ist. Aber gleichviel, mag das der Verfasser dieser Tagebücher und Betrachtungen mit seinem Gewissen und Anstand ausmachen, hier erwacht das erschütternde Drama der letzten zwei Jahre der Romanows zu einer brennenden Farbenglut, weil alles, Dinge und Menschen, aus so unmittelbarer, unverhüllter Nähe gesehen, wie es nur dem Gesandten einer verbündeten Macht »vergönnt« ist. Ein wahrer Totentanz der Geschichte! Ein entsetzenerregender Knäuel von Ränken und Zettelungen, von verderblichen Einflüssen und markzerfressenden Erkrankungen der Köpfe und Seelen! Darüber, wie ein aus der Hölle gesandter Dämon, die Gestalt Rasputins, die sich das Kleid der Heiligkeit leiht, um desto sicherer unterjochen und vernichten zu können. Wie Paléologue zu den Fragen der russischen Kultur, zu Kirche, Klerus, Religion, Mystizismus, Arbeiter- und Bauerntum, Musik, Theater, Literatur, Volksseele usw., Stellung nimmt, interessiert uns neben seinen tatsächlichen persönlichen Erlebnissen wenig, so glänzend gerade diese Kapitel geschrieben sein mögen. Daran haben andre auch herumgerätselt, z. T. besser und gründlicher; unübertrefflich aber ist dies Werk in seinen authentischen Aufzeichnungen als historisches Quellenwerk.

Als Band 49 und Band 55 der von Gustav Bosse begründeten und herausgegebenen Deutschen Musikbücherei (Regensburg, Gustav Bosse) sind zwei Sammlungen von Briefen Anton Bruckners erschienen. Band 49 erhält die von Franz Gräflinger in Linz gesammelten, Band 55 als neue Folge die von Prof. Max Auer in Vöcklabruck zusammengetragenen, denen noch eine Reihe von Briefen bedeutender Zeitgenossen, wie Liszt, Hugo Wolf, Paul Heyse, Hermann Levi u. a., an Bruckner beigegeben ist. Es sind dies die beiden ersten Veröffentlichungen aus Bruckners Briefwechsel, aber — wird uns versichert — sie umfassen nahezu alles, was an wertvollen brieflichen Äußerungen des Tondichters und Menschen Bruckner vorhanden ist. Bildnisse und getreue Nachbildungen einzelner Briefe sind eingefügt.

Derselbe Herausgeber legt in demselben Verlage seinen Almanach der Deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1924/25 vor, diesmal mit besonders reichem Inhalt, weil der vorjährige Almanach (für 1924) nicht erscheinen konnte. Viele anregende Aufsätze aus der Musikwissenschaft, viele musikalische Dichtungen jeglicher Art, wie Märchen, Legenden, Novellen; in ihrer Mitte ein Zyklus von Abhandlungen über die deutsche romantische Oper, an dem sich u. a. Prof. Hermann Abert, Dr. Max Steinitzer, Dr. Karl Blessinger und Paul Ehlers beteiligt haben. Bruckners Gedächtnis feiert Prof. Dr. Arthur Seidl, das Hugo Wolfs Hans Teßmer, das des viel komponierten Richard Dehmel Geh. Prof. Dr. Zilcher in Würzburg. Den Bildschmuck verdankt der Almanach auch diesmal wieder Hans Wildermann, und zwar dem Zeichner, dem Plastiker und dem Bühnenbildner.

Die charaktervollen Schönheiten der deutschen mittelalterlichen Plastik wissen wir erst seit wenigen Jahrzehnten nach Gebühr zu schätzen. Seitdem ist für ihre Erkenntnis und Würdigung viel getan; oft leider in so überschwenglicher und unsachlicher Weise, daß sich das Licht hier und da wieder verdunkelt hat. Schon deshalb begrüßen wir eine so reife, geklärte und abgewogene Arbeit, wie sie uns mit Hans Jantzens Werk »Deutsche Bildhauer des 13. Jahrhunderts« in der Sammlung »Deutsche Meister« des Leipziger Inselverlages vorliegt, mit besonderem Dank (mit 147 Abbildungen). Die Verführung zu vagen Kunstschwärmereien war hier stärker noch als anderswo. Sind uns doch aus der ersten großen Epoche gotischer Monumentalskulptur in Deutschland, aus dem Straßburg, Bamberg, Naumburg und Magdeburg der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, feste Künstlernamen nirgends überliefert. Ortsnamen müssen für Personennamen stehen, der Stilcharakter einer Bauhütte muß die Individualität ersetzen. Aber was wir sehen und erläutert finden, ist deshalb nicht weniger imposant. Stehen wir doch vor der klassisch-heroischen Phase der deutschen Gotik: Bamberg ihr Höhepunkt, Straßburg und Naumburg ihr Beginn und Ablauf. Bisher unter dem Gesichtspunkt nacherlebter und nachgestalteter antiker Kunstprobleme oder als Vordeutung auf die Renaissance und die französische Entwicklung betrachtet, löst sie sich bei Jantzen — nicht zuerst, aber am entschiedensten — von jenen fremden und falschen Maßstäben, und ihre Schöpfungen stehen als Bildwerke der christlichen Kunst des Mittelalters und des deutschen Geistes vor uns, herrlich in den prachtvollen, viele Einzelheiten und Ausschnitte gebenden Abbildungen, ehrfurchtgebietend auch in dem darstellenden Wort des Verfassers. F. D.

Verschiedenes

»Deutschlands Altertum kann nur erkannt werden auf Grund vergleichender Betrachtung aller germanischen Urkunden.« Diese alte wissenschaftliche Einsicht, einst zugunsten der nordischen Überlieferungen übertrieben und dann im Rückschlag zugunsten der einheimisch deutschen verworfen, gewinnt in unsrer Zeit, die auf so vielen Gebieten eine Erneuerung erlebt, wieder mehr Boden. Auch Prof. Dr. Gustav Neckel in seinem bei Quelle & Meyer in Leipzig innerhalb der Sammlung »Wissenschaft und Bildung« erschienenen volkstümlichen Büchlein über Altgermanische Kultur vertritt sie. Neckel macht sich aber weder zum Lobredner einer angeblichen altgermanischen Kulturherrlichkeit, noch unterschätzt er die kulturellen Leistungen der Germanen. In fünf Kapiteln gibt er einen sachlich-gerechten Überblick über die Geschichte der Anschauungen in der germanischen Altertumskunde seit hundert Jahren, über Natur, Land und Leute, über Staat und Gesellschaft, Religion und Weltanschauung und endlich über die Poesie bis hinauf zur Heldendichtung. Liefert somit das Werk ein abgeschlossenes Bild Altgermaniens, so kann die Darstellung auch als Erläuterung zu den Germanenschilderungen bei Cäsar und Tacitus sowie als Einführung in die altnordische Literatur dienen.

*

Von einem groß und umfassend geplanten Werke, das sich mit dem »Geschichtlichen Werden« beschäftigt, legt Kurt Breysig bei Cotta in Stuttgart den ersten Band vor: Persönlichkeit und Entwicklung. Der Grundgedanke: Die großen Menschen sind die Entwicklung, soll den alten, uns heute mehr denn je quälenden Gegensatz: hier Persönlichkeit, dort Entwicklung, hier Nietzsche (»der höchste Mensch ist alles«) oder Treitschke (»Männer machen die Geschichte«), dort Marx (»Massen machen die Geschichte«) auf einer höheren Ebene zur Einheit erheben. Ein Beitrag für die neue Wissenschaft vom Wie des geschichtlichen Werdens und für die ältere und doch noch so junge Gesellschafts-Seelenkunde wird hier zu geben versucht, eine Lehre vom Bau und Wirken der Persönlichkeit, vom Leben und Fühlen der Gemeinschaft.

Die zuerst in unsern Monatsheften erschienene Erzählung »Das Burgkleinod« von Wilhelm Fischer-Graz, wirklich noch eine »Erzählung« von Gehalt und Geschehen und dabei als Kind der fröhlichen Mur reich getränkt mit Humor und Gemüt, hat jetzt im Verlage von Eugen Salzer in Heilbronn ein feines, zierliches Buchgewand bekommen, allerliebst für Geschenkzwecke, aber auch zur Mitnahme auf Reise und Spaziergang wie geschaffen. — Die meisten Bücher des nun bald achtzigjährigen steirischen Dichters, besonders seine großen Romane (»Freude am Licht«, »Sonnenopfer«, »Traum vom Golde« u. a.), seine Erzählungsbände (»Murwellen«, »Lebensmorgen« u. a.) sowie seine lyrisch-epischen und dramatischen Dichtungen erleben gleichzeitig im Rikola-Verlag in Wien neue Auflagen.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Burghardt in Charlottenburg. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Geschäftliche Mitteilungen

Von unschätzbarem Werte für die Gesundheit ist eine Brunnen-Trinkkur zu Hause mit dem heilkräftigen Lauchstädter Brunnen. Die Erfolge stützen sich auf eine mehr als 200jährige Erfahrung. Wer sich nicht wohl fühlt, besonders wer an **Rheumatismus, Gicht, schlechter Blutbeschaffenheit, Blutarmut, Mattigkeit** oder **Nervosität** leidet, sollte eine Trinkkur mit Lauchstädter Brunnen machen. Bei **Zucker-** und **Nierenleiden** ist dieser ausgezeichnete Brunnen von Nutzen. Die einfache, billige und bequeme Haustrinkkur mit Lauchstädter Brunnen ist auch für die zahllosen halbkranken, nervösen und überanstrengten Menschen sehr zu empfehlen. Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch den Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thür.

Gesamtausgabe Gautiers. Der Avalun-Verlag in Hellerau bereitet eine bisher fehlende Gesamtausgabe Th. Gautiers vor, die mit Zeichnungen des Graphikers Karl M. Schultheiß zur Ausgabe gelangt. Als erste Bände erscheinen: Die vertauschten Paare; Der Roman der Mumie; Jettatura; Avatar; Mademoiselle de Maupin.

Dem heutigen Heft liegt eine Ankündigung der Firma Dr. med. Robert Hahn & Co., G. m. b. H., Magdeburg, über ihren in vielen Tausenden von Fällen bewährten natürlichen Gesundheitswiederhersteller „Salvito“ bei, auf welche wir unsre Leser hiermit ganz besonders hinweisen. Ein Versuch mit diesem Mittel dürfte sich auf jeden Fall empfehlen.

DAS GUTE BUCH

Der Ankündiger des deutschen Buchhandels

BETEILIGT SIND: GEORG WESTERMANN, BRAUNSCHWEIG / GEORG D. W. CALLWEY, MÜNCHEN / F. A. BROCKHAUS, LEIPZIG / ADOLF BONZ & COMP., STUTTGART / ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN W / FR. WILH. GRUNOW, LEIPZIG

JULI 1925

DAS GUTE BUCH

Der große Goethe-Roman v. Albert Trentini:

GOETHE

Der Roman von seiner Erweckung

ist von der Kritik fast ausnahmslos als der bedeutendste Dichterroman der Gegenwart anerkannt worden. So urteilen u. a.:

Die Literatur: „Eine ganz starke, selbständige Leistung von hoher Schönheit und Wahrheit, weit getrennt von jenen biographischen Romanen, die jetzt die große Tagesmode sind." (Prof. Georg Witkowski.)

Die Propyläen: „Ein Roman von hinreißender Beredsamkeit und ein Goethebildnis von echter Offenbarungskraft."

Der Hellweg: „Goethe ist noch einmal geschaffen. Man fühlt durch alle Zeilen, nur so kann ein Goethe leben, nur so atmen."

Westermanns Monatshefte: „Weitaus das Bedeutendste, was Oesterreich seit langem der Romandichtung geschenkt hat. Keine billige Anekdotenklitterung, sondern eine künstlerische Gestaltung der geistigen und seelischen Erweckung Goethes, aufgefangen in mächtigen Bildern voll Leidenschaft und Schöpferkraft."

Leipziger Tageblatt: „Ein ungewöhnliches Werk, die Schöpfung einer starken dichterischen Kraft."

Die Bergstadt: „Flammende Ekstasen eines Dichters, Dityramben von hinreißender Leidenschaft und Kraft. . . Der bedeutendste Dichterroman, den ich kenne."

Zwei Bände mit 395 und 381 Seiten, in Halbleinen gebunden

Preis 10 Mark

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY
MÜNCHEN

Ein Blick in die Wunder des All!



CARL STÖRMER

Aus den Tiefen des Weltenraums bis ins Innere der Atome

Deutsche Ausgabe von Dr. J. Weber.
Mit 65 Abbildungen
Geheftet Mk. 5.—, Halbleinen Mk. 6.—

Dieses Meisterwerk volkstümlicher Wissenschaft schenkt jedem einen Einblick in das All vom unfaßlich Kleinen zum unfaßlich Großen. Hier findet sich der Durchblick aufs Ganze, nach dem der moderne Mensch oft umsonst sucht.

Prospekte auf Verlangen kostenlos

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG



Zur Feier
des 70. Geburtstages
des Dichters

ist soeben erschienen:

Ludwig Ganghofer
Lebenslauf eines Optimisten

Inhalt:
Buch der Kindheit / Buch der Jugend
Buch der Freiheit / Buch der Berge

Mit 12 Originallithographien von Prof. J. V. Cissarz nach Landschaften u. Bildnissen. In einem Band von 1060 Seit. auf Dünndruckpapier gedruckt und in Ganzleder gebunden M. 28.—

Eine kleine Anzahl in echtes Kalbleder gebunden M. 35.—
1.—10. Auflage



STUTTGART
ADOLF BONZ & COMP.

DAS GUTE BUCH

Wichtige Neuerscheinung!

Kurt Hielscher

ITALIEN

Baukunst und Landschaft

304 Seiten
Abbildungen in Kupfertiefdruck mit einem Geleitwort von Wilhelm von Bode.
Preis in Ganzleinen geb. M 24.–
in Halbleder oder Halbpergament M 32.–

◆

Wir glauben sagen zu dürfen, daß das Buch Kurt Hielschers über Italien das schönste ist, das bisher diesem Lande gewidmet wurde. Hielscher, dessen Bücher über Deutschland und Spanien in weiten Kreisen Aufsehen erregten, gibt in dem Buche einen fesselnden persönlichen Eindruck von dem, was Italien bietet. Ohne Frage ist der Band über Italien einer der schönsten, die bisher im ORBIS TERRARUM veröffentlicht wurden, und eine wertvolle Fortsetzung dieser wichtigen Reihe

Verlag Ernst Wasmuth A.G.
Berlin W 8, Markgrafenstraße 31

Der

Scharnhorst

Roman von Gustav Kohne

Eine begeisterte Aufnahme fand der nach einigen Monaten im 6.–12. Tausend vorliegende Band

Jugendsehnen

Der Tag, Berlin:
Eines zur Größe bestimmten, eines begnadeten Menschen Jugend hat der Dichter meisterhaft gestaltet! Hier ist nichts Zufälliges geschildert; hier ist innerster Werdegang eines Kindes, eines Knaben, in dem bestes Deutschtum zur Reife dringt. So kann Kohnes Buch, dieser Entwicklungsroman, für unser heutiges Deutschland zum Erziehungsbuche werden. Dank Gustav Kohne! — Dr. Franz Lüdtke

Soeben erschien im 1.–10. Tausend

Mannesstreben

Kurze Inhaltsangabe:
Des Helden Ringen um die Durchführung seiner Reformideen / Der Widerspruch des Adels, der Landschaft, der Regierung / Seine ersten Lorbeeren auf dem Kriegsschauplatze / Der Fortgang aus der engeren Heimat, die ihn nicht duldet / Die Besetzung Hannovers durch die Franzosen.

Nach Anlage u. Aufbau, nach gedanklicher Tiefe und seelischem Einfühlungsvermögen das Reifste, was Kohne bisher geschrieben hat.

Preis pro Band: Geheftet 3.50, Leinen 6.–

Verlag von Fr. Wilh. Grunow / Leipzig

Die Ereignisse im fernen Osten

lenken die Aufmerksamkeit auf

Die Großmächte in Ostasien

von 1894 bis 1914

Von Professor Dr. O. Franke

Geheftet M. 10,50, in Halbleinen M. 12,–

*

„Dieses Buch von der Hand des wissenschaftlich wohl am besten geschulten deutschen Chinakenners bietet weit mehr als nur ein Bild der großen Umwertung in Ostasien; es ist geradezu ein Schlüssel zum geopolitischen Verständnis der Lage in Ostasien von heute." (Münch. Neueste Nachr.)

Georg Westermann / Braunschweig / Hamburg

Westermanns Sportbücherei

Band 1: Handball und Faustball

Von W. Braungardt. Mit 25 Bildern. M. 2,20

„Vom Spielplatz für den Spielplatz“ — das ist das Motto der prächtig illustrierten Bändchen. Frischer Sportgeist weht durch die lebendige Darstellung. Ein Lehrverfahren, das die mannigfachen Spielvorgänge wunderbar deutlich werden läßt.

Band 2: Schlagball und Schleuderball

Von W. Braungardt. Mit 40 Bildern. M. 2,20

Neben der geschichtlichen Entwicklung der hier angeführten Spiele wird die Vorbereitung, Ausbildung und Spielfähigkeit des einzelnen Mannes und der Mannschaft ausführlich beschrieben. Technik und Taktik finden ihre volle Würdigung. Die neuesten Spielregeln sind dem Buche passend angegliedert.

Band 3: Rudern und Paddeln

Von R. Rauscher und O. Protzen

Mit zahlreichen Skizzen und Bildern. M. 2,20

Dem Anfänger gibt das Buch außer wertvollen Hinweisen, die beim Kauf eines Bootes zu beachten sind, eine glänzende Anleitung und Einführung in die Technik des Ruderns, so daß ihm manche Enttäuschung erspart bleibt. Aber auch der erfahrene Wassersportler wird viel Anregung für ein erfolgreiches Training daraus schöpfen.

Band 4: Bootsegeln

Von Georg Belitz. Mit 58 Textskizzen und 8 Vollbildern. M. 2,60

Der Verfasser, zur Zeit wohl der beste Kenner des gesamten deutschen Segelsportes, dem er als praktischer Segler fast ein ganzes Menschenalter gewidmet hat, gibt in dem vorliegenden Bändchen ein so rundes, abgeschlossenes Bild aller für das Bootsegeln in Frage kommenden Gebiete, daß wohl nicht nur der Anfänger, sondern auch manch älterer Segler gern einen Blick hineinwerfen und Anregung und Belehrung daraus schöpfen wird. (Die Yacht)

In Kürze erscheinen:

Band 5: **Auf dem Wasser** — Von Dr. med. Engwer

Bd. 6: **Motorrad und Kleinauto** — Von Hoffmann und Wittekind

Deutsche Wanderungen

Eine Reihe schöner Wanderbücher

herausgegeben von der Freien Lehrer-Vereinigung für Kunstpflege zu Berlin

Die Lüneburger Heide. Von Josef Galle / Das Kyffhäusergebirge und das Unstruttal. Von Paul Schneider / Das Isergebirge und sein schlesisches Vorland. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf / Westpreußische Wanderungen (Danzig, Die Weichselniederung, Die Tucheler Heide). Von Adalbert Luntowsky / Durch die Nordseemarschen zur holländischen Grenze. Von Paul Schneider / Das Altvatergebirge. Von Josef Galle / Die Insel Rügen. Von Paul Schneider

Jedes Bändchen mit zahlreichen Illustrationen und Karten M. 1,60

Wer mit offenen Augen durch unsere schöne Heimat wandert und mehr sehen will als die äußere Erscheinung — wer eindringen will in die Seele der Landschaft und ihrer Bewohner, der greife zu diesen hübschen Bändchen.

Georg Westermann / Braunschweig / Hamburg



Wissen und Welt



Westermanns Weltatlas

Mit vielen Statistiken, graphischen Darstellungen
und einem Sach- und Namenregister von etwa 50000 Namen

Dauerhaft gebunden 30 Mark

Dieses einzigartige Kartenwerk vereinigt in handlichem Aktentaschen-Format Weltgeschichte, Weltgeographie und Weltwirtschaft in besonders bearbeiteten, klaren Karten, die das Wesentliche hervorheben, und gibt graphische Darstellungen und neuestes statistisches Material. Ein Register von fast 50000 Namen, welches auch alle wichtigen Handelsartikel verzeichnet, verleiht dem ausgezeichneten Buche eine an Schnelligkeit und Zuverlässigkeit kaum zu übertreffende Orientierungskraft.

Westermanns Weltatlas
ist das unentbehrliche Rüstzeug für jeden jungen Menschen, der ins Leben tritt.

Banse's

Lexikon der Geographie

Zwei stattliche Halbleinenbände / 1579 Seiten Umfang / 16300 Stichwörter und Abbildungen

Jeder Band 30 Mark

Das von der Fachpresse nahezu rückhaltlos anerkannte Werk erweist seine Verwendbarkeit und Unentbehrlichkeit für den Laien und den Wissenschaftler immer mehr. ... vollste Sachkenntnis ... angenehme Frische des Tons ... (Reichspost / Wien)

... Als Nachschlagewerk nimmt Banses „Lexikon der Geographie" einen außerordentlich hohen Rang ein. Was Banse hier zusammengetragen und zu übersichtlichen, vielfach eindrucksvollen Darstellungen vereinigt hat, ist aller Anerkennung wert. (Welt des Kaufmanns / Wien)

Banse

Illustrierte Länderkunde

Mit farbigem Titelbild,
55 Abbildungen auf 16 Tafeln, 2 farbigen Karten, statistischem und bibliographischem Anhang

In Ganzleinen 9 Mark

Ein Werk, das die Möglichkeit bietet, die Eigenart aller Länder auf das genaueste zu erkennen und ihre vielen und feinen Nuancen zu unterscheiden. Eine Länderkunde, die nicht die ganz verschiedenartigen Ländergebiete, sowie Völker- und Kulturkreise in einen Topf wirft, sondern dem inneren Leben, der Eigenart und dem Milieu der einzelnen Länder und Völker gerecht wird.

(Neue Freie Presse)

Banse

Wüsten, Palmen und Basare

Mit Bildnis des Verfassers

In Halbleinen 6 Mark

Ein Dichter und Forschungsreisender schildert Nordafrika. Gibt einen Querschnitt durch das Land und durch die eigenen Empfindungen. Der Effekt ist ein ausgezeichnetes Buch, in dem trockene Wissenschaft durchflackert ist von eigenwilligem Erleben und in dem die hemmungslose Phantasie diszipliniert ist durch Wissenschaft. Der Stil ist knapp, erzählend, warm und unermüdlich.

(Fred Hildenbrandt in den Braunschw. Neuesten Nachr.)

Georg Westermann / Braunschweig / Hamburg



[redacted]

Das unterhaltende und doch wertvolle billige bibliophile Buch

GAUTIER

ROMANE UND NOVELLEN

Illustrierte Taschenausgabe

Jeder Band der Ausgabe ist einzeln käuflich

Karton. M. 4.50, Leinen M. 6.50, Leder M. 12.—

Gautier-Biographie (24 Seiten) kostenlos durch jede Buchhandlung oder vom

AVALUN VERLAG, HELLERAU-DRESDEN



Magerkeit wirkt unschön!!

Sie müssen voll entwickelt sein, wenn Sie den Platz **einer** Frau im Leben ausfüllen wollen. Der Mann liebt eine **entzückende**, gut **entwickelte** Frau am meisten. Welcher **Schwarm** von Männern schart sich um die üppige Tänzerin, **die nicht** zu erröten braucht, ihre herrlich gemeißelten Schultern und Arme zu enthüllen. Es ist doch so einfach durch **die „Eta-Tragolbonbons“** sein Körpergewicht in einigen Wochen **um** 10—30 Pfund zu erhöhen. Eta-Tragol schafft aber auch Nervenkraft und Blut, vermehrt die roten Blutkörperchen ganz beträchtlich. **Frl. L. B. aus Rostock schreibt:** „Eta-Tragol“ Bonbons haben sehr gut gewirkt und habe ich in 3 Wochen ca. 8 Pfund zugenommen. **Frau E. H. aus Duisburg schreibt:** „Die ‚Eta-Tragol‘ Bonbons haben bisher sehr gute Dienste geleistet und merke ich, daß sie auch die Nerven gut stärken.“ **Herr T. Sch. aus Bad Liebenstein schreibt:** „Ich bin mit Ihren „Eta-Tragol“ Bonbons zufrieden, habe einige Pfund zugenommen und werde die Tragol-Bonbons überall empfehlen.“ **Fr. G. T. aus Holzerode schreibt:** „Habe Ihre Tragol-Bonbons gegen Magerkeit gebraucht und bin sehr zufrieden damit. Habe jetzt schon genau 11 Pfund zugenommen.“ Preis 1 Karton M. 2.50 (Nachnahme) und sind nur zu beziehen von **„Eta“ Chemische Fabrik, Berlin-Pankow 126, Borkumstr. 2**

[redacted]

Wenn Sie sich nicht fürchten, die Wahrheit zu hören,

dann lassen Sie mich sie Ihnen sagen.

Gewisse Tatsachen aus Ihrer Vergangenheit und Zukunft, finanzielle Möglichkeiten und andere vertrauliche Angelegenheiten werden Ihnen durch die Astrologie, der ältesten Wissenschaft der Geschichte enthüllt. Ihre Aussichten im Leben über Glück in der Ehe, Ihre Freunde und Feinde, Erfolg in Ihren Unternehmungen und Spekulationen, Erbschaften und viele andere wichtige Fragen können durch die große Wissenschaft der Astrologie aufgeklärt werden.



Lassen Sie mich Ihnen frei aufsehenerregende Tatsachen voraussagen, welche Ihren ganzen Lebenslauf ändern und Erfolg, Glück und Vorwärtskommen bringen statt Verzweiflung und Mißgeschick, welche Ihnen jetzt entgegenstarren. Ihre astrologische Deutung wird ausführlich in einfacher Sprache geschrieben sein und aus nicht weniger als zwei ganzen Seiten bestehen. Geben Sie unbedingt Ihr Geburtsdatum an, mit Namen und Adresse in deutlicher Schrift. Sie können, wenn Sie wollen, 50 Pfennig in Briefmarken (keine Geldmünzen einschließen) mitsenden zur Bestreitung des Portos und der Schreibgebühren. Adressieren Sie Ihren Brief an Prof. ROXROY, Dept. 8059 B, Emmastraat 42, Den Haag (Holland). — Briefporto 25 Pfennig.

Stärkungsmittel Radjosan

zur Nervenstärkung und Kräftigung.

Reines Blut und gesunde Nerven sind die wichtigsten Lebensfaktoren. Zu deren Wiedererlangung und Erhaltung ist **Radjosan** ein erstklassiges Stärkungs- und Kräftigungsmittel. Zahlreiche Zeugnisse beider Geschlechter bestätigen es.

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft m. b. H. Hamburg, Radjopostfhof

Aufklärende Schriften und Zeugnisse kostenlos.

Familie Hahnekamp und ihr Freund Schnurrig

Die fröhliche Geschichte einer Befreiung. Von Hermann Krieger. In Halbleinen 5 Mark

Zu Heinrich Seidel oder Wilhelm Raabe müßten wir Hermann Krieger stellen. Es ist, als wäre Spitzweg unter die Erzähler gegangen. Nicht besser kann ich Kriegers Art bezeichnen. (Literarischer Handweiser)

Verlag Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg

Aus Bädern und Kurorten

Bad Brückenau

das Nierenbad * Wernarzer-Quelle
hervorragend heilkräftig bei harnsaur. Diathese, bei Gicht, Nieren-, Stein-, Gries- u. Blasenleiden.
Stahlquelle erprobt gegen Blutarmut, **Frauen-** und Nervenkrankheiten. Seit Jahrhunderten medizinisch bekanntes **Stahl- und Moorbad.**

Kureröffnung: 1. Mai. 12 staatl. Kurhäuser.

Eisenbahnlinie Elm-Gemünden, Lokalbahn ab Jossa, auch über Bad Kissingen und Fulda mit staatl. Postautos zu erreichen.
Auskünfte und Werbeschriften durch die Direktion des Staatlichen Bayerischen Mineralbades Brückenau in Unterfranken.

Bad Brückenau Stadt (Nordbayern od. Bayer. Rhön)

Hotel Post Bayerischer Hof

Höhenluftkurort, Quellen und Mineralbäder, Dampfheizung, Zimmer inkl. fließ. Kalt- und Warmwasser, guter und reichlicher Verpflegung von M. 6,50 bis M. 8,50 Eigene Landwirtschaft, Jagd und Fischerei. Auskunft durch den Besitzer **M. Vaitl.**

Bad Reichenhall Bayerisches Hochgebirge

Die Zufluchtsstätte aller an Asthma und Bronchitis Erkrankten

Pension Haus Erika

Solbad und Inhalatorium Salzungen (Thüringen)

Strecke: Eisenach — Meiningen

Solquellen von 5 u. 27 % Salzgehalt, stark brom- und jodhaltige Mutterlauge. — Gradierhäuser zu Kurzwecken einzigartig eingerichtet. — Pneumatische Kammern. — Kohlensäure Solbäder und Moorbäder. — Trinkkur. — Heilerfolge bei Katarrhen der Atmungsorgane, Gicht, Rheumatismus, Herz- und Frauenleiden usw. — Ausgedehnte Parkanlagen und Waldungen. — Kurkonzerte, Kurtheater, Kinderfeste usw. Prosp. d. d. Badedirektion.

Empfehlenswerte Gaststätten:

Bahnhofs-Hotel · Kurhaus · Sächs. Hof · Hotel Wältz · Hotel Kugler · Grundhof (Wald) · Pensionshaus Joos · Haunscher Hof · Stegmann · Emma Landgraf Fremdenheim Blume.



San.-Rat Dr. Bieling's Waldsanatorium Tannenhof Friedrichroda, Th.

gewährt die Behaglichkeit eines vornehm eingericht. Familienheims bei sorgfältig. ärztl. Behandl. u. vorzügl. Verpflegung. Für Nerven-, Herz- und innere Krankheit. sowie Rekonvalesz.

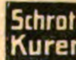
Bönigen bei Interlaken.

Brienz. See, Schweiz. Chalet.

Schöne Aussicht, herrl. Aufenthalt (Familienleb.) f. erholungsbedürft. jg. Leute der guten Gesellschaft. Unterr. a. Verlangen. Ia Verpfleg. 300 Frcs. p. Monat.

Lugano (italien. Schweiz) / Kurhaus und Erholungsheim Monte Brè

Physikalisch-diät. Kuranstalt System Lahmann. Deutsches Haus. Deutscher Arzt und Frauenärztin im Hause. Pensionspreis ca. 8 M. — Prospekte frei durch Direktor **Max Pfenning.**



Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

WESTERLAND auf SYLT

Nordseebad
von unerreichter Heilkraft

Gewaltige Meeresbrandung

Man verlange Prospekte in den Reisebureaus oder von der Städtischen Badeverwaltung.

Staatl. Stahl- und Moorbad

Bad Steben im Frankenwald

581 m ü. d. M.

Vorzügliche Heilerfolge bei Blutarmut, Bleichsucht, Herz-, Nerven- und Frauenleiden, Gicht und Rheumatismus. / Waldreiche Lage. Neues Kurhaus. / Park, Liegehalle.

Kurzeit: 4. Mai bis 10. Oktober.

Auskunft durch die Badeverwaltung.

WILDBAD

Staatl. Thermalbad im Württ. Schwarzwald.

Weltbekannter Kur- und Badeort · 430 M.ü.d.M. · Linie Pforzheim-Wildbad
Glänzend bewährt bei Gicht · Rheumatismus · Nervenleiden · Unfallbeschädigungen
Alle neuzeitlichen Kurmittel · Sport · Fischerei · Theater · Bergbahn a.d. 750 M. hohen Sommerberg
Auskunft durch Badverwaltung oder Kurverein.

Aus Bädern und Kurorten

Aus Bädern und Kurorten

Wo wohne ich während der Reise?

Neue liter. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Meister, Die. Herausgegeben vom Deutschen Meister-Bund, E. V. 6. Jahrg., Heft 1 und 4. München, Deutsche Meister-Verlag.

Meredith, G.: Der Egoist. Roman. Deutsch von Hans Reisiger. („Epikon". Eine Sammlung klassischer Romane.) Leipzig, Paul List Verlag.

v. Molo, Walter: Bodenmatz. München, Albert Langen.

Morhardt, Mathias: Die wahren Schuldigen. Übersetzt aus dem Französischen von U. v. Verschuer. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. E. Brandenburg. Geh. 4 M., Leinenband 6 M. Leipzig, Quelle & Meyer.

Much, Hans: Rings um Jerusalem. 5 M. Dachau bei München, Einhornverlag.

Neckel, Dr. G.: Altgermanische Kultur. (Wissenschaft und Bildung Nr. 208.) Geb. M. 1,60. Leipzig, Quelle & Meyer.

Paul, Adolf: Der Teufel im Exil. Geh. 3,50 M., Ganzleinen 6 M. München, Albert Langen.

Pitigrilli: „Luxusweibchen." Brosch. 3 M., geb. 4 M. Berlin, Kurt Ehrlich, Verlag.

Riekel, August: Die Philosophie der Renaissance. 4 M. München, Ernst Reinhardt.

Schneebeli, Prof. William: Denkzeichen. (1. Teil: Der Wald.) 2 M. Ravensburg, Otto Maier, Verlagsbuchhandlg.

Schrott-Fiechtl, Hans: Das heimliche Hochwetter. Eine tiroler Erzählung. Essen, Fredebeul & Koenen.

Schulz, Wilh., und Münchhausen, Frhr. v.: Kränze und Herzen. (Lieder und Balladen zur Laute.) Leipzig, Steingräber-Verlag.

Seidel, Willy: Der Gott im Treibhaus. 6 M. München, Buchenau & Reichert, Verlag.

Sommer, Dr. R.: Tierpsychologie. Mit zahlreichen Abbildungen auf zwölf Tafeln und im Text. Geh. 6 M., Leinenband 8 M. Leipzig, Quelle & Meyer.

Stern, Dr. William: Anfänge der Reifezeit. Ein Knabentagebuch in psychologischer Bearbeitung. Geheftet 2,80 M., Leinenband 3,60 M. Leipzig, Quelle & Meyer.

Studio, The. A Magazine of Fine and Applied Art. Number 384, 385, 386. Berlin, Deutsche Bauzeitung, G. m. b. H.

Walde, Gertrud: Trutz Kämpfer. Geschichte eines jungen Lebens. Leinenband 5,50 M. Leipzig, Quelle & Meyer.

Wedepohl, Gerh.: Bevensen mit Medingen. 10 Federzeichnungen. Bevensen, Friedr. Schäffer.

Wehrhahn, W.: Unsere Heimat. Band II: Wanderungen und Fahrten im Weserbergland. 3 M. Hannover, C. V. Engelhard & Co., Verlag.

Weingartner, Dr. Joseph: Bürgerfahrten (Wanderungen jenseits des Brenners). Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia.

Wurm, Dr. Alois: Von der Schönheit der Seele. 56 Seiten Text und 44 Vollbilder in Kupfertiefdruck. Ganzleinenband 12 M. München, Verlag Josef Müller.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie. Herausgegeben von Prof. Dr. R. Thurnwald, Berlin. Jährlich 4 Hefte, 15 M. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Zickel, R.: Das Lirileirapodragü oder Die neun Geschichten vom Echo. Ein phantastisches Karussell. Ganzleinenbd. 4,80 M. Frankfurt a. M., Iris-Verlag.

Zwiener, Bruno: Anno Santo. Kohlezeichnungen in Kupfertiefdruck mit einleitendem Text. 5 M. München, Verlag Josef Müller.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07818 2774






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07818 2774





